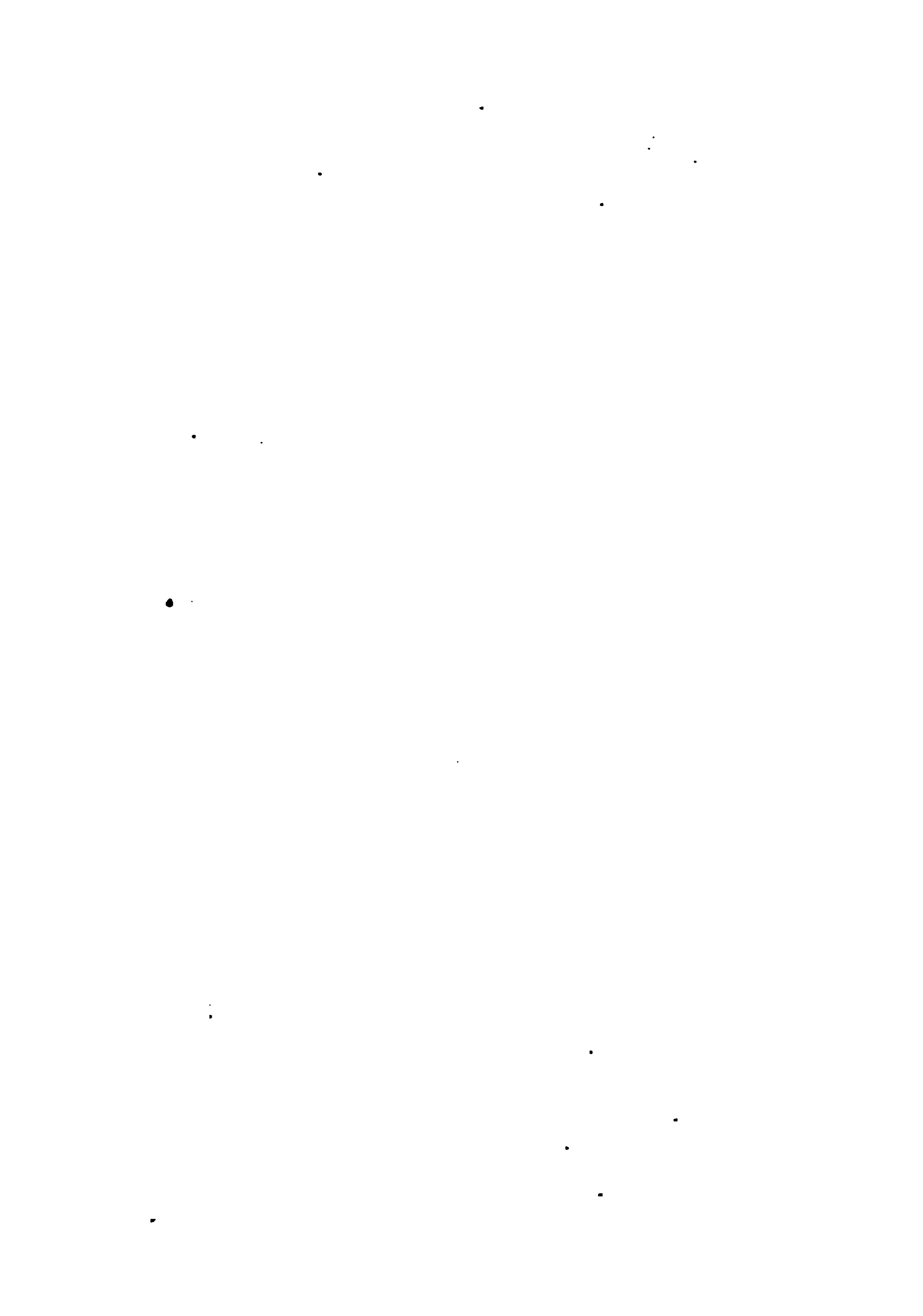
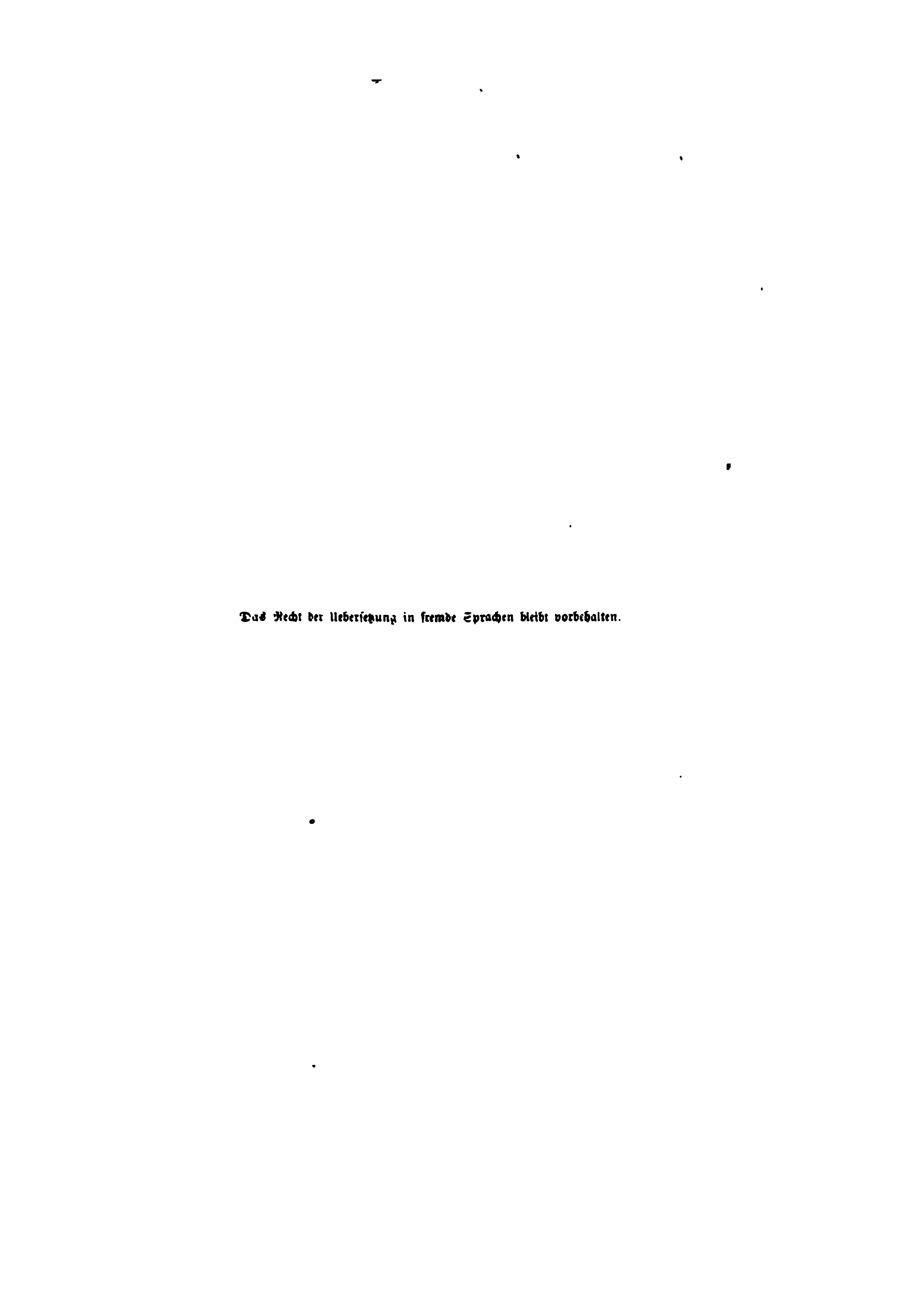












Die

Amerikaner.

Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt

von

Dr. Theodor Waitz
a. o. Professor der Philosophie zu Marburg.

Erste Hälfte.

Leipzig, 1862.
Friedrich Fleischer.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
a. o. Professor der Philosophie zu Marburg.



Dritter Theil.

Leipzig, 1862.
Friedrich Fleischer.

Vorrede.

Die Eingeborenen von Amerika hat man sehr oft geschildert, und doch sind sie im Grunde nur wenig bekannt. Sie haben dasselbe Schicksal gehabt wie so viele geschichtliche Personen und Ereignisse welche durch viel gelesene historische Romane hindurchgegangen sind, dadurch mannigfaltige Wandlungen erlitten und zuletzt ein traditionell fixirtes Bild zurückgelassen haben, um dessen Unrichtigkeit nur der Mann von Fach weiß. Das Raçenvorurtheil und das Parteiinteresse der weißen Amerikaner hat sie ebenso häufig in falschem Lichte erscheinen lassen; einzelne Reisende sind, durch die sinnliche Nähe und die Macht des unmittelbaren Eindruckes bestochen, nicht selten zu unrichtigen allgemeinen Resultaten über sie gelangt; man hat oft ein local richtiges Bild der Eingeborenen entworfen, das nicht als typisch gelten kann, und noch öfter verkannt oder übersehen daß die kümmerlichen Reste dieser Völker welche noch übrig sind, in vieler Hinsicht nur geringe Aehnlichkeit mit dem zeigen was sie in früherer Zeit waren. Dieß Alles hat zusammengewirkt um es zu keiner genügenden Darstellung derselben kommen zu lassen.

In Amerika selbst hat man einen Anlauf dazu genommen den niedergetretenen Eingeborenen wenigstens nachträglich auf dem Papiere gerecht zu werden: das große Werk von Schoolcraft, welches durchgängig auf authentischen Nachrichten beruhen sollte, war bestimmt ein allseitiges und vollständiges Bild ihres Wesens und Lebens zu liefern. Vielerlei schätzbares Detail, dessen Zuverlässigkeit indessen manches zu wünschen übrig läßt, ist darin zusammengestellt, man darf sagen, versteckt: das Ganze ist eine völlig unbearbeitete Masse von Rohmaterial und nur

nach einem äußerlichen Schematismus angeordnet; der letzte historische Theil des Werkes enthält Vieles das seit langer Zeit allgemein bekannt, Vieles das gänzlich unwichtig und nicht Weniges das unzuverlässig ist; die grobe Verschwendung die durchgängig darin herrscht, die mangelhafte Vorbildung des Verfassers für die Lösung seiner Aufgabe und die fast nirgends ganz abgelegte Befangenheit des Anglo-Amerikaners lassen mich glauben, daß es mir möglich geworden ist auf sehr ungleich kleinerem Raume für das wahre Verständniß jener Menschen erheblich mehr zu leisten.

Eine richtigere Auffassung vieler Gegenstände und eine bessere Einsicht in ihren Zusammenhang läßt sich auf dem vorliegenden Gebiete allein durch sorgfältige Vergleichung einer möglichst großen Anzahl von Einzelberichten und durch genaue Nebeneinanderstellung der Eigenthümlichkeiten möglichst vieler Völker erreichen, und wenn die wünschenswerthe Kürze der Darstellung im vorliegenden Falle auch gebot, gar manches minder Wichtige zu unterdrücken und auf gar manches minder Lehrreiche mehr nur hinzudeuten als es weiter auszuführen, so dürfte doch gerade dadurch die Sicherheit und Präcision des Gesammtbildes das sich geben ließ, wesentlich gewonnen haben. Ebenso, denke ich, wird man es billigen daß in manchen Partieen des Buches, namentlich in dem Abschnitt über Temperament und Charakter der Indianer, nicht sowohl die durchschnittlichen Leistungen, als vielmehr die hervorragenden und bedeutenden Erscheinungen herausgehoben worden sind, um die Grenze zu bezeichnen bis zu welcher sich die Fähigkeiten dieser Völker entwickelt haben.

Der Plan welcher der gegenwärtigen Arbeit zu Grunde liegt, ist in seinen Hauptzügen derselbe wie der des vorhergehenden Bandes. Eine nähere Erörterung desselben scheint an dieser Stelle um so weniger nöthig, als die Kritik über ihn sich bis jetzt nur wenig geäußert, und sich überhaupt mit dem vorliegenden Werke so sparsam beschäftigt hat, daß von dieser Seite der Fortsetzung desselben leider nur geringer Nutzen erwachsen konnte. Zur Berücksichtigung bei der Beurtheilung der gegenwärtigen Arbeit habe ich ihr hauptsächlich Folgendes zu empfehlen.

Wer eine ausführliche Untersuchung über den Ursprung der

Bevölkerung Amerika's erwartet, wird sich getäuscht finden. Es gilt in dieser Beziehung was Helps sagt: Large investigation in these doubtful matters makes men careful of coming to any conclusion.

Unter dem Neuen und Eigenthümlichen das in dem Buche geboten wird, verdient besondere Aufmerksamkeit in der ersten Hälfte das über die Religion der Indianer Gesagte und die Darstellung der historischen Schicksale der Eingeborenen, in der zweiten die Erörterung über die Cariben, über die Tupi-Guarani und die Omagua.

Die Beschränkung auf geringe Privatmittel und die Nothwendigkeit die größeren Bibliotheken Deutschlands, abgesehen von kürzeren Reisen, nur aus der Ferne zu benutzen, haben sowohl der Vollständigkeit des Materiales Eintrag gethan als auch manche wünschenswerthe Erneuerung und Revision früherer Studien abgeschnitten. Um so dankbarer muß ich der freundlichen Unterstützung gedenken, die meiner Arbeit dadurch zu theil geworden ist daß Herr Geh. Med.-Rath Heusinger in Marburg mir seine reiche Privatbibliothek auf das Bereitwilligste geöffnet hat. Kann man den Mangel an Theilnahme für ethnographisch-anthropologische Untersuchungen der gegenwärtig noch in Deutschland bei gelehrten Gesellschaften, auf den Universitäten und im wissenschaftlich gebildeten Publikum fast allgemein ist, im Interesse der Sache nur beklagen, zumal da man kleine Details europäischer Geschichte so oft als Gegenstände des höchsten Interesses behandelt sieht, so läßt sich doch wenigstens von einer ferneren Zukunft hoffen daß sie dieses Mißverhältniß beseitigen, und daß der enge Rahmen der Fachgelehrsamkeit und die Zwecke specieller Berufsbildung einmal wieder aufhören werden den wissenschaftlichen Horizont der Gebildeten fast ausschließlich zu begrenzen.

Die Literatur, welche hier für den 3. und 4. Band des Werkes zusammengefaßt worden ist, erstreckt sich nur auf dasjenige was mir zu eigener Benutzung zu Gebote stand, und macht daher keinen Anspruch darauf alle wichtigen Werke zu umfassen die über den Gegenstand vorhanden sind. Vieles das gänzlich unwichtig schien, ist ausgeschieden worden, einige bedeutenderen Werke haben hier und da noch beiläufig im Texte selbst Erwähnung gefunden. Bis-

nach einem äußerlichen Schematismus angeordnet; der letzte historische Theil des Werkes enthält Vieles das seit langer Zeit allgemein bekannt, Vieles das gänzlich unwichtig und nicht Weniges das unzuverlässig ist; die grobe Verschwendung die durchgängig darin herrscht, die mangelhafte Vorbildung des Verfassers für die Lösung seiner Aufgabe und die fast nirgends ganz abgelegte Befangenheit des Anglo-Amerikaners lassen mich glauben, daß es mir möglich geworden ist auf sehr ungleich kleinerem Raume für das wahre Verständniß jener Menschen erheblich mehr zu leisten.

Eine richtigere Auffassung vieler Gegenstände und eine bessere Einsicht in ihren Zusammenhang läßt sich auf dem vorliegenden Gebiete allein durch sorgfältige Vergleichung einer möglichst großen Anzahl von Einzelberichten und durch genaue Nebeneinanderstellung der Eigenthümlichkeiten möglichst vieler Völker erreichen, und wenn die wünschenswerthe Kürze der Darstellung im vorliegenden Falle auch gebot, gar manches minder Wichtige zu unterdrücken und auf gar manches minder Lehrreiche mehr nur hinzudeuten als es weiter auszuführen, so dürfte doch gerade dadurch die Sicherheit und Präcision des Gesammtbildes das sich geben ließ, wesentlich gewonnen haben. Ebenso, denke ich, wird man es billigen daß in manchen Partieen des Buches, namentlich in dem Abschnitt über Temperament und Charakter der Indianer, nicht sowohl die durchschnittlichen Leistungen, als vielmehr die hervorragenden und bedeutenden Erscheinungen herausgehoben worden sind, um die Grenze zu bezeichnen bis zu welcher sich die Fähigkeiten dieser Völker entwickelt haben.

Der Plan welcher der gegenwärtigen Arbeit zu Grunde liegt, ist in seinen Hauptzügen derselbe wie der des vorhergehenden Bandes. Eine nähere Erörterung desselben scheint an dieser Stelle um so weniger nöthig, als die Kritik über ihn sich bis jetzt nur wenig geäußert, und sich überhaupt mit dem vorliegenden Werke so sparsam beschäftigt hat, daß von dieser Seite der Fortsetzung desselben leider nur geringer Nutzen erwachsen konnte. Zur Berücksichtigung bei der Beurtheilung der gegenwärtigen Arbeit habe ich ihr hauptsächlich Folgendes zu empfehlen.

Wer eine ausführliche Untersuchung über den Ursprung der

Bevölkerung Amerika's erwartet, wird sich getäuscht finden. Es gilt in dieser Beziehung was Helps sagt: Large investigation in these doubtful matters makes men careful of coming to any conclusion.

Unter dem Neuen und Eigenthümlichen das in dem Buche geboten wird, verdient besondere Aufmerksamkeit in der ersten Hälfte das über die Religion der Indianer Gesagte und die Darstellung der historischen Schicksale der Eingeborenen, in der zweiten die Erörterung über die Cariben, über die Tupi-Guarani und die Omagua.

Die Beschränkung auf geringe Privatmittel und die Nothwendigkeit die größeren Bibliotheken Deutschlands, abgesehen von kürzeren Reisen, nur aus der Ferne zu benutzen, haben sowohl der Vollständigkeit des Materiales Eintrag gethan als auch manche wünschenswerthe Erneuerung und Revision früherer Studien abgeschnitten. Um so dankbarer muß ich der freundlichen Unterstützung gedenken, die meiner Arbeit dadurch zu theil geworden ist daß Herr Geh. Med.-Rath Heusinger in Marburg mir seine reiche Privatbibliothek auf das Bereitwilligste geöffnet hat. Kann man den Mangel an Theilnahme für ethnographisch-anthropologische Untersuchungen der gegenwärtig noch in Deutschland bei gelehrten Gesellschaften, auf den Universitäten und im wissenschaftlich gebildeten Publikum fast allgemein ist, im Interesse der Sache nur beklagen, zumal da man kleine Details europäischer Geschichte so oft als Gegenstände des höchsten Interesses behandelt sieht, so läßt sich doch wenigstens von einer ferneren Zukunft hoffen daß sie dieses Mißverhältniß beseitigen, und daß der enge Rahmen der Fachgelehrsamkeit und die Zwecke specieller Berufsbildung einmal wieder aufhören werden den wissenschaftlichen Horizont der Gebildeten fast ausschließlich zu begrenzen.

Die Literatur, welche hier für den 3. und 4. Band des Werkes zusammengefaßt worden ist, erstreckt sich nur auf dasjenige was mir zu eigener Benutzung zu Gebote stand, und macht daher keinen Anspruch darauf alle wichtigen Werke zu umfassen die über den Gegenstand vorhanden sind. Vieles das gänzlich unwichtig schien, ist ausgeschieden worden, einige bedeutenderen Werke haben hier und da noch beiläufig im Texte selbst Erwähnung gefunden. Bis-

weilen wurde dasselbe Werk in mehreren Ausgaben benutzt die Verschiedenes darboten. Die Citate besagen darüber das Nöthige.

Allgemeiner Bekanntes und Unbestrittenes mit ausführlichen Quellenangaben zu belegen, erschien überflüssig. Abbildungen waren entbehrlich, da mehrere Reisewerke welche in dieser Hinsicht Gelungenes geliefert haben, vor Allem die Reisen des Prinzen Maximilian zu Wied, allgemeiner verbreitet sind. Die ethnographische Karte welche man bei diesem Bande vermißt, wird dem folgenden beigegeben werden um die kartographische Darstellung Amerika's nicht zu zerreißen.

Marburg, 4. Februar 1862.

Th. Waitz.

Zusätze und Berichtigungen.

p. 6. Der Ausdruck „Messer-Apachen" ist wahrscheinlich unrichtig, da die Navajos nicht Apaches de navaja, sondern A. de navajo oder de navajoa, auch Navahoas und Navahos genannt werden und ihr Name (nach Bartlett I, 325) „Navahos" gesprochen wird. Uhde (163) zählt 9 Hauptstämme der Apachen auf.

p 7. Die Lipans erstrecken sich (nach Bartlett I, 81) von Zacatecas bis zum Colorado von Texas und streifen von der Meeresküste bis nach Neu Mexico hin. Nach Mühlenpfordt (I, 214) haben sie blondes Haar.

p. 28. Ueber die Mascoutins im Süden von Green Bay vgl. Alcedo III, 457 f.

p. 37. Die Völker von Texas sind durch die Apachen in kleine Banden zersprengt worden (Arricivita III, 20).

p. 81 u. 86. Die Verwüstung des Jagdwildes macht Espinosa (V, 22) in Neu Mexico nicht den Eingebornen, sondern nur den Spaniern zum Vorwurf, die von den erlegten Büffeln nichts als die Zungen zu essen pflegten.

p. 221. Auch was Garcilasso und nach ihm Alcedo von den Natchez erzählt, scheint unzuverlässig.

Inhalt.

Die Eskimo und ihre Verwandten.

Die Bewohner der Nordwestküste und des Oregongebietes.

Die Völker des Nordens von Süd-Amerika.

Die Eingeborenen von Brasilien.

Die Pampas-Indianer und Araucaner.

Die Chiquitos und Moxos, die Antisaner und die Völker von Maynas.

Literatur.*

Account of the provinces of R. de la Plata, translated from the Spanish. Lond. 1825.

Acosta, Joaq., Compendio hist. del descubrimiento y colonizacion de la N. Granada. Paris 1848.

Acosta, Jos. de, Hist. natural y moral de las Indias. Sevilla 1590.**

Acuña, Bericht v.d. Strom d. Amazonen (in d. Erbaul. Gesch. derer Chiquitos.)

Adair. History of the American Indians. Lond. 1775.

Albarado, P. de, Relaciones á Hern. Cortés (in: Historiadores prim. de Indias. Madrid 1852).

Alcedo, Diccionario geogr.-hist. de las Indias occid. Madr. 1786.

Alexander, L'Acadie or seven years explor. in Brit. Am. Lond. 1849.

de Alvear, Relacion de la provincia de misiones (bei de Angelis IV.)

Andrews, Journey from B. Ayres through the prov. of Cordova etc. Lond. 1827.

de Angelis, Coleccion de obras y documentos rel. á la hist. de las provincias del R. de la Plata. B. Aires 1836.

Anspach, Hist. of the Island of New Foundland. Lond. 1819.

Antiquitates Americanae ed. soc. reg. Antiq. sept. Hafniae 1837.

Apollonii, Levini, de Peruviae inventione libri V. Antverp. 1567.

Archaeologia Americana, Transactt. of the Am. Antiq. Soc. Worcester. (Massach.) 1820.

Arricivita, Cronica serafica del colegio de prop. fide de la S. Cruz de Queretaro. 2da parte. Mexico 1792.***

Assall, Nachr. üb. d. früheren Einw. v. N. Am. Herausg. v. Mone. Heidelberg 1827.

Atwater, C., The writings of —. Columbus 1833.

Azara, Voy. dans l'Am. mérid. ed. Walckenaer. Paris 1809.

Back, Narr. of the Arctic land exped. to the gr. Fish river. Lond. 1836.

Baralt, Resúmen de la hist. de Venezuela. Paris 1841.

Barber, Connecticut historical collections. New Haven 1837.

Bartlett, Personal narrative of expl. in Texas, N. Mex. N. York 1854.

Barton, Smith, New views of the origin of the tribes of Am. Phil. 1798.

Bartram, R. durch Carolina, Georgia und Florida 1773 ff. Berl. 1793.

Bayer, R. nach Peru herausg. v. Murr. Nürnb. 1776.

* Titel welche man hier vermißt, suche man in der Literaturangabe des 2. u. 5. Bandes.

** In der italienischen Uebersetzung des Werkes Venet. 1596 hat die katholische Censur Vieles im 5. Buche gestrichen.

*** Vgl. Espinosa.

Belknap, Hist. of New-Hampshire. 2d ed. Boston 1813.
Beltrami, Le Mexique. Paris 1830.
Benzoni, Hist. Indiae occidentalis, exc. Vignon 1586.
Bericht über d. Unters. einiger Theile des Mosquitolandes. Berl. 1845.
Bernau, Missionary labours in Brit. Guiana. Lond. 1847.
v. Bibra, R. in Südamerica. Mannh. 1854.
Billings, R. nach d. nördl. Gegenden v. russ. Asien und Am. Weimar 1803.
Bonnycastle, Canada and the Canadians in 1846. Lond. 1846.
Borthwick, Three years in California. Edinb. and Lond. 1857.
Bossu, Nouveaux voy. aux Indes occid. 2de éd. Paris 1768.
Boynton and Mason, Journey through Kansas. Cincinnati 1855.
Bozman, Hist. of Maryland during the three first years after its settlement. Baltimore 1811.
Brackenridge, Ansichten von Louisiana. Weimar 1818.
Brackenridge a, R. nach Südamerica (1817 f.) Lpz. 1821.
b, Early discoveries by Spaniards in New Mexico. Pitts burgh 1857.
Bradford, American antiquities. New Y. 1841.
Brantz Mayer, Mexico, Aztec Spanish and Republ. Hartford 1853.
Brasseur de Bourbourg, Hist. du Canada, de son église et de ses missions. Paris 1852.
Id., Hist. des nations civilisées du Mexique. Paris 1857.
v. Braunschweig, die altamericanischen Denkmäler 1840.
Brief, Allerhand, welche von den Missionariis der Ges. Jesu seit 1642—1726 angelangt, oder der Neue Welt-Bott. Augsb. 1726.
Bryant, Voy. en Californie trad. p. Marmier. Paris 1849.
Buchanan, Sketches of the hist., manners and customs of the N. Am. Indians. Lond. 1824.
Bullock, Six months' resid. in Mexico. Lond. 1824.
Burkart, Aufenthalt und Reisen in Mexico (1825—34). Stuttg. 1836.
Buschmann in d. Abhh. der Akad. d. Wiss. zu Berlin 1852, 1854 Suppl. II, 1855, 1856, 1857, 1859 und in d. Monatsber. ders. 1858.
Byam, Wild life in the Interior of Central America. Lond. 1849.
Cabeza de Vaca, Alvar Nuñez. Naufragios y relacion;
Id., Comentarios (in: Historiadores prim. de Indias. Madrid 1852).
Carasco, Kurze Beschr. der Provinz Mojos (in Lüdde's Ztsch. f. Erdk. III).
Carli, Briefe über Am. Gera 1785.
Cartwright, Journal of transactions and events on the Coast of Labrador. Newark 1792.
Carver, R. durch d. Innere von N. Am. (1766—68). Hamb. 1780.
Las Casas, Oeuvres acc. de notes par Llorente. Paris 1822.
Id., Umbständige Beschr. der ind. Länder so v. d. Spaniern verwüst worden. 1665.
Castañeda, Relation du voyage de Cibola (1540), éd. Ternaux. Paris 1838.
de Castelnau, Expéd. dans les parties centrales de l'Am. du Sud. Paris 1850.

Catlin, Letters and notes on the N. Am. Indians. 4th ed. Lond. 1844.
Caulin, Hist. corogr. nat. y evangelica de la Nueva Andalucia. Madrid 1779.
Champlain, Voyages de la Nouvelle France occid. Paris 1632.
Chapman, Sketch of the hist. of Wyoming. Wilkesbarre (Penns.) 1830.
Chappell, Voy. of H. M. S. Rosamond to New Foundland. Lond. 1818.
Charlevoix, Gesch. u. Beschr. v. Neu Frankreich (in d. Allg. Hist. d. Reisen).
Id., Gesch. von Paraguay. Nürnb. 1768.
Id., Hist. de S. Domingue. Paris 1730.
Chevalier, Du Mexique avant et pendant la conquête. Paris 1845.
Church, Hist. of Philip's war, with notes by S. G. Drake. 2d ed. Exeter 1834.
Cieza de Leon, La Cronica del Perú (in: Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).
Clavigero, Hist. of Mexico, transl. by Cullen. Lond. 1787.
Cochrane, Journal of a resid. in Colombia. Lond. 1825.
Colden, Hist. of the five nations. 3d ed. Lond. 1755.
Coleccion de varios documentos p. la hist. de Florida. Tom. I. Lond. 1857.
Collections of the N. York Hist. Soc. N. York 1811 ff.
Colombia, being a geogr. statist. agric. comm. and political account of that country. Lond. 1822.
Colton, Tour of the American Lakes. Lond. 1833.
Copway, The traditional history of the Ojibway nation. Lond. 1850.
de Cordova, R. nach der Magellansstraße. Weimar 1820.
Coreal, Voyages aux Indes occidentales (1666 — 97), trad. de l'Esp. Amst. 1722.
Cornejo, Expedicion al Chaco (1790), bei de Angelis IV.
Cortes, Hern., Cartas de relacion sobre la conquista de la N. España (in Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).
Cox, Ross, The Columbia river. 3d ed. Lond. 1832.
Cranz, Historie v. Grönland. 2. Aufl. Barby 1770.
de la Cruz, Viage desde el Fuerte de Ballenar hasta B. Aires (1806); Id., Descripcion de los terrenos pos. por los Peguenches (bei de Angelis I).
Davila Padilla, Varia hist. de la N. España y Florida. 2da impr. Valladolid 1634.
Davis, El Gringo or New Mexico and her people. N. York 1857.
Delafield, Inquiry into the origin of the antiquities of Am. N. York 1839.
Depons, R. in dem östl. Theile von Terrafirma (1801 — 4), im Magaz. von Reiseb. XXIX.
Desjardins, Le Pérou avant la conquête espagnole. Paris 1858.
Diaz, Bernal, Hist. de los sucesos de la conquista de la N. España (in Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).
Doblas, Memoria sobre la prov. de misiones de Ind. Guaranis (bei de Angelis III).
Dobrizhoffer, Gesch. der Abiponer. Wien 1783.

Domeyko, Araucania i sus habitantes. Santiago. 1846.
Douglas, Reise (in Forster's Gesch. d. R. n. d. N. Westküste v. Am. Berl. 1791).
Drake, The book of the Indians. 9th ed. Boston 1845.
Id., a, Hist. and antiquities of the city of Boston. Boston 1854.
Duflot de Mofras, Explor. du territoire de l'Orégon. Paris 1844.
Duhaut-Cilly, Voy. autour du monde (1826—29). Paris 1834.
Dunn, H., Guatimala in 1827—28. Lond. 1829.
Dunn, J., Hist. of the Oregon territory. Lond. 1844.
Dupaix (Lenoir et Warden), Antiquités Mexicaines. Paris 1834.
Eastman, Mrs., Dahcotah or life and legends of the Sioux. N.York 1849.
Easton, Narr. of the causes which led to Philip's war, ed. Hough. Albany 1858.
de Echevarria y Veitia, Hist. del origen de las gentes que poblaron la N. España (bei Kingsborough VIII).
Edwards, J., Observ. on the lang. of the Muhhekaneew Indians. Boston 1823.
Edwards, W. H., Voy. up the River Amazon. Lond. 1847.
Egede, P., Nachrichten v. Grönland. Kopenh. 1790.
Elliot, Grammar of the Massachusetts Indian lang. Boston 1822.
Elliott, New England history. N. York 1857.
Ellis, R. nach Hudsons-Meerbusen (1746 f.). Gött. 1750.
Emory, Notes of a military reconnaissance from Leavenworth to S. Diego. Washington 1848.
v. Eschwege, Journal v. Brasilien. Weimar 1818.
Espinosa, Chronica apostolica y seraphica de los colegios de prop. fide de N. España de Miss. Francisc. 1ra parte. Mex. 1746.
v. Etzel, Grönland, geogr. und statistisch beschrieben. Stuttg. 1860.
Ewbank in: U. S. Naval Astron. Exped. to the S. Hemisphere (1849—52) vol. II. Washingt. 1855.
Fairbanks, Hist. and antiquities of S. Augustine (Florida). N.York 1858.
Falkner, Beschr. v. Patagonien aus d. Engl. Gotha 1775.
Id., Descripcion de Patagonia, bei de Angelis I.
Fancourt, Hist. of Yucatan. Lond. 1854.
Farnham, Wanderungen über d. Felsengeb. in d. Oregon-Gebiet.
Id., Travels in the Californias. N. York. 1844.
Featherstonaugh, Excursion through the Slave states. Lond. 1844.
Federmann, Narr. de son voyage aux Indes, éd. Ternaux. Paris 1837.
v. Feldner, Reisen durch mehrere Provinzen Brasiliens. Liegnitz 1828.
Fernandez, Diego, Historia del Peru. Sevilla 1571.
Ferris, The states and territories of the West. N.York 1856.
Filson, Histoire de Kentucke, trad. p. Parraud. Paris 1785.
Franchère, Narr. of voy. to the N. W. Coast (1811—14). N.York 1854.
Fremont, Narr. of exped. to the Rocky mountains (1842). N.York 1846.
Freyreiß, Beiträge z. Kenntniß des Kaiserthums Brasilien. Frankf. 1824.
Frezier, R. nach d. Südsee und d. Küsten v. Chili, Peru und Brasil. (1711). Hamb. 1718.

Frost, Abenteuer unter den Indianern. Philad. 1854.

Funes, Ensayo de la hist. civil del Paraguay, B. Ayres y Tucuman. B. Ayres 1816.

Gage, Nouv. Relation cont. les voy. dans la N. Espagne. Amst. 1721.

Gallatin, Synopsis of the Indian tribes (in Archaeol. Am. II).

Id., On the semi-civilized nations of Mexico (in Transactt. Am. Ethnol. Soc. I).

Gama, Descr. de las dos piedras que se hallaron en la plaza principal de Mexico. 2da ed. Mexico 1832.*

Gandavo, Hist. de la province de Santa-Cruz (1576), éd. Ternaux. Paris 1837.

Garcia, Origen de los Indios. 2da impr. Madrid 1729.

Garcia, P. A., a, Diario de un viage á Salinas grandes (1810), bei de Angelis III.

Id., b, Diario de la exped. á la Sierra de la Ventana, bei de Angelis IV.

Garcilasso de la Vega, Hist. des Yncas. Amst. 1737.

Id., Hist. de la conquête de la Floride. Amst. 1737.

Gardiner, Visit to the Indians on the frontiers of Chili. Lond. 1841.

Gardner, R. im Innern Brasiliens. Dresd. u. Lpz. 1848.

Gay, Hist. fisica y politica de Chile: Documentos sobre la historia Paris 1846.

Geschichte, natürl. und bürgerl., v. Californien, aus d. Engl. v. Adelung. Lemgo 1769.

Geschichten, erbaul., derer Chiquitos u. anderer bekehrten Völker. Wien 1729.

Gilii, Nachr. vom Lande Guiana, aus d. Ital. Hamb. 1785.

Gisborne, The isthmus of Darien in 1852. Lond. 1853.

Gladstone, Bilder und Skizzen aus Kansas. Lpz. 1857.

Gomara, Hist. general de las Indias (in: Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Gordon, Hist. of Pennsylvania. Philad. 1829.

Gosse, Essai sur les déformations artificielles du crâne. Paris 1855.

Greenhow, Hist. of Oregon and California. Lond. 1844.

Gregg, Karawanenzüge durch d. Prärieen, deutsch v. Lindau 1845.

Guevara, Hist. del Paraguay, Rio de la Plata y Tucuman (bei de Angelis II).

Gumilla, Hist. nat., civ. et géographique de l'Orénoque. Avignon 1758.

Guzman, Hist. Argentina (1612), bei de Angelis I.

Hale, Ethnography and Philol. (U. S. Explor. Exped.) Philad. 1846.

Id., Indians of N. W. America (in Transactt. Am. Ethnol. Soc. II).

Halkett, Historical notes resp. the Indians of. N. America. Lond. 1825.

Hall, Extracts of a journal written on the coasts of Chili, Peru and Mexico (1820—22). 3d ed. Edinb. 1824.

Hamilton, G., R. um die Welt in der Pandora (1790—92), im Magaz. von Reiseb. XI.

* Gama, Saggio dell' astronomia, cronol. e mitologia degli antichi Messicani. Roma 1804 ist nur die Uebersetzung des ersten Theiles des oben genannten Buches.

Hamilton, J. P., R. durch d. Innere v. Columbien. Weimar 1828.

Handelmann, Gesch. der Vereinigten Staaten I. Kiel 1856.

Ders., Gesch. der Insel Hayti. Kiel 1856.

Ders., Gesch. von Brasilien. Berl. 1860.

Hardy, Travels in the Interior of Mexico. Lond. 1829.

Hartsink, Beschr. v. Guiana. Berl. 1784.

Haven, Archaeology of the United States (in Smithsonian Contribu tions 1855).

Head, Rough notes taken during journeys across the Pampas. 2d e Lond. 1826.

Hearne, R. von Prinz Wallis Fort bis z. Eismeer (1769—72). Berl. 1797

Heckewelder, Nachr. v. d. Gesch., d. Sitten und Gebräuchen der ind. Völke schaften. Gött. 1821.

Heller, Reisen in Mexico (1845—48). Lpz. 1853.

Helms, Travels from B. Ayres by Potosi to Lima (1788). 2d ed. Lon 1807.

Helps, The spanish conquest in America. Lond. 1855.

Henderson, Account of Honduras. 2d ed. Lond. 1811.

Hennepin, N. découverte d'un très grand pays dans l'Amérique. Ams 1698.

Heriot, Travels through the Canadas. Lond. 1807.

Herndon, Explor. of the valley of the Amazon. Washington 1854.

Herrera, Descripcion de las Indias occidentales. Madrid 1730.

Id., Hist. general de los hechos de los Castellanos en las islas y tier firme del mar Oceano. Madrid 1730.

Hines, Oregon, its history, condition and prospects. Buffalo 1851.

Hoffmann, A winter in the far West. Lond. 1835.

Holmberg, Ethn. Skizzen üb. d. Völker d. russ. Amerika. I. Helsingfors 185

Housselle, Descr. duorum craniorum e gente Puriana. Berol. 1822

v. Humboldt, Versuch über d. polit. Zustand v. Neuspanien. Tüb. 1809.

Ders., Ansichten der Cordilleren. Tüb. 1810.

Ders., Vues pittoresques des Cordillères et monuments des peupl de l'Am. Paris 1810.

Ders., Ansichten der Natur. Stuttg. u. Tüb. 1849.

v. Humboldt und Bonpland, R. in d. Aequinoctial-Gegenden. Stuttg. un Tüb. 1845.*

Hunter, Memoirs of a captivity among the Indians. 3d ed. Lond. 182

Hutchinson, Hist. of Massachusetts. 3d ed. Boston 1795.

James, Account of an exped. from Pittsburgh to the Rocky mountain (1819 f.) under comm. Major Long. Philad. 1823.

Ibagnez (Ibañez), Jesuitisches Reich in Paraguay. Köln 1774.

Jefferson, Beschr. v. Virginien (in Sprengel's Beiträgen VIII).

Jerez, F. de, Relacion de la conquista del Perú (in Historiad. prim. d Ind. Madr. 1852).

* Die neuere Ausgabe dieser Reise von Hauff (Stuttg. 1859) ist correcter, aber bei we tem nicht so reichhaltig als die obige, daher die Citate aus dieser meist beibehalten, mit jen aber verglichen worden sind.

Imlay, Nachr. v. d. westl. Lande d. N. Am. Freistaaten (Magaz. v. Reiseb. IX.)

Jones, Traditions of the N. American Indians. 2d ed. Lond. 1830.

Journal historique de l'établissement des Français à la Louisiane. N. Orléans 1831.

Journal of the expedd. to the north of California in 1768—70 from a Spanish Ms., publ. by Dalrymple. Lond. 1790.

Irving, J., Indian sketches. Lond. 1835.

Irving, W., Astoria. Stuttg. u. Tüb. 1838.

Juarros, Statist. and comm. history of Guatemala, transl. Lond. 1823.

Ixtlilxochitl, Hist. des Chichimèques, éd. Ternaux. Paris 1840.
Id., Cruautés des conquérants du Mexique, éd. Ternaux. Paris 1838.
Id., Relaciones bei Kingsborough vol. IX.

Kappler, Sechs Jahre in Surinam. Stuttg. 1854.

Keating, Narr. of an exped. to the source of S. Peter's River (1823) comm. M. Long. Lond. 1825.

Kendall, Narr. of an exped. across the S. W. prairies. Lond. 1845.

Kennedy, The rise, progress and prospects of Texas. Lond. 1841.

Kercheval, Hist. of the valley of Virginia. Winchester 1833.

Kingsborough, Antiquities of Mexico. Lond. 1831.*

Kohl, Kitschi-Gami od. Erzählungen vom Oberen See. Bremen 1859.

Kohlmeister and Kmoch, Journal of a voy. from Okkak to Ungava Bay. Lond. 1814.

Koppe, Drei Berichte des Cortes an Kaiser Carl V., übers. Berl. 1834.

Koster, R. in Brasilien, aus d. Engl. Weimar 1817.

Kottenkamp, Gesch. der Colonisation Amerika's. Frankf. 1850.

Kriegk, Das Land Otuquis in Bolivia. Frankf. 1838.

Kunitz, Surinam und seine Bewohner. Erfurt 1805.

de Laet, Novus orbis seu descr. Indiae occid. Lugd. Bat. 1633.

Lafitau, Moeurs des sauvages Américains. Paris 1724.

de Lahontan, Nouv. voyages dans l'Am. septentrionale. La Haye 1703.

Laudonnière, L'histoire notable de la Floride (1562—67). Paris 1853.

Lavayssé, R. nach Trinidad, Tabago und Venezuela. Weimar 1816.

Lawson, Hist. of Carolina. Lond. 1718.

Lenoir S. unter Dupaix.

Lery, R. in Brasilien, aus d. Lat. übers. Münster 1794.

Lettres édifiantes, publ. s. la direction de M. Aimé-Martin. Paris 1838.

Lewis et Clarke, Voyages, trad. p. Lallemant. Paris 1810.

Long, R. eines americ. Dolmetschers in Forster's Gesch. d. R. an d. N. Westküste v. Am. Berl. 1791.

Long, Major, S. unter James und Keating.

Loskiel, Gesch. d. Mission der evang. Brüder unter den Indianern in N. Am. Barby 1789.

Löwenstern, Le Mexique. Paris et Leips. 1843.

Lozano, Descripcion chorographica del gran Chaco. Cordoba 1733.

Ludewig, Litterature of American aboriginal languages. Lond. 1858.

* Aglio, Antiquities of Mexico ist dasselbe Werk.

Lyon, Journal of a residence and tour in Mexico (1826). Lond. 1828.

Mac Cann, Two thousand miles' ride through the Argentine Provinces Lond. 1853.

M'Coy, History of Baptist Indian Missions. Washington 1840.

Mc Culloh, Researches conc. the aboriginal hist. of America. Baltimore 1829.

M'Kenney, Memoirs with sketches of travels among the Indians. 2d ed. N. York 1846.

Id., On the origin, hist. etc. of the Indians. N. York 1846.

M'Kenney and Burns, Hist. of the Indian tribes of N. Am. London 1837.

Mackenzie, R. durch N. W. America (1789 u. 93). Hamb. 1802.

Maillard, Hist. of the republic of Texas. Lond. 1842.

Marcgravii de Liebstadt, Hist. rerum naturalium Brasil. Amst. 1648.

Markham, Cuzco and Lima. Lond. 1856.

Marquette, Récit des voy. et des découvertes du Père M. Albany (N. York) 1855.

Marquez, Due antichi monumenti di architettura Messicana. Roma 1804.

v. Martius a, Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens. München 1832.

Maw, Journal of a passage from the Pacific to the Atlantic. Lond. 1829.

Mawe, Reisen im Innern von Brasilien. Lpz. 1817.

Maximilian, Prinz zu Wied a, R. n. Brasilien (1815—17). Frankf. 1820.

Ders. b, Brasilien; Nachträge, Berichtigungen und Zus Frankf. 1850.

Ders. c, R. in das innere N. America (1832—34). Frankf. 1839.

Meares, R. v. China nach d. N. Westküste v. Am. (1788 f.) in Forster's Gesch. d. R. an d. N.Westküste. Berl. 1791.

Meinicke, Versuch einer Gesch. der Colonieen in Westindien. Weimar f831.

Memoirs of the Hist. Society of Pennsylvania. Philad. 1826 ff.

Miers, Travels in Chile and La Plata. Lond. 1826.

Minutoli, Beschr. einer alten Stadt in Guatimala. Berl. 1832.

Möllhausen, Wanderungen durch d. Prärieen und Wüsten des westl. N. Am. 2. Aufl. Lpz. 1860.

Ders. a, R. in d. Felsengebirge Nord-Amerika's. Lpz. 1861.

Molina, Essai sur l'histoire nat. du Chili, trad. p. Gruvel. Paris 1789.

Id. a, Saggio sulla storia civile del Chili. Bologna 1787.

Mollien, Voy. dans la république de Colombia. Paris 1824.

Morgan, The league of the Iroquois. Rochester 1854.

Morillo, Diario del viage al Rio Bermejo (1780), bei de Angelis VI.

Morse, Report to the Secretary of war on Indian affairs. New Haven 1822.

Morton, Crania Americana. Philad. 1839.

Mühlenpfordt, Schilderung der Republik Mejico. Hannover 1844.

Müller, J. G., Gesch. der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855.

Muratori, Relation des Missions du Paraguai, trad. Paris 1754.

Nachrichten, neue, von den Missionen der Jesuiten in Paraguay, aus dem Spanischen. Hamb. 1768.

Nachrichten von d. Halbinsel Californien v. e. Priester der Ges. Jesu. Mannh. 1772.

Navarrete, Coleccion de los viages y descubrimientos que hicieron los Españoles. Madrid 1825.

Nebel, Voy. pittoresque dans le Mexique. Paris 1836.

Neymann, Hist. seditionum quas adv. soc. Jesu Missionarios moverunt nationes Indicae. Pragae 1723.

Norman, Rambles in Yucatan. 4th ed. N. York 1844.

Nuttall, Journal of travels into the Arkansa territory. Philad. 1821.

Olmsted, Wanderungen durch Texas. Lpz. 1857.

Olshausen, das Mississippithal. Kiel 1853.

d'Orbigny, L'homme américain de l'Am. mérid. Paris 1839.

Osculati, Esplorazione delle regioni equatoriali dell' Am. (1846—48) Milano 1854.

Ovaglie (Ovalle), Hist. relatione del regno di Cile. Roma 1646.

Oviedo, Historia general y natural de las Indias. Madrid 1851.

Id., Sumario de la nat. hist. de las Indias (in Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Id., Histoire du Nicaragua, éd. Ternaux. Paris 1840.*

Id., Moeurs et coutûmes des habitans de Cueba, éd. Ternaux. Paris 1840.

Page, La Plata, the Argentine Confederation and Paraguay. Lond. 1859.

Palacios, Description de la province de Guatemala, éd. Ternaux. Paris 1840.

Parish, S. Woodbine, Buenos Ayres and the provinces of the La Plata. Lond. 1838.

Parker, Journal of an explor. tour beyond the Rocky mountains. Ithaca 1838.

Parkman, The California and Oregon trail. N. York 1849.

Id. a, History of the conspiracy of Pontiac. Lond. 1851.

Pauke, Pater, Reise in d. Missionen v. Paraguay (1749 ff.), herausg. v. Frast. Wien 1829.

Paul Wilhelm, Hzg. v. Würtemberg, erste R. n. d. nördl. Am. Stuttg. 1835.

Perrin du Lac, R. in d. beiden Louisianen (1801—3). Lpz. 1807.

Petri Martyris ab Angleria de rebus oceanicis et novo orbe decades tres. Colon. 1574.

Peschel, Gesch. des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttg. 1858.

Pfefferkorn, Beschr. der Landschaft Sonora. Köln 1794.

Pickering, über die indianischen Sprachen Amerika's. Lpz. 1834.

Piedrahita, Hist. de las conq. del nuevo reyno de Granada. Ira parte. Amberes 1688.

Pike, Voyage au Nouveau Mexique (1805—7). Paris 1812.

Pohl, R. im Innern von Brasilien. Wien 1832.

Pöppig, R. in Chile, Peru u. auf d. Amazonenstrom (1827—32). Lpz. 1835.

* Dieses und das folgende Werk sind Uebersetzungen aus Oviedo's Hist. general. lib XLII c.1 ff. u. XXIX, 26 ff.

Portlock, R. an d. N.Westküste v. Am. und um d. Welt;
Portlock und Dixon, R. um d. Welt (1785—88), in Forster's Gesch. d R. an d. N.Westküste v. Am. Berl. 1791.
de la Potherie, Hist. de l'Amérique septentr. Paris 1722.
Potter, Early history of Narragansett. Providence 1835 (Coll. of Rho Isl. Hist. Soc. III).
du Pratz, Histoire de la Louisiane. Paris 1758.
Prescott, Hist. of the conquest of Mexico. 2d ed. Lond. 1844.
Id., Hist. of the conquest of Peru. 2d ed. Lond. 1847.
Quandt, Nachr. von Surinam und seinen Einwohnern. Görlitz 1807.
Quiroga, Descripcion del Rio Paraguay (bei de Angelis II).
Rafn, Mémoire sur la découverte de l'Amérique au 10. siècle. C penh. 1843.
Ramirez, Descr. de algunos objetos del Museo nacional de antigü dades de Mexico. Mex. 1857.
Ramsey, The Annals of Tennessee. Charleston 1853.
Ramusio, Terzo volume delle navigationi et viaggi. Venet. 1565.*
Recueil de documents et mémoires sur l'hist. des possessions espagnol dans l'Amérique, éd. Ternaux. Paris 1840.
Recueil de pièces rel. à la conquête du Mexique, éd. Ternaux. Paris 18
Reichardt, Centro-Amerika. Braunschw. 1851.
Ders, Nicaragua. Braunschw. 1854.
Remesal, Hist. de la provincia de Chiapa y Guatemala. Madr. 1619
Rendu, Etudes topogr., méd. et agron. sur le Brésil. Paris 1848.
Rengger, Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay. Basel 1830.
Ders., Reise nach Paraguay. Aarau 1835.
v. Richthofen, die politischen Zustände der Republik Mexico. Berl. 1854.
Riggs, Grammar and dict. of the Dakota lang. Washington 18 (Smithson. Contrib.)
del Rio, Description of the ruins of an ancient city near Palenque (178 Lond. 1822.
Ritos antiguos, sacrificios é idolatrias de los Ind. de la N. España un Frayle Menor (1541) bei Kingsborough IX.
Rivera, Diario y derrotero de la visita general de los presidios de N España. Guathemala 1736.
Rivero y Tschudi, Antigüedades Peruanas. Viena 1851.
Roberts, Narr. of voy. on the East coast and in the Interior of Centra Am. Edinb. 1827.
Robertson, J. P. and W. P., Letterson S. America. Lond. 1843.
Rochefort, Hist. naturelle et morale des Antilles. 2d éd. Roterd. 1665
Rodriguez, El Marañon y Amazonas, hist. de los descubrimientos Madrid 1684.
Rogers, Beschr. v. N. Amerika. Berl. 1773.
Ross, J., a, Entdeckungsreise um Baffinsbai auszuforschen (1818). Lpz. 1820

---

* Nur Cartier's und Verazzano's Reisen sind daraus nach der Ausgabe Venet 1606 citirt.

Ross, J., v. Narr. of a second voy. in search of a N. W. Passage (1829—33). Lond. 1835.
Ross, J. C., Voy. in the Southern and Antarctic Regions (1839—43). Lond. 1847.
Rugendas, malerische Reise in Brasilien. Paris 1827.
Ruxton, Leben im fernen Westen. Dresd. 1852.
v. Sack, Beschr. einer R. nach Surinam (1805—7, 1810—12). Berl. 1821.
Sagard, Grand voy. du pays des Hurons. Paris 1632.
Sahagun, Hist. universal de las cosas de N. España (bei Kingsborough V und VII).
Sartorius, Mexico. Darmstadt 1859.
Scarlett, South America and the Pacific. Lond. 1838.
Scherzer, Wanderungen durch die mittelamerikanischen Freistaaten. Braunschw. 1857.
Schmidel, U., Voy. curieux dans l'Amérique (1534—54), éd. Ternaux. Paris 1837.
Schomburgk, Rob., R. in Guiana und am Orinoco. Lpz. 1841.
Schomburgk, Rich., R. in Britisch Guiana (1840—44). Lpz. 1847.
Schoolcraft, Algic Researches. N. York 1839.*
Id., Information resp. the history, condition and prospects of the Indian tribes. Philad. 1851 ff.
Semple, Sketch of the present state of Caracas. Lond. 1812.
Sepp und Böhm, Reisebeschreibung wie dieselben aus Hispanien in Paraquariam kommen. Nürnberg 1698.
Sigaud, du Climat et des maladies du Brésil. Paris 1844.
Simon, Pedro, Noticias historiales de las conquistas de tierra firme. Ia parte Cuenca 1627; IIda parte bei Kingsborough VIII.
Simpson, G., Narr. of a journey round the world (1841 f.) Lond. 1847.
Simpson, J. H., a, Journal of a milit. reconnaissance from Sta. Fé to the Navajo country. Philad. 1852.
Skinner, Voy. au Pérou, f. p. les PP. Sobreviela et Girbal (1791—94) et tableau du Pérou. Paris 1809.
de Smet, Missions de l'Oregon et voy. aux montagnes rocheuses (1845). Gand 1848.
Smith, E. R., The Araucanians. N. York 1855.
Smith, W., Hist. de la Nouvelle-York, trad. de l'Anglais. Lond. 1767.
Smyth and Lowe, Narr. of a journey from Lima to Para. Lond. 1836.
de Solis, Hist. de la conquête du Mexique, trad. de l'Esp. La Haye 1692.
Solorzano Pereira, Politica Indiana. Amberes 1703.
Sondermann, d. Mission der kirchl. Missionsges. unter d. Ind. des nordwestl. Am. Nürnberg 1847.
v. Spix und v. Martius, R. nach Brasilien (1817—20). München 1823.
Squier, Antiquities of the state of New York. Buffalo 1851.
Id., Travels in Central Am., part. in Nicaragua. N. York 1853.

* Schoolcraft, The myth of Hiawatha. Philad. 1856 ist das nämliche Buch in zweiter Auflage.

Squier a, Die Staaten von Central-Am., deutsch v. Andree. Lpz. 1856.
Squier and Davis, The ancient monuments of the Mississippi vall((Smithson. Contrib. I). Washingt. 1848.
Staden, H., Wahrhafte Historia und Beschr. einer Landschaft der Wilden Am. Marb. 1557.
Stansbury, Exped. to the great Salt Lake. Philad. 1852.
Stedmann, Nachr. von Surinam (1772—77), aus d. Engl. Hamb. 1797.
Steele, Chief of the Pilgrims, Life of W. Brewster. Philad. 1857.
Stephens, Begebenheiten auf e. R. in Yucatan, d. v. Meißner. Lpz. 1853.
Id., Reiseerlebnisse in Centralam., Chiapas und Yucatan. Lpz. 1854.
Stevenson, R. in Arauco, Chile, Peru und Columbia (1804—23). W mar 1826.
Strachey, Hist. of travaile into Virginia Britannia ed. Major. Lo don 1849.
Strangeways, Sketch of the Mosquito shore. Edinb. 1822.
Studien, atlantische, von Deutschen in Amerika. Gött. 1853 ff.
Sullivan, Hist. of the district of Maine. Boston 1795.
Talvj, Gesch. der Colonisation von Neu-England. Lpz. 1847.
Tanner, Mémoires, trad. p. E. de Blosseville. Paris 1835.
v. Tempsky, Mitla, a narr. of a journey in Mex., Guatemala and Sa vador (1853—55). Lond. 1858.
Ternaux-Compans, Essai sur la théogonie Mexicaine. Paris 1840.
du Tertre, Hist. générale des Antilles. Paris 1667.
Tezozomoc, Hist. du Mexique, trad. p. Ternaux. Paris 1847.
Thatcher, Indian biography. N. York 1836.
Thevet, Les singularitez de la France antarctique. Paris 1558.
Thompson, G. A., Narr. of an off. visit to Guatemala. Lond. 1829.
Thompson, W., Recollections of Mexico. N. York and Lond. 1846.
Thompson, Z., Hist. of the state of Vermont. Burlington 1833.
Thomson, J. L., Hist. of the wars of the United States. Philad. 185
Tietz, Brasilianische Zustände (nach gesandtschaftl. Berichten). Berl. 1839.
Timberlake, The memoirs of —. Lond. 1765.
Torquemada, Libros rituales y monarquia Indiana. Madrid 1728.
Trumbull, Hist. of Connecticut. Hartford 1797.
v. Tschudi, Peru. Reiseskizzen 1838—42. St. Gallen 1846.
Ders., die Kechua-Sprache. Wien 1853.
Uhde, die Länder am unteren Rio bravo del Norte. Hdlbg. 1861.
Ulloa, Voy. historique de l'Am. mérid. (1735 ff.). Amst. et Lpz. 1752.
Id. d, Physikalische und hist. Nachr. v. südl. und nordöstl. Am. Lpz. 178
Unanúe, Coleccion de los Mercurios referentes á las misiones de Ca marquilla. (Mercurio Peruano 1791).
Uricoechea, Memoria sobre las antigüedades Neo-Granadinas. B lin 1854.
Vail, Notice sur les Indiens de l'Am. du Nord. Paris 1840.
Valentine, Hist. of the city of N. York. N. York 1853.
Vater, Untersuch. üb. America's Bevölkerung aus d. alten Continente. Lpz. 181

Veigl, Gründl. Nachr. über die Verfassung der Landschaft v. Maynas bis z. J. 1768. Nürnb. 1798.

Velasco, J. de, Hist. del reino de Quito 1844, parte I y III;
Id, parte II, Description du royaume de Quito, éd. Ternaux. Paris 1840.

Vetancurt, Teatro Mexicano. Mex. 1698.

Viedma a, Descr. de la provincia de S. Cruz de la Sierra (1788);
b, Descr. de las reducciones de Ind. Chiriguanos (bei de Angelis III).
c, Diario de un viage á la costa de Patagonia (1780), bei de Angelis VI.

Villagutierre Sotomayor, Hist. de la conquista de la prov. de el Itza y Lacandon. Madrid 1701.

Villa-Señor, Theatro Americano, descr. gen. de los reynos y provinc. de la N. España. Mex. 1746.

Villavicencio, Geografia de la Rep. del Ecuador. N. York 1858.

Wafer, Merkw. Reisen nach d. Erdenge Darien, übers. Halle 1759.

Wagner und Scherzer, Reisen in Nordamerika. Lpz. 1854.
Dies., Die Republik Costa rica. Lpz. 1856.

Waldeck, Voy. pittoresque et archéol. dans la prov. d'Yucatan. Paris 1838.

Wallace, Narr. of travels on the Amazon and R. Negro. Lond. 1853.

Ward, Mexico im J. 1827. Weimar 1828.

Warden S. unter Dupaix.

Warren, Explorations in the Dacota country in the year 1855. Washingt. 1856.

Waterton, Wanderings in S. Am., the U. St. and the Antilles. London 1825.

Webster, Narr. of a voy. to the S. Atlantic Ocean (1828—30). London 1834.

Weddell, Voy. dans le nord de la Bolivie et du Pérou. Paris 1853.

Weld, R. durch d. Staaten v. N. Am. und Canada (1795—97), im Magaz. v. Reiseb. XX.

Wells, Explorations and adv. in Honduras. Lond. 1857.

West, Substance of a journal during a resid. at the Red River colony. Lond. 1824.

White, Hist. Collections of Georgia. N. York 1854.

Williamson, Hist. of North Carolina. Philad. 1812.

Wilson, R. A., Mexico and its religion. N. York 1855.
Id., New history of the conquest of Mexico. Philad. 1859.

Wislizenus, Denkschrift über e. R. nach Nord Mexico, aus d. Engl. Braunschweig 1850.

Wrangell, Statist. und ethnogr. Nachr. über d. russ. Besitzungen in Am. (in Bär und Helmersen, Beitr. z. Kenntniß des russ. Reichs. Petersb. 1839).

Ximenez, Las historias del origen de los Indios de Guatemala, trad. de la lengua Quiché, ed. Scherzer. Viena 1857.

Young, A., Chronicles of the first planters of Massachusetts Bay. Boston 1846.

Young, A., a, Chronicles of the Pilgrim fathers. Boston 1841.

Young, Th., Narr. of a residence on the Mosquito shore. 2d ed. L
don 1847.

Young, W., Account of the black Charaibs of St. Vincent. Lond. 1

de Zarate, Hist. de la découverte du Pérou. Paris 1724.

Zeisberger's Leben unter d. Indianern in N. Am. (Baseler Miss. Mag. 18

Zurita, A. de, Rapport sur les diff. classes des chefs de la N. Espa
éd. Ternaux. Paris 1840.

Ueber den Ursprung der Bevölkerung von Amerika hat man seit langer Zeit geforscht gemuthmaßt und gefabelt. Die fast ununterbrochene Kette von Inseln im hohen Nordwesten des Welttheiles schien nach dem Osten von Asien hinüberzuweisen; die Verbreitung polynesischer Stämme über weit entlegene Inseln der Südsee, die Kühnheit und Geschicklichkeit dieser Völker als Seefahrer in Verbindung mit der Gunst der Meeresströmungen ließ ihre Einwanderung über die Osterinsel als glaubhaft erscheinen; die historischen Seereisen der Normänner von Island an die Küsten von Neu England erlaubten sogar an eine Herleitung der Amerikaner aus Europa zu denken, und in noch geringerer Entfernung als letzteres bot sich West-Afrika dem suchenden Blicke dar. Demgemäß hat man bald die Tataren, Chinesen, Japaner oder Hindus, bald die Polynesier, bald die Normänner und Kelten, bald die Phönizier nach Amerika gelangen und dieses bevölkern lassen. Besonders eifrige und gelehrte Vertreter hat namentlich die Ansicht gefunden, daß die verlorenen zehn Stämme des Volkes Israel dieser Bevölkerung ihren Ursprung gegeben hätten.

Es lohnt nicht der Mühe diese Meinungen ernsthaft zu prüfen, die man von Haven (p. 3) und von Warden (bei Dupaix II, 80) ausführlich zusammengestellt findet bis auf die Excentricitäten Ranking's, der Mongolen in Begleitung von Elephanten zu Schiffe nach Peru und Californien fahren läßt, und Rafinesque's, welcher die Geschichte von Nordamerika seit den Zeiten der Sündfluth sehr speciell und ohne erhebliche Lücke zu erzählen weiß; es lohnt nicht der Mühe, weil man nicht den mindesten Grund hat anzunehmen daß Amerika zu einer Zeit menschenleer war, zu welcher Asien oder ein anderer Erdtheil schon eine Bevölkerung besaß. Nur solange man die Wiege des gesammten Menschengeschlechtes mit dogmatischer Sicherheit in

das südliche Asien setzte, lag eine Veranlassung vor die Bewohne
Amerika's aus der Ferne herzuleiten, und nur zu lange hat diese wi
senschaftlich unbegründete Ansicht die Völker der neuen Welt, wie de
ren Name anzudeuten schien, für jünger halten lassen als die der alter

Die Sprachen der Eingeborenen von Amerika besitzen trotz ihre
Verschiedenheit und ungeheueren Menge nach dem Urtheile der Fo
scher eine Reihe von eigenthümlichen Charakteren, die sie in Rücksic
ihres Baues ebenso bestimmt als zusammengehörig zu einem große
Ganzen als wesentlich geschieden von den Sprachen anderer Erdthei
erkennen lassen.* Amerika hat ferner seine durchaus eigenthümlic
Fauna und Flora: hätte zu irgend einer Zeit ein einigermaßen g
regelter Verkehr mit Asien oder eine periodische Einwanderung vo
dort bestanden, so könnten asiatische Hausthiere und Culturpflanze
namentlich die Cerealien und der Reis, es könnten die mannigfalti
sten Künste und Kenntnisse, vor Allem der Gebrauch des Eisens d
neuen Welt nicht gefehlt haben. Der physische Typus der Amerikan
erinnert zwar in mancher Beziehung an asiatische Völker, steht ab
doch im Wesentlichen so eigenthümlich und bestimmt ausgeprägt d
daß es gewagt scheint ihn von auswärts herzuleiten.

Diese schwer wiegenden Bedenken weisen die Annahme eines frem
ländischen Ursprunges zurück (ausführlich darüber Pott, die Ungleic
heit m. Rassen 248 ff.) und lassen es als einen Anachronismus e
scheinen daß noch neuerdings Schoolcraft (V, 87) und v. Ma
tius (Münch. Gel. Anzz. 1860 p. 327) eine entgegengesetzte Ansic
vertreten haben. Veranlaßt sind sie hierzu vielleicht durch den Vo
gang A. v. Humboldt's, welcher zwar nicht die Amerikaner au
Asien ableiten will, sondern vorsichtiger nur eine alte Verbindu
derselben mit asiatischen Völkern für unzweifelhaft bewiesen hält dur
die kosmogonischen Mythen, Monumente, Bilderschriften und gese
schaftlichen Einrichtungen (Vues des C. Introd. XI), und demgem
allen nach Asien deutenden Analogieen mit größerer Vorliebe und Wic
tigkeit nachgeht als sie zu verdienen scheinen. Lösbarer und dazu
verständiger als die Frage nach dem Ursprunge der Bevölkerung v

* Die Wortähnlichkeiten welche Latham (Nat. hist. of the varieti
of man 1850 p. 273) neuerdings zwischen amerikanischen Sprachen und i
nen der Koreaner, Japaner, Aino, Korjäken und Kamtschadalen nachzuweis
versucht hat, könnten, auch wenn sie ganz unzweifelhaft wären, doch der Ve
schiedenheit des Sprachbaues gegenüber nicht schwer in's Gewicht fallen.

Amerika ist jedenfalls die andere, ob dieser Erdtheil überhaupt irgend welche Einwanderer aus Asien, Polynesien oder Europa erhalten habe. Wenn dieß aber auch, wie wir später zeigen werden, nicht unwahrscheinlich ist, so verbieten doch die angeführten Gründe auf das Bestimmteste daran zu denken, daß ein wesentlicher oder gar der überwiegende Theil der Amerikaner von dort herstamme.

Die einheimischen Völker von Amerika theilen sich in Rücksicht der Culturstufe auf welcher sie zur Zeit der Entdeckung standen, in zwei große Gruppen: die höher gebildeten, die wir von unsrer gegenwärtigen Betrachtung ausschließen, nahmen in Nordamerika das weite mexicanische Gebiet bis nach Costa rica hinab ein, entferntere Verwandte derselben reichten einerseits bis nach Neu Mexico und Neu Californien hinauf und hatten andererseits, wie es scheint, die großen Antillen inne; in Südamerika erstreckte sich die höhere Cultur nur auf der Westseite der Cordilleren vom Hochplateau von Bogotá bis an die Grenze von Chile. Abgesehen von den bezeichneten Ländern war ganz Amerika von culturlosen Völkern bewohnt.

Wenden wir uns zunächst dem nördlichen Festlande zu, so wird die ethnographische und culturhistorische Darstellung seiner Bevölkerung, soweit diese in den Bereich der vorliegenden Untersuchung gehört, am zweckmäßigsten drei Hauptabtheilungen unterscheiden: die Eingeborenen im Osten des Felsengebirges mit Ausschluß der Länder im Nordosten und Nordwesten der Hudsonsbai, die Eskimo, die Bewohner der Nordwestküste und des Oregongebietes.

Die Eingeborenen im Osten des Felsengebirges.

I. Ethnographische Uebersicht.

Außer einer Menge von kleineren Völkern die in keinem bis jetzt nachweisbaren Verwandtschaftsverhältniß zu andern stehen, waren es fünf große Völkerstämme welche zur Zeit der Ankunft der Europäer das weite Gebiet der Vereinigten Staaten im Osten des Felsengebirges inne hatten: den ganzen Osten bis weit jenseits der großen Seen und bis nach Nord Carolina und Kentucky hinab besaßen die Algonkins, zwischen welche die Irokesen eingeschoben waren, während die Apalachischen Völker ihnen im Süden wohnten bis nach Florida;

westlich bis zum Felsengebirge lebten die Sioux oder Dakotah, ir
Westen der Hudsonsbai die Athapasken.

Wir beginnen mit den letzteren.

1) Die Athapasken und Kenai-Völker.

Die **Athapasken**, welche sich selbst Tinnė oder 'Dtinnė d. i. „Men
schen" nennen, sind im Süden von einer unregelmäßigen Linie b
grenzt die zwischen 53° und 58° schwankt. Sie läuft von der Mü
dung des Churchill-Flusses zu dessen Quelle, dann längs des Gebirg
zuges der den Nordarm des Saskatchewan vom Athapaska-Fluß
trennt bis zum Felsengebirge und von da nach Westen, bis sie sich i
52½° dem stillen Ocean auf 100 engl. Meilen nähert. Bis an d
Hudsonsbai treten die Athapasken in 59 bis 61½° heran und be
ßen nach Richardson die Mündung des Churchill-Flusses (Busch
mann Monatsb. 1848 p. 477. Ebendas. p. 468 eine genaue Beschre
bung der Südgrenze der Athapasken nach Gallatin's Karte). I
späterer Zeit ist ihnen das Gebiet des Athapaska-Flusses durch d
Knistino entrissen worden (Gallatin). Im Westen gehen sie über d
Felsengebirge hinüber und grenzen mit den Koloschen zusammen E
sie endlich im Norden von Mount Elias an die Küste herantreten
der Nähe der Mündung des Atnah- oder Kupferflusses. Völker d
athapaskischen Stammes besitzen ferner die Halbinsel Kenai mit Au
nahme der Südküste und erstrecken sich oberhalb derselben von d
Zuflüssen des Kupferflusses bis zu den Zuflüssen des Kuskokwim u
bis in das Gebiet des oberen und mittleren Kwichpakh. Wahrschei
lich gehört ihnen auch das Innere des Landes bis an den unteren M
ckenzie, von welchem nach Osten hin überall die Eskimo ihre nörd
chen Nachbarn sind. Außer diesem geschlossenen großen Gebiete leb
einzelne Völker des Athapasken-Stammes von der Hauptmasse getren
am Columbia und weiter südlich.

Die einzelnen Glieder aus denen diese Völkerfamilie besteht, si
folgende.

Die eigentlichen Athapasken.

Das Hauptvolk im Osten sind die Chepewyans, oft unter de
Namen der Chippeways mit dem fast gleichnamigen Algonkinvol
der Ojibways, verwechselt; sie nennen sich selbst Saw-eessaw-dinn
„Männer der aufgehenden Sonne" (people who face the rising su

— Gallatin), eine Benennung die auf eine Einwanderung von Osten zu deuten scheint, sich aber auch auf die Herkunft von Westen nach Osten beziehen kann, wenn sie nicht etwa bloß bezeichnen soll daß dieses Volk das östlichste unter allen seinen Stammgenossen ist. Sie leben hauptsächlich im Norden des Athapaska-See's, reichen jedoch auch in den Süden desselben hinab. Nach Richardson ist der Churchill oder Missinippi ihre Südgrenze (Buschmann a. a. O. 476). Mackenzie giebt in Folge der Siege der Knistino nur das Land von 60—65° n. B. u. 100—110° w. L. als ihr Gebiet an. Daß die Nord-Indianer (Northern Indians) an der Hudsonsbai unter 59—61° (Gallatin), vom Churchill weit nach Westen und zwischen 59 und 68° n. B. wohnend (Hearne 271), mit den Chepewyans identisch sind, ist noch nicht vollkommen sicher, aber wahrscheinlich. Sie sind sprachlich sehr wenig verschieden von den Kupferminen-Indianern, welche am Westufer des gleichnamigen Flusses leben, während sie in früherer Zeit den Süden des Gr. Sklavensee's einnahmen.

Die Hundsrippen-Indianer, von den Knistino auch Sklaven genannt, im Norden und Nordwesten des Gr. Sklavensee's, sind die westlichen Nachbarn der Gelbmesser-Indianer, welche früher die Unterdrücker, jetzt die Unterdrückten, durch jene stark gelitten haben (Back 457). Die Hasen-Indianer im Osten des Mackenzie unter 65—66½° und gegen den Gr. Bärensee hin (Gallatin) sind sprachlich von den Hundsrippen kaum verschieden (Buschmann a. a. O. nach Richardson).

Die Biber-Indianer leben am Peace R. unter 56—59° und westlich von diesem bis zum Felsengebirge; als ihre südlichen Nachbarn werden die Berg-Indianer oder Strong-bows genannt (Gallatin), welche vielleicht identisch sind mit den Sikani oder Sicaunies, da Morse (Append. 334) diese letzteren unter 55—56° n. B. und 121° w. L. an das Felsengebirge setzt auf dessen Ostseite sie wohnen (Hale), und sie nur als dialektisch verschieden von den Biber-Indianern bezeichnet. Letzteres bestätigend fügt Buschmann hinzu (Abhh. 1859 p. 519) daß ihre Sprachen trotz starker Abweichungen doch dem Athapaskenstamme angehören.

Ein ferneres Glied dieser Familie bilden die Sarsees oder Sussees zwischen den Quellen des Athapaska-Flusses und Saskatchewan, welche in alter Zeit ihrer Sage nach über das Meer gekommen sind (de Smet 252

note); ein anderes die Tacullies, Takhalis d.i. „Menschen die auf'
Wasser gehen" (Morse App. 348) oder Carriers zwischen dem Fel
sengebirge und Küstengebirge von 52½—56° (Hale). Zu ihnen ge
hören die Chilcotin, Slowercus, Dinais, Nascud, Dinnee, Talcotin
am oberen Fraser-Fluß und dessen Nebenflüssen (Cox II, 322 ff., 344)
Auch die Nagailers, die am südlichen Salmon River die Nachbarn de
Bellichoola sind und im Innern bis Flatbow Lake reichen, wo s
mit den Kutannies zusammenstoßen, sind sprachlich identisch mit de
Tacullies (Scouler in L'Institut 1847 II, 45). Mit Ausnahme de
Landes der Atnah im Süden und Südosten von Neu Caledonien sol
die Sprache der Chippewyans von der Nordost-Quelle des Desertar'
River in 50½° n. B. bis zur Hudsonsbai überall verstanden werde
(Cox a. a. O.). Zu diesem Sprachstamm gehören ferner, den Takhal
zunächst sich anschließend (Buschmann 1854 p. 612), die Tlat
skanai und Kwalihoqua, diese nördlich, jene südlich von der Co
lumbia-Mündung und beide von einander getrennt durch den Flu
und das Volk der Chinook; dann die Umpqua oder Umkwa in 43'
n. B. an dem Flusse ihres Namens, doch nicht das Meer erreichend.

Ebenfalls getrennt von der in sich zusammenhängenden große
Masse der Athapasken, obwohl sprachlich mit ihnen zusammengehörig
sind die Hoopah im nördlichen Theile von Neu Californien und di
Apachen, deren Sprache sich in vier Zweige spaltet: allgemeine
Apache, Apache der Kupfergruben, Pinaleño und Xicarilla (fälsch
lich Ticorilla genannt — Buschmann Abhh. 1859 p. 510, über di
einzelnen Stämme und ihre geographische Vertheilung ebendas. 185
p. 303 ff. Die Angaben über die Sitze der einzelnen Stämme bei Müh
lenpfordt I, 211 und II, 537 stimmen nicht durchgängig miteinande
überein). Die Apachen werden von Torquemada (V, 40) als die ur
sprünglichen Bewohner des südlichen Theiles von Neu Californie
bezeichnet: daher wurden sie die Feinde und Verwüster der in der er
sten Hälfte des 17. Jahrhunderts dort gegründeten Missionen. Nac
ihrer eigenen Sage sind sie von Norden hergekommen (Schoolcr. V, 202)
ebenso wollen die ihnen stammverwandten Navajos, die von de
Spaniern in früherer Zeit Apaches de navajo, Messer-Apachen ge
nannt wurden (de Laet VI, 26 nach Benavides), „aus dem Wasse
weit im Norden" entsprungen sein (Davis 413), und wir dürfen s
demgemäß mit einiger Wahrscheinlichkeit als weit nach Süden vor

geschobene Zweige des Athapaskenstammes, nicht als im Süden sitzen gebliebene Reste der nach Norden gedrungenen Hauptmasse betrachten. Daß sie Gregg (I, 182) für Nachkommen der Azteken hält, ist ein Irrthum der sich daraus erklärt, daß sie in ihr jetziges Land aus dem sogenannten Montezuma-Thal im Nordosten eingewandert sind (Eaton bei Schoolcr. IV, 218), und noch jetzt ein rundes rohes Götzenbild von gegerbtem Leder und mit menschenähnlichem Gesichte unter dem Namen des Montezuma verehren (Davis 395). Die Apachen verbreiten sich nach Buschmann (1854 p. 298) vom Westen des Colorado und von Californien her bis nach Texas, im Norden und Nordosten von Sonora wie auch nördlich vom mittleren und oberen Gila, in Chihuahua, Coahuila und Texas. Indessen scheinen sie in neuerer Zeit nicht leicht über den unteren Gila nach Westen hinauszugehen, während die Länder am mittleren und oberen Lauf dieses Flusses ihr Hauptsitz sind. Sie schweifen umher zwischen Albuquerque im Norden bis 200 engl. Meilen nach Süden von El Paso del Norte und von den Grenzen von Sonora bis zu den Weißen Bergen im Osten (Pike II, 95, Schoolcr. V, 207). Ihr Gebiet liegt zwischen 30 und 38° n. B., 103 und 114° w. L. Gr., doch überschreiten sie dasselbe häufig in ihren Streifereien (Möllhausen 227). Unter Mescaleros werden gewöhnlich die Apachen auf der Ostseite des R. del Norte verstanden (Buschmann a. a. O. 301); die Xicarillas oder Jicarillas lebten nach Villa-Señor 100 leguas nördlich von Taos, wogegen sie von Andern in den bolson de Mapimi oder auch in die Berge im Osten des R. del Norte gesetzt werden (ders. 1857 p. 274); das Gebiet der Navajos zwischen dem genannten Flusse und dem Colorado westlich von Santa Fé, zwischen 36 und 38° wird durch die S. de los Mimbres halbirt (ders. 1854 p. 293 und Backus bei Schoolcr. IV, 209, Gregg I, 182). Endlich sind noch die Lipanes oder Lipanis zu erwähnen die mit den Apaches Ipandes identisch sind, wie aus Arricivita hervorgeht (Buschmann 1854 p. 307). Sie lebten früher in der Nähe der Mündung des R. Grande (ebendas. 434), nämlich nach Aransas Bai und Corpus Christi hin (Kennedy I, 349), jetzt zwischen dem ersteren Flusse und den Quellen des Nueces (Morse) oder nach einer andern Angabe im nordwestlichen Texas am Red River und im Quellgebiet des Colorado von Texas (Maillard II, 252).

Kehren wir nach dieser Abschweifung in den Süden, zu der uns

die Verfolgung der Athapaskenvölker genöthigt hat, nach Norden zurück, so finden wir dort in den Digothi oder Loucheux an der Mündung, nach Andern auf beiden Ufern des Mackenzie, hauptsächlich aber im Westen desselben (65—67° n. B., 126—134° w. L. auf Gallatin's Karte), noch ein Glied dieser großen Familie, dessen Sprachverwandtschaft zu den übrigen allerdings nur eine entferntere ist (Buschmann Monatsb. p. 484). Richardson hat sie mit den Kutchin am Yukon oder oberen Kwichpakh für identisch erklärt, welche unzweifelhaft Athapasken sind, doch ist diese Identität noch nicht genügend festgestellt (ders. 1854 p. 713, 1859 p. 532).

Den eigentlichen Athapasken hat Buschmann's Entdeckung als einen zweiten Hauptstamm hinzugefügt:

Die Kenai-Völker.

Die Kenai-Sprachen stehen den athapaskischen trotz unzweifelhafter Verwandtschaft ziemlich fern und haben vielfach koloschische Wörter in sich aufgenommen, wie sich auch in den Koloschen-Sprachen einige athapaskische finden (Buschm. 1855 p. 256 ff.). Zu diesem zweiten Hauptstamme gehören die Kenaier oder Kenaizer, Thnaina von Tnai „Mensch", d. i. Tinnė, sich selbst nennend (ebend. 252), auf der Kenai-Insel mit Ausnahme der ganzen Südküste welche den Tschugatschen gehört, und von dort nach Westen bis an die Zuflüsse des Kuskokwim (Holmberg 6). Ferner die Inkilik und Inkalit (Inkalichljuaten) und wahrscheinlich auch die mit ihnen am oberen und mittleren Kwichpakh wohnenden Junnakachotana, Junnachotana, Jugelnuten und Thljegonchotana (ebend. und Buschm. 1854 p. 705): dann die Golzanen oder Koltschanen (d. i. „Fremdlinge" in der Atnah-Sprache) zwischen den Quellflüssen des Kuskokwim und den nördlichen Zuflüssen des Atnah- oder Kupferflusses, wogegen die Kuskokwimen und Kwichpakhs von Wenjaminow irrthümlich zum Kenaistamm gerechnet worden sind (Erman's Archiv VII, 126, Buschmann 1854 p. 702). Zu den Kenai sind ferner zu zählen, die Atnah oder Atnacht an dem Flusse ihres Namens, welche gar keine Verwandtschaft mit den später zu erwähnenden Atnah in Neu Caledonien unter 50—52½° haben (ders. 1854 p. 690, 1857 p. 321); endlich die Ugalenzen (Ugaljachmiuten), deren Sprache einen bedeutenden koloschischen Bestandtheil besitzt (ebend. 1854 p. 683), daher sie Rad-

loff (Bullet. Acad. St. Petersb. XV, 26) eher den Koloschen als den Athapasken anschließen wollte. Ihr Wohnsitz ist in einer Bucht gegenüber der Kajak-Insel, im Sommer am rechten Ufer des Kupferflusses (Holmberg 4).

2) Die Algonkin und Irokesen.

Um die Uebersicht zu erleichtern nehmen wir im Folgenden die Algonkin und **Irokesen** zusammen, da sie, obwohl zwei völlig verschiedene Völkerfamilien, doch räumlich und historisch vielfach ineinandergreifen. Die Grenzen der ersteren, welche die letzteren fast ganz umschlossen, waren im Osten das Meer, dessen Küste sie von Neufundland bis zur Breite von Cap Hatteras inne hatten, im Norden die Eskimo. Im äußersten Südosten reichte das südlichste Irokesenvolk bis über den Neuse-Fluß, und weiter westlich das südlichste Glied der Algonkin bis über den Cumberland hinüber, während das Gebiet des Tennessee andern Völkern gehörte. Die Westgrenze lief von der Mündung des Ohio am Mississippi hin bis in den Norden der Mündung des Wisconsin, von da in ältester Zeit nach dem Westufer des Michigan unterhalb des Winebagoe See's, trat wahrscheinlich bis auf geringe Entfernung an die Süd- und Westseite zum Oberen See heran und ging dann über den Red R. westlich bis zu den Quellen des Qu'apelle R. und den Red deer Hills am Saskatchewan, endlich von hier zu den Black Hills am Missouri und von dessen Quellen am Felsengebirge bis zur Grenze der Athapasken.

Der Name der Algonkins scheint allerdings nur von einem einzelnen Volke auf die ganze Völkerfamilie übertragen zu sein, aber unbegründet ist Heckewelder's (165) Tadel, der ihn auf Lahontan zurückführt, da er schon bei de Laet (II, 11), zuerst bei Champlain (I, 281) vorkommt, der die Algommequins von 41—48 oder 49° und ungefähr 450 lieues von Osten nach Westen reichen läßt. Das Volk der Algonkins, nach Schoolcraft (V, 144) identisch mit den Nipissings oder Nipissiriniens und den Ojibways, ist frühzeitig aus der Geschichte verschwunden und wahrscheinlich größtentheils in den Irokesenkriegen zu Grunde gegangen, gleich vielen andern. Doch finden sich noch 1778 Algonkins in der Nähe von Three Rivers erwähnt (Hutchins. bei Schoolcr. VI, 714). Die Sage einer Einwanderung

von Westen her findet sich bei den Algonkinvölkern vielfach, namentlich bei den Lenni Lenape. Für Schoolcraft's Vermuthung (V, 39) daß sie von Süden gekommen seien, scheint es an jedem Wahrscheinlichkeitsgrunde zu mangeln.

Ob die Eingeborenen von Neufundland zum Algonkinstamme gehörten, ist zweifelhaft. Sie hielten sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. auch in Süden und Osten der Insel auf, scheinen sich aber vor den Europäern nach Norden und Westen zurückgezogen zu haben (de Laet II, 2). Den Süden des Landes fand man schon um 1583 menschenleer (Anspach 65). Sie sind bloß noch in geringer Anzahl vorhanden und nur im Nordosten und Nordwesten hauptsächlich zwischen C. Freels und C. John (Cartwright I, 5) bisweilen anzutreffen. Gewöhnlich werden sie „rothe Indianer" (Red Indians) genannt, sind denen des Festlandes ähnlich und den Weißen früher äußerst feindlich gewesen, wenigstens haben die englischen Fischer sie auszurotten gestrebt. Die Micmac, von denen sie verschieden sind, kamen erst um 1780 (ob zum ersten Male, wissen wir nicht) zu ihnen herüber von C. Breton nach St. George's Bay und ließen sich nach geschlossenem Frieden bei ihnen nieder (Cartwright und Chappell 169 f., 181, 76). Die Indianer im Innern von Labrador, gewöhnlich als Mountaineers oder Montagnärds bezeichnet, lassen sich mit größerer Sicherheit als Algonkins ansprechen, obwohl der Name selbst unbestimmt und ohne ethnographische Bedeutung ist. La Potherie (II, 5 ff., 66) erwähnt sie nördlich von Saguenay, nennt Michapous, dessen Hauptaufenthalt in Michillimakinak sei, als ihr höchstes Wesen und legt ihnen die Schöpfungssage bei die man sonst allgemein den Ojibway und Ottawa zugeschrieben findet. — Ihre Zugehörigkeit zu den Algonkins ist hierdurch genügend angedeutet, wogegen diese als zweifelhafter erscheint in Rücksicht der Mountaineers welche Cartwright neben den Nescaupic-Indianern im Innern von Labrador nennt mit der Bemerkung daß sie nach Norden bis in die Gegend von Ivucktoke und Nevile Isl., bisweilen auch nach Neufundland hinübergingen. Wenn man auch die Chippewyans am Westufer der Hudsonsbai als Montagnais bezeichnet hat (N. Ann. des v. 1852 IV, 317), so beruht dieß wohl nur auf einem Mißverständniß. Gallatin nennt als die Bewohner der Nordküste des Golfes von St. Lorenz die Sheshatapoosh und Scoffies.

Die Micmac hatten die ganze Nordküste von Neu Braunschweig inne, Gaspe, Pr. Edward's Island, C. Breton, N. Scotia und in späterer Zeit einen Theil von Neufundland (Schoolcr. V, 676), nach Gallatin (Transactt. Am. Ethnol. Soc. II, p. CIII) auch das Westufer des Golfes von St. Lorenz nebst dessen Zuflüssen. Die Etchemin im Flußgebiete des S. John und bis zum Penobscot rechnet letzterer ebenfalls zu den Algonkins, während Schoolcraft (V, 674) bemerkt daß die Milicite-Indianer am St. John, von Champlain (1604) unter dem Namen der Etchemons erwähnt, die Sprache der Huronen redeten und also zum Irokesenstamme gehörten. Im Texte bei Champlain scheint sich eine Aeußerung dieser Art nicht zu finden, wohl aber giebt die Karte in der Ausgabe seiner Reisen von 1613, welche Montagnais in die Gegend von Quebec setzt, zwei rivières des Etchemins an, den einen Fluß oberhalb Quebec in den S. Lorenz mündend und von Süden kommend, den anderen weiter östlich N. Scotia gegenüber das Meer erreichend (den S. John): die Anwohner des ersteren mögen demnach wohl zu den Irokesen, die des zweiten zu den Algonkins gehört haben. Der Name, den de Laet II, 17 Estechemins schreibt, soll französischen Ursprungs sein und collectiv die Indianer vom St. John bis zum Kennebeck umfassen, deren einzelne Stämme, Penobscot, Norridgewock u. s. f. verschwunden sind; nur von den Penobscot waren im J. 1795 noch 300 übrig, die ihre Erhaltung dem Umstande verdankten daß sie sich unter den Schutz der Kolonieen gestellt hatten (Sullivan 55, 88, 95). Die Völker des südwestlichen Theiles von Maine im Osten des Saco, welche die Sprache der Indianer von Neu England nicht verstanden, namentlich die Pickwoket und Ossipee am Saco waren sprachlich identisch mit den Penobscot und Norridgewock (ebend. 265) und wurden von den Franzosen Abenakis (verstümmelt aus Wapanackki „Männer des Ostens“ nach Heckewelder 24) genannt. Ihre Sprache war nach Gallatin mit der der Micmac nahe verwandt. Champlain (II, 176 f. sonst) giebt die Obenaquiouoit oder Abenaquiois 7 — 8 Tagereisen südlich von den damaligen französischen Niederlassungen an. Einige Abenakis wohnten schon um 1689 nur 3 lieues von Quebec entfernt, sie waren wohl durch Vermittelung der französischen Jesuiten-Missionäre dahin übergesiedelt, die Hauptmasse lebte aber am Kennebeck (Lettres édif. I, 675, 689). In späterer Zeit namentlich 1703 und 1724 zer-

streuten sie sich, zogen meist nach Norden und lebten unter katholischen Missionären zwischen dem Penobscot und S. John (Brasseur II, 81 Schoolcr. VI, 734). Von den Kolonisten in Neu England wurden die Eingeborenen des südwestlichen Maine Tarrateens genannt, insbesondere die am Kennebeck (Hutchinson I, 404). Eine abweichende Angabe nach John Smith findet sich hierüber nur bei de Laet (III, 3 u. 8), welcher zwar die Wapenokis (Wapanachki) in den Osten von Neu England, die Tarentins aber in den Osten und die Bessabes in den Westen des Penobscot setzt. Die Namen der Völker von Maine um's J. 1616 finden sich bei Morse Append. 67.

Im Westen der bisher betrachteten Völker gehören zu demselben Stamme die Knistino (Kenistinaux) oder Crees, welche Mackenzie von der Küste von Labrador am Lorenzstrom bis nach Montreal heraufgehen läßt; von da ziehe sich ihre Grenze am Uttawas über dessen Quelle zur Wasserscheide des Oberen See's und der Hudsonsbai, dann nach dem Winipeg See hin, von da an den Saskatchewan bis nach Fort George, dann zur Mündung des Athapaska-Flusses und endlich östlich über Isle à la Crosse nach Churchill, so daß sie also die südöstlichen Nachbarn der Athapasken sind, die, wie schon erwähnt, von ihnen in neuerer Zeit nach Norden zurückgedrängt worden sind. Früher scheinen sie weiter im Süden gesessen zu haben, denn La Potherie (I, 174) giebt in der Nähe von Fort Nelson die Ouenebigonhelinis (Winipegs?) „die Leute vom Meeresufer“, die Monsaunis, und 160 lieues entfernt von jenem Fort an den großen Seen die Christinaux oder Kricqs d. h. „Wilde“ an. Simpson (I, 86) spricht von großen Eroberungen die sie zu Anfang des 19. Jahrh. gemacht hätten bis zum Polarkreis hin und bis jenseits des Felsengebirges, doch seien diese nicht von Dauer gewesen. Ein Zweig von ihnen sind die Swampies an der Hudsonsbai, die den Ojibways nahe sprachverwandt sind (ebend. I, 52). Sich selbst nennen die Knistino Naehiåok (Prinz Maximil.).

Die Ojibway (Ojjibeways, Outchibouecs von Pater Allouez gewöhnlich Chippeways oder Chippewas genannt) wurden im J. 1665 von den französischen Jesuiten am Oberen See gefunden (Brasseur I 122). Nach Copway, der sie am genauesten kennen gelernt und geschildert hat, waren um 1610 der Huron- und Michigan-See ihre östliche, der Bergzug zwischen dem Oberen See (Keche gumme, Kit-

schi gami) und Frozen Bay ihre nördliche Grenze, die westliche wurde durch einen Wald gebildet, der an die Prärieen stieß, die südliche durch ein Thal das vom Oberen See nach dem südlichen Theile von Michigan läuft. Red Lake und Sandy Lake im Westen des obern See's gelten ihnen sehr allgemein für die Heimath ihrer Väter. Wie die meisten anderen Völker sollen sie von Westen gekommen sein und sich in West-Canada erst im J. 1634 f. niedergelassen haben (ders. 20). Schoolcraft V, 147, VI, 387) giebt an sie seien ihrer Sage nach in alter Zeit von Osten gekommen, anderwärts (ebend. I, 19) erzählt er dagegen, sie behaupteten von Westen und zwar über das Meer gekommen zu sein. Die Tradition von einer Wanderung über einen großen See fand auch Dunn (103) bei ihnen. Da sie den Nordwestwind den „Heimathswind" nennen (Kohl I, 209, was Schoolcr. A. R. I, 23 mit der Herkunft von Osten so vereinigt, daß jener den Weg der Wanderung rückwärts durchlaufe!) und Copway wohl der sicherere Gewährsmann ist, hat es mehr für sich ihre Heimath im Westen zu suchen, obwohl die Lage des Ottawa-Flusses der in den Lorenzstrom mündet auf eine Herkunft dieser Völker von Osten hinzudeuten scheint und der Huron See früher den Namen Odawa-See gehabt haben soll, da die Ottawas dort die Manitoulin-Inseln bewohnten (Schoolcr. VI, 200). Nach Parkman (a, 299) nahmen sie den östlichen Theil von Michigan, die Ottáwa dagegen, welche erst um 1613 sich von ihnen abgelöst haben sollen (Copway 22), den westlichen als ihr Eigenthum in Anspruch. Morse (Append. 93) setzt die Heimath der letzteren an den Erie See. Sie sind indessen 1671 vom Oberen See herüber nach Mackinaw gekommen (Schoolcr. VI, 734). Die Pottowatomie, das dritte Volk welches mit jenen beiden dieselbe Sprache in verschiedenen Dialekten spricht und früher ein gemeinschaftliches Rathsfeuer mit ihnen hatte (vgl. Drake V, 141) sollen sich für die Urbewohner des Landes am Michigan See halten (Keating I, 106), doch müssen sie schon frühzeitig nach Süden vorgerückt sein, da La Salle 1678 sie als Nachbarn der Illinois nennt. Die Namen welche sich diese drei Völker selbst beilegen schreibt Morse (Append. 397): Ochippewa, Ottawa und Pootahwattahme. Um 1820 lebten die Ojibway um Saginaw Bai am Huron See und westlich von Mackinaw nach dem Mississippi hin, außerdem mit Ottawa zusammen auf der Westseite des Michigan See's, dessen Ostseite die letzteren inne hatten, und

mit Pottowatomie zusammen welche die Umgegend von Chicago und die ganze nördliche Hälfte von Indiana einnahmen (ebend. 362); aber sie betrachteten noch zu dieser Zeit ein viel größeres Gebiet, das dem Oberen und Winipeg See ganz in sich schloß (dessen Abgrenzung bei Keating II, 152), als ihr Eigenthum. Ojibways und Ottawas sind so eng mit einander verbunden, daß sie da wo sie zusammen leben, sogar ihr Land als gemeinschaftliches Eigenthum ansehen (Morse Append. 46). Da die Ojibways 1837, 1847, 1854 einen großen Theil ihres Landes an die Vereinigten Staaten abgetreten haben (Näheres darüber in d. Ztschrft. f. Allg. Erdk. IV, 93) sind sie zum Theil weiter nach Westen bis über den Red River des Winipeg See's zurückgezogen. Ihnen nahe verwandt und bisweilen mit ihnen identificirt sind die Mississaugie und die Saulteux, vom Sault Ste. Marie am Ostende des Oberen See's benannt; als eine Bande der Ojibways werden auch die Pillagers oder Mukkundwas bezeichnet (Schoolcr. V, 184). Auch die Missinsig am Nordostende des Ontario (Gallatin) sind hier noch zu nennen.

Wenden wir uns jetzt nach der Küste von Neu England, so lebten dort vom Piscataqua bis zum Connecticut-Flusse nahe verwandte Völker die sich gegenseitig ziemlich leicht verstanden (Hutchinson I, 423), ja alle Völker der Neu England-Staaten redeten im Wesentlichen dieselbe Sprache (Gallatin). Ueber die verschiedenen Stämme von Neu England hat Hutchinson I, 404 ff. gehandelt und seine Angaben sind in die meisten spätern Schriftsteller übergegangen. Die Namen und Sitze der einzelnen Völker am Merrimack in alter Zeit finden sich bei Schoolcraft (V, 221); die mächtigsten unter ihnen waren die Pennacook, welche mit den Mohawks in vielfache Kämpfe verwickelt waren. Die Pawtuckets besaßen den südlichen Theil von N. Hampshire. Nach Schoolcraft wären unter den Nipmucks oder Nipnetts collectiv eben jene Völker am Merrimack, nach dem weit sorgfältigeren Elliott (I, 350) vielmehr die am Connecticut zu verstehen, und vielleicht speciell die zwischen letzterem Fluß und dem Massachusets wohnenden (Drake zu Church. 91). Weiter östlich nach Massachusets und zum Theil selbst nach Connecticut setzt sie Young (306 note), indem er sich darauf stützt daß der Blackstone ursprünglich Nipmuck-Fluß geheißen habe. Letztere Angabe, die das Meiste für sich hat, machen auch Thatcher I, 115 und Barber, Connecticut Hist. Coll. 426 ff. Die Nip-

mucks waren den Narragansets tributär welche den größten Theil des jetzigen Staates Rhode Island, namentlich dessen Süden nebst dem nordöstlichen Theil von Connecticut inne hatten, während Massassoit, König der Wampanoags, nach Einigen das Oberhaupt der verbündeten Pokanoket-Völker, am nördlichen Theile der Narraganset Bai zwischen Taunton und Providence lebte (Elliott I, 73) und seine Herrschaft hauptsächlich über das jetzige Bristol County und Plymouth erstreckte. Den Narragansets waren ihre Nachbarn im Norden und die Bewohner der Inseln von Rhode Island und selbst Block Island zinspflichtig (Potter 1 f.), sogar einen Theil von Long Island sollen sie beherrscht haben (de Witt Clinton in Coll. N. York Hist. Soc. II, 41). Sie selbst prahlten damit daß sie das älteste Volk dieser Gegenden und namentlich älter als die Irokesen seien (Jones I, 119). Ihre westlichen Nachbarn waren die Pequot „die Graufüchse", deren Namen man auf 19 verschiedene Arten geschrieben findet (Drake a, I, 178 note). Diese waren schwächer und minder zahlreich als die Narragansets (Hutchinson I, 130) und hatten ihren Hauptsitz in New London (Groton) und am oberen Mystick-Fluß (Young 306 note). Der Thames-Fluß führte früher den Namen der Pequot (Drake a, 164). Daß sie bis an den Hudson reichten, wie de Witt Clinton angiebt, läßt sich nur unter der neuerdings mehrfach angenommenen Voraussetzung behaupten (Trumbull I, 28, Thatcher I, 266 u. A.) daß sie von den Mohikan (Mohegan, eigentlich Muhhekanew) nicht verschieden seien. Nach Potter (22) lebten sie nördlich von den Pequots; de Witt Clinton, der sie mit dem Manhattans identificirt, setzt sie demgemäß auf Staten und Manhattan Island und nimmt ihren Hauptsitz in dem Lande zwischen dem Hudson und Connecticut an. Zu ihnen gehörten die Brothertons welche um 1786 in das Land der Oneidas auswanderten (Barber a. a. O. 337), und die in späterer Zeit öfters erwähnten Stockbridges (Memoirs Hist. Soc. Pennsylv. II, 70). Die Bewohner von Long Island hießen Meilowack oder Meitowack, wie die Insel selbst, die des östlichen Theiles Montauk; der westliche war den Mohawk tributär und ebenso waren es (nach W. Smith, Hist. of N. York) die Eingeborenen des Landes zwischen dem Hudson und Connecticut den Irokesen zu der Zeit da sich die Holländer an der Mündung des ersteren Flusses ansiedelten (de Witt Clinton a. a. O. II, 40 ff., III, 328).

Um die geographische Uebersicht zu erleichtern schalten wir hier die **Irokesen** ein, ehe wir in der Darstellung der Algonkinvölker weitergehen.

Die Irokesen, deren allgemein gebräuchlich gewordener Name von den Franzosen stammt, wurden von den Delawares Mengwe (Heckewelder), die am Ohio lebenden Mingoes genannt (Schoolcr. VI, 266 note), sie selbst aber nannten sich Ho dé no saunee (Morgan) „das Volk des langen Hauses" d. h. des Hauses das viele Feuer enthält, ein Ausdruck den man auf die Rathsfeuer der verbündeten Irokesenvölker zu deuten pflegt. Ein zweiter Name, Angonnonsionni „Häuserbauer" (Heriot 274), Aquinoshioni oder Aquanoshioni, bezieht sich, wenn nicht vielleicht auch der erste, auf die später zu erwähnende eigenthümliche Bauart welche bei ihnen herrschte. Der Name bezeichnet nicht die Nationalität, sondern den Bund der Irokesen, welcher aus folgenden Völkern bestand: die Seneca (spr. Senekä) Nundawaono, das Volk des großen Hügels, von jeher bei weitem die zahlreichsten (Schoolcraft IV, 605); diesen in der Sprache sehr ähnlich die Cayuga, Gueugwehono, das Volk des schmutzigen Landes; die Onondago, Onundaga, das Volk auf den Hügeln; die Oneida, Onayoteka, das Granit-Volk; diesem sprachlich sehr nahe stehend die Mohawk, Ganeagaono, das Volk mit dem Feuerstein, welches nach Cusic (Schoolcraft V, 646) die alterthümlichste Sprache reden soll; die erst später hinzugekommenen Tuscarora, Dusgaoweh, das Volk das Hemden trägt (Morgan 51 u. 395). Außer diesem Völkerbunde und feindlich ihm gegenüber, doch zu derselben Sprachfamilie gehörig, standen die Huronen oder Wyandot nebst mehreren anderen jetzt verschwundenen Völkern.

Nach Schoolcraft's Ansicht (VI, 54) fand Cartier 1534 in Gaspe Bai an der Mündung des Lorenzstromes ein Volk vom Irokesenstamme, und zwar Wyandots, wie sich (setzt er hinzu) aus der Sprache ergebe. In Cartier's Bericht über seine erste Reise (1534. bei Ramusio ed. Venet. 1606 III fol. 377 ff.) ist allerdings hauptsächlich von den Eingeborenen die Rede die etwas südlich von 49½° lebten und wahrscheinlich ist das beigegebene Vocabular, das in mehreren Wörtern mit dem von Hochelaga (ebend. 385) übereinstimmt und also vielleicht irkosesisch ist, auf sie zu beziehen. Auf seiner zweiten Reise (1535 fand er auf einer 12 lieues langen Insel, von wo er 10 Tage lang

durch Stromengen aufwärts fuhr und in 3 weiteren Tagen nach Hochelaga (Monte regal) gelangte, Menschen welche die von ihm im Jahre vorher mit nach Frankreich genommenen Indianer verstanden, ihren Gott Cudruaigni nannten und seine Weiterreise nach Hochelaga zu hindern suchten, da sie mit den dortigen Eingeborenen in Feindschaft lebten. Aus allen diesen Angaben läßt sich nichts Sicheres schließen, doch sind sie Schoolcraft's Ansicht im Allgemeinen günstig. Das Vocabular von Hochelaga bei Cartier ist, wie schon Vater (Mithrid. III, 2, 316) hervorgehoben hat, irokesisch und giebt das Wort Cudragny als den Namen der Gottheit an. Es ist daher nach Cartier's Bericht wahrscheinlich daß die Irokesen zu dieser Zeit das ganze Gebiet des unteren S. Lorenz von Montreal abwärts beherrschten. Ihre Feinde, die Agonionda (Algonkin?) lebten damals nach Aussage der Irokesen von Hochelaga an einem von Westen kommenden Flusse (Ramusio a. a. O. fol. 381), unter welchem sich fast nur der Ottawa verstehen läßt. Dieß scheint sich um den Anfang des 17. Jahrhunderts geändert zu haben. Colden, der die Algonkins den Irokesen in alter Zeit als überlegen schildert, erzählt daß die Franzosen bei ihrer Ankunft in Canada im J. 1603 beide miteinander im Kriege fanden und sich auf die Seite der Adirondacks (Algonkins) und Quatoghies (Huronen) stellten, welche die übrigen Irokesenvölker aus der Gegend von Montreal vertrieben haben müssen, da bereits nach Champlain's Darstellung die ganze Gegend um Montreal den Algonkins, das Land am Champlain See dagegen den Irokesen gehörte (de Laet II, 11). Dieses Land war seitdem der Hauptsitz ihrer Macht (Colden), doch wurde der Lorenzstrom auch noch ferner als Iroquois-Fluß bezeichnet. Nach Johnston sind die Wyandots allerdings erst aus der Gegend von Quebec weiter nach Süden und bis an den Ohio gekommen (Archaeol. Am. I, 272). In späterer Zeit (um 1689) aber wird dieses Gebiet bestimmt als das Land der Algonkins bezeichnet (Lettres édif. I, 689), insbesondere das Nordufer des Lorenzstromes südlich von Three Rivers bis über Saguenay hinaus (de la Potherie I, 288, 294): die Irokesen hatten ihnen weichen müssen.

Eine wesentliche Veränderung der Verhältnisse trat um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein durch die Kriege welche den Irokesenbund zum Gipfel seiner Macht führten. Die Algonkins unterlagen und mit ihnen die Völker der Irokesenfamilie die sich ihnen verbündet hatten, vor

Allem die Huronen. Diese wurden theils zerstreut, theils zurückge drängt über den Nipissing See bis gegen den Oberen See hin, un obgleich sie sich als den ursprünglichen Stamm der gesammten Iroke sen betrachteten (Schoolcr. VI, 200), wie ihre Sprache bestätigen so (Charlevoix und Journal étranger 1762 Ip. 126), und von den an deren Irokesenvölkern „die Väter" genannt wurden (Rogers 280) mußten sie es sich gefallen lassen nun die Völker des Bundes ihre „äl teren Brüder" zu nennen; indessen sollen sie sich von ihrer Niederlag im J. 1648 dadurch wiedererholt haben daß die Ojibways, wie dies wenigstens selbst behaupten, ihnen ihre Hülfe angedeihen ließen (Cop way 71). Wie es sich hiermit aber auch verhalten haben mag, e scheint sicher daß das Volk der Huronen um 1650 zersprengt wurd vor den verbündeten Irokesen nach Westen und Süden fliehen mu und auf dieser Flucht bis nach Detroit und Mackinaw gelangte (Bra seur I, 14). Von hier sind sie theils wieder nach Norden theils das Südufer des Erie See's und bis an den Ohio gegangen (Mor Append. 91), doch geschah dieß wahrscheinlich in weit späterer Z Nach Schoolcraft (VI, 734) kamen die westlichen Huronen erst 17 von Ober- nach Nieder-Michigan und 1751 an den Ohio. Di Hauptmasse blieb nach der großen Niederlage die sie erlitten, auf Halbinsel zwischen dem Huron, Ontario und Erie See sitzen, di war ihr Hauptland (wie Parkman a, I, 20 richtig angiebt), we auch schwerlich (wie La Potherie I, 225 glaubt) ihre ursprüngli Heimath. Eine zweite Folge jener Kriege war das Verschwinden me rerer Völker die ebenfalls dem Irokesenstamme angehörten, vom Scha platze der Geschichte, der Attionondarons welche im Osten der Hur nen gesessen hatten, der Erigas oder Eries im Süden des See's der i ren Namen trägt, und der Andastes, Guandastogues oder Conesti goes am Alleghanny und Ohio (Gallatin). Die Vernichtung d Eries (nach Charlevoix im J. 1655, nach Andern 1653 oder 165 Brasseur I, 75) und die Kämpfe welche ihnen vorausgingen, werde von Schoolcraft (IV, 197 ff. vgl. V, 643) nach Cusic mitgetheilt, d die Geschichte der Irokesen unter 13 Königen oder Atotarhos in au führlicher aber wenig glaubwürdiger Weise erzählt hat. Die Eri sollen nach Schoolcraft von den Senecas stammen und im Tha des Niagara-Flusses, hauptsächlich auf dessen Westseite gesessen habe Er identificirt sie mit dem „neutralen Volke" von welchem in diese

Kriegen häufig die Rede ist — ob mit Recht oder Unrecht, wird sich schwer entscheiden lassen — und will in den Catawbas, die um 1650 aus Canada nach Süden getrieben wurden (III, 293) die noch erhaltenen Ueberreste derselben wiederfinden, was der Sprache wegen, die nicht irokesisch ist, noch weniger für sich hat.

Hatte sich bisher das Gebiet der zum Irokesenbunde gehörigen Völker von Montreal herauf an den Hudson und von diesem nach Westen hinüber bis an den Erie See erstreckt, ein Gebiet das Morgan (39) als ihr Stammland bezeichnet, denn sie wissen nichts von größeren Wanderungen, sondern betrachten sich als Erd-Geborene (Colden II, 62), so breitete sich jetzt ihre Macht, hauptsächlich in Folge des Besitzes von Feuerwaffen in den sie um 1670 gelangten, von dort bis nach Carolina und an den Tennessee aus (Morgan 12, Colden I, 86). Die Natchez, welche 1683 aus einem Kriege gegen die Irokesen heimkehrten (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 283), sind wohl das südlichste Volk mit dem sie gekämpft haben. Ihre Macht wird in den nördlicheren Gegenden dadurch bezeichnet, daß W. Penn das Land welches er am Delaware unter den Blauen Bergen von den Delawares kaufte, deren Kraft durch die Irokesen gebrochen war, auch noch den letzteren bezahlen mußte, da sie die Oberherrschaft darüber in Anspruch nahmen (Chapman 16), daß La Salle 1678 die Ausdehnung des Gebietes der Irokesen von Montreal bis an das westliche Ende des Erie See's angiebt (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 229), daß diese, wohl mehr aus Uebermuth als dem Rechte gemäß, im J. 1701 an die englischen Kolonisten Land verkauften das im Süden und Osten einer Linie lag, welche von der Mündung des Illinois den Fluß hinauf und über den Michigan See hinweg zum Westende des Huron See's lief (Morse Append. 60). Die von ihnen unterworfenen Völker und die Länder welche sie später (1742 ff.) in Folge dieser Siege verkauften am Susquehannah, am Potomac, am Delaware zwischen dem Ohio und Monongahela hat de Witt Clinton (a. a. O. II, 63 ff.) aufgezählt.

Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts hatte der Irokesenbund nur aus fünf Völkern bestanden. Die Tuscarora, das zahlreichste und mächtigste Volk von Nord Carolina, scheinen mit den nördlicheren Irokesenvölkern um d. Jahr 1700 in Krieg verwickelt gewesen zu sein (Lawson 225, 198; über die Kriegszüge der Irokesen nach Süd Carolina ebend. 44, 47). Sie lebten um diese Zeit am Neuse, haupt-

sächlich an dessen linkem Ufer (Lawson 58), am Contentny und Tar River (Williamson 188), reichten aber schwerlich, wie Schoolcraft (VI, 182) angiebt, bis zur Küste. Bozman (148) identificirt sie wie Jefferson — es ist zweifelhaft mit welchem Rechte — mit den Monacans und läßt sie sich von Nord Carolina bis tief in's Innere von Virginien, selbst bis an den Yorkfluß erstrecken, eine Ansicht die auch Gallatin im Wesentlichen zu theilen scheint (Transactt. Am Ethnol. Soc. II p. CII). Ihr Fort 50 miles oberhalb der Mündung des Contentny wurde im J. 1713 zerstört, und in Folge davon wanderte der größte Theil derselben nach Norden zu den Senecas, der Rest blieb bis 1803 auf der Nordseite des Roanoke sitzen (Williamson I, 200 ff.). Nach der gewöhnlichen Angabe geschah ihre Aufnahme in den Irokesenbund als sechstes Volk schon 1712; sie stehen sprachlich den übrigen Völkern ferner als diese unter sich (Morgan 24, 395). Auch am Südufer des Potomac wird der Tuscarora-Creek in Berkeley County als einer ihrer Sitze angegeben (Kercheval 58).

Morgan's sehr sorgfältige Karte des Irokesenlandes für das J. 1720 zeigt die Onondagas im Osten und Südosten des Ontario See's die Cayugas als ihre westlichen, die Oneidas als ihre östlichen Nachbarn, in deren Süden die Tuscaroras leben; weiterhin nach Osten finden sich die Mohawks, und die Senecas nehmen fast den ganzen Süden des Ontario ein, womit die Angaben des officiellen Documentes bei Colden (I, 226) vom J. 1724 im Wesentlichen übereinstimmen. Die Mohawks, das östlichste Volk, saßen nur 40 miles westlich von Albany an einem Zuflusse des Hudson. Im 18. Jahrhundert ging die Macht des Irokesenbundes einem schweren Falle entgegen: um 1776 wanderten die Mohawks größtentheils nach Canada aus, die Cayugas folgten ihnen, auch die Oneidas und Tuscaroras siedelten später dahin über (Morse Append. 76, 86, 335). Viele Reste besiegter Völker haben die Irokesen sich einverleibt, so daß sie um 1750 aus zehn verschiedenen Völkern bestanden haben sollen (Journal étranger 176[illegible] Mai p. 25), aber niemals ist von den sechs Völkern noch ein siebentes Bundesglied aufgenommen worden; wenn daher Bozman (150) von den Nanticokes und Morse (a. a. O.) von Mohigans und Narragansetts angeben, sie seien in den Irokesenbund in späterer Zeit eingetreten, so darf dieß nicht in diesem letzteren Sinn verstanden werden.

Kehren wir jetzt von den Irokesen, die wir indessen noch öfter zu

erwähnen haben werden, zu den Algonkinvölkern zurück die wir am Hudson verlassen haben, so müssen wir vor Allem bemerken daß (wie Pickering zuerst erwiesen zu haben scheint, vgl. Elliot 15 ff.) die sämmtlichen früher erwähnten Völker von Neu England, die Pequots, Narragansetts, Wampanoags und Pokanokets, Mohikans, Massachusets, Pawtukets mit ihren vielen Unterabtheilungen, welche wir hier übergehen, Dialekte derselben Sprache redeten, als deren Hauptvertreter die Lenni Lenape (d. i. „männliche tapfere Männer" Schoolcr. VI, 177) gelten. Sie werden auch als Wapanachki „Männer des Ostens" bezeichnet (Loskiel 2), ihr bekanntester Name ist der Name Delawares. Sie erscheinen auf einer Karte vom J. 1659 an dem gleichnamigen Flusse und erstrecken sich von dort bis zum Hudson (Schoolcr. ebend.), Morgan setzt sie auf seiner Karte des Irokesenlandes für das J. 1720 nebst den ihnen nächstwohnenden Minsi unmittelbar in den Süden der Mohawks, de Witt Clinton (a. a. O. II, 41, III, 324) giebt sie im Süden landeinwärts von Chesapeake-Bay an, so daß sie sich vom Hudson bis nach dem Susquehannah hin ausbreiteten (Gallatin). Sie bildeten einen Bund von fünf Völkern, deren eines die Mohikans waren. Am Ostufer der genannten Bai fand Capt. Smith 1608 von Cap Charles aufwärts die Accomacs und Accohanocs, weiterhin die Tockwaghs, mit welchem Namen nach Schoolcraft (VI, 131) wahrscheinlich die Nanticokes von den Delawares bezeichnet wurden, wogegen Bozman (150) die Tockwocks in den nördlichen, die Nanticokes in den südlichen Theil von Ost-Maryland setzt. Weiter hinauf nach der Mündung des Susquehannah hin werden indessen noch mehrere andere kleine Völker von Smith genannt.

Nach ihrer uns von Heckewelder (p. 28, Transactt. Am. Philos. Soc I, 29, Jones II, 141) aufbewahrten Sage kamen die Delawares weit von Westen her von der Meeresküste, und bei dem großen Ansehen in welchem sie lange Zeit unter allen ihren Nachbarn standen, ist es leicht möglich daß erst von ihnen die Tradition einer Herkunft von Westen auf viele andere Völker übergegangen ist. Am Mississippi angelangt trafen sie, so heißt es weiter, mit den ebenfalls von Westen hergekommenen (?) Irokesen zusammen; hier stießen beide auf das Volk der Alligewis, das Festungen und andere Vertheidigungsmittel besaß die jenen unbekannt waren, doch blieben die Dela-

wares nach harten Kämpfen Sieger, trieben die Alligewis nach Süden und zogen dann in die Länder ein die wir oben als ihr Gebiet bezeichnet haben. Aus einem Documente vom J. 1791 (Memoirs Hist. Soc. Pennsylv. II, 76) geht hervor daß fast 200 Jahre früher von allen Völkern die mit den Delawares in Beziehung standen, ihnen der Titel „Großväter" durch einen feierlichen Vertrag (wie dieß stets mit solchen Titeln geschieht) verliehen wurde, nur die Irokesen waren hiervon ausgenommen: diese wurden von den Delawares „Onkel" genannt (S. Canassateego's Rede bei Colden II, 36), und zugleich erhielten die letzteren den Auftrag ihren mächtigen Einfluß zur Vermittelung eines allgemeinen Friedens unter den Indianervölkern aufzubieten, einen Auftrag den sie jedoch nicht auszuführen vermochten. Als „Großväter" wurden die Delawares angeredet von den Mohikans, Schawanoes, Cherokees, Kickapus, Chickasaws, Chippeways, Ottawas, Potowatomies u. s. f. (Loskiel 176), und dieser Titel bezeichnet nur eine durch glückliche Kriege erlangte Würde, wogegen die Anrede als „Vetter" eine gewisse Unterthänigkeit bedeutet (ebend. 181); Verhältnisse der Abstammung oder des höheren und geringeren Alters der Völker werden dadurch nicht ausgedrückt, daher alle ethnographischen Folgerungen aus solchen Titeln unzulässig sind, zu denen Prichard geneigt war, da er zu bemerken glaubte daß von stammverwandten Völkern immer die westlicher lebenden von den östlicheren als „ältere Brüder" angeredet würden. Die richtige Auffassung jenes Titels geht vor Allem daraus hervor, daß selbst die weißen Ansiedler von den Eingeborenen als die Stärkeren nicht selten die älteren Brüder genannt wurden (Ramsey 271, 319 u. sonst), ebenso daraus daß die besiegten Huronen, wie oben bemerkt, obgleich bisher „Väter," nun „jüngere Brüder" der Irokesen wurden. Keating's (I, 90) Ansicht ist demnach unrichtig daß sich das Verhältniß der Miamis und Potowatomies in dieser Rücksicht deshalb später umgekehrt habe, weil die letzteren in weiter westlich gelegene Gegenden gezogen seien. Nur in einer später mitzutheilenden Rede Canassateego's findet sich der Ausdruck „ältere Brüder" einmal so gebraucht daß er das ältere Anrecht an das Land, den älteren Besitzer desselben bezeichnet.

Wie ein Beweis des großen Uebergewichtes das die Irokesen über die anderen Völker besaßen in der großen Menge von Ortsnamen liegt die sich in ihrem Lande bis auf die jetzige Zeit erhalten haben (Ver-

zeichniß bei Morgan 412 ff.), so zeugt es auch für das hohe Ansehen in welchem die Lenni Lenape standen, daß eine eben solche Anzahl ihrer Namen, wenn auch oft in verstümmelter Form noch jetzt allgemein gebräuchlich ist. Dahin gehören die Namen: Massachussets, Connecticut, Alleghanny, Muskingum, Savannah, Mississippi und viele andere (Atwater 249, Barton LIX). Die hervorragende Stellung und der Ehrgeiz dieser Völker, mit denen die Europäer von allen am genauesten bekannt geworden sind, brachte es mit sich daß sie erbitterte Feinde wurden. Auf beiden Seiten scheint es an Hinterlist und Tücke in diesen Kriegen nicht gefehlt zu haben. Die Delawares mit den Cherokees zu verfeinden erschlugen (um nur ein Beispiel zu geben) die Irokesen einen der letzteren und legten neben seiner Leiche eine Delaware-Axt nieder (Heckewelder); der Krieg aber endigte mit dem denkwürdigen Ereigniß, daß die gänzlich gebrochenen Delawares „zu Weibern gemacht," daß ihnen der Weiberrock von den Irokesen angezogen wurde um sie für einen Vertragsbruch zu strafen, wie diese sagten (Morgan 338), um sie als allgemeine Friedensstifter zu bezeichnen, wie sie selbst angaben. Nur die Deutung der Thatsache (Loskiel 161 ff.), nicht diese selbst ist zweifelhaft. Auf Canassateego's Rede vom J. 1742 (Colden II, 36), die ihnen alles Recht zum Landverkauf absprach und sie sogar aus der Rathsversammlung fortschickte, hatten die Delawares nichts zu erwidern: „Ihr seid von uns besiegt, sprach er, wir haben euch zu Weibern gemacht, ihr könnt kein Land verkaufen, da ihr Weiber seid." Um 1763 lebte die Hauptmasse derselben im östlichen Ohio an den Beaver Creeks und dem Muskingum (Parkman a, I, 139 vgl. Hutchins bei Schoolcr. VI, 714), später am White River in Indiana, wo ihnen die Miamis Land abgetreten hatten, nachdem man den Verkauf ihres eigenen Landes von ihnen erzwungen hatte, und wurden zuletzt gänzlich zerstreut, theils weit nach Süden, theils nach Cattaraugus und Tonnewanta im westlichsten New York (Morse 90, 116, 362 f.).

Die vorhin erwähnten Nanticokes von Chesapeake welche nach Loskiel den Schawanoes zunächst stehen, wurden in den Kriegen der Irokesen gezwungen sich mit ihnen zu verbünden, wanderten am Susquehannah aufwärts bis in die Gegend von Wyoming, wo sie 1748 mit Delawares und Schawanoes zusammentrafen (Chapman) und saßen später (1778) noch weiter nach Norden (Hutchins

bei Schoolcraft VI, 714). Seitdem verschwinden sie aus der Geschichte.

Ueber die Völker südlich vom Susquehannah bis nach Carolina haben wir nur sparsame Nachrichten. Als das herrschende Volk bis zum Potomac werden die Susquehannocks bezeichnet. Sie werden in Sprache und Sitten sehr verschieden von den andern Völkern genannt, doch scheinen sie zur Algonkinfamilie zu gehören (Gallatin). Ihre Hauptfeinde so wie die der meisten Völker von Virginien waren die Massawomecks (de Laet III, 14 nach J. Smith), welche Jefferson u. Bozman (152) für die Irokesen halten. Wir wissen von ihnen nur daß sie noch weiter im Innern lebten als die Mannahoacks am oberen Rapahannock und ein großes Volk waren (Strachey 37). Nach J. Smith (True travels adv. and observ. Lond. 1629) war das Land bis zu den Alleghanis von der Südgrenze Virginiens bis zum Patuxent in Maryland von drei großen Nationen bewohnt: den Powhatans, aus 23 Stämmen bestehend, im Niederland und an der Küste von Nord Carolina bis zum Patuxent hin, den 8 Stämmen der Mannahoacks im Westen derselben zwischen dem York-Fluß und Potomac und den 5 Stämmen der Monacans im Inneren vom Yorkfluß bis nach Nord Carolina (Thatcher I, 9), letztere, wie schon bemerkt, angeblich mit den Tuscaroras identisch. Allerdings ist sehr wahrscheinlich daß nicht alle diese kleinen Völker dieser Gegenden (sie finden sich aufgezählt bei Jefferson), deren jedes, als Powhatan vom unteren James-Fluß aus seine Eroberungen machte, seinen besonderen Herrscher oder Weroance hatte, verschiedenen Nationalitäten angehörten, aber aus der Darstellung bei Strachey (41) scheint hervorzugehen, daß nur auf der ganzen Westseite der Chesapeake-Bai im Reiche Powhatan's dieselbe Sprache gesprochen wurde, während im Osten und Südosten andere Sprachen herrschten; das Reich war von sprachverschiedenen Völkern umgeben: Chawanocks, Mangoangs, Monacans (oberhalb der Powhatans am James-Fluß und ihre Hauptfeinde in früherer Zeit), Mannacans, Mannahocks (S. oben), Sasquesahanougs (Susquehannocks), Acquanachoucks, Tockwoghes (S. oben), Nuskarawaocks.

Nicht mehr als von den Eingeborenen Virginiens wissen wir von denen Nord Carolina's, abgesehen von den schon erwähnten Tuscaroras deren Nachbarn am Neuse-Fluß die Meherrins und Nottoways

waren. Die vielen kleinen, früher bedeutender gewesenen Völker welche östlich von diesen W. Raleigh 1585 an der Küste fand, die Moratocks, Mangoacks, Chowanokes u. s. f., deren mehrere Strachey unter den Nachbarn von Powhatan's Reich aufzählt, waren schon um 1700 fast ganz verschwunden (Williamson I, 188, 282, Lawson 231, 234). Als das südlichste Glied der Algonkinfamilie gehören zu ihnen die Pamticoes (Gallatin) deren Name der Pamlico Sund trägt. Sie alle sollen die Sage einer Einwanderung von Westen her besitzen (Lawson 170) wie die Lenni-Lenape, das Hauptvolk dieser ganzen Gruppe.

Nur den Chowanokes die Raleigh am Chowan-Flusse 130 miles stromaufwärts fand, haben wir noch unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Obwohl ihr Name ein Algonkin-Wort ist — Shawano bedeutet den Süden (Schoolcr. V, 409) und Oshawano heißt der Bruder des Manabozho dem der südliche Theil der Erde als sein Reich zufiel (ebend. IV, 255) —, so gehören sie doch nach Jefferson zum Irokesenstamme (wie wenigstens Schoolcr. VI, 86, 90 note angiebt), und wären demnach völlig verschieden von dem oft genannten Algonkinvolke der Schawanoes oder Schawnies. Daß sich der Einfluß der Algonkins indessen und zwar insbesondere der Einfluß der Schawanoes in alter Zeit weit nach Süden erstreckte, scheinen schon die beiden identischen Flußnamen Suwanee in Florida und Savannah in Georgia zu beweisen; dazu kommt die Erzählung eines Cherokeehäuptlings vom J. 1772 daß jene etwa 100 Jahre früher von den Cherokees und Chickasaws bekriegt und vom Savannah — nach andern Angaben vom Suwanee — vertrieben an den Cumberland gezogen seien (Ramsey 79), womit ihre eigene Sage übereinstimmt. Die geographische Lage würde um so eher erlauben sie mit Raleigh's Chowanokes am Chowan und mit den Chaouanons welche de la Potherie (II, 114) gegen N. Carolina hin angiebt, zu identificiren, als das viel gewanderte Volk der Schawanoes, das um 1665 vom Tennessee nach Nashville hin am Cumberland und im Norden dieses Flusses lebte, zeitweise von dort noch Ost-Virginien und an die Quellen des Savannah zurückkehrte (Ramsey 78) und in neuerer Zeit heimathlos geworden wieder in den Süden zurückging, wenn sie diesen jemals sämmtlich verlassen haben, um sich, wie erzählt wird, von den Cherokees und Osagen ein Jagdgebiet zu erbitten (Nuttall 42). Pater Marquette (71) fand 1673 die Chaouanons an der Mündung des Ohio und am unteren

Cumberland, wo sie seine Karte zeigt (Ramsey 38) sehr zahlreich, obwohl sie durch die Irokesen stark gelitten hatten. Wenn Schoolcraft (IV, 202) Colden tadelt daß er sie mit den Satanas identificire, welche den Algonkins verbündet um die Mitte des 17. Jahrhunderts gegen die Irokesen kämpften, weil die Schawanoes um diese Zeit noch am Savannah gelebt hätten, so ergiebt sich dieser Grund aus Marquette's Angabe als unrichtig, und zugleich gewinnt die Nachricht (ebend. 255) dadurch an Wahrscheinlichkeit daß sie schon um 1640 vom Süden über den Kentucky-Fluß in's Ohio-Thal gelangten, während eine andere Abtheilung von den Catawbas und Cherokees in Süd Carolina geschlagen sich nach Pennsylvanien wendete. Ist Letzteres richtig, so wird zugleich begreiflich wie de la Potherie (I, 293) angeben kann, daß die Irokesen auf ihrem Rückzuge vor den Algonkins am See Frontenac (Ontario) auf die Chaoüanons gestoßen seien und sie von dort theils vertrieben theils sich selbst einverleibt hätten. Halten wir jene Theilung der Schawanoes fest, so wird weiter glaubhaft daß die von den Irokesen geschlagenen bei den Mohigans Schutz und Hülfe fanden, als deren jüngere Brüder sie sich bezeichnen ließen, weil sie durch diese, wie es heißt, einst vom Untergange gerettet wurden (Memoirs Hist. Soc. Penns. II, 77). Auch die westliche Abtheilung der Schawanoes, wahrscheinlich die Hauptmasse derselben, scheint sich an dem Kriege gegen die Irokesen stark betheiligt zu haben, da sie von den Delawares in den Bund der Algonkinvölker aufgenommen wurde um jenen die Spitze zu bieten; die Irokesen aber schlugen die vereinigten Illinois und Schawanoes 1672, und in Folge hiervon scheint seitdem das Gebiet zwischen dem Tennessee und Ohio, namentlich das spätere Kentucky, das um 1760 bei Ankunft der Weißen trotz seiner Entvölkerung von den Irokesen in Anspruch genommen wurde, factisch herrenlos und menschenleer geblieben zu sein (Ramsey 73 f., Filson 3). Um 1764 ging ein Theil derselben vom Green R. im nordwestlichsten Kentucky an den Wabasch (Ramsey 78), auch am Kleinen und Großen Miami und am Scioto werden sie angegeben wo Chillicothe ihr Mittelpunkt war (Filson 113, Parkman a, I, 139 Schoolcr. VI, 300) — der letztere Name rührt von einem der vier Stämme her in welche die Schawanoes getheilt waren: Piqua, Mequachake (Priester), Kiskapocoke (= Kickapus? Schoolcr. IV, 255) Chillicothe (Morse Append. 97). Vermuthlich gilt es der vorhin er

wähnten östlichen Abtheilung des Volkes, wenn Chapman (11) erzählt daß ein Theil derselben nach den Kämpfen in welchen die Macht der Algonkins den Irokesen erlag, in die Gabel des Delaware einzog und bald darauf nach Wyoming am Susquehannah kam, von wo sie jedoch schon 1742 von den dahin zurückkehrenden Delawares wieder vertrieben wurden. Auch in der Gegend von Winchester im nördlichen Virginien werden Schawanoes erwähnt (Kercheval 58), Bozmann (149) versetzt sie mit zweifelhaftem Rechte im Anfang des 17. Jahrh. an das Westufer der Chesapeake-Bay zwischen den Paturent und Patapsco; um 1820 lebte ein Theil derselben am Merramec (Merrimack schreibt Morse App. 235) im Süden des unteren Missouri. Die Sage erzählt daß sie in alter Zeit mit den Delawares eng verbunden waren, später aber sich trennten und nach Süden gingen (Schoolcr. IV, 277). Ist dieß richtig, so erscheint ihre Tradition daß sie über das Meer gekommen seien (Morse App. 92, Archaeol. I, 273) nur als eine Uebertreibung der Angabe der Delawares, die von der Meeresküste im Westen gekommen sein wollen, und der Zusatz den sie machen, daß Florida einst von weißen Menschen bevölkert gewesen sei welche eiserne Werkzeuge gehabt hätten, weist sich leicht als eine Fabel aus, da es mehr als unwahrscheinlich ist daß sich bei ihnen Jahrhunderte lang eine sichere Erinnerung an einen Gegenstand erhalten haben sollte von dem sie selbst keinen Gebrauch machten und für den sie schwerlich auch nur einen einheimischen Namen hatten.

Die südwestlichen Glieder der Algonkinfamilie leben südlich vom Oberen und Michigan See bis zur Mündung des Ohio. Den letzteren See nennt zwar La Salle (Coll. N. Y. H. Soc. II, 232 und sonst) nach dem Volke der Illinois d. i. „Männer“ (Brasseur I, 154), doch traf er dieses selbst erst nach 6 Tagereisen auf dem gleichnamigen Flusse stromaufwärts an: der Michigan führt jenen Namen mit Unrecht (Lettres édif. I, 727). Nach Schoolcraft (V, 41) sind Peorias, Kaskaskias, Weas, Piankeschaws nur andere Namen für die Illinois, doch ist dieß vielmehr so aufzufassen daß diese Namen die verschiedenen Zweige bezeichnen aus denen das Volk bestand wie dieß für die Peouarea (Peoria) und Kaskaskia aus Marquette (48, 93, 135) hervorgeht (vgl. auch Bossu I, 145); Parkman (a, II, 203) stellt die Sache so dar, daß die Illinois die Ueberreste der Kaskaskias, Cahokias, Peorias, Mitchigamis und Tamaronas umfaßten, und rech-

net dagegen die Piankeschaws wie die Kickapus zu den Miamis. Pater Marquette (19) fand 1673 letztere mit den Kickapus und Mascoutins westlich von Green Bay zusammenlebend; die Mascoutins welche auch sonst mit Kickapus und Füchsen zusammen genannt werden, scheinen ein Zweig der Illinois zu sein, denn sie lebten mit ihnen und verstanden ihre Sprache (Lettres édif. I, 771, 719); die Kickapus aber welche La Salle als Nachbarn der Illinois nennt (Coll. N. Y. H. Soc. II, 257), wohnten nach einer andern Angabe in älterer Zeit am mittleren Illinois und im Quellgebiet des Kaskaskia und Embarras (Hunter 210), und es ist wohl ein Mißverständniß, wenn sie de la Potherie (III, 225) zu den Outaouaks (Ottawas) zählt. La Salle theilt weiter mit daß zu seiner Zeit (1678 ff.) die Irokesen auf ihren Kriegszügen den Wabasch (Ohio) hinaufgingen an den Mississippi (a. a. O. 265), und selbst über diesen hinüber scheinen sie nach der Eroberung des Landes der Miamis (1685) gedrungen zu sein (Ramsey 74), welches nach La Salle das Land am Maumee war; hier, am Wabasch und dessen Zuflüssen saßen die Miamis auch noch um 1763 (Parkman a, I, 139).

Die Sauks und Füchse (Foxes), welche sich selbst Saukie und Musquakkie nennen — letztere heißen bei den Chippeways Ottahgahmie oder Outagamie (Morse 21 und Append. 121) — sind seit langer Zeit zu einem Volke verschmolzen und nach ihrer Aussage den Kickapus nahe verwandt, was ihre Sprache bestätigt (Gallatin). Auch geben die Sauks an daß die Schawanoes von ihnen herstammen und sich erst in Folge eines Streites getrennt hätten (Morse a. a. O.), worauf sich vielleicht der früher angeführte Name des einen Stammes der letzteren, Mequachake (= Musquakkie?) deuten und der Shauwono See westlich von Green Bay beziehen läßt. Sie haben eine Tradition daß ihr früherer Wohnsitz an der Meeresküste gewesen sei, da wo die Weißen sich zuerst hätten sehen lassen (Drake V, 180). Andererseits hören wir daß sie „aus großer Ferne unterhalb Detroit“ nach Saganaw und von da an die beiden Fox R., den Rock R. und den Wisconsin gekommen sein sollen, doch scheinen sie sich von dem südlichen Fox R. frühzeitig zurückgezogen und nur am nördlicheren sich gehalten zu haben (Morse 123, 51). Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden sie von den Menominies in Verbindung mit den Ottawas und Chippeways an den Mississippi gedrängt und lebten

dort zwischen dem Illinois und Wisconsin, andere von ihnen zerstreut am Missouri, unter den Pottowatomies u. a. (ebend. 57, 122, 363.) Sprachlich stehen sie den oben genannten vier Völkern sehr nahe. Nach La Potherie (II, 174) bestehen die Outagamies aus zwei Stämmen, den Füchsen und den Männern der rothen Erde, welch letzterer Name aber nach Prinz Max. (c, I, 240 Anm.) vielmehr die Bedeutung des Wortes Musquakkie ist. Die Menominies, „Wilde-Reis-Leute", die Folles avoines der Franzosen, reichen vom Winebago See am Fox R. bis zum nördlichen Theile von Green Bay herab und vom Menominie-Fluß bis zum Mississippi (Morse Append. 47), sie nehmen demnach den größten Theil des ehemaligen Landes der Winebagoes ein, welche von ihnen nach Süden gedrängt worden zu sein scheinen.

Die Schwarzfüße (Blackfeet) sind das nordwestlichste Glied der Algonkinfamilie. Sie leben zwischen 42° u. 52° n. B. von 103° w. L. bis zum Felsengebirge (Gallatin, andere Angaben darüber S. b. Buschmann 1854 p. 662 u. 665) und bestehen aus den Satsika (Siksekai) oder eigentlichen Schwarzfüßen, unter die sich in neuerer Zeit auch viele Delawares und Schawanoes gemischt haben (Wilkes), südlich von den Athapasken und Assineboins an den oberen Zweigen des Saskatchewan und von da bis in das Quellgebiet des Missouri, ferner den Kena oder Blutindianer (Blood-Indians) und den Piekan nach einem ihrer Führer „dem Fasan", genannt (Gallatin Transactt. Am. Ethn. Soc. II, p. CVI. Schoolcraft V, 180). Alle drei reden dieselbe Sprache und haben sich erst in späterer Zeit in Folge eines Streites unter zwei ehrgeizigen Häuptlingen getrennt: ein Theil derselben mußte vom Saskatchewan weiter nach Süden wandern (Schoolcr. V, 685). Die Schoschonen, welche früher die Quellen des Missouri besaßen, sind durch die Schwarzfüße und Assineboins, die durch Händler der Hudsonsbai-Compagnie in Besitz von Feuerwaffen gelangten, stark bedrängt, in's Felsengebirge und über dasselbe hinausgetrieben worden (Morse 35 note). Daß die Schwarzfüße zu den Algonkins gehören, hat Gallatin (a. a. O.) bestimmt ausgesprochen, obwohl er es früher bezweifelte, und Buschmann hat es bestätigt (a. a. O. 664), mit dem Zusatz daß das Satsika einen dem Algonkin völlig fremden Bestandtheil in sich aufgenommen habe. Auch von den Arrapahoes oder Arpahoes hat letzterer dieß ermittelt (667), während Gallatin und Hale es zweifelhaft gelassen hatten. Sie heißen

daß Ph. Prescott nur 6 Siouxvölker finden konnte — Schooler. II, 169 wenn nicht etwa die Winebagoes in alter Zeit das siebente waren); Titonwans Tetons, das Volk der Prärie, im Westen des Missouri mit Schiennes und Ricaries, mit Pawnies und Osagen sich mischend (Keating I, 443); sie sollen sich wieder in 7 Abtheilungen verzweigen und an Zahl den übrigen Dakotas zusammengenommen überlegen sein. Die vier ersten Völker werden von den übrigen Isanties genannt und leben sämmtlich im Osten des Missouri, die Janktonwans an der Mündung des Großen Sioux Flusses, von da bis zum James Fluß und auf dem gegenüberliegenden westlichen Ufer des Missouri, die Janktonwannas zwischen dem James Fluß und Missouri und nördlich bis zum Devil's Lake, die Titonwans von den Gabeln des Platt bis zum Yellowstone und in den Black Hills (Warren 15, S. auch dessen Karte). Bei den älteren Reisenden führen die Sioux insgemein auch den Namen Naudowessies, eine Verstümmelung ihres Ojibwa Namens Nadóesi (Pr. Max. c, I, 338). Daß Carver unter dem Namen der Nadowessier die Sioux mit den Sauk verwechselt habe, wie Keating (I, 337) angiebt, ist unrichtig, da er die Assineboin ausdrücklich als zu den Nadowessiern gehörig bezeichnet. Die Assineboin oder Stein-Indianer (Stone Indians) — jenen Namen geben ihnen die Ojibways, bei denen die Dakota Boines heißen sollen — von ihren Stammgenossen Hohe oder Hoha genannt, sind von den Janktonwannas entsprungen, nach der gewöhnlichen Sage in Folge eines allgemeinen Streites der durch die Verführung eines angesehenen Weibes veranlaßt wurde; ihre Abtrennung vom Hauptstamme muß indessen schon alt sein, da Hennepin und Charlevoix ihrer schon erwähnen (Keating I, 405 f.). Seit dieser Zeit scheinen sie öfters glückliche Kriege gegen die Dakota geführt und diese zurückgedrängt zu haben, namentlich mit Hülfe der Knistino (Brasseur II, 248), indessen haben sie ihren Platz nur wenig verändert, da La Potherie (I, 17[illegible]) die Assiniboëls oder „Leute vom Felsen“ 250 lieues von Fort Nelson nach Südwesten setzt — Nordwesten ist wohl Schreibfehler —, neuerdings aber ihr Gebiet zwischen dem Assiniboin Fluß und Missouri angegeben wird, von 50 miles im Westen des Red R. bis zu den Quellen des Qu'appelle R. und von da bis zu den Red deer Hills am Saskatchewan (Buschmann Monatsb. 1858 p. 470 Anm. nach Howse). Da sie nach de Smet (100) auch an den Quellen des letztgenannten

Flusses im Felsengebirge zu finden und überhaupt unruhige Wanderer sind, wäre es nicht unmöglich, daß sie auch nach Oregon vorgedrungen wären, wo in der Gegend von Fort Okanagan stromaufwärts am Nordufer des Columbia ein kleiner Stamm der Sinapoils erwähnt wird (Cox II, 127).

Den Dakota schließen sich zunächst an die Winebagoes oder Winipegs, wie sie mit ihrem Algonkin-Namen (Schoolcr. V, 41), Oshungalap, nach anderen Angaben Ochungaraw oder Hochuagorah, wie sie mit ihrem eigenen Namen heißen (Morse 21); von den Franzosen wurden sie Puants genannt. Sie haben nach ihrer frühesten Erinnerung am Westufer des Michigan See's nördlich von Green Bay (Baye des Puants) gesessen, wo sie sich vom großen Geiste geschaffen glauben (Fletcher bei Schoolcr. IV, 227). Dort giebt sie La Potherie (II, 68) an; Morse (App. 59) bezeichnet für spätere Zeit das Land zwischen den Flüssen Wisconsin und Illinois, am Rock R. und von da bis an den Winebagoe-See als ihr Gebiet. Sie sollen der Stamm sein von dem die Missouri, Jowa, Otoe und Omaha entsprungen sind (Fletcher a. a. O.). Zwar darf dies, wie wir oben gezeigt haben, nicht daraus gefolgert werden daß sie diesen als ihre „ältern Brüder" gelten, aber es wird wahrscheinlich durch die bei ihnen bestehende Sage daß die drei ersteren ursprünglich mit den Winebagoes ein Volk waren (Prinz Max. c, I, 645) und sicher ist wenigstens die nahe Verwandtschaft dieser Völker (Gallatin). Das Jowa, Otoe und Missouri lassen sich als nur ein Dialekt derselben Sprache, Omaha und Ponka als ein zweiter betrachten, dem wieder das Konza, Osage und Quapaw sehr nahe steht (Prinz Max. c, I, 271, Say bei James I, 342, Schoolcr. IV, 405). Nach Pike (I, 209) wären die Otoes mit den Winebagoes sprachlich identisch. Die Otoes, welche sich selbst Wahtohtana (Otatatoe, Möllhausen 155) nennen, lebten mit den Missouris bevor diese durch die Sauks und Füchse besiegt und zerstreut wurden (James I, 341) zusammen am Platte-Fluß 40 miles oberhalb dessen Mündung und besitzen eine Sage daß ihre Vorväter über „das große Wasser" gekommen seien (Morse Append. 249 ff.), was man am einfachsten auf die großen Seen beziehen würde (Long bei James II, 364), wenn es nicht etwa auf einem Mißverständniß beruht, da von den verwandten Arkansas und Quapaws erzählt wird, daß sie ursprünglich aus dem Wasser heraufgekom-

men zu sein glauben (Nuttall 82). Indessen sind alle vier Völk (Otoe, Missouri, Jowa, Omaha) höchst wahrscheinlich von Nord nach Süden vorgerückt, da man weiß daß sie noch im 18. Jahrhu dert sich in dieser Richtung bewegten (Say bei James I, 338). D Jowa (spr. Eiowä) giebt La Potherie (II, 182), der sie Ayoes schreib weit jenseits des Mississippi unter 43° n. B. an. Die Omaha od Maha, nach Pike (II, 260) fast ganz aufgerieben durch die Blattern leben am Elkhorn R. 80 miles WNW. von Council Bluffs (Mors a. a. O.); die Ponka an der Mündung des Quiccoane d. i. L'eau q court, 150 miles oberhalb des genannten Ortes am Missouri (Pa ker 43).

Als südlichere Völker schließen sich den eben genannten zunächst d Osagen an mit den Kanzas und die Quappas mit den Arka sas. Die Angabe Pike's (II, 286) daß die Kansès den Osagen spra lich sehr nahe stehen, hat Gallatin bestätigt, und seine Vermuthu (II, 258) daß diese Völker aus dem Nordwesten stammen, erhält ei weitere Stütze durch Nuttall (82), der erzählt daß die Arkansas o Quapaws und die Ozarks den Mississippi heruntergekommen sei und sich am Missouri getheilt hätten: der eine Theil, wahrscheinlich späteren Kanzas und Osagen, sei dann den letzteren Fluß hinauf, andere den ersteren hinabgegangen. Die Osagen nennen sich sel Wasaji, Wassagè, Wossoshe, und theilen sich in die großen, kleinen Osagen und die Osagen am Arkansas (M'Coy 358 f., Hunt 18, 211). Mit den Kanzas, eigentlich Konsès, haben sie sich vielf gemischt und gleichen ihnen sehr (Say bei James I, 126). Letzt lebten früher oberhalb der Mündung des Kansas am rechten Ufer d Missouri, haben sich aber in neuerer Zeit an jenem Fluß selbst 2 300 miles nach Westen zurückgezogen (Hunter 211). Noch w ter südlich am Mississippi herab fand La Salle unter 34° n. B. Cappa, die Kapahas de Soto's, dann die Akancéas (Quappas u Arkansas, Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 266 ff.), welche dieselbe Spra redeten (die Namen ihrer Abtheilungen geben die Lettres édif. I, 75 und jetzt in schwachen Resten zwischen dem unteren Arkansas und W schita sich finden (Morse App. 237).

Den westlichsten Zweig der Siouxfamilie bilden die eigentlich Menitaries (Minetares) d. i. die über das Wasser Gekommen Grosventres, Biddahátsi-Awatiss mit ihrem eigenen Namen (Pri

Max. c, II, 211) östlich vom kleinen Missouri, aber westlich von Fort Mandan. Sie stehen sprachlich den Krähen, Crows, Upsárokas zunächst, die noch weiter aufwärts am Missouri, namentlich zwischen dem kleinen Missouri und den südöstlichen Zweigen des Yellowstone leben. Beide waren früher ein Volk. Gallatin hat beide nebst den östlicheren Mandans den Sioux angeschlossen, obwohl er später dieß wieder bezweifelt (Transactt. Am. Ethnol. Soc. II p. C.), Buschmann (1854 p. 668) scheint es zu bestätigen, wogegen Prinz Max. (c, II, 464) die letzteren zwar zu den Sioux zu zählen geneigt ist, die Minetarees aber, was Gallatin nicht zugiebt, für ein Volk hält das den Mandans ursprünglich fremd sei. Die Mandans wollen von den östlichen Völkern in der Nähe der Seeküste herstammen (ebend. 104); sie selbst nennen sich Númangkake „Menschen." Daß sie an den Blattern ausgestorben seien, ist ein Irrthum, es gab 1852 deren noch 385 (Schoolcr. VI, 486).

4) Die Pawnies.

Die südwestlichen Nachbarn der Siouxvölker am Platte und Kansas sind die ihnen stammfremden **Pawnies** oder Panies. Sie theilen sich in die Großen Pawnies, Pawnie Loups und Pawnie Republics. Zu demselben Stamme gehören die Riccaras oder Ricaries, eigentlich Aricarra (Hunter 87), welche früher an der Mündung des Schienne-flusses lebten (Prinz Max. c, I, 373), dann unter 46½° am Missouri südlich von den Mandans. Sie selbst nennen sich Sáhnisch „Menschen" (Pr. Max. c, I, 381). Nächst diesen schließen sich den Pawnies die Wacoes (spr. Huecos) an, welchen unrichtig von Schoolcraft (V, 712) dieselbe Sprache mit den Witchitas und Yowoconees und — was wohl den Ursprung des Irrthums erklärt —, ein gemeinsamer Wohnsitz am Rush Creek, einem Zufluß des N. Washita der zum Red R. von Texas geht, zugeschrieben wird. Wacos werden am oberen Brazos und von diesem bis zum Colorado angegeben (Kennedy I, 348), am Brazos 24 miles oberhalb seiner Mündung und am obersten Theil des Red R. (Morse App. 373 vgl. Buschmann 1854 p. 440 f.). Sie sind den Keechi und Witchita genau sprachverwandt, wie auch diese beiden untereinander, während zugleich das Witchita dem Pawnie sehr fern steht und nur einige geringfügige Wortähnlich-

keiten mit ihm hat* (ebend. 453, 449). Die Witchitas werden theils in Texas am Colorado und an der Nord- und Ostseite des Brazos, theils im Indian Territory, theils in Louisiana angeführt (ebend. 442). Tonti (1690) bezeichnet die Waschita als zu den Nachitoches gehörig (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 334). Ihr Gebiet scheint durch den Waschita-Fluß im nördlichen Louisiana angedeutet zu sein.

5) Isolirte Völker des Südwestens.

Im Süden der Pawnies und Sioux zwischen dem Felsengebirge und dem Mississippi finden sich fast lauter einzelne Völker welche sprachlich ganz isolirt stehen und sich nicht familienweise zusammengruppiren lassen. Die meisten derselben sind nur noch in kleinen Resten vorhanden. Dieß gilt zunächst von den Kioway oder Kyaway im Quellgebiet des Platte (Pike II, 94, nach Gregg östlich von Santa Fé), deren Sprache weder mit dem Utah oder Comanche, wie man behauptet hat, noch mit irgend einer anderen bekannten Sprache verwandt ist (Buschmann a. a. O. 433). Ferner die Paduca welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am oberen Kansas mächtig waren, jetzt aber verschwunden scheinen. Nach Pike (II, 287) würden die Cumanchen von den Pawnie Paduca genannt, Lewis und Clarke unterscheiden sie jedoch von diesen und betrachten sie als den ursprünglichen Stamm der Kioway, die nach ihrer Angabe am obersten Theile des Red R. und im Felsengebirge leben und bis an den oberen Arkansas schweifen. Noch einige andere Völker dieser Gegenden hat Morse (App. 253 u. 366) namhaft gemacht.

Die Völker von Texas, von denen ein großer Theil untergegangen ist, finden sich nebst ihren Sitzen vollständig verzeichnet bei Buschmann a. a. O. 417 ff. (vgl. Morse App. 373). Das herrschende Volk zur Zeit der Ankunft der Franzosen (1717) waren am Red R. bis zu dessen Quellen hin die Caddo oder Cadodaquious, zu denen auch die Tejas gehörten nach welchen das Land benannt ist. Sie hatten ihren Hauptsitz gegen 300 miles von der Mündung des Flusses und wurden

* Dergleichen höchstauffallende sprachliche Verhältnisse kommen, wie Buschmann wiederholt hervorhebt, in Amerika öfters vor, daß Sprachen die erweislich zu demselben Stamme gehören, doch in ihrem Wortschatze unter sich völlig verschieden sind, und es ist sogar etwas Gewöhnliches daß verwandte Sprachen in dieser Hinsicht weit auseinandergehen.

aus dem Quellgebiete desselben von den Osagen, Towcasch und Cumanchen verdrängt. Alle Nachbarvölker außer den Choktaw waren ihnen untergeben. In neuerer Zeit wohnten sie an Lake Ceodo 90 miles nordwestlich von Nachitoches und am Neches, und wanderten bis zum Brazos, wo sie unterhalb Fort Belknap sich finden (Buschmann 427, Morse App. 257, 373, Journal historique 179 ff., Schoolcraft V, 682, 712). Ihre Sprache ist allen andern fremdartig. Die Towiaches oder Toweashes, auch Pawnee Picts genannt, doch von den eigentlichen Pawnies ganz verschieden, am Red R. und von diesem nach Norden gegen die Südgabel des Canadian hin, werden von Einigen den Towacanies, Tawakenoes oder Tahuacanos gleichgesetzt (Buschmann 439), welche Kennedy (I, 348) am Colorado oberhalb der Fälle angiebt. Die Tonkaways, Toncahuas oder Tancards schweifen am Red R. umher, nach Anderen am Trinidad, Brazos, Colorado und gegen Santa Fé hin (Buschm. 438). Die Carancahuas sollen früher die ganze Küste von Texas inne gehabt haben, hauptsächlich um La Baca und Matagorda B., sind aber jetzt größtentheils durch die Cumanchen vertilgt und bis auf umherziehende Banden zusammengeschmolzen (ebend. 428, Kennedy, Maillard).

Die Apachen und Lipans im westlichen Texas sind schon oben besprochen worden, die Cumanchen aber, in neuerer Zeit die Hauptmacht im südwestlichen Theile des Landes, werden wir an einer anderen Stelle zu behandeln haben, da sie Buschmann als ein Glied seiner sonorischen Sprachfamilie nachgewiesen hat.

An dem Mississippi lebten im 17. Jahrhundert unterhalb der Arkansas die Taensas, 8 Tagereisen nach Westen von ihnen entfernt, am Red R. 36 lieues in gerader Richtung von dessen Mündung und weiter nordwestlich von da (Journal hist. 179 ff.), die Nachitoches, und etwas weiter hinab am Mississippi, doch noch oberhalb der Mündung des Red R. die Natchez (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 269, 277, 334). Wie die ersteren sind auch die Corra, Quiniquissa und andere Völker jener Zeit verschwunden. Als die französische Kolonisirung dieser Gegenden begann, fanden sich am unteren Mississippi die Sitimachas oder Chetimaches die wie ihre Nachbarn, die Attacapas, wie die Caddoes und Adayes oder Adaizes, alle in Rücksicht ihrer Sprache ganz isolirt stehen und sich nur in kleinen Resten erhalten haben. Die ersteren an dem See ihres Namens, waren schon um 1750 fast ganz zu Grunde

gegangen (Lettres édif. I, 752, Bossu I, 29, Gallatin, Transacti Am. Ethnol. Soc. II, p. CVI). Stromaufwärts werden dann di Oumas 25 lieues von N. Orleans genannt und weiterhin auf den linken Ufer oberhalb Point Coupee die Tonicas oder Tunicas, die zu den Mobiliern gehörten und von den Chickasaw aufgerieben wurde (Bossu I, 39 f., Buschmann a. a. O. 440). Eine andere Angabe setz die letzteren (1699) an den Fluß Yason (Yazoo?), von wo sie zu Anfan des 18. Jahrhunderts an den Mississippi zogen und sich oberhalb de Mündung des Red R. niederließen (Journal hist. 16, 124). Sie schei nen den Natchez deren Sitz Adair 200 miles westlich von den Chol taws angiebt nahe gestanden zu haben; 40 lieues weiter aufwär von diesen wohnten die Yatou oder Yazoo am gleichnamigen Flu mit drei verschiedenen Sprachen (Lettres édif. I, 754). Bei weit das mächtigste Volk am unteren Mississippi waren die Natchez: Bos (I, 37) läßt ihre Herrschaft von 50 bis zu 460 lieues von der Kü sich erstrecken, auch nach du Pratz (II, 223) soll sie in früherer Z bis zum Ohio gereicht haben und ihre beiden Hauptzweige sollen Taensas und Chetimaches gewesen sein. Die Namensähnlichkeit letzteren mit den Chichimeken von Mexico hat M'Culloh (177 no zu einer Vergleichung derselben mit diesen veranlaßt, die, wie er glau viele übereinstimmende Punkte liefert. Sie besitzen die Sage einer Ei wanderung über das Meer, sogar einer zweimaligen, und sie soll se bestimmt lauten (Lettres éd. I, 754, Nuttall 268), eine genaue Betrachtung derselben lehrt jedoch, daß sie von du Pratz (III, 6 zwar nicht erfunden, aber sehr stark ausgeschmückt worden ist. Neue dings hat Maillard seine Vorgänger bei Seite setzend, von eine großen Natchezreiche gefabelt das sich vom Mississippi bis zum Grande und vom Golfe von Mexico bis zum Osage-Fluß ausgedeh habe. Es wird sich später Gelegenheit bieten diese Dimensionen a ihr richtiges Maaß zurückzuführen. Wir bemerken hier nur daß verbreitete Annahme einer Einwanderung von Mexico her in Rücksi der Natchez wie in Rücksicht der meisten Indianer von Texas, bei den Montezuma-Sagen allerdings sich häufig finden, bis jetzt weder ein sprachlichen noch einen anderen wissenschaftlichen Grund für sich ha

* Nächst der erwähnten Sage von der Einwanderung über das Meer l sich nur noch der Name des Ortes Tula, den de Soto's Heer im Osten Mississippi berührte als eine bestimmtere Hinweisung auf Mexico ansehen,

Nach dem allgemeinen Ueberfall den die Natchez 1729 gegen die Franzosen ausführten, wurden sie von diesen bekriegt, zum Theil auf die westindischen Inseln gebracht zum Theil von den Chickasaw aufgenommen oder zerstreut (Adair 353).

6) Die Völker des Südostens.

Für die Länder im Osten des unteren Mississippi ist ethnographisch der Zug de Soto's (1539—43) vorzüglich wichtig. Mit Benutzung der Arbeiten M'Culloh's und Monette's hat Rye ihn neuerdings am besten behandelt (works issued by the Hakluyt Soc. Vol. IX). Die Landung geschah in der Gegend von Espiritu Santo Bay, die man meist — auch Rye thut dies — für Tampa Bay in Florida hält. Allerdings hat in späterer Zeit letztere diesen Namen geführt, früherhin aber war die Oertlichkeit welcher jener Name zugehört, sehr unbestimmt, wie man z. B. auf der Karte bei de Laet sieht, wo der Name in der Gegend von Mobile erscheint und zugleich ein Fluß Espiritu Santo viel weiter östlich, etwa in der Länge von Appalachee Bay angegeben wird. Von seiner Mündung ist nach de Laet's Darstellung de Soto ausgegangen: es scheint nur der Suwanee oder Chattohochee sein zu können. Diese Auffassung der Sache wird daraus wahrscheinlich, daß ein größerer Fluß in die Espiritu Santo Bay de Soto's

---

viele Schriftsteller so gern zum Vaterlande aller dieser Völker machen möchten. Allerdings kann jener Name die Vermuthung erregen daß vielleicht Tolteken in älter Zeit in diese Gegenden gekommen seien, wie es anderseits nicht unwahrscheinlich ist daß nach der Eroberung Mexico's durch die Spanier mexicanische Völker nach Texas hin auszuweichen gesucht und Montezuma-Sagen dahin mitgebracht haben mögen. Wenn aber so schwache Anhaltspunkte für Morton (160) hinreichend waren um die Natchez für Tolteken zu erklären, zumal da Garcilasso von einer merkwürdigen künstlichen Verunstaltung des Kopfes erzähle, welche zu de Soto's Zeit dort gefunden wurde, wie sie bei den Natchez gebräuchlich war, so bedarf es im Grunde nur der Gegenbemerkung daß dieselbe Sitte auch bei den Choctaws und anderen Völkern dieser Gegenden herrschte, um die Schwäche des Beweises erkennen zu lassen, wozu noch kommt daß es von den Tolteken völlig unerwiesen ist daß auch sie dem Kopfe eine künstliche Form gaben. Die Bilder auf welche sich Morton (145) beruft, lassen bei der großen Uebertreibung der Nase und bei ihrer großen Unvollkommenheit überhaupt offenbar keinen Schluß dieser Art zu. Daß Schoolcraft (VI, 32) es nachspricht, die Natchez seien „offenbar Tolteken" kann nicht wundern, und ist nur eines der vielen Zeichen seiner Leichtfertigkeit. In der Redaction seines großen Werkes geht sie soweit daß er denselben Bericht von Wort zu Wort wiederholt hat (IV, 642 ff., VI, 648 ff.,). Seine Nachlässigkeit in der Veröffentlichung von Worttafeln hat schon Buschmann (1854 p. 539) gerügt.

auch Atsina, Fall, Rapid oder Paunch Indians, Gros Ventres des prairies, Minetaries of the prairie, doch führen sie den letzteren Namen mit Unrecht. Sie selbst nennen sich Ahni-Ninn und sind von den eigentlichen Minetares am Missouri, die ebenfalls Gros Ventres genannt werden, völlig verschieden (Prinz Max. c.I, 530 ff.). Im Bunde mit den Schwarzfüßen, zu dem sie (nach Schoolcr. VI, 699) erst seit etwa 40 Jahren zählen sollen, dehnten sie ihre Streifereien vom Saskatchewan, dessen Südarm ihr Hauptsitz war, bis zum Yellowstone aus, und ein Zweig derselben, die Arpahoes, ist in neuerer Zeit bis zum Platte-Fluß und Arkansas nach Süden gewandert (Gallatin). Morse (App. 253) giebt sie zwischen den Quellgebieten des Kanzas und des R. del Norte an. Das fünfte zu dem Bunde der Schwarzfüße gehörige Volk, die Sarsi oder Susee ist jenen ursprünglich fremd und wurde schon früher von uns als ein Glied der Athapaskenfamilie erwähnt. Endlich sind hier noch die Schiennes oder Chayennes zu nennen, nach W. Irving (170) die früheren Schaways. Sich selbst geben sie den Namen Istayú (Prinz Max.) und lebten früher an dem oberen Zweige des Red R. der zum Winnipeg See geht und den Namen dieses Volkes führt. Später durch die Sioux verdrängt, zogen sie sich an den Schienne-Fluß unter 44° zurück, ein anderer Theil von ihnen ging noch südlicher und lebt unter 38½°—39½° (Gallatin a. a. O. CXI, Buschmann 608), zum Theil mit den Arpahoes verbunden (Morse App. 254).

3) Die Sioux-Völker.

Die vierte große Völkerfamilie des Gebietes der Vereinigten Staaten ist die Familie der Sioux, im Osten und Norden von Algonkins, im Westen vom Felsengebirge begrenzt, im Süden bis zur Mündung des Arkansas, weiter westlich aber nur bis zum Platte-Fluß sich erstreckend. Der französische Name der ganzen Gruppe, hergenommen von dem Hauptvolke derselben, ist erst in neuerer Zeit der einheimischen und eigentlichen Benennung Dakota „die sieben Rathsfeuer“ — es sind 7 verbündete Hauptvölker — gewichen. Ganz grundlos scheint was man auch von den Pawnies und Riccaras behauptet hat, daß sie aus Mexico ausgewandert seien zur Zeit der spanischen Eroberung (Beltrami I, 284), obgleich sogar eine eigene Sage dieser Art z. B.

den Winebagoes zugeschrieben wird (Pike I, 209). Um 1665 lebten die Dakota bereits im Quellgebiete des Mississippi, bekriegten die westlichen Algonkinvölker, namentlich stromabwärts gehend die Illinois (Brasseur I, 123) und scheinen daher eher von Norden gegen Süden und Südwesten (Warren 17) als in umgekehrter Richtung vorgedrungen zu sein, wie auch Riggs (XV f.) bemerkt der den Bogen des St. Peters R., Lac qui parle und den Osten des Mississippi als ihre ältere Heimath bezeichnet. Schon der Name einer ihrer Stämme zeigt daß sie in früherer Zeit im Besitze des Spirit Lake westlich vom Oberen See gewesen sind; ja es ist nicht unwahrscheinlich daß sie vor dem Eindringen der Europäer bis an den Oberen See und an das Westufer des Michigan reichten, denn die Sauks und Füchse sind offenbar, die Menominies wahrscheinlich erst spätere Eindringlinge von Osten und Norden her.

Die Dakota (Dahcotah) reichen vom Mississippi bis zu den Black Hills im Westen und von der Mündung des Gr. Sioux R. und den Gabeln des Platte-Flusses bis zum Devil's Lake im Norden. Dieß gilt jedoch nur für die neuere Zeit. Um 1820 wird von Keating (I, 377) ihre Grenze auf folgende Weise angegeben: von Prairie du Chien an der Mündung des Wisconsin läuft sie in einer krummen Linie nordöstlich zum ersten Zweige des Chippewa R., dann nordwestlich zum Spirit Lake, von da westlich zum Rivière de Corbeau und dem Ottertail Lake, weiter westlich zum Red R. und diesen hinab bis Pembina, nach Südwesten zur Ostseite des Missouri in der Nähe der Mandandörfer, am Flusse hinab (vielleicht selbst über ihn hinüber) wahrscheinlich bis zum Soldier's R. und nordöstlich nach Pairie du Chien zurück. Ihre sieben Stämme geben Riggs und Warren im Wesentlichen übereinstimmend mit Keating I, 394 ff. (Vgl. auch Prinz Max. c, I, 338, 359, 440) auf folgende Weise an*: Mde-wakan-tonwans, das Dorf oder Volk des Geistersee's; Wahpekutes, die Blattschützen (welche Blätter für Wild ansehen — Keating); Wahpe-tonwans, das Volk in den Blättern; Sisi-tonwans, Sissetons, das Volk des Sumpfes; Janktonwans, Janktons, das Volk am Ende, auch das erste Volk genannt, Janktonwannas, eigentlich nur eine Abtheilung der vorigen, häufig aber als besonderes Volk gezählt (woraus sich erklärt

* Meist andere Namen giebt die Eintheilung der Sioux aus dem Anfange des 18. Jahrh. im Journal historique p. 69.

hinab, und die Karte vom J. 1764 bei Schoolcraft V zeigt sie noch fast ungeschmälert in dessen Besitz. Nach Bartram (56, 443, 354) wären sie, wie die Cherokees, ihrer Sage nach erst zur Zeit der Gründung von Charleston durch die Engländer aus den südwestlichen Gegenden jenseits des Mississippi dorthin eingewandert — auch Adair 194 f. kennt eine solche Sage — dieß ist jedoch schon wegen der geographischen Lage des Landes unwahrscheinlich, daß sie, wenn von Westen gekommen, schon seit längerer Zeit inne haben müßten, als die Choctaw und Chikasaw das ihrige. Nach einer anderen Richtung weist die Sage hin welche Swan 1791 bei ihnen fand (Schoolcr. V, 259 f.): vor langer Zeit als die Apalachen noch das Land inne hatten — woraus jedoch keine Stammverschiedenheit*) dieser von den Creeks folgt — kamen aus dem Nordwesten nomadische Jäger, die man „Wanderer, Verirrte", Seminolies nannte. Im Kriege siegreich, wurden sie die Herren des Landes. Die Creeks, als deren ursprünglicher Stamm die Seminolen angesehen werden oder vielleicht nur selbst gelten wollen, richteten die Apalachen im J. 1719 gänzlich zu Grunde, (nach Fairbanks 121 wurden die Apalachen am Suwanee schon 1638 von ihren Nachbarn unterjocht), später wurden auch die Alabamas von den Seminolen überwunden, und letztere verschmolzen, sagt der Bericht etwas dunkel, mit dem Creeks zu einem Volke. Dagegen giebt Gallatin an daß die Creeks so wenig als die Choctaws die Sage von einer Einwanderung hätten, sondern aus einer Höhle am Alabamafluß zu stammen oder vom Himmel herabgefallen zu sein glaubten, während die Chickasaws allerdings von Westen hergekommen sein wollten. Die Creeks werden in die oberen und unteren Creeks unterschieden, jene sind nach Bartram die Muskogies oder „die Nation" d.i. der Bund der Creekvölker, diese sind die Seminolen (d.i. Separatisten, Rebellen, Flüchtlinge), welche demnach eine gewisse Sonderstellung zu jenen eingenommen zu haben scheinen. Sie haben von jeher die Politik verfolgt die Reste besiegter Völker sich einzuverleiben, daher gab es ein Dorf der Schawanoes und eines der Nachees (Natchez) bei ihnen (Adair 257), und dasselbe deuten viele der Orte an welche Swan 1791 bei ihnen fand: Coosas, Coosadas, Alabamas, Euchees (Uchees), Hitchatas, Palachuola (Apalachen), obwohl wir nicht wissen

*) Daß eine solche nicht stattfand wird daraus wahrscheinlich daß die Hauptstadt der verbündeten Creekvölker Apalachucla hieß.

ob alle diese älteren Bewohner des Landes ihnen wirklich stammfremd waren. Nur von den Natchez und den Uchees im südlichen Theile von Georgia — an der Quelle (?) des St. John, an der Gabel des St. Mary's R., an den Quellen des Caunouchee und des St. Tillis (Santilla? nach Filson 112) und im südöstlichsten Tennessee am Ausfluß des Hiwasee (nach Ramsey 81) — scheint es sicher daß sie nicht zur Familie der Creekvölker gehörten, sondern ganz isolirt standen (Gallatin). Die früher erwähnten Tonicas, welche nach Buschmann zu den Mobiliern gehörten, standen indessen zu den Natchez, deren Nachbarn sie waren, in dem Verhältniß, daß die letzteren das von ihnen unterhaltene ewige Feuer, wenn es ausginge, wieder bei jenen hätten anzünden müssen (Lettres édif. I, 754), und wir dürfen demnach vermuthen daß die Natchez selbst zu den Mobiliern oder Creekvölkern in näheren verwandtschaftlichen Beziehungen standen. Die Namen der kleinen Völker welche zu den Mobiliern gerechnet wurden, finden sich bei Olshausen (I, 305), die Namen und späteren Sitze der Seminolenstämme von Florida bei Morse (App. 306, 364). Die Coosadas (Coshattas, Cushattees) mit denen die Alabamas oder Alibamons fast identisch sein sollen (Buschmann 1854, p. 430), werden ohne Zweifel mit Recht zu dieser Völkerfamilie gezählt, da Coosah als Hauptort der Choctaws auch noch in späterer Zeit galt. Ob sie mit den in S. Carolina genannten Coosaw zusammenhängen, läßt sich schwerlich noch ermitteln. Gleich vielen anderen nördlicheren Stämmen die im Anfange des laufenden Jahrh. und besonders seit 1822 und 1824 nach Westen gewandert sind, haben sie sich nach Texas gewendet wo sie namentlich am Trinidad leben (Kennedy I, 349). Dort über die Nordhälfte des genannten Staates bis zum Red R. zerstreut, finden sich jetzt die traurigen Ueberreste von Delawares, Cherokees, Choctaws, Creeks, Kickapus, Schawanoes und anderen Völkern (Morse App. 258, Maillard 238).

Den Creekvölkern benachbart doch ohne Sprachverwandtschaft zu ihnen oder zu anderen amerikanischen Stämmen lebten die Cherokee oder Cheeräkee, von cheera „Feuer", 340 miles nordwestlich von Charleston. Der Holston R. im östlichsten Tennessee führte ihren Namen und sie saßen wo Georgia, die beiden Carolina und Tennessee zusammenstoßen, in den Grenzgebieten dieser vier Staaten (Adair 226, Ramsey 78, 81). Nach Schoolcraft V, 179 und 238, VI, 32)

wären sie nächst den Catawbas das Hauptvolk in S. Carolina gewe sen, obwohl sich wenigstens bei Lawson keine Bestätigung dafür fin det, und der Tennessee oder gar der Cumberland hätte den Namen Chero kee-Fluß geführt. Im Vertrage von Fort Stanwix (1768) traten di Irokesen, welche den Holston als ihre Grenze gegen die Cherokees an gaben — jedenfalls war er dieß erst in Folge ihrer Eroberungen ge worden — das Land im Norden und Osten des Tennessee ab, auf wel ches indessen die Cherokees und Chickasaws Anspruch zu haben behaup teten (Ramsey 76), Filson p. 3 dagegen giebt an daß in dem ge nannten Vertrage die Irokesen das Land nördlich vom Kentucky F und einige Jahre später die Cherokees das Gebiet im Süden jene Flusses an die Weißen verkauften. Sie sind nach Bartram vo Westen her, nach Pickett (Hist. of Alabama und daraus Schooler II, 344) den Mississippi herunter in ihr Land eingezogen. Daß auc ihre Einwanderung in vorhistorische Zeit fällt, wird daraus wahrschein lich daß schon Cabeza de Vaca ihr Land durchzogen zu habe scheint: er kam auf seinem Zuge zu den Charrucos (Herrera VI, 1, 3)

Wenden wir uns endlich nach Westen zu den beiden Carolina zu rück, so sind die Völker von Cap Hatteras bis zum Savannah sprach lich ganz unbekannt und nur von den Catawbas oder Katahbas ir westlichen Theile beider Staaten weiß man daß sie ihren Nachbarr den Wookons welche auch mit den Tuscaroras zusammengrenzte (Lawson 231) verwandt waren, sonst aber isolirt standen (Galla tin Transactt. Am. Eth. Soc. II, p. CV, vgl. oben.) Daß sie um 165 von Canada nach Süden vertrieben worden sind (Schoolcra III, 293) haben wir schon oben angegeben, und es stimmt damit ih Sage welche von harten Kämpfen mit den Delawares in der Gegen des Potomac erzählt (Kercheval 47). Lawson (43) scheint f unter dem Namen Kadapau neben den Esaw und Sugeree zu nenne Ihr Hauptsitz war der Fluß, der in S. und N. Carolina noch ihre Namen führt. Auch später wohnten sie noch hier, ein anderer Th unter 34° 49′ in N. Carolina (Morse 32). Adair (223 f.) gie sie unter 34° n. B. 200 miles von Charleston an und fügt merkwü dig genug hinzu daß zu den 400 Familien die 1743 von ihnen no übrig waren und 20 verschiedene Dialekte sprachen, Nachee (so schrei er die Natchez) und Coosa gehörten. Wahrscheinlich auf diese Autor tät hin sieht man bei Schoolcraft VI, 179 die Westoes, Stonoe

Coosaws, Sewees, Yamassees, Santees, Congarees und andere Völker — man fand deren 28 in S. Carolina bei dessen Entdeckung — zu den Catawbas gezählt. Die Sewees werden von Lawson (10) als ein früher zahlreiches Volk in S. Carolina angeführt, das aber durch Krankheiten stark zusammengeschmolzen sei. Die Santees oder Seretees lebten am gleichnamigen Fluß, die Congarees welche er als das dritte Volk anführt (16, 26) nicht weit von der Küste entfernt, und er bemerkt ausdrücklich daß alle diese Völker an Sprache Physiognomie und Charakter sehr verschieden seien (29). Weiterhin — wohl am Santee R. aufwärts — nennt er das größere Volk der Wateree-Chikanee, dann die Waxsaw oder Wisack, die auch unter den Eingeborenen von N. Carolina wieder vorkommen (32f., 183). Als vereinigt zu einem Volke seit 1700 giebt er die Sapona an dem Flusse dieses Namens (wahrscheinlich der Yadkin, den Lawson mit Cap Fear R. verwechselt zu haben scheint), die Totero und Keyauwees an, endlich am Haw R. die Sissipahau und östlich von dort die Shoccorie, Enoe und Adshusheer (46, 54, 56). Der Yamasees, deren Hauptort Macarisqui nach Fairbanks (125) freilich in der Nähe von S. Augustine (Florida) lag, während sie sonst gewöhnlich in S. Carolina in der Breite von S. Elena gesucht werden (Schoolcr. V, 32), thut Lawson gar keine Erwähnung. Vielleicht sind sie erst in Folge ihrer Kämpfe mit den Cherokees nach Süden geflüchtet. Von diesen wurden sie gänzlich aufgerieben, nicht incorporirt, wie dieß mit vielen anderen Völkern geschah, weil sie sich ihnen durchaus nicht unterwerfen wollten (Bartram 461 ff.).

II. Physische Eigenthümlichkeiten.

Ein Nachklang der Ansichten de Pauw's und Robertson's von der angeborenen Schwäche der rothen Raçe hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. Daß sie in Folge eines „gewissen allgemeinen Mangels ihrer Organisation die Keime frühen Unterganges in sich selbst trüge", war eine trotz ihrer Grundlosigkeit besonders in Nordamerika gern geglaubte und darum vielfach nachgesprochene Behauptung, obgleich Männer von großer Autorität, z. B. Morton, ihr entschieden entgegengetreten sind. Da wir sie anderwärts schon besprochen haben (I, 158), berühren wir sie hier nur im Vorübergehen.

Eine allgemeine Charakteristik der eingeborenen Amerikaner zu geben, würde an dieser Stelle unsere nächste Aufgabe sein, aber obgleich man zugestehen muß daß sie sich von allen übrigen Völkern der Erde unterscheiden und unter einander in wesentlichen Eigenthümlichkeiten übereinkommen, sind doch zugleich die Differenzen so groß daß jene Aufgabe unlösbar scheint. Außer den durchgängigen Analogieen des Sprachbaues und einigen Aehnlichkeiten des Temperamentes und geistigen Lebens, betrifft das Gemeinsame, abgesehen von untergeordneten Punkten, nur den Ausdruck des Gesichtes und dessen Contouren, die Beschaffenheit des Haares und (mit gewissen Beschränkungen) die Hautfarbe. Dagegen läßt sich nicht zugeben daß eine allgemeine typische Schädelform den Amerikanern eigen sei, wie dieß sonderbarer Weise gerade Morton behauptet hat (Cran. Am. 63, 260 vgl. Nott and Gliddon 324), obgleich er selbst die große Verschiedenheit der mexicanischen und peruanischen Schädel, die er toltekisch nennt, von denen der culturlosen Völker durch Bild und Messung sorgfältig dargethan hat. Eine Vergleichung der Maaße (bei Morton 257) läßt keinen Zweifel über die Unmöglichkeit einen gemeinsamen Typus anzunehmen. Später hat v. Tschudi (II, 362, Müller's Archiv 1844, p. 98) in Peru allein drei wesentlich verschiedene Typen nachgewiesen und Retzius (ebend. 1848, p. 280) führt als Dolichocephalen in America nächst den Eskimo, die Morton als eine völlig verschiedene Raçe bezeichnet, eine Reihe von Algonkin- und Irokesenvölkern nebst den Guaranis und anderen südamerikanischen Stämmen auf, wogegen er die Natchez, Creeks, Puelches, Araucaner u. a. als Brachycephalen angiebt. Daß demnach von keiner Einheit der amerikanischen Raçe in Rücksicht der Schädelform die Rede sein könne, ist unstreitig, und selbst hinsichtlich der Eingeborenen im Osten des Felsengebirges, mit denen wir es hier allein zu thun haben, scheint eine solche Behauptung unhaltbar.

Der Schädel des Indianers — dieß stellt Morton Cran. Am. 65 und bei Schoolcr. II, 316 als typisch hin — ist entschieden rund, sein seitlicher Durchmesser groß, oft größer als der Längsdurchmesser, besonders charakteristisch für ihn ist das abgeplattete Hinterhaupt *).

* Say (bei James I, 283) hat in dieser Beziehung treffend darauf hingewiesen daß der Hinterkopf des Kindes meist längere Zeit die harte Lage auf einem Brete auszuhalten hat.

„Von hinten gesehen erscheint dessen Umriß mäßig nach auswärts gekrümmt, breit an seinen Hervorragungen und voll von diesen bis zur Oeffnung des Gehörganges. Von den Scheitelhöckern zum Scheitel läuft eine Fläche von geringer Krümmung und konischer oder vielmehr keilförmiger Begrenzung." Die Stirn ist niedrig und zurücklaufend, selten gewölbt, die Backenknochen vorspringend und stark, doch nicht breit (gerundete, nicht winkelig nach auswärts stehende Wangen hat schon Blumenbach besonders hervorgehoben), die Augenhöhlen groß und viereckig, die Nasenlöcher weit, der Unterkiefer massiv und stark entwickelt, die Zähne meist senkrecht gestellt. Auch Nott and Gliddon (441) welche dieser Charakteristik noch die Erhebung der Scheitelgegend hinzufügen, suchen jene Bestimmungen festzuhalten, indem sie zugleich bemerken, daß bei den Irokesen der Kopf oft länger ausgezogen sei wogegen die Cherokee und Choctaw die typische breitrunde Form deutlich zeigten. Dem letzteren Punkte widersprechen Morton's Angaben und Messungen ebenso bestimmt als Retzius: jener nennt die Irokesen und Cherokees, welche sich beide durch volleren Hinterkopf vor den übrigen auszeichnen, dann die Mandans, Menitaries, Ariccaras, Assineboins, Otoes, Krähen, Schwarzfüße nebst einigen Nachbarstämmen, endlich mehrere Lenape-Stämme als Völker von mehr länglicher Kopfform, während er die Dakota als Rundköpfe bezeichnet, was um der langköpfigen Assineboin willen schwer zu glauben ist. Retzius giebt als gentes dolichocephalae prognathae die im östlichen Theile von Amerika vorherrschen (a. a. O. 1855, p. 503) an: die Irokesen, Cayugas und Huronen, die Cherokee und Chickasaw, die Chippeway, Ottogamie, Potowatomie, Lenni Lenape und Schwarzfüße; als brachycephalae prognathae welche in dem westlichen Theile von Amerika überwögen: die Natchez, Creek und Seminolen, welche letzteren trotz ihrer Verwandtschaft zu den Choctaw eine wesentlich verschiedene Schädelform besitzen sollen. Man kann darüber streiten ob es statthaft sei Völker als rundköpfig zu bezeichnen, bei denen sich der Längs- und Querdurchmesser des Schädels im Mittel zu einander verhalten = 70:55 (Morton 259), unzweifelhaft aber ist nach Obigem daß die runde Form nicht als typisch für den Indianer im Osten des Felsengebirges gelten kann.

Die Eskimo trennt Morton (247) als entschiedene Langköpfe von den Indianern; will man indessen die Mittelwerthe der dort ge-

gebenen Schädelmaaße mit denen für die Indianer vergleichen, so wird man die Unterschiede unerheblich und jedenfalls viel zu gering finden um jene wegen ihrer Schädelgestalt von diesen abzusondern. Vergleicht man die einzelnen Schädel, so ergiebt sich daß eine Menge von Indianer-Köpfen dieselben Verhältnisse des Längs- und Querdurchmessers zeigen wie die der Eskimo und daß bei mehreren die Längendimension sogar noch stärker überwiegt. Die Maaße des Quichua und des zweiten Cherokee kommen denen des vierten Eskimo, die des zweiten Miami, des zweiten Mandan, des Riccara, und besonders des dritten Atacama denen des zweiten Eskimo (bei Morton 247, 257 ff.) sehr nahe und es läßt sich zu den letzteren noch der Schädel von Circleville und der von Arica auf p. 259 als analog in den Hauptsachen hinzufügen. Eine vorurtheilslose Erwägung dieser Umstände scheint nicht geeignet die Erwartung zu erhöhen daß Schädelmessungen bedeutendere Aufschlüsse über ethnographische Verhältnisse zu liefern im Stande seien.

Eine weitere Einschränkung der oben als typisch angegebenen Form macht sich in Rücksicht der Stirn nöthig, welche im Ganzen sich nicht so stark zurückweichend findet als gewöhnlich angenommen wird (vgl. auch Morton pl. 22 und 28, p. 167 und 177); es herrscht in dieser Beziehung große Verschiedenheit, wie Prinz Maximilian (c, I, 233 f.) namentlich an einer ganzen Reihe von Mandanschädeln zu beobachten Gelegenheit fand. Bei den Missouri-Indianern wird die zurücklaufende Stirn und das flache Hinterhaupt besonders hervorgehoben (Say bei James I, 282). Der Gesichtswinkel, von Morton im Durchschnitt zu 76° 13′ angegeben, schwankt meist zwischen 75° und 80° (vgl. Say bei James I, 283); auffallend spitzig ist er bei den Krähen-Indianern, deren Gesicht dadurch ihrem Namen entsprechend das Ansehen eines Vogelkopfes erhält (Domenech im Ausland 1857, p. 946). Die mittlere Schädelcapacität beträgt bei den Irokesen 88,5, bei den Algonkins und Apalachen 83,75, bei den Dakota 85, bei den Völkern von Oregon nur 80,75 Cubikzoll (Philipps bei Schoolcr. II, 331), auffallend gering ist sie bei den höchst begabten Cherokee, nämlich nur 79 Cubikzoll (Morton 173).

Die Augen sind fast allgemein zwischen schwarz und grau, unter gewöhnlichen Umständen indolent und von geringem Ausdruck, tief liegend und oft durch ihre Kleinheit auffallend, was Catlin aus dem

mangelnden Schutz gegen das Sonnenlicht und dem Rauche im Wigwam zu erklären geneigt ist. Die Augenlidspalte steht horizontal; die Mongolenähnlichkeit der Augenstellung und der Physiognomie überhaupt welche Pike bei den Pawnie und Dakota zu bemerken glaubte, hat Prinz Maximilian (c, I, 235) nicht bestätigt gefunden. Ob die grauen Augen der Eingeborenen um Cap Hatteras mit Lawson (62) von der Mischung mit Europäern abzuleiten sind, steht dahin. Die Nase tritt meist stark hervor, ist oft etwas gebogen, seltener eine ordentliche Adlernase, noch seltener platt oder zusammengedrückt, der Mund von bedeutender Größe, die Lippen oft etwas dick. Eine Ausnahme von der Regel machten die Powhattans in Virginien: sie hatten breite, platte, an der Spitze dicke Nasen und große dicke Lippen (Strachey 64). Breit offenstehende Nasenlöcher kommen bisweilen vor, gelten aber für häßlich (Say bei James I, 284). Der Unterkiefer ist stark entwickelt und tritt meist etwas hervor, doch zeigt er nicht leicht den scharf vorspringenden Winkel der beim Mongolen gewöhnlich ist. Die starken Zähne haben breite Kronen, werden durch den Gebrauch abgenutzt, aber selten cariös. Das Kinn ist wohlgebildet. Die Gesichtszüge sind nicht leicht flach oder verschwimmend, sondern meist stark markirt. Namentlich an den Kiowas fand Catlin schöne römische Kopfbildung*). Aehnliches wird häufig von Reisenden versichert. Black Hawk's Stirn (er war Pottowatomie) hat man mit der Walter Scott's verglichen. S. auch Bartlett I, 77. Die Mehrzahl der Prachtbilder in dem Werke von M'Kenney and Burns zeigt eine viel geringere Abweichung von den europäischen Zügen als man erwarten sollte. Dasselbe gilt von den Abbildungen der Navajos bei Simpson a, von denen wir auch sonst hören daß sie zwar dunkelbraun von Farbe, doch ohne die vorstehenden Backenknochen sind welche sonst die Regel bilden (Davis 415); indessen finden sich unter ihnen sehr verschiedene Gestalten und Physiognomieen, was Möllhausen (a, II, 232) wohl mit Recht als Folge ihrer vielfachen Mischung mit geraubten Sklaven von fremder Nationalität betrachtet. Als vorzüglich häßlich und ohne allen männlichen Ausdruck, der sonst sehr häufig ist, werden die als gierig und bösartig verrufenen Arpahoes geschildert (Parkman u. A.).

* Es ist dieß wohl hauptsächlich von der Physiognomie zu verstehen. Das abweichende Urtheil über sie bei James (II, 180) erklärt sich wohl aus dem Umstande daß dieser sie mit Arpahoes und Schiennes gemischt fand.

Das Haar des Indianers, schlicht grob und schwarz, ist nach Say (bei James I, 283) oval, nach Browne (bei Schoolcr. III, 367) kreisrund im Durchschnitt und glanzlos, ergraut erst in hohem Alter und fällt nicht leicht aus. Oft wird es sehr lang, man sah es bei Cherokee-Weibern bis auf die Mitte der Beine, selbst bis auf die Erde reichen (Timberlake 51), bei den Krähen-Indianern wird es 5 bis 6' lang (Domenech), auch die Eingeborenen von Süd Carolina zeichneten sich in dieser Rücksicht aus (Herrera II, 10, 6). Manche Völker rasiren es bis auf die sogen. Skalplocke, einen Büschel der auf dem Scheitel allein stehen bleibt.

Ueber den Bart und die Hautfarbe der eingeborenen Amerikaner ist viel geschrieben und gestritten worden. Der Irokesenhäuptling Brant schrieb darüber an M'Causland 1783, alle Indianervölker die er kenne, hätten Bart, bei weitem die meisten aber zögen ihn immer aus, würden jedoch ebenso dicke Bärte haben als die Europäer, wenn sie sich rasiren wollten (Drake V, 92). Allerdings sind sie nicht vollkommen bartlos, und auch die sonstige Behaarung des Körpers fehlt nicht ganz, wie D'Orbigny (Bullet. soc. ethnol. 1846, 22 Mai) behauptet hat, der dem Amerikaner allgemein eine ganz weiche, von allen Unebenheiten freie Haut zuschreibt; selbst Catlin scheint zu weit zu gehen, wenn er behauptet daß nur etwa der zehnte Theil der Indianervölker Bart habe, aber dieser und die Behaarung des Körpers ist beträchtlich geringer als beim Europäer. Es mag sein daß die Gewohnheit des Rasirens auf der einen und die des Ausreißens auf der anderen Seite nicht unerheblich dazu beigetragen hat diesen Unterschied zu verstärken, aber schwerlich ist er hieraus allein zu erklären. Das Ausreißen geschah besonders in früherer Zeit sehr allgemein weil sonst das Bemalen und Tättowiren schwieriger auszuführen und von nur geringer Wirkung gewesen sein würde (Heckewelder 341), und es wird auch von manchen Völkern außerhalb Amerika, z. B. von den Tuariks versichert daß der Bart bei Zeiten oft ganz verschwinde, weil man ihn entferne sobald er zu wachsen anfange (Richardson II, 209), aber selbst wo das Ausreißen seltener geworden ist oder ganz aufgehört hat, pflegen Bart und Körperhaar beim Indianer erst in späterem Alter zu keimen und überhaupt geringer zu sein als beim Europäer (Williamson 85 ff.). Die Sauks und Füchse haben nur wenige Haare im Gesichte, führen aber nicht die sonst gewöhnlichen

Instrumente zum Ausreißen derselben. Die meisten Völker von Süd Carolina trugen Bärte, doch scheinen sie wie bei denen von Nord Carolina nur schwach gewesen zu sein (Lawson 52, 173). Dies gilt von der Mehrzahl der Amerikaner, nur darf man nicht aus einer gewissen Vorliebe für allgemeine Behauptungen und um der Einheit der Raçe willen, wie dieß so oft geschehen ist, die Verschiedenheiten übersehen die sich in dieser Beziehung finden. Unter den Algonkins haben die Chippeway den schwächsten und oft gar keinen Bart, bei den Ottawa ist er stärker, noch mehr bei den Pottowatomie, und die beiden letzteren lassen ihn oft am Kinn und auf der Unterlippe stehen. Bei den Souriquosii in N. Scotia, einem Algonkinvolke, wie daraus hervorgeht daß sie ihre Häuptlinge Sagamos nannten, pflegten nur die Vornehmen den Bart (de Laet II, 16).

Die Haut des Indianers, welche nach Schoolcraft (IV, 59) nicht allein glatter, sondern auch dünner und regelmäßiger gefurcht sein soll als die des Europäers, wird am richtigsten im Allgemeinen nicht als kupferroth, sondern als lohfarbig oder zimmtbraun bezeichnet. Die sorgfältigen Bilder bei M'Kenney and Burns zeigen sie meist schmutzig gelbbraun. Der Uebergang zur Kupferfarbe ist, wo er vorkommt, meist durch Malereien oder Schmutz, durch Einreiben mit Bärenfett, Ocker und anderen Farben verursacht. Die Hautfarbe der amerikanischen Raçe im Ganzen läßt sich nicht durch Angabe einer einzelnen Farbe, sondern nur durch eine Scala charakterisiren die von weißlich durch gelblich, roth und braun bis zu schwärzlich geht. Unter den Eingeborenen im Osten des Felsengebirges sind durch Schönheit, besonders durch hellen Teint die Menominies ausgezeichnet, die man oft auch unter dem Namen der „weißen Indianer" angeführt findet (Pike I, 151, Keating I, 178 u. A., vgl. Pöppig Art. „Indier" bei Ersch und Gruber 371, Anm. 35). Zu den dunkelsten Völkern gehören die Pottowatomie, Sioux, Pawnie, Riccara; etwas heller sind die südlicher wohnenden Osagen und Kanza, auch die Ottawa und Cherokee; noch heller die Mandan, Choctaw und Creek, doch werden sie hierin noch übertroffen von den Stämmen im Westen des Felsengebirges (Hunter 192 f.) Nach Weld (454) sind die Creek Cherokee u. a. mehr röthlich, die nördlicheren Völker aber dunkler in verschiedenen Nuancen. In Rücksicht der Creek widerspricht indessen Bartram jenen Angaben, indem er sie für viel dunkler erklärt als die nördlicheren

4*

Stämme. Die Cherokee bezeichnet er als fast olivenbraun, ihre jung Weiber aber als beinahe europäisch weiß; doch sollen die bekleidet und unbekleideten Körpertheile sich beim Indianer nicht durch die Far unterscheiden (Prinz Max. c, I, 235, Say bei James I, 285), n von den Pottowatomie versichert Keating (I, 136) bestimmt das G gentheil. Die Neugeborenen haben bei ihnen rothe Farbe, später w den sie gelblich und allmälich dunkler. Bei den Schwarzfüßen fi sie bräunlich gelb oder schwärzlich gelb (Pr. Max. c, I, 561). Der G ruch der Hautausdünstung, mehr durch Einreibungen verursacht a der Haut selbst eigen, wird von vielen eher angenehm als widrig g funden, während dem Indianer der Geruch des Weißen entschieden z wider ist (Say bei James I, 285, 482).

Wie sich erwarten läßt variiren Körperbau und Statur beträch lich. Viele Völker sind von gedrungener Gestalt, breiter Brust ur kurzem starkem Nacken, andere schlank und hager. Die Riccara, Ma dan und Kickapu sind kleiner als die Pottowatomie Schwanoe Os gen und Cherokee (Hunter 190). Die Pottowatomie werden 5' 8'' (Keating I, 136), die nördlichen Cree nur zu 5' 5'', d als sehr weit ausschreitend angegeben (Ballantyne 41). Ueb haupt hat der Gang des Indianers das Eigenthümliche daß die Fi einander parallel und platt aufgesetzt werden und die Haltung Körpers dabei ganz aufrecht ist (Say bei James I, 285). „Wir kennen jeden Stamm auf den ersten Blick", sagte ein Pottowatom „Gesicht, Gestalt, Farbe, Beine, Kniee und Füße (namentlich die Sp sind alle für uns bestimmte Kennzeichen" (Keating I, 98). N wenige Osagen sind unter 6'; auch die Pawnie sind meist groß u wohlgebildet (Morse App. 230, 237). Die Arkansas-Indianer schon Charlevoix für die größten und best gestalteten erklärt. Eb so sind die Krähen-Indianer ein großer Menschenschlag, ferner Cherokee, welche an Wuchs und Stärke noch die hoch und regelmä gebauten Creek übertreffen; bei letzteren messen die Männer häufig ü 6', während die auffallend kleinen Weiber selten über 5' sind (Ba tram). Die Frauen, oft durch kleine zierliche Hände und Füße au gezeichnet, sind bei den meisten Völkern von verhältnißmäßig klein und untersetztem Wuchs und haben gewöhnlich dicke runde Köpfe m breiten flachen runden Gesichtern (Pr. Max. c, I, 237, Say a. a. O Da sie harte Arbeit thun müssen, sind ihre Muskeln oft sehr stark en

wickelt, selbst mehr als die der Männer (Kohl I, 9). In Rücksicht der Muskelkraft stehen die Indianer den Europäern im Allgemeinen nach, obgleich sie in mancher Beziehung Außerordentliches leisten: ein Läufer konnte in einem Tage 100 englische Meilen zurücklegen (Morgan 441) und es ist nichts Ungewöhnliches daß sie sehr lange Wege schwer belastet machen; ein Versuch ergab daß sie im Springen und kurzen Wettlauf von Engländern zwar überwunden wurden, diesen aber bei lang anhaltendem Laufe überlegen waren (Weld 470).

Wir beschließen diese allgemeine Schilderung mit einigen Angaben über einzelne Völker. Ueber die Athapasken sind wir nur sehr unvollkommen unterrichtet. Die Chepewyans haben dunkelbraunes, zum Schwarz sich neigendes Haar (Mackenzie), ein Athapasken-Stamm im Felsengebirge besaß dabei graue Augen mit einer röthlichen Färbung. Die Chepewyans an der Hudsonsbai sind oft mit starkem Bart versehen, ihre Nase ist weder gebogen, noch tritt sie stark hervor, sondern ist an der Spitze etwas abgeplattet (N. Ann. des v. 1852, IV, 334). Die Dog-ribs (Hundsrippen) nach Maclean ein starker und athletischer, wohlgebildeter Menschenschlag (Buschmann Monatsb. 1848, p. 481), werden von Heriot (300) vielmehr als klein mager und unproportionirt, zugleich hellfarbiger als die meisten anderen Indianer bezeichnet — wahrscheinlich findet in Bezug auf sie eine Verwechselung statt. Ueber die Kenaier entnehmen wir aus Wrangell (110) nur daß sie nach Gesichtsbildung und Hautfarbe Amerikaner sind. Die Athapasken-Stämme von Neu Caledonien werden als hell kupferfarbig und mittelgroß, nur selten 5' 9'' erreichend, die Weiber als kurz und dick angegeben (R. Cox II, 329, Morse App. 343).

Wie die Sauks erschienen die Dakota Catlin als vorzüglich schön und regelmäßig gebaut. Die Gesichtsbildung der letzteren ist indessen nach Pr. Max. (c, I, 339 f.) öfters schmal, länglich, starkknochig, von weniger regelmäßigen Zügen und höheren Backenknochen als bei anderen Missouri-Indianern, die Augen lang und schmal, die Nase mehr oder minder gebogen, die Hautfarbe dunkelbraun. — Die Mandan, denen die etwas größeren Menitarie und die Ariccara gleichen, beschreibt derselbe sorgfältige Beobachter (II, 105, 214, 238) als mittelgroß oder etwas darüber, heller oder dunkler röthlich braun, bald mehr graubraun, bald mehr gelblich. Das Haar ist schwarz, bei Kindern oft braun, besonders an den Spitzen, in manchen Familien grau

oder schwarz mit weiß gemischt, was auch bei den Schwarzfüßen vorkommt, bei einzelnen Individuen selbst büschelweise bräunlich, schwarz, silbergrau oder weißgrau; die Stirn meist nicht stärker zurückweichend als beim Europäer, die Augen schwarzbraun, zuweilen und besonders bei Kindern der Augenwinkel etwas herabgezogen und gespannt, die Nase gekrümmt, sanft gebogen oder gerade bei nicht breiten Flügeln, die Backenknochen minder vorstehend als bei den Dakota. Von blauen und grauen Augen, von Haar in allen sonst vorkommenden Farben, wie Catlin und später Mitchell (bei Schoolcr. III, 254) berichtet haben, erzählt Prinz Maximilian nichts, nur setzt er noch hinzu daß bei den Mandan Menitarie und Krähen eine künstliche Verlängerung der labia pudendi externa oder auch interna gebräuchlich sei. — Die Schwarzfüße, welche weit weniger von dem allgemeinen Typus der Indianer abweichen, findet man ebendas. I, 560 geschildert; die Konza, Kaskaskias, Osagen werden bei James (I, 126, II, 111, 242) besprochen. — Die Ojibway, deren Stirn sich bisweilen gut entwickelt zeigt, obwohl sie hierin den Seminolen nachzustehen scheinen (Morton pl. 22, 28), sind meist groß und hager mit dicken Knieen und Knöcheln, schlechten Waden und ohne die Adlernase die besonders den Indianern am Missouri eigen ist (Keating II, 166). — Die sog. Mountaineers, ebenfalls groß und hager, haben die Farbe unserer Zigeuner; die meisten sind gemischten Blutes und stammen väterlicher Seits von französischen Canadiern (Cartwright III, 229).

Nicht unerwähnt dürfen hier die künstlichen Verunstaltungen des Schädels bleiben die bei mehreren der besprochenen Völker, hauptsächlich aber in Oregon gebräuchlich sind*). Die Chickasaw, erzählt schon

* Beispiele von künstlichen Schädelformen bei Germanen, Galliern, Italienern, Griechen, Türken u. a., auch Sumatranern und Nikobaren hat schon Blumenbach gegeben (De gen. h. variet. nat. ed. 3. 1795 p. 216) nebst der ausführlichen Beschreibung des von den Cariben zu diesem Zwecke gebrauchten Apparats aus dem Journal de physique 1791 Aug. p. 132; auch führt er die merkwürdige Thatsache an daß die künstliche Kopfform der dem Hippokrates bekannten Makrocephalen am Schwarzen Meere als ein Zeichen des Adels galt. Das nämliche war bei vielen amerikanischen Völkern der Fall. Ueber diese Sitte bei den Völkern der alten Welt, nach den Zeugnissen des Hippokrates, Pomp. Mela, Plinius und Strabo, haben Rathke (Müller's Archiv 1843 p. 147) und Retzius (ebend. 1854 p. 440 nach Fitzinger in den Denkschriften der Wiener Akad. 1851, I) gehandelt. Letzterer zeigt daß künstliche Gestaltung des Schädels bei den Hunnen unter Attila vielfach vorkam, wahrscheinlich in der Absicht die Kinder dem herrschenden Volke, den Mongolen, zu verähnlichen (Amedée Thierry), und daß diese Sitte in manchen Theilen Frankreichs und

La Salle (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 265), betrachten platte Gesichter als eine Schönheit und befestigen um sie hervorzubringen ein Bret auf der Stirn ihrer kleinen Kinder; dasselbe thun alle Völker die von ihnen weiter nach Süden bis zum Meere hin wohnen (die Choctaw und Natchez). Wahrscheinlich platteten die Chickasaw, wie wir von den nahe verwandten Choctaw aus späterer Zeit wissen (Bartram 189), gleich diesen den Kopf vorn und hinten zugleich ab, obwohl auch Adair (8) und Bossu (II, 104) nur von einer Compression der Stirn durch einen aufgelegten Sandsack bei den letzteren reden. In neuerer Zeit hat sich der Gebrauch wie bei den Osagen die ihn ebenfalls gehabt haben sollen (Catlin), allmälich verloren. Daß er bei einigen Creek-Völkern am mexicanischen Meerbusen geherrscht habe, behauptet Morton (bei Schoolcr. II, 325), doch fehlt es dafür an bestimmten Nachweisen. Die Sitte der doppelten Abplattung fand sich ferner bei den Waxsaw oder Wisak in S. Carolina, welche deshalb von den Nachbarvölkern Plattköpfe genannt wurden (Lawson 33), woraus zu folgen scheint daß sie sich auf diese letzteren nicht erstreckte; indessen reichte sie nach Adair von S. Carolina aus auch in die westlich von demselben gelegenen Länder und es ist daher nicht unwahrscheinlich daß sie auch den Catawbas mit Recht zugeschrieben wird. Das gewöhnliche Verfahren bestand darin daß man das Kind in einen Trog legte, an welchem durch Stricke ein Stück Baumrinde mit einem Polster befestigt war das quer über die Stirn hinweg festgeschnürt wurde, oder man befestigte das Kind auf einem Brete, an welchem ein kleineres in einer Angel ging und verwendete dieses zur Compression der Stirn. In S. Carolina gab man dem Kopfe des Kindes die tiefste, den Beinen eine höhere Lage, „um die Scheitelgegend abzuplatten mit einem Sandsacke“, wie Adair hinzusetzt; vielleicht ist seine Meinung nur die, daß, wie wir an dem bei Morton (204) abgebildeten Apparate der Chinuk sehen, der Körper des Kindes eben und nur der Kopf nach rückwärts geneigt auf einem Brete lag das mit jener Ebene einen stumpfen Winkel bildete. Die auffallendste Kopfform zeigten die Natchez (Abbildung bei Morton pl. 20 f.), welche nach du Pratz ebenfalls die Abplattung an der Stirn und am Hinterkopfe vornahmen; sie ist

---

jetzt besteht (Foville). Hierüber ausführlich Gosse (16), bei dem sich auch die verschiedenen in America (vgl. die Darstellungen bei Morton) und in Frankreich gebräuchlichen Apparate abgebildet finden welche diesem Zwecke dienen.

hoch in die Höhe gezogen und der obere Theil unnatürlich aufget
ben. Die Chetimaches und Attacapa scheinen dasselbe Verfahren
obachtet zu haben.

III. Alterthümer.

Dem Bestreben über die vorhistorische Zeit der Bevölkerung
Amerika einiges Licht zu verbreiten, stehen hauptsächlich zwei W
offen: die nähere Untersuchung der nachweisbaren Berührung
Eingeborenen mit anderen Raçen und die Erforschung der einhei
schen Denkmäler aus alter Zeit. Wir wollen versuchen in beiden R
tungen vorzudringen, doch mit Vorsicht um nicht den excentrisc
Meinungen zu verfallen, welche leider auch noch jetzt in dergleic
Dingen ebenso leicht erdacht als unverdient bewundert werden.

Bei dem früher schon berührten Mangel an bestimmten und
zweifelhaften Analogieen der Sprachen sowohl als auch der physis
Bildung zwischen den Eingeborenen von Amerika und den Völkern
derer Erdtheile, sind wir in Rücksicht der ersteren Frage auf Ueber
stimmungen in Nebendingen beschränkt die durchgängig nicht sch
ins Gewicht fallen, obgleich sich nicht leugnen läßt daß es deren
große Menge giebt. Eine sorgfältige Zusammenstellung der Ver
chungspunkte die sich zwischen den Eingeborenen von Nordame
und den Völkern des nordöstlichen Asiens darbieten, haben nam
lich Delafield, Bradford und de Salles (L'Institut 184
p. 5) geliefert und der Parallelismus der sich herausstellt, bleibt im
noch auffallend genug, selbst nach Abzug alles dessen was sich al
fällig oder als natürliche Folge ähnlicher Lebensverhältnisse und C
turzustände betrachten läßt. Die ganze Masse der Einzelnheiten a
führen würde nicht der Mühe lohnen, denn wenn z. B. bei den S
sich mehrere eigenthümliche Sitten finden die sie mit den Tataren
mein haben (West 87), wenn man bei anderen Völkern Analogi
zu den Mongolen, Türken, Kalmücken oder Tungusen aufzeigen ka
so wird die Beweiskraft solcher Thatsachen in dem Maaße geringe
welchem die Menge der einzelnen unter sich verschiedenen Völkern wä
die man aus beiden Erdtheilen zur Vergleichung miteinander her
zieht, und in welchem es möglich ist noch andere stammfremde Vö

:en an denen sich dieselben oder ähnliche Punkte der Uebereins
g nachweisen lassen. Von einiger Wichtigkeit scheint haupt=
folgendes zu sein.
Kopf zu rasiren bis auf einen kleinen Haarbüschel am Schei=
n Verbindung damit die Sitte des Skalpirens, das Bereiten
;witzbädern durch Aufgießen von Wasser auf heißgemachte
das Aufstellen der Todten in Kisten auf Bäumen oder beson=
:rüsten war bei den Tungusen und einigen anderen asiatischen
ebenso gebräuchlich wie bei vielen nordamerikanischen Stäm=
llings 58, Ritter Erdk. II, 278, 975, 1089, 1109, Brad-
)1 ff.). Der asiatische Schamanismus findet sein ziemlich ge=
)egenbild in Nordamerika, Cultus des Feuers ist die wesent=
ındlage desselben ebenso wie die der Naturreligion der India=
Erman's Archiv VIII, 213), die Analogie beider läßt sich
iell nachweisen bis zum Rauchen des Tabaks als Cultushand=
d dem Herumgeben der Pfeife in feierlichen Versammlungen.
Sagen der Abstammung von Thieren (z. B. vom Wolf bei
k=Völkern Ritter Erdk. II, 439) finden sehr vielfache Paral=
Nordamerika. Hierzu kommt die Thatsache daß ein allmälicher
ıg der äußeren und inneren Charaktere der Völker von Nordost=
) Nordwestamerika ineinander unleugbar stattfindet, daß Schä=
und Gesichtsbildung keineswegs schroffe Unterschiede, sondern
eine gewisse Verwandtschaft zeigen, und daß die geographische
'er Länder eine alte Communication im Norden sehr bestimmt er=
äßt: um von Japan nach Amerika zu gelangen sind nirgends län=
weitägige Seereisen erforderlich (A. v. Humboldt), Japanesen sind
; einmal in die Gegend der Columbia=Mündungen verschlagen
(Wilkes IV, 295) und die Meeresströmung die von China
)an im Süden der Aleuten bis nach Californien läuft (S. die
ıend. 457) läßt weitere historische Beispiele dieser Art als über=
:scheinen. Dieß Alles macht es wahrscheinlich daß „die Bei=
wie es Vater mit gerechtfertigter Vorsicht ausdrückt) welche
: zu seiner Bevölkerung aus Asien erhalten haben mag, nicht
ıerheblich gewesen seien. Um jedoch dieser Wahrscheinlichkeit
:iges Maaß anzuweisen, wird man sich daran erinnern müs=
; amerikanische Völker von völlig verschiedenen Sprachstäm=
. B. Athapasken und manche Oregonvölker, Apachen und Cu=

manchen u. s. f., oft in Sitten und Lebensweise und selbst in ihre Körperformen nahezu übereinstimmen, und daß also ein Beweis fü Verwandtschaft noch sehr schwach ist, wenn er sich nur hierauf stütz Um einen Zusammenhang der Bevölkerung von Amerika mit Asie wahrscheinlich zu machen, hat man ferner auf die weite Verbreitun von Sagen hingewiesen, nach denen die amerikanischen Völker selb von Westen und Norden hergekommen zu sein glauben. Allerding finden sich solche Sagen, wie wir oben erwähnt haben, bei den De lawares und einigen verwandten Stämmen, auch bei den Indianern von Nord Carolina, doch sind sie keineswegs so allgemein als mar oft behauptet hat, denn viele jener Völker halten sich für „Erdgebo rene," d. i. Eingeborene im eigentlichen Sinne, und man hat so lang kein Recht dieß mit Gallatin so zu deuten daß ihnen nur die Erin nerung an ihre Herkunft entschwunden sei, als man nicht aus ande ren Gründen ihre Einwanderung aus dem Auslande erwiesen hat. Außerdem leuchtet ein daß Wanderungssagen jener Art noch keines wegs gestatten auf Asien als die wahre Heimath der Amerikaner zu schließen. Ebensowenig läßt sich diese Folgerung daraus ziehen, da ein Vordringen der nördlicheren Völker nach Süden in Amerika meh fach nachweisbar ist (Wilkes IV, 473, Hale Ethnogr. and Phil 224). Eine sicherere Hindeutung auf Asien würde in der That [illegible] liegen daß man große Exemplare von pyrula perversa, die sich [illegible] Menge jetzt nur an der Küste von Hindostan finden sollen (De[illegible] field 62), in den alten Denkmälern von Nordamerika entdeckt [illegible] wenn nicht kleine Exemplare dieser Muschel im Golfe von Mexico [illegible] kämen. Auch der Fund einiger Exemplare des cassis cornutus ([illegible] mes I, 64 — die Species ist nicht ganz sicher) in tumulis der Ur[illegible] gend von Cincinnati ist wohl aus ähnlichen Gründen und mit [illegible] von Haven und Squier nicht mehr als Beweis einer alten Gem[illegible] schaft mit Asien geltend gemacht worden. Die Existenz der steiner[illegible] Säulen mit angeblich tatarischen Charakteren, welche 900 lie[illegible] westlich von Montreal von Kalm (Reise nach Nord Amerika) erwäh[illegible] werden, hat sich nicht bestätigt.

Das Verhältniß Amerika's zu Polynesien in Rücksicht der Elemen[illegible] seiner Bevölkerung ist dem zu Asien ganz ähnlich. Bradford (291 ff und Ellis (Polynes. Researches I, 213, 297, 340, IV, 129, 359) ha ben eine Menge von Uebereinstimmungen zusammengestellt welche nich

teresse sind und sich leicht noch beträchtlich vermehren ließen,
n sich von solchen Vergleichungen einen erheblichen Gewinn
n könnte. Nur beispielsweise wollen wir als merkwürdig
daß das Weißmalen zur Trauer und das Abschneiden eines
edes dabei unter den Schwarzfüßen und Mandan, daß das
n" und Herumreiben des Gesichts auf dem des Anderen zur
ig in Brasilien, am Orinoco, bei den Botokuden, Eskimos,
ern u. a., solche Parallelen zu polynesischen Sitten darbie-
z Max. c, I, 582, II, 166, 206, ders. a, I, 335, v. Martius
i 324), und daß die Natchez und Creek zu ihrem Adel ebenso
anderen Sprache redeten als unter sich (Nuttall 268 ff.,
e dieß in Samoa und Tonga gebräuchlich war. Noch weni-
uf dergleichen Dinge dürfte auf die Aehnlichkeit des Charak-
eben sein welche Hale (a. a. O. 116) zwischen den Austra-
den Eingeborenen von Oregon gefunden zu haben glaubt,
die Ansicht Latham's (199), welche, zum Theil in Ueber-
ung mit Pickering (The races of man. 1849, p. 105,
der Bevölkerung von Californien, Oregon, Peru und Ecu-
unternehmenden Sandwichinsulaner wiederzuerkennen meint.
e wirklich an verschiedene Punkte der Westküste von Amerika
n worden und die Meeresströmungen einer Einwanderung
nesien her nicht ungünstig sind, ist so ziemlich das Einzige
zu Gunsten einer näheren Beziehung der Inselwelt zu Ame-
hnographischer Hinsicht geltend machen läßt.
besser verbürgt ist die alte Verbindung Europa's mit Nord-
Der Entdeckung und Besiedelung Grönlands durch die Nor-
von Island aus (986) folgte eine zweite Reise (1000) welche
Helluland (Neufundland und Labrador) und Markland (N.
führte und sie kurz darauf zur näheren Untersuchung von
veranlaßte, wo sie von den Skrälingern angegriffen wurden.
ampf mit diesen hatte auch Thorfinn zu bestehen der im
dahin kam. Was die Antiquitates Americanae, denen wir
eren Nachrichten verdanken, über die Skrälinger in Vinland
n, ist Folgendes. Sie kamen zu den Normännern, insbeson-
Thorfinn, stets auf Schiffen und griffen mit großen Steinen
sie mit einem Brete schleuderten. Von Farbe werden sie dun-
selbst schwarz genannt, von wildem Wesen, kleiner Statur,

großen Augen, häßlichem verwirrtem Haar und breiten Backenknoch
(p. 149, 180, 183). Häuser hatten sie nicht, sondern wohnten
Höhlen. Mit dem Namen der Skrälinger (Zwerge) bezeichnen je
alten Berichte alle Eingeborenen von Amerika mit denen die Normä
ner zusammentrafen ohne Unterschied, auch die Eskimos von Grö
land mit welchen sie schon um das J. 1000 bekannt geworden war
und es ist kaum wahrscheinlich daß eine so beträchtliche Verschiedenh
wie die der Indianer und der Eskimos von ihnen unbemerkt oder do
unerwähnt geblieben sein sollte, wenn sie in Vinland auf Indian
gestoßen wären. Wir haben demnach Grund zu vermuthen (denn vo
Sicherheit gewähren die vorstehenden Angaben nicht, wie v. Etzel 2
richtig bemerkt), daß das Vinland der Normänner von Eskimos b
wohnt war*), und daß diese erst in späterer Zeit weiter nach Nord
zurückgedrängt wurden. Eine später anzuführende Sage der Eskim
scheint dieß zu bestätigen. Man kann dagegen nur den Einwurf e
heben daß sich Traditionen von der Anwesenheit der Normänner nu
bei Indianern, nicht bei Eskimos gefunden haben, besonders ein
die sich speciell auf Thorfinn's Niederlassung zu beziehen schien i
J. 1680 (Antiqq. Am. 374) und daß jene außer mit letzteren also auc
mit Indianern zusammengetroffen sein müssen. Indessen giebt es der
gleichen Sagen vielfach auch anderwärts (s. oben p. 27); einige der
selben erzählen von weißen andere von schwarzen Menschen die in al
ter Zeit sich in verschiedenen Theilen von Amerika gefunden hätte
(Zusammenstellung bei Haven 49 und bei M'Culloh) und es i
meist nicht zu entscheiden was an ihnen wahr oder falsch ist. Aller
dings mögen sie zum Theil sich an die Fahrten der Normänner nac
Amerika knüpfen die sich bis in die Mitte des 14. Jahrh. mit Siche
heit verfolgen lassen und sich vielleicht weit nach Süden hin erstreckte
möglich aber auch daß sie, ihre thatsächliche Richtigkeit vorausgesetz
sich nicht auf die Normänner, sondern auf Irländer beziehen, wie si
weiterhin zeigen wird.

Das Vinland der Normänner war höchst wahrscheinlich das sp
tere Massachusetts und Rhode Island. Dafür spricht vor Allem d
Angabe daß der kürzeste Tag dort 9 Stunden dauerte, was gen

*) Daß die in den tumulis des Mississippi-Thales gefundenen Gebei
den Eskimos zugehörten die in alter Zeit dort gelebt hätten, nimmt vo
Braunschweig (77) wohl allein an.

auf die Breite von Dighton Rock am Taunton R. 41° 45′ hinführt, wo die Felseninschrift mit Thorfinn's Namen sich findet. Diesen liefert wenigstens unzweifelhaft die Abbildung in den Antiqq. Am. (Pl. X—XII) nebst einigen anderen offenbar römischen Charakteren*), während die „nach daguerreotypischer Aufnahme" gezeichnete Copie bei Schoolcraft (IV, pl. 14) zwar die letzteren Zeichen, nicht aber jenen Namen darstellt. Sowohl die Vergleichung beider Abbildungen als die der beiden Werke in denen sie sich finden, läßt die größere Sorgfalt und Genauigkeit bei den nordischen Forschern erwarten, und wenn Schoolcraft (I, 114; IV, 117) von der Erklärung erzählt die ihm ein Algonkin-Priester Chingwauk von jener Inschrift als auf zwei Indianervölker bezüglich gegeben haben, so thut dieß der obigen Ansicht nicht den mindesten Eintrag, denn die Inschrift besteht aus zwei Arten von Zeichen, deren eine, die große Mehrzahl, offenbar Malereien von indianischem, wahrscheinlich späterem Ursprung sind, während die andere, wie schon bemerkt, aus römischen Charakteren besteht, was von Chingwauk selbst durch das Eingeständniß anerkannt worden ist, daß er einige der vorhandenen Zeichen nicht zu deuten wisse. Daß die Inschrift ganz von Indianern herrühre, hätte Schoolcraft schon in Rücksicht auf diesen letzteren Umstand nicht so unbedingt behaupten dürfen. Aehnliche Inschriften, doch von zweifelhafterem Ursprung, hat man anderwärts gefunden (Antiqq. Am. 359, 397, 401). Ganz in derselben Gegend welcher der Dighton oder Assonet Rock angehört, im Fall River, ist ein menschliches Skelet gefunden worden in Verbindung mit mancherlei Gegenständen von Messing, die allerdings nicht nothwendig auf die Normänner zurückgeführt werden müssen (Näheres darüber bei Haven 107), aber doch den Gedanken an diese nahe genug legen. Endlich ist als hierher gehörig noch das merkwürdige steinerne Bauwerk von Newport (Rhode Island) zu nennen, das zuerst von J. T. Smith (Discovery of Am. by the Northmen Lond. 1839) gewürdigt und besprochen worden ist, dann von Rafn (40), dessen Abbildung ganz die achteckige Construction der alten Baptisterien der Normänner zeigt, wie sie neben den Kirchen gebaut zu werden pflegten. Daß nicht mehrere Ruinen aus

*) Von dem Namen der Gefährten Thorfinn's oder der Zahl der Mannschaft, wie es bei Peschel (105 not.) und im Ausland (1857 p. 101) heißt, ist nichts zu sehen. Dieß sind Conjecturen.

jener Zeit zu entdecken sind, erklärt letzterer genügend daraus daß d
Normänner meist Holz als Baumaterial verwendeten, und hebt z
gleich hervor (p. 51) daß Bischof Eric im J. 1121 nach Vinland gi
und dort geblieben zu sein scheint. Wir dürfen mit Wahrscheinlichk
aus diesen Daten schließen daß die dortigen Niederlassungen der No
männer nicht unbedeutend und vereinzelt gewesen sind. Auch da
Monument von Newport ist indessen nicht unangefochten gebliebe
Zur Zeit der Gründung dieser Stadt (1638) soll es noch nicht existi
haben (Petersen, Hist. of Rhode Isl. 168, 171, 175). Die er
Erwähnung desselben geschieht in dem Testamente des Governor B. A
nold von 1677 der es als „my stone built wind mill" bezeichn
woraus man freilich ebenso leicht und ebenso unberechtigt schließe
kann daß jener sie erst erbaut habe als daß er sie darum als steinern
Gebäude hervorhob, weil es ganz ungewöhnlich war Windmühl
von Stein zu bauen und er nur ein vorgefundenes Baudenkmal fü
seine Zwecke benutzt hatte. Auch daß die erste Windmühle in Newpo
im J. 1663 hergestellt wurde (Schoolcr. IV, 117, 153), giebt kein
Anhaltspunkt für weitere Schlüsse. Das Copenhagener Museum am
rikanischer Alterthümer besitzt viele Stücke, namentlich aus Massach
setts, Pennsylvanien, Ohio, Connecticut welche skandinavischen A
terthümern auffallend gleichen. Dieselbe Aehnlichkeit zeigt die For
der Obsidian-Pfeilspitzen aus Mexico und der Keile aus Diorit vo
St. Croix (Bullet. soc. géogr. 1845 I, 182 ff.). Was die Benennun
Vinlands nach dem Weine betrifft den die Normänner dort vorfa
den, so macht sie keine Schwierigkeiten: auch die ersten Kolonist
von Neu England haben seine Menge und Vortrefflichkeit gerühr
(Young 247).

In Hvitramannaland, das auch Irland it mikla genannt wurde un
Vinland „gegenüber lag", lebten, wie die dortigen Skrälinger sagte
Menschen in weißen Kleidern welche Stangen mit wehenden Tüche
unter lautem Rufen vor sich her trügen (Antiqq. Am. 162). M
würde geneigt sein zu glauben daß man erst späterhin aus diesen wei
gekleideten Menschen weiße Menschen gemacht habe, wenn nicht weite
Berichte, die ebenfalls den nordischen Sagas angehören, und der Nam
Irland zu einer anderen Auffassung der Sache hinführten, die freili
dunkel und zweifelhaft bleibt. Es wird nämlich erzählt um 983 s
Are Marson nach Hvitramannaland verschlagen und dort getauft wo

ter vor Biörn Asbrandson geführt worden, der im J. 999
und hatte fliehen müssen und seitdem verschollen war. Die
thaltenen Andeutungen über die Anwesenheit von Irländern
merika sind nur schwache Spuren, doch scheinen sie wenig-
schließen zu lassen, daß die Normänner selbst an die Gegen-
jelben in den von Vinland südlich gelegenen Ländern glaub-
sie vielleicht für die ersten Entdecker der neuen Welt hielten.
en doch auch Island schon 65—70 Jahre vor dessen Ent-
urch die Normänner (860) bekannt gewesen sein (Antiqq.
nach Rask und namentlich Letronne, Recherches sur le
mensura orbis terrae Paris 1814 p. 133 ff.), obwohl sich
uche des irischen Mönches Dicuil de mensura terrae vom
ichts von der Sage findet die ein neuerer Schriftsteller aus
ommen haben will, daß die Irländer schon im 6. Jahrh.
rika entdeckt und dessen südlichen Theil zu Ende des 8. Jahrh.
ig besucht hätten. In Cusic's Geschichte der Irokesen (bei
cr. V, 632) wird von schiffbrüchigen weißen Menschen er-
vor der Zeit des Columbus nach N. Carolina gekommen,
umgebracht worden seien; da indessen die Zeitbestimmungen
Werk enthält gar kein Zutrauen verdienen, läßt sich darauf
ben, obgleich die früher angeführte Sage der Schawanoes
Weißen erzählte die in alter Zeit diese südlichen Gegenden
hätten. Caradoc's History of Wales welche von den Fahr-

(31, App. 145) berichtet dieß von mehreren. Chaplain versicherte Lände der Kaskaskias Indianer angetroffen zu haben welche gali redeten, Capt. Stewart wollte ebenfalls solche aufgefunden und schriebene Pergamentrollen bei ihnen gesehen haben. Vor einiger Z hatte man Aussicht die Frage über die Irländer gelöst zu sehen du die genauere Untersuchung des Grave creek mound bei Moundsvil am Ohio (Virginia). Sie führte zur Entdeckung eines ovalen Stei von 1¾ Zoll Länge der mit einer Inschrift versehen war. Der Hü selbst schien durch Begräbnisse die zu verschiedenen Zeiten stattfand sehr allmälich entstanden zu sein und trug eine Eiche die ein Al von 500, nach Andern von wenigstens 700 Jahren nachwies. Näc dem Steine ist auch von Elfenbein und Porzellanperlen die Rede wesen, welche die Ausgrabung ergeben habe. Die Inschrift wurde v Schoolcraft für celtisch, von Jomard für libysch erklärt, n Rafn kämen ihre Charaktere den angelsächsischen Runen am nächs und sie wäre vor das Ende des 10. Jahrh. zu setzen. Andere, namentl Squier, bezweifeln ihre Aechtheit (Schoolcr. I pl. 38, IV, 12 J.R. Geogr. Soc. XII, 260, Transactt. Am. Ethnol. Soc. I, 380 II, 200). So bleiben denn die Fahrten der Irländer ganz in das Du kel der Sage gehüllt, obwohl die vielfache Wiederkehr der Erzählu von ihnen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten u überreden zu wollen scheint, daß wir in ihr kein bloßes Mährchen sehen haben.

Die Untersuchung der alten Beziehungen in denen die Bevölkeru von Nordamerika zu andern Erdtheilen gestanden hat, führt nur wenigen sicheren Resultaten von positiver Art: um so stärker ma sich das Bedürfniß fühlbar durch Erforschung der einheimischen De mäler der Vorzeit diese Lücke unseres Wissens so weit als möglich a zufüllen; doch auch dieß gelingt nur zu einem kleinen Theile. Erst neuester Zeit ist diese Quelle in ihrer Wichtigkeit erkannt und mit v lem Fleiße benutzt worden, die älteren Schriftsteller bis über die Mi des verflossenen Jahrhunderts hinaus thun amerikanischer Alterthü kaum irgend Erwähnung; Carver, Adair, Bartram scheinen ersten zu sein von denen dieß geschieht. Die Geschichte ihres allmälic Bekanntwerdens haben Warden (bei Dupaix II) und ausführli Haven gegeben.

Schon die geographische Verbreitung der alten Denkmäler w

auf hin daß die Völker denen sie ihre Entstehung verdanken, keine
efahrer waren, sondern ganz dem Binnenlande angehörten. Sie
len nämlich fast ganz in Neu England (den sechs nordöstlichsten
aaten) und auf der ganzen Ostseite der Alleghanies bis zum Meere
n und bis in die beiden Carolinas hinab; im Norden der großen
en und der Fälle des Mississippi sind bis jetzt keine bekannt. Sie
trecken sich vom äußersten Nordwesten des Staates New York am
ntario und Erie See hin in den Westen desselben und über das
lußgebiet des oberen Ohio, durch den Westen von Pennsylvanien und
m Susquehannah hinauf bis nach Wyoming; indessen sind sie in
iesen Gegenden, wie in Virginien Michigan und Jowa, minder
hlreich, obwohl sie einzeln selbst noch weiter westlich vorkommen
is nach Nebraska. In großer Menge finden sie sich und zwar immer
orzugsweise in den fruchtbaren Flußthälern und reichen Stufenlän-
ern in Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin und den sämmtlichen
taaten zu beiden Seiten des unteren Mississippi, mit Einschluß von
labama Georiga und Florida im Osten und von Texas im Westen
quier Antiqq. und in Smithsonian Contrib. II). Die sorgfältigen
ntersuchungen von Squier and Davis, die von Whittlesey
d insbesondere für Wisconsin von Lapham ergänzt worden
d (Smithsonian Contrib. 1850 und 1855),* haben ergeben daß sich
e sämmtlichen Denkmäler in drei Klassen bringen lassen, deren Ei-
nthümlichkeiten jedoch keine scharfe Trennung gestatten, sondern all-
ählich ineinander übergehen. Im Nordwesten des bezeichneten Ge-
ietes, besonders in Wisconsin, nächstdem in Michigan Jowa und
issouri herrschen die riesenhaften Basreliefs vor welche aus Erde
baut sind und verschiedene Thiere, Eidechsen, Schildkröten, Vögel,
Schlangen, am häufigsten Bären, bisweilen selbst Menschen vorstel-
len. Sie sind meist in Reihen angeordnet und in Verbindung mit ih-
nen kommen konische Erdaufwürfe oder tumuli vor, welche ebenfalls
bisweilen reihenförmig gestellt sind in kurzen Linien, seltener eine Ein-
zäunung bilden. In den Haupt- und Seitenthälern des Ohio finden
sich nur wenige jener gigantischen Thierfiguren, dagegen treten ko-
nische, häufig auch pyramidale tumuli, welche oben abgestumpft und

* Einige neuere Aufsätze über diesen Gegenstand, meist in amerikani-
schen Zeitschriften, haben Nott and Gliddon, The indigenous races of
the earth p. 182 note angeführt.

auf Stufen zu ersteigen sind, in sehr großer Menge auf, und in ihr
Nähe zeigen sich geschlossene Erd- und Steinwälle oft von bedeute
der Größe und regelmäßiger Gestalt. Weiter nach Süden in d
Staaten am mexicanischen Meerbusen endlich werden diese geschloss
nen Wälle seltener und kleiner, die tumuli dagegen größer, besonders i
horizontaler Ausdehnung, regelmäßiger und vorherrschend pyramida
auch finden sich erst in diesen Gegenden Spuren von Backsteinen.

Die Bestimmung dieser merkwürdigen Bauten läßt sich nur thei
weise mit Sicherheit angeben. Die großen Thierfiguren — sie messe
in Wisconsin zwischen 90 und 150′ — enthalten häufig Menschen
knochen, auch Gebeine von Thieren (Bären, Ottern, Bibern) h
man nebst Aexten und mancherlei Geräthen in ihnen gefunden. I
neuerer Zeit sind sie von den Eingeborenen, die jedoch über ihren U
sprung nichts mitzutheilen wissen, oft als Begräbnisse benutzt worde
und demselben Zwecke verdanken sie höchst wahrscheinlich ihre Entst
hung. Die Thiergestalt verliert dabei alles Auffallende sobald ma
sich erinnert daß das „Totem“ oder Familienwappen und mystisch
Heiligthum der Indianer meist ein bestimmtes Thier war, das ein
hohe religiöse Verehrung genoß und nicht selten zu ihrer Abstammun
in die nächste Beziehung gesetzt wurde. Diese Art von Bauwerke
scheint also ganz vorzugsweise den eigenthümlichen religiösen Vorstel
lungen der Eingeborenen zu entsprechen und unmittelbar aus ihne
entsprungen zu sein. Das merkwürdigste Monument dieser Art, desse
Deutung sich uns später aus der Mythologie der Indianer von selb
ergeben wird, ist die gegen 1000′ lange Schlange mit dem Ei das s
zu verschlingen im Begriffe ist (Abbildung bei Squier and Davi
p. 96; Näheres über diese Gattung von Denkmälern in Silliman'
Journal of sc. XXXIV, 88 ff., Monatsb. der Ges. f. Erdk. II, 150).

In Rücksicht der tumuli des Mississippi-Thales welche alle mögliche
Gestalten und Größen zeigen, ist vor Allem zu erinnern daß jeder
falls ein großer Theil derselben nicht von Menschen gebaut, sonder
auf natürlichem Wege entstanden und nur von den Bewohnern d
Landes, besonders zu Begräbnissen benutzt worden ist: „Niemand
(sagt Parker 39) „der die vielen Tausende derselben gesehen ha
wird leichtgläubig genug sein um nur den fünfhundertsten Theil de
selben für Menschenwerk zu halten.“ Andere (Schoolcraft IV, 14
gehen hierin nicht so weit; daß indessen alle Schlüsse auf eine gro

Dichtigkeit der Bevölkerung von Nordamerika in vorhistorischer Zeit sehr unsicher bleiben müssen, so lange diese Frage nicht genauer untersucht ist, dürfte leicht zugegeben werden. In Ross County (Ohio) allein beläuft sich die Zahl der tumuli auf 500 und die der Wälle welche Plätze von verschiedener Größe einschließen auf 100, im ganzen Staate Ohio werden die ersteren auf wenigstens 10000, die letzteren auf 1000—1500 geschätzt. Die Wälle haben 5—15' Höhe, die von ihnen eingeschlossenen Plätze halten gewöhnlich 1—50 Acker, nicht selten 100—200, einzelne sogar 5—600 Acker. Die tumuli sind 6—30', einzelne fast 100' hoch bei einem Umfange von einer halben englischen Meile, und werden auf einer Treppe oder in Schneckenwindung erstiegen. Beide Arten von Bauten bestehen aus Erde oder Stein, doch seltener aus letzterem, öfter aus beiden zusammen, an Mauerwerk fehlt es aber ganz (Squier). Der berühmte Grave creek mound in West-Virginien hat 70' Höhe bei 837' Umfang (Morton 221). Die tumuli bezeichnet Squier als Begräbnisse, Altäre, Tempelberge, Observatorien u. dergl., doch ist nur Ersteres streng erwiesen, obgleich es sicher scheint daß nicht alle diese Bestimmung hatten und nicht unwahrscheinlich ist daß, wie so häufig vorkommt, auch hier die Stätten des Cultus zugleich die Gräber der vornehmen Todten waren. Manche derselben bestehen aus verschiedenen Schichten oder Lagern von Erde, Kies, Gebeinen u. s. f., und diese namentlich hält Squier für Opferaltäre, da sie nächst Resten von mancherlei verbrannten Gegenständen Fragmente von gebranntem Thon und insbesondere „Feuerherde“ von diesem Material in verschiedener Größe besitzen sollen. Von Verbrennung der Leichen findet sich nur selten eine Spur. Man darf diese Auffassung als wahrscheinlich gelten lassen, unzweifelhaft ist sie nicht, so lange nicht noch weit umfassendere Untersuchungen dieser Bauwerke angestellt sind als bisher geschehen ist.

Im Staate New York kommen tumuli vor welche Vielen als gemeinsame Gräber dienten (Squier Antiqq. 96), während sie anderwärts, wenn sich in ihnen überhaupt Gebeine finden, immer nur ein einziges Skelet enthalten, obwohl es an großen allgemeinen Begräbnißplätzen auch sonst nicht fehlt; letztere sind von bedeutender Größe in Tennessee, Missouri, Kentucky und anderen Gegenden des fernen Westens und bestehen nach Squier's Beschreibung aus einer Menge zusammengehäufter kleiner steinerner Sarkophage, in die man nur

die Knochen der Todten niedergelegt zu haben scheint. Filson (36) schildert sie in der Nähe von Lexington (Kentucky) einfacher so, daß auf einem Grunde von langen breiten Steinen die Leichen niedergelegt, durch Reihen senkrecht gestellter Steine von einander getrennt und mit einer zweiten Lage horizontaler Steine bedeckt sind, auf welcher wiederum Leichen liegen u. s. f. Die aus den tumulis gewonnenen Knochen zerfielen zum Theil augenblicklich an der Luft, ebenso wie die in den Kalksteinhöhlen von Kentucky gefundenen sog. Mumien, die ihre Erhaltung jedoch nicht der Kunst, sondern der Natur verdanken: viele derselben waren ganz mit Salpeter durchzogen (Mitchill in Archaeol. Am. I, 360 ff., Warden bei Dupaix II, 47). Bisweilen fand man in diesen Höhlen Leichen die zunächst in ein Stück grobes Zeug gewickelt waren, welches aus freier Hand, nicht auf dem Webstuhle gemacht schien und einen Ueberzug von Federn hatte; die äußere Bedeckung bestand aus einem eigenthümlichen Netzwerk oder aus Thierfellen (Atwater 132, 136, Mitchill a. a. O. 318). Die in den Höhlen gefundenen Skelete zeigen die bekannte kauernde Stellung, welche Morton (244 f.) als sehr allgemein gebräuchlich in ganz Amerika nachgewiesen hat; sie ist in der That vorzugsweise den Eingeborenen dieses Erdtheils eigen und scheint in vorhistorischer Zeit in großer Ausdehnung geherrscht zu haben, doch kommt sie keineswegs durchgängig in den alten Gräbern vor (Atwater 134). Endlich hat man nicht selten Gruben entdeckt mit großen Haufen von menschlichen Gebeinen. Diese letzteren lassen sich mit großer Wahrscheinlichkeit als die allgemeinen Begräbnißplätze der jetzigen Indianer bezeichnen, denn es ist bekannt, namentlich aus Charlevoix, daß z. B. mehrere Irokesenvölker diese Sitte des Begräbnisses hatten, welche bei Gelegenheit ihres großen Todtenfestes alle 8 oder 10 Jahre in Anwendung kam. Ihre Todten zusammen in einen kegelförmigen Hügel zu begraben war nach Bartram bei manchen südlichen Völkern üblich, und noch neuerdings hat man bisweilen solche tumuli zum Zwecke eines Einzelbegräbnisses von den Omaha, Osagen, Natchez, Sioux errichtet gefunden (Squier Antiqq. 99 ff., 112). Ein alter Osagenhäuptling erinnerte sich daß er als Kind einen derselben hatte entstehen sehen; man baute ihn um einen berühmten Krieger darin zu begraben und er wuchs und erhielt seine konische Form vorzüglich dadurch, daß vorüberziehende Indianer lange Zeit dafür sorgten ihn immer um etwas

zu vergrößern (Featherstonaugh I, 287). Daraus scheint hervorzugehen daß diese Art von Denkmälern auf die Vorfahren der jetzigen Indianer, nicht auf eine von ihnen verschiedene Raçe zurückzuführen ist, wie man öfters behauptet hat, und daß die sonst übliche Begräbnißweise nur in späterer Zeit allmälich außer Gebrauch gekommen ist. Daß die tumuli bisweilen auch eine andere Bestimmung hatten, wird sich später zeigen.

Ein großer Theil der alten Bauten läßt sich mit Sicherheit als Festungswerke betrachten. Im nördlichen Ohio, in Kentucky und Tennessee sind diese die Mehrzahl. Ihre Lage und ganze Einrichtung zeigen dieß deutlich: wo Gräben auf der Außenseite eines oder mehrerer Wälle geführt sind, bleibt darüber kein Zweifel. Im Thale von Wyoming am Susquehannah z. B. liegen solche Werke von elliptischer Form, nach der einen Seite 337', nach der anderen 272' im Durchmesser, ein Wall mit sehr alten Eichen bestanden und von einem Graben umgeben, leicht zwar erreichbar für Kähne auf dem Toby's Creek, sonst aber nur mit einem einzigen 12' weiten Zugang versehen (Chapman 9). In Adams County (Ohio) findet sich ein Wall von 1⅝ engl. Meilen Länge mit einem 64' weiten Graben der an manchen Stellen durch festes Gestein hindurchgearbeitet ist; der erstere ist mit vier regelmäßigen Bastionen befestigt und trug einen Baum von 600jährigem Alter. Ein Werk von ähnlicher Großartigkeit existirt sonst nur noch an der Mündung des Großen Miami (Schoolcr. V, 661). Das nördlichste Denkmal dieser Art scheint ein Festungswerk in New Hampshire zu sein, das aus Mauern von Stein besteht zwischen die eine Füllung von Erde geworfen ist (Squier Antiqq. 145). Das hohe Alter vieler von diesen Bauten ergiebt sich zunächst aus den Jahresringen der Bäume die auf ihnen stehen, und weiter aus der Bemerkung daß Festungswerke insbesondere, um ihrem Zwecke zu entsprechen, zur Zeit ihrer Benutzung baumlos gehalten werden mußten. Die große Menge dieser Art von Denkmälern läßt darauf schließen daß sich die alte Bevölkerung in einem beständigen Kriegszustande befand und macht eine große Ausdehnung des Ackerbaues und eine friedliche höhere Cultur in alter Zeit unwahrscheinlich, obwohl zu beachten ist daß die Annahme einer gewissen Gleichförmigkeit des alten Culturzustandes in diesen weiten Länderräumen sich durch keinen positiven Grund unterstützen läßt.

Bau und Anlage der Festungswerke sprechen allerdings zum Th
für eine höhere Entwickelung der Kriegskunst als man bei den Indi
nern der neueren Zeit gefunden hat, indessen hat sich selbst Squie
der thätigste Forscher auf diesem Gebiete, welcher das Alter und
Urheber derselben früher weit höher stellen zu dürfen glaubte, neu
dings durch die Thatsachen gezwungen gesehen seine Ansicht zu änder
wenn er auch den Umfang nicht genau bezeichnet in welchem er di
zu thun nöthig fand. Viele der sogenannten alten Festungen die d
Staat New York besitzt, haben durch die in ihnen gefundenen Gege
stände welche den jetzigen Indianern zugehörten, ihren neueren U
sprung ausgewiesen, und unterscheiden sich in ihrer ganzen Anla
durchaus nicht von denen welche von den Irokesen und von viel
andern Indianervölkern im 17. Jahrhundert bis nach Florida hin
gebaut wurden (Squier Antiqq. 42, 53, 150): ihre Gestalt ist ni
geometrisch regelmäßig, sondern richtet sich nach der Natur des T
rains, sie bestehen aus Gräben und Wällen, welche einen Raum v
1—8 oder noch mehreren Ackern einschließen und oben mit Palisade
zäunen bekränzt waren, was mit Champlain's Beschreibung ein
Forts mit vier solchen Zäunen, mit Cartier's Angaben über
chelaga an der Stelle des jetzigen Montreal (Ramusio ed. Ven. 16
III, 380, de Laet II, 11), mit Hennepin's und Lafitau's (II,
Schilderung der verpalisadirten Irokesenstädte nahe genug überei
stimmt. Die Huronen hatten Dörfer die mit 8—9' hohen Palisade
zäunen befestigt waren, hinter welchen sich Galerieen mit aufgehä
ten Steinen befanden; besonders sorgfältig wurden die Grenzo
durch Wälle und Gräben geschützt (Sagard 115 f.). Aehnliche f
Plätze die nicht blos im Besitze der Indianer, sondern höchst wa
scheinlich auch ihr Werk waren, fanden sich an der Grenze der Pequ
und Narraganfets und anderwärts in Neu England (Potter
note, 84 note), in Virginien (Kercheval XXVI) und sonst.
Berichte über de Soto's Zug erzählen von einer Festung in Mo
aus dicht aneinanderstehenden Balken die mit Querbalken und Schli
pflanzen befestigt waren; Mörtel füllte die Zwischenräume aus
alle 50 Schritte weit stand ein kleiner Thurm für 7—8 Mensch
Aehnliche starke Festungen waren Alibamo und Capaha (Herre
VII, 2, 1 und 5 f., vgl. auch Oviedo XVII, 26 und 28 über
Werke dieser Art). Die Natchez warfen noch im J. 1728 einen

auf zur Vertheidigung und schützten sich gegen Ueberschwemmungen durch entsprechende Bauten. Die Indianer der Neuzeit selbst gestehen zwar oft ihre Unwissenheit über den Ursprung jener Denkmäler, indessen wurde dem Missionar Kirkland von mehreren Seneca versichert daß die alten Festungen in ihrem Lande von ihren Vorfahren selbst vor 3—500 Jahren gebaut worden seien zur Vertheidigung gegen die westlicheren Völker, und auf Long Island begegnete man in Rücksicht der dortigen Werke denselben Behauptungen der Eingeborenen (Collect. N. Y. Hist. Soc. II, 92, III, 327, Haven 43). Diese Traditionen die in größerer Anzahl vorkommen (Schoolcr. IV, 135) mit Gov. Cass (N. Am. Review 1826) als werthlos zu verwerfen liegt kein Grund vor, da sie einen Gegenstand betreffen über den die Eingeborenen sehr wohl unterrichtet sein konnten. Nach der Sage der Delawares bei Heckewelder (S. oben p. 21) fanden diese auf ihrer alten Wanderung die Alligewis im Besitze von Vertheidigungsmitteln die den ihrigen überlegen waren. Dieß Alles deutet bestimmt darauf hin daß die Festungswerke der Indianer in alter Zeit dieselben waren wie späterhin (vgl. M'Culloh 512 ff.), und wenn die alten Bauten auch hier und da eine höhere Kunstfertigkeit zeigen als die Eingeborenen der Neuzeit bewiesen haben, so ergiebt sich daraus noch keine Wahrscheinlichkeit dafür daß ganz andere und höher gebildete Völker vor ihnen diese Länder inne gehabt hätten.

Allen größeren Bauten die sich in Folge ihrer Gestalt oder Lage nicht wohl für Festungen erklären lassen, spricht Squier eine gottesdienstliche Bestimmung zu, und es mag dieß als nicht unwahrscheinlich gelten, wenn man nicht vorzieht unsere Unwissenheit über diese Dinge einzugestehn. Völlig unberechtigt aber redet er von Sonnencultus und Menschenopfern bei den Erbauern jener Denkmäler, den sogen. mound-builders, da er immer noch daran festhält daß diese eine völlig verschollene, von den späteren Indianern ganz verschiedene Race gewesen seien, und in Folge davon für ihn jeder Grund hinwegfällt solche Analogieen zwischen beiden vorauszusetzen. Die Parallelen mit den Tempelbauten und Gebräuchen bei Völkern der alten Welt verdienen selbstverständlich keine Beachtung. Daß aber die Bevölkerung der Vorzeit mit der der Neuzeit vielmehr einen ganz unmittelbaren historischen Zusammenhang hatte, insbesondere mit den Völkern des Südostens der Vereinigten Staaten, wird aus mehreren älteren

Angaben wahrscheinlich welche deren Bauwerke betreffen. In Anil
und wahrscheinlich ähnlich in anderen Städten war zu de Soto'
Zeit das Haus des Herrschers auf einem künstlich gemachten Hügel e
baut (Herrera VII, 7, 2, Garcilasso, Hist. de la conq. de l
Floride I, 2, 27). Daß ähnliche Hügel bei den Creek in alter Zeit a
Asyle und zu anderen Zwecken des öffentlichen Lebens dienten, ist meh
fach bemerkt worden. In der Mitte der Cherokee-Dörfer stand ei
runder 20' hoher 30' dicker Thurm von Erde, das Rath- und Ve
sammlungshaus, in welchem Betten von Rohr rund umher stande
der Eingang war klein und das Gebäude hatte keine Fenster (Ram
sey 169). Von ähnlicher Form scheint auch das von Timberlak
(32) 1761 besuchte Rathhaus gewesen zu sein. Swan erzählt 179
(bei Schoolcr. V, 262ff.) daß die Dörfer der Creek zu seiner Ze
aus 20—30 Häusern bestanden deren größte 150—200 Mensche
faßten. Jedes Dorf hatte einen öffentlichen Platz mit einem Viere
in der Mitte das an den Seiten 30' lang mit dreifach terrassirte
Logen umgeben war. Im Nordosten desselben stand das warme Hau
eine vollständige Pyramide von ungefähr 25' Höhe bei gleich große
Durchmesser der Grundfläche, mit 6' hohen Mauern von Thon d
sich oben in eine Spitze vereinigten, im Innern eine breite runde Ba
von Rohr und in der Mitte das Feuer; im Südwesten befand sich d
sog. chunkeyard, der Platz für Versammlungen Spiele und ande
Feierlichkeiten. Nach einer Handschrift Bartram's wird dieser vo
Squier (Antiqq. 230, 240) als ein großes Viereck beschrieben da
von terrassenförmigen Erhöhungen umgeben ist, in seiner Mitte ei
kleine Pyramide, auf einer Seite einen künstlichen runden Hügel un
auf der anderen eine Terrasse hat. Die Anordnung dieser Bauten sc
sich später etwas geändert haben, obwohl sie im Wesentlichen dieselb
blieb, und die Cherokee hatten ähnliche Bauwerke (Payne Ms.):
liegt also kein Grund vor den Ursprung der Denkmäler einer ander
Raçe als der der späteren Bewohner des Landes zuzuschreiben, der
jene sind den Bauten der letzteren ähnlich genug. Daß ihre Erbau
auf einer höheren Stufe der Cultur standen und von dieser in neu
rer Zeit herabgesunken ist, bleibt unter diesen Umständen die einfach
und wahrscheinlichste Annahme.

Diese Ansicht erhält eine weitere Bestätigung, wenn wir die Ge
genstände näher in's Auge fassen welche durch die Ausgrabungen z

Tage gefördert worden sind. Die berühmten Alterthümer der Grabhügel von Marietta, der Silberschmuck und das angeblich dort gefundene Eisen, datiren wohl sicherlich nicht aus der Zeit vor Columbus. Silber hat sich nur in geringer Menge gefunden, namentlich als Schmuck in Virginien, dagegen war Kupfer fast allerwärts in Gebrauch, in Neu England, New York, Virginien, Carolina und Florida (Nachweisungen darüber bei Squier Antiqq. 267—286), doch wurde es meist wohl nicht geschmolzen, sondern gediegen vorgefunden und in kaltem Zustande bearbeitet. Die Kunst des Legirens und Löthens scheint unbekannt gewesen zu sein. Aus Kupfer wurden Schmucksachen verschiedener Art, Aexte und Meisel, seltener Werkzeuge anderer Art hergestellt. Pater Allouez erzählt von Kupfer das er bei den Illinois und Ottawas gesehen (Marquette 139), obwohl er über den Gebrauch den sie von diesem Metalle machten, leider kein Wort verliert. Verazzano (1524) spricht von Kupferschmuck, in dessen Besitz die Eingeborenen unter 41⅔° an der Küste waren (Ramusio ed. Venet. 1606, III, fol. 349). In Cofachiqui fand de Soto außer vielen Perlen namentlich kupferne Lanzenspitzen und Aexte (Herrera VII, 1, 15). Cabeza de Vaca (540) berichtet von einer großen dicken kupfernen Schelle auf welcher ein Gesicht zu sehen war; sie wurde weiter im Innern vom Lande der Apalachen gefunden, und wohl nur als Folgerung fügt er hinzu daß dort gegossene Metallarbeiten gemacht werden sollten; indessen hat sich, obwohl als unicum, auch eine Art von gegossenem Kupfer gefunden (Squier Antiqq. 122). Läßt sich hiernach noch nicht mit Sicherheit behaupten daß die Indianer Metalle zu gießen verstanden, so ist doch gewiß daß sie im 16. Jahrhundert noch kupferne Geräthe in nicht unerheblicher Anzahl besaßen, ähnlich denen welche neuerdings unter der Erde gefunden worden sind (vgl. Warden bei Dupaix II, 57). Gewonnen wurde das Kupfer in dem Becken des Oberen See's auf Isle Royal und am Ontonagon-Fluß, wo sich alte Gruben befinden die 4—5', bisweilen selbst 20—30' tief sind und sich 2 engl. Meilen weit erstrecken. Man hat vermuthet, daß ihr Betrieb etwa 500 Jahre lang fortgesetzt und schon vor 1000 oder mehreren Jahren (?) ganz eingestellt worden sei (Schoolcr. I, 85, V, 110, 396). Wahrscheinlich geschah er so, daß das Gestein durch angemachtes Feuer calcinirt und nach Aufgießung von Wasser mit Schlägeln von Quarz, Granit u. dergl. losgearbeitet

wurde. Hämmer aus Grünstein oder Prophyrkiesel die man jetzt häufig noch in jenen Gruben findet, wurden wohl vorzüglich benutzt (Wagner und Sch. II, 296). Die Werkzeuge mit denen man hier arbeitete, waren nicht besser als die der Indianer an der Küste des atlantischen Meeres. Nächst Kupfer und Silber — letzteres wahrscheinlich auch aus der Gegend des Oberen See's — haben sich Bleiglanz und große Mengen von Glimmer gefunden, welche aus den Alleghanies herstammen mögen.

Die antiken Kunstprodukte welche man entdeckt hat, weisen zum Theil entschieden auf einen höheren Stand der Künste und Kenntnisse hin als man bei den Eingeborenen der Neuzeit zu finden gewohnt ist doch hat schon Schoolcraft, der die Vorfahren der letzteren für ihre Urheber hält, sehr richtig auf den schnellen Verfall hingewiesen, von welchem alle einheimische industrielle Thätigkeit in Folge der Einführung zweckmäßigerer Werkzeuge, Geschirre, Kleider u.s.f. durch die Weißen, betroffen werden mußte. Indessen läßt sich aus diesem Umstande wohl nur die Zunahme und Vollendung, nicht der Beginn des Verfalles erklären, der bei Ankunft der Europäer vielleicht in Folge lange fortgesetzter verheerender Kriege, ohne Zweifel schon sehr weit fortgeschritten war. Schoolcraft denkt daher an eine große Völkerbewegung welche durch die Einwanderung der aztekischen Völker nach Mexico im 12. und 13. Jahrh. veranlaßt worden sein möge.

Die gewöhnlichsten Gegenstände die zu Tage kommen, sind Aexte und Pfeilspitzen von Stein, letztere besonders von Quarz und Hornstein, erstere öfters mit einer langen Grube versehen, mit welcher man sie häufig in ein gespaltenes Baumstämmchen einklemmte so daß die Grube allmälich fest überwachsen wurde (Belknap III, 64); dann Fragmente von Irdengeschirr aus reinem Thon oder mit beigemischtem Quarz, Kiesel oder Glimmer, von vortrefflicher Qualität, ohne Drehscheibe, nur mit der Hand gebildet und stets ohne Glasur, doch weit besser als die Töpferarbeit der späteren Zeit; die Zierrathen daran sind oft von großer Regelmäßigkeit (Schoolcr. III, 75 ff.). Meisel, Mörser, Kessel von Stein und eine große Menge von steinernen Bildwerken, namentlich Thiergestalten der verschiedensten Art, auch mancherlei Vögel, immer etwas derb, aber meist in ziemlich richtigen Verhältnissen, mit ihren charakteristischen Stellungen und treffenden Andeutungen ihrer Lebensgewohnheiten, treue Kopieen der Natur die

einen gewissen Geschmack zeigen, sehr gut polirt sind und weit über dem stehen was die Indianer der neueren Zeit selbst mit europäischem Werkzeug herzustellen vermögen. Squier glaubt unter ihnen einige nur den Tropen angehörige Thiere, wie z.B. den Lamantin, zu erkennen; da wir indessen nicht wissen ob diese Figuren der Natur unmittelbar nachgebildet sind — vielleicht stellen sie zum Theil phantastische mythologische Wesen dar — ist eine solche Folgerung sehr gewagt. Thierköpfe haben häufig als Pfeifen gedient; auch Menschenköpfe mit tättowirten Linien im Gesichte fanden diese Verwendung. Viele dieser Skulpturen sind aus Prophyr, andere aus einem Materiale das dem „rothen Pfeifenstein" von Coteau des prairies im Westen des St. Peter's R. sehr ähnlich ist. Menschenköpfe u. dergl. von gebranntem Thone sind seltener. Auch ganze Figuren und Masken kommen vor: eine kleine menschliche Figur wurde z.B. in einem tumulus bei Nashville (Tennessee), eine andere in Natchez gefunden, am Cany, einem Zuflusse des Cumberland, eine Vase deren Fuß von drei Menschenköpfen gebildet wird (Warden bei Dupaix II, 45f.). Ob jene Figuren und welche von ihnen als Götzenbilder anzusehen sind, ist ungewiß. Ferner haben sich mancherlei Werkzeuge aus Thierknochen gefunden, Vogelklauen, Zähne von Alligatoren und anderen Thieren, kleine Spiegel von Marienglas, Perlen die aus Muschelschalen geschliffen, ganz dem bei den Indianern gebräuchlichen Wampum glichen, und kleine diskusförmige, zum Theil durchbohrte Steine wie sie unter den skandinavischen Alterthümern öfter vorkommen. Daß die natürlichen Mumien der Höhlen von Kentucky in Zeug, einen hanfähnlichen Stoff, gewickelt waren, ist schon früher erwähnt worden.

Vorzüglich interessant sind die Alterthümer welche auf einen ausgedehnten Handelsverkehr hinzuweisen scheinen. Zu ihnen gehören im Binnenlande ausgegrabene Haifischzähne, Seemuscheln und Perlen, dann Pfeilspitzen und besonders Messer von Obsidian, die weit im Norden, in den tumulis am Ontario-See gefunden, einen mexicanischen Ursprung vermuthen lassen, da dem Gebiete der Vereinigten Staaten dieses Mineral fremd sein soll.* Daß ihre Form, welche vorzugsweise durch die Structur des Gesteines selbst gegeben ist, da sie in Mexico

* Auch neuerdings finden sich solche Pfeilspitzen vielfach bei den Völkern westlich und östlich vom Felsengebirge, namentlich den Apachen (Bartlett II, 50).

anz einfach nur durch einen geschickten Schlag hervorgebracht wird
mit der mexicanischen übereinstimmt, ist von keinem Gewichte; dieselb
us gleichem Grunde unwichtige Uebereinstimmung zeigen die Feuer
teinmesser welche Say gefunden hat (Prinz Max. c, I, 184). I
en Thälern der Flüsse die sich in den mexicanischen Meerbusen e
ießen, kommen Fragmente von Götzenbildern vor, die mit mexican
chen Idolen identisch sein sollen (Featherstonaugh I, 187, 196
Ein Stein der unterhalb Wheeling entdeckt wurde, trug genau da
Zeichen, mit dem das Vieh in Mexico gezeichnet zu werden pflegte, un
n einer Höhle von Kentucky fand sich der Kopf eines mexicanische
Schweines (Atwater 145). Die abgestumpften Pyramiden sind de
Bauten des alten Mexico vollkommen analog — und doch führt die
lles nicht weiter als bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit eine
lten Verkehres dieser Länder mit Mexico, in welchem (wie School
raft IV, 144 vermuthet) die Eingeborenen vielleicht das von ihne
egrabene und verarbeitete Kupfer umsetzten.

Daß die Erbauer der alten Denkmäler auf einer wesentlich höhe
en Stufe der Cultur standen als die Indianer der neueren Zeit, dere
Stammverwandtschaft zu jenen aber dadurch noch nicht unwahrschein
ch wird, unterliegt nach dem Vorstehenden wohl keinem begründete
Zweifel. Die weit ausgedehnten Gartenbeete oder eigenthümlich be
andelten Felder die man im Südwesten von Michigan und Indian
eht (Schoolcr. I, 54) und die alte Heerstraße von 50 Yards Breit
m St. John's Fluß in Florida (Bartram 101), liefern für Erste
es vorzüglich wichtige Zeugnisse, die dazu beitragen mögen uns de
Annahme geneigt zu machen, daß eine dichte Ackerbaubevölkerung i
orhistorischer Zeit diese Länder bewohnte. Daß diese Cultur ein Aus
iufer der toltekischen in Mexico war (Schoolcr. IV, 147), ist ein
atthafte, aber gewagte Vermuthung. Die vorliegenden Thatsache
nd zu schwach um diese Folgerung tragen zu können, für welche di
inguistik mit keinem Grunde einzutreten vermag. Die Unfähigke
er Eingeborenen zu höherer Cultur welche man aus dem Charakte
er amerikanischen Sprachen und dem Mangel abstracter Wörter i
nen hat ableiten wollen (Olshausen I, 316) wird nächst den vo
ehenden, noch durch viele andere Thatsachen und durch das Beispi
Mexico's factisch widerlegt.

Aus den physischen Eigenthümlichkeiten jener alten Bewohner de

Landes ihr Verhältniß zu der späteren Bevölkerung zu bestimmen, ist noch nicht mit Sicherheit gelungen. Früher hielt man sie allgemein für eine den Indianern der Neuzeit gänzlich fremde Raçe: die Skelette der tumuli sind (nach Assal 37 und Atwater 116) kurz und dick, selten über 5' groß, von kurzem breiten Gesicht, sehr großen Augenhöhlen und breitem Kinn, niedriger Stirn und ziemlich hohen Backenknochen — Angaben die sich indessen recht wohl auf manche Indianervölker beziehen lassen würden. Dagegen hat Warren (Am. Journal of sc. XXXIV, 47) Schädel aus alten Gräbern im Nordwesten der Vereinigten Staaten beschrieben, welche er den peruanischen ähnlich fand; sie zeigen breitere und erhobenere Stirn als die der Indianer, kleine regelmäßig geformte Augenhöhlen, weniger vorstehenden Unterkiefer und unregelmäßig abgeplattetes Hinterhaupt, woraus denn Delafield (16) sogleich zu schließen bereit ist daß jene Urbewohner der Vereinigten Staaten später über Mexico nach Peru gezogen seien! Nach Morton (229) gehören die aus den tumulis stammenden Schädel offenbar der amerikanischen Raçe und zwar wahrscheinlich „dem toltekischen Zweige" derselben: Ersteres findet sich durch die beigegebenen Abbildungen bestätigt, Letzterem widersprechen die (p. 259) gegebenen Maaße ziemlich bestimmt, denn die drei Schädel ohne künstliche Deformation, welche allein in Betracht kommen können, stimmen in ihren Verhältnissen am nächsten mit mehreren Schädeln der jetzigen Indianer zusammen. Ebenso ist es wenigstens bemerkenswerth, wenn auch nicht beweisend, daß ein ausgegrabener Kopf von rothem Pfeifenthon ganz die Raçeneigenthümlichkeit der späteren Indianer darstellt (Squier). Auf wie lockerem Boden indessen alle Versuche stehen etwas Bestimmtes über jene Urbevölkerung zu ermitteln, werden wir inne, wenn wir hören daß nach Squier überhaupt nur ein unzweifelhaft antiker Schädel gefunden worden ist im Thale des Scioto 4 miles unterhalb Chillicothe, der Morton's toltekischer Raçe angehöre (Nott and Gliddon a. a. O. 291) — Grund genug sich aller Speculationen über die Anzahl der verschiedenen Raçen in vorhistorischer Zeit, über ihre Verfassung Regierungsform und Religion zu enthalten, zumal da es bis jetzt nicht möglich gewesen ist die amerikanischen Alterthümer mit einiger Sicherheit nach verschiedenen Zeitaltern zu sondern.

IV. Culturhistorische Schilderung.

Um ein treues Bild der nordamerikanischen Indianer zu entw
fen, das uns in den Stand setze ihre Fähigkeiten und Leistungen r
tig zu würdigen, müßte es uns gestattet sein in die Zeit vor der !
kunft der Europäer zurückzuschauen; denn seitdem sind wesentl
Veränderungen mit ihnen vorgegangen, und zwar sind die östlich
Völker, namentlich Algonkins und Irokesen, am weitesten aus ih
ursprünglichen Zustand herausgetreten und am schnellsten gesunl
aber auch den Europäern am besten bekannt geworden, während
westlicheren länger auf ihrer früheren Stufe verharrt und zugleich
bekannter geblieben sind: von jenen liegen genaue Berichte seit l
Anfang des 17. Jahrh., von diesen meist nur aus neuerer und ne
ster Zeit vor. Diese Verhältnisse muß man bei einer zusammenfas
den Schilderung der Völker, wie wir sie hier zu geben versuchen woll
stets vor Augen behalten um in keine unstatthaften Verallgemei
rungen zu verfallen und keine Verwechselungen der Zeiten und Vö
zu begehen.

1. Die mangelhafte Ausstattung Amerika's mit einheimischen
realien und mit größeren zur Zucht geeigneten Thieren hat ohne Zw
fel einen sehr bedeutenden Druck auf die Entwickelung seiner Bew
ner ausgeübt. Die ersteren beschränken sich, abgesehen von der zw
felhaften Existenz des Roggens vor Ankunft der Spanier in Ch
(Molina), auf den Mais, gewöhnlich corn schlechthin genannt,
diesem Erdtheile eigenthümlich ist. Neben ihm können in den Lä
dern mit welchen wir uns gegenwärtig beschäftigen, als Subsiste
mittel nur noch einige Arten von Bohnen und Kürbissen in Betra
kommen. Daher führte der Landbau, obgleich er nicht leicht ganz r
nachlässigt wurde, hier meist nicht zu festsässiger Lebensweise, sond
blieb gewöhnlich in Verbindung mit Jagd und Fischerei und fess
nur in geringem Maaße an den Boden. Nach Gallatin's zu
lässiger Untersuchung welche mit größerem Aufwand als nöthig
Landbau als einheimisch bei den Indianern bewiesen hat, bauten M
im Osten des Mississippi alle Völker vom mexicanischen Meerbusen
zu den großen Seen, Landbau fehlte nur im Norden von Wiscon
und im Norden des Kennebec, in Maine Neu Braunschweig und
Scotia, während ihn einige Völker von Neu England, die Iroke

ierzu noch die Omaha und Punca und die sämmtlichen Völker
· südwestlichen Seite des Missouri. Wo Landbau fehlte, waren
dianer in den dichten Wäldern hauptsächlich Rehjäger (das elk
cervus canadensis, der amerikanische Rothhirsch), in den Prä-
ebten sie von der Büffeljagd, doch war der Büffel (oder richtiger
in alter Zeit auch auf der Ostseite des Mississippi heimisch, nament-
südlichen Wisconsin und Michigan, am Erie See und in Kentucky
den Alleghanies (Schoolcr. IV, 92). Der sog. wilde Reis
e wilde Gerste (zizania aquatica) im Nordwesten der großen
:n ein wichtiges Nahrungsmittel, wurde nicht angebaut, son-
ar ausgeklopft wo er von selbst wuchs. Sein Gebiet erstreckt
m Südwest-Ende des Michigan Sees bis gegen den Lake of
oods hinauf (Morse App. 30); er gedeiht zwischen 31° und
B. vom atlantischen Meere bis zu den Quellen von S. Peter's
:ating II, 107).
ben dem Mais als der hauptsächlichsten Nahrungspflanze wer-
der Regel zur Aushülfe noch mehrere Varietäten von Bohnen
irbissen gebaut, welche mit denen des Maises von Pr. Maxi-
n (c, II, 124) näher angegeben worden sind, nächstdem Erbsen,
nelonen, Pfirsiche, Sonnenblumen, Pataten, Citronen (letztere
:ens in neuerer Zeit z. B. bei den Menitarie, Osagen und Pawni
Smet 261, Pike II, 273 ff.) und sehr allgemein Tabak. Eine
menstellung der alten Zeugnisse über den Landbau der Einge-
ı findet man bei Halkett 325 ff. Daß er beträchtlich war,

Ausdehnung in der Nähe der Dörfer, und General Sullivan, dessen Expedition 1779 160000 Scheffel (bushels) Getreide bei ihnen zerstörte und in einer einzigen Pflanzung 1500 Fruchtbäume fällte, er staunte über den vorhandenen Vorrath und über die gute Haltung der Felder und Häuser. Loskiel (85 ff.) erzählt zwar von dem sorgfältigen Einhegen und Behacken der Maisfelder mit einer Hacke von Knochen, das in älterer Zeit bei den Delaware und Irokesen gebräuchlich war, bemerkt aber für die Mitte des 18. Jahrhunderts daß der Fleiß des Landbaues und das Sammeln von Vorräthen durch die Sitte der allgemeinen Gastfreundschaft sehr beeinträchtigt werde, da der Faule immer beim Fleißigen zu Gaste gehe. Wie bei den Irokesen wurde auch bei den Huronen auf den Ackerbau viel Fleiß gewendet und die Felder rein und nett gehalten (Sagard 134). In Virginien wurden mannigfaltige Früchte mit Sorgfalt gebaut (de Laet III, 16), in manchen Gegenden erstreckte sich dort die Cultur über 2—3000 Acker außerdem fand sich noch in der Nähe des Hauses ein Garten für Tabak, Kürbisse u. dergl., der Mais auf dem Felde wurde in regelmäßigen Zwischenräumen gesäet, von Unkraut gesäubert und gehäufelt (Strachey 60, 72, 117). Bei den Natchez scheint der Landbau in Ehren gestanden zu haben, da ihn die Krieger selbst besorgten (du Pratz II, 363) und zwar gemeinsam, so daß sich wie in Nord Carolina (Lawson 179) niemand ausschließen durfte (Adair 407), während er bei den meisten anderen Völkern nur Geschäft der Weiber war; bei den Muskoghe pflegten diesen die Männer wenigstens dabei zu helfen (Adair 259). Im Innern von Florida, d. i. der südlichen Länder im Osten und Westen des Mississippi überhaupt, fanden die Spanier im 16. Jahrh. zum Theil sehr guten Feldbau, so gut „als ob ihn Spanier besorgt hätten" (Coleccion de v. doc. 18, Cabeza de Vaca 520, Herrera VII, 2, 4). Laudonnière (11) sah 1562 in Florida als Ackergeräthe eine große hölzerne Hacke im Gebrauch (vgl. Ribault in Works iss. by the Hakluyt Soc. VIII 100), die gesammte Ernte wurde ins Rathhaus gebracht und hier vertheilt; für den Winter lieferten Jagd und Fischfang das Nöthige.

Wenn Schoolcraft (IV, 194) eine Legende der Miami mittheil aus welcher hervorzugehen scheint daß der „große Geist" eine Ausdehnung des Landbaues über das eigene unmittelbare Bedürfniß hinaus bestrafe, so ist diese Deutung der Sage unrichtig; ihr Sinn is

vielmehr der, daß muthwillige Verwüstung der Gaben des großen Geistes, insbesondere des Maises, seinen Zorn errege. Dieß scheint zu aller Zeit die Ansicht des unverdorbenen Theiles der meist tief religiösen Indianer gewesen zu sein, in Rücksicht des Jagdwildes wie der Ernte, die nur in Feindesland nach Kräften zerstört wurde (Keating I, 395, Hunter 275), und wenn es hier und da anders ist, wie bei manchen der armseligen und rohen Völker des Nordens (Hearne 120) oder neuerdings bei vielen anders geworden ist, so darf man dieß wohl vorzüglich als eine Folge ihres moralischen Versinkens betrachten. Allerdings herrscht bei Festlichkeiten gewöhnlich die thörichtste Verschwendung, sie ist Sitte, durch Gastfreundschaft und Pietät geboten, zugleich wie bei uns eine Sache der Eitelkeit und eine willkommene Gelegenheit zur Prahlerei, aber zwecklose Verwüstung der Vorräthe oder der Leichtsinn gar keine zu sammeln, wie er in früherer Zeit allerdings den Anwohnern des Oberen Sees zugeschrieben wird (de Laet II, 12), lag sonst keineswegs im Charakter der Indianer, sondern kam nur selten vor. Sie gingen meist mit ihren Vorräthen sparsam um, wie dieß z. B. noch Pike (II, 273) von den Osagen bemerkt; später freilich wurde dieß anders, denn zu der allgemeinen Desorganisation der Gesellschaft kam bei ihnen häufig noch der Umstand, daß sie sich für den Fall der Noth auf die Unterstützung von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten verließen (so die Dakota nach Keating I, 439, und viele andere).

Man bewahrte die Maisvorräthe am gewöhnlichsten in den sog. caches unter der Erde auf, wo man sie zwischen Matten aufschüttete und sorgfältig wieder bedeckte. Der Mais wurde auf verschiedene Weise zubereitet, in Wasser gekocht oder geröstet, dann im Mörser gestoßen, aus freier Hand oder mit einer an einem Baumzweige aufgehängten Keule (Abbildung bei Schoolcr. IV, pl. 21), anderwärts zwischen zwei Steinen zerrieben (Memoirs Hist. Soc. Pennsylv. III, 121); mit etwas Fett gemischt wurde das Mehl zu Kugeln geballt oder in Kuchen geformt und so gegessen. Zu den Kuchen aus Maismehl oder Bohnen kam als Zukost getrockneter Fisch u. dergl. (de Laet II, 13 nach Champlain). Ein Beutel mit geröstetem Maismehl war der gewöhnliche Reiseproviant (Young a, 187 note). Carver rühmt die Mäßigkeit welche die Sioux, Sauk und Füchse, Chippeway, Winibeg im Essen und Trinken beobachteten, und gewiß

ist diese in älterer Zeit weit größer und allgemeiner gewesen als spä terhin. Die Eingeborenen von Florida pflegten erst nach Sonnenuntergang zu essen und sich vor dem Essen das Gesicht zu waschen (Laudonnière 28), sonst ist solche Reinlichkeit selten. Mahlzeiten zu bestimmten Stunden wurden nicht leicht eingehalten, man aß so lange der Appetit und der Vorrath reichte, bei manchen der südlichen Völker wurden neuerdings sogar Brechmittel angewendet um das Essen fortsetzen zu können (Catlin). Indessen aß man immer unmäßig sowohl vor als nach den Fasten, die allen wichtigeren Unternehmungen, namentlich dem Kriege und der Jagd vorausgingen, um durch sie die Geister sich geneigt zu machen und im Traume von ihnen mitgetheilt zu erhalten, wo der Feind oder das Wild sich aufhalte und in welcher Anzahl (Carver 247, Nuttall 182, Keating I, 94). Das Fleisch wird von den meisten gekocht oder getrocknet, von manchen auch roh gegessen. Die Natchez genossen weder vegetabilische noch animalische Nahrung roh, sondern pflegten Alles sogar zu stark zu kochen (Adair 412).

Das einzige Getränk der Völker von Neu England und von Pennsylvanien, der Huronen und vieler anderen war Wasser (Hutchinson I, 413, Mem. Hist. Soc. Pennsylv. III, 122, Sagard 146) auch in Virginien kannte man kein berauschendes Getränk (Strachey 74), was Garcilasso mit Unrecht auch von Florida behauptet, da Cabeza de Vaca (537) das Gegentheil versichert und sogar von herrschender Trunksucht spricht. Den Aufguß welchen man in Florida von den Knospen und jungen Trieben der heilig gehaltenen Cassine yapon „des geliebten Baumes" bereitete (Bartram 348 Bossu bei Fabri II, 131), soll indessen keinen Rausch erzeugen außer diesem aber bereitete man auch Getränke aus Palmfrüchten (Lafitau II, 125). Die Clamcoeten unweit der Mündung des Colorado von Texas stellten ein berauschendes Getränk aus einer Art von Bohnen her (Charlevoix 315). Nach Coreal (I, 37) wäre der Genuß von Spirituosen in Florida nur den Königen erlaubt gewesen. Im Norden gab es bei den Chippeways (Chepewyans? — diese zeigten sich auch später dem Trunke nicht ergeben nach Mackenzie, Dunn 102) zwar ein Schwindel erregendes Getränk das von einer den Heidelbeeren ähnlichen Pflanze gewonnen wurde, es war aber nur von medicinischem Gebrauche. Den Ottawa lieferte der Saft d

Ahorns einen Zuckertrank, die Chippeway Potowatomi und Irokesen kochten den Saft des Zuckerahorns zu Zucker ein und mehrere nördliche Völker benutzten zu demselben Zwecke den Saft der Birke (Rogers, M'Culloh 77, Keating I, 439, Morgan 369), aber es scheint nicht daß berauschende Getränke aus dem Zucker von ihnen bereitet wurden.

Man kennt die Verwüstungen welche in späterer Zeit der Trunk unter den Indianern angerichtet hat, und ist oft so weit gegangen ihnen einen unwiderstehlichen Hang zu demselben zuzuschreiben. Im Gegentheil ergiebt sich aus vielen Zeugnissen daß es vielmehr fast überall erhebliche Mühe gekostet hat ihn einzuführen. Die Nordindianer und Chepewyans machten sich noch neuerdings nicht viel aus Branntwein und die Eingeborenen an der Hudsonsbai mochten ihn wenigstens niemals zu hohen Preisen kaufen (Hearne 237). Auch die Navajos sind dem Trunke nicht ergeben (Backus bei Schoolcr. IV, 214). Bei den Kansas und Pani war noch 1820 Trunkenheit selten und verspottet (Say bei James I, 125, 265) und Major Long zweifelt mit Recht (ebend. II, 374) ob sich den Indianern eine große natürliche Begierde nach Spirituosen zuschreiben lasse. Außer den Missionären, den Bischöfen von Quebec und manchen Kolonisten haben auch die Indianer von Canada in früherer Zeit öfters gegen den Branntweinhandel protestirt, der französische Gouverneur hielt ihn aufrecht (1661, Brasseur I, 97). Die Eingeborenen am Delaware haben schon um 1670 ernstlich gebeten diesen Handel einzustellen, dasselbe ist häufig und von Seiten vieler Völker von Neu England geschehen, sie haben die Zufuhr von Spirituosen zu hindern gestrebt (Gordon 31, Elliot II, 84, Halkett 201), aber vergebens, der Handel war für die Weißen zu gewinnreich. Allerdings wurde er 1633 in Neu England verboten, ebenso unter W. Penn, in Pennsylvanien und Connecticut bedrohte man ihn mit Strafen, aber ohne Erfolg (Drake a, 155, Young 190, Gordon 82, Halkett 190, Memoirs H. S. Penns. III, 2, 206). „Schickt euren Wein und Branntwein ins Gefängniß", sagte ein Indianer, „diese, nicht wir richten das Unglück an das geschieht" (Le Jeune, Rel. de la Nouv. France 1633, p. 156). Dieser Ansicht gemäß, daß im Getränke selbst der Geist wohnt welcher in den Berauschten fährt, aus ihm spricht und durch ihn handelt, blieben Beleidigungen und Verbrechen die im Trunke

begangen wurden unbestraft, da sie dem Thäter nicht zugerechnet werden konnten, und daher kam es daß Einzelne sich bisweilen in der Absicht berauschten um an ihren Feinden ungestraft Rache nehmen zu können (Lawson 200, Timberlake 53, la Potherie IV, 79). In Nord Carolina, wo vor der Ankunft der Weißen Trunksucht ebenfalls unbekannt war, ging es ebenso wie anderwärts: ein Vertrag der die Einführung des Rums verbot, wurde geschlossen, blieb aber unausgeführt (Lawson 202). Die Cherokee hatten keine geistigen Getränke außer dem von den Weißen ihnen zugebrachten Branntwein (Timberlake 35), wie sie suchten auch die Muskoge Choctaw und Chickasaw diesen fern zu halten, sie haben ihn den Händlern öfter weggegossen und es war lange Zeit hindurch immer der erste Artikel ihrer Verträge mit den Weißen, daß die Einfuhr desselben verboten bliebe (Bartram). In Nordwestamerika verschmähten in früher Zeit die Koluschen (Sitka) den Branntwein (Marchand I, 246). In Folge eines Vertrages zwischen der russischen Regierung und der Hudsonsbai-Gesellschaft (1842) soll der Handel mit demselben in jenen Gegenden neuerdings aufhören (G. Simpson II, 206). Es bleibt nur übrig zu gestehen daß die Indianer sehr geringe Schuld haben und daß es der ganzen Energie der gewissenlosen Händler bedurft hat um sie durch Trunk zu ruiniren.

Sehr allgemein verbreitet als narkotisches Mittel und zugleich beim Cultus von wichtiger Anwendung war der Tabak. Bei den Abenaki z. B. und in Süd Carolina rauchten Männer und Weiber fast beständig (Lettres édif. I, 676, Lawson 30), bei anderen Völkern meist nur die Männer. Hudson fand 1609 nördlich von Cap Cod Tabakspfeifen von Thon mit kupfernem Rohre in Gebrauch (Coll. N. Y. Hist. Soc. I, 122). Das häufigste und am meisten in Ehren stehende Material derselben war das des Rothenpfeifensteinbruchs in der Mitte des Weges vom oberen Mississippi zum Missouri, eines heiligen Platzes an welchem einst der große Geist zu seinen Kindern geredet hatte, doch gab es auch noch andere Brüche deren Steine zu Pfeifen verarbeitet wurden (Kohl II, 82). In Neu England wurde meist nicht reiner Tabak geraucht, sondern eine Mischung von Tabak mit anderen Blättern oder Baumrinde, und Lawson (173) giebt an daß sowohl die Pflanze als auch die Zubereitung der Blätter welche in Nord Carolina geraucht wurden, von unserem Tabak verschieden waren. D

Rauch wurde zum Theil hinuntergeschluckt um den Effect des Rauchens zu erhöhen. Die Chepewyans im Norden und die Dakota im Westen sollen den Gebrauch des Tabaks in alter Zeit nicht gekannt, sondern erst durch die Händler kennen gelernt haben (Mackenzie, Schoolcraft III, 244), doch bauten alle Indianervölker in der Nähe des Felsengebirges nach Pr. Maximilian (c, II, 122) eine Art der nicotiana.

Salz zu gewinnen bemühten sich die meisten Völker gar nicht; die von New Hampshire hatten überhaupt keines (Belknap III, 69), und die großen Vorräthe welche die Prärieen darboten, blieben fast unbenutzt und wurden nur ausnahmsweise in Gebrauch genommen (Keating I, 116, Pr. Max. c, II, 127); anders war es bei einigen südlichen Völkern, denn wir hören von einem Kriege der 1690 zwischen den Nachitoches und Taensas um Salz geführt wurde (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 334).

Die Jagd und den Fischfang der Indianer, welchen letzteren Kohl (II, 142) neuerdings sehr gut geschildert hat, wollen wir nicht ausführlich beschreiben. Sie wurden allerwärts mit der größten Geschicklichkeit betrieben, welche unerläßlich war, wenn sie die erforderliche Ausbeute liefern sollten. Der Jäger verkleidete sich häufig in das Thier das er zu jagen beabsichtigte, ahmte sorgfältig seine Bewegungen und Laute nach um es zu täuschen, die genaueste Kenntniß aller seiner Lebensgewohnheiten sicherte ihm den Erfolg und mit diesem die Befriedigung seines Ehrgeizes, denn nächst dem Ruhme des Kriegers gab es keinen höheren als den des geschickten Jägers. Kunstloser war freilich die Jagd wo man große Wildzäune oder Verhaue herstellte um das Wild zusammenzuhalten und in einer bestimmten Richtung vorwärts zu treiben wie in Neufundland (Cartwright I, 7). Die Irokesen beobachteten in der Jagd eine weise Oekonomie: zu gewissen Zeiten wurden die weiblichen Thiere geschont (Morgan 345); bei andern Völkern ließ es der Aberglaube hierzu nicht kommen: in Canada tödtete man alle Hirsche auf der Jagd, damit die fliehenden die übrigen nicht warnen und ihnen rathen möchten sich zu verstecken (Sagard 35). Aehnliches scheint man in Süd Carolina und anderwärts selbst von den Knochen der verzehrten Jagdthiere noch gefürchtet zu haben, die man stets verbrannte, weil sonst, wie man glaubte, das Wild sich aus dem Lande zurückziehen würde (Lawson 52). Um die Jagdthiere oder Fische dreist zu machen, daß sie sich furchtlos nähern, wird

ihnen bisweilen vom Jäger eine bewegliche Rede gehalten, öfters we
det er auch vorher mancherlei Zauberkünste zu diesem Zwecke a
Daher darf man sich nicht wundern daß der Jäger sich für den schlec
ten Erfolg seines Unternehmens bei den Dakota bisweilen an sein
eigenen Verwandten rächt die er im Verdacht hat, daß sie durch i
Betragen die Geister der Thiere erzürnt und verscheucht hätt
(Schoolcr. II, 195).

Mochte die oft gerügte Verwüstung des Wildes in älterer Zeit hä
fig ihren Grund in dem herrschenden Aberglauben haben, so ka
später durch den Pelzhandel noch ein anderes Motiv hinzu. Hatt
die Indianer vorher die Jagd betrieben um ihre eigenen unmittelbar
Bedürfnisse zu befriedigen, so jagten sie von nun an für Handel
zwecke: die Thiere wurden vertilgt um ihrer Häute willen, und die
Häute welche früher den Eingeborenen so vielfach zu Gute gekomm
waren, wurden verkauft bis auf die letzte, so daß die Gesundheit n
mentlich der Armen litt durch den Mangel an Kleidung. Der Hand
hatte sie neue Bedürfnisse kennen gelehrt und dadurch aus freien J
gern zu Leuten gemacht, die großentheils abhängig waren von de
Lieferungen der Weißen, besonders an Waffen und Schießbedarf, d
ren Besitz eine weit ergiebigere Jagd verbürgte als Bogen und Pfei
Die Verminderung des Wildes durch den Pelzhandel zog vielfach da
Elend und die Verminderung der Bevölkerung nach sich: die Chipp
way z. B. wurden durch Mangel an Lebensmitteln in Folge desselbe
in kleine Banden und fast in einzelne Familien zerstreut: alle social
Organisation hörte auf (Keating II, 148 ff.); denn Ackerbau un
Pelzhandel können, wie man treffend bemerkt hat, nicht in demselbe
Lande blühen (vgl. Ztschr. f. Allg. Erdk. N. Folge V, 72). Kurz na
der Gründung der Nordwestcompany konnte ein Händler fast in einem
Jahre ein Vermögen erwerben, noch 1807 wurden ungefähr 120 B
berfelle für weniger als 15 Dollars in Waaren von den Indianer
gekauft, nämlich für 2 dreieckige wollene Decken, 8 Quart Rum un
einen Taschenspiegel; die Handelsgesellschaft nahm diese Waare z
30 Dollars an und verkaufte sie in Montreal zu mehr als 40
(Keating II, 63). Auch durch die Concurrenz jener Gesellschaft m
der Hudsonsbaicompany kamen die Indianer oft zu Schaden; d
1821 bewirkte Vereinigung beider war dagegen von gutem Einfl
auf sie, da das Interesse des Handels jetzt die Nüchternheit der J

dianer als wünschenswerth erscheinen ließ und daher ein Verbot des Branntweinhandels erfolgte (Dunn 71, 82). Der Handel mit Büffelhäuten, deren nach Fremont (81) jährlich 90000 auf den Markt kamen, was ungefähr dem dritten Theile der getödteten Thiere entsprechen mag, hatte zur Folge daß die Büffelherden sich immer weiter nach Westen zurückzogen und daß die Indianer die von ihnen gelebt hatten, in's Elend versanken. Der Büffel hatte sie mit fast allen ihren Lebensbedürfnissen versorgt, ihnen Nahrung und Wohnung, Kleidung, Decken, Wassergefäße und Kähne geliefert, Sehnen für den Bogen, Zwirn, Stricke, Zugseile für die Pferde, Leim und Tauschartikel aller Art; ohne ihn waren sie hülflos.

Viele Thiere haben die Indianer zu zähmen versucht, niemals aber, wie es scheint, Hausthiere gezüchtet. Der Hund ist der regelmäßige Begleiter der meisten geworden. Sein Fleisch ist ein gutes Gericht, das meist für Festlichkeiten aufgespart wird. Im Leben wird ihm nicht selten schlechte, selbst grausame Behandlung zu theil, im Tode erhält er größere Ehre und seine Gebeine werden z. B. von den Dakota sorgfältig begraben (Keating I, 452). Die Jagdhunde indessen genießen oft dieselbe Liebe wie ein Kind, werden ebenso angeredet wie dieses und der Eigenthümer bisweilen als „der Vater des und des Hundes" bezeichnet (Morse App. 349). Im Quelllande des Mississippi (Leech Lake und Umgegend) gab es Zughunde die mit Riemenwerk und drei Glöckchen am Schlitten angeschirrt, 60 miles täglich zurücklegten; im Winter wurden sie hauptsächlich mit Fischen genährt (ebend. 40). Die Huronen brauchten ihre Hunde zur Jagd (Sagard 128), auf Long Island fand man 1640 sogar junge Wölfe statt deren aufgezogen und benutzt (Prinz Max. c, I, 567). Außerdem zähmen die Indianer einzeln bisweilen Adler, Möven, Raben, Elstern, Kraniche, Rehe, Füchse und bisweilen selbst Bären (Kohl I, 53, Lawson 29), doch immer nur zum Vergnügen. Als ein vereinzeltes Beispiel dieser Art ist es wohl auch zu betrachten daß es in Süd Carolina gezähmte Hirsche gab „die Milch und Käse lieferten" (Herrera II, 10, 6), doch ist der letztere Zusatz kaum glaublich, da Milch und Käse als Nahrungsmittel der Indianer sonst nirgends erwähnt werden. Daß man auch junge Büffel zähmte, ohne sie jedoch zur Zucht zu benutzen, führt schon Hennepin an, später machten hauptsächlich die französischen Missionäre wiederholt den Versuch, er wollte aber nicht gelingen

(Lettres édif. I, 729). Was Rogers von den „weißen Indianern" (ob Menomini?) am Muddyfluß und oberen Mississippi erzählt, da sie nämlich in großen Städten und bequemen Häusern wohnten und wilde Kühe zahm machten deren Milch und Fleisch sie genössen, steht ganz isolirt und ist hauptsächlich insofern verdächtig als man unter den „weißen Indianern" gewöhnlich an wirkliche Weiße, insbesonder an die „Welsh Indians" oder Irländer zu denken pflegte. Außerdem spricht nur noch Gomara in der bei Humboldt (Kosmos II, 489 Ansichten der Nat. I, 72) angeführten Stelle von einem Volke im Nordwesten von Mexico unter 40° n. B. dessen Reichthum in Herden zahmer Büffel bestanden habe. Da Gomara alle seine Nachrichten nur aus zweiter Hand hatte, darf man wohl mit Gallatin die Richtigkeit dieser Angabe in Zweifel ziehen. Allerdings lassen sich die Bison-Kälber im Frühling leicht entwöhnen und werden dann als Zugthiere zum Ackerbau ganz brauchbar (Schoolcr. IV, 110), doch hat man trotzdem selbst bis in die neueste Zeit das Thier in Amerika nicht gezüchtet, sondern nur gehegt um das Fleisch zu verkaufen (Möllhausen a, II, 357), und hielt es dort noch neuerdings für ungeeignet zum Hausthiere (Schoolcr. V, 49). Nur aus dem Mangel an anderen Hausthieren ist es zu erklären daß es in Amerika bei den Eingeborenen fast nirgends zur Pferdezucht kam, trotz der ungeheuren Vermehrung dieses Thieres nach seiner Einführung in der neuen Welt und trotz der großen Wichtigkeit die es für den Indianer selbst im Krieg und auf der Jagd erlangte. Was er an Pferden bedurfte, mußt er daher immer erst in der Wildniß einfangen, kaufen oder stehlen.

In späterer Zeit ist Viehzucht von mehreren Völkern stark betrieben worden; die Creek z. B. hatten gute Rinderherden (Bartram 183) die Navajos, deren Land zum Ackerbau nur theilweise sich eignet und daher die Begierde der Weißen noch nicht gereizt hat, ziehen außer vielen Feldfrüchten (Mais, Bohnen, Weizen, Kürbissen, Melonen Tabak — es werden bis 60000 Scheffel Mais in einem Jahre angegeben), besonders Schaafe und Pferde in Menge, auch Ziegen. Dabei sind sie Nomaden geblieben und waren durch ihre ausgedehnten Räubereien besonders den Mexicanern gefährlich, bis sie neuerdings von Seiten der vereinigten Staaten „pacificirt" worden sind (Backus bei Schoolcr. IV, 209, ebend. 89, Farnham Trav. 372, Davis 411, Möllhausen a, II, 232). Ihre Stammverwandten die schmut

dauernd in gewissen Bezirken aufhalten (Buschmann 1854 nach Bartlett, Ausführliches über die von ihnen ausgeführ- bzüge und Verheerungen ebend. 308 ff.).

kümmerlichste Leben führen mehrere der nördlichen Athapas- :. Die Hasenindianer, die in Folge des Elends rasch abneh- rden oft Menschenfresser aus Noth wie die Nipissangs im Nor- Huron See (Bonnycastle I, 160) oder morden aus Ver- g und Abscheu davor sich selbst und ihre Familie, während hbarn die Hundsrippenindianer gleich den Atnah am Kupfer- rangell 98) das Rennthier besitzen und dadurch gegen Noth sind. Bei den Cree kommen ähnliche Beispiele von Canniba- ›or, doch nur wenn das Schuhwerk und alles Lederzeug schon rt ist und der Abscheu vor der That ist so außerordentlich, Thäter als vogelfrei gilt (Ballantyne 51). Dasselbe ist der den Ojibway, welche den „Windigo“ oder Cannibalen aus t bösen Geistern im Bunde glauben und aus dem Stamme n (Kohl I, 184). Als roher und gefühlloser werden in die- icht die Nord-Indianer von Hearne geschildert. Bei den)ans hat der Hunger in mehreren Fällen zu dem Greuel des ns der eigenen Familie geführt (Back 227 vgl. 194 ff.), wenn ppeway bisweilen sogar Menschenfleisch getrocknet, zerstoßen h Jahren ein Festessen daraus gemacht haben (Keating II, so ist dieß jedenfalls von dem Fleische des Feindes zu verstehen Rache verzehrt wurde, eine Art des Cannibalismus die sehr

Stangen in die Erde gesteckt, die man oben zusammenbog, aneinan der befestigte und außen wie innen mit Matten bekleidete oder au mit Baumrinde bedeckte. Diese Bauart, bei welcher nur ein Loch a der Seite zum Hineinkriechen und eines in der Höhe zum Abzug de Rauches blieb, hat sich bis auf die neueste Zeit nicht geändert (Lot res édif. I, 675, Young a, 144, Kohl I, 10). Sie bot den Vo theil dar daß die Hütte leicht abgebrochen und beim Umzug mit alle Geräthen den Pferden Hunden und Weibern aufgeladen werde konnte, während der Mann auf der Reise nur seine Waffen führt wohl nicht aus Faulheit, sondern hauptsächlich um als Vertheidig in Gefahr und als Jäger augenblicklich bereit zu sein. Aehnlich de Wigwam, der runden Birkenhütte der Algonkin, war der Tepee de Sioux, doch von konischer Form und mit Büffelhäuten gedeck Stansbury (256) sah bei ihnen ein solches Zelt aus 26 Häuten; hatte am Boden 30′ Durchmesser und 35′ Höhe, und war zur Woh nung für Händler bestimmt deren Besuch man erwartete. Im höhern Norden wurden die Häuser bisweilen solider aus starkem Holze g baut, z. B. in Neufundland (Cartwright I, 9), und in Canada hat man im Winter Wohnungen von Schnee wie bei den Eskimo (Wel 465). Die Irokesen bauten besser als die meisten anderen Indiane ihre Häuser zu verwahren und zu verschließen war aber in älterer Ze bei ihnen nicht gebräuchlich (Lafitau II, 9 f., 15). Die Wände b standen aus fest miteinander verbundenen Balken, das Dach au Sparrwerk, das Ganze war außen mit Rinde gedeckt, im Innen standen rund herum Bänke die mit Matten belegt waren und unt dem Dache befand sich der Speicher für die Vorräthe. Die einfache Häuser maaßen 20′ auf 15′, doch gab es auch solche die 50—13 lang, 16′ breit und im Innern in Abtheilungen für je zwei o mehrere Familien geschieden waren; mehrere zusammen umschloss einen Hofraum. Besonders hübsch war ihre Einrichtung in Onon daga wo zu jeder Zeit einige Häuptlinge ihren Sitz hatten die zu de politischen Geschäften des Bundes bevollmächtigt waren (Cartier b Ramusio ed. 1606 III, 380, Morgan 315 ff., Heriot 28 Schoolcr. IV, 340). Die 20′ breiten und bis zu 500′ langen Hä ser der Eingeborenen von New York, von denen Valentine (8) e zählt, gehörten wohl den Irokesen und wahrscheinlich sind diese au bei de Laet (II, 13) unter dem Namen der Attigovauntani zu ve

:festigt waren, besonders auch um Weibern und Kindern als
ort zu dienen, wird häufig erwähnt (Cartier a. a. O.,
I, 10, W. Smith 78, Morgan 314) und ist schon früher
:) besprochen worden. Von nomadischer Lebensweise konnte
chen Umständen keine Rede sein. Wohnungen von gleicher
tten weiter im Süden die Osagen (Pike II, 268, Morse
), die gleich den Kansas ebenfalls in feststehenden Dörfern
lunter 334). Bei manchen Völkern sind nur die Winter-
ıbeweglich und daher solider construirt, die Sommerhütten
eicht gebaut um ohne Schwierigkeit abgebrochen und fort-
verden zu können. Bei den Mandan (Lewis and Clarke
Max. c, II, 118, 273) findet sich indessen keine wesentliche
:nheit zwischen beiden.
Süden war der Hausbau zum Theil besser als im Norden.
chen die Hütten in Virginien sehr denen von Neu England,
sie zwei Eingänge hatten und neben ihnen noch ein Schutz-
die Vorräthe errichtet war, aber das Haus des Herrschers war
50 und 60 Yards lang und an seinen vier Ecken standen „als
ein Drache, ein Bär, ein Leopard und ein Riese (Strachey
Auf Roanoke Island fand W. Raleigh 1584 Häuser von
lz die mit Palisaden umgeben waren (Williamson I, 31).
Carolina lebten oft mehrere Familien in einer Wohnung
:n, in deren Nähe besondere Vorrathshäuser standen; beson-
sch gebaut, außen und innen mit Thon bekleidet waren die

größer und fester gebaut als die der Einzelnen, doch meist nur dürfti ausgestattet (M'Coy 530).

In der viel gerühmten Stadt Apalache fand Cabeza de Vac (p. 520) nur ein schlechtes Dorf mit Strohhütten, wogegen sie fa nur zehn Jahre später 250 Häuser gehabt haben soll. Die Berich über de Soto's Zug erzählen von hölzernen Brücken im nördlich Theile dieses Landes, geben der Stadt Ocali 600, der Stadt Mobi 80 sehr große Häuser, während Coza deren 500 gehabt haben so (Herrera VI, 7, 10 und 12; VII, 1, 12 und 2, 1). Zwanzig Jah später (1560) war letzteres aus Furcht vor den Spaniern fast gar von den Eingeborenen verlassen (Davila Padilla I, 63). Die Häu ser der Creek, 30' lang und 12' breit, bestehen aus zwei Abtheilunge einer Küche und einer Wohnstube und sind aus Fachwerk erbaut; nebe ihnen steht ein Vorrathshaus, das unten ein Magazin, oben eine Bodenraum enthält. Die Reichen und Vornehmen besitzen außer de Wohnhaus, das vorn mit einer Halle versehen ist, und dem Vorraths haus einen hübschen offenen Pavillon und eine besondere Küche. Gro teske Figuren von Thieren Bäumen und Menschen sind überall al Schmuck angebracht (Bartram 184, 435 und Ms. bei Squier 230). Die Cherokee haben länglich viereckige Häuser von je drei Zimmer und neben jedem ein kleines warmes Haus für den Winter, sie sin 60—70' lang, manche zweistockig, doch ohne Fenster; besonders intere sant ist die mehrere hundert Menschen fassende Rotunde welche für di großen Versammmlungen bestimmt ist (Bartram 353, Timber lake 59). Aehnlich wird die Einrichtung der Wohnungen bei de Natchez von Adair (413, 417) beschrieben, welche außen und inne mit Kalk oder Thon geweißt, den Flintenkugeln meist undurchdring lich, aus starkem Holzwerk aufgeführt waren und wie bei den verwand ten Taensas (Coll. N. Y. H. S. II, 269) regelmäßig angelegte Dörfe bildeten. Nomadenvölker wie die Navajos besitzen natürlich nur elend Hütten. Große abgetheilte Häuser für mehrere Familien haben auc die Eingeborenen von Neu Caledonien, die im Winter unter der Erd wohnen (Cox II, 327, 335).

Ueber die Kleidung können wir kurz sein. Sie fehlt nirgends un namentlich erschienen die höher stehenden Völker, insbesondere die Iro kesen niemals ohne eine solche (La Potherie III, 15). Sie bestan gewöhnlich aus Thierfellen der verschiedensten Art welche die Indiane

gut zuzubereiten verstanden und wie ihre Zelte oft mit Bildern ihrer Waffenthaten schmückten (Catlin I, 145 ff.). Mäntel um die Schultern oder ein Wams, Beinkleider, Gamaschen und Mocassins wurden am meisten getragen; die letzteren waren Schuhe ohne Hacken aus frisch gegerbtem Wildleder, das gebräunt und oft übelriechend vom Räuchern in fauligem Holze, dadurch angeblich gegen den Biß der Klapperschlange schützte. Bei den Irokesen hatten sie nur hinten und oben eine Naht (Morgan 360). Andere Völker brachten die Nähte auf der Sohle oder an anderen Stellen an, bei einigen waren die Mocassins spitziger, bei anderen breiter: daher konnte aus der Fußspur leicht auf das Volk geschlossen werden welchem das Individuum angehörte von dem sie herrührte. Auch die Hufe der Pferde werden, z. B. von den Apachen, mit dicker Pferde- und Ochsenhaut beschuhet (Pfefferkorn I, 393). Eine Beschreibung der im Norden gebräuchlichen Schneeschuhe und ihrer verschiedenen Arten hat Kohl (II, 154) gegeben. Nächst den Kleidern von Thierhäuten wurden in alter Zeit in Virginien von den Chokta und weiter im Norden von den Delaware und Irokesen Federmäntel getragen zu denen besonders die einheimischen welschen Hühner das Material lieferten (Strachey 40, 58, Adair 423, de Laet III, 18, Loskiel 62). Auch in Nord Carolina, wo man außerdem Mäntel von Fellen, Pelz oder Zeug hatte, gab es dergleichen und sie waren mit sehr schönen Figuren geziert (Lawson 191). Aus dem Haar des Büffels und des Oppossum wurden in Süd Carolina Bänder, Gürtel u. dergl. verfertigt (ebend. 116, 121), auch einige andere Völker webten Tücher aus Büffelhaar (Hunter 289), doch geschah dieß nicht häufig. Gewebte Zeuge scheinen in großer Ausdehnung nur im Süden gemacht und zur Kleidung in älterer Zeit verwendet worden zu sein. Oviedo (XVII, 25 f.) erzählt daß de Soto auf seinem Wege von Apalache tiefer in's Innere die Weiber in weiße Gewänder gekleidet fand, welche aus den sehr festen, aber zarten Fäden der inneren Rinde des Maulbeerbaumes gesponnen und gewebt waren (vgl. auch du Pratz II, 192), daß die Häuptlinge in Coza wie anderwärts auf Bahren getragen wurden die man mit weißen Tüchern behing, und daß man Strümpfe und Halbstiefel bei den Eingeborenen sah die wie die spanischen gemacht waren. Von Zeugen die aus Pflanzenfasern verfertigt und gefärbt waren in Guachacoya unweit des Mississippi spricht auch Herrera (VII, 7, 6).

Weiße künstlich gemalte Matten oder Teppiche mit scharlachroth Fransen erwähnt Laudonnière (48) in Florida; die Natchez in besondere, deren Weiber das Büffelhaar spannen, fertigten Matten a Hanf und bemalten sie mit allerlei Figuren (Adair 422 f.). Ei Art von Leinen aus Hanf, wie es an der Nordwestküste Amerika's g webt wurde, sollen auch die Irokesen herzustellen verstanden hab (M'Culloh 80), und vermuthlich war es dieses, nicht Baumwolle zeug, wie La Potherie (I, 316) angiebt, das sie zu ihren Rüstu gen verwendeten. Später hat hauptsächlich der Mangel an eigen Webereien die Eingeborenen, besonders nachdem die Jagd durch d Pelzhandel zu Grunde gerichtet war, in eine schnelle und vollständi Abhängigkeit von den Lieferungen gewebter Zeuge durch die Händl gebracht, und da sie mit diesen nur unregelmäßig versorgt wurden, g riethen sie dadurch vielfach in Noth und ihre Gesundheit litt Schade

Der Putz des Indianers ist häufig phantastisch, besonders bei Fe lichkeiten, für welche namentlich das Gesicht mit unregelmäßig Streifen und Figuren von allen Farben bemalt zu werden pflegt, ei Angelegenheit von höchster Wichtigkeit, die nicht selten einen halb Tag zu ihrer Vollendung erfordert. Abgelegte europäische Uniform stücke spielen bei dem Putze neuerdings bisweilen eine große Rol (Paul Wilh. 304); in älterer Zeit dagegen bestand der werthvollf Schmuck in den Zeichen des Adels den die Tapferkeit verlieh. Zu di sen gehörten vor Allem die Federn des sog. Kriegs- oder Calume Adlers (amerik. Steinadler, falco furcatus nach Schoolcr. II, 7 aquila chrysaëtos nach Farnham Trav., aquila fulvus oder me lanaëtos nach Andern), welche zu tragen nur das erprobte Heldenthu berechtigte. Eine ähnliche Auszeichnung waren Hörner, vielleicht ei Bild der Stärke des Büffels, die oben am Kopfe des Tapferen befesti wurden (Catlin). Den Aufputz der Kleider, Pfeifen, Waffen u anderer Gegenstände mit Federn, Skalplocken, Thierbälgen und de gleichen unterlassen wir näher zu beschreiben. Ferner gehörte das a Muschelschalen geschliffene Wampum nebst Kupferperlen, die jede seltener gewesen zu sein scheinen, zu den werthvollsten Schmucksache Auch ächte Perlen gab es, in Schnüre aufgereiht; sie wurden in Vi ginien den Königen mit in's Grab gegeben, doch waren sie glanzlo da man die Muscheln mit Feuer zu öffnen pflegte (Strachey 132 Als charakteristisch erwähnen wir noch daß die Weiber als der schw

here, unterdrückte und geringer geachtete Theil der Gesellschaft, auf den Putz nicht so große Sorgfalt verwenden konnten und durften als die Männer, denen z. B. bei den Kräheindianern das lange Haar als ausschließliche Zierde vorbehalten blieb.

Das Tättowiren früher sehr allgemein im Gebrauch, besonders in den südlichen Ländern, hat sich hauptsächlich wohl in Folge des Verkehrs mit den Weißen bei vielen Völkern allmälich verloren (Heckewelder 341, du Pratz II, 199), doch glaubte Lafitau (II, 42) daß es manchen ganz fremd gewesen sei. Die Nord-, Kupfer- und Hundsrippen-Indianer tättowirten sich auf jeder Backe mit 3—4 parallelen schwarzen Streifen, die sie mit einer Nadel ritzten und durch eingeführten Kohlenstaub färbten (Hearne 257). In ähnlicher Weise geschah es bei den Chippeway und Knisteno (Dunn 106), bei den Mandan und Menitarri (Pr. Max. II, 116, 216). Die Eingeborenen von Neu England zeichneten sich auf diese Weise wie die Assineboins Thierfiguren der verschiedensten Art auf die Haut (Hutchinson I, 418, Lettres édif. I, 645), und diese Malereien erstreckten sich bisweilen über den ganzen Oberkörper (Loskiel 64). In Virginien war es nur ein Schmuck der Weiber (Strachey 66), wogegen es bei den südlicheren Völkern nur den Tapferen als Auszeichnung gestattet gewesen zu sein scheint, wie bei den Natchez (Adair 389, Bossu I, 187), obwohl es auch als Zeichen der Aufnahme eines Fremden in einen anderen Stamm und demnach als nationales Zeichen erwähnt wird (Bossu I, 122). Daß es in alter Zeit in Florida üblich war, erzählen Laudonnière (6) und Coreal (I, 30).

Die Ausstattung der Indianerwohnung war nach unseren Begriffen höchst ärmlich. Irdene Töpfe von verschiedener Größe und Form, rohe Bänke und einige Teller und Schüsseln von Holz, geflochtene Körbe und Matten, Beutel von Leder und mancherlei Thierfelle waren meist der ganze Hausrath. Das Irdengeschirr wurde aus freier Hand gemacht, seltener über hölzerne Formen gezogen oder in geflochtenen Körben geformt und später gebrannt (Hunter 289); glasirt wurde es nicht, bei manchen Völkern aber einige Zeit in den Rauch gehängt (Adair 425). Das beste Geschirr der Irokesen war das schwarze, von großer Festigkeit und ziemlich guter Politur; das gewöhnliche wurde aus einer Mischung von Thon mit pulverisirtem Quarz hergestellt (Morgan 354).

Von den spärlichen Webereien ist vorhin schon die Rede gewese In neuerer Zeit hat besonders Gregg (I, 182) von den herrliche Baumwollenwebereien der Navajos, den wasserdichten Decken die fertigen, und den schönen Federstickereien auf Thierhäuten erzähl Backus (bei Schoolcr. IV, 209) diese Angaben bestätigt, Sim son (a, 78) dagegen ihre Richtigkeit bezweifelt, obwohl mit Unrecht Sie lösen die Wollenstoffe welche sie aus Neu Mexico erhalten in ih einzelnen Fäden auf und verweben sie auf's Neue nach ihrem eigen Geschmacke (Möllhausen a, II, 235). Morgan hat seiner genaue Schilderung der technischen Leistungen der Irokesen viele Abbildung ihrer Stickereien mit Wampumperlen an verschiedenen Kleidungsstück (Schurz, leggins, mocassin, Gürtel u. dergl.) beigegeben, welche v sehr feiner und großentheils recht geschmackvoller Arbeit zeugen. D Nadeln deren man sich dabei bediente waren Borsten vom Stach schwein oder spitzige Knochen. Zum Färben standen ihnen alle Farb zu Gebote, und selbst Völker die sich sonst durch Kunstfertigkeiten ni auszeichneten, wie die Dakota, benutzten sowohl vegetabilische als mir ralische Farben (Eisenoxyd) zu diesem Zwecke (Schoolcr. IV, 6

Das Gerben der Häute geschah meist mit dem Gehirn des Reh auch mit Gehirn oder Fett von anderen Thieren, mit Baumrinde od Brei von jungem Mais (Belknap III, 69, Lawson 208), und wird versichert daß die Eingeborenen die Behandlung des Leders bes verstanden als selbst die Weißen in den Vereinigten Staaten, da s das ihrige weniger dehne und der Zerstörung durch die Würmer i geringerem Grade ausgesetzt sei (Hunter 200). Sollte das Fell zubereitet werden daß das Haar desselben geschont blieb, so spannte sie es zunächst im Schatten auf, rieben es mit einer Mischung von fr schem Büffelharn und Thon ein und erhielten es zwei bis drei Tag lang feucht; dann wurde es gereinigt, mit Gehirn eingerieben un ausgewaschen, hierauf ihm mit Kleie eine größere Dichtigkeit gegeber endlich getrocknet und abgekratzt oder durch Hin- und Herziehen übe ein Stück Holz geschmeidigt und im Rauch aufgehängt (ebend. 287) In neuerer Zeit fertigten die Navajos besonders gute Lederarbeite (Gregg a. a. O., Davis 411), Sättel und Zäume für die Pferde Beinkleider u. s. f. Sonst waren die Sättel meist von Holz und wu den nur mit einer Decke belegt, worunter die Thiere oft stark gelitte haben mögen.

Werkzeuge von Metall fehlten in den nördlichen Ländern gänzlich (Hutchinson I, 413, Memoirs H. S. Penns. III, 129), doch soll Hudson solche von Kupfer bei den Manhattans in der Gegend des jetzigen New York gefunden haben (Schoolcr. VI, 100), und Fletcher erzählt (bei Schoolcr. IV, 227) daß die Winebagoe in früherer Zeit Blei schmolzen in Oefen welche in die Erde gegraben wurden und die Form einer umgekehrten Pyramide hatten. Die Eingeborenen von Florida fand Ribault (1562) zwar im Besitze von Gold, Silber, Blei, Kupfer in großer Menge und von vielen Perlen, doch erwähnt er von Werkzeugen nur eine Art von kupfernem Messer bei ihnen, dessen sie sich bedienten um den Schweiß abzukratzen (Works iss. by the Hakluyt Soc. VIII, 104 f.). Auch unter den Athapasken und Knai scheinen nur die Atnah am Kupferfluß sich auf die Verarbeitung des Eisens zu verstehen, das sie von den Russen eintauschen (Wrangell 98).

In Folge dieses Mangels blieben die Waffen sehr unvollkommen und es fehlte an schneidenden Werkzeugen. Meisel von Stein und das Feuer* mußten meist das leisten was bei uns die Axt ausführt. Die Messer von Quarz welche die Irokesen hatten (Morgan 358) reichten natürlich nicht weit, sie schnitten damit den Seifenstein und andere nicht zu harte Mineralien; die Figuren welche sie formten, werden gerühmt wegen der Richtigkeit ihrer Proportionen (ebend. 383). Auf welche Weise freilich die steinernen Pfeifenröhre hergestellt wurden die man in Neu Niederland in Gebrauch fand (de Laet III, 11), dürfte schwer zu sagen sein. Auch hier sehen wir uns wieder auf die früher schon gemachte Bemerkung hingewiesen, daß die Künste der Indianer zur Zeit der Ankunft der Europäer bereits in Verfall gerathen waren und nach derselben immer mehr verloren gingen, weil jene durch den europäischen Handel von nun an leicht mit Allem versorgt wurden, was sie selbst nur durch lange fortgesetzte mühselige Arbeit und gleichwohl oft nur in unvollkommener Weise herzustellen vermochten.

Die Kähne der Eingeborenen von Neufundland waren aus Baumrinde und nur 20' lang (de Laet II, 2), doch besuchten sie mit ihnen

* Einen sinnreichen Apparat zum Feueranmachen den die Eingeborenen erfanden um das anstrengende Reiben zweier Hölzer zu vermeiden hat Morgan (381) beschrieben. Er besteht aus einem spitzen Stock mit einem Rade die sich abwechselnd nach links und rechts drehen in Folge der Torsion eines sich aufwickelnden Fadens der an einem Bogen befestigt ist.

alljährlich von Fogo aus das 40—50 miles vom Lande entfernt Funk Island (Cartwright I, 10). Dieselbe Art von Fahrzeuge hatten die Abenaki (Lettres édif. I, 676), die Huronen (Sagard 12 und die Indianer von Neu England, welche jedoch außerdem auch Kähne besaßen die aus einem einzigen großen Fichtenstamm gearbeitet waren, wie es deren auch bei den Cherokee für 15—20 Menschen, in Virginien für 40, und in Florida gab (Hutchinson I, 414, Timberlake 60, Strachey 75, Ribault a. a. O.). Die ersteren waren meist nur klein, sie faßten bei den Abenaki höchstens 6—7 Personen, doch gab es anderwärts deren von 12—40' Länge, die bis 30 Menschen tragen konnten (Morgan 367). Am häufigsten wurden sie aus Birkenrinde gebaut, nicht selten aus einem einzigen Stück, das man über ein Gerippe von Holz zog. Auch Büffelhäute benutzte man in ähnlicher Weise um Kähne zu überziehen (vgl. namentlich Lafitau II, 213). Baumstämme aus denen man Kähne herstellen wollte, wurden mit Feuer ausgehöhlt und dann mit Muschelschalen bearbeitet (Young a, 135). Nägel von Holz oder Metall wurden zum Kanoebau gar nicht verwendet, sondern Alles nur genäht und gebunden mit Cedernbast; zum Kalfatern brauchte man vorzüglich Harze (Näheres bei Kohl I, 43). So schwach diese Fahrzeuge auch waren, gingen doch die Seminolen von Westflorida auf ihnen bis nach den Bahamainseln und Cuba um Handel zu treiben (Bartram 218), und die Indianer von Süd Carolina sollen einst eine Flotte gebaut haben um direct nach England zu handeln, natürlich mit dem unglücklichsten Erfolge (Lawson 11). An Unternehmungsgeist und Geneigtheit zum Handel, die Hudson an den Indianern mit denen er zusammentraf, durchgängig hervorhebt, hat es in alter Zeit überhaupt nicht in dem Maaße gemangelt als sich oft angegeben findet. So zeichneten sich namentlich die Narraganset vor anderen Völkern durch Fleiß und Handelsthätigkeit aus, lieferten ihren Nachbarn Wampum, Schmuck aller Art, Pfeifen und Irdengeschirr und tauschten dafür von ihnen Biber- und andere Felle für die Engländer ein (Potter 8 nach Hutchinson). Ebenso zeugt es für eine rege Betriebsamkeit im Handel, daß in Neu England in älterer Zeit, ebenso wie in Florida von Cabeza de Vaca (541) erzählt wird, selbst während des Krieges der Handel unter den feindlichen Völkern ungestört blieb.

Die Waffen des Indianers bestanden in früherer Zeit nur au

Holz Knochen und scharfen Steinen. Bogen und Pfeil, Lanzen und Keulen, die Streitaxt (Tomahawk) in ihren verschiedenen Formen und das Skalpirmesser waren die hauptsächlichsten. Schutzwaffen, Schilde, Rüstungen von Zeug und von Holz (letztere bei den Irokesen, La Potherie I, 316, aus Zweigen geflochten bei den Huronen, Sagard 206) waren seltener. Hölzerne Schwerter und Schilde werden in Virginien, das Blasrohr bei mehreren Völkern, doch hauptsächlich nur als Kinderwaffe angeführt (Strachey 105, Morgan 379). Die alten Waffen von Stein wurden später durch solche von Eisen verdrängt und durch Flinten, welche den Eingeborenen von Neu England schon in der ersten Zeit der Kolonisation durch Händler, englischer und französischer Seits, zugeführt wurden. Daß diese selten und erst in späterer Zeit gut schießen lernten, hat seinen Grund in der abergläubischen Furcht des Indianers vor dieser neuen und für ihn so geheimnißvollen Waffe, und daß sie die Fabrikation derselben sowie die Bearbeitung des Eisens überhaupt lange Zeit hindurch nicht betrieben, erklärt sich zum Theil aus dem Umstande daß man bemüht war sie vor ihnen verborgen zu halten. Nach Einführung der Feuerwaffen blieben Bogen und Pfeil meist nur noch in den Händen der Kinder. In Neu England fand man um 1620 außer Pfeilspitzen von Hirschhorn, Knochen, Adlerklauen u. dergl. auch solche von Messing in Gebrauch (Elliott I, 63, Drake zu Churche 299), deren Ursprung unbekannt ist. Bei den Chippeway gab es in alter Zeit Leute die sich ausschließlich mit der Verfertigung steinerner Pfeilspitzen beschäftigten (Squier Antiqq. 128 note nach Schoolcraft). Vergiftete Pfeile sollen im Kriege von den Dakota (Keating I, 432) und im 16. Jahrhundert in Florida gebraucht worden sein (Davila Padilla I, 64), bei allen übrigen Völkern wird nichts dieser Art erwähnt, daher man jene beiden Angaben mit einigem Zweifel aufzunehmen hat.

3. Eine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens der Eingeborenen von Nordamerika beginnt am besten von den kleineren Kreisen in denen sich dieses bewegt, von der *Familie* als dem hauptsächlichsten Träger der socialen Beziehungen. Die inneren Verhältnisse derselben sind hauptsächlich durch die Stellung der Frau bedingt, welche bei den Indianern wie bei allen culturlosen Völkern eine untergeordnete und gedrückte, oft selbst eine verachtete ist. Schon als Kind gilt das Mädchen wenig neben dem Knaben, denn dieser wird eines Tages ein großer

Krieger werden. Ist sie herangewachsen, so wird ihr Aufmerksamk und Rücksicht von Seiten des jungen Mannes zutheil der um wirbt, aber auch meist nur so lange die Bewerbung dauert. Ih Schönheit oder Häßlichkeit kommt wenig in Betracht, nur Fleiß u Arbeitskraft werden an der Frau geschätzt, nächstdem ihre Fruchtb keit (Hunter 242). Ist sie unfruchtbar, so sinkt sie ganz zur diene den Magd herab und wird verstoßen. Dieser Gesichtspunkt prägt s deutlich darin aus, daß der Creek sein Weib als „seines Sohnes Mutte bezeichnet und daß in Pennsylvanien in alter Zeit der Mord eines W bes das Kinder zu gebären fähig war, schwerer gebüßt wurde selbst der eines Mannes (Holm in Memoirs H. S. Penns. III, 1 Swan bei Schoolcr. V, 272, Buchanan 328).

Wie jedes Familienglied im Wigwam seinen bestimmten Platz h so sind auch die Arbeiten namentlich zwischen Mann und Frau bestim getheilt. Jenem fallen Krieg und Jagd als Hauptgeschäft zu, die die häuslichen Dinge. Sie baut das Feld, das abzubrennen und roden allein Sache des Mannes ist (bei den Irokesen, La Pothe III, 19), sie erntet die Früchte ab und bereitet die Nahrung, samm und trägt das Holz wie das erlegte Wild aus dem Walde heim. „I Arbeit ist nie fertig", sagt Mrs. Eastman von dem Dakota-Wei „sie macht das Sommer- und das Winterhaus. Für jenes schält im Frühling die Rinde von den Bäumen, für dieses näht sie die R felle zusammen. Sie gerbt die Häute aus denen sie Röcke Schuhe u Gamaschen für ihre Familie zu machen hat, während noch andere S gen auf ihr lasten. Wenn ihr Kind geboren ist, kann sie nicht sich a ruhen und pflegen. Sie muß für ihren Mann das Rudern des Kah übernehmen, Schmerz und Schwäche wollen dabei vergessen sei Von Allem was dem Thätigkeitskreise des Mannes angehört, muß sich streng fern halten, dieß verlangt die Sitte und der Aberglaube: darf bei den Dakota kein Pferd reiten und niemals eines zäun (Schoolcr. III, 230). Trotz der schweren und endlosen Arbeit ihr oft aufgebürdet ist, halten Heckewelder (251) und Hunter (2 ihr Leben für nicht beschwerlicher als das der Männer, außer da sie auch die Feldarbeit zu thun hat und wo Holz und Wild selten s Zur richtigen Würdigung ihres Looses ist vornämlich die Bemerk Mackenzie's beachtenswerth, daß die Sklaverei des Weibes bei Biber-Indianern zum Theil die natürliche Folge der kargen Subsiste

mittel und der großen Anstrengungen ist welche die Jagd von dem Manne verlangt: das Leben des Weibes ist um so härter, je karger die Natur, je häufiger Noth und Elend und je roher überdieß in Folge davon die Menschen sind. Dieß Alles ist in hohem Grade bei den Nordindianern und Cheppewyans der Fall (Hearne 98, 110, 260, West 188), bei denen der Ringkampf ganz gewöhnlich über den Besitz eines Weibes entscheidet und von Achtung der Familienbande daher keine Rede ist: die Behandlung der Weiber ist die roheste und oft wahrhaft grausam (N. Ann. des v. 1852, IV, 327). Merkwürdig ist dabei nur dieß, daß die Frau welche durch den Ringkampf einem Anderen zufällt, immer weint und sich untröstlich zeigt, entweder von Herzen oder weil es der Anstand fordert. In Folge ähnlicher Verhältnisse stehen wohl die Weiber der Hasen- und Hundsrippen-Indianer auf der untersten Stufe der Menschheit (Richardson, Arctic search. exped. 1851). Von diesen und anderen Beispielen der Art abgesehen, läßt sich dem Indianer im Allgemeinen nicht der Vorwurf machen daß er sein Weib mißhandle; er ist dazu zu stolz, hat ein zu großes Gefühl seiner Würde und sieht das andere Geschlecht zu tief unter sich. Mit einem Weibe zu zanken oder es zu schlagen galt für unwürdig des Kriegers und erst der Branntwein hat Excesse dieser Art häufig gemacht (Hunter 38, 256). Als Dienerin bleibt die Frau in der Regel unbeachtet und unberücksichtigt; theilnehmende Sorgfalt für sie von Seiten des Mannes, wie bei den Delaware (Loskiel 76), und eine gewisse Aufopferung ihr zur Liebe kommen vor (Heckewelder 254), doch nur in vereinzelten Beispielen.

Trotz ihrer untergeordneten Stellung haben die Weiber bisweilen doch bedeutenden Einfluß. Dieß ist z. B. bei den Cheppewyans der Fall, hauptsächlich in allen Handelsangelegenheiten (Schoolcr. V, 176, Dunn 108). Die Weiber der Irokesen und einiger anderen Völker hatten sogar eine Stimme über Krieg und Frieden (Rogers), und es mag wohl sein daß in älterer Zeit bei vielen Völkern, wie bei den Natchez, die Weiber in höheren Ehren standen (Nuttall 268), da man Weiber selbst mit der Häuptlingswürde bekleidet fand bei den Narragansett, Sogkonate, Winibeg, Creek (Drake III, 64 ff.); auch bei den Potowatomi wird Aehnliches erwähnt (Atwater 290, andere Beispiele bei Tanner). Daß sie bei den Ojibway am Kriege, den Rathsversammlungen und selbst den Midéfesten theilnehmen (Kohl I, 176)

ist eine sonst wohl nirgends weiter vorkommende Vergünstigung. T
Navajos (spr. Navahos, Bartlett I, 325) behandeln ihre Weib
rücksichtsvoller als sonst bei den Indianern gewöhnlich ist, diese ne
men an den öffentlichen Versammlungen Theil und haben überhau
eine gewisse Selbstständigkeit, weil sie ihre Herden zu eigen besitzen u
daher den Mann verlassen können ohne dadurch elend und hülflos z
werden: die grobe Arbeit wird daher meist nicht von ihnen, sonder
von den Armen und Schutzbedürftigen gethan (Davis 411, Backu
bei Schoolcr. IV, 214, Möllhausen II, 233).

Wie sehr die menschliche Natur überall dieselbe ist, bezeugt d
merkwürdige Umstand, daß trotz der Erniedrigung des Weibes Beispiel
von romantischer Liebe nicht einmal sehr selten sind. Im Lande de
Muskogee giebt es einen Lover's Leap, einen Felsen von dem si
einst zwei verfolgte unglücklich Liebende zusammen herabstürzten i
den Fluß (White 571, 486), und der Mississippi hat seinen Maiden'
rock, an den sich eine ähnliche Sage knüpft (Keating I, 292, Mr
Eastman). Daß sich Mädchen in Folge von unglücklicher Liebe e
hingen, ist oft vorgekommen, und es giebt selbst Beispiele von Selbs
mord bei Männern aus gleichem Grunde (Heckewelder 442, Tanne
I, 288). Auch Liebestränke und andere Geheimmittel dieser Art fe
len nicht: ein gewisses Pulver dem Bilde des Geliebten in der Her
gegend aufgestreut, zieht nach dem Glauben der Chippeway-Mädche
dessen Liebe herbei (Keating II, 159). Selbstmord, den manchm
schon ein geringer ehelicher Zwist veranlaßt, ist bei den Weibern häu
figer als bei den Männern, welche sich bisweilen aus Neid gegen de
Ruhm eines Rivalen umbringen, und gilt zwar für thöricht, do
nicht für sittlich verwerflich (ebend. 168). Nach Bossu (II, 50) blie
der Selbstmörder im südlichen Alabama unbegraben und würde al
Feigling verachtet. Bei den Cherokee war Selbstmord aus Kumm
über die Entstellung durch die Blattern (1738) sehr häufig (Adai
232). Schwere Unglücksfälle oder Verluste, auch Liebesgram od
Eifersucht führen zu ihm: ein Weib begrub sich einst mit ihren Ki
dern in den Fällen des Mississippi von S. Anthony, da ihr Mann e
zweites nahm (ebend. I, 310). Das berühmte Beispiel einer südam
rikanischen Indianerin, die sich auf dem Grabe ihres Geliebten um
brachte um nicht in die Hand der Spanier zu fallen (Guevara II, 1
ist von del Barco Centenera (Argentina, Canto XII) au

führlich besungen worden. Bei den Knisteno geschieht es öfter daß das Weib auf dem Grabe des Mannes sich selbst opfert (Mackenzie, Dunn 94), bisweilen werden aber auch Mädchen bei ihnen von ihren Eltern selbst umgebracht um sie dem elenden Loose zu entziehen das ihrer im Leben wartet (Mackenzie). In Neu Caledonien geben sich Weiber nicht selten selbst den Tod in Folge schwerer Krankheiten und der Ueberbürdung mit Arbeit (Cox II, 331).

Im Allgemeinen ist es Regel daß die Eltern die Ehe ihrer Kinder beschließen und daß diese auch ohne vorausgegangene nähere Bekanntschaft sie willig eingehen, weil sie sich leicht wieder auflösen läßt (Tanner I, 234). Bei den Irokesen wie bei den Ojibway und anderen Algonkinvölkern waren es hauptsächlich die Mütter welche die Ehen stifteten. Die unverheiratheten jungen Männer hatten bei den ersteren fast gar keinen Verkehr mit den Mädchen und durften öffentlich nicht einmal mit ihnen reden, obwohl troß dieses äußeren Anstandes Ausschweifungen nicht selten gewesen sein sollen; der junge Mann von 25 Jahren erhielt bei ihnen oft eine ältere Frau zugetheilt als er selbst war, der alte Wittwer dagegen wählte sich ein junges Mädchen. Die Braut brachte ihrer künftigen Schwiegermutter ein Paar Maiskuchen, die sie für ihren Verlobten gebacken hatte, und erhielt von ihr ein Stück Wildpret dagegen. Nach anderen Angaben mußte sie auch Holz in's Haus des Bräutigam's schaffen, und die Ehe wurde einfach damit geschlossen, daß sich der junge Mann neben dem Mädchen in der Wohnung niedersetzte (Lettres édif. I, 649, La Potherie III, 13, Morgan 320, 323). Die Ojibway pflegten die jungen Leute zur Ehe nicht zu zwingen und es kamen bei ihnen bisweilen auch Heirathen gegen den Willen der Eltern vor, wie auch bei den Potowatomi bei denen sich ein junges Paar durch Davonlaufen der elterlichen Strenge entzog, namentlich in neuerer Zeit, da die alten Sitten mehr und mehr abkamen (Keating II, 154, I, 110). War zwar die Ehe meist ein bloßer Kaufcontract unter den Eltern, so verhielt es sich doch anders unter den jungen Leuten selbst. Wer um ein Mädchen werben wollte, strebte sich auszuzeichnen und schickte seine beste Jagdbeute dem Mädchen, das ihm, wenn es ihm wohlwollte, davon ein Stück gekocht mit kleinen Liebesgaben zurücksandte; um den berühmten Krieger warben dagegen vielmehr die Mädchen, bei den Osagen durch Darbieten einer Maisähre, ohne sich dadurch etwas

zu vergeben (Hunter 83, 236), und die Ehe selbst wurde meist nur dadurch geschlossen, daß bei einem Feste das man veranstaltete, beide Theile ihren Willen als Mann und Frau zu leben öffentlich erklärten und man ihnen mit gemeinsamen Kräften eine Hütte bauete (ebend. 239). Die Creek hatten verschiedene Arten der Eheschließung. Die strengere Weise hatte zur Folge daß die geringste Freiheit die sich der Mann oder die Frau später nahm, als Ehebruch angesehen und mit Spießruthenlaufen gestraft wurde; sie bestand darin, daß der Mann der Geliebten etwas Fett von einem selbst erlegten Bären schickte, ihr das Feld behacken und namentlich Bohnen pflanzen half, die mit den neben sie gesteckten Stangen das Sinnbild inniger Vereinigung und Gebundenheit darstellten (Swan bei Schoolcr. V, 269). An der Grenze von Canada pflegten die Brautleute einen 4' langen Stock an den Enden zu fassen, so daß sie durch ihn zuerst noch voneinander getrennt waren; ein älterer Mann hielt dann eine Rede und zerbrach den Stock in so viele Stücke als Zeugen gegenwärtig waren, welche diese Stücke sorgfältig aufzubewahren hatten. Bei den Naudowessie (Sioux) wurde die Ehe durch Abschießen von Pfeilen über die Köpfe der Brautleute geschlossen, was durch die Verwandten geschah, welche als Zeugen dabei anwesend waren; der Mann mußte ein Jahr lang bei seinen Schwiegereltern dienen (Jones I, 171). Bei mehreren Algonkinvölkern dauerte diese Abhängigkeit überhaupt solange als keine Kinder da waren, der neue Haushalt blieb mit dem älteren völlig vereinigt (La Potherie I, 126, Morse App. 134). Das umgekehrte Verhältniß trat bei den Kansas und Osagen ein: sobald die älteste Tochter heirathete, gebot sie über den ganzen elterlichen Haushalt, selbst über Mutter und Schwestern, welche letzteren gewöhnlich (wie auch bei den Omaha) an ihren Mann zugleich mitverheirathet wurden, und die Schwiegereltern geriethen oft in eine völlige Dienstbarkeit beim Schwiegersohne (Say bei James I, 123 f., 230, Gregg II, 189). Außerdem fordert die Sitte der Dakota Assineboin und Omaha daß Schwiegereltern und Schwiegerkinder einander nicht ansehen noch anreden; sie bedecken sich voreinander den Kopf und die letzteren bewohnen in der Hütte jener einen besonderen abgetheilten Raum, der Name des Schwiegervaters darf nicht ausgesprochen werden, und selbst Onkel und Tanten der Neuvermählten haben dieselbe Zurückhaltung zu beobachten (Tanner I, 309, Say bei James I

n Mandan herrscht eine ähnliche abergläubische Scheu der
atter vor dem Schwiegersohne (Pr. Max. c, II, 132), auch
Völkern war diese Sitte in alter Zeit nicht fremd (Ca-
aca 528).
)t und schnell die Ehe eingegangen wird — bei den Na-
bloßes Zusammenessen von Maisbrei aus einem Gefäße
)) — so leicht wird sie auch wieder gelöst, um so mehr als
Völkern ursprünglich nicht auf Lebenszeit, sondern nur
r oder auf noch kürzere Zeit geschlossen zu werden pflegt:
onen, deren Leben freilich vorzugsweise vor wie nach der
ng sehr ausschweifend gewesen sein soll, gab es Ehen auf
inige Tage (Sagard 160 f., 165, 188), und in Neu
urden Leute die zusammenlebten, erst später durch den
immer miteinander verbunden, wenn sie sich gegenseitig
umbull I, 38 nach Hutchinson). In Virginien waren
nge welche beliebig viele Weiber hatten, nur an die erste
nd, an die übrigen aber erst dann gebunden, wenn sie mit
r als ein Jahr gelebt hatten (Strachey 110). Bei den
auerte die Ehe ein Jahr, pflegte aber, wenn Kinder aus
gen waren, regelmäßig erneuert zu werden (Bartram).
auf Zeit gab es meist bei den südlichen Völkern (Adair
de bei den Creek die Ehe nach einem Jahre getrennt, so
nderweitige Verheirathung nicht vor dem nächsten Ernte-
t, das die Bedeutung einer allgemeinen Reinigung von
e (Swan bei Schoolcr. V, 272). Die Scheidung, welche
ninolen stets „eine gerichtliche Untersuchung und einen öf-
rtheilsspruch" erfordert haben soll (Bartram 112), war
ganz in den Willen des Mannes gestellt; nur bei einigen
int sie auch dem Weibe freigestanden zu haben. Abneigung,
von höheren Geistern eingegeben glaubt, ist schon hinrei-
he zu lösen, doch behält die Frau ihre Hütte, meist auch
, und sucht sich weiter zu verheirathen; indessen tritt nicht
dung ein, wenn mehrere Kinder vorhanden sind (Hunter
ruchtbarkeit von manchen Völkern als Beweis der Untreue
her Fehlgeburten, von andern als Unglück betrachtet, hat
Verstoßung zur Folge (de Laet II, 11, Keating I, 131,
Gänzliche Unfruchtbarkeit soll indessen äußerst selten sein,

häufig dagegen künstliche Fehlgeburten bei Verheiratheten wie bei Unverheiratheten, denn meist werden nicht mehr als 3 — 4 Kinder aufgezogen (Hunter 195); doch scheint Kindermord, abgesehen von einzelnen Fällen der Eifersucht und der materiellen Noth, nur bei einigen gesunkenen Völkern in größerer Ausbreitung vorzukommen.

In Neu England war selbst zwischen Bruder und Schwester in der königlichen Familie die Ehe möglich, wenn sonst kein ebenbürtiger Gatte zu finden war (Potter 171 nach Hutchinson); der Cherokee durfte Mutter und Tochter zusammenheirathen, mußte aber sonst die verbotenen Verwandtschaftsgrade beobachten (Adair 190), deren Vernachlässigung in Nord Carolina mit dem Feuertode gestraft wurde (Lawson 186). Bei den Omaha wurde selbst entfernte Verwandtschaft zu einem Ehehinderniß (Say bei James I, 234), und bei vielen Völkern bestand in alter Zeit die feste Sitte, welche wir noch näher erläutern werden, immer nur in einen fremden Stamm zu heirathen (Cabeza de Vaca 531, Loskiel 72 u. A.). Sie herrscht auch bei den Kenai Atnah und Koluschen, welche sich in verschiedene Stämme oder Geschlechter theilen, deren jedes nur in das andere heirathen darf, während die Kinder stets zum Stamme der Mutter gezählt werden (Wrangell 104), und die nächsten Erben eines jeden seine Schwesterkinder sind.

Hierin begegnen wir einer Ansicht von den verwandtschaftlichen Verhältnissen die in Nordamerika allgemein verbreitet, der bei uns geltenden aber gerade entgegengesetzt, und besonders befremdend auch wegen der tiefen Stellung ist die dem Weibe sonst zugewiesen wird, denn trotz derselben gelten nur Verwandtschaften in weiblicher Linie für wirkliche Verwandtschaften; überdieß gab es, man weiß nicht ob bei allen, jedenfalls aber bei vielen Völkern, keinen Unterschied zwischen Seitenverwandten und Verwandten in auf- oder absteigender Linie: die Schwestern und Brüder der Mutter hießen Mütter und Väter, die Söhne und Töchter der Mutterschwester hießen Geschwister u. s. f., wodurch das Zerfallen der Familie in collaterale Zweige verhindert und ein weit engerer Zusammenhalt der kleineren Kreise zu einer großen Familie begründet wurde als dieß bei uns der Fall ist. Jedes Irokesenvolk war in acht Geschlechter getheilt welche durch ihre Marke (Totem bei den Algonkin) bezeichnet waren: Wolf, Bär, Biber, Schildkröte; Reh, Schnepfe, Reiher, Falke, von denen Bär und Reh

die ursprünglichen gewesen sein sollen.* Die gleichnamigen Geschlechter der einzelnen Völker betrachteten sich als Brüder, waren wirklich blutsverwandt und hierauf beruhte die Festigkeit dieses Völkerbundes hauptsächlich. In alter Zeit konnten die ersten vier Geschlechter nur in die letzten vier heirathen und umgekehrt, später mußten Mann und Frau wenigstens immer verschiedenen Geschlechtern angehören, die Kinder wurden immer zu dem Geschlechte der Mutter gerechnet und demgemäß alles Eigenthum und alle Würden und Rechte nur in weiblicher Linie vererbt (Morgan 79 ff.). Hier und da hat allerdings die Macht des Herrschers das Recht durchbrochen das in der entwickelten Ansicht von den Verwandtschaftsverhältnissen wurzelte, aber diese Ansicht selbst scheint im Princip überall gleich festgestanden zu haben. Wie bei den Irokesen gehörten auch bei den Cherokee und den Völkern von Nord Carolina die Kinder der Mutter und folgten ihr im Falle der Scheidung (Colden I, 13, Timberlake 66, Lawson 185). Wo die Herrscherwürde erblich war, konnte sie nicht vom Vater auf den Sohn übergehen, sondern nur von der Mutter, die dem Königsgeschlechte angehören mußte: daher hören wir vielfach, daß der Schwestersohn succedirte (bei den Huronen, Attakapa, Cherokee, in Nord Carolina und anderwärts, Rogers 280, Bossu bei Fabri II, 186, Lawson 195), was höchst wahrscheinlich so zu verstehen ist, daß diese Erbfolge insbesondere dann eintrat, wenn der Herrscher ältere Schwestern hatte, die selbst zwar nicht zur Regierung gelangen konnten, ihre Ansprüche aber auf ihre Söhne vererbten; nur wenn Schwestern nicht vorhanden oder ohne männliche Nachkommen waren, konnte hier und da (wie es scheint) ausnahmsweise der älteste Sohn des Herrschers unmittelbar an dessen Stelle treten, wie dieß wohl zu unbedingt Trumbull (I, 40) als Sitte in Neu England angiebt. Dieselbe Weise der Succession fand in Süd Carolina statt und in Virginien, wo den Brüdern (d. h. den Söhnen derselben Mutter, ohne Rücksicht auf den Vater) und nächst diesen den Schwestern und deren Kindern die Erbfolge zukam (Lawson 51, Strachey 70). Von seinem Vater und dessen Verwandten konnte niemand etwas erben, sondern nur

* Eine Ausnahme machten nur die Oneida und Mohawk, welche bloß die drei Geschlechter des Wolfs, des Bären und der Schildkröte hatten. Nach Colden (I, 1), Lafitau (I, 464) und W. Smith (74) wäre diese Dreitheilung vielmehr allgemein gewesen bei den Irokesen.

von der Mutter, deren Brüdern und Schwestern, der eigenen Schwe-
ster u. s. f. (bei den Huronen nach Sagard 173). Bei den Creek und
Natchez wie bei den Kenaiern bestimmten sich Stand und Rang des
Mannes nur nach der Familie zu welcher seine Mutter gehörte. Es
lag in dieser ganzen Einrichtung eine Art von Entschädigung des Wei-
bes für das Uebergewicht des Mannes das sie oft so schwer empfinden
mußte, und wir möchten in ihr nicht ausschließlich oder auch nur vor-
zugsweise ein tiefes Mißtrauen gegen die eheliche Treue des Weibes
ausgesprochen finden, dem die Abkunft der Kinder von väterlicher Seite
als stets zweifelhaft und nur die von mütterlicher als gewiß gegolten
hätte, sondern der zu Grunde liegende Gedanke scheint vielmehr darin
zu bestehen, daß der Antheil der Mutter an ihrem Kinde weit größer
sei als der des Vaters, daß von jener in die Bildung des Kindes weit
mehr übergehe als von diesem. Schwerlich richtig ist, daß wie Carver
angiebt, das Kind nach der Ansicht der Indianer den Leib von der
Mutter, die Seele vom Vater erhalte und daß man ihm den Namen
der ersteren gebe, weil sie allein mit voller Sicherheit bestimmbar sei.
Unsere Auffassung der Sache, für welche spricht, daß das Kind der
Mutter im Falle der Scheidung folgte und zu ihrem Stamme gerechnet
wurde, scheint ferner durch die in alter Zeit sehr allgemeine Sitte un-
terstützt zu werden daß sich der Mann von seinem Weibe während der
Schwangerschaft und selbst längere Zeit nach derselben, in Florida
zwei Jahre hindurch, fern halten mußte (Holm in Mem. H.S. Penn-
sylv. III, 126, La Potherie III, 16, Cabeza de Vaca 538).
Die gewöhnliche Deutung, daß man die Frau während ihrer Schwan-
gerschaft ebenso als „unrein" angesehen hätte wie dieß für die Dauer
der Menstruation der Fall war, da sie dann in ähnlicher Weise ab-
gesondert in einer Hütte für sich leben mußte und vielen Beschränkun-
gen unterworfen war, ist wohl kaum zu billigen. Es scheint vielmehr
daß sie durch ihre Abgeschiedenheit vor allen störenden Einflüssen be-
wahrt und unter den besonderen Schutz höherer Geister gestellt bleiben
sollte, wie sich zu diesem Zweck auch der Fastende, um sich auf große
Thaten und wichtige Unternehmungen würdig vorzubereiten, in die
Einsamkeit des Waldes zurückzog. Wahrscheinlich glaubte man von
der Enthaltsamkeit das Gedeihen des Kindes vor und selbst noch nach
seiner Geburt abhängig.

Die Geringschätzung der Weiber, ihre oft leichte Erhaltung u

bloße Benutzung als Arbeitskraft, ihr frühes Altern in Folge von angestrengter Arbeit, ihre durch Kriege zeitweise herbeigeführte Ueberzahl sind überall die Hauptmotive zur Polygamie. Diese war durchgängig in Nordamerika erlaubt, beschränkte sich aber der Natur der Sache nach meist auf die Häuptlinge und berühmten Krieger, bei den Natchez auf die Adeligen, die eine Hauptfrau und mehrere Nebenweiber hatten (Hunter 243, Garcilasso Hist. de la conq. I, 1, 4, Lettres édif. I, 760). Mehrere Frauen zu haben ohne sie ernähren zu können galt für schimpflich. Wo sich angegeben findet daß keine Vielweiberei stattfand (bei Irokesen und Apachen, Lafitau I, 555, W. Smith 80, Pfefferkorn I, 388) ist Scheidung häufig und willkürlich, so daß ein Wechsel der Weiber an die Stelle der Polygamie tritt; indessen versichert Morgan (324) daß Scheidung in alter Zeit bei den Irokesen schimpflich gewesen sei. Bei manchen Völkern beschränkt sich die Polygamie, wie schon erwähnt, fast ganz auf den Gebrauch daß der Mann mit seiner Frau zugleich auch deren Schwestern zur Ehe erhält, was sich auch insofern empfehlen mochte als darin eine größere Bürgschaft für die Einigkeit der Weiber untereinander zu liegen schien. Für diese wurde außerdem auch dadurch gesorgt, daß jede derselben in einer besonderen Hütte wohnte, oder bei den Völkern deren Häuser für mehrere Familien eingerichtet waren, doch ihr besonderes Feuer hatte (Osagen, Morse App. 219, 227). Häusliche Zwiste, die von dem Manne in sehr kategorischer Weise beigelegt zu werden pflegten, kamen überhaupt nur selten vor.

Bei vielen Völkern soll in früherer Zeit die Sitte bestanden haben, daß die Ehe im Laufe des ersten Jahres nicht vollzogen wurde (Lafitau I, 574), und die Heirath selbst geschah erst in reiferem Alter als späterhin gewöhnlich war, nicht vor dem 20. Jahre und nach vollbrachten Kriegsthaten (Hunter 232). Die Weiber waren in hohem Grade abgehärtet, und besonders bei den nomadisch lebenden Völkern, wie den Dakota und andern, war die Geburt eines Kindes ein Ereigniß durch das die Frau kaum auf kurze Zeit von ihren sonstigen Arbeiten entbunden wurde. Unmittelbar nach der Geburt, bei welcher sie die Dienste einer Hebamme, bisweilen auch den Beistand eines Mannes erhielt, nahm sie selbst nebst dem Kinde ein kaltes Bad und begab sich dann mit diesem beladen wieder an die Arbeit oder auf die Reise; minder hart als die Dakota-Weiber waren die der Potowatomi in

dieser Hinsicht (Keating I, 434, 130). Beim Gebären zu schreien galt für schimpflich (La Potherie III, 21) und hatte, glaubte man die Folge daß aus dem Kinde nur ein Feigling wurde.

Bei dem harten Loose des Weibes ist es erfreulich einiger Einrichtungen zu gedenken die dasselbe etwas zu mildern und seiner Hülflosigkeit einigen Schutz angedeihen zu lassen bestimmt waren. Dahin gehört die schon erwähnte gleichzeitige Versorgung der Schwestern mit der Heirath der einen von ihnen; bei den Knisteno hatte der Wittwer die Pflicht die Schwester seiner verstorbenen Frau zur Ehe zu nehmen (Dunn 93); bei den Ojibway und Omaha wurde die Wittwe nach überstandenem Trauerjahre das sie fern von Männern — bei den Potowatomi selbst in Unreinlichkeit, ungewaschen und ungekämmt (de Smet 294) — zubringen mußte, die Frau ihres Schwagers, welcher für die Kinder seines verstorbenen Bruders zu sorgen hatte (Keating II, 165, Say bei James I, 243). Auch anderwärts war es die Pflicht der Freunde des verstorbenen Mannes für dessen Wittwe zu sorgen, wenn sie innerhalb eines Jahres keine Gelegenheit fand sich wieder zu verheirathen (Loskiel 83); nur bei den Irokesen soll der Wittwe eine zweite Ehe verboten gewesen sein (Backus bei Schoolcr. VI, 57), und in Nord Carolina stand der Wiederverheirathung bisweilen wenigstens die Schwierigkeit entgegen, daß der zweite Mann die Schulden des ersten zu bezahlen verbunden war, während an die Frau, für deren Lebensunterhalt übrigens gesorgt wurde, kein Anspruch dieser Art gemacht werden konnte (Lawson 179, 187). Meist kehrt die Wittwe wie die geschiedene Frau zu ihren Eltern zurück. Waisen werden in anderen Familien adoptirt, wozu es nie an Bereitwilligkeit fehlt, für die Armen und Kranken haben die Verwandten zu sorgen (Hunter 251). Ist ein Mann im Kriege gefallen, so fleht seine Wittwe um Rache für ihn; wer sie ihr zusagt, ist dadurch mit ihr verlobt und nimmt den Namen des Gefallenen an. Man glaubt in diesem Falle daß sie für ihren früheren Mann desto größere Liebe beweise, je früher sie sich wieder verheirathet. Um ihre Familie aufrecht zu halten wählt sie wohl auch einen der Kriegsgefangenen (ebend. 287, 249). Bei den südöstlichen Völkern mußte die Wittwe, wenn nicht der Bruder ihres Mannes sie zur Ehe nahm, bei Strafe des Ehebruchs drei oder selbst vier Jahre ganz eingezogen und abgeschlossen der Trauer leben (Adair 186 ff.).

Die tiefe, zum Theil selbst verachtete Stellung des weiblichen Ge-
schlechtes brachte vieles Entwürdigende für dasselbe mit sich. Wun-
dert man sich weniger darüber daß die rohen Nordindianer, die ihre
Töchter sorgfältig hüten und deren Eifersucht nicht selten zum Morde
des untreuen Weibes führt, bisweilen in Weibergemeinschaft leben,
bei welcher sich der Ueberlebende zur Versorgung der Kinder des Tod-
ten verpflichtet (Hearne 112, 128, 260), so ist dagegen auffallen-
d, daß schon in älterer Zeit das Anbieten von Weibern und Mädchen
bei vielen Völkern zur Gastfreundschaft zu gehören schien (Carver,
Virginien nach Strachey 79, bei den Knisteno nach Macken-
zie). Bei den Osagen geschah dieß nur mit den Nebenweibern; die
Assineboin pflegen sich ein Geschenk dafür auszubedingen, wogegen den
Chippeway diese Unsitte fremd ist (Featherstonaugh 290, West
ff., 53), und sich die Sioux in dieser Hinsicht ebenfalls vortheilhaft
von den Mandan und Riccara unterscheiden (Perrin du Lac II, 34).
Auch daß bei Festen das Weib einem Anderen überlassen wird um dessen
Gunst zu gewinnen, ist sehr gewöhnlich (Pr. Maximilian), und den
Verkauf an einen Andern mußte es sich in Nord Carolina gefallen
lassen (Lawson 187). Die Prostitution der Weiber und Mädchen
aus Gewinnsucht hat jedenfalls erst in neuerer Zeit unter dem Einflusse
der Weißen in hohem Grade zugenommen. Indessen ist nicht zu leug-
nen daß schon in älterer Zeit die Mädchen bei mehreren Völkern ein
ausschweifendes Leben führten ohne daß dieß Anstoß erregte, was sich
natürlich im Laufe der Zeit nicht gebessert hat, wogegen nur die Frauen
als gebunden betrachtet wurden, denn sie waren Eigenthum des Man-
nes und durchaus von diesem abhängig (Cartier bei Ramusio
ed. Venet. 1606, III, 382, Champlain I, 294, de Laet II, 11,
Bossu II, 18, Lawson 34 und 187, Swan bei Schoolcr. V,
272). In Süd Carolina bei den Waxsaw gab es öffentliche Mädchen,
von denen der Herrscher ein Einkommen bezog; sie waren am Schnitte
des Haares kenntlich und trieben Handelsgeschäfte (Lawson a. a. O.).
Dagegen liegt auch eine Reihe unzweifelhafter günstiger Zeugnisse aus
älterer und neuerer Zeit vor. Die roheren Völker von Neu Caledo-
nien freilich und die Knisteno, welche auf Keuschheit überhaupt nicht
viel halten, obwohl sie nicht ohne Erlaubniß des Mannes verletzt wer-
den darf, und keinen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kin-
dern machen (Dunn 92, Schoolcr. V, 116, Cox II, 331), treiben die

Prostitution der Mädchen in großem Umfange; die Ojibway setzten aber noch in neuerer Zeit einen hohen Werth auf die Sittsamkeit des anderen Geschlechtes, welche bei den Kansas und Omaha eine natürliche Folge davon war, daß weder ein Häuptling noch ein tüchtiger Jäger ein gefallenes Mädchen zur Frau genommen haben würde (Keating II, 165, Say bei James I, 128). Die Potowatomi sind zwar obscön in Worten, was ihnen als Witz gilt, aber selten oder nie in Handlungen (Keating I, 118); auch bei den Sauk verfallen Unzucht und Ehebruch der Verachtung und Schande (ebend. I, 225 ff.). Daß die Mädchen bei den Irokesen ausschweifend lebten, hat Lafitau (I, 584) für die ältere Zeit gegen Lahontan und das Zeugniß der Lettres édifiantes entschieden in Abrede gestellt, ebenso wie für die neuern Heriot (339) in dieser Rücksicht mit Backus (bei Schoolcr. VI, 57) im Widerspruch steht. Es mag sich verhalten haben wie in Neu England, wo es neben sehr züchtigen Weibern auch ausschweifende, obwohl nicht in Ueberzahl gab (Young a, 364). Hudson fand an dem Flusse seines Namens die Weiber sehr sittsam und zurückhaltend (Collect. N. Y. H. Soc. I) und Ribault spricht sich ebenso über die von Florida aus (Works iss. by the Hakluyt Soc. VIII, 100). Galt doch bei den Muskogee schon die Frau für eine Ehebrecherin die einem Manne zu trinken gab ohne sich einige Schritte zu entfernen (Adair 143). Hunter (233) erzählt daß bei vielen Völkern die jungen Leute beider Geschlechter in demselben Hause schlafen, ohne daß Ausschweifungen davon die Folge seien, obwohl die Verführung dadurch allerdings erleichtert werde: den Verführer treffe in solchem Falle größere Verachtung als das Mädchen, das später oft noch Gelegenheit finde sich zu verheirathen.

Leidenschaftliche Eifersucht ist beim Indianer nicht selten; dabei wird Ehebruch oft mit groben Verstümmelungen am Weibe gestraft, durch Abreißen der Nase, was auch sonst im Streite vorkommt, häufig auch nur durch die beschimpfende Strafe des Kahlscherens oder des Auspeitschens (Pr. Max. c, I, 572, Tanner II, 34, Pfefferkorn I, 388, Garcilasso a. a. O. II, 1, 13, Morgan 330). Die Verführung eines Weibes gab nach der Sage die Veranlassung daß die Assineboin von den Dakota sich trennen mußten und sich mit ihnen verfeindeten (Keating I, 405). In Süd und Nord Carolina dagegen wurde Ehebruch leicht mit Geschenken gesühnt und an der Frau

wöhnlich nicht weiter bestraft (Lawson 34, 188); überhaupt forderte das Sittengesetz der Indianer meist nur daß die Ehe vom Weibe nicht ohne Erlaubniß des Mannes gebrochen werde, was in Virginien als ein seltener Fall bezeichnet wird (de Laet III, 18). Nicht oft kam es vor daß auch der Verführer des fremden Weibes gestraft wurde, wie in Alabama, wo man ihn schlug, ihm den Kopf kahl schor und mit dem Weibe zusammen fortjagte (Bossu II, 22), und bei den Muskogee, die ihn körperlich züchtigten und ihm die Ohren abschnitten, während das Weib ihr Haar und im Wiederholungsfalle Ohren, Lippen oder Nase verlor (Adair 143).

Unnatürliche Laster, eine häufige und ohne Zweifel die traurigste Folge der Polygamie, fehlen auch in Nordamerika nicht, und man hat sogar behauptet daß sie bei allen Völkern vorkämen (Tanner I, 206, Perrin du Lac II, 35). Wo dieß nicht der Fall war, ließ es sich leicht constatiren, da man überall wo sich Männer als Weiber gekleidet fanden und alle sonst den Weibern zukommenden Geschäfte verrichteten, mit einiger Sicherheit darauf schließen durfte. Dieß wird sehr häufig erwähnt (Hennepin 220, Marquette 53, La Salle in Collect. N.Y. H. S. II, 237 bei den Illinois, Bossu II, 101 bei den Chokta, Cabeza de Vaca 538 und Coreal I, 33 in Florida überhaupt, Pr. Max. c, II, 132 bei den Mandan u. a., Lafitau I, 52), und Marquette fügt merkwürdiger Weise hinzu, daß die Männer in Weiberkleidern bei den Illinois in besonderem Ansehen gestanden hätten. Unter den Osagen, heißt es bei Mc Coy (360), sind einzelne Männer in Weiberkleidern, bei den Kansas kommt dieses Laster bisweilen vor (Say bei James I, 129), bei den Dakota ist es selten und verachtet (Keating I, 436), in Nord Carolina ist es unbekannt (Lawson 186): es scheint demnach daß ihm keine große Verbreitung zukam und daß es hauptsächlich nur deshalb so häufig erwähnt wird, weil es sich im Aeußeren schon durch die Kleidung kund gab. Ein gewisser Zusammenhang desselben mit den abergläubischen Vorstellungen der Indianer wird dadurch angedeutet, daß ein Sauk erzählte, wem der Mond, die böse Gottheit, im Traum erscheine, der ziehe Weiberkleider an und diene als Weib (Keating I, 216), und J. Irving (I, 194) theilt eine Geschichte mit, nach welcher ein gefeierter Krieger einem Traume gehorchend Weiberkleider anlegte, obgleich ihm dieß allgemeine Verachtung zuzog.

Die Liebe der Indianer zu ihren Kindern ist so zärtlich und innig als sie sein kann. Tritt Hungersnoth ein, so erhalten die letzteren stets das Meiste und Beste (West 125), und es werden viele Beispiele der Aufopferung für sie erzählt, von Vätern die den in Gefangenschaft gerathenen und mit dem Tode bedrohten Sohn dadurch retteten, daß sie für ihn eintraten und ihr eigenes Leben für ihn hingaben (Domenech im Ausland 1858, p. 939, Bossu I, 194), von Müttern die für ihre Kinder sich in jede Gefahr stürzten (Say bei James I, 244) Auch daß sich Weiber für ihre Männer aufopferten, für Weiße oder Eingeborene, wird mehrfach mitgetheilt. Ellis (204) erzählt einen Fall in welchem sich beide Eltern miteinander stritten wer von ihnen ihrem Kinde entbehrlicher sei, als der sinkende Kahn nur noch eines von beiden zu tragen vermochte — jedes von ihnen wollte das Opfer sein. Die Zärtlichkeit der Indianer erstreckt sich nicht bloß auf ihre eigenen Kinder, sondern sie sind überhaupt nachsichtig und liebevoll gegen diese.

Einst kamen Indianer nach Quebec und sahen dort einen französischen Knaben trommeln. Einer von ihnen ging nahe hinzu um zuzusehen und erhielt von dem Knaben einen Trommelschlag ins Gesicht so daß Blut floß. Den höchst aufgebrachten Indianern Genugthuung zu geben sollte der Thäter gezüchtigt werden; als man aber damit Ernst machte, baten sie selbst für ihn seiner Jugend wegen, und da man dennoch nicht abließ, zog einer sein Kleid aus und deckte den Knaben mit den Worten: „Schlagt mich wenn ihr wollt, aber nur nicht den Knaben“ (Le Jeune, Hist. de la N. France 1633, p. 1[illegible]

In dem Kriege zwischen den Fuchsindianern und Chippeways im 17. Jahrhundert gerieth der Sohn eines berühmten alten Chippeway Häuptlings, Bi-aus-wah, in die Gewalt der ersteren, während der Vater von seinem Wigwam abwesend war. Als er nach Hause kam, hörte der alte Mann die traurige Nachricht und da er das Schicksal kannte das seinen Sohn treffen würde, folgte er der Spur der Feinde allein und erreichte ihr Dorf als sie gerade das Feuer anmachten um den Gefangenen lebendig zu braten. Kühn trat er mitten unter sie und bot sich selbst statt seines Sohnes an. „Mein Sohn“, sprach er, „hat erst wenige Winter gesehen, seine Füße haben den Kriegspfad noch nicht betreten, aber das Haar meines Hauptes ist weiß, ich habe viele Skalpe über den Gräbern meiner Verwandten aufgehängt, sie waren von den Köpfen eurer Krieger genommen: macht das Feuer um mich her [illegible]

und laßt meinen Sohn nach Hause zurückkehren." Das Anerbieten wurde angenommen und der alte Mann, ohne daß er einen Seufzer ausgestoßen hätte, an dem Pfahle verbrannt (Schoolcraft).

Ein Indianer vom Stamme der Kennebecks erhielt zur Belohnung für geleistete Dienste Land und siedelte sich in einer neuen Stadt an unter den Weißen. Zwar wurde er von diesen nicht schlecht behandelt, aber dem allgemeinen Vorurtheile gemäß zeigte man ihm auch keine Theilnahme. Besonders trat dieß beim Tode seines einzigen Kindes hervor. Kurz darauf ging er zu einigen Bewohnern der Stadt und sagte zu ihnen: „Wenn weißen Mannes Kind sterben, Indianer Mann traurig, er ihn begraben helfen. Wenn mein Kind sterben, Niemand mit mir sprechen, ich machen sein Grab allein. Ich kann nicht leben hier." Er gab seine Farm auf, grub sein Kind wieder aus und nahm es 200 Meilen weit durch die Wälder mit zu den Canada-Indianern (Drake).

Auch arbeitsunfähige und blödsinnige Kinder werden von den Potawatomi wohl verpflegt, es zu unterlassen gilt für schändlich und kommt selten vor (Keating I, 98). Stirbt die Mutter, so wird der Säugling bei den Huronen aufgezogen und die Kinder vergelten diese Liebe durch Unterstützung der Eltern im Alter (Sagard 167, 169). Ueberhaupt sind die Familienbande troß der Polygamie oft fest und innig: der Indianer ist stolz auf eine große Familie (Keating II, 18), und die häufige Adoption eines Fremden an die Stelle eines Verstorbenen, der dann dessen Weib nimmt und so ganz dessen Platz ausfüllt, daß es sogar für ihn als recht gilt seine eigenen Verwandten im Kriege zu erschlagen, wenn er ihnen als Feind begegnet (ebend. I, 8, Mc Coy 137), hat nur den Zweck die Familie vor dem Aussterben sicher zu stellen. Beispiele von Aufopferung der Kinder für die Eltern, des Bruders für den Bruder (Swan bei Schoolcr. IV, 48, Hay bei James I, 254) legen Zeugniß ab von der festen Anhänglichkeit der Familienglieder an einander. Vorzüglich innig war bei den Irokesen die Liebe des Sohnes zur Mutter, bei der er stets eine Hütte und Speise findet (La Potherie I, 358), dagegen pflegt sich der Vater namentlich um die Tochter nur wenig oder gar nicht zu kümmern. Ueberhaupt beweisen die Jüngeren den Aelteren meist große Achtung, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Familie; sie widersprechen ihnen nie, sondern unterwerfen sich stillschweigend ihrer

Führung, selbst in Dingen die sie besser wissen: alte Leute genießen Pflege und Verehrung und werden respectvoll als „Großvater“ und „Großmutter“ angeredet (Heckewelder 114, 117, 270ff.). So will es die alte gute Sitte, die in späterer Zeit freilich vielfach vernachlässigt worden ist. Trotz dieser Pietät ist es kein seltener Fall, daß alte und kranke Leute von ihren Angehörigen mit etwas Nahrung Feuer und Wasser versehen, auf der Wanderung zu der die Noth zwingt, ausgesetzt und ihrem Schicksale überlassen werden, und daß selbst die Todten unbeerdigt bleiben; man scheidet alsdann weinend von den Hülflosen, aber die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung zwingt die übrigen zu dieser Härte (Chepewyans, Nordindianer, Sioux nach Mackenzie, Hearne 187, 280, West a. a. O., Mrs. Eastman). Es geschieht dieß oft mit, seltener wider den Willen der alten Leute, die bisweilen selbst die Ihrigen um den Tod bitten, den zu geben nur den eigenen Angehörigen erlaubt ist, wogegen der Todtschlag eines nicht zur Familie gehörigen Menschen unter solchen Umständen nur im allgemeinen Rathe beschlossen werden kann (Lafitau I, 488). Daß alte hülflose Leute um den Tod als um eine Wohlthat bitten, kommt auch im Süden in Alabama vor (Bossu II, 26), im Westen der Hudsonsbai sollen die Eltern von ihren Kindern es sogar als die Erfüllung einer Pflicht verlangen daß sie sie im Grabe erdrosseln (Ellis 207, Long bei Forster III, 285).

Die kleinen Kinder werden meist auf einem Bret oder einer Art von Wiege befestigt, welche oft hübsch verziert, mit Spielsachen und Amuleten behängt ist und von der Mutter auf allen ihren Wegen und bei allen ihren Geschäften mit herumgetragen wird. Bei den Natchez pflegte man Knaben auf Pantherfelle, Mädchen auf Häute von Büffelkälbern zu legen, damit sie die Gemüthsart dieser Thiere sich aneignen möchten (Adair 420). Bei den Irokesen wurden in älterer Zeit die Kinder, besonders die Töchter, sehr gut von der Mutter erzogen, hauptsächlich durch freundliches Zureden (La Potherie III, 16). Die Zucht war meist äußerst nachsichtig. Harte Schläge galten den meisten für eine Barbarei und scheinen fast nur von den Ojibway und von den Dakota, doch von diesen bloß den Mädchen, nicht den Knaben ertheilt worden zu sein (Keating II, 153, Prescott bei Schoolcraft III, 240), was darin seinen Grund hatte, daß man sich des Ungehorsams und der zügellosen Wildheit der Knaben vielmehr freute, wie

n einen Beweis von selbstständiger Kraft sah. Ging man
o weit, daß Knaben die sich feig gezeigt hatten, zu Hause
ter auf jede Weise gereizt wurden, und daß diese sich gern
n und Stößen des Kindes preisgab in der Hoffnung es
Muth und Kühnheit zu erziehen (Hunter 264). Die
den Kindern am Quälen der Kriegsgefangenen thätigen
nen (Charlevoix), denn sie wünschten ihnen die Ge-
ffes und der Rache und jene unerbittliche Härte gegen den
itig einzuimpfen die den Indianer auszeichnet. Kinder
h man auf dem Schlachtfelde den feindlichen Todten Stücke
n, ihnen Fingerglieder herunterschneiden und sich spielend
Trophäen schmücken (Mrs. Eastman). Die rohen Tak-
hren Kindern sogar einen förmlichen Unterricht in der
, besonders in der Thierquälerei (West 153). Als Stra-
e Kinder erhielten, werden bei den Creek Nadelstiche in's
ı bei Schooler. V, 273), sonst aber nur Schwarzmachen
und damit verbundenes Fasten genannt (Keating I,
orse App. 133); außerdem wirkte noch die Furcht vor
Geiste, der dem Widerspenstigen kein Glück auf der Jagd
je verleihe, als Erziehungsmittel, das die Kinder bestimmte
rtung durch kalte Bäder im Winter und durch Fasten ge-
sen. Wer nicht zeitig aufstehen wollte, wurde mit kaltem
sen.

der lernten spielend die nöthigen Fertigkeiten, die Knaben
die Töchter von der Mutter. Jene übten sich vor Allem
kleiner Thiere, die bei den Irokesen und Chickasaw mit
auf 20—30 Fuß Entfernung von ihnen erlegt wurden
M'Kenney), und man veranstaltete ein großes Fest
dem Knaben gelungen war. Mochte das getödtete Thier
ı, selbst eine Mücke oder ein Floh sein, der Ojibway hegte
re Hoffnungen von seinem Sohne, in je früherem Alter er
Male eine solche That vollbrachte (Keating II, 152).
Vollkommenheit zu bringen mußte sich der Knabe schon
naufhörlich in den erforderlichen Künsten üben: es wird
ß die Kinder der Kräheninndianer schon im dritten Jahre zu
chen (Irving 191). Ein anderes Fest das zu Ehren des
iert wurde, war das Fest der Namengebung (Keating I,

421, II, 151), welche von einem angesehenen älteren Manne den man dazu aufgefordert hatte, vollzogen und mit einer Rede begleitet wurde, die vor Allem die Hoffnung aussprach, daß der große Geist das Kind schütze, es zu einem gewaltigen Jäger und Krieger heranwachsen lasse und dergleichen (Potowatomi u. a., Morse App. 135). Die Namen welche gegeben werden, haben stets eine bestimmte Bedeutung, wie die scherzweise beigelegten Annamen bei uns: „Schlafauge, Rothflügel, großer Donner" u. s. f. Der wahre Name darf bei Vielen aus Gründen des Aberglaubens nicht ausgesprochen werden, bleibt ein sorgfältig bewahrtes Geheimniß und wird schwerlich je gewechselt wie dieß oft mit den vulgären Namen der Fall ist, die zu den großen Thaten oder eigenthümlichen Schicksalen des Mannes in Beziehung stehen.

Am Ausgange der Kindheit steht das Fest der Mannbarkeit und Wehrhaftmachung, das bei manchen Völkern durch mehrmonatliche Ceremonien, Fasten und andere Prüfungen eingeleitet wurde (Jones I, 37). Wenn in Nord Carolina die jungen Männer und selbst die Mädchen 5—6 Wochen lang in ein dunkles Haus eingesperrt wurden wo sie hart fasteten, angeblich um sie gehorsam zu machen und abzuhärten (Lawson 288), so steht dieß ohne Zweifel mit jenem Feste der Einweihung in Verbindung, bei welchem oft sehr schmerzhafte Proben der Standhaftigkeit gefordert wurden. Vor Allem aber ist für den Uebergang des Knaben zum Manne sein „Lebenstraum" von Wichtigkeit, durch den er einen individuellen Schutzgeist erwirbt, welchen er von da an als seine „Medicin" (so haben es die Franzosen genannt) gewöhnlich in Gestalt eines Thierbalges, immer mit sich führt. Zu diesem Zwecke zieht sich der 14—15 jährige Knabe in die Einsamkeit zurück und fastet um besser träumen zu können. Der Traum offenbart ihm seine künftige Bestimmung und sein Lebensschicksal, die höheren Weisungen die er durch ihn erhält, begleiten ihn sein ganzes Leben hindurch (Beispiele solcher Träume bei Kohl). Manche sonderbare Namen erklären sich aus diesen Traumbildern: „Loch im Himmel" war der Name eines Mannes dem sein Schutzgeist durch ein Loch im Himmel erschienen war (Schoolcr. II, 160). Es handelt sich nämlich vor Allem darum, daß dieser sich sehen lasse: es muß das Fasten und Träumen so lange fortgesetzt werden bis ein Thier erscheint. Nach dem Erwachen wird diesem Thiere sogleich nachgespürt und der Balg oder sonst ein Theil des erlegten welchen der Traum besonders bezeichnet

sorgfältig aufbewahrt und stets getragen, denn der Verlust desselben würde die tiefste Verachtung „des Mannes ohne Medicin" von Seiten Anderer und beständiges Unglück im späteren Leben zur Folge haben (Catlin).

4. Der politische Verband des Volkes beruhte in alter Zeit sehr allgemein auf einer Eintheilung in Banden oder Geschlechter, deren jedes durch ein Thier oder einen Körpertheil eines Thieres als Marke bezeichnet war, z.B. Bär, Büffel, Fischotter, Falke u. dergl. Nur ein Fisch oder ein Theil eines Fisches konnte diese Marke nicht sein* so wenig als etwas von diesem zur Kleidung oder zum Schmuck verwendet werden durfte, was wahrscheinlich damit zusammenhängt, daß man sich den bösen Geist vorzüglich als Wassergeist dachte (Kohl II, 145, I, 86 und sonst). Diese Marke hieß bei den Algonkin das Totem. Daß sie wirklich Stammeszeichen war, geht daraus hervor, daß zwischen Leuten von gleichem Totem keine Ehe stattfinden konnte: dieses läßt sich als Familienname betrachten, nur mit dem Unterschiede daß die gleichnamigen Familien bei den Indianern viel größer waren als bei uns, obwohl alle ihre Glieder sich als nahe Blutsverwandte ansahen, und daß der Familienname der Kinder von der Mutter, nicht vom Vater herkam. Daß sich dieß bei den nördlichen Algonkin umgekehrt verhalten habe, wie Parkman (a, I, 10 note) behauptet, ist nicht wahrscheinlich. Wenn ein Einzelner nach seinem Namen gefragt wurde, gab er häufig nur das Totem an; dieses wurde meist mit einem gewissen Familienstolze genannt, es knüpfte sich an dasselbe eine Art von Patriotismus (Carver), der jedoch nur dem Volke als solchem galt welchem der Einzelne angehörte. Wahrscheinlich hatte es ursprünglich eine religiöse Bedeutung: das Thier des Totem war der Schutzgeist der nach ihm benannten Familie, wurde von dieser heilig gehalten und durfte von ihr nicht gejagt werden. Hatten gewisse Thiere doch bei manchen der nordwestlichen Völker sogar eine so hohe Stellung, daß die Abstammung des Menschen und selbst die Schöpfung der Welt auf sie zurückgeführt wurde, so z.B. bei den Atnas, Kenaiern, Koloschen u. a. der Rabe und der Wolf (Wrangell 100, 111, 93, Holmberg 12). In späterer Zeit scheint bei den meisten diese Beziehung auf einen gemeinschaftlichen Stammvater in den Hintergrund

* Dieser Angabe Kohl's widersprechen indessen die Lettres édif. (I, 679), welche eine Bande des Karpfen bei den Ottawa nennen.

getreten und das Bewußtsein der Verwandtschaft die sich auf das Totem gründete, allein übrig geblieben zu sein, wie z. B. bei den Potowatomi (Keating I, 117).

Die Zahl der Familien oder Geschlechter von verschiedenem Totem innerhalb desselben Volkes wechselten von 3 (Delaware, Loskiel 168) und 5 bis zu 8, 10 und selbst 14 (Sauk, Morse App. 132). Zur Bewahrung der Stammbäume, auf welche die Indianer viel hielten, wurden die Zeichen der Totems in Bäume, Ruder, Kähne, Waffen u. dergl. nach der Ordnung eingeschnitten (Wagner u. Sch. II, 337). Diese Eintheilung in Familien bestand überall bei den südlichen Völkern (Charlevoix) — die Choktaw z. B. waren wie die Irokesen in 8 Geschlechter getheilt die zwei große Gruppen bildeten —, ebenso bei den Algonkin- und Irokesenvölkern (Huronen, Copway 69); bei den Sioux hat man sie zwar nicht gefunden, doch wohl nur aus Unachtsamkeit, da bei den verwandten Omaha eine Einrichtung dieser Art erwähnt wird (Say bei James I, 325). Ob eins der Geschlechter, wie Gallatin angiebt, immer vor den übrigen den Vorrang hatte und gleichsam Vorort war, scheint sich nicht mit Sicherheit entscheiden zu lassen. Oertlich waren die Geschlechter natürlich nicht gesondert, sondern in jedem Dorfe wohnten Leute von verschiedenen Familiennamen, Bär, Schildkröte, Wolf, zusammen (Irokesen, Lafitau I, 464; La Potherie III, 29). Daß bei den Huronen jedes Dorf seine besondere Marke gehabt habe (Sagard 348), ist schwerlich richtig.

Die höchste politische Entwickelung haben unter den einheimischen Völkern von Nordamerika die Irokesen erreicht. Die Sage von der Stiftung ihres Bundes (mit anderen Sagen gesammelt bei Schoolcraft, Notes on the Iroquois; Cusic bei Schoolcr. V, 635; Clark, Hist. of Onondaga I) ist in phantastischer Weise mit Erzählungen von Riesen und Ungeheuern verwebt und geht auf den Heros Thannawage, von Späteren meist Hiawatha genannt, zurück, obwohl das Ereigniß selbst keiner früheren Zeit als dem 15. oder 16. Jahrh. anzugehören scheint (Heckewelder 42 nach Pyrläus; Morgan 8). Es knüpft sich an den kleinen Onondaga See im Südosten des Ontario, den gewöhnlichen Versammlungsplatz der souveränen politischen Körperschaft der Irokesen (Morgan 61 f.) Nach der Erzählung eines Onondaga hielt Hiawatha bei der Gründung des Bundes folgende Rede: „Ihr Mohawks sollt das erste Volk sein, weil

ihr kriegerisch und mächtig seid, ihr Oneidas das zweite, weil ihr stets weisen Rath gebt, ihr Onondagas sollt das dritte sein, weil ihr die größte Gabe der Beredtsamkeit besitzt, ihr Senecas das vierte, weil ihr die listigsten Jäger seid, ihr Cayugas das fünfte, weil ihr die Feldarbeit und den Hausbau am besten versteht. Seid einig, ihr fünf Völker, handelt stets nach einem Sinn und kein Feind wird euch unterjochen" (Schoolcr. III, 317). Fast dieselbe Rangordnung der Völker hat Cusic angegeben, nach Heckewelder (106) und Charlevoix (216) dagegen kam der erste Platz vielmehr den Onondagas zu, die Mohawks hießen „der älteste Bruder", die Oneidas „der älteste", die Senecas „der jüngste Sohn." Gallatin bemerkt daß die Oneidas und Cayugas die jüngsten Glieder des Bundes gewesen seien, wie sich aus den Verhandlungen bei Abschließung des Easton-Traktates ergebe. Nach Morgan (96) war die Rangfolge diese: Mohawks, Onondagas, Senecas, Oneidas, Cayugas, und die drei ersten hießen „die Väter", die beiden letzten „die Kinder." Schoolcraft (V, 152) fehlt offenbar wenn er sagt, die Oneidas hätten für eins der jüngsten Glieder gegolten, der Gedanke des Bundes solle aber von ihnen ausgegangen sein. Die Tuscaroras kamen als sechstes Bundesvolk erst 1712/13 hinzu. Die Reste besiegter Völker wurden von den Irokesen stets incorporirt und als gleichberechtigt aufgenommen, doch ohne die Anzahl der Bundesglieder zu vermehren.

Wie dieses Letztere, so war die gesammte Organisation darauf berechnet einen festen Zusammenhalt bei unbegrenzter Vergrößerungsfähigkeit der Gesellschaft zu bewirken. Der Bund war oligarchisch regiert. An seiner Spitze stand eine Versammlung von 50 Häuptlingen (9 Mohawks, 9 Oneidas, 14 Onondagas, 10 Cayugas, 8 Senecas), deren Namen Titel und Würden erblich waren. Sie standen einander gleich an Macht, den höchsten Rang hatten aber die Onondagas zu denen nach Cusic das Oberhaupt des gesammten Bundes gehörte, wogegen der Oberfeldherr ein Mohawk war. In der Versammlung wurden nicht 50, sondern nur 5 Stimmen gezählt: jedes Volk hatte gleich jedem anderen eine Stimme und ein Veto (Morgan 62, 94). Der Bund ruhete auf voller Gleichberechtigung und Unabhängigkeit der einzelnen Völker voneinander in allen eigenen Angelegenheiten derselben; alle aber waren, wie z. B. aus Canassateego's Rede in Lancaster von 1773 hervorgeht (Schoolcr. III, 183), auf's Tiefste davon

durchdrungen, daß ihre Stärke einzig auf ihrer Einigkeit beruhte, u
nur diese Ueberzeugung, verbunden mit einem äußerst lebhaften Eh
gefühl, machten es möglich daß Ehre und Ansehn die einzige Belo
nung, Mißachtung die einzige Strafe von politischer Art war die
bei ihnen gab. Ihre Politik, höchst arglistig gegen die anderen In
dianervölker in älterer Zeit (Heckewelder), war auch gegen die We
ßen immer umsichtig und schlau, und bestand gegen Ende des 17. un
zu Anfang des 18. Jahrh. vorzüglich in dem Bestreben das Gleich
gewicht der Macht zwischen Engländern und Franzosen möglichst z
erhalten (Charlevoix 397, 534).

Die Regierungsform des Bundes gab das Muster ab für die de
einzelnen Völker. Jedes derselben hatte ein Oberhaupt im Friede
und ein zweites für den Krieg (Cusic). Eine Versammlung vo
Häuptlingen stand an der Spitze, deren Würde in der Familie zwa
erblich war, doch so, daß sie durch Wahl zunächst unter den Brüder
und Schwesterkindern, seltener durch Wahl in weiterem Kreise übe
tragen und unter Umständen sogar auch wieder entzogen werde
konnte. Zu jedem Beschlusse sowohl des Bundes als jeder Einzelregi
rung war Einstimmigkeit erforderlich. Diese zu erzielen, waren di
Häuptlinge in mehrere Klassen getheilt, deren jede zuerst für sich all
zu berathen hatte (Morgan 75, 88, 112). Die Beschlüsse der Regi
rung wurden im Geheimen gefaßt und dem Volke in großen öffent
lichen Versammlungen mitgetheilt (Lafitau I, 473 ff., La Potheri
III, 11, 31). Ob letzteres gar keine Stimme in den allgemeinen An
gelegenheiten hatte oder nur zuzustimmen pflegte, wissen wir nich
Daß auch der weibliche Theil der Häuptlingsfamilien einen Einflu
hatte, scheint gewiß, doch schwerlich stimmte er selbst mit; er soll dur
einen gewählten Redner seine Ansicht in den Versammlungen hab
vertreten lassen (Lafitau I, 477, La Potherie III, 30). Welche St
lung die im Journal étranger (1762 Avril p. 124) erwähnten Ho
ouissache-Frauen hatten, wahrscheinlich eine besondere privilegi
Kaste, findet sich nicht näher angegeben. Die Gewalt der regierend
Häuptlinge war so groß, daß sie nicht bloß innerhalb des Volkes
dem sie selbst gehörten, sondern ebenso bei jedem anderen Bunde
volke Gehorsam fanden (Morgan 96). Außer jenen gab es für je
der Banden oder Geschlechter aus denen ein Volk bestand, immer
zwei Häuptlinge welche die Privatstreitigkeiten zu schlichten hatt

(Cusic). Von späterem Ursprunge als die erblichen Häuptlinge ist der Verdienstadel, welcher auf Wahl beruhte; seine Macht wuchs aber in solchem Maaße, daß die Bundesorganisation durch ihn untergraben wurde (**Morgan** 71). Nach **Sagard** (370) besaß jedes Dorf einen Gemeindeschatz aus welchem die allgemeinen Ausgaben bestritten wurden. Wie er verwaltet wurde, ist ebenso unbekannt wie so vieles Andere das sich auf die gesellschaftlichen Einrichtungen der Irokesen bezieht, trotz der Menge von Nachrichten die wir über sie besitzen und trotz der Wichtigkeit und des Interesses, die sie namentlich auch noch dadurch erlangen, daß dieselben Institutionen von ihnen auf die Cherokee, Chippeway und andere Völker übergegangen sein sollen (**Morgan** 91).

Bei den Huronen war die Häuptlingswürde ebenfalls erblich und wurde während der Minderjährigkeit vom Muttersbruder verwaltet; der Häuptling entschied bei ihnen alle wichtigen Angelegenheiten endgültig allein, schlichtete die Streitigkeiten und verkündigte die Ehen (**Copway** 140, 143). Zu einer politischen Verfassung von ähnlicher Festigkeit wie die der Irokesen, haben sie es nicht gebracht, obwohl es unzweifelhaft ist daß zur Zeit der Ankunft der Weißen fast allerwärts eine festere sociale Organisation bestand die erst allmälich unter dem Einfluß der letzteren sich auflöste, nachdem die Eroberungen namentlich der Irokesen in dieser Richtung schon vorgearbeitet hatten. Es waren z. B. die Völker im Westen des Connecticut-Flusses den Mohawk tributär geworden, die bei ihnen raubten und mordeten wenn sie nicht zahlten, und östlich von jenem Flusse scheinen die Pequots ähnlich verfahren zu sein (**Trumbull** I, 45).

Zur Zeit der Gründung der Kolonieen von Neu England stand dort Massasoit, König der Wampanoags an der Spitze eines Völkerbundes. Er residirte in der Gegend von Warren (Rhode Island) und seine Herrschaft erstreckte sich von Cap Cod bis zur Narraganset Bai (**Steele** 266). Wie er herrschten auch die Häuptlinge der Narragansets monarchisch, alle übrigen Häuptlinge, der Adel, waren ihnen untergeben, und die Würde blieb stets innerhalb derselben Familie (**Potter** 10). Ob die Häuptlinge der ersten Klasse Sachem und die der zweiten Sagamore hießen oder umgekehrt, oder ob beide Namen nur auf verschiedener Aussprache desselben Wortes beruhen (**Young** a, 216, **Hutchinson** I, 411, **Thatcher** II, 14 note) ist ungewiß,

das Letztere aber wenig wahrscheinlich, da beide Titel nebeneinan
vorkommen. Die Gewalt der Sachems war allerdings meist nur di
cretionär: ohne die Zustimmung ihrer Vasallen konnten sie kein
Krieg anfangen, aber ein jeder derselben hatte sein fest begrenztes La
das er zum Landbau und zur Jagd an seine Vasallen auslieh, v
denen er dafür einen bestimmten Antheil an der Ausbeute und
jährliche Geschenke in Getreide als Tribut erhielt. Alle Landverkä
waren in alter Zeit von der Einwilligung der Sachems allein abhä
gig, denen daher auch der größte Theil der Kaufsummen zufloß. E
hatten aber auch für die Wittwen und Waisen zu sorgen, überhau
der Nothleidenden sich anzunehmen, und Freigebigkeit galt als i
erste Tugend. Jeder Sachem hatte einen hohen Rath neben sich,
welchen er je nach seinem persönlichen Ansehn mehr oder weniger
bunden war: gewöhnlich entschied er allein und fand allgemeine Z
stimmung. Die Verbrechen strafte er nach eigenem Ermessen und so
meist eigenhändig an seinen Untergebenen, mit Schlägen und sel
mit dem Tode; die geringeren pflegte er der Privatrache zu überlas
(Young a, 360, Trumbull I, 40, Drake u. a.). Ganz diese
politische Verfassung bestand in Pennsylvanien (Holm in Memoi
H. S. P. III, 133, Buchanan 324). Höher im Norden bei den M
mac gab es gewählte Häuptlinge, wie überhaupt wo deren zwei
beneinander bestanden, einer für die Friedenszeit, der andere für d
Krieg, der letztere in der Regel aus Wahl hervorging. Auch dort
hielt der Häuptling Abgaben und die jungen unverheiratheten Le
arbeiteten nur für ihn (Charlevoix). In New Hampshire u
Maine standen alle Sachems unter dem Baschaba als ihrem gemei
samen Oberhaupt, dem man nur vermuthungsweise eine zugle
politische und priesterliche Gewalt zugeschrieben hat (Schoolcr.
114). Daß de Laet (III, 3) nach J. Smith die Bassabes als
mächtiges Volk im Westen der Tarratins nennt, beruht wohl auf
nem Irrthum; nach Champlain (I, 65) führte nur ein bestimm
Häuptling den Namen Bessabez.

Daß in alter Zeit die Häuptlingswürde sehr allgemein erblich w
hat M'Culloh (123) mit Recht daraus geschlossen, daß auch Wei
und selbst Kinder als Häuptlinge genannt werden, für welche letzte
gewöhnlich der Muttersbruder die Regierung führte. Awashon
war die Königin der Sogkonate oder Seconet im südlichen Rh

Island (Church 21) und Carver fand die Winibeg von einem Weibe beherrscht wie Juan Pardo die Bewohner von Guatari in S. Carolina (Coleccion de doc. 17) und de Soto die von Cofachiqui in Florida (Herrera VII. 1, 15). Am Potomac war im J. 1634 ein Kind mit der höchsten Würde bekleidet (Bozman 271). Wo das Oberhaupt gewählt wurde, war die Wahl meist auf gewisse Familien beschränkt. Mancherlei Intriguen, doch selten Streitigkeiten kamen bei dieser Gelegenheit vor, daß aber die Candidaten ihre Heldenthaten öffentlich erzählten und ihre Trophäen zeigten (Hunter 314), scheint eine Weise der Bewerbung zu sein die erst dem Verfalle der Gesellschaft in neuerer Zeit angehört. Erst dieser Verfall hat es mit sich gebracht daß die Macht der Häuptlinge sehr gesunken und noch weit mehr als früher von persönlichen Eigenschaften und selbst von bloß äußeren Dingen, besonders von ihrem Reichthum abhängig geworden ist. Tapferkeit und Freigebigkeit, Intrigue und Schmeichelei wurden dann die Mittel die Häuptlingswürde zu gewinnen und in Ansehn zu erhalten, was dem Uebermuthe Einzelner gegenüber oft sehr schwer war; denn jeder dünkte sich vollkommen frei und unverantwortlich für alle seine Thaten: es war nur persönliche freiwillige Nachgiebigkeit, wenn man sich dem Häuptlinge fügte. Nur im Kriege änderte sich meist das Verhältniß, da die allgemeine Sicherheit und das Gelingen des Unternehmens alsdann eine strenge Disciplin und eine dictatorische Gewalt des Häuptlings als nothwendig erscheinen ließ (Hunter 311, Morse App. 132). So haben die Apachen und die Navajos Häuptlinge nur im Kriege, im Frieden stehen bloß die Armen in einem gewissen Verhältniß der Abhängigkeit oder Hörigkeit zu den Reichen (Pfefferkorn I, 389, Schoolcr. IV, 89, 209). Aehnlich war es vor Alters auch schon bei den Völkern deren sociales Leben weniger entwickelt war: bei den Sioux, welche vor ihrer Bekanntschaft mit den Weißen gar keine Häuptlinge gehabt haben sollen, sind auch jetzt deren Anordnungen und Beschlüsse durchaus nicht maßgebend, sie können aus eigener Macht keine Verträge schließen und müssen sich durch Freigebigkeit in allgemeiner Gunst erhalten, denn obgleich ihre Würde eigentlich erblich ist, werden sie doch bisweilen abgesetzt (Prescott bei Schooler. II, 182, ebend. IV, 69, Parkman, Mrs. Eastman). Nur im Kriege giebt der Häuptling für dessen Dauer bestimmte Gesetze, deren Uebertretung er mit dem Zerbrechen der Flinte oder

Zerschneiden des Kleides straft (Schoolcr. IV, 62). Die rohen T culli haben Häuptlinge fast nur dem Namen nach und es scheint der einziges Vorrecht zu sein, daß sie einen Uebelthäter durch ein geschn tes Kleid unantastbar zu machen vermögen (Morse App. 343). Hi und da hat man in neuerer Zeit die Häuptlinge ganz heruntergekom men und nur durch unerträgliche Bettelei ausgezeichnet gefund (Schwarzfüße, Pr. Max. c, I, 624).

Bei den meisten der östlichen Völker waren die politischen Verhäl nisse in früherer Zeit fester geordnet. In Virginien bestand zur Z der Gründung der englischen Kolonie in Chesapeake Bai (1606) e ausgebreitetes Reich, das Powhatan theils durch Gewalt theils dur List gegründet hatte. Nach Capt. Smith's Darstellung, der bei ih in Gefangenschaft gerieth, war er ein Mann von bedeutenden Geiste gaben und hatte seine Herrschaft von 8 kleinen Indianervölkern d ihm ursprünglich untergeben waren, allmälich auf einige dreißig au gedehnt. Er wurde von allen seinen Nachbarn sehr gefürchtet un hoch geehrt und ließ sich von seinen Vasallen einen sehr großen Trib zahlen, es heißt $^4/_5$ von ihrer gesammten Habe. Sein Wille war G setz und er verurtheilte den Schuldigen bisweilen zu grausamen Ve stümmelungen. Zu seinem Hofstaate gehörten nächst einer Leibgard die auch Nachts seine Wohnung bewachte, hundert Weiber, von den er einzelne nach Belieben verschenkte. Die englischen Kolonisten b handelte er ebenso wie diese ihn, mit List und Verstellung, ganz un auf seinen eigenen Vortheil bedacht (Strachey 48 ff., Williamson, Thatcher I). Bei dem kleinen Volke der Santee oder Sea tee in Süd Carolina bestand ebenfalls ein absolutes Königthum, un in Nord Carolina müssen die politischen Verhältnisse von ähnlich Art gewesen sein, da wir hören daß dort über allgemeine Angelegen heiten von den versammelten Räthen des Königs entschieden wurd (Lawson 20, 195). Der Häuptling der Pani steht in so hohen Eh ren, daß man vor ihm niederfällt, und er hält die Ordnung in d Gesellschaft hauptsächlich durch eine Polizeimannschaft aufrecht, d sogar Nachtwachen zu thun und den Dienst nach seiner Anordnun abwechselnd zu versehen hat (Morse App. 238, 240). Eine Art vo Polizei, die jedoch nicht vom Häuptling angeordnet ist, sondern vo besonderen Gesellschaften ausgeübt wird die ihre eigenen Abzeichen Tänze und Gebräuche haben, giebt es auch bei den Schwarzfüße

Mandan, Krähen, Riccari und anderen Völkern (Pr. Max. c, I, 576, II, 138 ff.). Die Osagen sind ihren Häuptlingen streng gehorsam. Die Würde derselben ist erblich und ihre Befugniß geht bis zu körperlicher Züchtigung. Das Volk ist in drei Stände getheilt, in Krieger Köche und Aerzte; die Köche dienen zugleich als öffentliche Ausrufer der Neuigkeiten (Pike II, 262, 265, Nuttall 172, Mc Coy 354, 358).

In Florida erzählt Laudonnière (9) von täglichen Versammlungen, in denen der König auf einem erhöhten Sitze von 10 Priestern und Aeltesten, seinem hohen Rathe, umgeben, begrüßt wurde. Die Mutterstadt und der Hauptsitz des Bundes der Creek-Völker, in welchen späterhin auch die stammfremden Uchees und Natchez aufgenommen wurden, war Apalachucla. Dort wurden die allgemeinen Rathsversammlungen gehalten (Bartram 372). Die Creek hatten „weiße" und „rothe Städte": die ersteren waren Friedensorte, Asyle, wo das ewige Feuer brannte, und wurden nur von Friedenshäuptlingen oder Micos (beloved men) regiert, in deren Gegenwart kein Blut vergossen werden durfte, die letzteren gehörten den Kriegern. Die Micos, obwohl ohne äußere Auszeichnung und ohne entscheidende Stimme im Rathe, überhaupt ohne materielle Macht, beriefen die Versammlungen, waren hochgeehrt und wurden vom Volke fast wie eine unsichtbare Vorsehung angesehen (Bartram, Gallatin, Swan bei Schoolcr. V, 279). Die Cherokee waren, als die Engländer mit ihnen zuerst in Berührung kamen (1730), damit beschäftigt sich für jede ihrer sieben Mutterstädte einen König zu wählen. Die aus Wahl hervorgegangenen Häuptlinge bildeten bei ihnen einen Adel, zu welchem auch Weiber gehören konnten, wenn sie im Kriege tapfer mitkämpften, wodurch sie dann auch eine Stimme im Rathe erhielten; der Rest des Volkes war in zwei Klassen getheilt nach Maßgabe seiner kriegerischen Leistungen (Timberlake 70).

Die wenigen und fragmentarischen Nachrichten die wir über die politische Verfassung der Indianervölker in alter Zeit besitzen, lassen jedenfalls so viel durchblicken, daß bei vielen ein wohlgeordnetes politisches Leben sich entwickelt hatte, das zu der Desorganisation der Gesellschaft in späterer Zeit in auffallendem Gegensatze steht, und was wir am meisten an ihnen zu bewundern haben, daß, wie es scheint, der Bestand der politischen Ordnung in vielen Fällen durch das allgemeine Rechtsbewußtsein und den politischen Takt des Volkes allein

geschützt und ausreichend geschützt war, woraus wir ohne Zweifel au
eine hohe politische Befähigung schließen dürfen.

Außer dem früher schon besprochenen Erbrechte gab es bei den In
dianern nur wenige feststehende Rechtsverhältnisse. Ordentliche Ge
richte fehlten durchgängig. Wo die Häuptlinge, eine Versammlun
der Notabeln oder ein Rath der Alten Recht sprachen, da geschah e
vermöge ihres persönlichen Ansehens und ihrer factischen Macht, si
wurden darin von der öffentlichen Meinung unterstützt, die für si
selbst maßgebend war und von der sie sich gleich allen Andern abhän
gig fühlten, und richteten sich nächst der Natur des besonderen Falle
nach dem Herkommen. Dieses letztere aber brachte es mit sich daß i
Rechtsstreitigkeiten nur selten auf einen Richterspruch gewartet zu wer
den brauchte, da der Einzelne gewöhnlich seine Sache selbst in die Hand
nahm und sich, wenn er nach dem Herkommen handelte, keinen weitern
nachtheiligen Folgen dadurch aussetzte. So blieben selbst die grober
Verbrechen meist der Privatrache überlassen, und der Häuptling oder
die Versammlung der Häuptlinge mischten sich meist nur ein, wenn der
daraus entspringende Streit ganze Familien ergriff oder zu ergreifen
drohte. War z. B. bei den Irokesen ein Mord geschehen, so traten zwar
die Häuptlinge zur Berathung zusammen, aber private Mittelsperso
nen suchten inzwischen eine Ausgleichung unter den verfeindeten Par
teien herbeizuführen (Morgan 331). Nur die allgemeinen Ange
legenheiten gehörten dem Herkommen nach zur Competenz der Häupt
linge, Krieg und Frieden, der Aufbruch des Lagers, das Abhalten einer
Jagd u. s. f., und sie konnten daher auch über einzelne Verbrechen rich
ten, ein Todesurtheil fällen, vollstrecken oder vollstrecken lassen, wenn
das öffentliche Interesse dieß zu fordern schien. Zauberei scheint meist
als eine allgemeine Angelegenheit behandelt und mit dem Tode bestraft
worden zu sein, Mord, Ehebruch, Diebstahl, Schulden, pflegten als
Privatsachen zu gelten.

Die Eigenthumsverhältnisse waren allerdings meist fest geordnet
aber nur unvollkommen entwickelt. Die Grenzen des Landes das einem
jeden Volke zukam, und das zu durchreisen der Fremde einer besonde
ren Erlaubniß bedurfte (Sagard 127), waren fast überall fest und
sehr genau bestimmt (Roger Williams). Das Land galt entwe
als Eigenthum des Häuptlinges oder als Gesammteigenthum des Vo
kes und wurde namentlich in späterer Zeit von vielen Völkern für u

veräußerlich erklärt, wofür ein Osage einst den Grund anführte daß es ja nicht bloß ihnen selbst, sondern ihren Nachkommen mit gehöre (Brackenridge 103). Wo das Land Gesammteigenthum war, hatte der Einzelne der ein Stück urbar machte, die Nutznießung davon so lange er es bebaute (Irokesen, Morgan 326; Cartier sagt nach Schoolcr. VI, 57, Alles sei bei ihnen Gemeingut gewesen), oder es trat eine gemeinsame Bearbeitung und Ausbeutung desselben ein: Ernte und Jagdbeute wurden nach Bedürfniß vertheilt oder ein jeder nahm aus dem vorhandenen Vorrathe was er brauchte (Hunter 158). Bei den Huronen wurden sonst sogar die Häuser der Einzelnen mit gemeinsamen Kräften erbaut (Sagard 97). Jedes Dorf der Creek hatte ein gemeinschaftlich eingehegtes Feld, das in abgegrenzte Stücke für die einzelnen Familien getheilt war; Muschelhörner kündigten den Beginn der Feldarbeit an, welche gemeinsam verrichtet wurde, und von der Ernte wurde zuerst eine bestimmte Quote an den Gemeindeschatz abgeliefert, aus welchem der Mico die Bedürftigen zu unterstützen hatte (Bartram). Herrenlos blieb nichts im Lande der Indianer, Alles was für sie von Werth war, Biberteiche, Zuckerahornhaine, Preißelbeerplätze u. dergl., hatte auch seinen Eigenthümer (Kohl II, 263). Auch auf der Jagd war durch das Herkommen bestimmt wem die Beute oder die einzelnen Stücke derselben gehörten, wenn der Jäger sich fremder Waffen bedient oder ein Anderer vor ihm dem angeschossenen Wilde sich genähert hatte, und erst in neuerer Zeit hat bei den Dakota das Recht des Stärkeren sich über diese Bestimmungen hinweggesetzt (Schoolcr. IV, 60). Back (94) erzählt von einem Chippeway der nach tagelangem Hunger ein Musethier mit fremder Flinte schoß und es an deren Eigenthümer dem Jagdrechte gemäß unversehrt ablieferte.

Sonderbarer Weise scheinen die Weiber, durch welche, wie wir oben gesehen haben, alles Eigenthum vererbt wurde, selbst, außer bei den Cherokee (Timberlake 68) und Navajos, entweder gar kein Privateigenthum gehabt zu haben oder nur ein sehr geringes. Heckewelder versichert zwar das Gegentheil, steht aber mit dieser Behauptung allein. Daß keine Gütergemeinschaft unter den Ehegatten stattfand, folgt aus der Natur des Erbrechtes der Indianer von selbst.

Diebstahl soll in alter Zeit bei den Irokesen kaum vorgekommen sein und galt für sehr schimpflich. Wer häufig stahl, wurde dessen

von seinen Verwandten selbst angeklagt und erschlagen (Colden I 14, Morgan 331, La Potherie III, 29). Anderen Völkern galt Lüge und Falschheit für noch schändlicher als Diebstahl, jene wie dieser waren selten, und die Ehrlichkeit der Weißen wurde ihnen verdächtig, da sie sahen daß diese alles Werthvolle sorgfältig verschlossen (Hunter 300, Heckewelder). Als Strafe des Diebes fand man es hinreichend seinen Namen öffentlich auszurufen und ihn durch den Anzug kenntlich zu machen (Copway 144); in Nord Carolina wurde er Sklave, bis er das Gestohlene ersetzte (Lawson 203). Von den Quappa sagt La Salle (Collect. N. Y. H. S. II, 267) daß man sie kaum Wilde nennen könne, weil alles Privateigenthum bei ihnen sicher sei und sie geordnete Gerichte hätten. Muß man sich hierbei daran erinnern, daß diese Sicherheit fremden Eigenthums bei vielen Völkern vermöge des Gastrechtes allerdings nur so lange stattfand als es unter ihrem Dache war, und daß sie draußen in der Prairie ungescheut stahlen und plünderten, so geht doch aus dem Vorstehenden zur Genüge die Unrichtigkeit der Behauptung hervor, daß nach der Ansicht der Indianer zu tödten zwar Sünde gewesen, daß aber wer stehle und böse Worte im Munde führe, von ihnen nur als „nicht weise“ bezeichnet worden sei (Baseler Miss. Magaz. 1855, III, 142).

Ein großer Unterschied fand in Hinsicht der Ehrlichkeit zwischen der älteren und der neueren Zeit statt, ein zweiter betraf die Stammesgenossen und die Fremden, namentlich die Weißen: die letzteren zu belügen und zu bestehlen verbietet die Sitte und die Moral des Indianers nicht, und er fängt nur an sich solcher Vergehen auch gegen sie zu schämen und sie zu unterlassen, wenn er überlegenem Scharfblicke begegnet (Back 290). Schon bei der Gründung der ersten Niederlassung in Neu England fand man die Eingeborenen mit allen Geboten der christlichen Religion einverstanden, außer mit dem siebenten. Gleichwohl darf man behaupten daß Rechtschaffenheit und Treue einen Hauptzug im Charakter dieser Völker ausmachten, gegen den es nichts beweist, daß sie, als ihre Macht durch die Weißen gebrochen, als sie selbst moralisch gesunken waren und jene als ihre geschworenen Feinde zu betrachten sich gewöhnt hatten, auf alle Weise ihnen auch im Frieden zu schaden und sich an ihnen zu rächen suchten, was nur noch durch Betrug und Diebstahl gelingen konnte. Aus freier Entschließung eingegangenen Verträgen, in denen sie sich nicht übervortheilt sahen,

pflichtungen die sie ehrlich und mit vollem Verständniß übernom-
en, sind sie immer mit voller Treue nachgekommen; selbst ihr
Geschichtschreiber Schoolcraft (I fin.) erkennt dieß an und
it Rücksicht hierauf einen „edlen Zug volksthümlicher Ehrlich-
Redlichkeit“ an ihnen. Freilich hielten sie sich durch das bloß
Recht der Verträge nicht für gebunden, wo sie sich materiell
ogen sahen, wie dieß so oft geschah, sondern griffen dann zu
rath oder Gewalt je nach den Umständen. Der Integrität
rakters thut dieß keinen Eintrag. Auch der Bezahlung ihrer
an die Weißen sind die Einzelnen sehr häufig gewissenhaft
mmen und haben in Folge davon bisweilen hohen Credit er-
offmann II, 33, nicht so die Omaha nach Say bei James
selbst die sonst so treulosen Taculli. Die Ungleichheit der bür-
Stellung und der Lebensverhältnisse welche durch das Geld
ervorgebracht wird, die Einsperrung eines Menschen weil er
en kann und dergl., erschienen ihnen freilich von jeher als
rlichkeiten und grobe Verhöhnungen des Rechtsgefühls (Car-
. Der Werth äußerer Güter war nach der Ansicht der In-
it dem Werthe des Mannes, mit seiner Freiheit und Selbst-
t gar nicht vergleichbar, erschien gegen diesen gehalten als
Schulden drückten sie daher nur wenig und die Dakota wa-
leinung, daß ihre Verpflichtung zum Bezahlen an die Weißen,
stets als überschwenglich reich vorkommen mochten, theils
eit theils mit der steigenden Noth in die sie selbst geriethen,
abnehme (Schoolcr. II, 195, Loskiel 127). Der Ban-
wurde bei den Cherokee an einen Baum gebunden und aus-
; damit waren seine Schulden getilgt. Anderwärts wurden
iten über Geldsachen durch selbstgewählte Schiedsrichter ge-
wer an Bezahlung seiner Schulden durch Krankheit oder an-
ände ernstlich gehindert war, wurde nicht dazu angehalten,
e Verachtung traf aber den der zahlen konnte und nicht wollte
II, 2, Hunter 294). Zu den Vergehen gegen das Eigen-
örte nach Indianerbegriffen auch der Ehebruch, von dem wir
andelt haben: er wurde meist nur als eine bloße Verletzung
te des Mannes angesehen und demnach nur gestraft, wenn er
en Erlaubniß geschehen war.
be Verbrechen waren in der älteren besseren Zeit seltener als

von seinen Verwandten selbst angeklagt und erschlagen (Colden 14, Morgan 331, La Potherie III, 29). Anderen Völkern ge Lüge und Falschheit für noch schändlicher als Diebstahl, jene wie di ser waren selten, und die Ehrlichkeit der Weißen wurde ihnen verdä tig, da sie sahen daß diese alles Werthvolle sorgfältig verschlossen (Hu ter 300, Heckewelder). Als Strafe des Diebes fand man es hi reichend seinen Namen öffentlich auszurufen und ihn durch den A zug kenntlich zu machen (Copway 144); in Nord Carolina wur er Sklave, bis er das Gestohlene ersetzte (Lawson 203). Von d Quappa sagt La Salle (Collect. N. Y. H. S. II, 267) daß man kaum Wilde nennen könne, weil alles Privateigenthum bei ihnen sich sei und sie geordnete Gerichte hätten. Muß man sich hierbei dar erinnern, daß diese Sicherheit fremden Eigenthums bei vielen Völke vermöge des Gastrechtes allerdings nur so lange stattfand als es u ter ihrem Dache war, und daß sie draußen in der Prairie ungesche stahlen und plünderten, so geht doch aus dem Vorstehenden zur G nüge die Unrichtigkeit der Behauptung hervor, daß nach der Ansi der Indianer zu tödten zwar Sünde gewesen, daß aber wer sich und böse Worte im Munde führe, von ihnen nur als „nicht weis bezeichnet worden sei (Baseler Miss. Magaz. 1855, III, 142).

Ein großer Unterschied fand in Hinsicht der Ehrlichkeit zwisch der älteren und der neueren Zeit statt, ein zweiter betraf die Stamm genossen und die Fremden, namentlich die Weißen: die letzteren zu b lügen und zu bestehlen verbietet die Sitte und die Moral des Indi ners nicht, und er fängt nur an sich solcher Vergehen auch gegen s zu schämen und sie zu unterlassen, wenn er überlegenem Scharfbli begegnet (Back 290). Schon bei der Gründung der ersten Nied lassung in Neu England fand man die Eingeborenen mit allen G boten der christlichen Religion einverstanden, außer mit dem siebente Gleichwohl darf man behaupten daß Rechtschaffenheit und Treue ein Hauptzug im Charakter dieser Völker ausmachten, gegen den es nich beweist, daß sie, als ihre Macht durch die Weißen gebrochen, als s selbst moralisch gesunken waren und jene als ihre geschworenen Fein zu betrachten sich gewöhnt hatten, auf alle Weise ihnen auch im Fri den zu schaden und sich an ihnen zu rächen suchten, was nur n durch Betrug und Diebstahl gelingen konnte. Aus freier Entschließu eingegangenen Verträgen, in denen sie sich nicht übervortheilt sah

und Verpflichtungen die sie ehrlich und mit vollem Verständniß übernommen hatten, sind sie immer mit voller Treue nachgekommen; selbst ihr officieller Geschichtschreiber Schoolcraft (I fin.) erkennt dieß an und rühmt mit Rücksicht hierauf einen „edlen Zug volksthümlicher Ehrlichkeit und Redlichkeit" an ihnen. Freilich hielten sie sich durch das bloß formelle Recht der Verträge nicht für gebunden, wo sie sich materiell grob betrogen sahen, wie dieß so oft geschah, sondern griffen dann zu List, Verrath oder Gewalt je nach den Umständen. Der Integrität ihres Charakters thut dieß keinen Eintrag. Auch der Bezahlung ihrer Schulden an die Weißen sind die Einzelnen sehr häufig gewissenhaft nachgekommen und haben in Folge davon bisweilen hohen Credit erhalten (Hoffmann II, 33, nicht so die Omaha nach Say bei James I, 219), selbst die sonst so treulosen Taculli. Die Ungleichheit der bürgerlichen Stellung und der Lebensverhältnisse welche durch das Geld bei uns hervorgebracht wird, die Einsperrung eines Menschen weil er nicht zahlen kann und dergl., erschienen ihnen freilich von jeher als Ungeheuerlichkeiten und grobe Verhöhnungen des Rechtsgefühls (Carver 214). Der Werth äußerer Güter war nach der Ansicht der Indianer mit dem Werthe des Mannes, mit seiner Freiheit und Selbständigkeit gar nicht vergleichbar, erschien gegen diesen gehalten als Nichts. Schulden drückten sie daher nur wenig und die Dakota waren der Meinung, daß ihre Verpflichtung zum Bezahlen an die Weißen, die ihnen stets als überschwenglich reich vorkommen mochten, theils mit der Zeit theils mit der steigenden Noth in die sie selbst geriethen, allmälich abnehme (Schoolcr. II, 195, Loskiel 127). Der Bankerottirer wurde bei den Cherokee an einen Baum gebunden und ausgepeitscht; damit waren seine Schulden getilgt. Anderwärts wurden Streitigkeiten über Geldsachen durch selbstgewählte Schiedsrichter geschlichtet; wer an Bezahlung seiner Schulden durch Krankheit oder andere Umstände ernstlich gehindert war, wurde nicht dazu angehalten, allgemeine Verachtung traf aber den der zahlen konnte und nicht wollte (Gregg II, 2, Hunter 294). Zu den Vergehen gegen das Eigenthum gehörte nach Indianerbegriffen auch der Ehebruch, von dem wir schon gehandelt haben: er wurde meist nur als eine bloße Verletzung der Rechte des Mannes angesehen und demnach nur gestraft, wenn er ohne dessen Erlaubniß geschehen war.

Grobe Verbrechen waren in der älteren besseren Zeit seltener als

Von geschickten Vergiftungen, die jedoch grausam gestraft werden, hören wir in Nord Carolina (Lawson 195), doch sollen sie auch anderwärts zeitweise häufig gewesen sein (Loskiel 152, Say bei James I, 226, de Smet 299).

Zu der inneren Leidenschaftlichkeit die den Indianer bewegt, steht sein äußeres Benehmen meist in auffallendem Gegensatz: die Nothwendigkeit einer vollkommenen äußeren Selbstbeherrschung mochte sich um so fühlbarer machen, je furchtbarer und unheilvoller die Ausbrüche waren zu denen das Ueberkochen der Leidenschaften führte. Allerdings erklärte sich die vorsichtige Zurückhaltung, die oft lauernde und berechnende Beobachtung, die langsamen Bewegungen, die ruhige und leise, nicht selten studirte Weise des Redens in Gegenwart von Fremden hauptsächlich aus einem allgemeinen und sehr gerechtfertigten Mißtrauen gegen diese (Morton), und wo letzteres hinwegfiel, zeigten sie sich nach der Angabe der älteren Berichterstatter (W. Penn u. A.) sehr heiter und lachlustig (de Laet II, 12), doch führen sie meist auch untereinander in der Unterhaltung wie in öffentlichen Versammlungen eine leise, stets leidenschaftlose Sprache, zanken und streiten nicht, bleiben äußerlich kalt und gleichgültig, auch wenn sie die schwersten Beleidigungen aussprechen (La Potherie III, 28) oder durch solche auf's Höchste erbittert und voll Rachedurst sind; Ironie und Sarkasmus sind die einzige Waffe die gebraucht und deren Wunden äußerst schmerzlich empfunden werden (Adair 429). Verwunderung, welche vier Finger auf den Mund legt (Hennepin), als ob ihr die Sprache verginge, ist eben so selten wie offener directer Wiederspruch; was der Andere sagt, wird ruhig angehört ohne ihn zu unterbrechen, und zustimmend hingenommen, beim eigenen Reden aber der dem die Rede gilt, meist nicht einmal angesehen (Timberlake 55). Dieses Betragen ist der unmittelbare Ausfluß der eigenthümlichen Ansichten von Höflichkeit Anstand und Würde die diese Menschen haben. Was in ihm zu Tage tritt, ist eine nichts weniger als aufrichtig gemeinte Bescheidenheit die sich Andern ganz unterzuordnen scheint; was ihm in Wahrheit zu Grunde liegt, ist ein fast erhabener Stolz, der sich in der ganzen Größe seiner Selbstüberwindung zeigt, wo es gilt Hunger Kälte, Krankheit, Schmerz, selbst die qualvollsten Martern zu erdulden, ein Stolz, der es nicht nur zu keiner Klage kommen läßt, sondern den Schmerz nicht einmal eingesteht oder ihn selbst zu einem Triumph

macht: auch das Weib muß ohne Stöhnen gebären, und die Weißen werden verachtet, „weil sie schreiend sterben und sauere Gesichter dazu machen". Ruhige Würde unter allen Umständen ziemt allein dem Manne, dieß ist ein unverbrüchlicher Grundsatz der Lebensansicht des Indianers.

Allerdings herrscht nicht die gleiche Strenge in dieser Rücksicht bei allen Völkern, und die Athapasken zeigen großentheils nicht dasselbe Benehmen. Die Cheppewyans und Biber-Indianer fand Mackenzie im Gegensatz zu den Knistenо gesprächig mittheilend und lebhaft, die Kenaier sind heiter und singen viel bei der Arbeit (Wrangell 111). Bei Gastmahlen und Festlichkeiten, beim Ballspiel und anderen Vergnügungen geben sich auch die Algonkinvölker der Lust und dem Scherze hin, oft bis zur Ausgelassenheit; sie sind dann sehr gesprächig, oft witzig, entwickeln vielen Sinn namentlich für die Auffassung des Komischen und wissen nicht selten schlagende Antworten zu geben, wogegen eine schnelle Erwiderung in wichtigen Verhandlungen ihnen immer als unbesonnen gilt, so einfach die Sache auch sein mag; religiöse Gegenstände und Handelsgeschäfte bleiben bei solchen Gelegenheiten durchaus unberührt (Schoolcr. II, 75). Bei Gastmahlen ist der Gastgeber selbst in der Regel nicht mit (Keating I, 398). Die Potowatomi laden durch kleine Ruthen dazu ein die sie überschicken; die abschlägige Antwort zu versüßen, pflegt der Eingeladene der zurückgesendeten Ruthe etwas Tabak beizugeben (de Smet 298). Wie bei Festlichkeiten wird die würdevolle Ruhe des äußeren Betragens bisweilen auch beim Abschiednehmen von alten Freunden und Verwandten oder beim Wiedersehen derselben durchbrochen, das gepreßte Innere macht sich durch lautes Weinen oder durch Freudengeschrei und Gewehrsalven Luft (Beispiele bei Heckewelder 30, 62, Irving 161, Bouquet's Feldzug in Samml. v. Reisebeschr. XI, 331), aber die strenge alte Sitte forderte auch in solchen Fällen völlige äußere Ruhe und scheinbare Kälte (Carver 206ff., Catlin u. A.). Daß sein Sohn eine Heldenthat vollführt hat oder daß er in Gefangenschaft gerathen oder erschlagen worden ist, hört der Vater mit derselben Miene an, er sieht ihn fortziehen dem Tode entgegen oder den todtgeglaubten zurückkehren und spricht darum nicht mehr zu ihm und keine anderen Worte als die gewöhnlichen von der Sitte vorgeschriebenen Begrüßungen. Wir können dieß unnatürlich finden, daß

aber eine gewisse Großartigkeit des Charakters [illegible] hens zu leugnen; denn derselbe Mann der kein Wort und keinen [illegible] für den Scheidenden zu haben scheint, ist fähig sein Leben für ih[n] opfern, wenn es möglich ist ihn zu retten. Daß der eingeborene Am[eri]kaner von kälterem Gemüthe sei als andere Menschen, kann nur beh[aup]ten wer ihn nicht kennt oder nur in seiner späteren Entartung [illegible]

Die Begrüßung durch Händeschütteln wird zwar schon [illegible] wähnt, doch beruht sie wahrscheinlich auf Nachahmung europ[äischer] Sitte. Der ursprüngliche Gruß auf der canadischen Küste war [illegible] Berühren oder Reiben der Brust, der Arme, Beine oder des Kop[fes]; auf dieselbe Weise verfuhr man in Virginien, wo nur die Berühr[ung] des eigenen Kopfes und der Brust vorausging. In Carolina [illegible] man, dem zu Begrüßenden die Schulter gekratzt zu haben (Keat[ing] I, 268). Niederfallen und Händeküssen scheint, wie anderwärts, [illegible] sowohl ein Gruß als eine Bezeigung der Unterwürfigkeit gewesen sein. Um ein Zeichen der Freundschaft zu geben reiben die Sch[warz]füße ihre Nase auf den Backen des Andern (de Smet 148), [illegible] dem Eskimo-Gruße durch Zusammenstoßen der Nasen nahe [illegible] Von den Eingeborenen von Florida erzählt Cabeza de Vaca [illegible] daß sie bei der Begegnung lange Zeit miteinander zu weinen anfa[ngen], ohne Zweifel in der Erinnerung an erlittene Verluste, die bei [illegible] Gelegenheit gemeinsam zu beklagen die Sitte fordert. Angesich[ts] Fremde anzureden und zu bewillkommnen ist Sache des Häuptlin[gs] und geschieht stets mit bestimmten Förmlichkeiten, der gemeine Ma[nn] würde, selbst wenn der Fremde ihn anredete, keine Antwort ge[ben] (Keating I, 185). Essen und Trinken ist beim Empfang ei[nes] Fremden natürlich eine Hauptsache, und wie bei Gastmahlen die H[öf]lichkeit fordert daß jeder seine Portion vollständig aufesse, wobei doch Hülfe gestattet ist, so verlangt sie auch vom Fremden daß er [in] jeder Hütte etwas genieße in die er eingetreten ist (Gregg). [Bei] den Muskogee geht der Reisende in's erste beste Haus und spri[cht] „ich bin gekommen"; man antwortet ihm: „das ist gut". Hier[auf] ißt trinkt raucht er und unterhält sich mit der Familie nach Belieb[en] und wenn er genug hat, sagt er: „ich gehe", worauf man ihm a[nt]wortet: „das thust du" (Bartram). Erhält ein Familienglied [al]lein Besuch, so entfernen sich alle übrigen, sobald dieser sich darü[ber] erklärt hat mit wem er zu reden habe (Carver 208).

Das viele und das laute Reden der Weißen ist ebenso ein Gegenstand des Spottes für die Indianer wie ihr Naheherantreten aneinander in der Unterhaltung: die Weißen hören und sehen schlecht, sagen sie. Auch mit Gesticulationen pflegen die Indianer beim Reden sehr sparsam zu sein und die große Bestimmtheit des Ausdruckes die ihre Sprachen möglich machen, lassen jene in der That als überflüssig erscheinen; ihr Gesicht belebt sich aber, alle Glieder gerathen in Bewegung, der leise einförmige Redeton wird lebendig und modulirt, wenn sie von der Unterhaltung untereinander in ihrer Muttersprache, zu einem Gespräche mit Fremden und zum Gebrauch eines Jargons übergehen (Hale). Letzteres gilt in gleicher Weise von ihren Reden in feierlichen Versammlungen, wenn Weiße zugegen sind von denen sie verstanden sein wollen (Charlevoix 174, Bartram 491).

Ueber ihre geselligen Vergnügungen und Spiele ausführlich zu handeln fehlt uns der Raum. Die Irokesen haben eine Art von Carneval, eine Art von Würfelspiel und eines mit Strohhalmen (La Potherie III, 22). Kohl (I, 116) beschreibt ein solches bei welchem Figuren, denen unseres Schachspieles ähnlich, aus einer Schüssel so geworfen werden müssen, daß sie auf die Beine zu stehen kommen. Bei anderen Völkern sind die Würfel von der Gestalt der Aprikosenkerne und haben verschieden gefärbte Seitenflächen (Jones I, 173, complicirte Würfelspiele bei Schoolcr. II, 72 beschrieben, vgl. auch Morgan 294 ff., Copway 48, Tanner I, 228, Heriot 489). Eine der beliebtesten geselligen Vergnügungen, die jedoch ernsthaft und mit großem Ehrgeize betrieben zu werden pflegt, ist das Schlagballspiel (Beschreibung bei Copway 42, Bossu II, 101), in welchem die Creek selbst an die Cherokee einen werthvollen Strich Landes verloren haben (White 404). Ganze Dörfer fordern einander zu demselben heraus und spielen dasselbe oft mehrere Tage lang, bald nur um die Ehre des Sieges bald auch um Geld: es sind dabei bisweilen Summen bis zum Betrage von 5000 Dollars verloren gegangen, doch trotz der Leidenschaft die sich entwickelt und trotz der bedeutenden Verletzungen die öfters vorkommen, entsteht nicht leicht ernsthafter Streit bei dieser Gelegenheit. Daß die Leidenschaft des Spieles bei den Indianern fast durchgängig herrschend war, ist bekannt. Es ist nichts Seltenes daß ihre gesammte Habe verspielen.

Die großen und feierlichen Versammlungen der Häupter des Vol-

tes oder der Aeltesten werden an manchen Orten in einem eigenen dazu bestimmten Hause gehalten, das z. B. bei den Natchez auf einem Hügel stand (Adair 421). Eröffnung und Schluß derselben geschah im Namen des großen Geistes, meist durch einen gewählten Sprecher der diesen anrief und um Weisheit für die Versammelten bat (Morg. App. 142). Die einzelnen Redner traten in bestimmter Reihenfolge auf und einem jeden derselben wurden etwa fünf Minuten zum Besinnen gestattet, damit er nichts Wichtiges vergesse; tiefes Schweigen herrschte unter den Zuhörern, alle Unordnung und alles stürmische Wesen blieb aus der Debatte streng verbannt. Bei verwickelten Discussionen führt der Hauptredner ein Bündel Stöcke in der Hand und giebt einen davon bei jedem Artikel an einen Häuptling, welcher damit den Auftrag erhält die richtige Auffassung und Beantwortung desselben zu controliren (Colden I, 107, White 404). Handelt es sich um wichtige Anträge von Seiten Fremder, so geschieht die Beantwortung immer erst nach längerer Zeit, oft nach mehreren Tagen und die Versammlung zieht sich zur Discussion der gemachten Vorschläge immer zu langen eigenen Berathungen zurück.

Die feierlichen Reden welche in solchen Versammlungen gehalten wurden, hatten einen ganz bestimmten ceremoniellen Stil, der eine Menge von herkömmlichen Metaphern mit sich brachte: die Axt erheben (Krieg anfangen), die Kette der Freundschaft halten, das Rathsfeuer anzünden, die Gebeine der Todten bedecken (Buße geben und Vergebung erhalten für einen Mord); die schwarze Wolke bedeutete den Krieg, heller Sonnenschein und offener Pfad den Frieden zwischen zwei Völkern u. s. f. Der Anfang einer Rede in diesem Stile lautete ungefähr folgendermaßen: „Brüder, mit diesem Gürtel öffne ich euere Ohren damit ihr höret; ich nehme Kummer und Sorge von eueren Herzen; ich ziehe die Dornen aus eueren Füßen, die ihr euch eingestochen habt als ihr hierher reistet; ich reinige die Sitze des Versammlungshauses damit ihr bequem sitzet; ich wasche euer Haupt und euern Körper damit ihr erfrischt werdet; ich beklage mit euch den Verlust der Freunde die gestorben sind, seit wir zum letzten Male zusammen waren; ich wische alles Blut ab das zwischen uns geflossen sein mag" (Heckewelder 215, Parkman a, vgl. namentlich das sehr gute und ausführliche Beispiel einer Indianer-Gesandtschaft in d. Memoirs H. S. Penns. II).

Unter dem eben erwähnten Gürtel ist ein solcher aus Wampumperlen zu verstehen, der bei jedem Absatze einer feierlichen Rede und insbesondere bei jedem Artikel eines zu schließenden Vertrages übergeben wurde um als Symbol desselben zu dienen, und als Erinnerungszeichen an die betreffende Vertragsbestimmung im Staatsarchive der Nation (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) aufgehoben zu werden. Jeder Gürtel hatte seine besondere Stickerei und die verschiedenen Farben der Perlen ihre eigenthümliche Bedeutung. Wird eine Botschaft mit Verachtung aufgenommen, so wirft Einer dem Andern den Wampumgürtel der sie begleitet, mit entsprechenden Gesten zu (Parkman a, I, 134). Wampumschnüre dienten außerdem als werthvoller Schmuck um Hals und Arme, wohl später erst als Geld, denn letzteres scheint meist aus dem Schmucke seinen Ursprung genommen zu haben, wie auch der so allgemeine Gebrauch der edlen Metalle zu diesem Zwecke vermuthen läßt. Das Wampum, auch Sewan in Neu England, Peak, Wampumpeag oder Ronoake in Nord Carolina genannt, bestand aus Perlen von $^1/_4$—$^1/_5$'' oder noch geringerem Durchmesser. Je sechs derselben hatten die Länge des ersten Daumengelenkes (Holm in Memoirs H. S. P. III, 132), sie waren aus Stückchen von Muschelschalen (buccinum, venus mercatoria) geschliffen und wurden mit einem Nagel durchbohrt, den man auf einem Stocke befestigte und mit dessen Hülfe auf dem Schenkel drehte (Lawson 194). Den Indianern des fernen Westens fehlte das Wampum ganz (Squier Antiqq. 135), und in Neu England scheint es hauptsächlich den Pequot und Narraganset eigen gewesen zu sein, die es in größerer Menge besaßen und durch den Handel mit demselben nach den westlicheren Ländern reich und mächtig wurden (Steele 334). Insbesondere haben die Narraganset ihr Wampum häufig verwendet um Mohawk und andere Indianer als Hülfstruppen im Kriege zu miethen (Trumbull I, 167, 175). Das von Neu England war weiß schwarz und blau, die Mohawk verfertigten auch purpurfarbiges (Trumbull I, 42); drei Perlen des letzteren, das den doppelten Werth des weißen besaß, galten 1640 in Manhattan und Fort Orange = 1 penny. Elliott (87) giebt den Werth des Fadens (fathom) um 1633 zu 5 Schilling an. Daß die Eingeborenen vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern nur Wampum von Holz gehabt und dieses weiß und schwarz angestrichen hätten (Loskiel 84), ist ein Irrthum.

Große Talente haben sich unter den Indianern oft gezeigt, in der Beredtsamkeit von ihrer glänzendsten Seite. Weiß man zwar nichts von großen Rednern bei den Völkern von Neu England (Hutchinson I, 414), so gab es deren desto mehrere bei den Irokesen, wie die hohe Entwickelung ihres politischen Lebens dieß erwarten läßt. Von dem Seneca-Häuptling Red Jacket wird erzählt daß er begeistert durch die Redekunst des berühmten Logan, sich in die Einsamkeit zurückzog und dort um sich zu bilden ähnliche Studien machte wie Demosthenes (Schoolcr. V, 669). Ihm selbst kam das mit Mühe erworbene Talent sehr zu statten, als er später von Cornplanter's Bruder, „dem Propheten," der Zauberei angeklagt wurde, und es bewährte sich in dem Maaße, daß er diesen als Betrüger entlarvte und selbst über den Aberglauben des Volkes durch seine Kunst den Sieg davon trug (Collect. N. Y. H. S. II, 74). Als unpassend muß es freilich erscheinen daß Jefferson alle Redner der civilisirten Welt, Demosthenes und Cicero nicht ausgenommen, herausgefordert hat etwas aufzuweisen das die Muster indianischer Beredtsamkeit übertreffe, denn wo die Bewunderung wesentlich verschiedenen Eigenthümlichkeiten gilt, wie in diesen Fällen, sind Vergleichungen immer ungeschickt; aber jeder unbefangene Beurtheiler wird allerdings zugeben daß es unter den Indianern Redner giebt die durch einfache Naturwahrheit, schlagende Kürze und Kraft des Ausdruckes eine ebenso überwältigende und unwiderstehliche Wirkung auszuüben wußten wie nur die größten Redner civilisirter Nationen. So urtheilen viele der älteren Missionäre und Reisenden, und treffend bemerkt Colden in dieser Hinsicht daß die Schönheit ihrer Reden in der Uebersetzung durch die Dolmetscher jedenfalls stark gelitten habe und bei der großen Bildlichkeit der Sprache ihre Wirkung auf das Gemüth zum großen Theile verloren gegangen sei. Wir wollen hier nur einige Beispiele geben; für mehrere verweisen wir auf Drake, Hist. of the Indian chiefs, Heckewelder 210, Collect. N. Y. H. S. II, 99, Filson 194, Buchanan 38, Schoolcraft IV, 259. Die vielen im Magazin v. merkw. Reisebeschr. XXIII enthaltenen Reden sind, wie das Buch selbst, durchaus romanhaft.

Die bedeutendste Rede welche Logan, dem Sohne des Cayuga-Häuptlings Schikellimus, zugeschrieben wird, ist die von ihm an Lord Dunmore im J. 1774 gerichtete. Ihre Aechtheit, die School-

craft (IV, 619 f.) neuerdings zu beweisen gesucht hat, steht nicht ganz außer Zweifel, da jenem auch noch eine zweite von ähnlichem Inhalt aus dem J. 1754 beigelegt wird, die weit weniger oratorisch und von viel geringerer Wirkung ist. Wir theilen sie hauptsächlich deshalb mit, weil sie als Muster indianischer Beredtsamkeit zu einer gewissen Berühmtheit gelangt ist. Zum Verständniß derselben bemerken wir nur noch daß die ganze Familie Logan's von den Leuten des Capt. Cresap verrätherischer Weise umgebracht worden war.

„Ich fordere jeden Weißen auf zu sagen ob er je in Logan's Hütte hungrig kam und er ihm nicht Speise gab, ob er je kalt und nackend kam und ob er ihn nicht kleidete.

Während des letzten langen blutigen Krieges blieb Logan ruhig in seiner Hütte und rieth immer zum Frieden. So groß war meine Liebe zu den Weißen, daß meine Landsleute wenn sie an meiner Hütte vorbeigingen, auf sie hinwiesen und sagten: „Logan ist der Freund der Weißen."

Ich hätte sogar daran gedacht ganz unter euch zu leben, hätte nicht ein Mann mir Böses gethan. Oberst Cresap ermordete im letzten Frühjahr mit kaltem Blut und aus eigenem Antriebe alle meine Verwandten, selbst meine Weiber und Kinder verschonte er nicht.

Kein Tropfen von meinem Blut läuft mehr in den Adern eines lebenden Wesens. Das rief mich zur Rache. Ich habe sie gesucht. Ich habe viele umgebracht. Ich habe meine Rache ganz gesättigt. Für mein Land freue ich mich der Sonne des Friedens. Aber denkt nicht daß dieß die Freude der Furcht sei. Logan hat nie Furcht gekannt. Nie wird er den Rücken wenden um sein Leben zu retten. Wer ist denn noch da der um Logan trauern könnte? — Nicht Einer!"

Als sicher ächt fügen wir einen Theil der Rede Canassateego's an den Gouv. von Maryland hinzu, nach Colden (II, 61) und der actenmäßigen Darstellung in A Treaty held at the town of Lancaster in Pennsylv. by the Lt. Governor with the Indians of the six nations in June 1744. Philad. 1744, p. 11. Zugleich benutzen wir diese und die folgenden Beispiele um in die später zu besprechenden Verhältnisse der Indianer zu den Weißen schon hier einen Blick thun zu lassen.

„Bruder, als du gestern die Streitigkeit um Land erwähntest, bist du auf die alte Zeit zurückgegangen und hast gesagt, ihr wäret über

hundert Jahre im Besitze von Maryland. Aber was sind hundert Jahre im Vergleich mit der Zeit aus welcher unser Anspruch stammt, mit der Zeit da wir hier aus der Erde kamen! Denn du mußt wissen daß vor viel längerer Zeit als vor hundert Jahren unsere Vorfahren hier aus der Erde gekommen und ihre Kinder immer hier geblieben sind.

Ihr seid aus der Erde gekommen in einem Lande jenseits des Meeres, dort mögt ihr einen gerechten Anspruch haben, aber hier müßt ihr anerkennen daß wir eure ältern Brüder sind und daß das Land uns gehörte lange ehe ihr etwas davon wußtet.

Es ist wahr daß vor mehr als hundert Jahren die Holländer in einem Schiffe hierher kamen und mancherlei Güter mitbrachten, Pfriemen, Messer, Aexte, Flinten und manches Andere das sie uns gaben; und als sie uns den Gebrauch dieser Dinge gelehrt und wir gesehen hatten was für Leute sie waren, gefielen sie uns so wohl daß wir ihr Schiff an den Büschen am Ufer festbanden. Später, da sie uns immer besser gefielen und wir die Büsche für zu schwach hielten, befestigten wir das Seil an Bäumen; da diese aber vom Sturm gebrochen oder morsch werden konnten, befestigten wir ihr Schiff an einen großen harten Felsen, und selbst damit über seine Sicherheit noch nicht beruhigt, schlangen wir das Seil um einen großen Berg*, machten es sehr fest und legten Wampum rund um dasselbe herum, und zu noch größerer Sicherheit setzten wir uns selbst wieder auf das Wampum um es zu schützen und gaben uns alle mögliche Mühe es vor jedem Schaden zu bewahren.

Während dieser ganzen Zeit haben die Ankömmlinge, die Holländer, unser Recht auf das Land anerkannt, uns von Zeit zu Zeit gebeten ihnen Theile desselben abzutreten und mit ihnen ein Friedens- und Freundschaftsbündniß zu schließen.

Später kamen die Engländer in das Land und wurden, wie man uns sagte, *ein* Volk mit den Holländern. Ein paar Jahre darauf kam ein englischer Gouverneur nach Albany, billigte die große Freundschaft die wir zu den Holländern hatten und wünschte sich mit uns eben so fest zu verbünden wie diese. Bei genauerer Untersuchung fand er daß das Seil, mit welchem das Schiff an dem großen Berge fest-

* Mit dem Felsen ist das Land der Oneidas, mit dem Berge Onondaga gemeint, wo die großen nationalen Angelegenheiten alljährlich gemeinsam von den Irokesen berathen werden.

unden war, nur von Wampum gehalten wurde das zerbrechen und
rderben kann, und sagte uns deshalb er wolle uns eine silberne Kette
en, die stärker wäre und ewig dauerte. Wir nahmen dieß an und
Kette hat seitdem stets gehalten.

Allerdings haben wir kleine Mißhelligkeiten mit den Engländern
abt und manche ihrer jungen Leute haben uns da zu Zeiten ge-
t, wir würden zu Grunde gegangen sein, wenn sie nicht in's Land
mmen wären und uns Aexte Flinten und andere Dinge gebracht
ten; aber wir haben ihnen immer zu verstehen gegeben daß sie sich
en, daß wir vor ihrer Ankunft gelebt haben und eben so gut oder
r, wenn wir den Erzählungen unserer Väter glauben. Wir hatten
als Platz genug und Jagdthiere in Menge die wir leicht fingen,
obgleich wir keine Messer Aexte und Flinten besaßen wie jetzt, so
ten wir doch Messer und Aexte von Stein und Bogen und Pfeile,
diese dienten uns eben so gut als die englischen die wir jetzt haben.
Wir sind jetzt in schlechterer Lage, haben bisweilen Mangel an
dthieren und leiden noch manche andere Noth, seit die Engländer
uns gekommen sind, besonders in Folge dieses Feder- und Dinten-
cks das hier auf dem Tische vor sich geht Ich will euch ein Bei-
l davon geben.

Unser Bruder Onas (der Gouverneur von Pennsylvania) kam vor
ger Zeit nach Albany um das Land am Susquehannah von uns
kaufen, aber unser Bruder der Gouverneur von New York, der
unserem Bruder Onas nicht in gutem Einvernehmen war, wider-
h es uns, weil er einen schlimmen Gebrauch davon machen würde.
Freund sich stellend rieth er uns, um jedem Betruge vorzubeugen,
er Land in seine Hand zu legen und versprach uns, er wolle es zu
erem Gebrauche aufheben und seine Hand fest schließen und sie nur
en auf unsern Wunsch. Wir vertrauten ihm, legten unser Land
seine Hand und baten ihn es uns aufzuheben. Aber nach einiger
t ging er nach England und nahm unser Land mit, und verkaufte
dort an unsern Bruder Onas für eine große Summe Geldes; und
wir auf Bitten unseres Bruder Onas geneigt waren ihm einiges
d zu verkaufen, sagte er uns daß er das Susquehanna-Land vom
uverneur von New York in England gekauft habe, obwohl er uns,
er den Betrug des letzteren erkannte, freigebig noch einmal dafür
hlte."

Daß auch den südlichen Völkern die Gabe der Rede nicht ma gelte, mögen folgende Beispiele aus neuerer Zeit zeigen.

Als die Cherokee bei General Jackson über die Ungerechtigkeit und Bedrückungen Klage führten die sich der Staat Georgia in deß Gebiet sie lebten, gegen sie erlaube, ließ ihnen dieser erwidern daß als Präsident gegen den Willen jenes Staates nichts für sie thun könn daß er als liebender Vater für sie als seine Kinder fühle, aber ihn rathe sich in ihr Schicksal zu fügen, ihr Land zu verlassen und na Westen zu ziehen. In der Versammlung welcher diese Botschaft mi getheilt wurde, hielt ein Häuptling folgende Rede:

„Brüder! Wir haben die Rede unseres großen Vaters gehört, ist voll Güte für uns. Er sagt, er liebe seine rothen Kinder.

Brüder! Als der weiße Mann zuerst an diese Küsten kam, gab die Muskogee ihm Land und machten ihm ein Feuer sich zu wärm und als die Bleichgesichter vom Süden (die Spanier) ihn angriff zogen ihre jungen Männer den Tomahawk und schützten sein Hau vor dem Skalpirmesser. Aber als der weiße Mann sich gewärmt hat am Feuer des Indianers und sich gesättigt an seinem Maisbrei, wurde er sehr groß, er reichte bis über die Berggipfel hinweg und sei Füße bedeckten die Ebenen und die Thäler. Seine Hände streckte aus bis zum Meere im Osten und im Westen. Da wurde er uns großer Vater. Er liebte seine rothen Kinder, aber sprach zu ihne „Ihr müßt ein wenig aus dem Wege gehen, damit ich nicht von u gefähr auf euch trete." Mit dem einen Fuße stieß er den rothen Ma über den Oconnee und mit dem andern trat er die Gräber seiner B ter nieder. Aber unser großer Vater liebte doch seine rothen Kind und änderte bald seine Sprache gegen sie. Er sprach viel, aber d Sinn von Allem war nur: „Geht ein wenig aus dem Wege, ihr s mir zu nahe." Ich habe viele Reden von unserm großen Vater g hört und alle begannen und endigten ebenso.

Brüder! Als er früher einmal zu uns sprach, da sagte er: „G ein wenig aus dem Wege, geht über den Oconnee und den Okmulg dort ist ein schönes Land." Er sagte auch: „es soll euer sein für i mer." Jetzt sagt er: „das Land in dem ihr wohnt ist nicht euer, g über den Mississippi, dort ist gute Jagd, dort sollt ihr bleiben, lange Gras wächst und Wasser fließt."

Wird nicht unser großer Vater auch dahin kommen?
seine rothen Kinder und seine Zunge ist ohne Falsch."
itenstück zu der vorstehenden Rede ist die noch bedeutendere
w-Häuptlings, des Obersten Cobb, eines Mischlinges von
Antwort an den Agenten der Vereinigten Staaten, wahr-
s dem Jahre 1843.

r! Wir haben deine Rede gehört, wie wenn sie von den
res großen Vaters käme, des großen weißen Häuptlings
ton, und mein Volk hat mir aufgetragen zu dir zu spre-
othe Mann hat keine Bücher, und wenn er seine Meinung
vill, wie sein Vater vor ihm, so spricht er sie aus durch
en Mund. Er fürchtet die Schrift. Wenn er selbst spricht,
s er sagt, der große Geist hört ihn. Schrift ist die Erfin-
leichgesichter, sie gebiert Irrthum und Streit. Der große
— wir hören ihn im Donner, im brausenden Sturm,
tigen Woge — aber er schreibt niemals.

! Da du jung warst, waren wir stark, wir kämpften an
, jetzt aber ist unser Arm gebrochen. Ihr seid groß, mein
n geworden.

! Meine Stimme ist schwach, du kannst sie kaum hören;
t den Ruf eines Krieges erschallen, sondern den Ruf eines
es; ich habe sie verloren durch das Klagen über das Un-
Volkes. Hier sind die Gräber der Geschiedenen, in diesen
n hörst du das Rauschen ihrer Geister. Ihre Asche ist hier
d zurückgeblieben um sie zu schützen. Unsere Krieger sind
it nach Westen gezogen, aber hier sind unsere Todten.
wir gehen und ihre Gebeine den Wölfen überlassen?

! Wir haben zweimal geschlafen seitdem wir dich reden
ir haben darüber nachgedacht. Du willst daß wir unser
sen sollen und sagst uns es sei der Wunsch unseres Vaters.
n sein Mißfallen nicht erregen. Wir verehren ihn wie du.
Aber der Choctaw denkt immer nach. Wir brauchen Zeit
vorten.

! Unsere Herzen sind voll. Vor zwölf Wintern haben un-
nge unser Land verkauft. Jeder Krieger den du hier siehst,
den Vertrag. Wenn die Todten hätten mitreden können,
nmer zu Stande gekommen; aber ach! obwohl sie rings-

umher standen, konnte man sie nicht sehen noch hören. Ihre Thränen kamen in den Regentropfen herab und ihre Stimmen im klagenden Winde, aber die Bleichgesichter wußten nichts davon und nahmen unser Land.

Bruder! Wir wollen jetzt nicht klagen. Der Choctaw leidet, aber er weint nicht. Euer Arm ist stark und wir vermögen nichts gegen ihn: aber das Bleichgesicht betet zum großen Geiste und so thut der rothe Mann. Der große Geist liebt Wahrheit. Da ihr unser Land wegnahmt, verspracht ihr uns ein anderes. Dort steht euer Versprechen im Buche. Zwölfmal sind die Blätter von den Bäumen gefallen, aber wir haben kein Land erhalten. Unsere Häuser sind uns genommen worden. Der Pflug des weißen Mannes gräbt die Gebeine unserer Väter aus der Erde. Wir wagen nicht unsere Feuer anzuzünden, und doch habt ihr gesagt wir sollen hier bleiben und ihr wolltet uns Land geben.

Bruder! Ist das Wahrheit? Aber wir glauben jetzt daß unser großer Vater unsere Lage kennt, er wird uns hören. Wir sind wie trauernde Waisen in unserem Lande, aber unser Vater wird uns bei der Hand nehmen. Wenn er sein Versprechen erfüllt, wollen wir auf seine Rede antworten. Er meint es gut. Wir wissen es. Aber wir können jetzt nicht darüber nachdenken. Der Kummer hat uns zu Kindern gemacht. Wenn unsere Sache geordnet ist, werden wir wieder Männer sein und mit unserm großen Vater reden über den Vorschlag den er uns gemacht hat.

Bruder! Du stehst in den Mocassins (im Dienste) eines großen Häuptlinges, du sprichst die Worte eines mächtigen Volkes und deine Rede war lang. Mein Volk ist klein, sein Schatten reicht kaum bis an dein Knie, es ist zerstreut und fortgegangen. Wenn ich rufe, höre ich meine Stimme in der Tiefe der Wälder, aber keine Antwort kommt zurück. Meiner Worte sind darum wenige. Ich habe nichts mehr zu sagen als dich zu bitten daß du meine Rede dem großen Häuptlinge der Bleichgesichter mittheilst dessen Bruder neben dir steht."

Der Choctaw-Häuptling Puschmataha, ein Indianer von reinem Blute, obwohl von Herzen ganz den Weißen zugethan, richtete 1824 an Lafayette, der gerade in Washington war als jener an der Spitze einer Gesandtschaft dahin kam, zur Begrüßung folgende Anrede: „Fast funfzigmal ist der Schnee geschmolzen seit du das Schwert als

Brüder! Wird nicht unser großer Vater auch dahin kommen? Er liebt ja seine rothen Kinder und seine Zunge ist ohne Falsch.“

Ein Seitenstück zu der vorstehenden Rede ist die noch bedeutendere des Choctaw-Häuptlings, des Obersten Cobb, eines Mischlinges von Furt, eine Antwort an den Agenten der Vereinigten Staaten, wahrscheinlich aus dem Jahre 1843.

„Bruder! Wir haben deine Rede gehört, wie wenn sie von den ppen unseres großen Vaters käme, des großen weißen Häuptlings Washington, und mein Volk hat mir aufgetragen zu dir zu spre- n. Der rothe Mann hat keine Bücher, und wenn er seine Meinung theilen will, wie sein Vater vor ihm, so spricht er sie aus durch en eigenen Mund. Er fürchtet die Schrift. Wenn er selbst spricht, iß er was er sagt, der große Geist hört ihn. Schrift ist die Erfin- ng der Bleichgesichter, sie gebiert Irrthum und Streit. Der große ist spricht — wir hören ihn im Donner, im brausenden Sturm, der mächtigen Woge — aber er schreibt niemals.

Bruder! Da du jung warst, waren wir stark, wir kämpften an ner Seite, jetzt aber ist unser Arm gebrochen. Ihr seid groß, mein lk ist klein geworden.

Bruder! Meine Stimme ist schwach, du kannst sie kaum hören; läßt nicht den Ruf eines Krieges erschallen, sondern den Ruf eines nes Kindes; ich habe sie verloren durch das Klagen über das Un- ck meines Volkes. Hier sind die Gräber der Geschiedenen, in diesen en Fichten hörst du das Rauschen ihrer Geister. Ihre Asche ist hier d wir sind zurückgeblieben um sie zu schützen. Unsere Krieger sind d alle weit nach Westen gezogen, aber hier sind unsere Todten. llen auch wir gehen und ihre Gebeine den Wölfen überlassen?

Bruder! Wir haben zweimal geschlafen seitdem wir dich reden rten. Wir haben darüber nachgedacht. Du willst daß wir unser nd verlassen sollen und sagst uns es sei der Wunsch unseres Vaters. ir möchten sein Mißfallen nicht erregen. Wir verehren ihn wie du, in Kind. Aber der Choctaw denkt immer nach. Wir brauchen Zeit m zu antworten.

Bruder! Unsere Herzen sind voll. Vor zwölf Wintern haben un- re Häuptlinge unser Land verkauft. Jeder Krieger den du hier siehst, war gegen den Vertrag. Wenn die Todten hätten mitreden können, wäre er nimmer zu Stande gekommen; aber ach! obwohl sie rings-

d. h. der selbstständigen Männer, war die souveräne Macht; bald war es die Intrigue, bald die Beredtsamkeit welche hier den Ausschlag gaben; vielfache Unschlüssigkeit, langes Schwanken im Entschluß, allgemeine Planlosigkeit, Zersplitterung der Kräfte waren die häufigen und natürlichen Folgen dieser Verhältnisse.

Die Irokesen hatten zwar zwei oberste Kriegshäuptlinge, doch kam diesen nicht sowohl die Leitung im Kriege selbst, als vielmehr der Entwurf des Planes und die Sorge für dessen Ausführung im Allgemeinen zu; die meisten kriegerischen Unternehmungen gingen von Einzelnen aus, deren Ansehen andere dazu herbeizog (Morgan 73). Wer durch eigene Verluste gestachelt, zur Rache am Feinde auffordern will, malt sich schwarz, fastet und trauert, beachtet seine Träume und veranstaltet ein Festmahl für die welche geneigt sind mit ihm auszuziehen (Morse App. 130). Das Hauptgericht bei diesem Mahle war Hundefleisch bei den Irokesen, Arkansas u. a., weil der Muth des Hundes der bis zur Aufopferung für seinen Herrn in der Vertheidigung geht, auch dem Krieger eigen sein soll (Bossu I, 112). Wer mitißt, wer den Kriegsgesang und Kriegstanz mitausführt, in welchem man sich durch die pantomimische Darstellung der Heldenthaten der Vorfahren begeistert (Colden I, 7), verpflichtet sich dadurch zur Theilnahme an dem Unternehmen das der Versammlung vorgeschlagen und von ihr besprochen worden ist. Dieß geschah bei andern Völkern durch gemeinsames Rauchen, durch Uebergabe einer Wampumschnur oder eines Stückes Baumrinde auf welchem das Zeichen des Namens (Totem) stand; wieder zurückzutreten galt dann für schmachvoll und führte bisweilen Verluste an Eigenthum oder selbst Vertreibung herbei (Keating I, 121, Jones II, 165). Bei wichtigen allgemeinen Unternehmungen wurde der Bruch der eingegangenen Verpflichtung, die zu übernehmen einem jeden freistand, von den Matronen sonst sogar mit dem Tode bestraft; auch anderwärts erlitt der Feige bisweilen den Tod (Lafitau II, 186, Hunter 298). Dagegen fand ein massenweiser Abfall vom Anführer nicht selten statt, wenn im Laufe der Ausführung das Unternehmen mißlingen zu wollen oder den persönlichen Vortheil der Einzelnen zu gefährden schien. Das Mißlingen wurde sogar dem Führer leicht gefährlich, wenn man es als eine Folge davon ansah, daß er unrein sei und irgend welche religiösen Pflichten übertreten habe (Adair 388). Den Kriegstanz b

Irokesen, die ihn begleitenden Gesänge, welche in einer todten Sprache abgefaßt zu sein scheinen, und die Reden welche bei dieser Gelegenheit gehalten zu werden pflegten, hat Morgan (268 ff.) trefflich beschrieben.

In diesem Mangel an fester Vereinigung der Kräfte und der damit verbundenen vielfachen Planlosigkeit lag eine der Hauptursachen, aus welchen die Weißen den Eingeborenen so überlegen waren. Bei den Dakota gab es zwar Bündnisse von religiöser Art die durch Tänze und Fasten eingeweiht, die Theilnehmer verpflichteten selbst ohne Waffen allen Gefahren zu trotzen, aber sie erstreckten sich nur auf 30 bis 40 Krieger, wurden nur auf eine bestimmte Zeit geschlossen und häufig durch den Tod eines Mitgliedes allein wieder aufgelöst (Keating I, 436). In ähnlicher Weise pflegte die junge Mannschaft mancher Stämme im Felsengebirge, sobald sie waffenfähig geworden war, in die Wildniß zu ziehen und dort ihre religiösen Ceremonien zu verrichten, um nur mit dem Blute der Feinde befleckt wieder nach Hause zurückzukehren (Dunn 327), aber alle solche Streifpartieen waren einer wohl disciplinirten Truppe sehr ungefährlich. Außer dem Irokesenbunde und dem der Creekvölker hat in neuerer Zeit fast nur noch die Conföderation der Schwarzfüße einige Bedeutung und etwas längeren Bestand gewonnen. Sie besteht, wie früher erwähnt, aus den Satsika Kena Piekan Arpahoe und Sarsi, deren versammelte Häuptlinge über alle allgemeinen Angelegenheiten beschließen und ihren Spruch durch den Kriegshäuptling und dessen Leute vollstrecken lassen (Schoolcraft V, 686).

Die Hauptleidenschaft des Indianers, sein eigentliches Lebenselement war der Krieg, der Ruhm der Tapferkeit das höchste Ziel seines Ehrgeizes. Es gab viele Völker für die der Krieg ein regelmäßig wiederkehrendes Bedürfniß und ein alljährlich zu bestimmter Zeit unternommenes Geschäft geworden ist. Es war nichts Ungewöhnliches Züge bis zu 200 deutschen Meilen zu machen um den Feind aufzusuchen, obwohl die Schlachten nur selten zu großen Menschenverlusten führten. In den nördlicheren Gegenden waren die Irokesen, in den südlicheren die Chickasaw das kriegerisch tapferste Volk (Charlevoix 118). So lange der Creek sich noch keinen Kriegs-Namen erworben hatte, blieb er zu niederen Diensten verurtheilt; erwarb er sich überhaupt keinen, so hieß er ein „altes Weib" oder „Niemand" (Swan bei Schooler. V, 280). Wer keine Kriegsthaten aufzuweisen hatte,

d. h. der selbstständigen Männer, war die souveräne Macht; bald war es die Intrigue, bald die Beredtsamkeit welche hier den Ausschlag gaben; vielfache Unschlüssigkeit, langes Schwanken im Entschluß, allgemeine Planlosigkeit, Zersplitterung der Kräfte waren die häufigen und natürlichen Folgen dieser Verhältnisse.

Die Irokesen hatten zwar zwei oberste Kriegshäuptlinge, doch kam diesen nicht sowohl die Leitung im Kriege selbst, als vielmehr der Entwurf des Planes und die Sorge für dessen Ausführung im Allgemeinen zu; die meisten kriegerischen Unternehmungen gingen von Einzelnen aus, deren Ansehen andere dazu herbeizog (Morgan 73). Wer durch eigene Verluste gestachelt, zur Rache am Feinde auffordern will, malt sich schwarz, fastet und trauert, beachtet seine Träume und veranstaltet ein Festmahl für die welche geneigt sind mit ihm auszuziehen (Morse App. 130). Das Hauptgericht bei diesem Mahle war Hundefleisch bei den Irokesen, Arkansas u. a., weil der Muth des Hundes der bis zur Aufopferung für seinen Herrn in der Vertheidigung geht, auch dem Krieger eigen sein soll (Bossu I, 112). Wer mitißt, wer den Kriegsgesang und Kriegstanz mitausführt, in welchem man sich durch die pantomimische Darstellung der Heldenthaten der Vorfahren begeistert (Colden I, 7), verpflichtet sich dadurch zur Theilnahme an dem Unternehmen das der Versammlung vorgeschlagen und von ihr besprochen worden ist. Dieß geschah bei andern Völkern durch gemeinsames Rauchen, durch Uebergabe einer Wampumschnur oder eines Stückes Baumrinde auf welchem das Zeichen des Namens (Totem) stand; wieder zurückzutreten galt dann für schmachvoll und führte bisweilen Verluste an Eigenthum oder selbst Vertreibung herbei (Keating I, 121, Jones II, 165). Bei wichtigen allgemeinen Unternehmungen wurde der Bruch der eingegangenen Verpflichtung, die zu übernehmen einem jeden freistand, von den Huronen sonst sogar mit dem Tode bestraft; auch anderwärts erlitt der Feige bisweilen den Tod (Lafitau II, 186, Hunter 298). Dagegen fand ein massenweiser Abfall vom Anführer nicht selten statt wenn im Laufe der Ausführung das Unternehmen mißlingen zu wollen oder den persönlichen Vortheil der Einzelnen zu gefährden schien. Das Mißlingen wurde sogar dem Führer leicht gefährlich, wenn man es als eine Folge davon ansah, daß er unrein sei und irgend welche religiösen Pflichten übertreten habe (Adair 388). Den Kriegstanz b

Irokesen, die ihn begleitenden Gesänge, welche in einer todten Sprache abgefaßt zu sein scheinen, und die Reden welche bei dieser Gelegenheit gehalten zu werden pflegten, hat Morgan (268 ff.) trefflich beschrieben.

In diesem Mangel an fester Vereinigung der Kräfte und der damit verbundenen vielfachen Planlosigkeit lag eine der Hauptursachen, aus welchen die Weißen den Eingeborenen so überlegen waren. Bei den Dakota gab es zwar Bündnisse von religiöser Art die durch Tänze und Fasten eingeweiht, die Theilnehmer verpflichteten selbst ohne Waffen allen Gefahren zu trotzen, aber sie erstreckten sich nur auf 30 bis 40 Krieger, wurden nur auf eine bestimmte Zeit geschlossen und häufig durch den Tod eines Mitgliedes allein wieder aufgelöst (Keating I, 436). In ähnlicher Weise pflegte die junge Mannschaft mancher Stämme im Felsengebirge, sobald sie waffenfähig geworden war, in die Wildniß zu ziehen und dort ihre religiösen Ceremonien zu verrichten, um nur mit dem Blute der Feinde befleckt wieder nach Hause zurückzukehren (Dunn 327), aber alle solche Streifpartieen waren einer wohl disciplinirten Truppe sehr ungefährlich. Außer dem Irokesenbunde und dem der Creekvölker hat in neuerer Zeit fast nur noch die Conföderation der Schwarzfüße einige Bedeutung und etwas längeren Bestand gewonnen. Sie besteht, wie früher erwähnt, aus den Satsika Kena Piekan Arpahoe und Sarsi, deren versammelte Häuptlinge über alle allgemeinen Angelegenheiten beschließen und ihren Spruch durch den Kriegshäuptling und dessen Leute vollstrecken lassen (Schoolcraft V, 686).

Die Hauptleidenschaft des Indianers, sein eigentliches Lebenselement war der Krieg, der Ruhm der Tapferkeit das höchste Ziel seines Ehrgeizes. Es gab viele Völker für die der Krieg ein regelmäßig wiederkehrendes Bedürfniß und ein alljährlich zu bestimmter Zeit unternommenes Geschäft geworden ist. Es war nichts Ungewöhnliches Züge bis zu 200 deutschen Meilen zu machen um den Feind aufzusuchen, obwohl die Schlachten nur selten zu großen Menschenverlusten führten. In den nördlicheren Gegenden waren die Irokesen, in den südlicheren die Chickasaw das kriegerisch tapferste Volk (Charlevoix 418). So lange der Creek sich noch keinen Kriegs-Namen erworben hatte, blieb er zu niederen Diensten verurtheilt; erwarb er sich überhaupt keinen, so hieß er ein „altes Weib“ oder „Niemand“ (Swan bei Schoolcr. V, 280). Wer keine Kriegsthaten aufzuweisen hatte,

bekam bei vielen Völkern kein Weib, konnte an den Rathsversamm-lungen und selbst an den meisten Festen nicht Theil nehmen. D waffenfähigen jungen Männer waren, so lange sie noch keine Prob der Tapferkeit abgelegt hatten, gewissen Einschränkungen unterwo fen die der Aberglaube verlangte (Tanner I, 248). Die berühmte Helden, pnieses in Neu England, eine Art von Adel, glaubte ma sogar mit höheren Geistern im Bunde, die sie schützten und unve wundbar machten. Sie waren höchst eifersüchtig auf ihre Ehre, ih Kinder wurden hart erzogen und durch den Genuß von gewissen E brechen erregenden Tränken und andere Arten der Selbstpeinigung fü ihren Stand herangebildet (Young a, 359).

Dem vorherrschenden kriegerischen Sinne der Indianer hat ma ihre Tapferkeit oft wenig entsprechend gefunden. Abgesehen davo daß sich die einzelnen Völker in dieser Rücksicht verschieden verhalte und daß in neuer und neuester Zeit mit der physischen Verküm merung der Indianer auch eine sittliche Entartung derselben eingetr ten ist, liegt der Grund dieser Erscheinung in der Verschiedenheit ihr Begriffe von Tapferkeit und Heldenmuth von den unsrigen. Offe Feldschlachten, wie sie die Weißen zu liefern pflegen, sind zwar von de Irokesen oft geschlagen worden, die als Bundesgenossen der Englä der gegen die Franzosen immer im Kampfe wenigstens eben so lang Stand hielten als jene, und selbst vor der Ueberzahl nicht zurückwiche (Lafitau II, 250, Colden); auch zwischen den Dakota und Me tari ist es zu förmlichen Schlachten gekommen, und den Osagen wir obwohl im Widerspruch mit andern Zeugnissen, dieselbe Weise d Kriegführung zugeschrieben (Pr. Max. c, II, 68, Paul Wilh. 22 Dieß sind jedoch seltene Ausnahmen. Die Kühnheit mit welcher d Europäer in offenem Felde der Gefahr sich bloß stellt, erscheint de Indianer geradezu als albern; seinen Ruhm sucht er vorzüglich i Waffenthaten, bei denen Schlauheit Schnelligkeit und Verwegenhe mit einander verbunden, eben so sehr den Erfolg sichern als sie zu gleich das eigene Leben decken. Er verläßt sich daher fast immer a listige Ueberfälle und den ersten Anlauf, Rückzug und Flucht gel ihm, wo sie vortheilhaft erscheinen, für nichts weniger als schimpfli „Es ist sein Ruhm zum Feinde heranzuschleichen wie ein Fuchs, anzugreifen wie ein Tiger und wieder zu fliehen wie ein Vogel“ (W 57). Eine ganze Truppe geht deshalb selbst zum Angriff eines Ei

jenen oft nicht vor, wenn dieser eine kampfbereite und einigermaßen sichere Stellung eingenommen hat (Gregg I, 56), besonders, müssen wir hinzufügen, in neuerer Zeit, und wo es sich nicht um eigentlichen Krieg, sondern um einen räuberischen Anfall handelt.

Wenn wir lesen daß 6—8 Delawares einst auf eine große Reise sich begaben und in den Dörfern wo sie eine freundliche Aufnahme gefunden hatten, zum Abschied das Kriegsgeschrei erhoben, einige Skalps mitnahmen und dann die Flucht ergriffen, oder daß ein Dakota sich Nachts in ein Panidorf schlich, dort eine Hütte erstieg, durch den Rauchfang hinabgelassen sich seine Schlachtopfer mit Ruhe aussuchte und in seiner blutigen Arbeit fortfuhr, bis er durch das Geschrei eines Kindes gestört das Kriegsgeschrei ausstieß und floh, so haben wir für solche Heldenthaten nur Abscheu, keine Bewunderung. Indessen fehlt es bei den Indianern auch nicht an Beispielen von Tapferkeit Heldenmuth und Seelengröße, die unserem moralischen Maßstabe besser entsprechen (vgl. Parkman a, II, 46, Adair 392, Perrin du Lac I, 203). Außer den Irokesenkriegen sind besonders die äußerst erbitterten Kämpfe der Creek und Seminolen gegen die Weißen reich an Beweisen höchster Tapferkeit und Standhaftigkeit (J. L. Thomson I, 362, 383), und Adair (319) versichert daß ihm kein Fall in der Geschichte der südlichen Völker bekannt sei, in welchem auf der Flucht vor der Uebermacht des Feindes die Weiber und Kinder von ihnen preisgegeben worden seien. Als man den Indianern von Fond du Lac den Vorwurf der Feigheit gemacht hatte, verbanden sich deren 13 um ihren Ruf zu retten, griffen eine Schaar von 100 Sioux an und fielen alle bis auf den letzten, der die Kunde von dem Ausgange des Kampfes nach Hause zu bringen vorher bestellt worden war (Frost 426). Es ist müßig an dem Heroismus von Menschen wie die Irokesen zu zweifeln, bei denen man Kinder von 5—6 Jahren miteinander wetteifern sah, wer von ihnen im Stande sei eine glühende Kohle am längsten auf dem Arme zu halten (Lafitau II, 280).

Eroberungskriege sind außer von den Irokesen nicht leicht von den Indianern unternommen worden. Sie kämpften in den meisten Fällen um ihre Subsistenz, um den Besitz ihres Jagdgebietes oder der Fischereien (Ojibway und Sioux, Copway 55), um den Besitz des Landes ihrer Väter, deren Gebeine in früherer Zeit häufig ausgegraben und mitgenommen wurden, wenn sie fortzogen (Carver). Die

gewöhnlichen Veranlassungen zum Kriege gaben Noth, Grenzverletzung, der Aberglaube, welcher in Todesfällen die Wirkung einer Zauberei aus der Ferne sah, die Blutrache und der eingewurzelte erbitterte Haß der sich aus ihr entwickelte und von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, allmälich ganze Völker in tödtliche Feindschaft stürzte und bisweilen dem Untergange entgegenführte.

Ehrliche Kriege, im Gegensatz zu bloßen Raubkriegen und alten nie geschlichteten, nur zeitweise ruhenden Fehden, wurden förmlich erklärt, meist auf symbolische Weise, durch ein Bündel Pfeile das auf dem Wege aufgestellt oder in eine Klapperschlangenhaut gewickelt überschickt wurde (Elliott I, 80) in Neu England, in Florida durch einen Pfeil mit einem daran befestigten Haarbüschel, anderwärts durch Uebersendung einer Axt oder eines Spießes mit roth bemaltem Stiele mittelst eines Sklaven (Laudonnière 164, Carver 266). Um ein Volk zur Bundesgenossenschaft aufzufordern schickte man ihm eine Axt oder einen Wampumgürtel, die von jenem dann entweder aufgenommen oder zurückgewiesen wurden. War von dem hohen Rathe der Irokesen Krieg beschlossen, so schlug man in jedem Dorfe eine roth gemalte Axt mit rothen Federn und schwarzem Wampum in den sogenannten Kriegspfahl und es stand von da an einem jeden frei eine Unternehmung zu organisiren (Morgan 339). Auf den Auszug zum Kriege bereitete man sich durch religiöse Ceremonien vor: die jungen Leute mußten vorher drei Tage lang im Schwitzhause zubringen und nahmen einen Talisman (Kriegsmedicin) mit, einen Knochen von der Schlange und einen von der wilden Katze (Morse App. 100); Purificationen durch Purganzen Fasten und Opfer vor dem Auszuge, Enthaltsamkeit vom Umgange mit Weibern unmittelbar vor und selbst nach dem Kriege scheinen allgemein gebräuchlich gewesen zu sein (Dunn 94, Say bei James I, 293, Adair 159). Nach der Rückkehr von den ersten Kriegsthaten soll bei den Natchez sogar eine sechsmonatliche Enthaltsamkeit eingetreten sein (Lettres édif. I, 761). Wer seine Ausrüstung zum Kriege nicht selbst zu beschaffen vermochte, wurde von den Reicheren oder von dem der an der Spitze des Unternehmens stand, ausgestattet (Tanner I, 297).

Ueble Vorbedeutungen und schlimme Träume stören den Kriegszug, man entschließt sich dann zur Umkehr (Adair 381). Geht er ungehindert vorwärts, so handelt es sich vor Allem darum Anzahl

Stellung und Operationen des Feindes genau auszukundschaften, was mit so großer Vorsicht und Sorgfalt geschieht, daß die Weißen sehr oft in nächster Nähe an den Büschen vorbeigegangen sind in denen die Indianer versteckt lagen. Der Indianer im Versteck schließt bei Gefahr selbst die Augen um sich durch deren Glanz nicht zu verrathen (Alexander 38). Oft verkleiden sie sich in Thiere oder geben einander durch nachgeahmte Thierstimmen verabredete Signale. Um ihre Anzahl nicht durch die Spur zu verrathen, marschiren sie gewöhnlich alle in einer langen Reihe (Indian file), der eine genau in den Fußtapfen des andern. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln sichern sie sich oft nur schlecht oder gar nicht gegen Ueberfälle, da sie in dieser Hinsicht auf ihre Schutzgeister vertrauen (Carver); nur die Irokesen und einige andere Völker pflegten im Kriege regelmäßige Nachtwachen auszustellen (Charlevoix 102, Pr. Max. c, II, 198). Die Ausstoßung des Kriegsgeschreies, dessen schneidender Ton nur von Wenigen ohne Grausen gehört wird, und bisweilen einen Büffel oder Bären betäubt und fluchtunfähig gemacht haben soll (Tanner I, 295), ist das Zeichen zum Angriff. Von der außerordentlichen Geschicklichkeit und Kraft im Bogenschießen und dem gewandten Ausweichen durch Seitensprünge von Seiten des Gegners erzählt schon Cabeza de Vaca (537); mit großer Sicherheit wurde auch die Streitaxt geworfen, und vor Allem die Irokesen, welche schon um 1682 mit Flinten versehen waren, wußten auch diese sehr geschickt zu gebrauchen (W. Smith 81). Kämpfe zu Wasser kamen nicht vor.

Die Verwundeten und Todten zurücklassen zu müssen galt als ein großes Unglück und gab zugleich dem Feinde der das Feld behauptete, Kunde von dem erlittenen Verlust; daher nehmen die Indianer der Prairieen immer eine Anzahl von ledigen Pferden mit in den Krieg um die Kampfunfähigen fortzuschaffen (Kendall I, 222). Dagegen haben die Knisteno die sonderbare Sitte ihre getödteten Krieger schön geschmückt dem Feinde auszusetzen — wahrscheinlich in der Absicht der Bezauberung —, von welchem sie in Stücke gehauen werden (de Smet 115). So wenig Ritterliches die Kriegsführung der Indianer im Allgemeinen hat, so ist doch auch bisweilen eine Art von Duell unter den Häuptlingen oder den Tapfersten der feindlichen Parteien an die Stelle des allgemeinen Kampfes getreten; ja die Arkansas theilten einst mit den Chickasaw ihr Pulver, da diese daran Mangel litten,

griffen sie dann erst an und besiegten sie (Nuttall 85). Ein [illegible] fühl ähnlicher Art das alle äußeren Vortheile über den Feind [illegible] schmäht, um ihn nur durch eigene Tapferkeit zu überwinden, [illegible] die Algonkin, als sie im Jahre 1609 nach Verschanzung des [illegible] den Irokesen die Schlacht anboten, den Angriff aber unterließen, [illegible] diese ihnen vorstellten daß die Nacht schon hereinzubrechen [illegible] beide Partleien überließen sich ruhig dem Schlafe (Charlevoix [illegible] Heckewelder (300) behauptet daß Gesandte in älterer Zeit [illegible] während des Krieges unverletzlich gewesen seien und unter dem [illegible] des großen Geistes gestanden hätten, Adair (278) und Laf[illegible] (II, 314) aber stellen dieß in Abrede. Sicherer ist daß es für alle [illegible] licheren Völker ein gemeinsames nationales Heiligthum gab, in [illegible] Nähe jede Feindseligkeit aufhören mußte, weil dort einst der [illegible] Geist zu den Menschen geredet und sie zur Einigkeit unter ein[illegible] ermahnt hatte, den früher schon erwähnten Rothpfeifenstein[illegible] von Prairie du chien.

Von Schonung war in den Indianerkriegen meist keine [illegible] außer wenn sie der eigene Vortheil gebot. In Virginien zwar [illegible] den in alter Zeit die Häuptlinge (weroances) Weiber und Kinder [illegible] Kriege nicht getödtet, sondern zu Gefangenen gemacht (Strac[illegible] 107), auch die Huronen brachten Weiber und Kinder nur in [illegible] Fällen um (Sagard 186, 214); der Ehrgeiz des Siegers strebte [illegible] nach dem Skalp des Feindes und dieß ließ keine Schonung zu. [illegible] Skalp zu nehmen wurde nicht selten gefährlich, da Verwundete [illegible] weilen sich todt stellten und mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte [illegible] Sieger niederschlugen der sich ihres Haarschopfes bemächtigen wollte. Daß die Sitte des Skalpirens um 1675 noch neu gewesen sei [illegible] ursprünglich von den Franzosen in Canada herrühre (Talvj 571 not.), ist unrichtig, da sie schon von Laudonnière (164) in Florida [illegible] von Strachey in Virginien erwähnt wird; den Apachen scheint [illegible] fremd geblieben zu sein (Schoolcr. V, 212). Wie groß die Begierde nach dieser Trophäe auch anderwärts war, ersieht man daraus, daß einst ein Missionär im Kriege ein lebendes Kind nur gegen einen Skalp von einem Huronen eintauschen konnte (Lettres édif. I, 718). Wo der Kampf erbittert und anhaltend war, mordeten die Sieger bisweilen bis zu gänzlicher eigener Erschöpfung, und obgleich in den Kriegen im Vergleich mit den unsrigen oft nur wenig Blut floß, sahen sich [illegible]

) die Irokesen durch bedeutende Menschenverluste genöthigt
ithen mit gefangenen Weibern einzugehen und Fremde in
Anzahl in ihren Stamm aufzunehmen (La Potherie

r Ruhm des Läufers beneidet wird der das Jagdwild nie-
n vermag, so ist es auch ein Gegenstand des Ehrgeizes eine
chaft zuerst zu überbringen (Kohl I, 170). Die aus dem
nkehrenden Sieger, welche auf dem Marsche ihre Gefange-
s mit Armen und Beinen an vier Pfähle und außerdem noch
igenen Leib fesselten, wurden bei manchen Völkern festlich
, bei den Irokesen pflegten sie nur einen stillen Einzug zu
erst ihre eigenen Todten zu beklagen und erst später bei der
Siegesfestes ihre Thaten zu erzählen (Heriot 455, W.
l). An einem geschälten Baume (Colden I, 8), ander-
uptsächlich an den Pfeifenröhren wurden die Kriegsthaten
nittenen Figuren dargestellt (Adair 424). Bei den Nord-
galten die mit Blut befleckten Krieger als unrein, durften
en, waren manchen Speiseverboten unterworfen u. dergl.
arne 189). Der Friedensschluß geschah durch feierliches
der Streitaxt und Uebergabe von Wampumgürteln in all-
Versammlung, und wurde bei vielen Völkern durch gemein-
s Rauchen aus der Friedenspfeife besiegelt. Diese letztere
nicht allgemein, die Irokesen und die Indianer des unteren
mes hatten sie nicht (Lafitau II, 314). Ob sie erst, wie
h (145) glaubt, im 17. Jahrhundert größere Ausbreitung
habe, wird sich schwer entscheiden lassen; wahrscheinlich ist
, da die Friedenspfeife schon von Pater Marquette (54,
n von Hennepin und Carver erwähnt und beschrieben
t. Sie wird von den Indianern als ein Geschenk der Sonne
lenschen bezeichnet (La Potherie II, 14); die Pani sollen
von ihr erhalten haben, und sie richten daher die Pfeife zu-
n Himmel, dann gegen die Erde, dann horizontal um ihren
hen den Frieden darzubieten (Morse App. 237). Nach
tte wurde sie von den Illinois auch gegen die Sonne er-
n gutes Wetter zu erhalten. Jedenfalls war das Rauchen
e ursprünglich eine religiöse Ceremonie und schützte schon in
it vor Feindseligkeit oder gab doch die eigene friedliche Ge-

sinnung kund. Die Friedenspfeife war von rothem Thon oder Marmor mit einem Rohre von 2½—4' Länge, das mit Figuren schön bemalt und mit bunten Federn, auch mit Haarlocken reich verziert wurde. Die Angaben darüber sind verschieden, da jedes Volk sie auf andere Weise schmückte, so daß auf den ersten Blick zu erkennen war, welchem Stamme die Pfeife zugehörte (Carver 303, Archaeol. Am. I, 70). Um Frieden beim Feinde zu bitten, wie die treulosen Jowa bei den Weißen thaten (Paul Wilh. 240), ist sonst dem Indianer fremd, er erbittet und gewährt keine Gnade außer nach vollständigem Siege, sondern hält seine Sache mit den Waffen aufrecht bis zum Untergange seines Volkes.

Eine Auswechselung der Gefangenen fand bei den Indianern gar nicht statt; diese wurden entweder umgebracht, in eine Familie adoptirt oder zu Sklaven gemacht. In den beiden letzteren Fällen verdanken sie ihr Leben der Gnade des Feindes und werden von ihrem eigenen Volke zurückgestoßen, wenn sie zu diesem entfliehen sollten (Carver 294). Das Gewöhnlichste war daß die waffenfähigen Männer getödtet, Weiber und Kinder als Gefangene in einer dienstbaren Stellung gehalten wurden. Die Irokesen gaben bisweilen einen großen Krieger seinem Volke zurück und dieser war dann moralisch verpflichtet sich vom Kampfe fern zu halten (Morgan 341). Sklaven wurden die Gefangenen bei ihnen niemals (Colden I, 11, anders Lafitau), sondern zunächst führte man sie im Triumphe umher und ließ sie Spießruthen laufen, dann bot man sie den Familien an welche Verluste im Kriege erlitten hatten. Wurden sie von diesen als Ersatz angenommen, so trat die Adoption ein, durch welche sie den Namen und alle bürgerlichen Rechte dessen erhielten den sie zu ersetzen bestimmt waren; wurden sie verschmäht, so erlitten sie einen qualvollen Tod (Colden I, 9). Die gewöhnliche Weise der Marter war die, daß der Gefangene an einen Pfahl gebunden, ringsum mit Reißholz umgeben und dieses angezündet wurde. Dazu kam das Brennen mit glühenden Eisen und das Abschneiden von Stücken Fleisch von dem Lebendigen. Darauf wurde er skalpirt, der Kopf mit heißer Asche bestreut und in diesem Zustande zwang man ihn umherzulaufen soweit seine Kräfte noch reichten. Der Tapfere pflegte alle diese Qual zu verspotten und während derselben seine Feinde zu verhöhnen. Daß die Irokesen diese Martern der Gefangenen erfunden hätten (Lettres édif. I, 683), ist

bei der großen Allgemeinheit desselben nicht beweisbar, aber allerdings mögen sie es am weitesten darin getrieben und andere zu gleichem Verfahren, um Repressalien zu üben, veranlaßt haben. Es war hauptsächlich bei den östlichen Völkern in Uebung, auch im Süden, wo besonders die Weiber mit Feuerbränden den Gefangenen zusetzten (Adair 390). Weiter im Westen soll zwar bei den Pani, niemals aber bei den Mandan Menitari und Krähen etwas dieser Art geschehen sein (Pr. Max. c, II, 198). Auch die Osagen bringen ihre Gefangenen nur selten um (Brackenridge), die Dakota behandeln sie milde, obwohl sie in einzelnen Fällen ihnen erst nach Jahren den Tod gaben (Keating I, 415). Nur die Apachen machen eine Ausnahme, theils insofern als sie die Gefangenen quälen, theils auch insofern sie auf einen Austausch derselben mit den Spaniern eingehen und sie häufig verkaufen (Arricivita bei Buschmann 1854, p. 300, Pfefferkorn I, 400). Unter den Athapasken pflegen die Cheppewyans die Besiegten sämmtlich im Kriege umzubringen, Aufhebung derselben um sie später zu quälen findet bei ihnen so wenig statt als Adoption (Mackenzie).

Um diese barbarischen Sitten nicht unrichtig zu beurtheilen, muß man beachten daß der Aberglaube einen sehr wesentlichen Antheil an ihnen hatte: man dachte sich daß die Geister der Erschlagenen nicht eher zur Ruhe kämen als bis sie gerächt wären; hatte letzteres nicht geschehen können, so wurden die Gefangenen zum Ersatz dafür gequält (Adair 151). Eines gewaltsamen Todes zu sterben der nicht gerächt wurde, galt demnach für ein großes Unglück, daher man im südlichen Alabama Unruhstiftern die fortgejagt wurden, zugleich ankündigte daß ihr Tod unbeweint und ungerächt bleiben solle (Bossu II, 50). Der Abscheu vor diesen Greueln hat oft dazu verführt die Indianer für rohe Wilde zu erklären die alles Mitgefühles baar, den Charakter der Menschheit nur äußerlich an sich trügen. Man vergaß dabei daß Engländer und Franzosen ihnen nicht allein bisweilen Gefangene übergeben haben um sie lebendig zu verbrennen und zu schinden (La Potherie II, 298, III, 255, 281, IV, 75, 98 und sonst), sondern daß sie bei Vertilgung der Pequot (1637) und in den Irokesenkriegen (1691) wie die Holländer in Neu Amsterdam (New York, Valentine 50) sogar selbst zu wiederholten Malen ganz das Nämliche gethan haben (Colden I, 143, 190, 195, Parkman a, I, 71, Lafitau II,

289, Halkett 50ff.); man vergaß daß in späterer Zeit einzelne hervorragende Häuptlinge, wie Blackhoof, Tecumséh u. A., bemüht gewesen sind diese Grausamkeiten abzustellen (Drake), daß sie wirklich abgeschafft wurden, z. B. bei den Ojibway, bei den Schwarzfüßen (Pr. Max. c, I, 580), Seminolen (Bartram 204), und daß in alter Zeit gerade diejenigen Völker die sie am weitesten getrieben hatten, die Irokesen, die geistig am besten begabten und am höchsten entwickelten von allen waren. Wenn über den Besitz eines Gefangenen unter zwei Indianern Streit entstand, war es ein nicht seltenes Auskunftsmittel daß man jenen erschlug (Loskiel 193, Anburey im Magaz. v. Reisebeschr. VI, 143); auch hierin haben die ersten Ansiedler von Connecticut, fromme Puritaner, das Beispiel jener nachgeahmt (Talvj 278).

Wo von Sklaven die Rede ist welche die Indianer hatten, sind abgesehen von den wenigen früher erwähnten Fällen, in welchen ein verurtheilter Verbrecher Sklave wurde, durchgängig nur Kriegsgefangene darunter zu verstehen denen man das Leben geschenkt hatte. Eine solche Begnadigung trat bei mehreren Völkern hauptsächlich dann ein, wenn der Verfolgte einen als Asyl aufgerichteten rothen Pfahl noch lebend erreicht hatte und die Rathsversammlung über ihn keine andere Verfügung traf (Hunter 328). Wo es Sklaven gab, wurden sie bisweilen gegen Waaren verkauft (Marquette 50), von ihren Herren aber meist gut behandelt und nicht mit Arbeit überladen (Nord Carolina, Lawson 232; Navajos, Möllhausen II, 234; Irokesen und Huronen, Lafitau II, 308); das Gewöhnlichere war indessen, wie schon früher bemerkt, daß der Besiegte, wenn man ihn begnadigte, als Freier unter die Sieger aufgenommen, dem Stamme des Siegers einverleibt wurde (Irokesen, Creek).

Es hat öfters Befremden erregt daß die Indianer, mit einziger Ausnahmen der Apachen (Schoolcr. V, 212), gefangene weiße Frauen immer mit Achtung und Rücksicht behandelt und sich ihnen gegenüber in den Grenzen des Anstandes gehalten haben. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß nach dem Glauben des Indianers der Krieger zur Enthaltsamkeit vom Umgange mit dem weiblichen Geschlecht vor wie nach dem Kriege aus religiösen Gründen verpflichtet, daß Unenthaltsamkeit seiner unwürdig ist, ihn lächerlich macht und sogar, wie man glaubt, seiner Tapferkeit für die Zukunft schadet (Hunter 291

Swan bei Schoolcr. V, 269). Die Kriegshäuptlinge der Irokesen blieben deshalb sogar meist unverheirathet bis sie sich von der Theilnahme am Kriege ganz zurückzogen (Journal étranger 1762, Avril 132, 137).

Mit der glühenden Rache, die sich an der lange fortgesetzten Qual des Feindes weidete, verband sich bei den Indianern meist noch ein weiterer Greuel, der Cannibalismus. „Das Herz des Feindes essen, sein Blut trinken“ waren gewöhnliche Ausdrücke in denen man ihm den Untergang schwor, und wenn sie auch in späterer Zeit oft nur figürlich zu verstehen waren, so lassen sie doch keinen Zweifel darüber worin der Ursprung ihres Gebrauches zu suchen ist. Daß bei den Algonkinvölkern und Irokesen diese Art des Cannibalismus fast ganz allgemein war, ist bekannt; unter den ersteren werden nur die Abenaki bestimmt davon freigesprochen (Lettres édif. I, 703, Lafitau II, 307), unter den letzteren sollen die Mohawk selbst ihren Namen davon haben (Mohawk, eig. Mauquawog, Menschenfresser, Drake III, 37). Noch im Jahre 1813 und selbst nach dieser Zeit sind Fälle von Cannibalismus bei Algonkinvölkern vorgekommen, obwohl sie immer seltener wurden (McCoy 314f.) Auch die Sioux, welche später großen Abscheu davor zu zeigen schienen (Keating I, 412), aßen sonst das Herz des Feindes auf (Schoolcr. III, 241). Bei den Miami und Potowatomi gab es eine besondere Gesellschaft welche Menschenfleisch verzehrte; ihre Mitglieder mußten bestimmten Familien angehören und glaubten sich im Besitze höherer Kräfte, die sie durch Zauberei auf andere zu übertragen im Stande wären (Keating I, 103). In Louisiana gab es außer den Atacapa, deren Name dieß anzeigt, keine Anthropophagen (du Pratz II, 231), und wie die Pani so sollen auch die Natchez niemals Menschenfleisch gegessen haben (Paul Wilh. 375, Adair 412), obgleich Menschenopfer bei jenen bisweilen, bei diesen gewöhnlich vorkamen. Daß außer der Rache auch die Noth einzelne Völker zum Cannibalismus geführt hat, wurde schon früher angegeben. Als ein drittes Motiv zu demselben, das sich wahrscheinlich nicht selten mit dem ersten verband, ist noch der Aberglaube zu nennen: wie man vor dem Kriege vom Hunde aß um sich dessen Muth anzueignen, so verzehrte man das Fleisch und namentlich das Herz, den Sitz des Muthes, von einem tapferen Manne um sich selbst dadurch unwiderstehlich zu machen (Keating I, 102). So glaubte

heit, Völlerei u. dergl. kamen in alter Zeit bei den Eingeborenen
Neu England selten vor (Elliott I, 315, Potter 9 nach Ro
Williams). Allenthalben aber stoßen wir auf die Zeichen einer
fortgeschrittenen Demoralisation seit der Ankunft der Weißen und
ter deren Einfluß (Warren bei Schoolcr. II, 139), so daß
sogar der Versicherung begegnen (Heckewelder 8), der spätere
rakter der Indianer „habe mit dem ehemaligen keine Aehnlichkeit me
Betrügerei und Lüge war bei den Algonkin fast allgemein ver
und zogen öffentlichen Tadel zu (La Potherie I, 132), auch
den Irokesen herrschte große Offenheit und strenge Wahrheitsli
(Morgan 335), bei den Huronen war es anders (Sagard).
son (131) behauptet sogar Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seien bei
Indianern weit allgemeiner verbreitet gewesen als bei uns; vor
lich wurde die Lüge als ein Zeichen von Feigheit gescheut und ver
tet (Jones I, 69). Vor Allem den Sachems war Unredlichkeit
Unwahrhaftigkeit fremd, sie hielten dergleichen unter ihrer
(Elliott I, 314, vgl. z. B. über Logan Schoolcr. IV, 61
Großsprecherei bei Erzählung der Kriegsthaten, heißt es noch
dings, ist zwar allgemein, aber wer sich in Betreff des Thatsächli
Lügen erlaubt, verliert alles Vertrauen und alle Achtung (Ko
34). Bei manchen der nordwestlichen Völker gab es einen „Red
keitsbaum", einen Pfahl an welchem Gefundenes aufgehängt w
um vom Eigenthümer abgeholt zu werden (Domenech im Aus
1858, p. 940). In der Unterhaltung, sagt Hunter (271),
die Weiber einander oft ihre Männer Söhne und sich selbst, von
wesenden Uebles zu sagen gilt für sehr häßlich, sie verleumden
man spricht überhaupt nicht von dem der Verachtung verdient
mischt sich nicht in die Angelegenheiten Anderer. Daher ist auch
und Streit selten, sowohl auf der Jagd und über die Beute im
als auch beim Spiel und bei anderen Gelegenheiten (Carver).

Diesen Zeugnissen gegenüber ist es befremdend daß Roger W
liams, der einzige unter den ersten Ansiedlern Neu Englands der
eifrig mit der Erlernung der Indianer-Sprachen beschäftigte,
Mann von wohlwollender Gesinnung und tüchtigem Verstande
seinem Key to the Indian languages, mit welchem Edw. Wins
Good news from N. England zu vergleichen ist), bei näherer Beka
schaft die Indianer als habsüchtig und rachgierig, lügnerisch und

trügerisch bezeichnet hat. Die zu große Strenge dieses Urtheils im Ganzen geht schon daraus hervor daß Williams selbst, wie wir sahen, versichert hat, grobe Verbrechen seien selten bei ihnen. Der Vorwurf der Habsucht ist jedenfalls ungerecht und überhaupt nur dem Weißen gegenüber verständlich: dieser trat dem Indianer mit einer Menge von äußeren Gütern ausgerüstet entgegen die ihm neu und unbekannt waren, er lernte ihren Werth kennen — dürfen wir uns wundern daß seine Begierden in hohem Grade erregt wurden und daß sie ihn zu manchen Handlungen verleiteten die den Stempel der Habsucht trugen, eines Fehlers der, wie wir sogleich zeigen werden, ihm sonst gänzlich fremd ist? Mit der Rachbegierde hat es seine Richtigkeit und gegen den Vorwurf der Lüge und des Betruges können die Eingebornen von Neu England nur bedingter Weise in Schutz genommen werden. Die Kunst des Ränkeschmiedens und Intriguirens stand bei vielen Völkern in Blüthe, vor Allem den Weißen gegenüber, die sie von Anfang an als das was sie waren, als Eindringlinge, und daher mit dem größten Mißtrauen, oft wohl auch mit dem heimlichen Wunsche ansahen sich ihrer zu entledigen. Aber auch untereinander behandelten sie sich nicht immer mit Offenheit: die vielfachen Kriege in denen sie mit ihren Nachbarn standen, der sehr lebhafte politische Ehrgeiz Einzelner und die patriarchalisch-demokratische Verfassung der meisten Völker erzeugten und nährten ein System der Intrigue, oft so fein gesponnen wie man es nur bei höher gebildeten Nationen zu finden erwartet, aber dieses scheint sich fast ausschließlich auf das politische Leben beschränkt zu haben, während im Privatverkehr meist eine große Integrität herrschte.

Die Tugenden welche durchgängig von den Indianern am höchsten geschätzt werden, sind Tapferkeit und Freigebigkeit. Von jener ist schon die Rede gewesen, diese legt William Penn den Indianern in hohem Maaße bei: „Nichts“, sagt er, „ist ihnen zu gut für einen Freund. Giebt man ihnen eine Flinte, einen schönen Rock oder was sonst, so kann das Geschenk zwanzig Hände durchlaufen ehe es in einer bleibt ... Reichthum circulirt bei ihnen wie das Blut, alle Glieder nehmen Theil daran, und da keiner zu besitzen wünscht was ein anderer hat, achten sie das Eigenthum.“ In Chicago stritt sich einst eine Gesellschaft von Weißen, ob die Indianer freigebig seien. Man rief einen alten Mann herbei der keinen der Anwesenden kannte, und in kurzer Zeit hatte man

heit, Völlerei u. dergl. kamen in alter Zeit bei den Eingeborenen v
Neu England selten vor (Elliott I, 315, Potter 9 nach Rog
Williams). Allenthalben aber stoßen wir auf die Zeichen einer re
fortgeschrittenen Demoralisation seit der Ankunft der Weißen und u
ter deren Einfluß (Warren bei Schoolcr. II, 139), so daß i
sogar der Versicherung begegnen (Heckewelder 8), der spätere C
rakter der Indianer „habe mit dem ehemaligen keine Aehnlichkeit meh
Betrügerei und Lüge war bei den Algonkin fast allgemein verh
und zogen öffentlichen Tadel zu (La Potherie I, 132), auch un
den Irokesen herrschte große Offenheit und strenge Wahrheitsli
(Morgan 335), bei den Huronen war es anders (Sagard). F
son (131) behauptet sogar Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seien bei d
Indianern weit allgemeiner verbreitet gewesen als bei uns; vorzü
lich wurde die Lüge als ein Zeichen von Feigheit gescheut und vera
tet (Jones I, 69). Vor Allem den Sachems war Unredlichkeit u
Unwahrhaftigkeit fremd, sie hielten dergleichen unter ihrer Wü
(Elliott I, 314, vgl. z. B. über Logan Schoolcr. IV, 619)
Großsprecherei bei Erzählung der Kriegsthaten, heißt es noch neu
dings, ist zwar allgemein, aber wer sich in Betreff des Thatsächlich
Lügen erlaubt, verliert alles Vertrauen und alle Achtung (Kohl
34). Bei manchen der nordwestlichen Völker gab es einen „Redli
keitsbaum", einen Pfahl an welchem Gefundenes aufgehängt wu
um vom Eigenthümer abgeholt zu werden (Domenech im Ausla
1858, p. 940). In der Unterhaltung, sagt Hunter (271), rühm
die Weiber einander oft ihre Männer Söhne und sich selbst, von A
wesenden Uebles zu sagen gilt für sehr häßlich, sie verleumden nic
man spricht überhaupt nicht von dem der Verachtung verdient u
mischt sich nicht in die Angelegenheiten Anderer. Daher ist auch Za
und Streit selten, sowohl auf der Jagd und über die Beute im Krie
als auch beim Spiel und bei anderen Gelegenheiten (Carver).

Diesen Zeugnissen gegenüber ist es befremdend daß Roger Wil
liams, der einzige unter den ersten Ansiedlern Neu Englands der s
eifrig mit der Erlernung der Indianer-Sprachen beschäftigte, ei
Mann von wohlwollender Gesinnung und tüchtigem Verstande (
seinem Key to the Indian languages, mit welchem Edw. Winsl
Good news from N. England zu vergleichen ist), bei näherer Bekan
schaft die Indianer als habsüchtig und rachgierig, lügnerisch und

trügerisch bezeichnet hat. Die zu große Strenge dieses Urtheils im Ganzen geht schon daraus hervor daß Williams selbst, wie wir sahen, versichert hat, grobe Verbrechen seien selten bei ihnen. Der Vorwurf der Habsucht ist jedenfalls ungerecht und überhaupt nur dem Weißen gegenüber verständlich: dieser trat dem Indianer mit einer Menge von äußeren Gütern ausgerüstet entgegen die ihm neu und unbekannt waren, er lernte ihren Werth kennen — dürfen wir uns wundern daß seine Begierden in hohem Grade erregt wurden und daß sie ihn zu manchen Handlungen verleiteten die den Stempel der Habsucht trugen, eines Fehlers der, wie wir sogleich zeigen werden, ihm sonst gänzlich fremd ist? Mit der Rachbegierde hat es seine Richtigkeit und gegen den Vorwurf der Lüge und des Betruges können die Eingebornen von Neu England nur bedingter Weise in Schutz genommen werden. Die Kunst des Ränkeschmiedens und Intriguirens stand bei vielen Völkern in Blüthe, vor Allem den Weißen gegenüber, die sie von Anfang an als das was sie waren, als Eindringlinge, und daher mit dem größten Mißtrauen, oft wohl auch mit dem heimlichen Wunsche ansahen sich ihrer zu entledigen. Aber auch untereinander behandelten sie sich nicht immer mit Offenheit: die vielfachen Kriege in denen sie mit ihren Nachbarn standen, der sehr lebhafte politische Ehrgeiz Einzelner und die patriarchalisch-demokratische Verfassung der meisten Völker erzeugten und nährten ein System der Intrigue, oft so fein gesponnen wie man es nur bei höher gebildeten Nationen zu finden erwartet, aber dieses scheint sich fast ausschließlich auf das politische Leben beschränkt zu haben, während im Privatverkehr meist eine große Integrität herrschte.

Die Tugenden welche durchgängig von den Indianern am höchsten geschätzt werden, sind Tapferkeit und Freigebigkeit. Von jener ist schon die Rede gewesen, diese legt William Penn den Indianern in hohem Maaße bei: „Nichts“, sagt er, „ist ihnen zu gut für einen Freund. Giebt man ihnen eine Flinte, einen schönen Rock oder was sonst, so kann das Geschenk zwanzig Hände durchlaufen ehe es in einer bleibt ... Reichthum circulirt bei ihnen wie das Blut, alle Glieder nehmen Theil daran, und da keiner zu besitzen wünscht was ein anderer hat, achten sie das Eigenthum.“ In Chicago stritt sich einst eine Gesellschaft von Weißen, ob die Indianer freigebig seien. Man rief einen alten Mann herbei der keinen der Anwesenden kannte, und in kurzer Zeit hatte man

ihn dazu beredet alle seine Sachen an sie zu verschenken (Hoffma
II, 94 note). Wer von der Jagd oder vom Fischfang heimkomm
muß viel von der Beute an die Bedürftigen austheilen, wenn er s
selbst nicht beschimpfen will, und bei Hungersnoth theilen sie alles u
ter einander was sie haben (Lafitau II, 89f.) Mit Recht nimm
sie Kohl (I, 99) in Schutz gegen die oft versuchte Herabsetzung d
Werthes ihrer Freigebigkeit: sie helfen einander und selbst dem Fre
den bei allgemeinem Mangel, im Glücke aber geben sie mit vollen Hä
den denen die sich als wahre Freunde bewährt haben, es wird das
nicht gerechnet. In Krankheitsfällen sucht man die Ursache des Uebe
nicht selten in unbefriedigt gebliebenen Wünschen des Patienten, d
dann der Häuptling oder ein Anderer auf die freigebigste Weise befri
digt; daraus entspringt diesem aber auch die Verpflichtung sich bei de
nächsten Feste das gefeiert wird, für gesund und geheilt zu erklären
wenngleich ihm der Tod auf der Zunge säße (Heriot 526).

Die Veranlassung zum Zweifel an ihrer Freigebigkeit hat nächst d
Bettelhaftigkeit zu welcher viele Indianer in neuerer Zeit herabgesun
ken sind, hauptsächlich der Umstand gegeben, daß viele Dienste un
Geschenke von ihnen allerdings nur in der bestimmten Absicht angebo
ten werden einer noch größeren Gegenleistung theilhaft zu werden
und daß es nach Indianersitte eine fast gleich grobe Unhöflichkeit i
Anerbietungen dieser Art zurückzuweisen, als Geschenke einem Freund
zu weigern wenn er sie erbittet.

General Johnson erhielt eines Tages eine Sendung reich gestickt
Kleider aus England, an denen Hendrik, ein Häuptling der Mohaw
großes Wohlgefallen fand. Daher kam dieser eines Tages mit d
Erzählung zu ihm, er habe geträumt daß er von ihm eine seiner neue
Uniformen zum Geschenk erhalten habe. Der General gerieth in Ve
legenheit, doch entschloß er sich rasch zu dem was sich anständiger We
allein thun ließ und ließ den Traum in Erfüllung gehen. Einige Z
darauf ließ er sich nun auch seinerseits träumen daß Hendrik ihm ein
Strich Landes von ungefähr 500 Acker geschenkt habe und beschrie
ihn genau. Hendrik besann sich keinen Augenblick, trat ihm das La
ab und setzte gewitzigt hinzu: „Sir William, ich will niemals wied
mit Euch träumen."

So richtig es auch ist daß, wie Gregg sagt, Geschenke immer d
Eckstein der Freundschaft mit Indianern sind, so muß man doch

Freigebigkeit derselben nicht verdächtigen, weil sie so oft bei ihr auf ein Gegengeschenk rechnen (Lettres édif. I, 746), denn diese Art des Schenkens, wie überhaupt das Schenken an die Weißen, die ihnen als unerschöflich reich erscheinen, ist eben nichts weiter als eine höfliche Art um etwas zu bitten, ganz wie sie bei uns auch oft genug vorkommt. Den besten Beweis für ihre Liberalität liefert ihre unbegrenzte Gastfreundschaft. Freilich auch diese hat man als Unbedachtsamkeit und Sorglosigkeit bezeichnen wollen, ja Morton behauptet sogar, sie werde nur in beschränktem Maaße und mit Zurückhaltung, wenn nicht mit Widerstreben vom Indianer ausgeübt, obwohl er die Erfahrungen welche Lewis und Clark auf ihren Reisen in dieser Rücksicht machten, richtig daraus erklärt, daß die Völker zu denen sie kamen, theils selbst Mangel litten, theils voll Verdacht und Mißtrauen in die Absichten der Weißen zu sein schienen. Ueberhaupt giebt es kaum eine gute Seite an dem Charakter des Indianers die man nicht mißverstanden und übel gedeutet hätte. So hat man ihm auch sein häufiges höfliches Schweigen, seine Zurückhaltung oder anerkennende Beistimmung oft als Stupidität ausgelegt. Lafitau (II, 479) erzählt z.B. daß die Missionäre einen Diener hatten der zwar kein Wort von der Sprache der Huronen verstand, aber deren Laute und Manieren beim Reden gut nachzuahmen wußte. Dieser hielt öfters zu seinem Vergnügen den Indianern lange Reden die natürlich gar keinen Sinn hatten, und wurde deshalb von diesen wegen seiner Fertigkeit bewundert, obwohl sie bemerkten daß sie selbst nichts davon verständen. Gelehrte Europäer waren naiv genug diesen höflichen Spott „der Wilden" für Dummheit zu nehmen. So wenig hat man sich bis heute um ein genaueres Verständniß dieser Menschen bemüht!

Ihre Gastfreundschaft zu bezweifeln ist thöricht. Der Hungrige konnte in jede Hütte treten um mitzuessen und wohl nicht leicht hat dieß ein Indianer versagt in älterer und selbst in späterer Zeit (Hennepin 70 u. A.). Ich kenne keinen Fall, sagt Irving, in welchem ein ausgehungerter kranker und müder Mensch von den Indianern schlecht behandelt worden wäre und nicht die Hülfe gefunden hätte die sie leisten konnten. Von den Weißen läßt sich jedenfalls nicht dasselbe rühmen. Der Gastfreund den die Irokesen bei sich aufnahmen, stand ganz unter dem Schutze des Volkes, er wurde nicht von ihnen herausgegeben, ja sie haben, um sich gegen solche Zumuthungen sicher zu

ihn dazu beredet alle seine Sachen an sie zu verschenken (Hoffman II, 94 note). Wer von der Jagd oder vom Fischfang heimkomm muß viel von der Beute an die Bedürftigen austheilen, wenn er si selbst nicht beschimpfen will, und bei Hungersnoth theilen sie alles un ter einander was sie haben (Lafitau II, 89f.) Mit Recht nimm sie Kohl (I, 99) in Schutz gegen die oft versuchte Herabsetzung de Werthes ihrer Freigebigkeit: sie helfen einander und selbst dem Frem den bei allgemeinem Mangel, im Glücke aber geben sie mit vollen Hä den denen die sich als wahre Freunde bewährt haben, es wird dan nicht gerechnet. In Krankheitsfällen sucht man die Ursache des Uebe nicht selten in unbefriedigt gebliebenen Wünschen des Patienten, d dann der Häuptling oder ein Anderer auf die freigebigste Weise befri digt; daraus entspringt diesem aber auch die Verpflichtung sich bei dem nächsten Feste das gefeiert wird, für gesund und geheilt zu erklären wenngleich ihm der Tod auf der Zunge säße (Heriot 526).

Die Veranlassung zum Zweifel an ihrer Freigebigkeit hat nächst de Bettelhaftigkeit zu welcher viele Indianer in neuerer Zeit herabgesun ken sind, hauptsächlich der Umstand gegeben, daß viele Dienste und Geschenke von ihnen allerdings nur in der bestimmten Absicht angebo ten werden einer noch größeren Gegenleistung theilhaft zu werden, und daß es nach Indianersitte eine fast gleich grobe Unhöflichkeit ist Anerbietungen dieser Art zurückzuweisen, als Geschenke einem Freunde zu weigern wenn er sie erbittet.

General Johnson erhielt eines Tages eine Sendung reich gestickter Kleider aus England, an denen Hendrik, ein Häuptling der Mohawk, großes Wohlgefallen fand. Daher kam dieser eines Tages mit der Erzählung zu ihm, er habe geträumt daß er von ihm eine seiner neuen Uniformen zum Geschenk erhalten habe. Der General gerieth in Ver legenheit, doch entschloß er sich rasch zu dem was sich anständiger Weise allein thun ließ und ließ den Traum in Erfüllung gehen. Einige Zeit darauf ließ er sich nun auch seinerseits träumen daß Hendrik ihm einen Strich Landes von ungefähr 500 Acker geschenkt habe und beschrieb ihn genau. Hendrik besann sich keinen Augenblick, trat ihm das Land ab und setzte gewitzigt hinzu: „Sir William, ich will niemals wieder mit Euch träumen."

So richtig es auch ist daß, wie Gregg sagt, Geschenke immer der Eckstein der Freundschaft mit Indianern sind, so muß man doch d

Sitte, daß der Hungrige selbst Opfergaben angreifen darf, wenn er nur irgend eine Kleinigkeit namentlich etwas Tabak als Ersatz hinlegt (Dunn 95), nur die dem großen Geiste dargebrachten Gaben sind hiervon ausgenommen (Keating I, 409).

Daß der Indianer inniger Anhänglichkeit an seine Freunde und warmer Dankbarkeit fähig ist, steht außer Zweifel. General Harrison bezeichnet aus eigener reicher Erfahrung Treue in der Freundschaft als eine ihrer glänzendsten Eigenschaften. „Ein Pfand dieser Art“, sagt er, „das ein Indianer, von welchem Charakter er auch sonst sei, einmal gegeben hat, wird bei ihm zur herrschenden Leidenschaft, von der jede andere zum Schweigen gebracht wird.“ Viele Beispiele von aufopfernder Freundschaft hat Heckewelder (480ff.) zusammengestellt mit der Bemerkung, „welche Fehler den Indianern auch immer eigen sein mögen, Undankbarkeit ist keine derselben.“ Roger Williams, der sich stets als Freund und Wohlthäter der Indianer bewiesen hatte, ging während ihrer erbitterten Kriege gegen die Kolonisten von Neu England unangefochten zu ihnen hin und verkehrte mit ihnen ganz wie sonst. Ebenso blieb in dem Kriege König Philip's (1675) das Haus eines Schmiedes Namens Leonard, dem jener Dank schuldig zu sein glaubte, verschont; das Haus ist noch jetzt bewohnt von den Nachkommen des Schmiedes (Talvj 557). Oberst Cole, der mit König Philip stets in persönlicher Freundschaft gelebt hatte, erhielt von diesem am Tage vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten die Nachricht von der drohenden Gefahr, so daß er noch zur rechten Zeit flüchten konnte (Drake zu Church 339). Der Missionär Lambreville, erzählt Charlevoix, war 1687 zur hinterlistigen Gefangennehmung mehrerer Irokesenhäuptlinge von den Franzosen benutzt worden und fiel bald darauf in die Hände der Oneida. Sie sagten daß sie ihn seit lange kennten und nicht glauben könnten daß er an der Verrätherei Theil habe, daß sie aber vielleicht außer Stande wären ihn vor der Wuth ihrer jungen Leute zu schützen, die ihn als Feind betrachten würden: sie gaben ihm daher Wegweiser mit die ihn begleiteten bis er in Sicherheit war. So haben die Indianer die Missionäre öfters geschont und geduldet, während sie alle übrigen Weißen dem Tode weihten, und dieß ist ihnen um so höher anzurechnen, als sonst der Grundsatz der Vergeltung nach ihrer Ansicht keine Ausnahme gestattet.

Die aufopfernde Freundschaft des Häuptlings Atakullakulla für

Capt. **Stuart** im Cherokeekrieg (1760) kann man bei **Ramsey** (58), andere Beispiele dieser Art bei **Parkman** (a, 1, 308), **Frost** (65, 317) und **Hunter** (326) nachlesen. Nimmt man noch die aus eigener Erfahrung unter den Dakota entworfene Schilderung von Mrs. **Eastman** hinzu, welche versichert und in eingehender Weise zeigt daß die Indianer welche sie kennen lernte, „die wärmste Dankbarkeit gegen jeden zeigten der sie jemals freundlich behandelt hatte", so bedarf es wohl keiner weiteren Beweise dafür, daß der Indianer, so versunken und verwildert man ihn auch hier und da gefunden haben mag, doch nicht der gefühllose Barbar ist den man so oft aus ihm gemacht hat. Das Beispiel der Pocahontas, zu dem es mehr als eine Parallele giebt, steht allerdings insofern einzig da, als es ein Muster ächter Weiblichkeit, hohen Zartgefühls und moralischer Größe in allen Lagen des Lebens darstellt, selbst abgesehen von der zweifachen Aufopferung für Capt. **Smith** und von dem edelmüthigen Schutze seiner Landsleute in seiner Abwesenheit, es steht einzig da auch in dem Bilde über dem westlichen Thor der großen Rotunde des Capitoles in Washington, wo die weißen Amerikaner zu ihrer eigenen Schmach den Edelmuth der rothen Raçe der ihre ersten Kolonieen vom Untergange rettete, vor aller Welt Augen hinstellten.

Es ist vergebens zu bestreiten daß diese Menschen, wie man sonst auch über sie urtheilen mag, einer Großartigkeit der Gesinnung fähig sind, die dem stolzesten Römer Ehre gemacht haben würde, und daß Beispiele dieser Art selbst nicht allzu selten bei ihnen sind. Ein 60jähriger Ajowa, dessen Häuptling im Kampfe gegen die Dakota gefallen war, sprengte mit seiner Frau, als er dessen Tod gehört hatte, gegen den Feind an und stürzte von vielen Pfeilen durchbohrt mit den Worten: „Wo der Skalp meines Freundes hängt, mag auch der meinige sein!" (**Paul Wilh.** 299). Ein Choctaw, erzählt **Gregg**, verbürgte sich für seinen Bruder der einen Mord begangen hatte. Dieser zeigte sich ängstlich und wagte nicht sich zu stellen. Da sprach jener: „Bruder, du bist nicht tapfer und fürchtest dich vor dem Tode; bleibe hier und sorge für meine Familie, ich will statt deiner sterben." Er ging sogleich und erlitt den Tod.

Ein starkes Rechtsgefühl steht bei den Indianern oft in Verbindung mit lebhafter Ehrliebe. Streng gerechte Behandlung imponirt ihnen und macht sie auch gegen den Schwächern zur Nachgiebigkeit geneigt

(Beispiele bei Tanner), während Ungerechtigkeit sie leicht erbittert. Die Aeußerung ihres Rechtsgefühles erscheint freilich bisweilen als Rohheit wie bei jenem Irokesen, der über die Schlechtigkeit der Juden die Christus kreuzigten aufgebracht ausrief: „wäre ich dort gewesen, ich würde ihn gerächt und die Juden skalpirt haben!" (La Potherie IV, 91). Einen Fall in welchem das Ehrgefühl dem Rechtssinne zu Hülfe kam, erzählt Blundell (Colonial Magazine XXIII, 207): Ein Indianer war wegen Mordes von seinem Stamme zum Tode verurtheilt worden. Ein weißer Ansiedler gab ihm ein Pferd zur Rettung, aber in der Nacht zwar geflohen, kehrte der Verbrecher am anderen Tage zurück um sich zu stellen. Er hatte es nicht über das Herz bringen können sich der verdienten Strafe zu entziehen, die nach der Sitte seiner Väter über ihn verhängt worden war.

Die Rechtsbegriffe der Indianer und das Ehrgefühl zu erläutern mit welchem sie an ihnen festhalten, mögen noch folgende Fälle dienen.

Ein Indianer von einem andern schwer beschimpft, erstach diesen. Das Dorf lief zusammen, Alles schrie um Rache, der Mörder aber setzte sich ruhig neben die Leiche und erwartete den Tod. Da man jene fortgetragen und ihn selbst geschont hatte, ging er hin zur Mutter des Ermordeten und übergab sein Leben ihrem Willen. Die Frau war nicht rachsüchtig, sie verschmähte es noch ein zweites Leben zu opfern und bat den Mörder um seinen Sohn, der von ihr adoptirt werden und sie versorgen solle. Jener erwiderte daß sein Sohn erst 10 Jahre alt und dazu nicht tauglich, er selbst aber bereit sei wie ein Sohn für sie zu sorgen. Die Frau ging darauf ein und nahm den Mörder an Kindesstatt an mit seiner ganzen Familie (Heckewelder 119).

Ein junger Choctaw hatte einen Mord begangen und sollte eben umgebracht werden, als sich seine Mutter erbot seine Stelle zu vertreten. Dieß wird angenommen. Sie nimmt von einer Wohlthäterin Abschied die sie um einen Sarg und ein Leichentuch „für ihren Sohn" bittet, wie sie sagt, „so groß wie sie selbst, dann würden sie für ihn passen." Als sie fort ist, hört jene den wahren Zusammenhang der Sache und eilt auf den Richtplatz, aber sie kommt zu spät, die Indianerin hat ihren Tod möglichst beeilt. Einige Zeit später wird der Sohn als Feigling verspottet, weil er seine Mutter habe für sich sterben lassen; er ersticht einen der Spötter mit den Worten: „Jetzt sollt ihr sehen daß ich auch sterben kann wie ein Mann!" Er läßt sich ein

Grab machen und versucht wiederholt ob es für ihn groß genug sei. Die Rächer sind fern, man will ihn überreden es mit einem Lösegeld zu versuchen und bietet ihm Hülfe dabei an. Doch vergebens; nach Beendigung aller Vorbereitungen erschießt er sich in Gegenwart seiner Familie, der er vorher streng verboten hatte zu weinen, damit er in seinem Entschlusse nicht wieder wankend werde (Morse App. 260).

Ein empfindliches Ehrgefühl und ein hoher Stolz, namentlich auch den Weißen gegenüber, sind Charakterzüge die sich beim Indianer häufig finden. Spott, Geringschätzung, beschimpfende Strafen verletzen ihn auf's Tiefste. Daß die Delaware von den Irokesen sich den Weiberrock anziehen lassen mußten, war deshalb eine Strafe von ausgesuchter Härte. Wir sehen häufig den Tod der Gefangenschaft oder Entehrung von Indianern vorgezogen. Durch die Hand eines Fürsten oder Helden zu fallen war ein Ruhm, aber wie Chopart 1729 im Aufstande der Natchez von einem gemeinen verachteten Manne mit hölzernem Tomahawk niedergeschlagen zu werden, die tiefste Erniedrigung.

Das hohe Selbstgefühl des Indianers spricht sich vor Allem in dem sonst öfter gehörten Lobe aus, das sie einem Weißen durch die Worte zu spenden glaubten: „Du bist fast so geschickt wie ein Indianer“, während auf der anderen Seite „So dumm wie ein Weißer“ ein Sprüchwort bei ihnen war (West 153, Keating II, 163 ff., 241, Hunter 40). Sie glaubten längere Zeit daß die Europäer eben nur gut genug dazu seien um Tuch Flinten Aexte u. dergl. für sie selbst zu verfertigen, im Grunde aber nur zu ihnen kämen, weil die Armuth ihres Vaterlandes sie zur Auswanderung zwänge. Worauf diese Verachtung der Weißen beruhete und inwiefern sie allerdings nicht ohne natürliche Berechtigung war, geht aus folgender Anekdote hervor.

Bei Schließung des Vertrags von Lancaster 1744 (erzählt Franklin Works 2d ed. III, 384) zwischen der Regierung von Virginien und den sog. „fünf Nationen“ (Irokesen) wurde den Indianern angeboten einige junge Leute nach Virginien in ein College zu schicken um sie dort erziehen zu lassen. Auf dieses Anerbieten antworteten sie folgendermaßen: Wir wissen daß ihr die Art von Gelehrsamkeit hoch schätzt die in solchen Colleges erworben wird und daß die Erziehung unserer jungen Leute euch große Kosten machen würde. Wir sind von eurer Güte überzeugt und danken euch von Herzen. Aber ihr die ih

', müßt wissen daß verschiedene Völker verschiedene Vorstel-
ien und werdet es deshalb nicht übelnehmen wenn unsere
jen von dieser Art von Erziehung nicht dieselben sind wie
t. Wir haben darüber einige Erfahrung: einige unserer
ite sind früher in den Colleges der nördlichen Provinzen er-
jen. Man hat sie in allen euren Wissenschaften unterrich-
a sie zu uns zurückkamen, waren sie schlechte Läufer, un-
Allem was nöthig ist um in den Wäldern zu leben, un-
t oder Hunger zu ertragen, sie verstanden keine Hütte zu
nen Hirsch zu fangen, keinen Feind zu tödten, sprachen
ache schlecht, taugten also weder zu Jägern noch zu Krie-
Rathgebern, sie waren vollständige Taugenichtse. Wir sind
ch euch für euer Anerbieten nicht weniger verbunden, ob-
s nicht annehmen, und um uns dankbar zu zeigen wol-
enn ihr uns ein Dutzend eurer Söhne zur Erziehung schi-
uns ihrer mit aller Sorgfalt annehmen, sie in Allem un-
vas wir wissen und Männer aus ihnen machen.

ch nach der vorstehenden Schilderung nicht leugnen daß der
des Indianers an edeln und bewundernswerthen Zügen
ils der vieler anderen Völker, so bleibt doch, wie es scheint,
an ihm haften der unauslöschlich ist, gemüthlose Rohheit
erzige Grausamkeit, die sich vor Allem in dem kaltblütigen
r Gefangenen kundgiebt. Es ist wahr, sie können von die-
urf nicht freigesprochen werden. Es ist nicht unsere Absicht
scheinen zu lassen als sie waren, sondern nur ihnen gerecht
, und wir möchten darum nicht so verstanden sein als wenn
geführten Beispiele moralischer Kraft und Größe die sie ge-
n, für das mittlere Maaß ihrer sittlichen Gesinnung über-
ommen wissen wollten. Diese Beispiele sind großentheils
n von der Regel, aber trotzdem sind sie geeignet zu zeigen
idianer fähig war zu leisten, was er bewunderte und welche
bessern und begabteren Naturen unter ihnen vorschwebten
Muster dienten. Eine große Rohheit der sittlichen Denkweise
unzweifelhaft darin aus, daß die Vergeltung allein zum
rincip des Handelns gegen Andere gemacht und daß dessen
ig bis in seine äußersten und gräßlichsten Consequenzen
Rache des Einzelnen überlassen wurde; und doch tritt uns

auch hier zweierlei entgegen das unser Urtheil milder stimmen m wenn wir uns der Gerechtigkeit nicht verschließen wollen.

Es liegt oft in den Handlungen der Indianer eine eiserne Stren So hart wie die Schicksalsidee im Drama irgend auftreten kann, hart und unerbittlich ist ihre talio. Oft vermag selbst kein Bew von Edelmuth und Großherzigkeit sie zu brechen, obwohl es dem I dianer nicht an stiller Bewunderung für diese fehlt. Es liegt etw Großes in dieser Auffassung, und wer sie tadelt, kann ihr doch e gewisse Achtung nicht versagen; denn wie der edlere Indianer k Beleidigung vergiebt, so vergißt er auch keine Wohlthat. Dazu kom daß er sich selbst, wo ein unglückliches Schicksal oder seine eigene Sch ihn dazu bestimmt jener Vergeltungsidee zum Opfer zu fallen, sei Loose nicht selten mit der erhabensten Ruhe unterwirft und so n im Tode über seinen Feind triumphirt: er weiß für seine Vergeltung idee zu sterben und zwingt uns zur Bewunderung, mögen wir a seinen Irrthum beklagen. Wir wollen dieß noch etwas näher belen ten; man mag dann selbst urtheilen, ob die Grausamkeit dieser Me schen, welche wenigstens in sehr vielen Fällen erst eine Folge viel von den Weißen provocirter und genährter Erbitterung war, noch demselben Lichte erscheint.

Ruhe und Standhaftigkeit im Tode flößt dem Indianer Achtu ein und gilt ihm als Beweis von Pflichttreue und geistiger Gr (Hunter 353). Auch bei vollkommen sicherer Voraussicht desselb zeigt er oft gänzliche Furchtlosigkeit (Beispiele bei Frost 50), Wunsch vorher nur noch eine Pfeife in Ruhe rauchen zu dürfen o ein ähnliches unbedeutendes Verlangen, verrieth bisweilen sogar e gewisse Coquetterie in dieser Hinsicht. Wie die Todesfurcht hat ihn öfters auch großen inneren Schmerz mannhaft bekämpfen se (James I, 243). Der Qual des physischen Schmerzes weicht er ni aus, er trägt oft noch selbst dazu bei sie zu erhöhen um den Ru der Standhaftigkeit zu ernten, und leidet sie triumphirend, wenn i vergönnt ist seinen Feind zugleich dabei zu verspotten.

Ein alter Häuptling der Oneida, der als Kriegsgefangener einem Indianer erstochen wurde, verhöhnte diesen weil er ihn n dem Feuertode ausgesetzt habe, damit die französischen Bundesge sen sähen, wie Männer sterben. — Als General Armstrong ein zerstörte, wurde ein Haus in Brand gesteckt in das sich Indianer

rückgezogen hatten. Er ließ sie daher auffordern sich zu ergeben, aber der Häuptling der dieß für schimpflich hielt, gab zur Antwort: „Verbrennt nur das Haus, wir können Feuer essen!" (Williamson 186).

„Als ich mich in dem Hauptorte der Ottogamie aufhielt," erzählt Carver, „wurde ein gefangener Illinois-Indianer eingebracht. Nach den zu seiner Verurtheilung nöthigen Ceremonien führte man ihn am frühen Morgen vor das Dorf hinaus und band ihn an einen Baum. Hierauf erhielten alle Jungen aus dem Orte deren es eine große Menge gab, Erlaubniß mit Pfeilen nach ihm zu schießen. Da keiner von ihnen über zwölf Jahre alt war, und sie außerdem sehr weit von ihm standen, so konnten ihre Pfeile nicht tief in den Körper eindringen, so daß das unglückliche Schlachtopfer seine Qualen zwei volle Tage erduldete. Unterdessen besang er seine Kriegsthaten und erzählte alle Listen die er angewandt hätte um seine Feinde zu überfallen. Er zählte die Menge der Skalps und Gefangnen auf, die er fortgeschleppt hätte. Er beschrieb alle grausamen Qualen die er diesen angethan, und schien bei dieser Erzählung das lebhafteste Vergnügen zu empfinden. Vorzüglich aber verweilte er bei den Grausamkeiten die er gegen Anverwandte seiner jetzigen Peiniger verübt hätte, und suchte sie durch alle möglichen Beleidigungen zur Vermehrung seiner Qualen aufzureizen, um desto größere Proben der Standhaftigkeit ablegen zu können. Selbst als er schon mit dem Tode rang und nicht mehr sprechen konnte, zeigte er noch Züge von Hohn und Stolz auf seinem Gesichte.

Man erzählte mir daß ein Indianer als er gequält wurde, sich rühmte, er habe seine Gefangenen an einen Pfahl gebunden, sie mit vielen kleinen Splittern vom Lärchbaum durchstochen und diese angebrannt. Seine Peiniger seien dagegen nur alte Weiber, die es gar nicht verständen einen tapfern Krieger hinzurichten. Diese Prahlerei hatte selbst für das Ohr eines Indianers zu viel Beleidigendes und brachte die Sieger so auf, daß einer ihrer Häuptlinge ihm das Herz aus dem Leibe riß und damit den Mund verstopfte aus dem sie so fürchterliche Dinge gehört hatten."

Hat jene kecke Herausforderung der Grausamkeit etwas Wildes und Barbarisches, so steigert sich dieß in der frohlockenden Freude über die dem Feinde angethanen Qualen zum Dämonischen, doch giebt es unter den Indianern auch edlere Erscheinungen, die an würdevoller

Festigkeit und großartiger Ruhe im Unglück den gefeiertsten Römern nicht nachstehen.

Ranuntenoo, Haupt der Narraganset, wurde in seinem Lager von den Engländern überrascht und auf der Flucht von ihnen gefangen genommen. Ein junger Mann, Robert Staunton, wendete sich zuerst an ihn und stellte ihm einige Fragen. Anfangs schien der Häuptling den jungen Menschen mit stillem Unwillen zu betrachten, dann aber warf er auf ihn einen verachtenden Blick und sprach: „Du bist noch ein Kind, verstehst nichts vom Krieg, laß deinen Bruder oder Häuptling kommen, ihm will ich antworten.“ Man bot ihm sein Leben an für die Unterwerfung seines Volkes; er wies es stolz zurück und erklärte ruhig daß sein Tod dem Kriege kein Ende machen würde. Man suchte ihn zu reizen, erinnerte ihn daran daß er sich gerühmt habe die Engländer in ihren Häusern verbrennen zu wollen und daß er seinem Versprechen alle Wampanoags ihnen auszuliefern zuwider, vielmehr vor den Seinigen geprahlt habe, nicht den Abfall des Nagels von einem Wampanoag sollten die Weißen erhalten. Er hörte dieß Alles ruhig mit an und erwiderte nur: „Andere waren ebenso voreilig als ich und ich will jetzt nichts weiter davon hören.“ Als man ihm ankündigte daß sein Tod beschlossen sei, zeigte er keine Spur von Schrecken und soll nur noch gesagt haben: „Es ist mir lieb; ich werde sterben ehe mein Herz weich geworden ist und ich etwas gesprochen habe das meiner unwürdig wäre.“

Daß der Indianer trotz seiner glühenden Rache der Großmuth nicht unfähig ist, haben wir schon oben durch ein Beispiel belegt. Ein anderes findet sich bei James (I, 161). Ein Pani-Häuptling schützte einen Schurken der ihm vielfach durch Verleumdung geschadet hatte, gegen Unrecht, und entließ ihn dann mit stolzer Verachtung. Keating erzählt zwei Fälle in denen die Kühnheit eines Einzelnen, der furchtlos in das feindliche Lager der Dakota ging um ein gefangenes Kind zurückzufordern, diesen so imponirte, daß er gastlich aufgenommen und in Frieden wieder entlassen wurde. Demselben Eindruck war ohne Zweifel auch der Erfolg Petaleścharu's zuzuschreiben, welcher das von den Pani dem großen Sterne geweihte und schon an den Pfahl gebundene Opfer befreiete, entführte und in die Heimath entließ*

* Seine That, die das Glück hatte bei den jungen Damen von Washington Beifall zu finden, wurde von diesen mit einer silbernen Medaille belohnt.

(Say bei James I, 358). Wo das Bessere mit kühner Entschlossenheit durchgeführt wird, findet es selten Widerstand bei dem Indianer, er vermag es zu würdigen und sich zu ihm zu erheben, nur wo die Rache noch kocht, bleibt er taub gegen alle höheren Motive. Wir zeigen dieß noch an einem Beispiele aus Heckewelder.

Seit mehreren Jahrzehnten hatten sich die mährischen Brüder unter den Irokesen und Delawares angesiedelt und lebten mit ihnen friedlich zusammen. Die Indianer wurden in den Krieg der Franzosen und Engländer gegeneinander hineingezogen und schützten sie, aber viele von ihnen auf ihre Unschuld und Friedfertigkeit vergebens vertrauend fielen den letzteren in die Hände und wurden schmählich ermordet. Auf einer solchen Expedition im J. 1782 gerieth Oberst Crawford der sich selbst indessen nicht thätlich dabei betheiligt hatte in die Gefangenschaft der Delawares. Dem Tode noch entfliehen zu können durfte er nur noch darum hoffen, weil er von früher mit einem der Häuptlinge befreundet war. Dieser Häuptling Wingenund hielt sich absichtlich fern von ihm und von dem Gerichte das über ihn ergehen sollte. Crawford ließ ihn rufen und beschwor ihn seinen Tod abzuwenden. Nur widerwillig war der Häuptling herbei gekommen und zeigte sich tief ergriffen von dem Schicksal des Freundes den er nicht verleugnete und dessen eigene Unschuld er anerkannte, aber er blieb dabei ihn zu versichern daß es in diesem Falle außer seiner Macht liege etwas für ihn zu thun. „Wäre euer Oberanführer Williamson mit dir gefangen worden, sagte er ihm zuletzt, so hätte ich vielleicht dich retten können. Aber jetzt da er es nicht ist, vermag ich es nicht. Das Blut der mährischen Brüder, das ihrer Weiber und Kinder schreit um Rache. Die Verwandten der Erschlagenen und das Volk dem sie angehören verlangt Rache. Die Schawanoes fordern deinen Mitgefangenen um Rache zu nehmen, alle Völker die mit uns verbündet sind, schreien: Rache! Rache! Es bleibt dir nur übrig dich in dein Schicksal zu ergeben.“ Mit Thränen im Auge soll er von seinem Freunde geschieden sein. Er überließ ihn dem grausamsten Tode und zog sich in die Einsamkeit zurück.

Unter den einzelnen Völkern gab es natürlicher Weise manche Verschiedenheiten der Charaktere. Die Kickapu standen im Rufe der Hinterlist, Verrätherei und laxer Sitten, und waren von den übrigen Stämmen wenig geachtet, während von den Kansas in jeder Hinsicht

das Gegentheil galt (Hunter 19) Als vorzüglich ausschweifen und grausam werden die Winebagoe geschildert, die durch ihre Verrätherei gegen die Illinois sich alle ihre Nachbarn zu Feinden machten (La Potherie II, 73). Die Krähen-Indianer sind als treulose Menschen, arge Räuber und geschickte Pferdediebe verrufen (Irving) Dagegen hat man die Schwarzfüße mit Unrecht vielfach der Verrätherei und des Blutdurstes beschuldigt, sie sind stolz wild und unbeugsam, Treulosigkeit liegt nicht in ihrem Charakter, aber allerdings schenken sie dem Feinde, und als solchen sehen sie vor Allem den Weißen an, keine Gnade (Schoolcr. V, 687, Dunn 319). Den Miami schreibt Charlevoix (263) eine vorzüglich sanfte und stille Gemüthsart zu. Auch die Sioux zeigten sich bei ihrer ersten Bekanntschaft mit den Weißen (1659) sanft, gut begabt und minder grausam gegen ihre Gefangenen als die östlicheren Völker (ebend. 213). Die Apachen und Navajos zeichnen sich durch ihre große Raublust aus, erstere feig und grausam, bei weitem nicht so kühn als die Indianer der Vereinigten Staaten, letztere treulos und falsch selbst gegen ihre Stammgenossen (Möllhausen a, II, 232) Unter den südöstlichen Völkern entwirft Adair (283, 304) ein sehr ungünstiges Bild von den Chocta: im Krieg und auf der Jagd sind sie durch List, im Rathe durch Ueberredungskunst ausgezeichnet, diebisch treulos undankbar und bettelhaft. Ueber den Charakter der Seminolen finden sich widersprechende Urtheile bei Bartram (204, 419), die Cherokee bezeichnet er (461 ff.) als ernst, vorsichtig und beständig, ehrlich und gutmüthig, den Muskoge, die äußerlich lebhafter sind als jene, schreibt er Tapferkeit und Eroberungssucht, aber Güte und Milde gegen die Besiegten zu, und rühmt ihre Rechtschaffenheit und Freigebigkeit, ihren Fleiß und ihre Mäßigkeit.

Gehen wir nach Norden zurück, so werden die Assineboin vorzüglich geschwätzig zänkisch und eifersüchtig genannt, auch sind sie äußerst schmutzig (de Smet 101). Unter den nördlichen Algonkinvölkern zeigen sich namentlich die Knisteno durchaus ehrlich im Verkehr (Heriot 302). Die Micmac, früher kriegerisch und den Europäern mit Ausnahme der Missionäre sehr feindlich, betragen sich jetzt friedlich und sanft gegen diese, wogegen sie mit den Eskimo beständig in erbitterten Kriegen leben; von den Weißen stehlen sie bisweilen Kinder wie die Zigeuner (Charlevoix, Alexander II, 233). Den friedlichen Cheppewyans ist Mord Blutvergießen und Grausamkeit ein Greuel

sie beschränken ihre Rache auf einige Faustschläge und sind eher furchtsam und schreckhaft als muthig, obwohl sie sich im Kampfe tapfer vertheidigen; harte Behandlung ertragen sie ruhig, wenn sie solche verdient haben, hängen sehr an Erwerb und Besitz und sind nicht freigebig, doch skrupulös ehrlich und dem Diebstahl durchaus abgeneigt, aber unverschämte Bettler (Mackenzie, N. Ann. des voy. 1852, IV, 327 ff.). Die Nord-Indianer werden als äußerst roh und gefühllos geschildert, sie betrügen und schmeicheln aus Eigennutz und werden unverschämt wenn man sie gütig behandelt; alte Leute finden bei ihnen nur geringe Pflege und schlechte Versorgung (Hearne 258, 283). Das versunkenste von allen diesen Völkern scheinen die Takhali zu sein: faul und schmutzig, leben sie hauptsächlich von Fischen (Lachs), genießen das Fett der Fische und Jagdthiere in großen Massen und lieben vorzugsweise faules Fleisch und faulen Fischroggen; sie wohnen in Erdhöhlen, ohne Keuschheit, ohne Kinderliebe, ohne irgend eine bestimmtere Vorstellung von einem höheren Wesen (Hale, Wilkes IV, 452). Ebenso fand Cox (332) die Eingeborenen von Neu Caledonien alles feineren Gefühls ermangelnd, unmenschlich und lieblos untereinander, und erzählt mehrere Beispiele von großer Brutalität und Barbarei bei ihnen.

6. Der Glaube an den „großen Geist“, den „Herrn des Lebens“ oder „Geber des Lebens“, ist der bekannteste und auffallendste Zug der die Religion des Indianers charakterisirt, obwohl er weder überall gleich deutlich hervortritt noch so bestimmt im Mittelpunkte derselben steht als man bisweilen behauptet hat. Gallatin (Transact. Am. Ethnol. Soc. II, p. CXLVI) will sogar den Theismus, welchen namentlich Heckewelder den Delaware zuschreibt, erst von ihrem Verkehr mit den Europäern, insbesondere den Quäkern herleiten, da sie ursprünglich die Gottheit mit keinem besonderen Worte benannt hätten, und Brasseur (I, 22) versichert daß von den Irokesen die ursprüngliche vage Vorstellung vom höchsten Wesen erst mit der bestimmten vom großen Geiste, die ihnen die Missionäre dargeboten hätten, vertauscht worden sei.

Man muß gestehen daß die Schnelligkeit und Allgemeinheit mit welcher diese Vertauschung geschehen sein müßte, etwas sehr Befremdendes hätte im Vergleich zu der Zähigkeit mit welcher sonst die Indianer ihre religiösen Vorstellungen festzuhalten pflegen; auch würden

die Lettres édifiantes welche über die Religion der Eingeborenen fast gänzlich schweigen, schwerlich unterlassen haben einen so entschiedenen Erfolg der Mission in helles Licht zu setzen. Doch wir haben nicht nöthig bei indirecten Gegenbeweisen stehen zu bleiben. Als Winslow (1622) bei dem König Massasoit von Gott als dem Schöpfer und Geber alles Guten erzählte zu dem sie beteten und dem sie dankten antworteten die Indianer, dieß sei sehr gut und sie glaubten fast ganz dasselbe von ihrem Kiehtan, dem Schöpfer aller Dinge, er wohne weit im Westen im Himmel und die guten Menschen kämen zu ihm nach dem Tode, die bösen weise er ab und stoße sie in's Elend, er sei von niemand geschaffen und erscheine ihnen nicht, sie bäten ihn aber um Alles was sie wünschten (Young a, 326, Elliott I, 312). Im Wesentlichen denselben Glauben wie in Neu England an einen höchsten Gott im Himmel, Ahoue (Strachey 82), den Schöpfer aller Dinge fanden Hariot (1587), Whitaker (1613) und White (1634) in Virginien (Jarvis in Collect. N. Y. H. S. III, 251, Schoolcr. VI 87, 129). Von den Sioux erzählt Charlevoix (213) daß sie zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Europäern (1659) im Besitz „einer deutlichen Erkenntniß von einem Gotte" gewesen seien, woraus wir wenigstens wohl so viel schließen dürfen, daß sie gleich den anderen Indianern an ein höchstes Wesen als Weltschöpfer und Geber alles Guten glaubten. Wenn ein neuerer Bericht (Pond bei Schoolcraft IV, 642 f.) dieß in Abrede stellt, weil die Dakota ihre Götter nur Tahuwakan d. i. „das was wakan, unbegreiflich ist", nennen und weder Tänze noch Gesänge haben die sich auf den großen Geist beziehen, so liegt es nahe entweder an einen Irrthum des Berichterstatters zu denken, dem Mrs. Eastman, Keating u. A. bestimmt widersprechen, oder an eine spätere Erstickung des reineren Glaubens durch unreinere Elemente, welche sehr vielfach eingetreten zu sein scheint.

Der große Geist steht an der Spitze der Religion des Indianers aber nicht im Mittelpunkte derselben. Hoch erhaben über die Welt die er geschaffen, kümmert er sich wenig oder nicht um deren Lauf noch um das Treiben der Menschen, nur selten richten diese ihre Bitten an ihn denn auch ohne diese giebt er ihnen alles Gute, und nicht oft danken sie ihm für seine Gaben. Es ist eine ungewöhnliche, vielleicht aus christlichem Einfluß zu erklärende Erscheinung daß ein Chippeway ihn am Abend um Verzeihung für begangenes Unrecht zu bitten pflegte (Ba

458), und daß ein Dakota öfters zu ihm betete ihn vor Sünde zu bewahren und seine Familie im Rechtthun zu stärken (Mrs. Eastman). Gleichwohl erzählen mannigfaltige Sagen von einem alten Verkehr des großen Geistes mit den Menschen, dessen Schauplatz der oft genannte Pfeifensteinbruch von Côteau des Prairies war, das gemeinsame Heiligthum vieler Sioux- und Algonkinvölker. Bei manchen knüpft sich daran die Sage daß er sich später von den Menschen nur zurückgezogen habe, weil sie ihm nicht gehorsam waren. Dort bei dem Pfeifensteinbruch sind noch die Fußspuren die er zurückgelassen zu sehen, denen eines großen Vogels ähnlich. Am häufigsten nämlich wird der große Geist unter der Gestalt eines Riesenvogels vorgestellt der mit seinen Schwingen das Meer berührend die Erde schuf, seine Augen waren Feuer, seine Blicke Blitze, sein Flügelschlag Donner (Chippeway, Mackenzie; Sioux, Prescott bei Schoolcr. III, 233); auch bei den Irokesen, den Pani und anderwärts finden sich Spuren dieser Auffassung, die jedoch mancherlei Mißverständnisse erfahren zu haben scheint (Schoolcr. V, 157, de Smet 292, 305). Da die Sage auch von Kämpfen des großen Vogels mit der Schlange (dem bösen Princip) erzählt welche die Eier des Vogels fressen will, so ist über die Deutung des oben (p. 66) angeführten alten Bauwerkes kein Zweifel. Mit Schoolcr. (I, 32) dabei an das Weltei und an asiatische Analogieen zu denken liegt keine Veranlassung vor. Der große Geist ist dem Indianer vor Allem der Donnerer — daher die Todesfurcht besonders bei Gewittern (Loskiel 49) —, was man nicht nöthig hat mit Kohl (I, 236) aus dem donnerähnlichen Geräusch auffliegender Waldhühner zu erklären, denn das schnelle Heranziehen der Gewitter legt dieses Bild nahe genug, und läßt es zugleich als natürlich erscheinen daß sein gewöhnlicher Sitz im Himmelsraum, vor Allem in der Sonne gesucht wird, die bei manchen Völkern geradezu das Haus des großen Geistes heißt (Copway 165). Außer der Gestalt des Vogels wird sich dem großen Geiste sonst nur noch die Menschengestalt beigelegt (Cheppewyans, N. Ann. des v. 1852, IV, 317; Sauk, Keating I, 216), er wird bisweilen als „der weiße Mann von oben" oder „der große Häuptling im Himmel" bezeichnet (Berghaus Zeitschr. f. Erdk. X, 54, Memoirs H. S. P. III, 139). Man glaubt von ihm daß er Alles hört und sieht, den Menschen nicht erscheint, aber gleichwohl nicht körperlos ist. Mag dieß dem Nachdenkenden widersprechend

scheinen, so hört es doch auf dieß zu sein, sobald man gleich dem J
dianer keine Consequenzen zieht, sondern einfach dabei stehen bleibt, d
der höchste Gott überall gegenwärtig ist und daß er einen Körper ha
uns aber sich entzieht, und daß sich die Menschengestalt immer als d
nächstliegende und erträglichste Personification desselben darbietet.

Als Herr des Lebens wurde der große Geist für manche der G
des Krieges (Jones I, 44), weit allgemeiner aber war er als Hi
melsgott unter dem Bilde der Sonne und des Feuers verehrt. So
nencultus herrschte in Florida und von hier nach Westen bis zu d
Apachen; die Sonne scheint hier vielfach an die Stelle des großen G
stes selbst getreten zu sein, sie wird um Sieg in der Schlacht gebete
ihr werden Loblieder gesungen, und überhaupt finden nur sichtba
Gegenstände Verehrung (Laudonnière 8, 99, Herrera VII, 1
15 u. 2, 6, Arricivita III, 3, Buschmann 1854, p. 300), währe
man von den nördlicheren Völkern neuerdings behauptet hat daß s
nur den großen Geist, nicht sinnliche Dinge anbeteten (Hunter 114
Die Spanier galten in Florida für Söhne der Sonne weil sie vie
Kranke durch Beten und Anblasen heilten (Cabeza de V. 535
Auch der Mond soll dort Verehrung gefunden haben (Garcilas
Hist. de la c. de la Fl. I, 1, 4, Coreal I, 32), wie bei den Schwar
füßen (de Smet 245), wogegen den Osagen die Sonne als der gro
Geist gilt der den Mond und die Erde regiert (Morse App. 229), u
die Winebagoe dem Monde überhaupt keinen Einfluß auf den Me
schen zuschreiben (Schoolcr. IV, 240), die Potowatomi aber ih
für eine böse Gottheit halten (Keating I, 216). Alle bekannte
Völker Amerika's, sagt Lafitau (I, 130), verehren die Sonne; d
gilt dieß bis zu den Krähen-Indianern und den Schwarzfüßen i
Westen (Pr. Max. c. I, 401, 584, de Smet 245) und den Otta
und Knisteno im Norden (Charlevoix 283, 236).

Allerdings tritt bei den meisten nördlicheren Völkern der Sonne
cultus nicht so deutlich hervor*, aber er zeigt sich mittelbar in der B
wahrung eines heiligen Feuers und in der religiösen Bedeutung d

* Was J. G. Müller von der Vermischung eines südlichen Natur- u
Sonnencultus mit einem nördlichen Schamanismus sagt, ist gänzlich gru
los. Das (p. 120 ff.) über die Erscheinung des großen Geistes in verschiede
Thiergestalten Gesagte, vieles von dem über die Menschenopfer (p. 142 ff.) M
getheilten u. A. beruht auf Mißverständniß, und es fehlt dem Buche sehr an K
tik der Quellen, wie sich schon aus der Benutzung von Vollmer ergiebt.

Rauchens, denn die Pfeife ist nach dem Glauben der Huronen Mandan Menitari u. a. ein Geschenk der Sonne und wird, wie auch bei den südlichen Völkern geschieht, mit aufwärts gewendetem Gesichte nach dieser, nach der Erde und nach den vier Weltgegenden hin geraucht (Lafitau II, 134 ff., 314 ff., Bartram, Lettres édif. I, 763, Nuttall 274, Keating I, 408, Mackenzie u. a.); sie ging in der Versammlung stets rechts herum, wie es heißt, dem Laufe der Sonne folgend (Perrin du Lac I, 179). Die Häuptlinge der Indianer an der Hudsonsbai rauchten dreimal der aufgehenden Sonne zu und redeten sie ehrfurchtsvoll dabei an, auch ihrem persönlichen Schutzgott und selbst den Franzosen rauchten sie zu als Ehrenbezeigung (La Potherie I, 121, 131, II, 106). Die Osagen welche eine Lamentation, wohl als Gebet, beim Aufgang der Sonne sprachen, leiteten jede ihrer Unternehmungen mit dem Rauchen einer Pfeife ein, das sie mit den Worten begleiteten: „Großer Geist, lasse dich herab mit mir zu rauchen als Freund! Feuer und Erde rauchet mit mir und helfet mir meine Feinde zu Grunde richten! Meine Hunde und Pferde (unter diesen sind nach Frost (437) vielleicht die Diener zu verstehen) rauchet auch mit mir!" (Nuttall 95). Bei den Irokesen wie bei den Algonkin war das Rauchen eine religiöse Ceremonie (Morgan 164, Lettres édif. I, 645). Die Sioux nannten sich selbst das Volk der sieben Rathsfeuer, der Name „Potowatomi" bedeutet „wir machen Feuer" (Keating I, 89), und wie die Ojibway unterhielten auch viele andere Völker beständig ein heiliges Feuer als Symbol ihrer Nationalität (Schoolcr. II, 138). Den Namen der Cherokee leitet Adair von cheera „Feuer" ab, vielleicht dasselbe Wort welches Lawson (211) als den Namen des guten Geistes in Nord Carolina Quera schreibt. Besonders aber tritt der Feuercultus bei dem Feste der ersten Früchte hervor, das die Creek und Natchez wie die Virginier und Knisteno in ähnlicher Weise begingen: die Häuser wurden gereinigt, alles alte Feuer ausgelöscht, nach dreitägigem Fasten eine allgemeine Amnestie ertheilt und endlich das neue Feuer angezündet. So beschreibt es Bartram bei den Creek. Das Ganze entspricht im Wesentlichen einem Feste der Mexicaner (vergl. Squier, Serpent symbol 112 ff. von der Heiligkeit des Feuers Schoolcr. V, 68 ff.). Nach dem Glauben der Chickasaw-Priester ist der höchste gute Gott auf Erden in dem reinen heiligen Feuer gegenwärtig wie er auch im Himmel in der Gestalt eines feinen Feuerwesens

lebt (Adair 92). In den Gesängen der Propheten der Algonkin ist eine Verehrung des großen Geistes unter dem Bilde der Sonne, durch das er oft dargestellt wird, deutlich zu erkennen (Schoolcr. I, 399). Die Potowatomi stiegen bisweilen bei Sonnenaufgang auf ihre Hütte hinauf und brachten ihre Kniee beugend der Sonne ein Opfer von Maisbrei dar (Journal étranger 1762 Mai p. 7).

Es gilt dem Indianer als eine Grundwahrheit daß Böses nicht von Gutem kommen kann noch Gutes von Bösem (Heckewelder); der gütige Himmelsgott, das belebende Princip der Natur, die wohlthätige Macht der Sonne und des Feuers herrscht nicht allein in der Welt; neben ihm steht der böse Geist, welcher im Gegensatz zum überirdischen Gotte als unterirdisches Wesen, als Wassergott, im Gegensatz zum Vogel als kriechende Schlange dargestellt zu werden pflegt (Copway 134); dieß ist — so hörte schon Winslow bei Massasoit (Young a. 355) — die gewöhnliche Form unter welcher Hobbamock (auch Abamocho, Chepian, Hutchinson 421) erscheint, doch nimmt er auch andere Thiergestalten an und scheint vorzugsweise an gewissen unheimlichen Orten gegenwärtig zu sein: eine natürliche Folge des Umstandes daß das Uebel und Unglück an den Menschen so viel gewaltiger herantritt, auf ihn einen so viel stärkeren Eindruck macht und in so vielen verschiedenen Formen sich ihm entgegenstellt, während er das Gute und Wohlthuende gleichmüthiger und gleichgültiger hinnimmt. Hiermit steht weiter in Verbindung daß man sich seinem Dienste meist viel eifriger widmet als dem des großen Geistes oder ihn sogar allein verehrt und zu versöhnen bestrebt ist, da man ohnehin von dem guten Geiste nichts zu fürchten hat (Memoirs H. S. P. III, 139, Schoolcraft VI, 129, Strachey 82 u. a.). Er erhielt Geschenke und Opfer, zu ihm betete man hauptsächlich, um den Ausbrüchen seiner Bosheit zuvorzukommen oder sie zu beschwichtigen.

Zwar wird versichert daß Einzelne an die Existenz eines bösen Geistes nicht glaubten und daß man ihm geringere Macht zuzuschreiben pflegte als dem guten Geiste (Hunter 218, 215), im Ganzen aber läßt sich die Annahme jener Duplicität der Principien als der allgemeinste und am bestimmtesten ausgeprägte Zug in der Religion der Indianer bezeichnen (Schoolcr. III, 60, Keating I, 408, Lawson 211 u. a.); neueren und christlichen Ursprunges (wie im Journal étranger 1762 Mai p. 33 angegeben wird) ist sie gewiß nicht. Bei

Irokesen treten der gute und der böse Geist, Hawennéyu und Ha-
›atégeh (Kluneólux, Schoolcr. V, 155) als Zwillingsbrüder
die gleichen Theil haben an der Schöpfung der Welt (Morgan
Cusic bei Schoolcr. V, 632), während sonst der erstere allein
›chöpfer und Herr des Lebens gilt und der andere ihm entschieden
geordnet wird. Jener wohnt nach dem Glauben der Creek in
Art von Paradies, dieser in einem unglücklichen dornenvollen
: (Swan bei Schoolcr. V, 269). Abweichend von der ge-
lichen Auffassung scheint es nur daß die nördlichen Algonkinvöl-
›s gute und böse Princip auch als Sonne und Mond benannten
?otherie I, 121); man darf dieß nämlich nicht im eigentlichen
e verstehen: „Sonne und Mond“ bezeichnen nach einer gewöhn-
Ausdrucksweise der Indianer zwei Gegenstände oder Erscheinun-
›berhaupt die einander stets begleiten oder einander regelmäßig
ı. Eine wirkliche Umkehrung des Verhältnisses, die sonst nirgends
kommen scheint, liegt in der von einem Attivoindaron (Atiron-
herrührenden Ueberlieferung der Huronen, daß der Weltschöpfer
›ha eine Großmutter Ataensiq habe und daß diese das böse, jener
‚ute Princip sei (Sagard 228). Am verbreitetsten ist bei ihnen
›laube an die Oki, wie die Algonkins zugleich die höheren Geister
›hre Zauberärzte nennen (Champlain I, 296); und mit dem-
ı Worte Okee oder Okeus wurde in alter Zeit auch in Virginien
öse Geist benannt (Strachey 82, Schoolcr. VI, 129).

›ie Schöpfungssagen der Indianer erheben sich in der Abstraction
dem sinnlich Wirklichen nicht höher als bis dahin, daß ursprüng-
›ußer dem großen Geiste nur Himmel und Wasser war: nur die
nelskörper und die Erde werden geschaffen und letztere mit leben-
Wesen bevölkert, oft sind auch solche schon vorhanden und der
›ende Gott erscheint dann zugleich als der erste Mensch. Ja es
en Einzeldinge bisweilen geradezu für ungeschaffen erklärt, z. B. der
e Reis von den Sioux: sie sagen er sei von selbst gekommen
hoolcr. II, 197). Wir theilen einige dieser Sagen mit.

Alles, erzählen die Chippeway, war ursprünglich Wasser. Wieska
den Biber untertauchen um ein wenig Erde heraufzuholen, aber
›r vermochte es nicht. Der ausgesendeten Moschusratte gelang es
›r, doch nur nach mehrfacher vergeblicher Anstrengung. Wieska
›m die Erde und blies darauf, da wurde sie größer. Darauf ließ

er den Raben um sie herumfliegen, doch dieser kehrte schnell zurück, die Erde war noch zu klein: Wieska fuhr daher fort zu blasen bis sie groß genug wurde (de Smet 281, La Potherie II, 5ff.). Mit geringen Modificationen und Zusätzen findet sich diese Geschichte bei den Ottawa, welche Michabou, den Stammvater ihrer Bande des großen Hasen, an die Stelle des Wieska setzen (Lettres édif. I, 679), bei den Menitari (Pr. Max. c, II, 221), im Westen bei den Takhali (Morse App. 345 nach Harmon), deren religiöse Vorstellungen überhaupt nur sehr unklar und schwach sind, und selbst die Erzählung der Atna und Kenaier, welche die Welt und den Menschen vom Raben erschaffen werden läßt, der die Elemente eines nach dem anderen entwendete, scheint nur eine Abschwächung der Chippeway-Sage zu sein (Wrangell 100ff.). In der kosmogonischen Mythe der Irokesen spielt hauptsächlich die Schildkröte eine große Rolle, die schon vor der Erde existirte und auf deren Rücken diese als eine große Insel ruhete und immerfort wuchs (Lafitau I, 94, Cusic bei Schoolcr. V, 155, 632, VI, 166). Sie selbst glauben aus der Erde heraufgekommen, von der Erde geboren zu sein, eine weit verbreitete Ansicht der Indianer, die in vielen Abänderungen wiederkehrt und mit welcher es wahrscheinlich zusammenhängt, daß sie sich immer auf ein wenig Rasen oder einen Baumzweig, nie auf die nackte Erde niedersetzen (Tanner I, 250), da sie in dieser ihre gemeinsame Mutter verehren. Dahin gehört die Sage der Mandan daß ihr Volk vor Zeiten unter der Erde lebte, wo nur eine Rebe die ihre Wurzeln hinunterstreckte etwas Licht einfallen ließ. Einige der Kühnsten erkletterten sie, fanden auf der Oberwelt Büffel und Früchte in Menge vor, pflückten Trauben und brachten sie ihren Verwandten hinunter die nun sämmtlich den Versuch nachmachen wollten. Es geschah; als aber die Hälfte des Volkes oben war, brach die Rebe unter der Last eines dicken Weibes und entzog den Leuten unter der Erde alles Licht von oben und alle Hoffnung jemals hinaufzukommen (Lewis et Cl. I, 138, Pr. Max. II, 160, nebst einer anderen Sage ebend. 152). Eine bloße Variation der vorstehenden Erzählung scheint die der Navajos zu sein, daß sie nur mit Hülfe des Waschbärs und einer Raupe welche Löcher in die Erde bohrten von unten heraufgestiegen seien (Schoolcr. IV, 89, anders wird dieß ebend. 218 erzählt). Dahin gehört auch die sich öfters findende Angabe daß die ersten Menschen aus einer Felsenhöhle gekommen seien

(Hunter 29). Nach der Sage der Schwarzfüße kamen die Männer aus dem See der Männer, die Weiber aus dem der Weiber; eine Gottheit lehrte jenen die Jagd, diesen die häuslichen Geschäfte, führte beide zusammen und ließ sie einander feierlich versprechen jene Theilung der Arbeit streng zu beobachten (de Smet 118). Von den beiden Stämmen der Miami will der eine aus dem Wasser, der andere aus der Erde gekommen sein (Keating I, 104).

So beschränkt sich häufig die Schöpfungsgeschichte der Indianer auf eine Erzählung von der Entstehung des Menschen, und fast nirgends zeigt sie eine Spur tieferen Nachdenkens, sondern hat meist den Charakter einer Geschichte wie sie ein müßiger Kopf zur Unterhaltung und Belustigung erfinnt. So verhält es sich in der That vielfach damit, man scheint diesen Dingen nur selten eine große Wichtigkeit beizulegen, wie sich auch daran bestätigt, daß diese Traditionen oft innerhalb desselben Volkes mit vielen Veränderungen vorgetragen werden. Die Winebagoe erzählen: der große Geist war zuerst allein. Er schuf vier Männer und ein Weib; jene sind die vier Winde, dieses die Erde. Um die letztere zu befestigen stellte er sie auf den Rücken von vier Landthieren, vier Schlangen und zuletzt auf den des Büffels. Endlich bildete er auch aus Theilen seines eigenen Leibes einen Mann und ein Weib. Auch der böse Geist versuchte sich im Schaffen. Das Einzelne wird von Verschiedenen verschieden erzählt (Fletcher bei Schoolcraft IV, 229). Den Charakter einer müßigen und nach unseren Begriffen frivolen Erfindung hat auch die Sage der Nordindianer bei Hearne (281): ein Weib das mit einem zahmen Hunde lebte welcher sich zeitweise in einen schönen jungen Mann verwandelte, wurde die Mutter des Menschengeschlechtes. Einst erschien bei ihnen ein Riese dessen Haupt bis in die Wolken reichte, zeichnete die Seen und Flüsse mit einem Stocke auf die Erde und füllte sie mit Wasser, den Hund aber zerriß er in Stücke und verwandelte diese in vierfüßige Thiere, Fische und Vögel. Diese Fabeln, die für sich so bedeutungslos und nur insofern interessant sind, als sie die Indianer selbst charakterisiren, finden sich häufig vermischt mit Erzählungen von Riesenthieren, welche von den Herren der Vorzeit bekämpft und vertilgt wurden, und mit Fluthsagen der verschiedensten Art, die sich bei Rougemont (Le peuple primitif 543 ff.) gesammelt finden.

Wie Vieles von diesen letzteren auf die Lehren der Missionäre zu-

rückzuführen ist, kann man oft kaum zu entscheiden wagen; da indess
die Beweglichkeit und Veränderlichkeit der kosmogonischen Myth
sich, trotz der allgemein feststehenden Lehre vom guten und bösen Geist
ziemlich groß zeigt, und der Einfluß der mosaischen Schöpfungsg
schichte auf jene in mehreren Fällen ganz unverkennbar hervortri
(Kohl I, 264, Gregg II, 175), ist man berechtigt den Antheil d
Missionäre ziemlich hoch anzuschlagen. So heißt es z. B. bei den Cre
daß während der großen Fluth zwei Tauben ausgesendet wurden d
zuerst nur die Excremente des Regenwurmes, zum zweiten Male au
geschickt aber einen Grashalm fanden und daß darauf das Wasser f
und das Land erschien (Schoolcr. I, 266). Die Potowatomi e
zählen daß der große Geist zuerst zwei Männer aus Erde und zw
Weiber aus den Rippen jener bildete (Morse App. 138), wobei si
die Zweiheit sehr natürlich daraus erklärt, daß der Indianer dem r
then und weißen Menschen stets verschiedenen Ursprung zuzuschreibe
geneigt ist: der große Geist selbst hat nach seiner Ansicht die Rollen a
sie vertheilt, dem einen Künste und Kenntnisse, dem andern nur Bo
gen und Pfeil und den treuen Hund zum Begleiter gegeben (Kea
ting I, 231). Demgemäß darf auch der Fluthsage der Potowatomi
obgleich sie nach Indianerbegriffen umgearbeitet ist, ein mosaische
Ursprung zugeschrieben werden; de Smet (280) erzählt sie so. Al
der große Geist die Erde aus der Fluth wieder hervorgezogen hatte
schuf er einen jungen Mann und gab ihm eine Schwester. Einem
Traume gemäß wurde dieser von fünf jungen Leuten besucht, dem Ta
bak, der Citrone, der Wassermelone, der Bohne und dem Mais. Di
vier ersten starben bald vor Kummer und wurden begraben, der fünft
aber heirathete die Schwester jenes ersten Menschen und von ihm stam
men alle Indianer ab. Meist erst in Anknüpfung an die Fluthsage
und den Untergang des Menschengeschlechtes findet sich auch von eine
zweiten Schöpfung des Menschen gesprochen (Jowa, Schoolcr. III
263), doch fand R. Williams eine solche Sage ohne Beziehung a
jene bei den Narraganset. Die Apachen erzählen von einer groß
Fluth die in Folge der Schlechtigkeit der Menschen hereingebrochen s
und von der Gründung eines großen mexicanischen Reiches dur
Montezuma unmittelbar nach derselben (Schoolcr. V, 688). D
beide Angaben ausländischen und die erste christlichen Ursprunges i
läßt sich schwer bezweifeln. Das Merkwürdigste dieser Art ist d

große Fest der Arche bei den Mandan, das früher auch die Riccari hatten (Pr. Max. c, II, 243, 172, 658). Die dabei gebräuchlichen Tänze in mannigfaltigen Thierverkleidungen, die langen Fasten und äußerst schmerzhaften Büßungen sind zwar ächt indianisch, mit diesen aber ist die Darstellung der Arche Noah und der biblischen Geschichte von der Sündfluth verbunden, deren Einzelnheiten so bestimmt festgehalten werden, daß sich an keinen andern Ursprung als den von christlichen Missionären denken läßt. Einen vollkommen sichern Fingerzeig in dieser Richtung giebt der Umstand, daß es nach Catlin's Bericht über jenes Fest, ein weißer Mensch war, der allein aus der großen Fluth sich rettete. Alle Fluthsagen der Indianer ohne Unterschied aus derselben Quelle abzuleiten würde sich durch nichts rechtfertigen lassen, dagegen reicht das Vorstehende zu dem Beweise hin, daß in solchen Traditionen wohl einige verwirrte Reminiscenzen aus neuerer Zeit, sicherlich aber keine Erinnerungen an die Urgeschichte des Menschengeschlechtes enthalten sind.

Daß eine Aufnahme fremder Elemente in die mythologischen Vorstellungen der Indianer in großer Ausdehnung und ohne erhebliche Schwierigkeiten stattgefunden hat, wird vor Allem daraus verständlich, daß die Zauberärzte und Wunderthäter durch die Verbreitung und theilweise Erfindung thörichter Geschichten die sie in ihrer Weise aufputzen, stets bemüht sind ihr eigenes Ansehen zu heben und zu stützen, während dem Indianer, dem schon die gute Sitte den Widerspruch verbietet, seine Indifferenz und geistige Trägheit das Glauben näher legt als das Zweifeln. Bestimmt ihn diese zu einer allgemeinen Toleranz die allerdings nicht viel werth ist, so versteht sich die große Vielgestaltigkeit der religiösen Ansichten auch darum für ihn von selbst, weil ein jeder die vollste persönliche Unabhängigkeit für sein Denken und Handeln in Anspruch zu nehmen und Andern zuzugestehen bereit ist. Daher kann es nicht befremden daß namentlich der Glaube an untergeordnete Geister und an ein anderes Leben individuell sehr verschieden ist (Hunter 219), daß bei den Nordindianern jeder Zauberer andere Geister citirt und der Aberglaube der Einzelnen nicht derselbe ist (Hearne 284), daß die Irokesen erst von den Völkern die sie besiegten, eine große Menge von Aberglauben angenommen haben (La Potherie III, 8). Wie der Indianer über Andersgläubige denkt, geht deutlich aus der Antwort der Creek-Häuptlinge hervor, die

in England nach der Religion ihres Landes gefragt wurden: eine herrschende Religion, sagten sie, gebe es bei ihnen nicht, und sie dächten daß in Dingen, über die zur Uebereinstimmung zu kommen doch nicht möglich wäre, das Beste sei „einen jeden seinen Kahn auf seine eigene Weise rudern zu lassen."

Während nach der älteren und reineren Ansicht der große Geist der Schöpfer der Welt und des Menschen ist — nach der Sage der Sioux am oberen Missouri bildete er diesen aus dem rothen Pfeifenstein (Catlin) —, hat man später den großen Geist, den man sich oft selbst in Menschengestalt dachte, bisweilen mit dem ersten Menschen oder mit dem Culturheros verschmolzen, welcher von den Stammessagen als der große Lehrer und Wohlthäter des Menschengeschlechts bezeichnet wurde. Eine solche Verschmelzung ist hauptsächlich eingetreten in Rücksicht des Stammheros der Algonkin, Menabozho (Menaboschu, Nanaboojoo), „des Neffen des Menschengeschlechts", der bald als Vermittler zwischen den Menschen und dem großen Geiste, als Vertilger der schädlichen Thiere, als Schöpfer alles dessen was dem Menschen nützlich ist, verehrt wird, obwohl man auch von ihm erzählt daß er sich gegen den großen Geist einst selbst einmal aufgelehnt habe (de Smet 280 ff., Tanner II, 99), bald auch als Stammvater aller Menschen gilt und zugleich seinem Namen gemäß — Menabozhoo heißt „der die Erde gemacht hat" — als zweiter Schöpfer der Welt erscheint, nachdem diese durch böse Geister zerstört worden war (Schoolcr. V, 418 f.). In der großen Menge belustigender Legenden welche die Ojibway von ihm haben (Schoolcr. A. R.) treten an ihm nächst der Zaubermacht mit der er ausgerüstet ist, Prahlerei und Arglist als Hauptzüge hervor, obwohl er trotz seiner Künste nicht selten hinter's Licht geführt wird. Alle Kenntnisse und Geschicklichkeiten der Indianer stammen von ihm: er hat sie die Jagd und Fischerei, den Bau der Kähne, die Gewinnung des Zuckers, das Malen des Gesichts und das Tabakrauchen gelehrt. Sein Lieblingsaufenthalt sind die Apostel-Inseln im westlichen Theile des Oberen See's (Kohl I, 4, II, 256). Scheint er demnach vom großen Geiste als irdischer Halbgott ursprünglich verschieden, so kommt doch die Verwechselung mit diesem besonders auch darin zu Tage, daß der Schlangenkönig oder Wassergott, der böse Geist, als sein geschworener Feind auftritt, und daß er von letzterem mit Wasserfluthen verfolgt, sich ebenso wie andere

Sagen vom großen Geiste erzählen, der Moschusratte bediente um sich aus der Tiefe einige Sandkörner heraufholen zu lassen und die Erde aus ihnen neu zu schaffen (Kohl I, 321).

Der Culturheros der Irokesen, Thannawage, Tarenyawago, später Hiawatha genannt, ist von mehr menschlichem Charakter. Er kämpft in der Urzeit mit Riesen und Ungeheuern und stiftet den Bund der fünf Völker; mit dem großen Geiste selbst scheint man ihn nicht verschmolzen zu haben (Schoolcr. V, 157). In ähnlicher Weise wird von den Mandan der erste Mensch als Heros verehrt (Pr. Max. c, II, 149). Die Sagen der Eingeborenen von Pennsylvanien erzählen von Wunderthätern mit großen Bärten die in alter Zeit unter ihnen gelebt, später aber sich in den Himmel zurückgezogen hätten (Holm, Memoirs H. S. P. III, 140).

Je mehr der große Geist für den Indianer in unerreichbare Ferne zurückzutreten pflegt, desto stärker ist sein Bedürfniß sich an niedere Gottheiten zu wenden, die ihm näher stehen und über die er jenen nicht selten ganz vergißt. Die Anzahl derselben ist groß, nicht geschlossen, wie es scheint, und jeder Einzelne verehrt so viele und welche er will. Diese niederen Götter sind Personificationen der drohenden oder Segen spendenden Naturgewalten: bei den Irokesen z. B. Héno, der Gott des Donners und des Regens, Gæoh der Gott der Winde u. a. (Morgan 157). Bei höherstehenden Völkern sind manche derselben recht sinnig gebildet und zeigen von einem gewissen poetischen Sinne, bei anderen sind sie wüste Traumgebilde einer rohen und maßlosen Phantasie.

Den Todesgott, Pauguk, denken sich die Ojibway als ein menschliches Knochengerippe mit feurigen Augen das nur mit dünner Haut überzogen und sprachlos ist. Er führt Bogen und Pfeil und eine Keule, doch tödtet er schon mit dem Blicke, ist ein Jäger, der aber nur auf Menschen Jagd macht. Weeng, der Gott des Schlafes, übt seine Macht vorzüglich durch seine Trabanten, eine Menge von kleinen mit Keulen bewaffneten Gnomen, die den Menschen leise auf die Stirn klopfen und dadurch betäuben. Dem Menschen freundlich gesinnt, wollen sie seine erschöpften Kräfte durch Ruhe stärken; unsichtbar sitzen sie auf seinem Bette, hängen an den kleinen Vorsprüngen der Rindenhütte herum und kriechen dem Jäger selbst in den Tabaksbeutel: wenn ein Kind gähnt, wenn ein Krieger zaudert oder ein Redner stockt, sagt man daß Weeng sie geschlagen habe. Mudjekewis, der jüngste von

zehn Brüdern, der den Riesenbären besiegte und die heilige Wampu
schnur gewann von welcher das Glück der Menschheit abhing, ist d
Vater des Shawondasee, des Südwindes. Dieser letztere wird als e
beleibter brustleidender Alter vorgestellt, der durch Schlemmerei fa
geworden, sich nur selten regt; sein Seufzen im Herbste bringt d
Wärme und den balsamischen Duft vom Süden, den sog. Indiane
Sommer (Schoolcr. A. R. II, 140, 214, 226, 240). Bei Schoo
craft IV, 496, pl. 41 findet sich eine Abbildung des Kampfes zw
schen dem Gotte des Nordens und dem des Südens von einem D
kota: der letztere schickt die Krähe und den Taucher in Begleitung ein
Gewitters aus um die Wölfe des Nordens anzugreifen; der Angri
ist glücklich, Schnee und Eis werden geschmolzen und der Gott d
Nordens ertränkt, doch sein kleiner Sohn hat sich vom Kampfe fer
gehalten, er ist zu Hause geblieben und daher muß dieser alle Jah
von Neuem beginnen.

Was wir sonst von der Mythologie der Dakota wissen (Mrs. East
man 206, Pond bei Schoolcr. IV, 642 ff., II, pl. 55, III, pl. 36) i
bei weitem weniger anziehend und erlaubt nur theilweise eine ver
ständige Deutung ihrer Götter auf bestimmte Naturmächte. Am höch
sten geehrt werden die Onkteri-Götter welche die Erde und den Men
schen geschaffen und den Medicin-Tanz eingerichtet haben. Sie sin
von der Gestalt sehr großer Ochsen; der Erdgeist ist der vornehmst
unter ihnen, unter diesem stehen die Schlange, die Eidechse, der Frosch
die Eule, der Adler, die Geister der Todten u. a. Eine zweite Klass
mit verschiedenen Unterabtheilungen bilden die Wakinyan, welche di
Onkteri befehden und hauptsächlich zerstörende Kriegsgötter sind, ob
wohl sie auch Schöpferkraft besitzen: der wilde Reis und eine Grasar
verdanken ihnen den Ursprung. Sie haben sämmtlich phantastisch
Vogelgestalten und wohnen auf einem hohen Berge im Westen; am
östlichen Thore ihrer Wohnung steht ein Schmetterling Wache, am
westlichen ein Bär, am nördlichen ein Rennthier, am südlichen ei
Biber. Die Gottheit Takuschkanschkan wohnt im heiligen Speer un
Tomahawk, in Donnerkeilen (boulders) und den vier Winden. Si
freut sich der in der Schlacht Fallenden und hat mehrere Thiergeist
unter sich, den Bussard Raben Fuchs u. a. Die Riesen Heyoka od
Haokah sind von verschiedener Gestalt, sie leisten dem Verliebten u
dem Jäger Hülfe, geben Krankheit und Gesundheit. Das Warme

für sie kalt, das Gute böse, das Gefährliche sicher u. s. f. Außer diesen giebt es noch eine Menge von andern Göttern und nach der Aussage eines intelligenten Dakota „ist nichts das sie nicht als Gottheit verehrten."

In den wohlthätigen Naturgegenständen, z. B. dem Mais, vorzüglich aber in allen Dingen die ihm Schaden thun können, sieht der Indianer eine geistige Macht: in dem Feuer Wasser Donner, der Kanone, dem Pferde u. s. f. (Virginien, Strachey 82). Diese erscheint ihm als etwas Geheimnißvolles, flößt ihm religiöse Ehrfurcht ein, und er sucht sich daher auf seine Weise mit ihr auf möglichst guten Fuß zu setzen. „Die ganze Natur ist für den Indianer voll von geheimnißvollen Einflüssen. Kein wildes Thier jagt in seinen Bergen, kein Vogel singt, kein Blatt rauscht das nicht sein Schicksal lenken und ihn warnen könnte. Er beobachtet die Natur um sich her wie ein Astrolog die Sterne" (Parkman); denn fast jeder höhere Geist kann jede beliebige Form annehmen und zu ihm reden durch jeden Naturlaut, es kommt nur auf seine eigene Spannung an ob er den Geist vernimmt und was er hört. Aus dieser Menge von Gegenständen seiner religiösen Verehrung treten für den Indianer hauptsächlich drei hervor, der persönliche Schutzgeist jedes Einzelnen, der auf die früher beschriebene Weise um die Zeit der Pubertät gewonnen und stets mitgeführt wird, die Geister der Todten und die Geister der Thiere.

Wie hoch die Stellung ist welche die Indianer den Thieren geben, geht schon daraus hervor, daß der persönliche Schutzgeist eines jeden meist ein Thier ist. Ferner leiten sie ihre Abstammung meist von Thieren her (S. oben p. 119), die Chippeway vom Hunde (Mackenzie), die Delaware vom Adler, die Tonkaway vom Wolfe (Schoolcraft V, 683), die Osagen wollen von einer Mensch gewordenen Schnecke stammen, welche sich mit der Tochter eines Bibers verheirathete (ebend. IV, 305, Gregg II, 175) u. s. f. Adair (16) versichert zwar daß sie den Thieren nach denen sie ihre Stämme benennen, keine religiöse Verehrung bewiesen, viele andere Berichterstatter aber haben ihm darin widersprochen, und es scheint sich diese Verehrung für sie jedenfalls erst in späterer Zeit verloren zu haben. Die Nanticokes stellten in ihrer Mythologie neben den großen Geist ein weibliches Wesen, die Mutter der Thiere von denen die Menschen stammen, und

leiteten die Charaktereigenschaften der letzteren von den Thieren l
als deren Nachkommen sie galten, die Weisheit von der Eule, d
Blutdurst vom Wolfe, die Gefräßigkeit und den Schmutz vom Bä
u. s. f. (Jones II, 93). Die Indianer sahen in den Thieren die V
fahren und Stammverwandten der Menschen, schrieben ihnen Versta
und eine ganz menschliche Handlungsweise zu, manchen von ihn
sogar noch höhere Einsicht und übermenschliche Kräfte, während a
dere welche ungefährlich waren und keine erheblichen Kunstfertigkeit
zeigten, von ihnen dagegen mit Verachtung behandelt wurden.

Am höchsten werden die Klapperschlange und der Biber gestel
nur der Eule trauen sie noch größeren Verstand zu als der erstere
die als ein höchst ehrwürdiger Verwandter betrachtet, als „Gro
vater“ angeredet und selbst mit Tabaksrauch angeblasen wird; sie gi
nach einer Legende als ein großer Wohlthäter der Menschen (Park
man a, II, 135, Jones II, 259, III, 33). Sie ist der König od
Häuptling der Schlangen, wie auch jede andere Thiergattung ihre
König hat, dessen Tod von den übrigen an dem Mörder gerächt we
den würde (Adair 238). Aus Furcht vor dieser Rache, zu welch
der Geist der getödteten Klapperschlange seine Anverwandten aufwi
geln würde, schonen die Seminolen Sioux und Iowa sie st
(Bartram 252, Schoolcr. III, 273). Anderwärts wird sie tr
der Ehrfurcht die man vor ihr hat, nicht so milde behandelt: „S
willkommen, Freund aus dem Geisterland!“ redet der Indianer s
an der ihr begegnet. „Wir waren unglücklich, unsere Freunde de
wußten es. Der große Geist wußte es. Du bist gekommen uns z
trösten. Wir kennen deine Botschaft. Nimm diese Spende Tabak,
(er streut ihr etwas Tabakspulver auf den Kopf) „sie wird dir ei
Stärkung sein nach deiner langen Reise.“ Mit diesen Worten ergrei
er sie am Schwanze, fährt ihr mit einem Kunstgriff rasch über de
Rücken hinauf bis zum Kopfe und zerquetscht sie. Die abgezoge
Haut trägt er als Trophäe (M'Kenney). Auffallend ist dabei v
Allem daß der Indianer es wagt selbst das Geisterreich zu überlist
und zu bekämpfen, der Europäer hat nicht Muth genug mit den G
spenstern zu kämpfen an die er glaubt.

Dem Grafen v. Zinzendorf hat jener Aberglaube (1742) das
ben gerettet. Die Cayuga bei denen er am Wyoming lebte, hat
ihn im Verdachte schlimmer Absichten. Sie beschlichen ihn ei

Abends um ihn zu erschlagen. Er saß an einem kleinen Feuer auf einem Bündel Holz und schrieb, neben ihm und von ihm selbst unbemerkt eine Klapperschlange. Die Mörder dadurch von dem göttlichen Ursprunge des Fremden überzeugt, gaben ihr Vorhaben auf und kehrten still nach Hause zurück.

Von den Bibern gehen unter den Indianern eine Menge mysteriöser und wunderbarer Geschichten (Parkman, Jones III, 69); besonders gelten die weißen Biber, welche indessen nur in der Fabel zu existiren scheinen, für Wesen die mit übernatürlichen Kräften begabt sind. Ein sonst recht verständiger Indianer versicherte Parkman alles Ernstes daß er die Biber und die weißen Menschen für die klügsten Leute auf der Erde halte. Die Geschichte von der treulosen Freundschaft der Bisamratte zum Biber (bei Back 167) ist aus der Gegend des Aylmer See's: die Biberverehrung findet sich also auch bei den Athapasken; „der Geist des Bibers", sagte der Erzähler am Ende seiner Geschichte mit leiser dumpfer Stimme, „schwebt noch um seine alte Wohnung her und beherrscht das Wasser, und wehe dem der ohne Gebet um Hülfe bei ihm vorüberfährt!" Auch andere Thiere von denen man Vorbedeutungen hernimmt oder die man um Orakel fragt, z. B. manche Heuschrecken, stehen in Ansehn und werden ehrfurchtsvoll angeredet. Auf welchen Fuß man sich mit den Thieren stellt, kann eine Geschichte bei Kendall (II, 418) und folgende Rede lehren die einst ein Indianerweib einem alten Hunde hielt: „Du solltest dich schämen," sprach sie. „Ich habe dich gut gefüttert und gepflegt seit der Zeit da du noch klein und blind warst. Da du alt wurdest, habe ich gesagt du seist ein guter Hund. Du warst immer brav wenn du bepackt wurdest und bist nicht den Pferden zwischen die Beine gelaufen. Aber du hast ein schlechtes Herz. Wenn ein Kaninchen aus dem Busche sprang, bist du immer zuerst ihm nachgelaufen und hast die andern Hunde verleitet. Du hättest wissen sollen daß dieß gefährlich war, denn weit draußen auf der Prärie hätte dir niemand helfen können gegen einen Wolf, und kein Hund kann sich vertheidigen mit der Last auf dem Rücken. Noch neulich bist du davongelaufen und hast die hölzernen Nadeln umgeworfen mit denen ich die Hütte festmache. Siehst du wohl wie sie nun offen steht und klafft? Und diese Nacht hast du ein Stück Fleisch gestohlen das für meine Kinder gekocht werden sollte. Ich sage dir, du hast ein schlechtes Herz und mußt ster-

ben." Mit diesen Worten ging die Frau in die Hütte, holte e
ßen steinernen Hammer und schlug den Hund todt.

So schlecht der Hund auch im Leben behandelt wird, s
doch die Gebeine des todten geehrt (Keating I, 453). Man
sie vor Profanation um den Geist der Thiere nicht zu erzürn
jede Thierart hat ihren besonderen Geist der nicht ausstirbt,
in den übrigen fortlebt, oder vielmehr der Geist des einzeln
Thieres bespricht sich noch und verkehrt mit den Geistern der
Thiere von derselben Art. Diese Thiergeister glaubt der Indi
durch gewisse Tänze und andere Zaubermittel sich geneigt m
anlocken zu können. Der Büffeltanz und Bärentanz z. B., n
den entsprechenden Thierköpfen als Masken aufgeführt we
nen diesem Zwecke: man hofft die Thiere dadurch herbeizuzi
ihnen die Furcht so weit zu benehmen, daß sie sich schieß
Bisweilen bedient man sich hierzu auch desselben Zaubermi
man gebraucht um einem Menschen das Leben zu nehmen:
tigt kleine Bilder der Jagdthiere und bestreicht sie mit einem
Pulver (Tanner II, 58).

Endlich liegt noch ein Motiv der Ehrfurcht mit welcher d
ner viele Thiere behandelt, in dem Umstande daß die Geister
ten, wie er glaubt, oft in Thiergestalt erscheinen: so wird n
der Bär wenn man ihm begegnet, von manchen mit einer ei
lichen Formel begrüßt und nach den Todten gefragt zu wel
wünscht daß er baldigst wieder zurückkehre. Von einem ei
Thiercultus kann demnach bei den Indianern zwar keine
aber die Thierwelt erscheint ihnen als ein geisterhaftes Reich
selbst durch ihre Abstammung verflochten sind, als ein Reich
heren und niederen Geistern das nicht von dem Menschen
wird, sondern ihm ebenbürtig ist und zum Theil sogar über

Die Vorstellungen der Indianer von der menschlichen
abenteuerlich genug. Diese ist ein von dem Leibe völlig ve
Wesen, ein Bild des Menschen im Kleinen (une ressemb
l'homme, de Smet 305). Eine alte und weit verbreitete Le
dem Menschen zwei Seelen zu, eine vegetative und eine
(Keating I, 232, 410), nach einer anderen hatte er dr
eine gute die nach dem Tode in ein warmes, eine böse die i
tes Land kommt, eine dritte die beim Körper bleibt (Sioux

hist. 55), oder selbst deren vier, von denen eine im Geisterlande fortlebt, die zweite in die Luft geht, die dritte im Leibe, die vierte am Wohnorte zurückbleibt (Pr. Max. c. II, 206, Schoolcr. IV, 70). Im Traume verläßt die Seele den Körper und wandert umher nach den Dingen von denen sie sich angezogen findet: der Wachende muß sich bemühen diese zu erlangen, damit sich die Seele nicht betrübe und den Körper ganz verlasse (La Potherie III, 6). Was ein Indianer träumt, dazu glaubt er sich unabänderlich bestimmt; sei dieß selbst ein Mord oder Cannibalismus, er führt es aus (Kohl II, 186). Die Seelen der Ohnmächtigen Verzückten Scheintodten kommen entweder nur bis an die Grenze des Landes der Seelen oder besuchen dieses bloß auf kurze Zeit: durch sie hat man aus diesem Lande und von dem Wege der dahin führt, Nachricht erhalten (ebend. I, 295, Keating II, 154). Mit dem Tode verläßt die Seele den Körper, doch glaubt man daß sie sich noch einige Zeit in der nächsten Umgebung aufhalte, ja bei den Takhali weiß der Zauberer sogar eine directe Transfusion der Seelen zu bewirken: er hält dem Sterbenden oder Todten die Hände auf die Brust, legt sie dann auf den Kopf eines Verwandten desselben und bläst hindurch; das Kind welches dem letzteren zunächst geboren wird, hat dann die Seele des Verstorbenen in sich und nimmt den Rang und Namen desselben an (Morse App. 345, vgl. Hale und Wilkes IV, 453).

Von der Ruhe und Fassung mit welcher sie häufig dem Tode entgegensehen, ist schon oben die Rede gewesen. Der Häuptling pflegt bei dieser Gelegenheit eine Sterberede zu halten, nimmt Abschied von den Seinigen und läßt ein Gastmahl zurichten (Carver 333), läßt sich waschen, bemalen, mit Fett einreiben und in die Stellung des Todten bringen (Lafitau II, 408). Erleichtert wird ihm der Abschied durch den Glauben, daß er auch in Zukunft noch in das irdische Leben herüberzuwirken und mit den Seinigen in Verbindung zu bleiben im Stande sein werde. Deshalb speist man die Seele noch ein ganzes Jahr am Grabe (Potowatomi, de Smet 294), oder unterläßt dieß erst wenn die Speisen einige Zeit unberührt auf dem Grabe liegen geblieben sind, da man daraus schließt daß der Todte ihrer nicht mehr bedürfe, sondern ein reiches Jagdgebiet im Jenseits gefunden habe (Nuttall). Die Irokesen bringen sogar in jedem Grabe ein kleines Loch an, damit die Seele ungehindert aus- und eingehen könne (Mor-

gan 176). Hauptsächlich um den abgeschiedenen Seelen zu schm
cheln, deren Zorn und Rache gefürchtet wird, veranstaltet man ei
große und reiche Todtenfeier, hält wiederholte laute Lamentatione
die schwerlich immer so aufrichtig gemeint sind* als Hunter (35
versichert (in Nord Carolina werden Leute zum Trauergeheul sog
gemiethet, Lawson 183), trauert lange Zeit und meist in sehr oste
sibler Weise: der Leidtragende malt sich schwarz — nur bei den Omal
weiß (Say bei James I, 282) —, fastet, schlägt sich Wunden „u
den Kummer herauszulassen" und läßt das Haar lang wachsen. Bl
die Jowa schneiden letzteres in der Trauer vielmehr ab oder raufen
aus. Manche Indianer am Missouri, ebenso die Berg- und Bibe
Indianer (Mackenzie) hacken sich sogar ein Fingerglied ab. J
Florida, wo alte Leute sonst nicht betrauert wurden, mußte die vo
einem Todesfalle betroffene Familie drei Monate lang ganz von A
dern mit Lebensmitteln versehen werden, da sie nicht ausgehen durf
um für ihren Unterhalt zu sorgen (Cabeza de V. 528). Bei de
Cheppewyans gilt das Weinen zur Trauer nur für Weiber als a
ständig (Mackenzie), wogegen anderwärts die laute Klage allg
mein war und in späterer Zeit nicht selten benutzt wurde um Brann
wein zu betteln, entweder „den Kummer zu ertränken" oder „des
reichlicher weinen zu können" (Keating I, 433). Auch die Nothwe
digkeit der Blutrache scheint, wie die bisweilen wegen übler Nachre
gegen Verstorbene verhängte Todesstrafe, in naher Verbindung m
der Furcht gestanden zu haben, die man vor der Rache hegte welc
der Todte noch nehmen könnte; um ihn nicht zu citiren vermied ma
es sogar streng seinen Namen auszusprechen.

Die Seelen der Todten gelangen ganz in der Verfassung und m
den Eigenthümlichkeiten in's Jenseits, mit welchen sie das irdische L
ben verlassen: daher verwandelte sich die Trauer einer Nadowessier
die ihr vierjähriges Kind verloren hatte, in Freude, als kurz dara
auch dessen Vater starb, weil jenes unfähig sich selbst zu versorge
nun gegen Mangel und Gefahr durch den nachgefolgten Vater gesch
war (Carver 337, vgl. auch Kohl I, 154). Das Leben nach d

---

* Seine Freude über das bevorstehende Wiedersehen des Grabes sei
Bruders drückte ein Indianer einst in den Worten aus: „O sir, what s
shoutin' and bawlin' I'll have when I go to my brother's grave. "
I that'll play murther over it!"

Tode, von dem sich Viele überhaupt keine bestimmtere Vorstellung machen, wird demnach meist für eine einfache Fortsetzung des irdischen Lebens angesehen, nur denkt man sich das Jenseits reicher ausgestattet und das Leben müheloser. Die Sage von den „glücklichen Jagdgründen" des Jenseits findet sich bei Jones in sechs verschiedenen Formen mitgetheilt, die sechs verschiedenen Völkern angehören. Die Osagen glauben daß die Seelen der Todten sich auf dem Monde aufhalten (Morse App. 229), die Takhali und Kenaier daß sie im Innern der Erde im Helldunkel fortleben (ebend. 345, Wrangell 111 ff.). Die Winebagoe halten die Milchstraße für den Weg den sie nehmen (Fletcher bei Schoolcr. IV, 240). Bei den Algonkin, den Cheppewyan, Dakota und Pani herrscht die Vorstellung, daß die abgeschiedenen Seelen um in's Jenseits zu gelangen auf einer großen Schlange, einer schwankenden Brücke oder in einem steinernen Kahne einen Strom zu passiren oder einen schmalen Felsen zu überschreiten haben, und daß diejenigen welche herabfallen, im anderen Leben unglücklich und elend sind (Keating II, 154, I, 172, 410, Mackenzie, de Smet 305 u. a.). Ob der Uebergang über jenen Strom gelingt oder nicht, hängt nach dem Glauben mancher Indianer mit der Vergeltung zusammen die im anderen Leben der Todten für ihre Thaten auf Erden wartet (nur Kohl I, 294 widerspricht hierin den älteren Berichterstattern). Daß dieser Glaube ihnen erst von den Missionären gekommen sei, wie man neuerdings mehrfach behauptet hat, ist jedenfalls nicht allgemein richtig; seine Verbreitung würde sonst geringer und die Vorstellungen die sich an ihn knüpfen den christlichen mehr analog sein als sie sind. Nur bei den Irokesen findet eine solche Analogie mit der katholischen Lehre vom Fegefeuer und dem christlichen Paradiese statt, die von den Jesuiten herstammen mag (Morgan 170, 177). Schon R. Williams fand in Neu England den Glauben daß die Seelen der guten Menschen nach ihrem Tode zu dem Gotte Kautantowit im Südwesten gingen, die der Mörder Diebe Lügner und Ehebrecher dagegen ruhelos umherwanderten (Potter 10, Elliott I, 312). Die Eingeborenen im Westen der Hudsonsbai hatten die Lehre von einer moralischen Vergeltung im Jenseits schon vor der Mitte des 18. Jahrh. (Ellis 213 not.), sie wird von Lafitau (I, 404) als einheimisch angegeben, und im Süden scheint sie bei den Cherokee und Natchez vor der Ankunft christlicher Missionäre verbrei-

tet gewesen zu sein (Timberlake 64, Lettres édif. I, 758). B einem Chickasaw-Priester fand Adair (92, 118) religiöse Vorstellun gen von so entschieden ethischer Färbung, daß nach dessen Ansicht da höchste Wesen schon auf Erden die Schicksale der Menschen nach Ve dienst vertheilt, und die Uebelthaten der Menschen galten überhau den südlichen Völkern für die Ursachen alles Unglückes das sie zu du den hatten. Auch Bartram berichtet daß nach der Ansicht der Flor davölker der große Geist alle Guten und Tapferen liebe, was ihne nahe genug lag, da sie ihn als die Personification und den Geb alles Guten betrachteten, obgleich ihnen trotzdem das Sittengesetz nic als göttliches Gebot erschien. Bei den Dakota und Mandan, übe welche sich der Einfluß der christlichen Vorstellungen in älterer Zei sicherlich nicht verbreitet hat, herrschte der Glaube an eine moralisch Vergeltung im anderen Leben (Jones I, 228, Pr. Max. c, II, 206) doch war er bei den letzteren neuerdings wieder in Abnahme gekom men. Aehnlich verhält es sich mit vielen andern Völkern (Lawso 180, Bossu II, 48, Loskiel 49, Mc Coy 70, Hunter 215, Swa bei Schoolcr. V, 269, Morse App. 138, 144). Der Unterschie von den christlichen Vorstellungen beruht zumeist darauf, daß an die Stelle der christlichen Moralbegriffe die der Indianer treten, denen ge mäß der tüchtige Jäger und Krieger, der Tapfere und Freigebige im Jenseits glücklich, der Geizige Feige Betrüger Lügner u. s. f. un glücklich wird, und daß anstatt der Hölle oft nur von einem unfrucht baren dornenvollen Lande die Rede ist. Virginien macht davon eine Ausnahme: dort sprach man nur den Vornehmen und den Priestern, welche später auf Erden wiedergeboren werden sollten, ein zweites ge nußreiches Leben zu (Strachey 96).

Die Leiche zu conserviren war man in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Weise bemüht. Lafitau (II, 389) erzählt daß bei man chen Völkern vornehmen Todten die Haut abgezogen, nach Entfernung aller Weichtheile aber dem Skelete wieder umgelegt, mit Sand gefüll und zugenäht wurde. Die Santee in Süd Carolina hatten eine A der Einbalsamirung, zu welcher sie ein rothes Pulver und Bärenfe anwendeten (Lawson 21). In Florida, wo die Tempel zugleich d Begräbnißplätze der Großen waren, scheint man ein ähnliches Verfah ren beobachtet zu haben (Herrera VII, 1, 15, Garcillasso, Hi de la conq. I, 4, 15). In Virginien befanden sich in den Tempel

nur die Kenotaphien der Häuptlinge, ihre Leichen wurden mit Kostbarkeiten ausgestopft, in Matten gewickelt und auf Gerüsten ausgestellt (Strachey 89). Die ersten Europäer welche nach Cap Cod kamen (1620), fanden dort in einem Grabe schöne Matten, einen Bogen, ein mit Schnitzwerk verziertes und gemaltes Bret nebst zwei Bündeln voll rothen Pulvers, worin Menschenknochen lagen (Elliott I, 60, Young a, 142): es scheint also daß ein großer Theil der Indianervölker sich künstlicher Mittel bediente um die Leichen angesehener Leute möglichst lange vor Verderbniß zu schützen. War es nicht mehr möglich die Leiche zu erhalten, so bewahrte man wenigstens die Knochen auf: bei vielen Völkern wurde zu diesem Zwecke die Leiche wieder aus der Erde gegraben, die Gebeine sorgfältig gereinigt und in einem Beinhause zusammen aufgehoben; im Falle der Auswanderung in ein anderes Land war man vor Allem darauf bedacht, diese Reliquien mitzunehmen (Lawson 21, 182, Adair 183, Morgan 173, Loskiel 156 u. a.). Nur von den Navajos hören wir daß sie sich scheuen eine Leiche anzurühren (Davis 414), ein Aberglaube der wohl aus Mißverständniß von Adair (124) auch den südöstlichen Völkern zugeschrieben wird, denn er verträgt sich mit der sonstigen Pietät der Indianer gegen ihre Todten und mit der Art wie sie deren Ueberreste zu behandeln pflegen, kaum besser als der wahrscheinlich neuere Gebrauch der Ojibway den Verstorbenen eiligst zu begraben, damit er nicht Andere nachziehe, und ihn nicht zur Thüre, sondern zu einem an der Seite gebrochenen Loche aus dem Hause hinauszubringen (Kohl I, 149).

Das Einreißen des Hauses, sobald der Besitzer gestorben war, darf wie das Verbrennen oder Begraben seiner Habe mit ihm, das in Florida wie im Norden gewöhnlich war (Cabeza de V. 534, Laudonnière 10), bei den Ojibway aber in neuerer Zeit abgekommen ist (Schooler. A. R. II, 127), nicht auf eine Scheu vor dem Gebrauche der hinterlassenen Gegenstände als unreiner Dinge gedeutet werden, sondern als ein Opfer das man dem Todten bringt. Man giebt ihm seinen besten Schmuck, sein werthvollstes Eigenthum und hinreichende Nahrung mit auf die Reise, ja nach Sagard (233) wäre die Meinung der Huronen sogar die, daß die Seelen der mitbegrabenen Sachen ihrem Herrn in der andern Welt dienen sollten, wie ehemals in Florida selbst Weiber und Diener in dieser Absicht mit ihm

beerdigt wurden (Herrera VII, 7, 4, Garcilasso a. a. O. 3, 11). So herrschte auch bei mehreren der nördlicheren Völker Ansicht, daß die Geister der erschlagenen Feinde den Sieger im ande Leben zu bedienen hätten: dem Todten eine solche Bedienung zu sch ken, konnte auch ein Anderer auf dessen Grabe einen von ihm se gewonnenen Skalp aufhängen; wer den Haarschopf im Leben get gen hatte, wurde dadurch jenem dienstbar im Jenseits (Morse A 137, McCoy 360). Bei den Takhali wird die Wittwe zwar n mit ihrem Manne verbrannt, aber sie muß nicht nur 9 Tage la neben dem Todten liegen, sondern ihn auch auf den Scheiterhau begleiten, den sie erst verlassen darf, wenn sie selbst halb verbra und fast erstickt ist; darauf muß sie die Gebeine ihres Mannes sa meln und mehrere Jahre lang stets auf dem Rücken mit sich trag Während dieser Zeit wird sie allgemein als Sklavin behandelt, bis einem Feste mit der Beisetzung der Asche des Todten in einem bes deren Hause die Wittwenschaft von ihr genommen wird (Morse Ap 336, 339, Cox II, 339) — eine Sitte deren Grausamkeit vermu lich keinen weiteren Zweck hatte als dem Weibe den Gehorsam und Dienstbarkeit einzuschärfen die sie ihrem Manne während des Lebe leisten sollte.

Morton hat behauptet daß in alter Zeit von Feuerland bis n Canada hin die Sitte geherrscht habe die Todten in sitzender oder vi mehr kauernder, zusammengebogener Stellung zu begraben. Dieß unerweislich und man kann es kaum wahrscheinlich finden daß e solche allgemeine Gleichförmigkeit jemals stattgefunden habe; rich ist nur dieß, daß jene Begräbnißweise in den entlegensten Gegend Amerika's erwähnt wird und daß sie in neuerer Zeit seltener gew den zu sein scheint. Sie war in Uebung und ist es zum Theil noch der Hudsonsbai, bei den Irokesen, bei den Völkern am oberen Missou den Congaree in S. Carolina, in Alabama, bei den Muskoge u Creek u. a. (Ellis, Morgan 173, Barber in Connecticut H. C 79, Perrin du Lac I, 176, Lawson, Bossu II, 49, Bartra Swan bei Schoolcr. V, 270), doch bemerkt Lafitau (II, 4 ausdrücklich daß sie den Huronen und Illinois fehlte. Die Bedeut derselben hat man oft in entlegenen Dingen gesucht; es liegt am n sten an Raumersparniß zu denken, besonders wo steiniger Boden erschwerte ein tiefes Grab zu machen: man brachte den Körper

sein kleinstes Volumen um nicht dem Grabe größere Dimensionen geben zu müssen als nöthig war. Ist diese Voraussetzung richtig, so erscheint die zusammengekrümmte Stellung nicht mehr als auffallend und man kann die Uebereinstimmung welche sich in ganz Amerika in dieser Hinsicht so vielfach gefunden hat kaum noch als so merkwürdig und interessant ansehen als man gethan hat.

Nur ausnahmsweise kommt es vor daß der Todte im Grabe die aufrechte Stellung erhielt (Barber a.a.O. 295), z.B. zu dem Zwecke daß er eine Kohlengrube bewache (McCoy 136). Der Kopf wird ihm häufig so gestellt daß er „nach dem glücklichen Lande im Westen hinsehen" kann (Algonkin, Loskiel 155; Irokesen, Morgan 173; Mandan, Pr. Max. c, II, 206; Winebagoe, Schoolcr. IV, 54), die Mohawk richteten ihm das Gesicht nach Süden (Barber a.a.O. 79). Nächst der Beerdigung, welche das Gewöhnlichste war und bisweilen in beträchtlicher Tiefe geschah (6—8' tief bei den Chippeway, Keating II, 155), war die Ausstellung der Leiche auf hölzernen Gabeln oder einem ähnlichen Gerüste mit oder ohne Sarg sehr häufig (Sioux, Mandan, Krähen-Indianer, Mönitari, Irokesen, Jowa, Pr. Max. c, I, 345f., 402, Lewis et Cl. 82, Morgan 173, McCoy 533). Als Grund davon wird von den Indianern angegeben daß ihnen als freien Menschen die Erde zu schwer sei (Wagner und Sch. III, 82); wahrscheinlicher ist daß man zu diesem Auskunftsmittel zuerst nur griff, wenn die Erde gefroren oder Beerdigung aus einem anderen Grunde nicht möglich war (McCoy 83), auch mochte man wünschen die geliebten Todten noch möglichst lange vor Augen zu behalten. Bei den Choctaw und den Dakota wurden die Knochen später von dem Gerüste herabgenommen und bei einer allgemeinen Todtenfeier die man veranstaltete, begraben (Bartram, Bossu II, 95, Schoolcr. IV, 65f.). Das Begräbniß in zusammengebogener Stellung ist bei den letzteren eine Auszeichnung der im Kriege Gefallenen. Auch in Süd Carolina, bei den Irokesen und Huronen wurden große Todtenfeste gehalten, bei denen man die Leichen ausgrub, ihre Gebeine reinigte und schmückte, und mit Geschenken auf's Neue beerdigte in einem gemeinsamen Grabe (Herrera II, 10, 6, Sagard 290, Lafitau II, 446, La Potherie III, 10). Anstatt des Gerüstes auf welchem man die Leichen ausstellte, bediente man sich wohl auch der Bäume, an denen man die in Felle gehüllten oder in einen Trog

gelegten Todten befestigte (Illinois, Lettres édif. I, 681; am Arkansas, Gregg u. a.).

Ueberhaupt finden sich verschiedene Begräbnißweisen nicht selten bei demselben Volke (Hunter 355) wenigstens in neuerer Zeit, je nach dem Wunsche des Todten oder den Träumen seiner Verwandten (Morse App. 143): in einem Sarg, in Häuten, auf Bäumen, in einer Verzäunung, unmittelbar am Boden zwischen Steinen über die etwas Erde aufgeschüttet ist. Am seltensten war die Verbrennung der Leichen. Sie findet bei den Takhali oder Carriers statt, welche die Todten vorher 9 Tage in der Hütte aufstellen (Parker 238, Cox II, 389), bei den Kenaiern, die gleich jenen die Asche beerdigen und später ein Gedächtnißfest für die Todten halten (Wrangell 106). Unter den Algonkinvölkern scheint die Verbrennung nur bei den Ottawa vorgekommen zu sein, nämlich bei der Bande des großen Hasen (Michabou), während die Bande des Karpfen und die des Bären die Leichen zu begraben pflegte (Lettres édif. I, 679). In Florida wurden nur die Zauberärzte in alter Zeit verbrannt und deren Asche von den Verwandten im Getränk genossen (Cabeza de V. 528), die übrigen begrub man oder stellte sie eingesargt im Tempel auf (Herrera VII, 1, 15, Laudonnière 10). Die Leichen in einen Fluß zu werfen, wie bei den Cherokee als gewöhnlich angegeben wird (Timberlake 67), widerstrebt sonst der Pietät der Indianer vollständig, besonders auch deshalb weil sie sich das böse Princip als Wassergott vorstellen.

Auf dem Grabe wurde in der Regel ein Pfahl mit dem Familienwappen des Todten (Totem der Algonkin) aufgepflanzt, an welchem man die von ihm gewonnenen Trophäen oder wenigstens die Symbole derselben anbrachte. Wer die Ruhestätte des Todten besuchte, schlug mit einem dort bereit stehenden Stocke an den Pfahl (McCoy 195). In Nord Carolina baute man um ihn her das Grab selbst mit Rinde und Stöcken zu einer Art von Haus in der Erde aus, auch pflegte ihm dort der Zauberarzt eine Lobrede am Grabe zu halten, in welcher er u. A. die Freuden des Paradieses schilderte zu dem er eingegangen war (Lawson 180 ff.). Die Santee in S. Carolina errichteten über den Gräbern der Vornehmen glatte Hügel und auf diesen ein Regendach, das auf 9 Pfählen ruhete und mit Federn und anderem Schmucke geziert war (ebend. 21 f.). Wo jemand eines gewaltsamen Todes gestorben war, warfen sie einen Haufen von Steinen oder Zwei-

gen auf, den jeder Vorübergehende zu vergrößern sich angelegen sein ließ. Nach Adair (185) wäre dieß bei den Choctaw nur mit den Gräbern berühmter Männer geschehen. Die Irokesen bedeckten ihre Todten mit Rinde Steinen und etwas Erde und überbauten das Grab mit einer Hütte (La Potherie III, 9). In Neu England wurde das Grab eines Sachem mit einem Palisadenzaune von 30—40 Fuß Höhe umgeben in dessen Mitte eine Hütte stand (Drake a, 45).

Der religiöse Cultus der Indianer war ohne Gepränge, seine äußere Ausstattung selbst unbedeutend, so wesentlich die Stelle auch war die der Gottesdienst in ihrem inneren Leben einnahm. Nur im Süden scheint es Tempel von größeren Dimensionen gegeben zu haben. Garcilasso (a. a. O. I, 4, 15) giebt den von Talomeco als 100 Schritte lang und 40 Schritte breit an, er war mit großen hölzernen Statuen und mit Muscheln geschmückt und besaß einen großen Reichthum an Perlen und Waffen aller Art. Die Tempel in Louisiana waren dagegen oft kaum besser als gewöhnliche Hütten (du Pratz III, 21). Auch in Virginien glichen sie den übrigen Häusern in der Bauart, nur hatten sie die Thüre auf der Ostseite, enthielten viele Idole, die Gräber der Häuptlinge und ein ewiges Feuer; der Haupttempel des Landes stand in Pamunky, nur Priester und Könige durften ihn betreten (Strachey 82, 90). Der Cultus den man in den Tempeln verrichtete, bestand in Gebeten Gesängen und Opfern (de Laet III, 23). Die Völker weiter im Norden hatten meist nur eine Zauberhütte in welcher der Zauberarzt sein Wesen trieb; neben ihr stand oft ein hoher Pfahl mit einem geschnitzten Menschenkopfe (McCoy 195), sie war außen und innen mit sonderbaren Heiligthümern und Zaubermitteln aller Art aufgeputzt. Zur Feier ihrer religiösen Feste hatten die Indianer des oberen Missouri eine besondere Hütte, in welcher die Alten wohnten, Fremde aufgenommen wurden und selbst Feinde eine Freistätte fanden (Perrin du Lac I, 171). Hunter (224) sah nur noch bei den Riccara einen von Steinen auf einem künstlichen Hügel gebauten Opferaltar, auf welchem Tabak und Abfälle von Büffeln und Hirschen als Opfer für den großen Geist verbrannt wurden. Ein Tempel mit heiligem Feuer wird auch bei den Narraganset erwähnt (M'Culloh 111 nach Purchas Pilgrims IV, 1868).

Wo es besondere Tempel gab, fehlten auch Götzenbilder nicht, obwohl beide zusammen schon in ziemlich früher Zeit verschwunden und

daher nicht selten ganz übersehen worden sind. Bartram fand bei den südlichen Völkern keine Idole mehr, und Adair (22) bemerkt zwar daß die oberen Muskoge ein hölzernes Bild hatten dem sie an Festtagen die erste Schale von ihrem Tranke darbrachten, dieses Bild aber war seiner Ansicht nach kein Idol, sondern stellte einen verstorbenen Helden dar. In Süd Carolina wurden zwei kleine Götzenbilder alljährlich von den Priestern in großer Prozession umhergetragen; auch ist dort von einem hölzernen Bilde die Rede das bei Gelegenheit eines Festes im Felde aufgestellt und verehrt, darauf aber in's Wasser geworfen wurde um den Gott, von dem man wahrscheinlich das Gedeihen der Feldfrüchte erwartete, zu den übrigen Wassergöttern zurückkehren zu lassen (Herrera II, 10, 6). Vielleicht ist dieß derselbe Gott von welchem Lawson (174) in Nord Carolina erzählt daß man sein Bild in's Feld gestellt und den jungen Leuten gesagt habe, er sei ein großer Krieger der ihren Fleiß bei der Feldarbeit beobachten und durch seine Vermittelung beim großen Geiste ihnen Erntesegen und Tapferkeit im Kriege auswirken wolle, wenn er sie dessen würdig finde. Auch in Virginien gab es auf den Feldern Altäre für die Oki oder Okeus (de Laet III, 18), worunter man ebenso die Götterbilder wie die Götter selbst verstand. Andere Idole wurden in den Tempeln verehrt. Sie scheinen dort in großer Anzahl vorhanden gewesen zu sein. Auch die Hinrichtung der von Powhatan verurtheilten Missethäter geschah an einem „Altar oder Opferstein", auf welchem ihnen der Kopf zerschmettert wurde (Strachey 79, 52, Schoolcraft VI, 87 nach Hariot). Wie in Virginien erwähnen die ältesten Berichte auch in Neu England oft hölzerne Bilder (Collect. N. Y. H. S. III, 255 ff.) doch wissen wir nicht genauer welche Rolle diese im Cultus der Eingeborenen spielten. Sie scheinen schon frühzeitig verloren gegangen zu sein. Daß die Pani religiöse Tänze und Gesänge vor dem Bilde eines Vogels auszuführen pflegten, haben wir schon früher bemerkt. Bei den Irokesen hat man einige grob geschnitzte Figuren gefunden die wahrscheinlich eine Art von Hausgöttern waren (W. Smith 89); sicherer ist von den Mandan daß sie vor sonderbar gestalteten Figuren aus Reisig Gras und Fellen heulend und klagend ihre Bitten und Wünsche aussprachen (Pr. Max. c, II, 172, 187). Die Peoria hatten zwar keine eigenen Götzen dieser Art, „fanden aber einst am Fuße eines Berges im Walde" ein monströses Bild von Thiergestalt, d

sie auf Bossu's Rath verbrannten (Bossu I, 219). Ein Idol der Ottawa, das in einem Menschenkopfe auf einem hinten ausgehöhlten Pfahle bestand, wird von McCoy (298), kleine aus Holz geschnitzte Familiengötter der Knisteno von etwa 8" Länge von Dunn (96) erwähnt. Die letzteren pflegen diese Figuren auf verschiedene Weise eingewickelt in dem sogenannten Medicinsacke mit sich zu führen; sie nehmen dieselben bei feierlichen Gelegenheiten heraus und behandeln sie mit großer Verehrung (Schoolcr. V, 169).

Der Indianer ist in hohem Grade gottesfürchtig. Die Art und Weise seiner Gottesverehrung legt ihm oft die schwerste Selbstüberwindung auf, denn es sind nicht blos Tänze und Feste durch die er seine Götter ehrt, sondern seine Religion verlangt auch Opfergaben, strenge Fasten und Nachtwachen, selbst schmerzhafte Büßungen von ihm, und er ist gewissenhaft genug um jede wichtigere Unternehmung mit Gottesdienst zu beginnen. „Auf eine Reise gehen wie es ein Weißer thun würde", d. h. ohne eine religiöse Handlung die dem Antritt der Reise vorhergeht, ist ein gewöhnlicher Ausdruck für ihn (McCoy 305). Vorzüglich streng sollen die Osagen in ihrer Gottesverehrung sein (Paul Wilh.); in lautem Recitativ beten sie jeden Morgen eine Stunde lang bei Tagesanbruch, oft auch Abends: „Wohkonda (Vater des Lebens), habe Erbarmen mit mir, ich bin arm" u. s. f.; ehe sie auf die Jagd oder in den Krieg ziehen, wenn sie einen Verwandten verlieren oder sonst eine Unglücksbotschaft erhalten, reiben sie sich Kopf und Gesicht mit Erde, die sie nicht eher wieder abwaschen als bis sie die Gunst ihrer Götter erlangt zu haben glauben (McCoy 359, Morse App. 213, 224). In Virginien kauerten die Eingeborenen nieder beim Auf- und Untergang der Sonne und erhoben zu ihr die Augen und Hände (Strachey 93). Wie hier wurden auch anderwärts die Gebete bisweilen laut, meist aber nur innerlich gesprochen; bei feierlichen Gelegenheiten, bei Kriegserklärung oder Friedensschluß, bei der Ernte oder bei einem nationalen Unglück fanden gemeinsame Gebete statt (Hunter 216). Die Dakota pflegen nur kurz die Bitte auszusprechen die sie auf dem Herzen haben, mit Hinzufügung der Worte: „Geister der Todten seid mir gnädig!" (Prescott bei Schoolcr. III, 226, 237). Auch die Irokesen sollen sonst gewisse Gebete gehabt haben (W. Smith 90). Bei den Mandan fand Pr. Maximilian (e, II, 157) über den Ursprung des Gebetes folgende sinnige Legende.

Der erste Mensch (ein Halbgott) hatte den Mandan versproc beizustehen, wenn sie in Noth geriethen, und war darauf nach We gegangen. Von Feinden angegriffen, schlug einer von ihnen vor ei Vogel an ihn abzusenden um ihn zu Hülfe zu rufen, aber Vögel kö ten nicht so weit fliegen. Ein anderer meinte, der Blick des Au müsse zu ihm dringen, aber die Prärie-Hügel begrenzten ihn. sagte ein dritter: Gedanken müssen das sicherste Mittel sein den er Menschen zu erreichen. Er wickelte sich in sein Bisonfell, fiel ni und sprach: „Ich denke — ich habe gedacht — ich komme zurü Er warf das Fell ab und war ganz in Schweiß gebadet. Der H den er angerufen hatte in der Noth, erschien.

Das Fest zur Einweihung und Wehrhaftmachung der jun Männer scheint den doppelten Zweck zu haben, diese dem großen G ihre Ergebenheit beweisen zu lassen und zugleich ihre Standhaftig einer schweren Prüfung zu unterwerfen. So bei den Dakota M dan Mönitari u. a. (Catlin, Pr. Max. c, II, 226). Sie stoßen starke Holzsplitter, an welche schwere Büffelschädel angebunden si durch das Fleisch an der Brust oder auf dem Rücken und laufen da während zwei Andere die Arme gefaßt halten, mit voller Kraft v wärts bis das Fleisch heruntergerissen ist und die schwere Last zur bleibt. Aehnliche grausame Selbstpeinigungen vollziehen sie biswei in Folge von Gelübden um ihre Dankbarkeit und Ergebung zu bew sen, wenn einer ihrer heißesten Wünsche in Erfüllung gegangen (Keating I, 448). Auch bei den Schwarzfüßen gehört es zu d gottesdienstlichen Handlungen sich Wunden zu schlagen, und selbst Fingerglied schneiden sie sich bisweilen ab um es als Opfer darzubri gen (de Smet 245).

Daß jeder seinen persönlichen Schutzgeist nur durch langes Fas und anhaltende Nachtwachen in der Einsamkeit gewinnt, haben schon früher bemerkt. Strenge Fasten, bei denen man sich das G sicht schwärzte, waren überhaupt die Einleitung zu jeder wichtige Unternehmung, zu welcher man der Gunst der Götter bedurfte; gingen selbst dem Ballspiele voraus (Adair 401), wurden nie geb chen und nach ihrer Beendigung, welche mit der Abwaschung der Fa vom Gesicht geschah, wurde immer nur mäßig gegessen (Kea ing I, 94).

Die Opfer welche die Indianer ihren Göttern darbrachten, wa

[vo]n verschiedener Art. Die herrschende Vorstellung scheint dabei ge[w]esen zu sein daß die Götter dieser Opfergaben bedurften oder sie doch [ge]nossen, daß sie den dargebotenen Tabaksrauch einsogen und von den [S]peisen aßen, denn sie lebten untereinander ganz nach menschlicher [W]eise und entführten sogar einzelne Menschen um sich mit ihnen zu [ver]heirathen (Schoolcraft A. R. II, 140). Nach Garcilasso (a. a. O. II, 3, 11) wurde in Florida das erstgeborene Kind der Sonne geopfert*, auch in Virginien soll dieß bisweilen mit den eigenen Kin[der]n geschehen sein, während dort sonst auf Altarsteinen außerhalb [de]r Tempel Blut von Thieren, Tabak u. dergl. und der erste Bissen von jeder Mahlzeit, den man in's Feuer warf, den Göttern dargebracht wurden. In manchen Gegenden des Landes schlachtete man Knaben, [de]nen Okeus, wie die Eingeborenen sagten, „das Blut aus der lin[ken] Brust sauge"; einige der zum Opfer bestimmten Knaben wurden [ab]er geschont und diese traten dann in den Priesterstand ein (Strachey 82, 93f.). In Neu England scheint man ebenfalls in alter Zeit bisweilen Kinder geopfert zu haben (Young a, 358); auch von [de]n Sioux ist ein Beispiel dieser Art aus dem vorigen Jahrhundert bekannt (Keating I, 409, Schoolcr. II, 132). Der Zweck des[se]lben war sich des Kriegsglückes zu versichern, wogegen die Pani dem von ihnen besonders verehrten „großen Sterne", der Venus, ein [Me]nschenopfer alljährlich im Frühling zu bringen pflegten (zuletzt im Jahre 1837 oder 1838) um eine gute Ernte zu erhalten. Der Ge[fa]ngene den man hierzu ausersehen hatte, es war in den letzten und bekanntesten Fällen ein Sioux-Mädchen, wurde vorher wohl genährt und gepflegt, über sein Schicksal aber in Unwissenheit erhalten. Das Opfer wurde auf einen Scheiterhaufen gebunden und mit Pfeilen durchschossen, doch ehe es starb, schnitt man Stücke Fleisch von ihm ab und ließ das Blut welches man herauspreßte auf die junge Saat [fal]len (de Smet, J. Irving II, 136, Schoolcr. IV, 50, V, 77). [A]uf welche Weise diese grausame Sitte beseitigt wurde, haben wir [sch]on oben angeführt.

Von den Thieropfern galt das des Hundes, namentlich eines wei[ße]n Hundes, für das größte (Kohl I, 86), ohne Zweifel weil der Hund

* Oviedo's Angabe (XVII c. 26) daß de Soto's Leute in Florida [M]enschen im Tempel gefunden hätten die als Opfer verbrannt worden seien, ist [v]ag als daß man viel darauf geben dürfte.

in alter Zeit das werthvollste Thier war das die Indianer l
Bei manchen Völkern war es gewöhnlich den dargebrachten Hu
lebendig zu verzehren (Quapaw, Nuttall). Nächstdem w
Göttern Alles dargeboten was man selbst werth hält und ihi
genehm glaubt, besonders Tabak. Das Verbrennen war die g
lichste Form der Darreichung und geschah in der Regel durch d
ster oder Zauberarzt, da dieser der Gottheit am nächsten stand.
Gegenstände wurden auch nur aufgehängt an einem Pfahle: so
es z. B. die Dakota, wenn sie dem großen Geiste eine scharl
Decke weihen (Mrs. Eastman). Sehr allgemein waren a
Libationen bei jeder Mahlzeit und beim Beginn eines Festes: l
Bissen oder der erste Löffel voll Getränk wurde in's Feuer g
(Pamlicoe, Lawson 232; Knisteno, Dunn 99 u. A.). Dies
analog war es daß man die Erstlingsfrüchte des Feldes dar
was bei dem großen Erntefest geschah. — Die Cheppewyan
nur wenige und geringe Opfer, ihr religiöser Cultus ist überh
schränkt, nur bei großen Festen pflegen sie den großen Geist um (
heit, glückliche Jagd und dergleichen zu bitten (N. Ann. des v
IV, 318).

Das Fest der ersten Früchte hat sich am längsten und in de
thümlichsten Form bei den Creek und deren Verwandten erhal
wohl es auch sonst nirgends gefehlt zu haben scheint. Der
oder „Feueranmacher", welcher dabei ganz weiß gekleidet war -
war das Symbol der Reinheit und des Glaubens hier wie
Irokesen (Adair 111, Morgan 210) — besorgte die Ano
desselben. Mehrtägige strenge Fasten des Volkes machten den
Darauf brachte jener das neue heilige Feuer zum Altar, das di
koge ihren „Großvater" nannten, verbrannte in ihm nach
tiger Auslöschung aller alten Feuer etwas von allen Arten
geernteten Früchte, und ermahnte ausführlich die Männer und
Jene nahmen die „Kriegsmedicin" ein, die in heftigen Bre
Purgirmitteln bestand (Schoolcr. V, 685), diese badeten u
schen sich mit Wasser: alle Uebelthaten des vergangenen Jahre
Mord, wurden in Folge hiervon als getilgt betrachtet und l
mit einer reichen Mahlzeit am vierten Tage beschlossen (Ada
120, Swan bei Schoolcr. V, 266 f.). Daß die Vorstellun
Reinigung von Sünde diesen Ceremonien zu Grunde lag, ir

dere beim Baden und beim Trinken des sog. „schwarzen Getränkes", eines Aufgusses der getrockneten Cassineblätter, wird bestimmt versichert. Letzteres wurde mit eigenthümlichen Formalitäten genossen und hatte außerdem den Zweck „Tapferkeit zu verleihen und die Freundschaft fest zu binden". Auch die Cherokee nahmen einen ähnlichen Trank ein um, wie sie sagten, „ihre Sünden wegzuwaschen" (Timberlake 78). So nahe es liegt hierbei an Reminiscenzen christlicher Lehren zu denken, so scheint es doch bei näherer Betrachtung wenig annehmbar daß in die Feier eines so wichtigen ächt einheimischen Festes, dessen Mittelpunkt der alte Feuercultus ist, christliche Elemente eingedrungen sein sollten, nach denen wir sonst bei diesen Völkern vergebens suchen. Mit besserem Grunde darf man mexicanischen Ursprung hier vermuthen. Eine Art von Beichte selbst der geheimsten Uebelthaten an den Priester, soll in schwerer Krankheit bei den sonst so rohen Taculli vorkommen und als wesentliche Bedingung der Genesung betrachtet werden (Morse App. 345). Auch die Ojibway haben einen Monat im Jahr in welchem sie sagen: „ich werfe meinen schlechten Lebenswandel weg" (Kohl I, 167) — vielleicht ein Rest einer ähnlichen Festfeier wie man sie bei den Creek kennt. Was Adair (109, 124, 130) sonst noch von dem erzählt was den Creek als rein oder unrein galt, verdient wohl weniger Zutrauen, da er zu den Schriftstellern gehört, welche jüdische Eigenthümlichkeiten an den Eingeborenen mit allzugroßer Vorliebe aufsuchen.

In Virginien scheint es keine festen Feiertage gegeben zu haben außer einem ähnlichen Erntefeste. Wir erfahren nur daß man dabei um ein Feuer her tanzte, Beschwörungen und Anrufungen vornahm (Strachey 91). Durchgängig ist seit der Ankunft der Weißen mit der einheimischen Religion auch der Cultus rasch in Verfall gerathen, und die Eingeborenen selbst wissen meist über die Bedeutung der religiösen Gebräuche die sich noch erhalten haben, keine Auskunft mehr zu geben. Außer dem Feste der ersten Früchte wurde ein anderes vor der Bestellung der Felder sehr allgemein von ihnen gefeiert unmittelbar nach ihrer Rückkehr von der Winterjagd (McCoy 194). Die Irokesen hatten sechs religiöse Dankfeste zu verschiedenen Zeiten im Jahre, die sich ausführlich und mit den dabei gehaltenen Reden bei Morgan (187) beschrieben finden. Der Morgen war ursprünglich bei diesen Festen dem großen Geiste, der Nachmittag den Seelen

der Todten geweiht. Sie traten ein mit der Reife der verschiedene Früchte von denen sie lebten, und ihr Hauptzweck war dem große Geiste und den Gaben der Natur für ihre Wohlthaten zu danken hauptsächlich „ihren Erhaltern", „den drei Schwestern", dem Mai der Bohne und dem Kürbis. Am Neujahrsfeste zu Anfang des Februa erdrosselten sie einen ganz weißen Hund, der vier Tage lang aufge hängt und dann verbrannt wurde; wahrscheinlich sollte er ein Bo sein, der den großen Geist von der fortdauernden Treue des Volks gegen ihn zu unterrichten hatte.

Einen Haupttheil des Cultus machten die Tänze und Aufzüg aus, welche zum Theil in höchst eigenthümlichen Kostümen oder Be kleidungen vorgenommen wurden und oft mehrere Tage dauerten Sie sind keine bloßen Vergnügungen, sondern haben alle eine be stimmte Bedeutung, die sich jedoch meistentheils nicht mehr ermittel läßt, und kehren alljährlich wieder. Ihre Vernachlässigung würde von großen Geiste gestraft werden. Edw. James (im Append. zu Tanner) hat deren 9 aufgezählt, die Irokesen hatten deren neuerdings noch 21, es sollen aber früher 32 gewesen sein (Morgan 261); den Skalptanz Medicintanz Hundetanz u.s.f. der Dakota hat Mrs. Eastman ausführlich beschrieben (vgl. auch McCoy 207, Timberlake 80 u. A.). Manche wurden nur von Männern, andere nur von Weibern, wieder andere von beiden Geschlechtern zusammen aufgeführt (Dakota, Schoolcr. IV, 63). Die meisten waren nach Thieren benannt, wurden in Thiermasken dargestellt und glichen mehr pantomimischen Farçen als unseren Tänzen. Beim Bärentanz der Dakota z.B. verkleidete sich der junge Mensch welcher in die Gesellschaft aufgenommen werden sollte — denn viele dieser Tänze wurden als Geheimnisse angesehen die einer besonderen Gesellschaft angehörten — in einen Bären; dieser kam aus seiner Höhle hervor und mußte sich, nachdem die Uebrigen auf ihn Jagd gemacht hatten, dreimal in diese wieder zurückziehen (Keating I, 283). Daß diese dramatischen Possenspiele einen obscönen Ausgang hatten, scheint fast nur bei den Creek vorgekommen zu sein (Swan bei Schoolcr. V, 277); Heckewelder (350) hebt ausdrücklich hervor daß dieß anderwärts nicht der Fall war. Die Nord-Indianer besitzen keine eigenen Tänze und Lieder sondern haben die ihrigen sämmtlich von den südlicheren Indianern oder den Hundsrippen entlehnt (Hearne 276).

Da diese Dinge wenig lehrreich sind, begnügen wir uns mit einem einzigen Beispiele.

Der Skalptanz der Dakota wird von den Weibern ausgeführt, seine Bestimmung ist die Feier der Siege. Die Zauberärzte singen zum Tanze, schlagen die Trommel, schwingen die Klapper (einen hohlen Kürbis der einige kleine Steinchen enthält) oder bedienen sich irgend welcher anderen Instrumente mit denen sich ein Ohren zerreißender Lärm hervorbringen läßt. Zu diesen gehört namentlich ein eingekerbter Knochen, dessen eines Ende auf einer zinnernen Schüssel als Resonanzboden ruht, das andere in der linken Hand, während der Zauberarzt mit einem Knochenstücke in der Rechten über die Kerben hinfährt um so kratzende und schrille Töne als möglich hervorzubringen (Abbildung bei Schoolcraft II, pl. 75). Die Weiber tanzen in concentrischen Kreisen um die Skalps herum, zu vieren bis zu zwölfen ihre Schultern gegen einander pressend. Bei jedem Trommelschlag erheben sie sich so hoch als möglich, springen und gleiten etwas nach links und singen dabei fortwährend mit den Zauberärzten zusammen. Sie halten vollkommenen Takt. In der Mitte hängen die Skalps an einem Pfahle oder eins der Weiber hat sie auf den Schultern. Jeder derselben ist an einem Bügel ausgespannt und auf einem Stock von einigen Fuß Länge befestigt, roth bemalt, mit Federn Bändern Perlen u. dergl. geschmückt, gewöhnlich auch mit einer Scheere oder einem Kamm, je nachdem er von einem Manne oder einer Frau genommen ist. Nach einigen Minuten ruhen die Weiber aus. In der Pause erzählt eine von ihnen die einen Sohn Gatten oder Bruder im Kriege verloren hat, die Geschichte seines Unglücks und schließt mit den Worten: „Wessen Skalp habe ich jetzt auf meiner Schulter?“ In diesem Augenblicke jauchzen alle laut auf, und der Tanz beginnt von Neuem. Bisweilen wird er mit einigen Unterbrechungen Monate lang fortgesetzt. Nach Beendigung des Tanzes wird der Skalp begraben oder zu dem Todten der ihn im Kriege erbeutete, auf das Gerüst gelegt (Mrs. Eastman).

Die vorhin erwähnten musikalischen Instrumente zeigen deutlich auf wie niedriger Stufe die Musik der Indianer steht. Außer einer Art von Trommel und Klapper die sich überall finden — beide, und namentlich die Klapper, wesentliche Attribute der Zauberärzte — werden nur noch Flöten oder vielmehr Pfeifen, meist aus dem Knochen

eines Adlerflügels, gewöhnlich erwähnt; eine solche mit 6 Löchern
6 aufeinander folgende Töne gab, ist die bedeutendste Erfindung di
Art welche den Eingeborenen zugeschrieben wird (Morgan 38
Die Melodieen der Gesänge sind meist schlecht und unbedeutend (B
spiele in Noten bei Keating I, 456 u. A.), der Takt aber wird b
Singen und Tanzen genau beobachtet (Morgan 289). Nur Ba
tram (236), der sie überhaupt wohl öfters in einem zu günsti
Lichte erscheinen läßt, hörte sanfte melancholische Gesänge bei den S
minolen und anderen Völkern des Südens.

Die eigentlichen Träger und Vertreter des religiösen Cultus u
die theologischen Autoritäten der Indianer, wenn dieser Ausdruck
laubt ist, waren eine Menschenklasse, welche in hohem Ansehen sta
für ihre Dienste reich belohnt und oft, wie es scheint, mehr gefürch
als geachtet wurde. Sie waren gewöhnlich Priester Zauberer Ae
und Wahrsager in einer Person, nur bei einzelnen Völkern blie
diese Functionen getrennt, standen mit höheren Geistern im Bun
konnten diese citiren und befragen oder bannen, wurden hauptsächl
dadurch die Mittelspersonen zwischen der Gottheit und dem Mensch
und damit die Zuflucht in aller Noth: über Entferntes oder Zukü
tiges Aufschluß zu geben, verlorene oder gestohlene Sachen zu e
decken und wieder herbeizuschaffen, Regenwolken oder Jagdthiere h
anzuziehen, gesund oder krank zu machen, selbst aus der Ferne, B
liebten Gegenliebe zu schaffen, dieß Alles mußten sie verstehen, u
noch überdieß den Willen der Götter zu erkunden und sie, wenn nöth
günstig zu stimmen im Stande sein. Daß hierbei vieler schlaue Betr
mit unterlief, bedarf keines Beweises, doch ist es mehr als wahrsche
lich daß dort wie bei uns der Selbstbetrug oft weit größer war
der Betrug welcher Andern gespielt wurde.

Die Beaufsichtigung und Leitung der Feste besorgte bei den I
kesen eine Art von Priestern, „die Bewahrer des Glaubens“.
wurden gewählt und bildeten keinen besonderen Stand; jeder, a
Weiber konnten diesen Auftrag erhalten, mit welchem zugleich
Art von Censorenamt verbunden war (Morgan 184). Zauberei
Wahrsagerei und anderen Unfug scheinen sie nicht getrieben zu hal
Auch bei den südlichen Völkern gab es nach Adair (152) eigentl
Priester, welche die Opfer darbrachten; sie zogen nicht mit in den Kr
weil sie kein Menschenblut vergießen durften. Dagegen läßt der

tefte Schmuck der Priester in Virginien und die Zauberklapper die sie führten (Strachey 90), darauf schließen daß ihnen jene Gaukeleien nicht fremd waren. Bei den Dakota finden wir sie in schönster Blüthe. Ihre Priester- hatten eine besondere geheime Sprache, in welcher die Wörter des gemeinen Lebens zwar gebraucht wurden, aber in ganz verschiedenem Sinne; auch die Häuptlinge bedienten sich dieses Vortheiles um sich dadurch gegen das Volk abzuschließen (Riggs). Schon ihre Geburt glaubte man in tiefes Geheimniß gehüllt: die Medicin-Männer und Medicin-Weiber kommen nämlich zuerst als geflügelte Samen, wie z. B. die der Disteln, in die Welt, werden von den Winden umhergetrieben und treten so in Gemeinschaft mit höheren Geistern deren Einsicht und Macht sie sich aneignen. Darauf gelangen sie in ein irdisches Weib und werden als Menschen geboren, nach dem Tode aber kehren sie zu den Göttern zurück; endlich nachdem sie viermal das irdische Leben durchlaufen haben, trifft sie Vernichtung. Alles was die Fassungskraft Anderer übersteigt auf Erden und im Himmel, benutzen sie und wissen es sich dienstbar zu machen. Von ihnen hängt das Glück im Krieg und auf der Jagd ab, aus ihrer Hand empfängt daher der Krieger und Jäger seine gefeiten, mit geheimnißvollen Bildern bemalten Waffen, die er heilig hält und besonders vor jeder Berührung eines Weibes bewahrt (Pond bei Schoolcr. IV, 646). Wie einträglich dieses Handwerk sein muß, sieht man besonders daraus daß in jedem Dorfe sich 20 und mehr solche Medicin-Männer und -Weiber aufhalten.

Hier und da waren die Aerzte, die indessen meist durch Zaubermittel ihre Kunst übten, von den Wahrsagern und Wunderthätern verschieden (z. B. bei den Potowatomi, Keating I, 133); da jedoch die innern Krankheiten durchgängig als eine Art der Besessenheit von bösen Geistern betrachtet wurden, erwartete man deren Heilung nur von den Geisterbeschwörern, die ihr Wesen ganz in der Art der asiatischen Schamanen trieben. Ihr Zauberbeutel oder Medicinsack enthält die Heilmittel und Heiligthümer die gegen Schlangenbiß sichern, den Einfluß böser Geister abwenden u. s. f. Trommel und Klapper dienen ihnen bei den Tänzen und Manipulationen durch welche sie sich zu der Kur vorbereiten die sie ausführen wollen. Bald saugen sie an der schmerzenden Stelle um dann den Dämon auszuspeien von dem sie den Kranken befreien, bald blasen sie darauf, oder machen ein kleines

Thierbild das sie erstechen oder erschießen, wenn der böse Geist sich in Thiergestalt in den Leib des Kranken eingeschlichen hat. Mißglückt die Kur, so zieht dieß in Neu Caledonien wie bei den Natchez und den Creek dem Zauberer oder „klugen Manne“ (cunning man), wie ihn die letzteren nennen im Gegensatz zum Häuptling, dem „geliebten Manne“, nicht selten die Rache der Verwandten zu und kostet ihm das Leben (Cox II, 332, Lettres édif. I, 762, Swan bei Schoolcr. V, 271). Anderwärts denkt man in dieser Hinsicht liberaler und hält unglückliche Kuren für genügend motivirt durch den übermächtigen Einfluß höherer Geister oder das verkehrte Verhalten des Kranken: sie thun dem hohen Rufe des Arztes keinen Eintrag. Auf dieselbe Weise wie mit dem kleinen Thierbilde verfährt der Zauberer mit dem Bilde des Feindes um diesen durch Krankheit zu tödten (La Potherie II, 39, Keating II, 159), und es ist nichts Ungewöhnliches daß der Bezauberte oder vielmehr der sich dafür hält, in tiefe Melancholie versinkt und in Folge davon wirklich stirbt. Ein ganz ähnliches Mittel, ein Pulver das man auf das Herz des Bildes der Geliebten streut, zwingt diese zur Gegenliebe (Kohl II, 233). Nur die Osagen sollen überhaupt an keine Bezauberung eines Menschen durch einen anderen glauben (Nuttall), während die Ojibway schon jede Arznei die sie nehmen als eine Zauberei ansehen und sie deshalb immer mit einem gewissen Gesange begleiten um ihr die erforderliche Wirksamkeit zu geben (Keating II, 158). Die Nordindianer haben ganz dieselben Zauberkuren wie die Algonkin (Hearne 176, 199). Wer im Besitze von Geheimmitteln ist, seien es Zauberformeln, magische Gesänge, Amulete oder Anderes dieser Art, verkauft natürlich seinen Schatz nur zu sehr theurem Preise, wenn er sich überhaupt entschließt sich von ihm zu trennen.

Wie man Krankheiten allgemein von der Wirksamkeit böser Geister ableitet und häufig als göttliche Strafen ansieht, so geschieht es auch mit angeborenen Deformitäten, die deshalb immer mit abergläubischer Furcht betrachtet werden (Hunter 350, 191). Auch der Verrückte genießt allgemein eine gewisse Achtung (Schoolcr. IV, 49), da man ihn unmittelbar in der Gewalt höherer Wesen glaubt. Die Masse ihres Aberglaubens läßt sich nicht vollständig aufzählen, da er bei den Einzelnen verschieden ist und vielfach wechselt. Sie ist so groß (vgl. Pr. Max. c, II, 188) daß die Indianer dadurch oft zu ganz un-

berechenbaren Menschen werden. Eine Vision, ein kleines unerwartetes oder ungewöhnliches Geräusch, ein unvermutheter Anblick bestimmt sie plötzlich einen Plan aufzugeben, denn sie sehen darin eine Vorbedeutung oder einen Befehl von dessen Ausführung, so albern die Sache auch sein mag, ihnen plötzlich ihr ganzes Lebensglück abhängig scheint. Der Glaube an Verwandlung der Menschen in Thiere durch Zauberei ist sehr verbreitet (Morgan 165), wie ja auch die Geister der Verstorbenen in Thiergestalten erscheinen. Die Dakota sehen sogar Männer und Weiber als feurige Meteore durch die Luft fliegen. Gegen ein Gewitter, ein Nordlicht oder andere ungewöhnliche Himmelserscheinungen wird oft förmlich ausgezogen, man schreit pfeift lärmt und schießt ihnen entgegen, um wie bei Mondfinsternissen die bösen Geister zu erschrecken und zu verscheuchen in deren Gewalt sich der Himmel befindet. Besonders gefährlich war es meist Indianer abzumalen, denn wie sie selbst kleine Bilder als Zaubermittel gebrauchten, so hegten sie auch hierbei den Verdacht der Zauberei, da sie glaubten daß die Seele des Menschen ihm entlockt und zum Theil in das Bild übertragen werde das der Maler anfertigt. Der Aberglaube hat die Indianer bisweilen ihrer besten Hülfsmittel beraubt: Tanner (II, 10) erzählt von einem Schawanoe-Propheten der unter den Ojibway auftrat und neben manchen moralischen Verbesserungen auf denen er bestand, auch die Abschaffung der Jagdhunde, des Feuerzeuges und anderer Dinge dieser Art durchsetzte.

Ganz verschieden von den eigentlichen Zauberkünsten, deren Ausübung, wo sie Andern nach dem Leben trachtet, meist als todeswürdiges Verbrechen behandelt wird, sind die religiösen Mysterien der verschiedenen Orden und geheimen Gesellschaften, welche bei den Indianern im höchsten Ansehen stehen; indessen sind Geisterbeschwörungen auch bei ihnen durchgängig die Hauptsache. Schoolcraft führt drei solche Gesellschaften an, die Jossakeed, Meda (Meday, Midé) und Wabeno, unter denen die zweite die bekannteste ist. Zu dem Meda-Orden gehören Individuen verschiedener Stämme und Sprachen: sie werden in das Versammlungshaus zugelassen, wenn sie nur den Meda-Dienst verstehen (Copway 168). Was über den Ursprung desselben erzählt wird (ebend. 169) ist offenbar werthlos, da das alttestamentliche Paradies, der Baum der Erkenntniß und der vom Weibe ausgegangene Sündenfall darin nicht zu verkennen sind. Das höchste und

wichtigste Fest des Ordens ist das Medawin, das jedoch von den Sio
in etwas anderer Weise begangen wird als von den Chippeway. I
dabei vorkommenden Gesänge werden durch eine Geheimschrift in sy
bolischen Bildern aufbewahrt: sie kann nur von den Eingeweihten
lesen werden, welche die wahre Bedeutung der Bilder kennen und
Gesänge selbst auswendig wissen, an deren Inhalt jene nur im A
gemeinen zu erinnern bestimmt sind. Die Aufnahme in diese Gese
schaft, welche selbst kleinen Kindern schon gestattet ist, geschieht in ein
besonders zu diesem Zwecke erbauten Hütte. Ein Priester hält dal
eine Rede über die Güte des großen Geistes, dann folgt ein Umga
der Bundesglieder im Kreise mit ihren Medicinsäcken, aus denen
einzelnen, vorzüglich aber der Aspirant angeblasen wird. Durch
Macht des Zauberbeutels fällt der Angeblasene wie todt nieder u
wird ebenso durch ein zweites Anblasen wieder ins Leben zurückger
fen. Darauf erhält er selbst einen solchen Medicinsack, mit diese
wird ihm die Kraft eines Meda zutheil, und er erprobt diese soglei
indem er Andere mit demselben berührt, die in Folge davon ebenfal
niederstürzen. Ist ein Kind aufzunehmen, so wird es den Medici
säcken im Kreise präsentirt und man giebt ihm zu seinem eigenen N
men noch einen zweiten hinzu, den es als Glied der Gesellschaft führ
Jeder Ordensbruder giebt bei dem Feste eine Muschel von sich, da
Symbol des Bösen und der Krankheit die in ihm stecken, der Festgeb
theilt Geschenke aus, besonders das Kind wird mit Amuleten und Za
bermitteln verschiedener Art versorgt und eine Mahlzeit macht de
Schluß der Feier (Schoolcr. V, 430ff., Kohl I, 59, II, 71).

Die Medas sind mehr Zauberer und Aerzte, die Jossakeed we
Propheten und Wahrsager, doch kann wer zu den ersteren gehört, z
gleich auch Mitglied der letzteren sein, und selbst Weiber sind hierv
nicht ausgeschlossen. Der Jossakeed vermag von den vier Weltgege
den her acht verschiedene Geister in seine Zauberhütte herbeizuziehe
von denen die Schildkröte unter mancherlei übernatürlichem Geräus
und eigenthümlichem Erzittern der Hütte immer zuerst ankommt.
dieß geschehen, so beginnen die Fragen an das Orakel dieses Geist
dessen Antworten durch dargebotene Geschenke und Gelübde sollicitt
nach der nöthigen Berathung der Geister mit einander (der Wund
thäter ist oft Bauchredner) unter ähnlichen geheimnißvollen Anzeig
wie die erwähnten erfolgen. Zur Ausübung seiner Function bere

sich der Jossakeed durch Fasten und Schwitzbäder vor, welche dazu dienen ihn in einen Zustand der Ekstase und Verzückung zu versetzen, der ihm den Schaum vor den Mund treibt und die äußeren Sinne zu schließen scheint. Ob der Genuß gewisser Gifte hierzu auch noch mitwirkt, ist unbekannt. Das Schwitzbad, dessen Gebrauch bei den Indianern sehr verbreitet ist, wird in einer kleinen eigenthümlich construirten Hütte (Morse App. 330) durch Aufgießen von Wasser auf erhitzte Steine bereitet und nur von Eingeweihten genommen: es ist eine religiöse Handlung (Dakota, Knisteno, Keating I, 432), durch die man sich auf eine Zauberkur oder zur Ausübung von Zauberkünsten vorbereitet, und spielt namentlich auch eine große Rolle bei der Aufnahme in den Orden der Jossakeed, deren Ceremonien von denen der Medas verschieden sind. Als Candidat kann hierzu nur derjenige präsentirt werden, dessen Verwandten oder Freunde geträumt haben daß ihm ein naher Tod in Aussicht stehe (Schoolcraft V, 421 ff.).

Anhang.

Ueber die Natchez.

Die eigenthümlichste und entschiedenste Ausprägung des Sonnencultus in Verbindung mit theokratischen Staatseinrichtungen fand sich bei den Natchez und deren Verwandten. Daß sie und die Floridavölker überhaupt auf einer höheren Stufe materieller und geistiger Cultur standen als die Mehrzahl der nördlicheren Indianer, hat M'Culloh (151 ff.) zu erweisen gesucht, und wir haben im Vorhergehenden mehrfache Gelegenheit gehabt diese Ansicht zu bestätigen, nur scheint es daß die Floridavölker, insbesondere die Muskoge, deren Stammverwandtschaft zu den Natchez unerwiesen und kaum wahrscheinlich ist, erst als die Erben der von diesen erreichten höheren Cultur aufgetreten sind.

Als die beiden Hauptzweige der Natchez giebt du Pratz die Taensas im nordöstlichsten und die Chetimaches im südlichen Lousiana an. Bei den Tonicas oberhalb Point Coupee, heißt es (Lettres édif. I, 754), hätten die Natchez ihr ewiges Feuer wieder anzünden müssen, wenn es ihnen ausgegangen wäre: wir dürfen also anneh-

men daß auch diese zu den Natchezvölkern gehörten und daß sie eines der ältesten derselben waren. Die Oumas am Mississippi 25 lieues oberhalb Neu Orleans sind ebenfalls wahrscheinlich zu ihnen zu rechnen (Bossu I, 39). Der religiöse Cultus der Temas stimmte mit dem der Natchez überein (Journal historique 29). Die Nachitoches im Westen besaßen (1690) Tempel welche denen der Taensas glichen, und eine weitere, später von Charlevoix bestätigte Aeußerung Tonti's (Collections N. Y. H. S. II, 334 f.) über die Aehnlichkeit des religiösen Cultus der sämmtlichen Völker von Louisiana macht es wahrscheinlich daß, wenn vielleicht auch keine Stammverwandtschaft, doch wohl wenigstens ein politischer Verband derselben in alter Zeit vorhanden war welcher diese Gleichförmigkeit hergestellt hatte. Die Nechas welche Rivera (1728) an dem gleichnamigen Flusse in Texas fand, sind vermuthlich mit den Natchez identisch. Sie hatten, wie er bemerkt, die Nabidachos (die Nacodoches, sagt Villa-Señor V, 42) von dort vertrieben und waren ein Zweig der Aynays oder Assinais, des Hauptvolkes von Texas, dessen Name ein Fluß führte der sich unter 32° n. B. zwischen dem Neches und Sabine findet. Espinosa (V c. 10—12) giebt außer den Naichas auch die Nacocdochis (Nachitoches?) als zu den Assinais gehörig an, von denen sie wie die Nazonis ihr heiliges Feuer mitgetheilt erhalten hatten; als Feinde der Assinais nennt er namentlich die Apachen, als Nachbarvölker die Yatasis, die Adays (50 leguas nach Osten von den Assinais und nur 10 von dem französischen Fort im Lande der Natchez) * und die Caddodachos (im Norden derselben). Auf ihre weite Verbreitung in Texas läßt insbesondere auch der Umstand schließen daß Indianer in der Nähe der Bai von Espiritu Santo den Spaniern auf die Frage nach ihrem Namen (1688) das Wort „Texia“ zuriefen, das in der Sprache der Assinais „Freunde“ bedeutete (ebend. V, c. 4). Wie weit nach Osten über den Mississippi hinüber sich dieses Reich der Natchez, wie wir es kurz nennen wollen, erstreckt haben möge, läßt sich nicht mehr ermitteln, da der gänzliche Untergang des Hauptvolkes selbst kurze Zeit nach dem großen Streiche erfolgte den sie 1729 gegen die Franzosen führten. Indessen fehlt es nicht an Thatsachen welche darauf hindeuten daß namentlich die Muskoge oder Creek in die Cultur der Natchez früh

---

* Lake Soda hieß sonst „der große See der Adaës“ (Villa-Señor V, 41

zeitig mithineingezogen worden sind und an derselben theilgenommen haben: hauptsächlich tritt in ihrem vorhin besprochenen Feste der ersten Früchte ein ähnlicher Feuercultus zu Tage wie bei den Natchez, als deren wichtigstes Fest ebenfalls das der ersten Früchte beschrieben wird (Espinosa V, 12); die Culmination der Plejaden wurde bei dieser Gelegenheit von den Assinais sorgfältig beobachtet und der Aufgang der Sonne, wie bei dem großen Säcularfeste der Mexicaner, mit Ungeduld erwartet. Die Aehnlichkeit der Natchez und Creek erstreckte sich bis in's Einzelne auf viele eigenthümliche Gebräuche (Nuttall 277, Lettres édif. I. 760), insbesondere auch auf die sonst nicht in Nordamerika vorkommende Sitte, daß Alles was ein Glied der königlichen Familie betraf, seine Handlungen Zustände Eigenschaften u. s. f. mit anderen Wörtern bezeichnet wurde als wenn es einen Adeligen anging, und wenn einen solchen, wieder mit andern als bei einem Gemeinen, so daß man je nach dem Range namentlich die Anrede an den Einzelnen einzurichten und in verschiedene Sprachen einzukleiden hatte (du Pratz II, 324, Nuttall 268, 277).

Das Reich der Natchez war eine absolute Monarchie an dessen Spitze „der Bruder der Sonne" stand, welcher alle Morgen die aufgehende Sonne begrüßte und ihr zurauchte. Seine Gewalt war so groß, daß ihm das Leben jedes Einzelnen zur Verfügung stand, und im Kriege bot man Alles auf das seinige vor Gefahr zu schützen. Er ernannte alle Beamten, sowohl für den Krieg als für den Frieden und sogar die Priester, da er selbst zugleich Oberpriester war. Bei der Geburt des Thronerben, welcher stets der Schwestersohn des Herrschers war — denn die Kinder folgten auch hier dem Stande der Mutter — wurde sogleich eine Anzahl von Kindern zu seinem persönlichen Dienste ausgewählt. Diese blieben zeitlebens in demselben Verhältniß zu ihm und folgten ihm nebst mehreren seiner Frauen selbst in den Tod; sie wurden auf seinem Grabe erwürgt oder brachten sich selbst um. Auch die Brüder und Schwestern des Staatsoberhauptes wurden mit einer solchen Dienerschaft umgeben, deren Leben ebenfalls mit dem ihrer Gebieter ein Ende nahm. Die königliche Familie, das Geschlecht der Sonne, das schon zu Anfang des 17. Jahrh. stark zusammengeschmolzen war, stand als eine erbliche Aristokratie dem Volke gegenüber und war hoch erhaben über dieses, keines ihrer Mitglieder konnte am Leben gestraft werden, sie genossen eine Menge von Privilegien,

doch durften sie nicht untereinander, sondern nur in das Volk heirathen. Die Weiber welche zu diesem Geschlechte gehörten, konnten sich indessen beliebig viele Liebhaber halten und ihre Männer nach Willkür verstoßen, ja diese mußten ihnen sogar in den Tod folgen (Bossu I, 44)

Der Tempel, welchen außer den Schwestern des Herrschers kein Weib betreten durfte, hatte Mauern von 10′ Höhe und 2′ Dicke, ein kuppelförmiges Dach, und war mit einer Ringmauer, nach einer andern Angabe mit einem Palisadenzaune umgeben, auf welchem die Köpfe der Feinde als Trophäen aufgesteckt waren. Sein Umfang betrug 100′, doch hatte er eine nur 4′ hohe Thüre und keine Fenster. In der Mitte desselben stand ein Altar mit einem ewigen Feuer, welches die im Vorgemache sitzende Tempelwache so zu unterhalten hatte, daß es stets ohne Flamme fortbrannte. Hier wurde dreimal täglich gebetet. Hier standen auch die Körbe deren einige die Gebeine der verstorbenen Häuptlinge und der Opfer enthielten die mit ihnen gestorben waren, während andere die Götterbilder einschlossen, welche sehr zahlreich gewesen zu sein scheinen: männliche und weibliche Figuren, Köpfe und Schwänze von Schlangen, ausgestopfte Eulen, Stücke von Kristall, Kiefer von Fischen. Drei adlerartige hölzerne Vögel waren auch am Dache des Tempels angebracht. Der Cultus, welcher von Priestern in weißen Gewändern besorgt wurde, war fest geregelt. Die Verehrung des Feuers trat bei demselben entschieden hervor, wie sich u. A. darin zeigt, daß kein Feuer, selbst nicht das gewöhnliche Küchenfeuer mit Wasser gelöscht werden durfte (Adair 405). Das Saatkorn mußte, ehe es gebraucht wurde, im Tempel vor dem heiligen Feuer eingesegnet werden und das Rauchen hatte als religiöse Ceremonie bei den Natchez dieselbe hohe Bedeutung wie bei den nördlicheren Völkern; die Assinais rauchten dem Himmel, der Erde und den vier Winden zu um ihre Verehrung auszudrücken und das Rauchen als Zeichen des Friedens und der Freundschaft war zu Anfang des 18. Jahrh. in Texas allgemein im Gebrauch (Espinosa V, 12 u. 8). Die große Gewalt der Priester bei den Natchez ist namentlich darin zu erkennen, daß sie es waren welche beim Siegesfeste den Kriegern ihre Ehrennamen und Insignien zum Lohne der Tapferkeit verliehen (Adair 390). Abgesehen von den angegebenen Eigenthümlichkeiten scheinen sich die Natchez nur wenig von den übrigen Indianern unterschieden zu haben. Die ehelichen Verhältnisse waren bei ihnen von ganz ähnlich

Art, sie skalpirten und verbrannten ihre Kriegsgefangenen wie diese, auch die Eigenthumsverhältnisse waren schwerlich weiter entwickelt, da Feldarbeit und Ernte von allen gemeinsam besorgt wurden. (Das Vorstehende hauptsächlich nach den Lettres édif. I, 756 ff. und La Salle in Collect. N. Y. H. S. II, 296 ff., da du Pratz zwar viele Details giebt über den Culturheros The, die Schöpfungsgeschichte, den Hofstaat, den Tempel u. s. f. — II, 327 ff., 360 ff., III, 16 — aber zu leichtfertig und selbst nicht frei vom Verdachte der Lüge ist).

Von den Assinais oder Ainais erzählt Espinosa (V, 9 f. u. 13) daß sie mit den Naichas ein gemeinsames Haus des heiligen ewig brennenden Feuers hatten. Es stand in der Mitte zwischen beiden Völkern, war von runder Form, von Stroh gebaut und enthielt einen Thronhimmel aus Matten, vor welchem man auf einer Bank Rauchwerk und andere Opfergaben darbrachte. Nächst diesem Tempel, der zugleich als Rath- und Versammlungshaus diente, gab es noch zwei kleinere in denen auf einem hölzernen Altar ein paar Lederkoffer standen, welche mit einigen Schüsseln Federn und Musikinstrumenten gefüllt waren. Die Assinais glaubten an einen Gott und Schöpfer der Welt der im Himmel wohne, doch erzählten sie mehrere absurde Mythen von ihm. Die Seelen der Todten gelangten auf ihrer Wanderung nach Westen zunächst zu ihm, wendeten sich später aber nach Süden dem Hause des Todes zu. Den Menschen haben nach ihrer Ansicht Feuer und Wasser hervorgebracht, doch führten sie ihre Abstammung auch auf gewisse Thiere zurück. Im Ganzen scheinen die Assinais auf einer etwas höheren Culturstufe gestanden zu haben als die anderen nordamerikanischen Indianervölker: die Weiber waren bei ihnen vollständig bekleidet mit zwei Wildhäuten; der Landbau wurde in bedeutender Ausdehnung und mit großer Sorgfalt betrieben, die Felder, bis auf das Einsäen welches der Eigenthümer selbst besorgte, wie der Hausbau mit vereinigten Kräften bestellt, und zwar zuerst die der Priester; der Häuptling, bei dessen Minderjährigkeit eine Stellvertretung stattfand, besaß zugleich eine richterliche Gewalt, die von den Einzelnen angerufen wurde, wenn sie ihre Eigenthumsrechte beeinträchtigt glaubten.

7. Mißt man die geistige Begabung der Indianer an ihren Leistungen allein, so kann das Urtheil nur sehr ungünstig ausfallen; mißt man sie nach dem Verhältnisse ihrer Leistungen zu der Enge und

Beschränktheit ihres Gedankenkreises, so gelangt man zu einem entgegengesetzten Ergebniß. Was in den Umfang ihrer Beobachtung und Ueberlegung wirklich eintritt, wird von ihnen meist richtig, gewandt und selbst scharfsinnig benutzt, vor Allem aber was ihre Fassungskraft übersteigt oder dessen Zusammenhang ihnen nicht unmittelbar klar ist, so einfach er übrigens auch sein mag, steht ihr Verstand rathlos still, sie untersuchen es nicht näher, sondern beruhigen sich in der Ueberzeugung daß es ein Wunder und menschlicher Einsicht undurchdringlich ist.

In dem Gebrauche ihrer geringen Hülfsmittel zur Jagd und zum Kriege, in allen Künsten und Fertigkeiten die ihrem Lebensunterhalt dienen, sind sie völlig Meister, sie leisten mit ihnen was sich irgend leisten läßt, aber sie schaffen sich keine neuen und verbessern sie nicht leicht. Im Verkehre mit Anderen beurtheilen sie sehr treffend was ihr Interesse berührt, wägen und berechnen äußerst umsichtig was ihnen entfernte Vortheile oder Nachtheile bringen kann, führen ihre Verhandlungen über wichtigere Angelegenheiten mit klarer Einsicht und schlauer Zurückhaltung, daß sie aber dennoch den Weißen gegenüber sich oft höchst kurzsichtig zeigten, war eine Folge, nicht ihres Mangels an Verstand, sondern ihrer Unkenntniß der Civilisation und der Macht der neuen Verhältnisse in welche sie durch diese verwickelt wurden.

Es fehlt ihnen nicht an Feinheit und Schärfe der Beobachtung. Einen Fremden aus seiner Physiognomie und seinem Benehmen zu beurtheilen verstehen sie meist vortrefflich. Die Spur des Wildes oder des Feindes wissen sie mit Benutzung aller noch so unbedeutenden Nebenumstände mit einer Sicherheit zu verfolgen die oft bewundert worden ist. Aus den Ueberresten eines Lagerfeuers schließen sie auf das Volk von dem es herrührt und auf die Zeit seit welcher es verlassen wurde. Ihre Pferde kennen sie genau und ohne sie zu zeichnen; es entsteht niemals Streit über sie. In unbekannten Gegenden orientiren sie sich an der Rinde der Bäume welche sie anschneiden, da sie wissen daß diese an der Nordseite am dicksten ist (Ballantyne 81), die Karte ihres eigenen Landes vermögen sie genau zu zeichnen wie sie bei Gelegenheit von Landverkäufen oft gezeigt haben (Neu England, Beispiele bei Drake; N. Carolina, Lawson 205), und selbst in Gegenden die sie seit langer Zeit geräumt haben, wissen sie auf große Strecken unabhängig von der Landstraße den geraden Weg zu

den (Weld 475 ff.). Einen Wald oder eine baum- und hügellose
ene durchschneiden sie in einer Linie von 200 engl. Meilen so sicher,
ß sie genau an einer bestimmten Stelle eintreffen, und geben auch
dunklen Tagen den Stand der Sonne jederzeit richtig an (Car-
r 209). Große Reisen werden bisweilen von Einzelnen unternom-
t — obwohl die von du Pratz (III, 89) mitgetheilte dessen eigene
indung zu sein scheint — und finden sich in ihren Erzählungen
erwähnt (Kohl I, 168). Dem unter den Weißen gereisten In-
ier ist es freilich in früherer Zeit gewöhnlich begegnet, daß seine
ichte von dem was er gesehen und erlebt hatte zu Hause keinen
uben fanden, und daß er als Lügner verachtet wurde: menschliche
ungen die sie nicht verstanden und nicht zu erklären wußten, er-
nen ihnen viel unglaublicher als eine Beschreibung des Geisterlan-
das die Seele des Menschen im Traume oder in der Verzückung
chen konnte.

Die allgemeinen geographischen Vorstellungen der Indianer sind
er sehr kindlich. Manche bezeichnen das Felsengebirge als „die
ze der Welt" und als den Ort wo der Herr des Lebens seinen Sitz
dort sind auch die glücklichen Jagdgründe, der Aufenthaltsort
abgeschiedenen Seelen, den Lebenden verborgen und unsichtbar
Irving 186). Den Eingeborenen von Nord Carolina gilt zwar
Welt für rund (Lawson 211), Amerika selbst aber halten die
ten für eine große viereckige Insel aus deren vier Ecken die Winde
n (Chippeway, Schoolcr. A.R. II, 89, Winebagoe, Fletcher
Schoolcr. IV, 231; Jones I, p. XVII), und unterhalb derselben
n, wie sie meinen, noch andere ebenfalls bewohnte Inseln, die
jen aber wohnten ursprünglich ganz auf dem Wasser in Schiffen
ek, Schoolcr. I, 266 ff.). Daß die Sonne jeden Morgen von
n Weibe neu an den Himmel gesetzt werde und der Mond ein Reiter
einem Maulthiere sei, wird als die Ansicht der Navajos berichtet
ris 414), doch scheint sie nicht weiter verbreitet zu sein; sehr all-
in ist dagegen der Glaube daß dem Monde ein Unglück drohe
n er sich verfinstere, daß er in die Gewalt böser Geister zu fallen
hr laufe, welche man daher ganz wie beim Tode eines Verwand-
urch Schießen und Lärmen aller Art zu verscheuchen sucht (süd-
Völker, Adair 36). Andere, die Potowatomi, denken sich daß
ltes Weib im Monde wohne und dort einen großen Korb flechte,

mit dessen Vollendung die Welt untergehen müsse, daß aber ein Hu
diesen Korb immer wieder zerreiße und mit dem Weibe kämpfe, we
Mondfinsterniß eintritt (de Smet 298). Das Prügeln der eigen
Hunde welches bei dieser Gelegenheit bei den Huronen (Charlevoi
wie in Peru, in Grönland (P. Egede 187) und anderwärts vielf
gewöhnlich ist, weist auf eine sehr ausgedehnte Verbreitung ähnlic
Fabeln in Amerika hin (vgl. namentlich Rougemont, Le peu
primitif I, 467 ff.). Die Dakota erzählen daß eine Menge klei
Mäuse den Mond alle vier Wochen auffresse, daß dieser aber allmäl
wieder wachse (Riggs). Die Irokesen und die Ojibway benannt
eine Anzahl von Gestirnen mit besonderen Namen, und die letzter
bezeichneten die verschiedenen Zeiten der Nacht mit Genauigkeit na
deren Auf- und Untergang (Lafitau II, 235, Kohl I, 165). Da
selbe gilt von den Osagen: sie kannten den Polarstern und die schei
bare Bewegung der benachbarten Sterne um ihn herum, die Plej
den, die drei Sterne im Gürtel des Orion und die Venus (Nut
tall 172 ff.).

Das Zahlensystem der meisten Indianervölker scheint minder u
vollkommen als man oft geglaubt hat: im Chippeway, Chocta
und Dakota läßt sich bis zu 1000 Millionen, im Cherokee bis 300 Mi
zählen. Die Anwendung desselben ist nur meist ziemlich beschränk
denn die Jahre werden nicht fortlaufend von einer bestimmten Epoc
an gezählt und des Rechnens bedürfen sie überhaupt nur in sehr g
ringem Maaße. Sie zählen jene nach Wintern, die Tage, z. B. ei
einer Reise, nach Nächten oder Schläfen. Soll ein gewisser Tag vo
ausbestimmt werden, so helfen sie sich um Zahlenangaben zu umg
hen mit einem Bündel Stöcke, deren einer an jedem Tage herausg
zogen und weggeworfen wird, so daß der letzte an dem bestimmt
Tage allein noch übrig ist (Natchez, Chickasaw, Creek, Nuttall 28
Was Lafitau (II, 226) von dem Sonnenjahre der Indianer erzähl
ist wahrscheinlich unbegründet, denn es wird allgemein nach Mon
monaten gerechnet, welche nach periodisch wiederkehrenden Natur
scheinungen benannt sind, besonders nach nützlichen Thieren u
Früchten (Mandan, Mönitarri, Pr. Max. c, II, 191, 233; Dak
Riggs; La Potherie II, 331). Gleich den meisten anderen Völk
haben die Dakota deren zwölf, je 5 für Sommer und Winter, 2 f
Frühling und Herbst, da aber der Waschbär und die Augenkrankheit

nicht immer genau zu derselben Zeit eintreffen, entsteht häufig Streit unter ihnen über den Monat in welchem sie leben. Bei dieser Zeitrechnung sind sie genöthigt alle paar Jahre einen Monat zuzugeben. Nach Carver (216) und Heckewelder geschähe diese Einschaltung eines sog. „verlorenen," namenlosen Monates nach Verlauf von je 30 Monaten, nach Kohl (I, 167) alljährlich; eine feste Regelmäßigkeit herrscht darin schwerlich. Schoolcraft (V, 419) giebt an daß die Algonkinvölker nur 11 Monate haben die sie nach den 11 Brüdern benennen, welche nach der Reihe dasselbe Weib, den Mond, zur Ehe nahmen, sich aber wenig darum kümmern daß von einem Winter zum andern bald 12 bald 13 Monate verfließen. (Die Namen der Monate finden sich a. a. OO., die der Winebagoe bei Schoolcr. IV, 239). Die Creek fingen ihr Jahr unmittelbar nach dem großen Erntefeste an (Swan bei Schoolcr. V, 276), die Irokesen das ihrige im Februar; wann dieß bei den andern Völkern geschah, ist noch unermittelt.

Alle großen Organe des menschlichen Leibes sind den Indianern bekannt und werden von ihnen mit besonderen Namen bezeichnet; sie wissen daß das Blut vom Herzen ausgeht, daß die Lungen das Athmen besorgen und daß das Gehirn der Sitz der geistigen Thätigkeit ist (Pitcher bei Schoolcr. IV, 505, Hunter 429). Es giebt auch, wie schon erwähnt, eigentliche Aerzte bei ihnen, Männer und Weiber, die nicht durch Zauberei und überhaupt ohne alles phantastische Beiwerk ihre Kunst üben und dafür mit Geschenken belohnt zu werden pflegen (Hunter 345, Schoolcr. V, 445), aber die Zauberer, an die man sich vorzugsweise und immer dann wendet, wenn die Kur der ersteren erfolglos ist, sind und bleiben natürlich die erste Autorität. Die Menge der Heilpflanzen welche die eigentlichen Aerzte benutzen — sie werden getrocknet, pulverisirt und sorgfältig in Beuteln aufbewahrt — ist allerdings nicht unbedeutend (Aufzählung bei Pitcher a. a. O. 516, vgl. Kohl II, 131 ff.), und außer diesen stehen ihnen auch noch manche andere Medicamente zu Gebote (Hunter 402); da es ihnen aber am Verständniß der inneren Krankheiten im höchsten Grade fehlt, beschränkt sich die Hülfe die sie wirklich leisten, großentheils auf einfachere chirurgische Fälle. Schnittwunden werden auf 6 Tage zusammengenäht und dann wiederholt ausgewaschen, einfache Brüche verbunden und comprimirt, Knochenbrüche mit Holz geschient,

so daß die Bewegung der gebrochenen Knochenstücke und zum Theil auch der Muskeln gehindert wird. Vorzeitiges Heilen eiternder Wunden verhütet man sorgfältig (Pitcher a. a. O. 513 f.). Die Amputation wird verabscheut, dagegen scarificiren sie desto häufiger mit einem Feuersteine oder mit Klapperschlangenzähnen um örtliche Schmerzen zu beseitigen, und schröpfen mit einer Hornspitze die sie durch den Mund aussaugen (ebend. 516, Lawson 224); auch blutstillende Mittel und Aderlässe, Blasenpflaster und Pflaster gegen Frost, Kräuterumschläge, Brechmittel und Purganzen fehlen nicht (Hunter 430). Brechmittel werden besonders bei Fieberanfällen und Vergiftungen gegeben, Aderlässe in entzündlichen Krankheiten verordnet (Pitcher a. a. O. 511, 515). Gegen Syphilis kennen sie kein gründliches Heilmittel, die Kranken dieser Art müssen ganz abgesondert leben (Huronen, Sagard 273). Fasten und Schwitzen finden häufige Anwendung, besonders das letztere, welches man durch Eingrabung des Kranken in heiße Erde bis an den Hals, am gewöhnlichsten aber durch das schon früher erwähnte Dampfbad herbeiführt, auf das man oft noch ein kaltes Bad folgen läßt. Das Schwitzbad fand sich als allgemeines Heilmittel und zum Zwecke der Wiederherstellung der Kräfte fast allerwärts im Gebrauch (Neu England, Cotton Mather und Belknap III, 71; Huronen, Sagard 272; Mandan, Catlin; Virginien, Strachey 108; Choctaw, Bossu II, 98; Hunter 428; Kenaier, Wrangell 110; über die Behandlung einzelner Krankheiten Pitcher a. a. O. 511 f.). Die abenteuerlichen Vorstellungen welche über das Wesen der Krankheiten herrschen, bestimmen in vielen Fällen das Heilverfahren: locale Uebel pflegt man von der Gegenwart kleiner Würmer herzuleiten (McCoy 303) und richtet daher auf diese die Kur; schwere Geburten sucht man durch das Trinken des Absudes von einem Klapperschlangenschwanze zu befördern, damit das Kind aus Furcht vor dem Geräusche der Klapper sich beeile den Mutterleib zu verlassen (Ausland 1858 p. 937 nach Domenech).

Die große Menge von Sprachen in welche die Indianervölker geschieden sind, erschwerte vielfach ihren Verkehr untereinander; doch wußten sie diese Schwierigkeit, wo es ihr Bedürfniß forderte, auf mehr als eine Weise glücklich zu überwinden. Wie Humboldt (R. in d. Aeq. ed. Hauff II, 30) von den Indianern in den Wäldern am Orinoco erzählt daß sie sich, wenn sie verschiedenen Völkern angehören,

oft durch eine dritte Sprache miteinander verständigen, so kommt es auch in Nordamerika häufig vor, daß Einzelnen mehrere Sprachen geläufig sind: als ausgezeichnete Beispiele dieser Art werden genannt der Mischling Lasallier der außer Englisch und Französisch noch neun verschiedene Indianersprachen, und ein Delaware der geläufig englisch französisch spanisch und etwa noch acht Indianersprachen redete (Schoolcr. IV, 235, Möllhausen 57), und es wird oft versichert daß die Eingeborenen überhaupt mit großer Leichtigkeit mehrere, namentlich amerikanische Sprachen lernen. Außerdem besitzen insbesondere die Völker am Mississippi und im Westen desselben eine systematisch ausgebildete Zeichensprache, durch welche sie die verwickeltsten Mittheilungen zu machen vermögen. Sie wird gebraucht wo man sich auf keine andere Weise zu verständigen vermag, oder mittheilen will was nicht gehört werden soll, und ist den Riccara, Mandan, Mönitarri, Krähen-Indianern, Schienne, Schlangen-Indianern und Schwarzfüßen gemeinsam (Näheres bei Pr. Max. c, II, 645, Say bei James I, 378, Kohl I, 190). Außerdem bedienen sich die Indianer häufig auch einer Art von telegraphischen Zeichen, indem sie Haufen von trockenem Präriegras oder Reisholz an bestimmten Stellen anzünden, oder an ausgezeichneten Punkten Steine oder Büffelschädel zusammenhäufen, deren Anordnung wie die Größe und Anzahl der aufsteigenden Rauchsäulen eine bestimmte Bedeutung hat (Gregg). Büffelherden, Feinde u. dergl. signalisiren sie in die Ferne durch Herumlaufen im Kreise, durch Hin- und Herreiten oder Gegeneinanderreiten (Keating II, 17, W. Irving 156). Das wichtigste Mittel der Verständigung mit entfernten Personen ist aber ihre Bilderschrift.

Von eigentlicher Schrift besaßen sie zwar vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern keine Vorstellung und sahen die Mittheilung durch sie als eine Art von Zauberei an, doch hatten namentlich die Ojibway und Sioux, die seit alter Zeit in erbitterter Feindschaft lebten, durch Bilder auf einem Stücke Birkenrinde das sie aufstellten, oft einander Nachrichten mitgetheilt und sich verständigt (Schoolcr. VI, 389 nach Gov. Cass), wovon sich bei Carver ein Beispiel findet. Wir führen hier ein anderes aus Cook Taylor an (Nat. hist. of society Lond. 1840 I, 32), da dessen Analyse vollständiger ist.

Eine kriegerische Unternehmung einiger Franzosen gegen das Irokesenvolk der Tsonontuans wurde folgendermaßen dargestellt: 1) das

französische Wappen mit einer Axt darüber, daneben 18 Symbole d
Zahl 10: „180 Franzosen zogen zum Kampfe aus." 2) Ein Be
von dem ein Vogel herunterspringt und ein Hirsch mit dem Mon
viertel auf dem Rücken — der Berg bedeutet Montreal, der Vog
die Abreise: „sie brachen von Montreal auf, im ersten Viertel d
Hirschmonates oder Juli." 3) Ein Kahn mit 21 Hütten: „sie fuhr
auf dem Wasser und landeten 21mal um zu übernachten." 4) Ei
Fuß mit 7 Wigwams: „dann marschirten sie 7 Tage." 5) Ei
Hand und 3 Wigwams, über deren einem zwei hängende Zweige, da
Zeichen der Tsonontuans, und eine Sonne: „sie hatten sich de
Stamme der Tsonontuans bis auf 3 Tagereisen genähert und stand
im Osten des Dorfes." 6) 12 Symbole der Zahl 10, ein Wigwa
mit zwei hängenden Zweigen und ein schlafender Mann: „120 Ts
nontuans wurden schlafend überrascht." 7) Eine Keule und 11 Köpf
5 Männer über ebenso vielen Symbolen der Zahl 10: „11 Tsono
tuans wurden erschlagen, 50 gefangen genommen." 8) Ein Bogen
der 9 Köpfe enthält und 11 Striche darunter: „von den Siegern
wurden 9 getödtet, 11 verwundet." 9) Ein Regen von Pfeilen i
der Luft von beiden Seiten: „der Kampf war hartnäckig." 10) Pfeil
die nur von einer Seite kommen: „die Besiegten flohen dann oh
Widerstand."

Auf solche Weise werden Reisenachrichten, Kriegszüge und ihr
Erfolge, Heldenthaten Einzelner u. dergl. allgemein verständlich mit
getheilt. Die Bemalung der Festkleider, der Schilde, der Hütten bring
die Thaten ihrer Eigenthümer zur Anschauung (Beispiele bei Catlin
Tanner I, 88), oder stellt die Geschenke dar welche sie an andere ge
macht haben (Mandan, Pr. Max.), oder dient zur Bewahrung de
Stammbaumes bis auf 9 Generationen hin (Ojibway, Kohl I, 203)
Auch die Pfosten welche auf Gräbern errichtet werden, schmückt man
häufig mit Bildern welche den Zweck einer Grabschrift erfüllen. Ein
Mischung von Kohlenstaub und Bärenfett dient am häufigsten zu
Bemalung, welche meist auf der Rinde der betula papyracea (sie geh
bis zu 42° n. B. herab), seltener auf Stein ausgeführt wird. Di
Bilderschrift der Dakota ist schlecht und unentwickelt, sie bezeichnet n
durch einige wenige rohe Linien die Gefangenen und die Getödtete
die Männer und Weiber, durch verschieden zugeschnittene Federn de
erschlagenen, skalpirten, verwundeten Feind u. s. f. (Schoolcr. IV, 7

Mrs. **Eastman**); weiter ausgebildet ist sie bei vielen Algonkinvölkern, den Ojibway, Potowatomi, Ottawa und Menomini, auch bei den Winibeg, besonders aber sollen die Irokesen sich in dieser Beziehung ausgezeichnet haben, deren Bilder auch insofern besser waren, als an ihnen die Muskulatur deutlicher hervortrat.

Aus dem vorhin mitgetheilten Beispiele ergiebt sich, daß diese Art der Schrift nächst der Abbildung des Gegenstandes selbst bei einigen symbolischen Zeichen stehen blieb, deren Bedeutung nicht schwer zu erlernen war — eine rothe Hand bezeichnete z. B. eine vom Feinde erhaltene Verwundung, eine schwarze daß dieser erschlagen wurde (Wagner u. Sch. III, 49); ihre richtige Beziehung aufeinander aber und damit das Verständniß des Ganzen überließ man der glücklichen Combination des Lesers, dessen Einbildungskraft durch den augenscheinlichen Zweck des Bildes, durch den Ort wo und die Art auf welche es angebracht war und durch andere äußere Kennzeichen, bei der Beschränktheit des Gedankenkreises dieser Menschen allerdings meist leicht genug auf die rechte Spur geleitet werden konnte. So unzureichend diese Bilderschrift auch war zur Aufbewahrung historischer Traditionen oder Vertragsbestimmungen und überhaupt alles dessen, wofür eine möglichst wortgetreue Ueberlieferung erfordert wurde, so kam man doch über sie nicht hinaus, sondern bemühte sich nur durch sie dem Gedächtniß möglichst zu Hülfe zu kommen, indem man Reihen von Bildern als mnemonische Zeichen benutzte, welche eine auswendiggelernte Geschichte, eine Legende oder einen memorirten Gesang successiv zu reproduciren veranlaßten. Dadurch wurde die Malerei eine Art von Geheimschrift die nur den Eingeweihten verständlich war; eben deshalb fand man sie vorzüglich brauchbar für die Mysterien des religiösen Cultus, der Zauberei, der geheimen Gesellschaften und für Alles was die Kunst der Aerzte Wunderthäter und Propheten betraf, und bediente sich ihrer vorzüglich für diese Zwecke. Text und Melodie wurden auswendig gelernt und bei der Recitation des Gesanges eine Bildertafel als mnemonisches Hülfsmittel benutzt. Die Art auf welche dieß geschah, ist leicht ersichtlich aus folgender Darstellung der Sprüche Salomonis 30, 25—32. Die zu dieser Stelle gehörigen Bilder sind: eine Ameise; ein Kaninchen; eine Heuschrecke; eine Spinne; ein Fluß als Symbol der Bewegung; ein Windhund, Widder und König; ein Mann der wie ein Narr die Hände ausstreckt um den Himmel zu fassen.

Diese Geheimschrift in Bildern läßt sich außerdem auch deshalb von keinem Uneingeweihten enträthseln, weil viele der gebrauchten Bilder sich auf Mysterien beziehen die uns unbekannt sind, und jeden falls eine bloß symbolische Bedeutung haben, die wohl nur selten so leicht zu entdecken war wie der Sinn der Linien welche in der ge malten Bittschrift der Chippeway (bei Schoolcr. I) die Augen und Herzen der Thiere verbinden: diese sollen nämlich die Einheit der An sicht und der Gesinnung bezeichnen, welche unter den sämmtlichen an jener Gesandtschaft betheiligten Völkern herrschte, deren jedes durch sein Thiersymbol (Totem) dargestellt ist. Andere Beispiele dieser Bil derschrift finden sich bei Schoolcraft I pl. 47 B, vgl. p. 355, pl. 51, I, vgl. p. 362, pl. 56 C u. B, vgl. p. 401 u. 403, pl. 58 f. vgl. p. 407 ff.; ebend. II pl. 13, vgl. p. 57, IV pl. 31 ff. vgl. p. 250 und sonst. Die gegebene Deutung entzieht sich freilich meist jeder näheren Controle; daß aber die Malerei von den Indianern in der bezeichneten Weise wirk lich zur Aufbewahrung heiliger Traditionen und religiöser Gesänge be nutzt wurde, ist nach den übereinstimmenden Zeugnissen Kohl's, Copway's (128 ff.) und Tanner's (II, 100) nicht zweifelhaft. Es ist nicht unwahrscheinlich daß auch die Bilder an Felsen welche schon Pater Marquette (64) in rother grüner und schwarzer Farbe am Pekitanoui, einem nordwestlichen Zufluß des Mississippi, nördlich von 36° n. B. und nach ihm Andere in verschiedenen Gegenden fan den (Schoolcr. IV pl. 18, vgl. p. 172), ursprünglich eine ähnliche Bestimmung hatten. Die von Marquette gesehenen stellten riesen hafte Thiere, wohl mythologische Wesen dar. Die sog. Pictured Rocks bei Portailles am Südostufer des Oberen See's scheinen da gegen ein bloßes Naturspiel zu sein.

Copway erzählt daß die nationalen Ueberlieferungen auf Tafeln von Stein, Kupfer, Blei oder auf Baumrinde aufgezeichnet und in dieser Form an einem oder mehreren bestimmten Orten unter der Erde in einem hohlen Cedernstamm aufbewahrt wurden. Alle 15 Jahre unterwarf man sie einer Untersuchung und besserte aus was schadhaft geworden war. Bei dieser Gelegenheit erhielten die jungen Leute eine Belehrung über den Inhalt dieser Documente, welcher auf eine Mit theilung von Seiten des großen Geistes zurückgeführt wurde und nur von vier Priestern vollkommen erklärt werden konnte. Auch ander wärts war es üblich die jungen Leute an einem hohen Feste mit den

historischen Traditionen ihres Volkes bekannt zu machen (S. Carolina, Lawson 39), und das Versammlungshaus scheint bei manchen Völkern zugleich als eine Art von Staatsarchiv gedient zu haben, in dem die Abbildungen von den Grenzen der Jagdgebiete niedergelegt wurden welche die einzelnen Häuptlinge auf ihren Mänteln trugen (Hunter 186). Sonst wird Bilderschrift als Hülfsmittel zur Aufbewahrung geschichtlicher Ereignisse nicht leicht erwähnt, sondern wir hören nur vielfach von Wampumgürteln welche als historische Denkmäler aufbehalten wurden. Die auf ihnen dargestellten Figuren hatten alle eine bestimmte Bedeutung und gaben, Hieroglyphen ähnlich, den dazu besonders bestellten Männern den Faden an die Hand an den sie sich hielten, wenn sie dem versammelten Volke seine frühere Geschichte vortrugen. In Nord Carolina dienten Bündel von Rohr, das mit gewissen eingeschnittenen Zeichen versehen war, zu demselben Zwecke (Lawson 181). Nach Hunter (308) waren es die Weiber welche bei mehreren Völkern die historischen Traditionen im Gedächtniß bewahrten. Auch die Bestimmungen von Verträgen welche das Volk schloß, wurden, wie es scheint, nicht leicht in Bilderschrift aufgesetzt, sondern vollkommen genau im Gedächtniß bewahrt und von einer Generation der anderen überliefert; die Treue und Sicherheit der Erinnerung war so groß, daß die Indianer, wenn sie bisweilen den Weißen welche die Sache schriftlich hatten, den Vorwurf machten daß „ihr Papier lüge," bei genauer Untersuchung des streitigen Punktes schließlich doch Recht behielten (vgl. Heckewelder 81).

Was wir früher über die Mythologie der Indianer beigebracht haben, beweist daß es ihnen an poetischer Erfindungskraft nicht ganz fehlt, daß aber die Schöpfungen ihrer Phantasie meist an einer gewissen Maaßlosigkeit leiden welche die Production des Schönen in hohem Grade beeinträchtigt. Dieß bestätigt sich an ihren Liedern und Gesängen. Sie sind bisweilen schwer verständlich, weil den Wörtern in ihnen oft ganz andere Bedeutungen beigelegt werden als sie in der gewöhnlichen Sprache haben, und die Antiphrase sehr beliebt ist, so daß z. B. der Dakota um einen Tapferen zu loben zu ihm sagt: Freund, du hast dich von den Ojibway schlagen lassen. Die Lieder haben meist einen Refrain den der Chor singt. Ihr Hauptgegenstand ist der Krieg: sie ergehen sich in wilden Prahlereien des Muthes und der Kraft, den mannigfaltigsten zum Theil symbolischen Ausdrücken

der Tapferkeit, der Verspottung der Feinde, den Anspielungen au Schutzgötter u. dergl.; andere feiern den Sieg, oder sind als K lieder der Erinnerung der Todten, eines Kindes, eines Helden, ge met, noch andere sind von der Furcht vor bösen Geistern eingeg (Schoolcr. III, 326). Häufig bestehen sie aus einer einzigen die in endloser Wiederholung von Einzelnen und vom Chore gesu wird: „Wenn ich dem Feinde entgegengehe, zittert die Erde meinen Füßen," oder „das Haupt des Feindes ist abgeschnitten fällt mir zu Füßen" (Keating I, 134, andere Beispiele bei H welder 354, Kohl II, 40, Strachey 79, Schoolcr. a. a u. II, 60 ff.). Wie die Potowatomi scheinen auch die Osagen Cherokee keine Liebeslieder zu haben (Atwater 313, 315), doch es deren bei anderen Völkern. Einige Gesänge welche dem religi Cultus angehören, hat Edw. James (im Append. zu Tanr mitgetheilt. Wir geben hier nur noch ein Liebeslied und ein Kinde nach Schoolcraft (V, 559 ff.), welche jedenfalls unter den bes ten Indianerpoesien eine hervorragende Stelle einnehmen.

O, wenn ich an ihn denke — mein Geliebter!
Da er in den Kahn stieg zur Rückkehr, legte er das weiße Wampun meinen Nacken — mein Geliebte
Ich werde mit dir gehen in dein Vaterland, mein Geliebter!
Ach, mein Vaterland ist weit, weit weg, mein Geliebter.
Da ich mich umsah nach dem Platz wo wir schieden, stand er dort sah mir nach, mein Gliebter.
Noch stand er auf einem Baume der in das Wasser des Flusses ge war, mein Geliebter.
O, wenn ich an ihn denke — O, wenn ich an ihn denke.

Feuerfliege, Feuerfliege, leuchte mir zu Bett.
Komm, komm, kleiner Leuchtwurm.
Du bist mein Licht, leuchte mir auf meinem Weg.

Vorzüglich geeignet um die intellectuelle Bildungsstufe zu ch terisiren auf welcher die Indianer stehen, sind ihre Sagen Mäh und Erzählungen. Wir haben hierbei nicht diejenigen von ihne Auge welche eine bestimmte historische Grundlage besitzen, wie z. Geschichte von der Trennung der in alter Zeit vereinigt gewe Wyandot und Seneca (Schönau, Ausland 1857 p. 605), sonde große Menge derer in welchen die Phantasie ein freieres Spiel t

die selbstständigen Schöpfungen des Indianers auf diesem Gebiete. Sie sind theils bloß zur Unterhaltung erfunden, theils sollen sie wichtige moralische Wahrheiten in symbolischer Einkleidung oder im Gewande der Fabel darstellen. Manche von ihnen bewegen sich auf dem Gebiete der Mythologie allein, andere verknüpfen die Götter und Heroenwelt in der Weise des Mährchens mit dem Treiben der Menschen. Nicht selten fehlt es ihnen allerdings an tieferem inneren Zusammenhang und an psychologischer Motivirung: mächtige Zauberer mit ihren vielfachen Verwandlungen, Thiergeister und andere Genien, die den Menschen bald hülfreich sind, bald sie plagen und quälen, spielen in ihnen die Hauptrolle, Riesen welche Menschen fressen und Zwerge die mit Wunderkräften begabt sind, treiben darin ihr Wesen. Viele dieser Erzählungen sind offenbar bloß Fragmente. Longfellow (The song of Hiawatha Lond. 1855) hat eine Menge der Mythen und Sagen, welche Schoolcraft und Andere gesammelt und in Prosa erzählt haben, in Verse gebracht und zum Theil mit sorgsamer Verwendung des Poetischen und Sinnigen das sie enthalten, zu einem wenn auch nur lose zusammenhängenden Ganzen verwebt. Man darf dabei nicht vergessen daß die Form dieses Ganzen, „das geistige Band", der Zusammenhang und die specielle Ausmalung der zerstreuten Elemente die der Dichter vorfand, und somit die ganze künstlerische Gestaltung dem letzteren allein angehört und nach modernem Geschmacke von ihm hinzugedichtet worden ist. Gerade die poetischen Vorzüge dieses Werkes sind es durch welche der Spiegel getrübt und selbst verfälscht wird den es uns von den dichterischen Leistungen der Indianer vorhalten will: das zusammenhanglose, abenteuerlich bunte Durcheinander das die Phantasiegebilde dieser Menschen charakterisirt, ist öfters abgestreift, das Spröde geglättet und in Fluß gebracht, das Abstoßende und Widrige in den Hintergrund gedrängt und gemildert: wir haben ein anziehendes, interessant colorirtes Bild erhalten, das in seinen Elementen großentheils wahr, als Ganzes aber unwahr ist, unwahr besonders aber auch insofern, als der Heros Hiawatha mit Manabozho und Michabou ganz unbegründeter Weise identificirt, und die Sagen verschiedener Völker, die höchst wahrscheinlich nie in irgend einem Zusammenhange gestanden haben, miteinander verschmolzen worden sind.

Ein richtigeres Urtheil über ihre Leistungen und Fähigkeiten auf

diesem Gebiete läßt sich auf die Sagen-Sammlungen gründen die ihren Stoff aus erster Hand erhalten haben. Die von Jones gelieferte stimmt vielfach in ihren Mittheilungen mit dem überein was sich bei Loskiel, Heckewelder, Lewis and Clarke und Andern findet, und weist ihre Quellen überall möglichst vollständig nach. Werthvolle authentische Beiträge, die großentheils gewissenhaft aus dem Munde der Indianer gesammelt wurden, bietet das Buch von Mrs. Eastman (40, 81, 165, 119, 212) und namentlich Schoolcraft (Hist. I, 319, II, 235, III, 321, Algic Res. I, 57, 84, 135 233, 239, II, 40, 61, 77, 152, 165, vgl. note p. 117, 181, 216 243), Einzelnes bei Kohl, Mrs. Robinson's Letters, J. Irving (I, 110), Copway (98), Mrs. John Kinzie of Chicago, Early Day in the North West Lond. 1856 (vgl. Ausland 1856). Obgleich die äußere Form dieser Erzählungen unzweifelhaft modern ist und den Sammler selbst angehört, liegt doch in den meisten Fällen kein Grund vor die Aechtheit ihres Inhaltes anzufechten oder ihren Ursprung anderwärts als bei den Indianern zu suchen. Schoolcraft (I, 46) hebt hervor, daß in ihnen kein Instrument von Metall, keine Flinte kein Messer, oder ein anderer erst von den Europäern eingeführter Artikel erwähnt wird, und wenn hier und da Fabeln und kleine Parabeln vorkommen, wie die von der Eiche und dem Weinstock u. a., oder wenn die Sage von einer goldenen alten Zeit und einem paradiesischen Leben in der Urzeit erzählt (Copway 98), so ist man zwar versucht sich nach fremden Quellen umzusehen, doch gestattet die Beschaffenheit des Uebrigen nicht dieser Vermuthung einen großen Spielraum zu geben. Diese Sagen enthalten gar manchen Gedanken den man der Phantasie des Indianers kaum zutrauen sollte, und warnen dringend vor der unverdienten Geringschätzung mit der man gewohnt ist von ihnen zu sprechen. Der immer nach neuen Abenteuern dürstende Paupukewiss (Schoolcr. A. R. I, 200) straft den Vorwurf der unüberwindlichen Geistesträgheit Lügen, den man so oft dem Indianer gemacht hat, und die Erzählung von Jagoo (ebend. 229), dem Münchhausen der Ojibway, zeigt daß es ihnen an Sinn für Humor und Komik nicht fehlt.

Die Zeit der Erzählungen sind die langen Winterabende: der Schnee der dann die Erde deckt, treibt auch die Geister die sonst alles beleben und überall umherschwärmen, sich in ihr Versteck zurückzuziehen

vom Frost gedrückt, überlassen sie sich dem Schlafe und es ist ungefährlich sie bei Namen zu nennen, über sie zu lachen und zu spaßen, denn sie hören es nicht, da sie erst mit dem Frühling wieder erwachen. Da uns der Raum zu ausführlicheren Mittheilungen mangelt, beschränken wir uns auf die kurze Angabe einiger Beispiele, welche moralische Sätze in der Form der Allegorie einschärfen oder sich durch Züge feiner Ironie gegen die herrschenden Vorstellungen von Anstand und Sitte auszeichnen, wie man sie bei diesen Menschen schwerlich erwarten wird. In einer Erzählung (bei Schoolcraft) giebt das Haupt der Familie vom Falken, dessen Verwandter das Unglück hat einen Flügel zu zerbrechen, ein großes Beispiel von brüderlicher Liebe durch eine Reihe von Opfern die er bringt und durch kluges Benehmen während einer langen Zeit des Mangels. In einer anderen verläßt die Seele eines Kriegers das Schlachtfeld um zu sehen ob der Verlust eines so tapferen Mannes wirklich so tief gefühlt und betrauert wird als man gewöhnlich glaubt. In einer dritten kehrt ein geliebtes Weib oder eine Schwester aus dem Jenseits auf diese Erde zurück um zu erfahren ob die Trauer um ihren frühen Tod tief gefühlt und aufrichtig oder nur ein conventionelles Schauspiel sei. Ein berühmter Krieger besucht im Traume die glücklichen Jagdgründe der anderen Welt und findet dort die Seelen der Todten schwer belastet mit dem was man ihnen mit in's Grab und auf den Weg gegeben hat: er schafft daher diesen Gebrauch ab (Jones II, 181). Ehe die Weiber entstanden, erzählt eine andere Sage (ebend. III, 176) waren die Männer alle aus Thon gemacht und hatten lange Schwänze. Da sie aber höchst übermüthig waren, ließ der große Geist ihnen diese abnehmen und gab ihnen Weiber zur Plage.

„Wir müssen die Indianer nach den ausgezeichnetsten Beispielen beurtheilen", sagt Schoolcraft (III, 54), „die sie von geistiger Kraft und Talent gegeben haben, wie wir dieß mit civilisirten Völkern thun. Daß ein vielfach gedrücktes und durch Anstrengung für seinen Lebensunterhalt auf's Aeußerste gebrachtes Volk überhaupt noch Beispiele von Geistesgröße und erhabenen Gedanken hervorbringt, verdient unsere Bewunderung." Die Urtheile der älteren Berichterstatter über die geistige Begabung der Indianer finden sich zusammengestellt bei Halkett (4 ff.). Sie sind durchgängig äußerst günstig. Aehnlich äußerte sich Roger Williams über die Eingeborenen von Neu England

ausgesprochen hat, urtheilt Pater Jerome Lallemant: „Ich kann versichern daß sie an Verstand den Europäern durchaus nicht nachstehen. Wäre ich in Frankreich geblieben, so würde ich nie geglaubt haben daß die Natur ohne Unterricht eine so kräftige Beredtsamkeit und ein so gesundes Urtheil über die eigenen Angelegenheiten hervorzubringen im Stande sei wie ich sie an den Huronen bewundert habe." Diese letzteren fand La Potherie (I, 227) vorzüglich begabt, besser als andere Indianer; er hebt besonders ihr insinuantes Wesen, ihre Feinheit im Gespräch und ihre politische Klugheit hervor, wogegen ihr Charakter kein Lob von ihm erhält. Pater Paul le Jeune sagt über die Fähigkeiten der Indianer: „In Rücksicht ihres Verstandes stehen sie auf einer hohen Stufe, wie ich glaube. Ihre Geisteskräfte sind leicht und erfolgreich in Thätigkeit zu versetzen. Ich kann die Indianer wohl mit einigen unserer Bauern vergleichen die man ohne Unterricht gelassen hat, doch kenne ich kaum irgend jemand der aus Frankreich hierher gekommen wäre und nicht zugäbe, daß sie höhere geistige Fähigkeiten besitzen als die meisten unserer Bauern." Pater Vivier (Lettres édif. I, 775) und Loskiel (17) stimmen hiermit vollkommen überein; ebenso Lafitau (I, 105 ff.), welcher außer ihrer Charakterkraft, vorzüglich ihr gesundes Urtheil rühmt, das in ihren eigenen Angelegenheiten treffender sei als beim gemeinen Manne in Frankreich, dann ihre lebendige Phantasie und leichte Auffassung, ihr vortreffliches Gedächtniß.

Man sieht hieraus zur Genüge daß es erst der Oberflächlichkeit und Parteileidenschaft der späteren Zeit vorbehalten war verkehrte Ansichten über die geistige Begabung der Indianer zu verbreiten und für unumstößliche Wahrheiten zu erklären. Es ist Zeit diese Vorurtheile fahren zu lassen. Die Spuren einer höheren Cultur in alter Zeit, die man neuerdings immer weiter zu verfolgen bemüht ist, nöthigen ohnehin zu einem günstigeren Urtheile über die Fähigkeiten dieser Völker, da man keinen Grund hat jener Cultur einen ausländischen Ursprung zuzuschreiben. Auch dürfen wir nicht verschweigen daß vorurtheilsfreie neuere Reisende, wie z. B. Pr. Maximilian (c, II, 134), die geistige Capacität der Indianer durchaus nicht für geringer halten als die der Weißen, und daß die Erfahrungen der neueren Missionäre dieß zu bestätigen fortfahren: in Carey-mission-house fand man die Fortschritte der Indianerkinder gleich gut wie die der weißen (Keat-

g I, 153), besonders groß zeigte sich ihr Talent für die nachahmen- Künste*.

Zum Schlusse können wir es uns nicht versagen für diejenigen lche die Begabung der Indianer geringschätzig beurtheilen zwei Anekten mitzutheilen, welche zeigen daß die geistige Ueberlegenheit der ropäer über sie sich nicht ausnahmslos bewährt hat. Beide finden h bei Lahontan (I, 189 u. 45), dann bei Colden (I, 88 und)), Charlevoix, Drake u. A. Schoolcraft (III, 518) giebt ach Colden den Namen Adario statt Kondiaronk.

Mit vieler Mühe hatten die Franzosen im Jahre 1688 Kondiaonk, einen Häuptling der Huronen, dazu vermocht, sich mit ihnen gegen die Irokesen zu verbünden. Als er eben seinen Beistand versprochen hatte und gegen diese auszog, erfuhr er zu seinem Erstaunen daß die Franzosen Gesandte der Irokesen erwarteten um Frieden mit ihnen zu schließen. Ohne sich über diesen Verrath im mindesten zu beklagen legte er sich in einen Hinterhalt, tödtete einige der Gesandten als sie vorbeikamen und nahm die übrigen gefangen. Den letzteren versicherte er daß die Franzosen allein ihn zu diesem Schritte bewogen hätten und setzte, um jeden Verdacht von sich und den Seinigen abzuwenden, alle in Freiheit bis auf einen den er als Aequivalent für einen bei dem Ueberfall getödteten Huronen behalten wollte. „Geht, Brüder, sagte er zu den übrigen, ich löse eure Fesseln und sende euch in eure Heimath zurück, obgleich unsere Völker im Kriege sind. Der Gouverneur der Franzosen hat mich zu dieser schwarzen That verführt, und ich werde nicht eher ruhen bis ihr vollständige Rache an ihnen genommen habt.“ Um die Franzosen, welche die Irokesen über den wahren Hergang der Sache aufzuklären bemüht waren, desto sicherer mit diesen zu verfeinden begab er sich mit dem zurückbehaltenen Gefangenen zu einem französischen Offizier, der von den Friedensverhandlungen die angeknüpft werden sollten noch nichts wußte, bestimmte diesen den Gefangenen als Feind erschießen zu lassen und sorgte durch Boten dafür daß die Sache bei den Irokesen überall bekannt wurde. Die letzteren dadurch auf's Höchste erbittert, überfielen plötzlich die französischen Niederlassungen und verwüsteten sie mit der unerhörtesten Grausam-

* Die Official Records des General Clark (Proceedings with the ndians) sollen vieles werthvolle Material zur Beurtheilung der Begabung der ingeborenen liefern, namentlich I, 319, IV, 259.

keit. Nur ihre Unwissenheit in der Angriffskunst auf befestigt
rettete diese von gänzlicher Vernichtung.

Der Generalgouverneur von Canada de la Barre, w
Jahre 1684 in bedrängter Lage. Krankheiten waren unter
Soldaten ausgebrochen und die Irokesen standen mit den Engl
zusammen ihm feindlich gegenüber. Da berief er jene zu einer
Versammlung und suchte sie durch eine imponirende Rede einzu
tern, in welcher er ihnen Frieden versprach, wenn sie sich in
aller feindseligen Handlungen enthalten wollten, außerdem a
Krieg und mit seiner ganzen Strenge drohte. Hierauf erwide
Grangula im Namen der Irokesen, daß er geträumt haben müs
Macht gegenüber in diesem Tone zu reden; sie wüßten wohl
nicht zu ihnen gekommen wäre um die Friedenspfeife mit ih
rauchen, sondern um sie auf's Haupt zu schlagen, wenn nicht
heit in seinem Heere seine Macht geschwächt hätte; den franz
Kaufleuten hätten sie ihre Flinten, ihr Pulver und Blei nur i
abgenommen, weil sie selbst nicht damit todtgeschossen sein wol
das sei kein Raub — zum Frieden seien sie gern bereit, den Kr
ihm scheuten sie aber nicht im Geringsten. Grangula behand
Franzosen höchst freundschaftlich und bewirthete sie vor ihrem
auf das Beste. De la Barre sah sich durch seine Rede voll
geschlagen, er war durchschaut und überdieß beschämt.

8. Was man zu Gunsten der Befähigung der Indianer auc
möge, immer scheint ein wichtiger Einwurf dagegen ungelöst u
lösbar zurückzubleiben: sie haben Jahrhunderte lang das Beisp
lisirter Menschen vor Augen gehabt, sind mit diesen in die vi
Berührung getreten, und man hat die mannigfaltigsten Versu
macht sie aus dem Zustande der Rohheit zu erheben in welchem
dahin versunken waren, aber vergebens. Dürfen wir daraus
schließen daß ihre ursprüngliche geistige Begabung hinter der der
wesentlich zurücksteht? Ihre unbesiegbare Trägheit, sagt man
sie dem Mangel preis und ihr kriegerisch unbändiger Sinn ma
feste Ordnung und geregelte Entwickelung des socialen Lebens u
lich; es sind dieß constitutionelle Eigenthümlichkeiten der roth
(mit Ausnahme freilich des immer geduldigen und bis zu ä
Anstrengung fleißigen Indianerweibes) in Folge deren sie zur
sation unfähig ist.

Allerdings liegt es nahe die Ursachen ihres Verharrens auf einer tiefen Stufe der Bildung nächst der Zersplitterung dieser Völker und der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung vielmehr in der Noth und dem Elende zu suchen in das sie durch Trunk, verheerende Krankheiten und Kriege versanken welche großentheils erst von den weißen Ansiedlern über sie gebracht worden sind, in der furchtbaren und ununterbrochenen Bedrängniß überhaupt welche dadurch über sie kommen mußte, daß die letzteren sich ihrer Länder theils mit Gewalt theils mit List bemächtigten und sie hinauswarfen. Eine motivirte Antwort wird sich aber auf die Frage nur geben lassen, wenn wir die Verhältnisse der Indianer zu den eingewanderten Europäern von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart einer näheren Untersuchung unterwerfen.

Schon das große Selbstgefühl des Indianers ließ es zu keiner unbefangenen Würdigung des Guten kommen das die fremdländische Civilisation ihm hätte bringen können. Es erschien ihm als eine Albernheit der Weißen so große und dauerhafte Häuser und andere höchst mühevolle Werke herzustellen, da der Mensch doch nur so kurze Zeit zu leben hat (Lafitau I, 105 ff.). Er verachtete an ihnen daß sie beständig voll Sorgen um ihren Besitz, in einer wahren Sklaverei desselben lebten, er warf ihnen Geiz und Habsucht vor, und sein sittliches Gefühl sträubte sich gegen eine gesellschaftliche Organisation in welcher Manneskraft und persönlicher Charakter so geringe geschätzt werden, Reichthum Titel und andere Aeußerlichkeiten dagegen so überwiegend das Urtheil über den Werth der Menschen bestimmen. Die bürgerlichen Gesetze nach denen die Europäer lebten, galten ihm für schlecht, weil sie nicht einfach genug und dem oft übervortheilten gemeinen Manne unverständlich seien, weil für Geld und oft gegen die natürliche Billigkeit Recht gesprochen werde, weil schlechte Menschen große Macht zu gewinnen im Stande seien (Adair 431). Versuche wer es kann, diese Gründe tiefer Abneigung gegen die Civilisation bei dem besseren und denkenden Theile der Eingeborenen ganz zu widerlegen. Daß die Ueberzeugung von der Verkehrtheit der gesammten Lebenseinrichtung der Weißen bei vielen Indianern feststand und ihnen nahe genug lag, ergiebt sich aus unseren früheren Erörterungen über ihre moralischen Ansichten von selbst; sie sahen die ihrige als vernünftiger und glücklicher an. Nicht selten ist es daher vorgekommen daß sie be-

freundete Weiße einluden fortan mit ihnen nach Indianerweise zu leben (Hoffmann I, 161), Anerbietungen der Europäer aber, die Erziehung einiger Eingeborenen zu übernehmen um durch diese dem Volke die Keime der Civilisation einimpfen zu lassen, stets ablehnten (1744 die Irokesen, Colden II, 110).

Man darf daraus nicht schließen, wie man öfters gethan hat, daß sie der Civilisation unfähig seien, sondern nur daß sie einen entschiedenen Widerwillen gegen sie hatten, und dieser ist erklärlich und gerechtfertigt genug. Es giebt zwar einzelne seltene Fälle in denen ein Indianer in den Kreis der Civilisation gezogen wurde und eine haltbare und befriedigende Lebensstellung erlangte: der Mohikaner Occum ist als christlicher Missionär ein glänzendes Beispiel eines gebildeten Indianers (Schoolcr. V, 518), und Möllhausen (a, I, 160) erzählt von einem Chickasaw der von Kind auf mit einer Ansiedlerfamilie befreundet, später sich von seinem Stamme lossagte und als praktischer Arzt ausgebildet, die Tochter seines Wohlthäters heirathete. Der gewöhnliche Ausgang solcher Versuche ist aber der des Peter Otsaquette, welchen Lafayette in Frankreich erziehen ließ: zu den Seinigen zurückgekehrt wurde er als Lügner und Taugenichts von diesen verachtet, denn was er wußte konnten die Indianer nicht brauchen, und was sie brauchen konnten und schätzten hatte er verlernt, so daß ihm nur übrig blieb selbst wieder ein Wilder zu werden. Apaumet, ein sorgfältig in Princeton (N. Jersey) erzogener Mohikaner, fand die erworbene Bildung unnütz für sich und für Andere, und ergab sich zuletzt dem Trunke. „Ich habe keine Briefe zu schreiben und keine Rechnungen zu führen," sagte er; „die Geschichte hat mich gelehrt daß mein Volk aus Wilden besteht und daß ich selbst ein gelehrter Wilder bin, unfähig des Indianerlebens wie des civilisirten" (Schoolcr. VI, 507). M'Kenney adoptirte einen jungen Choctaw und erzog ihn gemeinsam mit seinem eigenen Sohne. Er hatte ihn bis dahin gebracht daß er Jurisprudenz studiren konnte, als der junge Indianer von seinem Bruder, der Lieutenant in der Armee der Vereinigten Staaten war, eines Tages einen Brief erhielt, in welchem ihm dieser schrieb: „Du kannst nur zwei Dinge thun: entweder alles wegwerfen was der weißen Raçe angehört und Indianer werden, oder aufhören ein Indianer zu sein und ein Weißer werden. Das Eine steht in deiner Macht, das Andere nicht. Der Weiße haßt den Indianer und wird nie dul-

den daß dieser sich ihm verbinde oder gleichstelle." Die Wahrheit dieses Gedankens verfolgte ihn von da an unausgesetzt, doch gelang es M'Kenney durch die Macht der Jugenderinnerungen und der persönlichen Anhänglichkeit das Gespenst zu bannen. Der junge Mann wurde Advocat, seine Aussichten waren glücklich, bis verschmähte Liebe den alten Zwiespalt in ihm auf's Neue wach rief: er ertränkte sich. Im Angesicht dieser Thatsachen ist wohl die Frage erlaubt, ob denn die Indianer wirklich eine so große Verblendung zeigen, wenn sie mit aller Entschiedenheit widerstreben sich in die Civilisation hineinziehen zu lassen?

Wie selbst religiöse Motive dazu beitrugen sie in diesem Widerstande zu befestigen, mag folgende Rede eines Pani-Häuptlings an den Präsidenten der Vereinigten Staaten vom Jahre 1821 zeigen. „Der große Geist", sprach er, „hat uns alle gemacht; er hat meine Haut roth gemacht und euere weiß; er hat uns auf diese Erde gesetzt und gewollt daß wir verschieden von einander leben sollten. Er hat gewollt daß die Weißen das Land bauten und von Hausthieren lebten, uns Rothhäute aber hat er dazu bestimmt die Wälder und Steppen zu durchstreifen, von wilden Thieren uns zu nähren und uns in ihre Felle zu kleiden. Er hat gewollt daß wir in den Krieg zögen um Skalps zu nehmen, Pferde zu stehlen und über unsere Feinde zu triumphiren, zu Hause aber Frieden hielten um unser Glück gegenseitig zu fördern... Ihr liebt euer Land, ihr liebt euer Volk, ihr liebt euere Lebensweise und haltet euer Volk für tapfer; ich liebe mein Land und Volk und unsere Lebensweise und halte unsere Krieger für tapfer. Laß mich also gewähren, mein Vater, laß mich meines Landes mich freuen, den Büffel und die anderen Jagdthiere verfolgen" (Morse App. 243). Diese Auffassung der Sache scheint sehr allgemein gewesen zu sein, doch erklärt sie noch nicht den glühenden Haß mit welchem gerade die einsichtsvollsten und begabtesten Indianer der späteren Zeit Alles, bis auf Anzug und Sprache herab, verfolgten und bei ihrem Volke auszurotten strebten was an die Civilisation der Weißen erinnerte. Ein historische Betrachtung ihrer Verhältnisse zu den Ansiedlern wird darüber Licht verbreiten.

Schon vor der Gründung von Plymouth, der ersten Kolonie von Neu England (1620), hatten Feindseligkeiten zwischen den Eingeborenen und Europäern stattgefunden: aus der Gegend von Cap Cod und

von anderen Punkten der Küste von Massachusetts waren (1611) Indianer weggeführt worden, die als Führer zu den Goldminen dienen sollten welche man im Lande zu finden hoffte; 1614 nahm Hunt verrätherischer Weise 27 Indianer mit um sie als Sklaven zu verkaufen; 1616 wurde die Mannschaft eines bei Cap Cod gestrandeten französischen Schiffes fast ganz niedergemetzelt, und die Wenigen welche verschont blieben, im Lande umhergeschickt und zur Schau gestellt (Drake a, 18ff., Elliott I, 70). Gleichwohl gestaltete sich das Verhältniß der Kolonisten zu den Eingeborenen anfangs friedlich und freundlich. Verheerende Krankheiten hatten an der Küste gewüthet (1618) von Penobscot bis nach Narraganset Bai hin — eine besondere Gnade Gottes, nach der Ansicht der frommen Puritaner, da für ihre eigene Ausbreitung dadurch Raum geschafft wurde (Hutchinson I, 38 note): die Indianer wagten es nicht zu hindern oder konnten es vielleicht nicht hindern daß sie festen Fuß faßten; daß das Land herrenlos gewesen sei, wie Steele (257) angiebt, ist nicht glaublich.

Die Untersuchung und Beraubung eines Grabes in welchem sie Mais fanden, scheint die erste Handlung der Kolonisten gewesen zu sein welche die Indianer erbitterte. Sie ist entschuldigt durch den Mangel den sie litten, sie bedurften des Maises zur Aussaat und erboten sich nach einiger Zeit das Geraubte zurückzuerstatten (Steele 234, Young a, 204). Das gute Einvernehmen blieb ungestört: die Kolonisten rühmten damals (1621) die Freundlichkeit, die Treue und das hülfreiche Wesen der Indianer unter denen sie sich vollkommen sicher fühlten (Young a, 232, 258). In einer Predigt Cushman's aus jener Zeit heißt es: „Man sagt die Indianer seien sehr grausam und verrätherisch in diesem Lande, wie Löwen, aber gegen uns sind sie wie Lämmer gewesen, so sanft unterwürfig und treu, daß man in Wahrheit behaupten kann, viele Christen seien nicht so freundlich und ehrlich“ (Schoolcr. II, 25 note). Mit dem mächtigsten der dortigen Häuptlinge, mit Massasoit (Massasoiet, viersilbig, Thatcher I, 117 note), dem Könige der Wampanoags, schlossen die Kolonisten ein Schutz- und Trutzbündniß, das auf Gegenseitigkeit beruhte und von diesem treu gehalten worden ist so lange er lebte (bis 1661), da er durch Winslow von einer schweren Krankheit geheilt wurde, wofür er stets aufrichtig dankbar blieb, und von den Kolonisten bei mehreren Gelegenheiten Hülfe gegen seine Feinde erhielt. Er schenkte ihnen ein

große Strecke Landes ohne Anspruch auf Vergeltung, zeigte sich oft großmüthig gegen sie und half ihnen aus der Noth (in dem harten Winter 1622 und später).

Ernstlich getrübt wurde das freundschaftliche Verhältniß zuerst durch das gesetzlose Betragen einiger Ansiedler von Weston's Kolonie in Wessagusset, welche sich gegen die Eingeborenen Betrügereien Räubereien und Willkürlichkeiten aller Art erlaubten, da sie selbst unordentlich lebten und Mangel litten. Da nun die Nachricht von dem Verrathe nach Massachusetts kam, den die Indianer in Virginien gegen die dortigen Ansiedler ausgeführt hatten (1622), fürchtete man in Neu England eine ähnliche Verschwörung der Eingeborenen, kam ihr durch einen Ueberfall zuvor und strafte sie, wie späterhin in vielen Fällen, für den Verdacht den man gegen sie hegte, weil man sich des Unrechtes bewußt war das sie zu leiden gehabt hatten (Elliott I, 95). Hiervon abgesehen, hatten sich indessen die Indianer in der frühesten Zeit über die Behandlung wenig zu beklagen welche sie von den Kolonisten erfuhren: das Land das diese sich aneigneten, wurde durch Kauf von ihnen erworben (Young a, 259), die Indianer leisteten und erhielten Hülfe, ihre Klagen wurden gehört, und wenn sie gegründet waren, wurde ihnen ihr Recht auch vor Gericht beim Gouverneur von Boston (Drake a, 108, 112, 130, Young 159, 176). Das dissolute Leben und die Betrügereien Einzelner (ebend. 83) führten wenigstens zu keinen allgemeineren Streitigkeiten. So lange die Kolonieen schwach und hülfsbedürftig waren, schonten sie die Indianer: die Klugheit gebot Maaß zu halten und Billigkeit zu üben, daher blieb der Friede ungestört.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse mit dem Pequot-Kriege. Capt. Stone war 1633 zur Rache für begangenen Menschenraub (Thatcher I, 254, vgl. Potter 176) und drei Jahre später, es ist unbekannt auf welche Veranlassung hin, Capt. Oldham durch Pequots* ermordet worden. Ob und in wie weit diese Thaten provocirt waren, blieb außer Frage. Die Kolonie von Connecticut schien durch die feindlich gesinnten Pequot bedroht: man schlug daher ganz nach Indianerweise das summarische Verfahren ein, Block Island und

* Oldham scheint durch Indianer von Long Island umgebracht worden zu sein, welche dann zu den Pequot flohen und bei diesen Schutz fanden (Thatcher I, 256).

das Land der Pequot zu verwüsten, schloß hierauf ein Bündniß mit den Narraganſets unter Canonicus und Miantonimo, welche die Pequots sogleich angriffen, und hierauf ein zweites mit den Mohikans unter Uncas. Die Pequots wurden unvermuthet überfallen und deren 6 bis 700 niedergemacht. Hiermit noch nicht zufrieden machte man Jagd auf die Fliehenden bis sie sämmtlich vernichtet, zerstreut oder gefangen waren, und erntete endlich als Frucht dieser Grausamkeit den Besitz von Block Island und des Landes der Pequot (Ausführliches bei Drake a, 164 ff.). Nach dem Schlusse des Krieges wurden die Gefangenen unter die Kolonisten, die Mohikan und Narraganset vertheilt und die Behörden von Massachusetts verkauften 15 Knaben und 2 Weiber als Sklaven (Elliott I, 257). In dem sogleich zu erwähnenden Kriege König Philip's traf dieses Schicksal die Indianer hundertweise, oft auch solche die sich auf bessere Bedingungen ergeben hatten (Easton 22 ff., Church 52, Potter 94 u. A.). Dasselbe geschah in großem Maaßstabe in Carolina, von wo viele Indianer als Sklaven nach Westindien geführt wurden (Schoolcr. VI, 180 nach Hewitt), und aus einem pennsylvanischen Gesetze vom Jahre 1705 das den Sklavenverkauf verbot, müssen wir schließen daß es auch dort gewöhnlich war (Gordon 555). Sehr ausgebreitet war namentlich der Sklavenfang der Spanier im Süden, welche die Apachen erst dadurch zu der unversöhnlichen Erbitterung gegen die Weißen getrieben haben sollen durch die sie sich auszeichnen (Pike II, 95).

Nach dem Pequot-Kriege, den nur Trumbull (I, 60 ff.) als einen gerechten darzustellen versucht hat, wußten die Indianer von Neu England was sie von den Weißen zu erwarten hatten, wenn sie feindlich gegen sie auftraten. Die letzteren waren seit dieser Zeit häufig der angreifende Theil, stellten die Eingeborenen, selbst ihre Bundesgenossen vor ihr eigenes Gericht, sobald diese ihnen gefährlich wurden oder auch nur gefährlich schienen und behandelten sie willkürlich, da sie sich von jetzt an stark genug dazu fühlten. Es ist ihnen niemals eingefallen die Indianer als gleichberechtigt anzusehen: die Heiden galten ihnen als Kinder des Teufels. Die frommen Puritaner, deren religiöse Richtung durch die erbitterten Verfolgungen der Quäker und die Hexenverbrennungen charakterisirt ist die sie vornahmen, hielten Lobgesänge und Dankgebete wenn die Indianer massenweise zu Grunde gingen, sahen jeden Gräuel der Christen gegen sie als eine That Gottes an

vgl. das bei Talvj 280 Erzählte, über ihre Sitten ebend. 299ff.)
nd jedes Mißlingen eines ihrer Streiche als göttliche Ungnade. Sie
trachteten sich als die alleinigen rechtmäßigen Herren des Landes das
e englische Krone ihnen verliehen hatte, erklärten die ihnen feindlichen
ndianer für „Rebellen", forderten ihnen die Waffen ab sobald ihr
benehmen Mißtrauen erregte, stellten sie vor Gericht oder bekriegten
ie, ganz nur wie es ihr eigener Vortheil verlangte. Sie schlossen
Verträge durch Einschüchterung, legten sie völlig willkürlich aus und
hielten sie nur so weit es ihnen nützlich schien, unterhandelten mit
dem dessen Hülfe sie bedurften oder dessen Feindschaft sie fürchteten und
gaben ihn dann wieder preis. Allerdings giebt es schon aus dem
Jahre 1621 eine Urkunde in welcher sich mehrere Häuptlinge als Unterthanen der englischen Krone bekennen (Young a, 232 note). Auf
solche und ähnliche Documente, deren Bedeutung und Tragweite die
Indianer sicherlich gar nicht oder falsch verstanden, wie Potter an
vielen Beispielen zeigt, gründete man den Anspruch die Indianer der
Jurisdiction der Kolonieen zu unterwerfen, und obwohl nach dem
Rechte der Eingeborenen nur der oberste Häuptling oder anderwärts
der souveräne Rath des Volkes Land verkaufen konnte, so wurden diese
Käufe doch oft genug mit Einzelnen geschlossen die dazu nicht berechtigt waren, oft wurden auch diese in der gröbsten Weise dabei betrogen,
und selbst wo der Kauf in rechtlicher und ehrlicher Weise geschah, ist es
häufig zweifelhaft ob die Indianer ihn so verstanden, daß sie von da
an jeden Anspruch auf das Land rein und vollständig aufzugeben bereit seien. Daß sich die Indianer bald durch Diebstähle bald durch
Verräthereien zu rächen und schadlos zu halten suchten, ist ebensowenig zu verwundern, als daß sie nicht im Stande waren der Politik der
Weißen, die Völker gegeneinander zu hetzen und einzeln zu vernichten,
auf die Dauer zu widerstehen. Roger Williams hat seit 1635
ununterbrochen 40 Jahre lang unter den Indianern gelebt, hoch geehrt und geachtet von ihnen, selbst während der erbitterten Kriege derselben mit den Weißen: sein Beispiel zeigt daß sie Freund und Feind
wohl zu unterscheiden wußten und daß es für Menschen die es ehrlich
mit ihnen meinten und ihnen aufrichtig wohlwollten, nicht unmöglich
war in einem dauernden freundlichen Verkehr mit ihnen zu bleiben.

Unter den Bundesgenossen der Kolonisten herrschte heftige Feindschaft. Uncas, aus der königlichen Familie der Pequot stammend,

hatte sich gegen Sassacus, den obersten Sachem dieses Volkes, empört und war für seine Hülfe im Pequot-Kriege durch Land und Gefangene reich belohnt worden. Als ein Mann ohne jede Spur von edlem Stolze, stets bereitwillig zu Landverkäufen, immer fügsam und ergeben, selbst eine gewisse Neigung zum Christenthum heuchelnd, war er ganz ein Bundesgenosse wie man ihn brauchen konnte. Seine Betrügereien, Unterschlagungen, Verräthereien und Angriffe sogar gegen einzelne Weiße sah man ihm nach und sprach ihn stets frei von allen Anklagen, oder verurtheilte ihn höchstens einmal in eine unbedeutende Geldstrafe und begnügte sich ihn für erwiesene Schlechtigkeiten zu tadeln (Trumbull I, 28, 186, Thatcher I, 266, 270, 277, 280ff.; völlig verkehrt und parteiisch urtheilt Schoolcraft VI, 111 über ihn). Diesem Manne wurde der andere Bundesgenosse Miantonimo (Miantonomo, Meantinomy) geopfert, welcher mit Canonicus, dessen jüngster Brudersohn er war, zugleich an der Spitze der Narraganset stand (Potter 4 nach Roger Williams). Auf das Gerücht einer allgemeinen Indianerverschwörung hin citirte man ihn 1642 nach Boston und ließ seinen Leuten die Waffen abnehmen. Er rechtfertigte sich vollständig und verlangte Bestrafung der Verleumder, insbesondere des Uncas als des Urhebers der Intrigue: der Gouverneur befand sich in großer Verlegenheit. Dieß hinderte nicht Miantonimo 1643 zum zweiten Male vor Gericht zu stellen. Ein paar untergeordnete Häuptlinge waren von ihm abgefallen, widersetzten sich einem Landverkaufe den er geschlossen hatte und unterwarfen sich der Oberhoheit von Massachusetts: Miantonimo sollte vor dem englischen Gerichte beweisen daß ihm die Obergewalt über jene zukomme! (Hutchinson I, 108ff., Drake a, 264ff., Thatcher I, 191ff.). In Folge einer Kriegslist fiel er bald darauf in Uncas' Hand, der den Kolonialbehörden die Entscheidung überließ. Diese gaben ihn seiner Willkür preis, nur unter der Bedingung daß er ihn mit sich nehme und „in seinem eigenen Lande" über ihn verfüge. Dieses Urtheil über einen der größten und edelsten Häuptlinge von denen die Geschichte Neu-Englands zu erzählen weiß, über einen früheren Wohlthäter und Bundesgenossen der Kolonieen, gründete sich formell auf einen Vertrag vom Jahre 1638, welcher bestimmte daß die Streitigkeiten zwischen Miantonimo und Uncas dem Richterspruche der Weißen unterworfen werden sollten (Potter 177), die schmachvolle Ungerechtigkeit desselben

wurde jedoch schon damals von mehreren gefühlt und eingestanden. Uncas fraß ein Stück von dem Fleische seines Feindes und rühmte dessen Süßigkeit, Gov. Winthrop aber schickte an Canonicus, der sich zu aller Zeit treu und hülfreich gegen die Kolonisten bewiesen hatte und auch in Zukunft bewies (vgl. Potter 47), ließ ihm seine „Verrätherei“ vorhalten und demonstriren, daß jener Todtschlag des Miantonimo für den allgemeinen Frieden und zum Besten der Narragansets selbst nöthig gewesen sei (Trumbull I, 136).

Die zweifelnde Hoffnung welche Canonicus bei seinem Tode (1647) ausgesprochen hatte daß die Kolonisten einst noch seinem Volke das Gute vergelten würden das er ihnen gethan hätte, ging nicht in Erfüllung. 1653 wurde den Narragansets wiederum der Krieg erklärt auf ein ungegründetes Gerücht hin daß sie sich mit den Holländern verschworen hätten (Drake a, 333 ff.). Man fürchtete nämlich damals den Häuptling Ninigrate und wollte ihn vor Gericht stellen wegen seines Zuges gegen die Indianer von Long Island; dieser aber antwortete, die letzteren hätten ihm den Sohn eines Sachem und 60 seiner Leute getödtet, und die Engländer würden ihn auch nicht erst um Erlaubniß zum Kriege fragen, wenn der Sohn ihres Governors von Fremden umgebracht worden wäre (Trumbull I, 230, Hutchinson I, 171, Thatcher I, 231 ff.).

Auf Massasoit war sein Sohn Wamsutta, auch Alexander genannt, als König der Wampanoags gefolgt. Da man ihn im Verdacht von Feindseligkeiten hatte, wurde er nach Plymouth beschieden, und als er nicht erschien, ließ man ihn durch eine bewaffnete Truppe fangen und einbringen. Er starb auf dem Wege an einem Fieber, man glaubt in Folge des Aergers und des Ingrimms über dieses Verfahren (Drake a, 365, Hutchinson I, 252 note). Sein Bruder Metacom* (Metacomet, Pometakom), gewöhnlich König Philip genannt, trat an seine Stelle. Er wurde feindseliger Pläne gegen die Kolonieen überwiesen und war ihrer geständig (1670, Hutchinson I, 255). Sassamon, einer seiner Vertrauten, verrieth seine Geheimnisse an die Weißen und wurde dafür, ohne Zweifel auf Philip's Befehl, von drei Pokanokets umgebracht, welche das Gericht von Plymouth dafür zum Tode verurtheilte, während es sonst den Kolonialbehörden nie einfiel Indianer

* Nach Andern war Metacom nicht Sohn, sondern Enkel Massasoit's (Drake zu Church p. XIII).

wegen eines Mordes an anderen Indianern zu strafen (Easton 5, Elliott I, 341). Die Erbitterung stieg beiderseits auf das Höchste, zumal da die Weißen fort und fort den Verträgen zuwider die Ländereien der Eingeborenen occupirten. Philip warf den Kolonisten vor daß sie von den Indianern in früherer Zeit immer nur Wohlthaten empfangen, diese aber mit Bösem vergolten hätten, daß sie vor ihren Gerichten nicht 20 ehrliche Indianer als Zeugen einer Uebelthat zuließen, während ihnen ein einziger Schurke als Zeuge in ihrem eigenen Interesse genüge, daß sie durch den Branntweinhandel Unglück anrichteten und ihr Land an sich rissen (Easton 12). Philip suchte und fand Bundesgenossen. Man fürchtete daß die Narragansets sich auf seine Seite schlagen würden und griff sie an um sie zum Frieden zu zwingen, obwohl dieß in Rhode Island selbst als ungerecht und unvortheilhaft angesehen wurde (Potter 93); man sprach wieder von einer allgemeinen Indianerverschwörung, die Räubereien und Gewaltthätigkeiten einzelner Kolonisten ließen eine summarische Rache von Seiten der Eingeborenen befürchten, doch ist es zweifelhaft, ob etwas dieser Art im Werke war (Belknap I, 107 ff., 115). Wider Philips Willen brach vorzeitig der Krieg aus (1675), durch welchen außer den Narragansets die Wampanoags und Nipmucks zu Grunde gingen. Von beiden Seiten fehlte es während desselben nicht an Verräthereien und Grausamkeiten (Talvj 572 ff.). Viele Kolonisten sollen um diese Zeit dafür gewesen sein die Indianer gänzlich auszurotten ohne Unterschied (Hutchinson I, 269 note); doch wird versichert daß „damals und später die Engländer viele Zweifel darüber hatten ob es sich mit dem Christenthum und der Menschheit vertrage die Feinde lebendig zu verbrennen" (Trumbull 358 note). Die Indianer glaubten daß es auf ihre gänzliche Vertilgung abgesehen sei, und es fielen daher fast sämmtliche Bundesgenossen von den Kolonisten ab, doch wußten diese 1677 die Mohawks für sich zu gewinnen (Belknap I, 125). Philip selbst zeigte sich in diesem Kriege als arglistig und ränkevoll (vgl. Drake zu Church 68, 73), indessen fehlten (nach Thatcher's Darstellung) in seinem Charakter auch feinere Züge der Dankbarkeit, Pietät und selbst des Zartgefühles nicht. Auf Seiten der Engländer war Oberst Church der hervorragendste Held, gleich ausgezeichnet durch Kühnheit und Menschlichkeit; er ließ den durch Verrath von Indianerhand gefallenen König Philip viertheilen und schickte sei-

n Kopf nach Plymouth. Viele der Gefangenen denen er das Leben schenkt hatte, wurden nachträglich von den Gerichten zum Tode ver-rtheilt (Church 146). Die Kolonisten blieben Sieger, doch mußten h diejenigen von ihnen welche auf ihre Besitzungen zurückkehrten, n Frieden (1678) zu einer jährlichen Abgabe in Mais an die India-er als „die Herren des Bodens" verpflichten (Belknap I, 129).

Wir verlassen für jetzt Neu England um die früheste Entwickelung der Verhältnisse zwischen Kolonisten und Eingeborenen weiter im Sü-den zu verfolgen. Hudson hatte (1609) die Indianer an dem nach ihm benannten Flusse dem Handel überall sehr geneigt gefunden und meist, wenn auch nicht durchgängig, mit ihnen in freundlichem Ver-kehr gestanden. Kurz darauf ließen sich die Holländer an der Mün-dung des Flusses fest nieder und kauften später den Eingeborenen die Manhattan-Insel ab (1626). Der Handel welcher anfangs ganz freigegeben war, führte durch die Gewissenlosigkeit und Unvorsichtig-keit Einzelner manche Gefahr für den Frieden herbei, doch blieb dieser erhalten, bis 1640 ein angeblicher Schweinediebstahl, der sich später als unwahr auswies, ernste Feindseligkeiten veranlaßte (Valentine 40ff.). Die Ermordung eines Holländers durch einen Indianer — nach Einigen ein Act 20 Jahre lang aufgeschobener Rache, nach An-dern die That eines Betrunkenen — mußten die Eingeborenen, welche damals ohnehin durch die Mohawk hart bedrängt waren, durch eine Reihe von Ueberfällen büßen, in welchen selbst ihre Weiber und Kinder schonungslos niedergemacht wurden (ebend. und Trumbull I, 138). Der 1644 geschlossene Friede war unsicher und von kurzer Dauer. Die Willkürlichkeiten und Gewaltthaten Einzelner unterhielten die Feindschaft: der äußerst gefährliche Angriff auf Neu Amsterdam im Jahre 1655 geschah aus Rache dafür, daß eine Indianerin die einem Holländer Pfirsiche stahl, von diesem erschossen worden war (Valen-tine 60). Noch vor der definitiven Uebergabe der holländischen Ko-lonie an die Engländer (1674) waren dort allerdings weise Gesetze gegeben worden: alle Länderkäufe Einzelner ohne die Beglaubigung des Gouverneurs sollten nichtig sein; die Kolonisten sollten ihr Vieh von den Feldern der Eingeborenen fern halten und ihnen auf alle Weise bei der Einzäunung derselben behülflich sein; es sollte den letz-teren unentgeltlich Recht gesprochen und Schadenersatz geleistet, Waf-fen Kriegsmaterial und geistige Getränke aber ihnen ohne besondere

Ermächtigung des Gouverneurs nicht zugeführt werden (1664 f. Collect. N. Y. H. S. I, 354). Hier wie anderwärts sind Gesetze dieser Art den Indianern nur wenig zu Gute gekommen. Fast überall (Virginien, Maryland, Bozman 297) bedurfte es besonderer Erlaubnißscheine für die Händler, aber dieß hinderte weder den ungesetzlichen Handel noch die Betrügereien derer die ihn trieben. Auch das Vordringen der Ansiedler in das Land der Indianer und die damit verbundene Beschädigung der Personen und des Eigenthums wurden durch Gesetze nirgends aufgehalten, und die Behörden selbst haben wohl, wo die Kolonisten stark genug waren ihre Ansprüche zu vertheidigen, kaum irgendwo den ernsten Willen gehabt die gesetzlichen Bestimmungen aufrecht zu halten.

Ein ebenso seltenes als erfreuliches Beispiel billiger Behandlung der Indianer gab W. Penn. Er erwarb sein Land von den Delawaren durch Kauf (1682) und wurde in dessen Besitz von ihnen niemals gestört. Alle Streitigkeiten mit den Weißen sollten nach seiner Anordnung durch ein Geschorenengericht entschieden werden, das zur Hälfte aus Indianern bestände; diese sollten wirklich den Kolonisten gleichberechtigt sein. Penn wurde um seiner Billigkeit willen von den Eingeborenen wie ein Vater geliebt und geehrt und erst 3 Jahre nach seinem Tode und 40 Jahre nach seiner Ankunft in Pennsylvanien (1721) wurde dort der erste Indianer von einem Weißen getödtet (Memoirs H. S. Penns. III, 2, 159): es läßt sich daher schwer bestreiten daß die Kolonisten mit diesen recht wohl hätten in Frieden leben können, wenn sie von einer ähnlichen Gesinnung beseelt gewesen wären wie die Quäker, welche mit ihnen stets im besten Einvernehmen standen. Wie die Indianer sich gegen diese betrugen, mag folgendes Beispiel zeigen.

Zwei Kinder aus einer Quäkerfamilie in Pennsylvanien von 9—10 Jahren gingen eines Tages in den Wald um das Vieh ihrer Eltern zu suchen das sich verlaufen hatte. Ein Indianer der ihnen begegnete, rieth ihnen nach Hause zurückzukehren, da sie sich leicht verirren könnten. Nach einiger Zeit folgten sie seinem Rathe, konnten aber erst in der Nacht ihre Wohnung wieder erreichen, und fanden dort den Indianer der sie erwartete und sich überzeugen wollte daß ihnen nichts zugestoßen sei. Als die Eltern verreisten, nahmen sich die Indianer der Kinder an und kamen täglich in ihr Haus um zu sehen wie es ihnen gehe (Proud, Hist. of Pensylv. I, 223).

Wahrscheinlich ist es dieser wohlwollenden Behandlung von Seiten r Weißen hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich noch 22 Jahre lang ch der ersten Besiedelung des mittleren Potomac und bis zum Ausuche des französischen Krieges gegen die englischen Koloníeen (1754), e Indianer dieser Gegenden durchaus freundlich und ehrlich bewiesn: selten stahlen sie etwas, und die Häuptlinge, welche dieß streng rasten, sorgten stets für die Zurückgabe des Entwendeten (Kercheval 74).

Weiter im Süden an der Küste von Carolina fand Verazzani (1524, Collect. N. Y. H. S. I, 50 ff.) und später Sir W. Raleigh (1584) bei dem Häuptling Granganimo auf Roanoke Island die freundlichste Aufnahme. Die Entwendung einer silbernen Schale von Seiten der Eingeborenen wurde von Grenneville mit der Verbrennung eines Indianerdorfes gestraft und mit einem Ueberfall gegen die Indianer die sich zu einem Feste versammelt hatten. Die zurückgelassenen Kolonisten wurden von den Eingeborenen angegriffen und zerstreut. White der sie 1587 wieder aufzusuchen kam, beschloß sie zu rächen. Der von ihm zu diesem Zwecke ausgeschickte Capt. Stafford erzählt selbst: „Wir kamen zu dem Dorfe der Indianer, wo wir sie an ihrem Feuer sitzen sahen, und griffen sie an. Die Elenden flohen erschrocken in's Dickicht, wo einer todgeschossen wurde, und wir glaubten nun vollständig gerächt zu sein, aber wir hatten uns geirrt, denn jene Leute waren befreundete Indianer die gekommen waren ihre Feldfrüchte zu ernten. So getäuscht, bemächtigten wir uns des Getreides das wir reif fanden, ließen das übrige stehen und nahmen Menatonon, den obersten Häuptling, nebst seiner Familie mit uns fort" (Drake). So verfuhr man mit befreundeten Eingeborenen! Fernere Gewaltthätigkeiten riefen eine Verschwörung gegen die fremden Eindringlinge hervor, die jedoch verrathen wurde und die Häuptlinge der Eingeborenen selbst in's Verderben stürzte (Williamson I, 31, 39 ff.). Die ersten Niederlassungen mußten in Folge dieser Feindseligkeiten nach kurzer Zeit wieder aufgegeben werden, und die nachtheilige Wirkung derselben scheint sich auf die Kolonieen welche zwanzig Jahre später in Virginien gegründet wurden, erstreckt zu haben. Die Eingeborenen am Paturent (Maryland) kamen allerdings den Weißen auf's Freundlichste entgegen und die Anwohner des Susquehannah behandelten sie mit der größten Ehrerbietung und sahen

sie als höhere Wesen an (Strachey 39 f.). Anders aber scheint von Anfang an König Powhatan über sie gedacht zu haben, der die Kolonisten — Jamestown war ihre erste Niederlassung in Virginien und 1607 gegründet — scharf überwachte und stets mit List Feinheit und Argwohn behandelte. Indessen duldete er sie nicht nur, sondern ließ auch zu daß seine Tochter Pokahontas sie vom Hungertode rettete (Schoolcr. II, 29 nach Capt. Smith's eigenem Briefe an die Königin Anna), nachdem er vorher schon einmal auf ihre Fürsprache dem Manne das Leben geschenkt hatte, ohne welchen die Ansiedler rettungslos zu Grunde gegangen sein würden.

Eingeborene zu rauben, besonders auch sie zu pressen um an ihnen Führer zu gewinnen in einem unbekannten Lande, war damals ein ganz gewöhnliches Verfahren (vgl. Drake zu Church 287). Es geschah auch hier, denn die Engländer waren gekommen um Gold zu suchen. Sie occupirten das Land der Indianer, einiges kauften sie, anderes gewannen sie durch Betrug. Diese geriethen in Noth und dürsteten nach Rache, da sie bald einsehen mußten daß der friedliche Verkehr mit den Weißen ihnen noch verderblicher war als ein Krieg. Sehr unrichtig stellt Schoolcraft (vol. VI) die Sache dar, indem er die große Verschwörung, die nach Powhatan's Tode 1618 von Opechanganough organisirt und vier Jahre lang geheim gehalten wurde, nur von der Perfidie der Indianer herleitet, wie er überhaupt die Ansiedler von aller Schuld an den Feindseligkeiten mit ihnen freisprechen möchte, um den Untergang der rothen Raçe aus einem Widerwillen und einer Feindschaft gegen die Civilisation als solche zu erklären, die sich jedoch nirgends bei ihr nachweisen lassen. Der verrätherische Ueberfall in Virginien (1622), welcher durch eine lange Reihe von Feindseligkeiten auf beiden Seiten vorbereitet war, kostete 347 Männern Weibern und Kindern das Leben. Nur Jamestown selbst und die nächste Umgebung wurden gerettet, da hier ein Indianer das Complott entdeckt hatte. Die Kolonisten vergalten Gleiches mit Gleichem: sie schlossen Frieden und fielen kurz darauf in ebenso verrätherischer Weise über die Eingeborenen her. Mehrere kleinere Völker wurden von ihnen gänzlich ausgerottet. Einem zweiten Angriffe Opechanganough's fielen gegen 500 (nach anderen Angaben 300) Weiße zum Opfer (1641), in dem darauf folgenden Kriege aber wurde jener gefangen und die Macht der Indianer so vollständig

ebrochen, daß die Herrschaft der Fremden seit dieser Zeit unbestritten blieb.

In Süd Carolina, erzählt Lawson (4), stehen die Indianer gänzlich unter der Botmäßigkeit der Kolonisten (1700): läßt sich einer von ihnen ein Vergehen zu Schulden kommen, so holt man ihn herbei und bestraft ihn mit dem Tode oder auf andere Weise, je nach Befinden. Die erste Niederlassung in jenem Lande am Cap Fair Fluß, setzt er weiter hinzu (p. 73), würde den schönsten Aufschwung genommen haben, wenn nicht die Ansiedler durch Entführung von Kindern und andere Schlechtigkeiten, die Feindschaft der Eingeborenen herausgefordert hätten. Das Verhältniß zwischen beiden war kein freundliches; doch kam es zu keinen allgemeineren Kriegen vor dem Anfang des 18. Jahrh., weil die Kolonisten ohne Schutz von Seiten der Regierung des Mutterlandes, sich anfangs ohnmächtig fühlten, das Land den Indianern abkauften und mit ihnen Frieden zu halten bemüht waren (Williamson I, 161, 187). Später führten Landvermessungen und unrechtmäßiges Eindringen der Kolonisten in das Indianergebiet (ebend. 189 ff., 284) zu Streitigkeiten: die Tuscarora fielen im Bunde mit einigen kleineren Völkern mordend über die Niederlassungen südlich von Albemarle Sund her (1712), doch diese vertheidigten sich mit Hülfe der Cherokee Creek und Catawba so glücklich, daß die ersteren nach Norden auszuweichen genöthigt waren. Daß die Weißen die Hauptschuld an diesen Indianerkriegen hatten und die Eingebörenen überhaupt weit schlechter behandelten als sie von ihnen behandelt wurden, versichert Lawson (235 f.) bestimmt.

Die Floridavölker hatten schon früh von den Spaniern zu leiden. Die Entdeckungs- und Plünderungszüge des Ponce de Leon (1512), des Vazquez de Aillon (1520, vgl. Navarrete III, 45, 70), des Narvaez machten den Anfang. Cabeza de Vaca und seine unglücklichen Gefährten, der Rest von Narvaez' mißlungener Expedition, wurden nackt an die Küste geworfen (1528). Die mitleidigen Eingeborenen weinten mit ihnen über das erlittene Unglück, machten unterwegs viele Feuer an um sie zu wärmen und nahmen sie mit nach Hause um sie zu pflegen (Cabeza de V. 527). Später freilich wurden sie anderwärts zu Sklaven gemacht und erfuhren eine sehr üble Behandlung. Es folgte 10 Jahre später der berühmte Zug Hernando de Soto's, der überall Feindseligkeit und Erbitterung bei den India-

nern hervorrief, da er nur auf Erpressung von Schätzen gerichtet war und jene allerwärts der rücksichtslosesten Willkür roher Soldaten preisgab. Seine Wirkungen waren um so schädlicher über ein je größeres Ländergebiet er sich erstreckte, von Florida im Osten bis weit über den Mississippi hinüber.

Nach den Spaniern kamen die Franzosen unter Ribault (1562) nach Florida. Sie fanden die Eingeborenen freundlich und milde und wurden von ihnen auf das Bereitwilligste unterstützt, theils mit Lebensmitteln, theils mit Arbeit beim Hausbau und Schiffbau. Da sie eifrig nach Gold suchten und Festungen errichteten, entstand zwar Uneinigkeit, doch kam es zu ernsten Feindseligkeiten erst als sie sich gröbere Gewaltthätigkeiten erlaubten, und der Hunger sie zu einem Ueberfall gegen die Eingeborenen trieb (Laudonnière 152 und sonst, Charlevoix). 1565 kamen die Engländer unter Hawkins nach Florida und die Spanier auf's Neue unter Menendez, doch blieben die Fremden um diese Zeit noch zu ohnmächtig als daß sie auf die Indianer einen solchen Druck hätten ausüben können wie dieß im 18. Jahrh. geschah, da diese sich zwischen jene einander feindlichen europäischen Völker eingeklemmt fanden. Im J. 1703 führten die Engländer die Alibamons und einige andere verbündete Völker zum Angriff auf die Spanier von S. Augustine an (Journal hist. 77); diese aber rächten sich durch die Intriguen, denen die Verschwörung der Yamassee (1715) hauptsächlich ihren Ursprung verdankte (J. L. Thomson 50): sie kostete mehr als 800 Engländern das Leben (Journal hist. 119). Spanier und Franzosen waren bis dahin miteinander befreundet gewesen, seit 1719 aber begannen die Feindseligkeiten auch unter diesen, und die Eingeborenen waren es immer vorzugsweise, welche darunter zu leiden hatten. Oglethorpe gründete 1732 seine Kolonie in Georgia und machte von hieraus wiederholte Angriffe auf das spanische Florida. Während die Indianer von der einen Seite hierunter litten, suchten auf der anderen die Franzosen durch Emissäre seit 1736 die Cherokee in ihr Interesse zu ziehen und reizten sie gegen die Engländer, welche für begangene Verbrechen und Gewaltthaten den Eingeborenen jede Genugthuung versagten: daraus entsprangen die lange fortgesetzten Feindseligkeiten der Cherokee gegen die englischen Kolonieen, während die Muskoge lange Zeit hindurch die kluge Politik befolgten neutral zu bleiben und den Fran-

ſen ſich gleich freundlich zu zeigen wie den Engländern (Adair 40, 260).

Eines der hervorſtechendſten Ereigniſſe in der älteren Geſchichte der üdlichen Kolonieen iſt das Natchez-Maſſacre vom 28. Nov. 1729. Die Franzoſen hatten ſich im Lande des genannten Volkes niedergelaſſen und dieſes durch Tribut Frohnen und Bedrückungen aller Art gegen ſich aufgebracht. Unter dem Gouverneur Chopart ſtieg die Bedrängniß auf's Höchſte. 1716 ermordeten die Natchez mehrere Franzoſen und begannen 6 Jahre ſpäter neue Feindſeligkeiten (Journal hist. 123, 343). Endlich kam es zu einer allgemeinen Verſchwörung, welche die gänzliche Vertilgung der Fremden bezweckte. Ein Weib das ſie verrieth, fand keinen Glauben. Verfrühter Ausbruch allein rettete vielen Franzoſen das Leben, die Natchez aber wurden bald darauf mit Hülfe der Choctaw geſchlagen und zwei Jahre ſpäter vollkommen zu Grunde gerichtet, viele nach S. Domingo deportirt, die anderen niedergemacht oder zerſtreut. Ihrer Vernichtung folgten (1736) die Kämpfe der Franzoſen gegen die Chickaſaw, welche ſtets auf Seiten der Engländer ſtanden, während die Choctaw jenen anhingen (Adair 353, Bossu I, 55, II, 87 u.A.).

Ein Blick auf die angeführten Thatſachen, von denen nur wenige ſich bezweifeln oder in einem milderen Lichte darſtellen laſſen, lehrt daß die feindſelige Stellung welche die Indianer allerwärts zu den Weißen angenommen haben, ganz überwiegend durch die letzteren verſchuldet war, denn die Haupturſachen der Verfeindung lagen in der unbefugten Occupation des Indianerlandes (den encroachments), in den Betrügereien Bedrückungen und Gewaltthaten, die ſich einzelne geſetzloſe Europäer und nicht ſelten auch die Kolonialbehörden ſelbſt erlaubten, nächſtdem in dem Umſtande daß die Eingeborenen zwiſchen feindliche weiße Völker eingeſchloſſen und in deren Kriege untereinander hineingezogen wurden. Daß es bei gehöriger Vorſicht und Ehrlichkeit, bei aufrichtig gutem Willen und kräftigem Schutze der Indianer gegen Uebelthaten von Seiten der Koloniſten durch deren eigene Regierung, unmöglich geweſen wäre mit den Eingeborenen in Frieden zu leben, läßt ſich durchaus nicht behaupten. Es wird ſich zeigen daß man in der ſpäteren Zeit, weit entfernt etwas von dem begangenen Unrecht wieder gut zu machen, fortgefahren hat es zu vergrößern.

In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. war im Norden und in

der ersten des 18ten auch im Süden die Erbitterung der Indianer bereits allgemein: dieß muß man vor Allem im Gedächtniß behalten wenn man ihr späteres Verhalten nicht unbillig beurtheilen will. Dieß zeigt sich deutlich an ihrem Verfahren im Kriege gegen die Weißen in jener Zeit, das von Belknap (I, 225) folgendermaßen geschildert wird.

„Die Indianer ließen sich selten oder nie sehen ehe sie den Angriff machten. Sie zeigten sich nicht im offenen Felde, sondern machten ihre Ueberfälle, meist in den Morgenstunden sich hinter die Büsche verbergend in der Nähe der Waldpfade oder hinter den Hecken in der Nähe der Häuser. Ihr Versteck verrieth sich nur durch die von ihnen abgefeuerten Schüsse, die nur schwach waren, da sie das Pulver sparten und nur in möglichster Nähe schossen. Selten griffen sie ein Haus an ohne die Gewißheit nur geringen Widerstand zu finden, und man hat in Erfahrung gebracht daß sie oft Tage lang im Hinterhalt lagen die Bewegungen der Leute belauernd ohne sich hervorzuwagen. Verkleidet in erbeutete Kleider schlich sich öfters einer Abends in die Straßen von Portsmouth und sah durch die Fenster der Häuser um zu lauschen und zu horchen.

Ihre Grausamkeit traf hauptsächlich Kinder Alte und Schwache oder Wohlbeleibte welche die Anstrengung der Reise durch die Wildniß nicht ertragen konnten. Wenn sie ein hochschwangeres Weib fingen stachen sie ihr die Messer in den Leib. Wurde ein Kind lästig, so stießen sie ihm den Kopf ein am nächsten Baum oder Stein. Bisweilen um die unglückliche Mutter zu quälen, peitschten und schlugen sie das Kind fast zu Tode oder hielten es unter Wasser bis ihm fast der Athem ausging und warfen es dann der Mutter zu damit sie es beruhige. Vermochte sie dieß nicht, so wurde es mit der Axt auf den Kopf geschlagen. Ein Gefangener der vor Müdigkeit seine Last nicht weiter schleppen konnte, hatte oft dasselbe Schicksal. Wer widerspänstig war oder mitschuldig an dem Tode eines Indianers oder einem solchen verwandt, der wurde langsam gemartert, meist am Pfahle, während die übrigen Gefangenen seinen Qualen zusehen mußten.* Bisweil

* Größere Schonung der Gefangenen fand in dem Kriege statt der mit der Eroberung von Canada endigte, 1754—62, da die Indianer für sie ein gutes Lösegeld erhielten (Belknap II, 222). Nur die Huronen haben in den späteren Kriegen das Quälen der Gefangenen unterlassen (Doddridge bei Kercheval 322).

wurde ein Feuer angezündet und eine Drohung gegen einen oder meh-
rere ausgesprochen, obgleich man nicht die Absicht hatte sie umzubrin-
gen, sondern nur sich an ihrer Angst zu weiden. Die jungen Leute
behandelten oft die Gefangenen unmenschlich in Abwesenheit der älte-
ren, und wenn die Sache zur Untersuchung kam, mußten jene schwei-
gen oder gute Miene dazu machen, damit es ihnen in Zukunft nicht
noch schlimmer gehe. Wenn ein Gefangener traurig und niedergeschla-
gen war, wurde er sicherlich verhöhnt, wenn er aber singen tanzen
und lachen konnte mit seinen Herren, so wurde er geliebkost wie ein
Bruder. Gegen Neger hatten sie eine starke Abneigung und tödteten
sie gewöhnlich wenn sie ihnen in die Hände fielen.

Hunger war ein gewöhnliches Leiden für die Gefangenen, da die
Indianer, wenn sie Wild erlegten, es sogleich ganz aufzehrten und
dann den Schmachtriemen umschnallten. Ein Wechsel der Herren,
bisweilen für sie eine Erleichterung, rückte die Aussicht auf Befreiung
in noch weitere Ferne. Hatte ein Indianer einen Verwandten verlo-
ren, so mußte ein Gefangener, den er für eine Flinte, eine Axt oder
ein paar Felle kaufte, in die Stelle des Verstorbenen eintreten und der
Vater Bruder oder Sohn des Käufers werden, und diejenigen welche
sich in eine solche Adoption zu finden wußten, wurden dann mit der-
selben Güte behandelt wie diejenigen deren Platz sie eingenommen
hatten...

Auf der andern Seite muß man anerkennen, daß Beispiele von
Gerechtigkeit Edelmuth und Zartgefühl in diesen Kriegen vorgekommen
sind, die einem civilisirten Volke zur Ehre gereichen würden. Ein
Freundschaftsdienst, einem Indianer bewiesen, blieb ihnen so lange
im Gedächtniß als eine Beleidigung, und das Leben von manchen
ist geschont worden um guter Handlungen willen die den Vorfahren
derer erwiesen worden waren in deren Hände sie fielen. Drei India-
ner z. B. plünderten einst das Haus eines Mannes Namens Crawley,
brachten ihn aber nicht um, weil die Großmutter des einen von ihnen
einmal eine gütige Behandlung dort gefunden hatte. Bisweilen tru-
gen sie Kinder auf dem Arme oder Rücken fort, gaben ihren Gefan-
genen das Beste zu essen was sie hatten und litten lieber selbst Mangel
ehe sie ihre Gefangenen hätten darben lassen. Für Kranke oder Ver-
wundete geschah Alles was zu ihrer Genesung erforderlich war. Bei
dieser Sorge für ihre Gesundheit hatten sie ohne Zweifel ei

Zwecke. Der merkwürdigste und schönste Zug in ihrem Betragen gegen die Gefangenen war aber ihr anständiges Betragen gegen Frauen. Ich habe nie gelesen oder gehört noch bei näherer Untersuchung erfahren daß eine Frau die in ihre Gewalt gerieth, sich im geringsten über sie zu beklagen gehabt hätte, wogegen Zeugnisse für das Gegentheil sehr häufig sind" (Beispiele das. p. 229 not. Viele schauerliche Details aus den Kriegsgeschichten des 17. und 18. Jahrh. findet man besonders bei Church und bei Kercheval 318, 323, 38 413 ff.).

Die Art der Kriegführung auf Seiten der Weißen und die Behandlung der Besiegten durch sie war meist weniger roh und grausam als die der Indianer, aber an moralischer Verwilderung und Schlechtigkeit der Gesinnung gaben sie diesen oft durchaus nichts nach. In den Kriegen des 18. Jahrh. zahlte die Regierung der englischen und die der französischen Kolonieen Prämien für Skalps aus* (Belknap II, 48 ff., Gordon 438 Einzelangaben, Bossu II, 114, Sullivan 251 u. A.), und Lord Suffolk hat als Staatssekretär im englischen Parlamente diese Praxis vertheidigt (Collect. N. Y. H. S. II, 5'. Dasselbe geschah sogar noch im amerikanischen Unabhängigkeitskriege von Seiten der englischen Regierung. Die Engländer skalpirten in dem Kriege von 1759 ganz nach Indianerweise (Thomson I, 15 und oft fielen in Folge der ausgesetzten Preise unschuldige und harmlose Menschen der Habsucht zum Opfer (Adair 245): ein Mann Namens David Owens mordete einst in einer Nacht zwei Schawanoes und drei Weiber mit denen er zufällig zusammengetroffen war, aus diesem Beweggrunde (Parkman a, II, 160). Es giebt zu dieser That zwei Seitenstücke in größerem Maaßstabe, die Ermordung der Indianer von Conestoga durch die Paxton boys (1763) und die der 96 unschuldigen Delawares welche zur Gemeinde der mährischen Brüder gehörten (1782). Auf einen unbestimmten Verdacht hin wurden die ersteren angefallen und einige von ihnen umgebracht; die übrigbleibenden schaffte man nach Lancaster in's Gefängniß um sie vor weiteren Angriffen zu schützen, aber dieses wurde erbrochen und die Indianer abgeschlachtet. Der Gouverneur von Pennsylvanien war

* Es scheint daß man über das Skalpiren in Amerika anders denkt als bei uns, da Fremont (162) noch neuerdings das Skalpiren zweier Pferdediebe durch einen Franzosen und einen Amerikaner als eine glorreiche That erzählt.

auf die Mörder fahnden lassen, aber die öffentliche Meinung sprach sie frei und sie durften sich ihrer Schandthat noch rühmen. Die bekehrten Indianer befanden sich ihren Stammgenossen wie den Weißen gegenüber in einer gleich üblen Lage: man mißtraute ihnen von beiden Seiten und sah sie als heimliche Feinde an. Schon im J. 1781 hatte man die Herrenhuter Missionäre gefangen gesetzt, dann aber als unschuldig wieder losgegeben: ein Theil der Indianer war in Folge davon in die Missionsdörfer zurückgekehrt. Ihre Neutralität zwischen erbitterten feindlichen Parteien brachte ihnen den Untergang: sie wurden unter dem Scheine der Freundschaft überfallen und völlig widerstandslos umgebracht (Doddridge bei Kercheval 263, 276, Parkman a, II, 89, 102).

Man kann diese und ähnliche Grausamkeiten mit der Verwilderung entschuldigen, welche ein Krieg mit rohen Völkern, wenn er längere Zeit andauert und um die eigene Existenz geführt wird, unvermeidlich erzeugt, aber es geht hieraus auch auf der anderen Seite deutlich genug hervor daß die Kluft die den civilisirten Menschen vom sog. Wilden trennt, bei weitem nicht so groß ist als man sich oft einbildet. Es giebt beschämende Thatsachen genug, welche uns zu dem Geständniß nöthigen daß rohe Gefühllosigkeit und Barbarei in keinem geringeren Grade bei der weißen Raçe zu finden sind als bei der rothen. Weiße haben sich bisweilen in Indianer verkleidet um Verbrechen zu begehen, die diesen dann zur Last fallen sollten, und oft haben die Europäer welche unter den Indianern lebten, die letzteren erst zu den Greuelthaten angereizt die sie begingen (Kercheval 114). Der englische Oberst Proctor hat im Kriege von 1813 einer vorausgegangenen Capitulation zuwider die verwundeten Feinde seinen Indianern zum Skalpiren preisgegeben, während gleichzeitig der Indianer Tecumseh ähnliche Grausamkeiten mit aller Energie verhinderte (Drake zu Church 349 ff.). Daß Weiße im J. 1830 — man hat sie auch in früherer Zeit dessen öfters beschuldigt — das Blatterngift absichtlich unter den Pani verbreitet haben, die dann zu Tausenden hinstarben, scheint hinreichend beglaubigt zu sein (McCoy 441), und man wird dem Zweifel an dergleichen Ungeheuerlichkeiten abgeneigt, wenn man liest daß der Regierung der Vereinigten Staaten einst ein förmliches Project zur Vertilgung der Indianer übergeben werden konnte (Morse 81). Unter den älteren Ansiedlern der Westgrenze,

den gefeierten pioneers of the west, den „Helden von Old Kentucky" und von Virginien, gab es viele, deren wesentlicher Lebenszweck die Jagd auf Menschen war, die ganz nach Indianerart gewohnheitsmäßig skalpirten, die in ihrer Kleidung wie in ihren Vergnügungen und Spielen ganz den Indianern glichen. Sie theilten auch den Aberglauben der letzteren: Krankheiten führten sie wie jene auf Behexung zurück und heilten sie durch Zerschießen eines kleinen hölzernen Bildes der Hexe, ihre Kinder erzogen sie in entsprechender Weise, übten sie im Werfen des Tomahawk und machten sie tüchtig zu dem Handwerk dem sie selbst nachgingen. Die Geschichten von Mike Fink übertreffen an grauenhafter Verwilderung so ziemlich Alles was man von Indianern weiß (Ruxton, Hoffmann II, 75, Busch I, 323, 372 und sonst). Dieß waren die Beispiele die den Eingeborenen vor Augen gestellt wurden um sie der Civilisation zu gewinnen.

Doch wir sind den Ereignissen vorausgeeilt, und müssen der Entwickelung der Verhältnisse etwas genauer folgen um die Veränderungen zu verstehen, welche in der Stellung der Indianer zu den Weißen allmälich eingetreten sind.

Unter dem Schutze der Franzosen hatten sich 1633 — einzelne waren schon früher gekommen — Jesuiten in Canada bleibend niedergelassen und drangen von dort unerschrocken nach Süden vor. Ohne ihrem ernsten Bekehrungseifer und ihrer viel bewährten Aufopferung zu nahe zu treten, darf doch behauptet werden daß auch politische Wirksamkeit nicht außer ihrem Kreise lag, da Charlevoix (620) selbst sagt, eine vieljährige Erfahrung habe sie gelehrt, das sicherste Mittel die Eingeborenen dem französischen Interesse zu gewinnen sei sie zu christianisiren, und ein Missionär sei oft mehr werth als eine Besatzung (vgl. auch La Potherie I, 363). Die Jesuiten wirkten zunächst unter den Huronen und Irokesen und mußten zum Theil den Märtyrertod sterben, als die ersteren um 1650 mit den Algonkin im Kriege unterlagen (S. oben p. 17 f.). Nur die Abenaki am Penobscot und Kennebec nahmen die Missionäre sehr bereitwillig auf und blieben daher auch stets treue Bundesgenossen der Franzosen, bis 1724 von Massachusetts aus die Engländer das Land eroberten und die Missionen unter Pater Rasles zerstörten, der die Indianer so vielfach gegen jene gereizt hatte (Brasseur I, 41 ff., 60). Allmälich hatten die Jesuiten auch bei den Irokesen Eingang gefunden, und

denen sich vorzüglich die Mohawk ihnen lange Zeit feindlich gezeigt hatten (ebend. 133).

Seit der Mitte des 17. Jahrh. nahmen die Irokesen die hervorragendste Stelle unter den Indianervölkern ein. Die Franzosen welche hauptsächlich seit 1665 im Bunde mit den Algonkin gegen sie kämpften (La Potherie II, 83), gaben sich später viele Mühe, hauptsächlich mit Hülfe der Jesuiten, sie für sich zu gewinnen, doch gelang es nicht: bis zum Frieden von Ryswik (1697) standen sie beharrlich auf Seiten der Engländer, obgleich sie sich oft über diese zu beklagen hatten und wohl durchschauten daß die Engländer sich schonten um sie selbst den Franzosen auszusetzen, da sie von ihnen nicht die nöthigen Waffen, und Pulver nur zu sehr hohen Preisen erhielten. Erst als sie sich zu schwach und nur unzureichend unterstützt sahen, wurden sie zum Frieden mit den Franzosen geneigt: ihre Politik war in diesem Falle ehrenhaft, offen und voll Achtung vor den geschlossenen Verträgen (Colden I, 149, 176 f., vgl. 165 ff.). Sie bestand zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. darin, das Gleichgewicht der Macht zwischen Engländern und Franzosen zu halten, da sie wohl wußten daß aus dem gänzlichen Unterliegen der einen von beiden Parteien die drohendste Gefahr für sie selbst erwachsen würde (Charlevoix 397, 534). Von den Franzosen hatten sie nichts Gutes zu erwarten, denn der Gouverneur de la Barre erhielt von Ludwig XIV. die Instruction die Irokesen möglichst aufzureiben und die gemachten Gefangenen auf die Galeeren zu liefern (Brasseur I, 186). Auf die Zeit des Friedens zwischen den Franzosen und Engländern (1697—1709) folgten die unklugen und unglücklichen Expeditionen der letzteren gegen Canada und erst seit dieser Zeit ist es dem französischen Einfluß gelungen ein gewisses Uebergewicht bei den Irokesen zu gewinnen. In den Kriegen von 1754—63 standen die Seneca zu den Franzosen, die übrigen Völker des Bundes schwankten hin und her und waren in Parteien gespalten (Colden II, 126 ff.). Ihre Politik war unzuverlässig und treulos, da sie erkannten daß man sich beiderseits nicht scheue sie zu opfern, sobald der eigene Vortheil dieß nicht mehr verbiete.

Fast durchgängig verstanden es die Franzosen weit besser die Indianer zu behandeln als die Engländer. Nicht daß sie ihnen ein größeres Wohlwollen gezeigt hätten als diese, sie waren aber klüger und

gewandter (La Potherie II, Adair 286 und sonst). Im Kriege verfuhren beide mit gleicher Härte, ließen nicht selten die ihnen befreundeten Indianer auf den Feind los um dessen Land zu verwüsten, und selbst Weiber und Kinder wurden von beiden nicht immer geschont (Hutchinson); aber während die Indianer von den Engländern oft durch rücksichtslosen Hochmuth beleidigt, durch falsche Maßregeln erbittert und durch Geschenke nur unvollkommen wieder versöhnt wurden, schmeichelten die geschmeidigen Franzosen ihrer Eitelkeit und ihren Vorurtheilen, accommodirten sich ihnen auf alle Weise, ersparten ihnen alle unnöthigen Kränkungen und bewiesen sich freigebiger. Dasselbe zeigte sich auch an den französischen Canadiern (Mischlingen) noch in späterer Zeit: den Indianern im Aeußeren ähnlich durch schwarze Augen, schwarzes Haar, dunkle Gesichtsfarbe, harmonirten sie mit ihnen auch in ihrer Neigung zur Jagd und zu einem umherschweifenden Leben, und gesellten sich freundschaftlich zu ihnen, während die Geschenke und selbst die rechtliche Behandlung von Seiten der Engländer nicht vermochten sie diesen von Herzen zu gewinnen (Weld 350).

Im Laufe des 18. Jahrh. werden die Klagen über die Treulosigkeit und Verrätherei der Indianer immer häufiger und heftiger. Im J. 1689 (King William's war) überfielen sie plötzlich zur Rache für eine 13 Jahre früher erlittene Unbill die englischen Kolonieen im Norden, doch schonten sie dabei eine Frau, ihre frühere Wohlthäterin, und deren Haus (Belknap I, 197, 202, vgl. p. 117); im J. 1703 hatten sie noch 6 Wochen vor dem Ueberfall den sie ausführten (Queen Anne's war) betheuert: „so hoch die Sonne über der Erde stehe, so fern sei von ihnen die Absicht den Frieden zu stören", „so fest wie der Berg sei ihre Freundschaft und solange wie die Sonne und der Mond solle sie bestehen" (ebend. 264). Man kann sich darüber kaum wundern und ihnen keinen harten Vorwurf deshalb machen, denn mit richtigem Blicke für die Trostlosigkeit ihrer Lage bezeichneten sie diese mit den Worten: „Ihr (Engländer) und die Franzosen sind wie die Schneiden einer Scheere und wir das Tuch das in Stücke geschnitten wird" (Parkman a, I, 94). Mit der Beendigung des Krieges zwischen beiden um den Besitz von Canada (1759) war die Uebermacht der Engländer für immer entschieden und damit das Schicksal der Indianer. Die sog. Verschwörung Pontiac's (1763), welcher die Lage

der Sache sehr richtig verstand und den gänzlichen Untergang der Indianermacht voraussah, wenn sie sich jetzt nicht ermannten und einen vollen Sieg errangen, war die natürliche Folge jener wichtigen Veränderung der Verhältnisse.

Pontiac, Ottawa von Geburt, errang nur durch hervorragende Geistesgaben seine ausgezeichnete Stelle und seinen fast unbegrenzten Einfluß auf die Indianer. In der Stille organisirte er einen allgemeinen Bund unter den Völkern welche bisher den Franzosen befreundet gewesen waren: er umfaßte die Ottawa, Ojibway, Wyandot, Miami, Potowatomi, Winebago, Sauk, Schawanoe, Delaware, Mingo und von den Irokesen die Seneca. Neun englische Forts fielen sogleich in die Hände der Verbündeten, unter ihnen Michilimacinac durch die List eines Ballspieles, die ihnen Eingang in die Festung verschaffte. Vor Detroit feuerte Pontiac durch eine geschickt ausgesonnene Erzählung die Seinigen zum Kriege an. Ein Delaware-Indianer (so lautete sie in der Hauptsache) träumte nach langem Fasten daß er die Wohnung des großen Geistes besuchen solle. Er ging und ging bis er an drei Wege kam, deren zwei ihm durch Feuererscheinungen verschlossen wurden, und erreichte endlich auf dem dritten den Gipfel des hohen Berges wo der große Geist wohnte. Dieser gebot ihm den Indianern zu sagen daß er sie liebe, die Weißen aber hasse, daß sie diese vertreiben oder vertilgen sollten, denn das Land gehöre ihnen, untereinander aber sollten sie friedfertig leben und vor Allem ablassen vom Trunke und von abergläubischen Gebräuchen um zur alten Einfachheit ihrer Sitten wieder zurückzukehren.

Detroit fiel indessen nicht in die Gewalt der verbündeten Indianervölker. Durch Bouquet's Sieg und den Frieden vom J. 1765 wurden Pontiac's Pläne vollständig vereitelt. Er ging nach Westen zu den Illinois um auf's Neue die Kräfte der Indianer zu vereinigen, wurde aber dort auf Anstiften eines Händlers ermordet. Ueber seine große moralische Kraft (Anekdoten bei Parkman a, I, 258) wie über seine große geistige Begabung überhaupt ist nur eine Stimme. Wenige unter den Indianern sind ihm ebenbürtig und vielleicht nur der spätere Tecumseh ihm überlegen gewesen. Im höchsten Grade lernbegierig, bot er Major Rogers Land zum Geschenk an um ihn zu bewegen daß er ihn mit nach England nehme, wo er die Bearbeitung des Eisens, der Baumwolle u. dergl. lernen und sich noch vollständiger

über die englische Heereseinrichtung und Kriegskunst unterrichten wollte. Er gab eine Art von Papiergeld aus, Stücken von Birkenrinde die auf der einen Seite eine Fischotter, sein Totem, auf der anderen die ihm gelieferten Gegenstände im Bilde zeigten. (Parkman a, I, 190, 236, II, 253, Schoolcr. II, 243, Thomson 203, Thatcher II, 114 u. A.).

Zehn Jahre später (1774) folgte ein neuer Krieg (Lord Dunmore's war), dessen Veranlassung verschieden angegeben wird (Kercheval 148, 158, Thomson 205). Verdacht und Argwohn, vage Gerüchte von bevorstehenden Feindseligkeiten scheinen jedenfalls hauptsächlich den Ausbruch herbeigeführt zu haben, nachdem Logan den unprovocirten Mord gerächt hatte welchen Cresap's Leute, wie es scheint aus Privatfeindschaft (Schoolcr. VI, 619 f.), an seiner Familie begangen hatten. Cornstalk, der sich in diesem Kriege als Anführer der Delaware Irokesen Wyandot und Schawanoe sowohl durch seine Dispositionen und treffliche Taktik, als auch durch persönliche Tapferkeit in hohem Grade auszeichnete, warf wenigstens den Weißen die Ungerechtigkeit ihres Angriffes bei dieser Gelegenheit offen vor (Kercheval 155).

In ihren langen und erbitterten Kämpfen mit den Weißen haben die Indianer allmälich eine viel bessere Art der Kriegführung gelernt als ihnen vorher eigen war, und es scheint daß je mehr ihre Macht sich dem gänzlichen Untergange näherte und je trostloser ihre Lage wurde, desto ausgezeichnetere Talente und desto großartigere Charaktere bei einzelnen von ihnen zur Entwickelung kamen. Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, den sie richtig aufzufassen und zu verstehen ohne Zweifel nicht vermochten, spaltete sie in Parteien. Auf Seiten der Kolonieen standen die Mohikaner und von den Irokesen nur die Oneida, auf Seiten des Mutterlandes die Schawanoe und die Delaware. Die letzteren wurden von ihrem Häuptlinge Capt. Pipe zum Kriege gegen die Amerikaner gedrängt, während der einflußreiche White-Eyes stets dazu rieth Frieden zu halten. (Darstellung ihrer Parteibestrebungen bei Thatcher II, 122 ff.). Dieser nämlich war durch die Missionäre, denen er sich mehrfach höchst aufopfernd bewies selbst mit Gefahr des eigenen Lebens, dem Christenthume gewonnen worden und sah in der Bekehrung und Einführung der Civilisation das einzige Mittel sein Volk vom drohenden Untergange zu

retten, während Pipe in diesen Dingen die entgegengesetzte Ansicht vertrat.

Wir begegnen um diese Zeit öfters einem solchen Streite der Ansichten bei den Indianern: einige suchen das Heil ihres Volkes in einem Anschlusse desselben an die Weißen, im Christenthume und der Civilisation, andere in der Rückkehr zu den einfachen und reineren Sitten ihrer eigenen Voreltern; die einen besitzen meist nur wenig oder nichts von dem alten Stolze und dem edlen Selbstgefühle der ächten Indianer und sind überhaupt nur selten Männer von vorzüglicher Einsicht und großer geistiger Begabung, die anderen sind die Todfeinde der Weißen und aller Neuerungen in Sitten und Lebensweise die von ihnen herrühren, verdüstert und verbittert in ihrem Gemüthe durch das traurige Schicksal ihres Volkes, dessen Demoralisation und tiefe Erniedrigung sie vollkommen durchschauen und abzustellen streben. Zu jenen gehören der Choctaw Puschmataha (gest. 1824), der Mischling Cornplanter, dessen ausgezeichneter Beredtsamkeit es gelang sein Ansehn bei den Irokesen, das er durch einen Landverkauf (1784) zu verlieren in Gefahr kam, glücklich wiederherzustellen (über ihn Thatcher II, 271, 309, 312), und der moralisch reinere Little Turtle, Miami von Geburt, der zuerst die Pockenimpfung bei den Indianern einführte, und sich stets höchst lernbegierig nach allen Staatseinrichtungen und Gewerben der Weißen erkundigte um die Vortheile derselben auch den Eingeborenen zuzuwenden. Den entgegengesetzten Standpunkt vertraten die erklärten Gegner der beiden letztgenannten Männer: **Red Jacket** und **Tecumseh**. Auch schon längere Zeit vorher waren zu wiederholten Malen Propheten und Lehrer unter den Indianern aufgestanden, welche für große moralische Reformen unter ihnen mit aller Kraft zu wirken gesucht hatten.

Ein Priester der Irokesen hatte diesen um 1737 verkündigt daß der große Geist ihm erschienen sei und seinen Willen die Indianer zu vertilgen offenbart habe. „Ihr fragt", sprach Gott zu ihm, „weshalb das Wild so selten geworden ist. Ich will es euch sagen. Ihr tödtet es um der Häute willen mit denen ihr euch berauschende Getränke kauft, ihr ergebt euch dem Trunke und mordet einander und führt ein ausschweifendes Leben. Darum habe ich die Thiere aus dem Lande getrieben, denn sie sind mein. Wenn ihr Gutes thun und euren Sünden entsagen wollt, will ich sie zurückbringen, wenn nicht, euch von

der Erde vertilgen" (Schoolcr. IV, 336). Pontiac schlug, wie wir gesehen haben, einen ähnlichen Weg ein um in diesem Sinne auf die Indianer zu wirken. Um das Jahr 1800 stand Cornplanter's Bruder Ganeodiyo als Prophet unter den Seneca auf, predigte ihnen Mäßigkeit und Einigkeit, warnte vor allem Landverkauf und vor aller Vermischung mit den Weißen. Er gab viele moralische Lehren und verlangte die Rückkehr zur Einfachheit der alten Sitten. Die Beschreibung der Höllenstrafen wie die der Glückseligkeit im Himmel, in welchen nach Indianerbegriffen von den Weißen nur der einzige Washington gekommen ist, war eines der Hauptmittel durch das er auf seine Zuhörer wirkte (Morgan 226). Tecumseh's Bruder, Elskwatawa, wirkte durch ähnliche Mittel für den Zweck die Indianer den Weißen zu entfremden und unter sich zu verbünden, doch hat er die gute Sache für welche er seit dem Jahre 1804 auftrat, durch Verfolgung einzelner Gegner befleckt, die er der Zauberei anklagte und zum Tode verurtheilen ließ (Thatcher II, 184ff.). Von andern Propheten und Lehrern welche nicht selten mancherlei Phantastisches ihren moralischen Bestrebungen beimischten, hören wir auch sonst mehrfach (z. B. bei den Potowatomi, den Kickapu, de Smet 288, McCoy 95, 457).

Alle Anstrengungen dieser Art vermochten nichts gegen die Macht der Verhältnisse. Nach dem Ende des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges (1783) folgten bald neue Indianerkriege. Es war die ohne Zweifel oft geflissentlich erregte und vielfach im Stillen genährte Hoffnung der Indianer auf Beistand von Seiten der Engländer, welche sie zu Feindseligkeiten gegen die Vereinigten Staaten spornte und trotz offenbarer Schwäche ihren Muth aufrecht hielt. Dieß gilt von dem Kriege des Jahres 1791 in welchem Little Turtle in äußerst geschickter und erfolgreicher Weise operirte, an der Spitze der vereinigten Miami, Wyandot, Potowatomi, Delaware, Schawanoe, Ojibway, Ottawa u. a. (Thatcher II, 244ff., Schoolcr. VI, 343). Die vollständige Niederlage der Indianer (1795) konnte er freilich nicht hindern. Englische Versprechungen waren es auch 1812 durch welche sich die Indianer unter Tecumseh zum Kriege verführen ließen. Ehe wir jedoch zur Betrachtung dieses letzten Kampfes übergehen, wird es gut sein einen Blick auf die Schicksale der Indianer in den südlicheren Ländern zu werfen.

den Cherokee standen seit 1756 eine Kriegspartei unter Oco·
Ostenaco) und eine Friedenspartei unter Atakullakulla (Little
er) einander gegenüber. Letzterer, welcher nicht durch Kriegs·
sondern nur durch politische Klugheit und Einsicht glänzte,
stets als treuer Freund der Weißen bewiesen, suchte sich diesen
anzuschließen und vertrat das Interesse der Engländer, wäh·
n Gegner unter französischem Einflusse stand. Atakullakulla
er seinen Rivalen, mit welchem er übrigens abgesehen von
r Meinungsverschiedenheit, stets in Eintracht gelebt hatte,
chte ein Bündniß der Cherokee und Catawba mit den eng·
olonieen zu Stande (Thatcher II, 151 ff., Timberlake
Dieses hatte indessen keinen Bestand. Pferdediebstähle, nach
nur die Aneignung wilder Pferde von Seiten der Cherokee,
n blutiger Rache von Seiten der virginischen Kolonisten. Es
z Atakullakulla's unausgesetzten Bemühungen zu einem ver·
n Kriege, in welchem sich ein Theil der Creek mit den Cherokee
; die Indianer geriethen in Bedrängniß und sahen sich genö·
n Frieden zu bitten (nach 1760; Williamson II, 87 ff.,
on I, 169). Die Kolonisten von Tennessee schickten um 1772,
h noch schwach fühlten, eine demüthige Botschaft an die Che·
n Vergebung für einen verrätherischen Mord, den einer der
begangen hatte, und Frieden von ihnen zu erbitten; das un·
Eindringen der Ansiedler in das Gebiet der Indianer ging
r wie anderwärts seinen Gang, und ihre häufig erwähnten
darüber bei den Kolonialbehörden waren vergeblich (Ramsey
'0, 318 f., 497, 693). Ein von den Cherokee beabsichtigter
l (1775) wurde von einer Indianerin verrathen, jene durch
lte Schläge zum Frieden genöthigt, und die Grenze ihres
nach dem siegreichen Kriege von 1783 von Seiten Nord Ca·
in willkürlicher Weise festgesetzt (ebend. 144, 275). Es scheint
daß man die Bewunderung etwas mäßigen müsse, welche
y (370) dem Heroismus der Ansiedler „den grausamen und
tigen Wilden“ gegenüber zollt, zumal da er selbst mittheilt
usamkeiten einzelner gegen diese außer Zweifel stehen und nicht
ewesen sind. Ein begangener Mord wurde an unschuldigen
rn ganz ebenso von den Weißen gerächt wie von jenen: die
he Verwilderung war auf beiden Seiten gleich (ebend. 420).

B. Franklin schrieb im Jahre 1787 über die Occupation des Landes von Seiten der Kolonisten, „sie sei um so ungerechtfertigter als die Indianer unter sehr annehmbaren Bedingungen Land zu verkaufen bereit seien, und der Krieg gegen sie in einem Jahre leicht weit größere Verluste verursache als die zum Ankaufe des eroberten Gebietes erforderliche Summe betragen haben würde."

Die Errichtung von Fort Jefferson im Gebiete der Chickasaw (1780) ohne deren Erlaubniß, das ununterbrochene Vordringen der Kolonisten in den Ländern am Cumberland Fluß und andere Beeinträchtigungen führten zu unausgesetzten Feindseligkeiten in diesen Gegenden (1780—94), da die Kommissäre der Bundesregierung (1786) die Grenze der Chickasaw in einem Friedensschlusse mit diesen zwar festgestellt hatten, die südlichen Staaten aber dieses Abkommen unbeachtet ließen, weil sie durch die getroffene Bestimmung zu viel aufzugeben glaubten: seit 1780 scheint kein Friedensvertrag mehr von den Indianern mit der Absicht geschlossen worden zu sein ihn zu halten, so viele deren auch zu Stande kamen (Ramsey 446 ff., 463, 499.). Auch die Creek nahmen an diesen Kriegen sehr thätigen Antheil. Es bedurfte (1787) eines ausdrücklichen Congreßbeschlusses um Georgia an einem völlig ungerechten Angriff auf sie zu hindern (ebend. 394 ff.), und man kann sich bei der gänzlichen Willkür mit welcher die Eingeborenen behandelt wurden, nicht wundern daß die Feindseligkeiten hier im Süden denselben unversöhnlichen Charakter annahmen wie im Norden.

Nach dem für die Amerikaner glücklichen Ausgange ihres Unabhängigkeitskrieges war die Lage der Indianer eine vollkommen hoffnungslose; es gehörte der Muth und die Energie eines Tecumseh dazu noch an eine mögliche Besserung derselben zu denken. Sohn eines Shawanoe und einer Cherokee-Indianerin, zeichnete er sich schon in der Jugend durch große Mäßigkeit und strenge Wahrheitsliebe aus, und vereinigte als Mann in sich alle großartigen Eigenschaften des ächten Indianers. Vor Allem strebte er dem ferneren Vordringen der Weißen einen festen Damm entgegenzusetzen und suchte zu diesem Zwecke einen allgemeinen Indianerbund zu stiften, der auf dem Grundsatze bestände, daß alles Land unveräußerlich und Gesammteigenthum der Eingeborenen und aller Landverkauf darum ungültig sei. Für diesen Grundsatz der Selbsterhaltung wußte er sie durch eigene Freigebigkeit und durch überlegene Beredtsamkeit zu gewinnen. Sein Bruder, der „Pro

het", Elskwatawa, stand ihm in letzterer Rücksicht weit nach und war überdieß weniger beliebt (Hunter 43), doch bediente er sich desselben hauptsächlich um für eine moralische Reform und für die Wiederherstellung der alten Sitte unter den Indianern zu wirken, namentlich den Trunk und alle unnöthigen Grausamkeiten abzustellen, ein Ziel in dessen Verfolgung allein er mit seinem erklärten Gegner Little Turtle zusammentraf. Seit dem Jahre 1804 hatte er im Geheimen mit großem Erfolge für diese Zwecke eine rastlose Thätigkeit entwickelt, in der Voraussicht eines bevorstehenden Bruches zwischen den Amerikanern und Engländern. Da entdeckte ein Potowatomi dem Gouverneur Harrison von Indiana seine gefährlichen Pläne. Tecumseh erfuhr es und gab Befehl den Verräther heimlich umzubringen. Als der Potowatomi davon hörte, ging er hin zu ihm und häufte auf Tecumseh alle Schmach, ohne daß dieser auch nur ein Wort erwidert hätte. Er blieb stumm und ließ ihn gehen, der Potowatomi aber ist seitdem spurlos verschwunden (Thatcher II, 200).

Die Unvorsichtigkeit Elskwatawa's führte vorzeitig die Schlacht von Tippecanoe herbei (1811) und deckte Tecumseh's Pläne auf: es blieb diesem jetzt nur übrig sogleich zu offener Feindseligkeit zu greifen. Die Engländer bedienten sich der Indianer wie früher, vielfach auch in dem Kriege von 1812 gegen die Vereinigten Staaten, sie verwickelten die Creek mit diesen in Krieg, hatten jenen verfrühten Ausbruch veranlaßt und standen bald darauf auf dem Punkte, die Eingeborenen ihrem Schicksale zu überlassen (Thomson II, 62, 423). Da sprach Tecumseh zu General Proctor: Von den Engländern sind früher die Indianer zum Kriege gedrängt worden, sie aber schlossen Frieden und gaben diese preis (nach der amerikanischen Revolution). Jetzt haben die Engländer versprochen den Indianern ihr Land wieder erobern zu helfen, sie haben versprochen für deren Weiber und Kinder zu sorgen und nun wollen sie sich zurückziehen und diese im Stiche lassen die sie zum Kriege getrieben haben. Wenigstens die Waffen und die Munition, fügte er hinzu, sollten sie da lassen die für die Indianer bestimmt seien, denn sie selbst seien entschlossen in ihrem Lande zu siegen oder zu sterben (Thatcher II, 237). Tecumseh selbst fiel in der entscheidenden Schlacht (1813) und die Indianer schlossen Frieden (1814f.), mit einziger Ausnahme der Creeks und Seminolen.

Tecumseh's Zeitgenosse und Geistesverwandter Red Jacket,

ebenfalls ausgezeichnet durch hohe Geistesgaben, ist zu keiner so großen politischen Wirksamkeit gelangt. Im Herzen vollständig Heide wie jener, bekämpfte er jeden Anschluß der Indianer an die Weißen durch seine hinreißende Beredtsamkeit, die ihren größten Triumph feierte, als sie die Irokesen von der Richtigkeit der Anklage auf Zauberei überzeugte, welche Cornplanter gegen Red Jacket erhoben hatte. In späteren Jahren ergab sich letzterer dem Trunke und wurde theils in Folge einer Intrigue theils durch eigene Schuld von den Seneca der Häuptlingswürde für verlustig erklärt, erhielt diese jedoch in einer allgemeinen Versammlung der Irokesen wieder zurück. Den Trunk hat er sich im Alter ganz wieder abgewöhnt (Thatcher II, 295 ff.). Er starb 1830 und man hat ihn „den letzten der Senecas" genannt.

Je mehr alle Aussicht den Indianern schwand sich noch ferner behaupten zu können, desto erbitterter führten sie ihre Kriege gegen die Weißen. Der erste Seminolenkrieg (1817 f.), bei welchem man diesem Volke unter anderen Vorwürfen auch den machte, daß es sich der Einführung von Sklaven widersetze, legt davon Zeugniß ab; nicht minder der zweite (1835—42), während dessen man sich wie die Spanier in alter Zeit der Bluthunde gegen die Indianer bediente, obwohl sie sich nur wenig nützlich erwiesen (Thomson II, 499 ff., 529). Zwischen beide fällt der nach einem Häuptlinge der Sauk genannte Blackhawk-Krieg (1831 f.), dessen Veranlassung darin lag, daß Governor Harrison einige wenige Häuptlinge der Sauk und Füchse (1804) zur Abtretung ihres Landes auf der Ostseite des Mississippi bewogen hatte: die Ansiedler vertrieben die Indianer von dort, brachten sie um und verbrannten ihre Dörfer, Blackhawk aber widersetzte sich mit bewaffneter Hand dieser gewaltsamen Occupation des unrechtmäßig erworbenen Landes in derselben Weise wie Osceola am Anfange des zweiten Seminolenkrieges der Vertreibung aus dem seinigen (ebend. 508, 515 f., 537, Olshausen II, 240). Das Ende des Krieges war daß die Indianer im Norden über den Mississippi hinübergedrängt wurden, während man sie im Süden theils durch Ueberredung theils durch Zwang dahin brachte sich dasselbe gefallen zu lassen.

Unsere ganze bisherige Darstellung zeigt daß eine der Hauptursachen der beständigen Feindseligkeit zwischen Indianern und Weißen darin lag, daß jene um ihr Land kamen, durch Krieg oder im Frieden, durch Kauf, durch Betrug oder durch einfache Occupation, im Kleinen

oder im Großen. Der häufige Wechsel der Wohnsitze würde es ihnen unmöglich gemacht haben sich zu civilisiren und überhaupt eine feste Lebenseinrichtung sich anzueignen, selbst wenn sie dazu geneigter gewesen wären als sie es waren und als sie es sein konnten. An der Mündung des Red River (Winipeg See) hatten die Indianer angefangen Landbau zu treiben, aber das Interesse des Pelzhändler nöthigte sie diesen wieder aufzugeben und zum Jägerleben zurückzukehren (West 129). In späterer Zeit hat (wie auch Schoolcraft VI, 554 anerkennt) oft schon die Furcht vor der Nöthigung zu einem Wechsel des Wohnsitzes jeden Fortschritt gehindert, während auf der anderen Seite die großen Strecken Landes die sie immer noch behielten, ihnen gestatteten das Jägerleben fortzuführen an das sie gewöhnt waren. Wie die Delaware auf der Versammlung in Philadelphia (1742) um einen großen Theil ihres Landes von den Weißen mit Hülfe der Irokesen betrogen wurden, hat Parkman (a, I, 79) dargestellt. Sie haben gleich den Schawanoe und vielen anderen Völkern bei verschiedenen Gelegenheiten erklärt, daß sie den englischen Kolonieen nur deshalb feindselig wurden, weil man sie um ihr Land betrog oder dieses ungefragt occupirte (Chapman 31, 34). Eine ausführliche Darlegung des Verfahrens durch welches die Micmac um ihr Land kamen, hat Schoolcraft (V, 679) gegeben. So hat man noch im Jahre 1836 in Washington mit einer Gesandtschaft der Ottawa, die aus lauter gemeinen Leuten bestand und also gar kein Recht zum Landverkauf hatte, einen Vertrag über die Abtretung ihres Landes in Michigan geschlossen (McCoy 494). Das oft zwangsweise verkaufte Gebiet wurde von Ansiedlern allmälich besetzt und angebaut: das Wild sich von dem der Indianer lebte, er mußte ebenfalls fortziehen. Daß er unter solchen Umständen nicht selten den Versuch machte Ansprüche auf Ländereien zu erheben die ihm gar nicht gehörten (wie z. B. die Irokesen der Regierung von Vermont gegenüber 1798, Z. Thompson 202f.), oder sich das Verkaufte zum zweiten Mal bezahlen ließ um sich einigermaßen zu entschädigen, läßt sich ihm kaum verargen.

An die Landverkäufe knüpften sich noch andere Uebel für die Indianer. In neuerer Zeit bezahlte man ihnen das abgetretene Land in der Regel in Geld, in der Form einer Jahresrente. Es wird versichert daß bei der Auszahlung selbst oft Betrügereien in großem Maaßstabe vorgekommen sind von Seiten der Regierungsbeamten. Dieß ist nur

allzuglaublich. Bei Lieferung von Lebensmitteln soll dasselbe der F[illegible]
sein: Gregg erzählt z. B. als verbürgt, daß die südlichen Völker [illegible]
die Regierung im Jahre 1838 bei einer solchen Gelegenheit zugle[illegible]
betrogen wurden; ein Einzelner der einen schriftlichen Verhaltung[illegible]
befehl in den Händen hatte, drohte durch schlechte Behandlung gere[illegible]
die Sache zu veröffentlichen, ließ sich aber durch die Summe von 180[illegible]
Dollars beschwichtigen, und man hat eine Untersuchung der Sache
vermeiden gewußt, obgleich die Regierung davon Kunde erhalten hab[illegible]
soll. Den Empfang der Jahrgelder, welche von den Indianern ni[illegible]
nachgezählt zu werden pflegen, quittirt der auszahlende Agent sel[illegible]
der Empfänger muß nur die Feder mit der er es thut, berührt hab[illegible]
(Kohl I, 160). Ferner geschieht die Auszahlung auf dem Gebiete [illegible]
Vereinigten Staaten (Keating I, 125), wo die Indianer le[illegible]
Branntwein in Menge haben können, nicht in ihrem eigenen La[illegible]
die gewöhnliche Folge ist daß das Geld sogleich von ihnen vertrun[illegible]
wird. Es ist bekannt wie verderblich den Eingeborenen der Tr[illegible]
geworden ist, wie häufig er bei ihnen zu Mord und Todtschlag [illegible]
und wie die Händler dieses Laster benutzt haben um sie in aller [illegible]
auszubeuten und zu Grunde zu richten. Trotzdem hat die vie[illegible]
rühmte väterliche Indianerpolitik der Vereinigten Staaten keine [illegible]
samen Maßregeln gegen diese Abscheulichkeiten ergriffen. Erst auf [illegible]
anlassung des Häuptlings Little Turtle hat 1802 Kentucky
entschlossen den Branntweinhandel mit den Indianern zu verbie[illegible]
von Ohio auch nur dieß zu erreichen war jenem nicht möglich (Th[illegible]
cher II, 244 ff.).

Seit dem Ende des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges beg[illegible]
nen die Verträge der Regierung mit den Indianern über Gebiets[illegible]
tretungen in großem Stile und über die dafür zu zahlenden Jahr[illegible]
der. Sie hatte sich das Vorkaufsrecht dabei vorbehalten und auf [illegible]
sem Wege bis zum Jahre 1820 mehr als 200 Millionen Acker [illegible]
erworben. Für 191 Millionen Acker hatte sie 2½ Millionen Dol[illegible]
bezahlt und aus ungefähr dem elften Theile dieser Ländermasse [illegible]
Wiederverkauf im Einzelnen 22 Millionen Dollars gelöst, wäh[illegible]
die Käufer eine gleiche Summe noch darauf schuldig blieben. [illegible]
sämmtlichen Jahresrenten welche die Indianer von den Verein[illegible]
Staaten damals erhielten, betrugen 154575 Dollars, doch w[illegible]
darunter nur 80325 Dollars permanente Jahrgelder, zu denen [illegible]

einige Tausend Dollars für Schulen kamen (Morse 94, ebend. App. 391). Dieß war ohne Zweifel „ein gutes Geschäft,“ das auf die Politik der Ausbeutung unter welcher die Indianer zu leiden hatten, ein helles Licht wirft. Zu welchen Preisen die Regierung kaufte, mag man darnach bemessen, daß sie von den Quappa einst 60000 englische Quadratmeilen für 4000 Dollars erwarb (Nuttall 94), und wie es den Indianern in Folge der Landverkäufe erging, kann das Beispiel der Dakota lehren: sie hatten 1837 alles Land im Osten des Mississippi abgetreten und verkauften 1851 auch das im Westen dieses Flusses gelegene Gebiet bis zur Mündung des Sioux-Flusses und bis zu den nördlich von dort gelegenen kleinen Seen (Riggs); da aber auf diesem bedeutende Schulden an die Pelzhändler hafteten und die Indianer den Werth des Geldes nicht kannten, waren sie wenige Wochen nach der Zahlung wieder so arm wie vorher (Wagner u. Sch. II, 42). Jahresrenten zu zahlen in Geld war für die Regierung der Vereinigten Staaten die bequemste und vortheilhafteste, für die Indianer die schädlichste Weise den Landkauf zu bewerkstelligen. Man wußte beides recht gut, und die Erfahrung jedes Jahres lehrte es, daß die Jahresrente nichts war als ein hingeworfenes Almosen das jeden Trieb zur Arbeit ersticken und den Müßiggang fördern mußte. Den weißen Amerikaner kümmerte dieß nicht, denn er sah es eben gern wenn die Indianer zu Grunde gingen und er den Schein der Schuld von sich wälzen konnte.

Von der Indianerpolitik der Vereinigten Staaten läßt sich im Allgemeinen, und abgesehen von den früheren Präsidenten Washington Adams und Jefferson, nur sagen daß sie gegen das Schicksal der Eingeborenen völlig gleichgültig, Vieles gethan hat ihr Elend zu vergrößern und fast nichts demselben Einhalt zu thun. Sie hat sich oft rühmen lassen wegen der Ackerbaugeräthe Handwerker und Lehrer die sie den Indianern geschickt, und wegen der Schulen und Muster-Farmen die sie bei ihnen eingerichtet hat. Abgesehen von der Dürftigkeit und Nutzlosigkeit an welcher alle solche Anstalten von jeher litten, wurden sie oft so sorglos und fahrlässig betrieben daß sie nichts helfen konnten. Musterwirthschaften an Orten angelegt wo sie kein Indianer zu sehen bekam, Schmiedewerkstätten auf einer Farm errichtet, eine Menge als Geschenke gelieferter Sachen, von denen die Indianer nichts erhielten ohne vierfach dafür zu bezahlen, eine Million Dollars zu ihrem

Besten jährlich verausgabt, von welcher niemand sagen kann
verwendet wird (Atwater 324), die unwirksam gebliebenen
des Branntweinhandels können eben nicht als große Wol
gepriesen werden. Vertragsmäßig erhalten zwar jetzt viele In
völker Unterstützungen von den Vereinigten Staaten, aber die
rung der letzteren hat selbst 1817 noch nicht daran gedacht et
die Erhebung der Eingeborenen zu thun (McCoy 604). Sie
mentlich so gut als nichts gethan um zu hindern daß die I
fast ausschließlich mit dem Auswurfe der weißen* Bevölkerung
kehr standen, und wie von Charlevoix (370 und sonst) und
finden wir es daher auch noch von Schoolcraft (II, 13
II, 127, 143 und sonst), dem officiell bestellten Geschichtschre
Indianer, zugegeben daß sich diese in Folge des Verkehres
Weißen wesentlich verschlechtert, daß insbesondere Trunk un
schweifungen unter ihrem Einflusse sehr zugenommen haben.
tram spricht sogar sein Erstaunen darüber aus daß die Indi
lasterhaften Beispielen der Weißen so lange Zeit widerstande
und nicht noch tiefer gesunken sind.

Allerdings hat die Hudsonsbay-Gesellschaft in ihrem Gel
für gesorgt daß die Eingeborenen nicht durch Trunk demo
(S. oben p. 84), sondern auch durch Schlichtung ihrer Streitigl
einem ruhigen und ordentlichen Leben hingeführt werden, abe
sich nicht leugnen daß der Pelzhandel über die Indianer v
Elend gebracht hat (S. oben p. 86) und daß die Pelzjäger (tr
schlechte „Pioniere" der Cultur sind. Sie leben ganz nach In
weise (vgl. Pr. Max. c, I, 485), kennen keinen Grundsatz a
Eigennutz und scheuen vor keinem Verbrechen zurück. (Ueber
winne und Gewissenlosigkeit der Pelzhändler Wagner und
328). Morse (40ff.) hat treffend das Uebel auseinander ge
die Händler unter den Eingeborenen anrichten. Sie hatten
teresse die Unbildung der Indianer zu erhalten und wirkten d
gen die Einrichtung von Schulen (Schoolcr. II, 189). Ih
delsbetrieb war fast durchgängig ein systematischer Betrug.
den Indianern auf Credit vorschossen, ging oft verloren, da u
chen Umständen von Treue und Glauben auf beiden Seiten ke

* Gleichwohl wird bestimmt behauptet daß auch dort der Brannt
del sich eingeschlichen hat (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. V, 72).

war, und wenn die Hälfte der Schuld bezahlt wurde, glaubten die Händler gut wegzukommen, da es ihnen nicht schwer fiel sich schadlos und mehr als schadlos zu halten. Sie behielten den ganzen Handel mit den Indianern in den Händen, da die Factoreien welche die Regierung hatte anlegen lassen, zu höheren Preisen verkauften, keinen Credit gaben und keinen Branntwein lieferten, und den Indianern überdieß durch die Händler eingeredet wurde, daß die Güter in den Factoreien zu Geschenken für sie bestimmt seien die man ihnen nur betrügerischer Weise vorenthalte. Da diese Anstalten nicht mit den Händlern concurriren konnten, gab man sie 1821 ganz auf.

Vor dem Ausbruche des Krieges gegen Tecumseh hat der schon erwähnte Gov. Harrison von Indiana in einer Botschaft (1809) sich selbst dahin ausgesprochen, daß die damals herrschende Freiheit des Handels mit den Indianern ein großes Uebel für beide Theile sei und daß die letzteren sicherlich nicht zu den Waffen greifen würden, wenn nur eine einzige der vielen neuerdings an ihnen begangenen Mordthaten gestraft würde (Thatcher II, 230). In einem Vertrage mit den Choctaw (1786) hieß es freilich daß jeder Weiße der sich auf ihrem Gebiete niederlasse den Schutz der Vereinigten Staaten verwirkt haben und daß Verbrechen an Weißen und an Indianern gleich gestraft werden sollten (Monatsb. der Ges. f. Erdk. IV, 50), aber schwerlich lassen sich Fälle nachweisen in welchen dergleichen Verträge gehalten worden wären, und wenn der Report of the Commissioner of Indian affairs (1841) und andere Documente dieser Art von dem Schutze sprechen den die Bundesregierung den Indianern gewähre, so sind dieß bis auf den heutigen Tag leere Phrasen, an die niemand glaubt der die Verhältnisse näher kennt (vgl. die Darstellung im Ausland 1856, p. 804 zum Theil nach amtlichen Quellen). Wie es um diesen Schutz steht, mag folgende von Fletcher (bei Schoolcraft III, 285) mitgetheilte Geschichte lehren.

Eine Bande Chippeway (Ojibway) erschlug 1851 eine Sioux-Familie. Deshalb zur Rede gestellt und mit dem „Mißfallen“ ihres „großen Vaters“ (des Präsidenten) bedroht, antworteten sie: „Im vergangenen Jahre hatten wir eine Zusammenkunft mit unserem Vater Gov. Ramsey, und unsern Brüdern den Langmessern (Amerikanern). Sie sagten uns daß wir keine Kriege führen, und daß die Sioux gestraft werden sollten wenn sie uns angriffen. Bald darauf überfie-

len die Feinde unser Dorf am Ottertail-See, da unsere Krieger a[illegible]
der Jagd waren, und tödteten mehrere unserer Weiber und Kinde[illegible]
Wir meldeten es unsern Brüdern den Langmessern und baten sie ihre[illegible]
Versprechen gemäß uns zu rächen. Wir haben lange gewartet und [illegible]
ist nichts für uns geschehen. Die Geister unserer Todten konnten nic[illegible]
zur Ruhe kommen, wir beschlossen uns selbst zu rächen und haben [illegible]
gethan. Vater du weißt daß dieß die Wahrheit ist."

Gar manche der hervorragendsten amerikanischen Staatsmänne[illegible]
haben es sogar gern gesehen wenn die Indianer einander aufriebe[illegible]
Von Jackson z. B. ist dieß gewiß. Er hatte zu den älteren Ansied[illegible]
lern des Westens von Tennessee gehört (1788), welche sich auf den
Jagdgebiete der Indianer niederließen ohne sie darum zu fragen, un[illegible]
bald durch fortgesetzte Feindseligkeiten und Verluste gegen sie auf[illegible]
Höchste erbittert wurden. Seine Todfeindschaft gegen sie hat Jack
son in einer officiellen Depesche vom 27. März 1814 offen ausge[illegible]
sprochen, in welcher er sagt daß er entschlossen sei die Creek im Krieg
„zu vertilgen (to exterminate) und keinen entkommen zu lassen."
Und er hat diesen Entschluß ausgeführt: auch die sich verbargen lie[illegible]
er aufsuchen in der Schlacht von Horse-shoe-creek, und niedermache[illegible]
oder in die Sümpfe treiben (Featherstonaugh II, 298).

Wie wir oben gesehen haben, wurden die Indianer in frühere[illegible]
Zeit als Unterthanen des Königs von England angesehen, und man
trug Sorge dafür sie in Verträgen sich selbst als solche bezeichnen z[illegible]
lassen. Man konnte sie dann im Kriegsfalle als „Rebellen" behandel[illegible]
und ließ sie beim Friedensschluß bekennen daß sie treulos gewesen, fü[illegible]
die Zukunft aber neue Treue der Krone angelobten (Belknap II, 37)
unbekümmert darum daß sie selbst wenig oder nichts davon verstande[illegible]
was dieß hieß. Sicherlich gaben sie damit die Ansicht nicht auf daß s[illegible]
selbst die eigentlichen Herren des Bodens und die Engländer nur Ein[illegible]
dringlinge seien, ja die Kolonial-Regierung selbst hat, wie Hutchin
son (II, 247) treffend bemerkt, trotz der Unterthänigkeitserklärun[illegible]
die Indianer meistentheils als freie selbstständige Herren des Boden[illegible]
angesehen. Die englische Krone welche sich die Oberlehnsherrlichkei[illegible]
über die amerikanischen Provinzen (fee-simple) zusprach und den Ko[illegible]
lonisten das Recht gab sich dort niederzulassen, erkannte zugleich da[illegible]
Eigenthumsrecht der Indianer an, deren Land daher jene den letztere[illegible]
abkaufen mußten. Erst späterhin hat man das Eigenthumsrecht d[illegible]

Indianer auf ihr Land in Zweifel gezogen oder ganz in Abrede gestellt: die Ansichten der amerikanischen (ob auch der englischen?) Juristen gehen neuerdings dahin, daß jene kein solches Recht an Grund und Boden haben noch hatten und daher auch kein solches an andere Individuen, etwa durch Kauf, übertragen können, sondern daß nur die Krone, deren Eigenthum das entdeckte und in Besitz genommene Land war, von den Eingeborenen, welche einen nur beschränkten Anspruch auf dessen zeitweiligen Besitz und Genuß hatten, eben dieses Besitzrecht erwerben konnte (Morse 67 u. ebend. App. 279 ff.). Da nun jenes Eigenthumsrecht der englischen Krone an die Vereinigten Staaten übergegangen ist, so schließt man weiter, hat die Regierung der letzteren stets das Vorkaufsrecht, kann allein Land rechtsgültig von den Eingeborenen kaufen und an Einzelne wieder verkaufen. Auch aus der Jurisdiction welche die Regierung in den Ländern der Indianer habe, soll folgen daß ihr selbst, nicht den letzteren das Eigenthumsrecht an diesen Ländern ursprünglich zustehe.

Nach dieser Theorie, welche die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten von ihrer schwärzesten Seite zeigt, ist es vollkommen richtig daß alle Käufe und Verträge durch welche Grundeigenthum von den Indianern unmittelbar an einzelne Weiße überging, nichtig waren, daß alle Verträge dieser Art welche die Regierung mit den Indianern schloß, nur aus Humanität und Klugheit eingegangen wurden: sie wollte keine Gewalt brauchen, daß sie endlich gar keine rechtlichen Verpflichtungen irgend welcher Art gegen jene hatte, wenn es ihr nur gelang ihnen den Besitz des Landes irgendwie abzunehmen. Ausdrücklich und formell scheint in der That die Regierung das Eigenthumsrecht der Eingeborenen auf ihr Land niemals anerkannt zu haben, aber sie hat sich bei Landkäufen und Verträgen über Landabtretung von Seiten der Indianer immer so ausgesprochen, als setze sie selbst jenes Eigenthumsrecht voraus. Daß diese Voraussetzung von der englischen Regierung und von der der Vereinigten Staaten in früherer Zeit als selbstverständlich und einleuchtend betrachtet wurde, geht aus den Staatsschriften beider unzweifelhaft hervor, wie Chief Justice Marshall (bei Colton II, 280 ff.) ausführlich bewiesen hat.

Die Verkehrtheit des obigen Räsonnements beruht im Wesentlichen darauf, daß man die Sätze des positiven europäischen Völkerrechtes, eines Rechtes das seiner Natur nach nur die europäischen Völker an-

geht und deren gegenseitige Verhältnisse zu regeln den Anspruch machen kann, auf noch unentdeckte Länder und Völker ausgedehnt hat als ob die europäischen Regierungen irgend welche Rechte und sogar Eigenthumsrechte auf alle Länder der Erde überhaupt gehabt hätten bessere und größere Rechte als die Eingeborenen selbst. Die Rechte die man aus der Entdeckung herleiten mag, können nur Rechte sein welche andere europäische Völker verbinden die Besitzergreifung zu unterlassen und sich jedes Eingriffes zu enthalten, nicht aber Rechte welche sich auf die entdeckten Länder selbst beziehen und den eingeborenen Völkern selbst gegenüber sich geltend machen ließen. Woraus sollte auch das Recht der Europäer abgeleitet werden über die ganze Ländermasse der Erde als ihr Eigenthum zu verfügen? Die Satzungen des europäischen Völkerrechtes sind festgestellt worden ohne daß die Eingeborenen von Amerika dabei irgend eine Stimme gehabt oder sonst eine Berücksichtigung gefunden hätten, man hat vielmehr über sie vollkommen willkürlich verfügt als über herrenlose Sachen: sie sind einem fremden Rechte mit Gewalt unterworfen worden, und es ist Sophisterei zu beweisen daß sie nach dem bestehenden Rechte, d. h. nach dem Rechte das nicht das ihrige war, kein Eigenthum an Grund und Boden gehabt hätten. Will man sich endlich darauf stützen daß die Indianer Wilde waren und den Boden nicht bebaut hätten, so ist dieß nur halb wahr; wäre es aber auch ganz wahr, so würde daraus nichts gegen ihr Eigenthumsrecht folgen, denn England, die Vereinigten Staaten Brasilien und viele andere Staaten behaupten Eigenthumsrechte an Gebiete die noch unvermessen sind, die der Fuß keines civilisirten Menschen jemals auch nur betreten hat, die noch viel unbenutzter und unausgebeuteter daliegen als die meisten Indianerländer, und es wird unter allen Umständen ungereimt bleiben einer europäischen Regierung, deren Schiffe Expeditionen oder Kolonisten ein bisher unbekanntes und unerforschtes Land zum ersten Male betreten, ein Eigenthumsrecht an dieses zuzuschreiben, das man den Eingeborenen abspricht, welche es seit unvordenklicher Zeit kennen bewohnen und für ihre Zwecke benutzen. Es macht dem civilisirten Europäer Schande genug fast allerwärts die Eingeborenen mit Füßen getreten zu haben — anstatt einen Theil seiner Schuld zu sühnen fügt er zu ihr die neue Schmach zu beweisen daß seine Uebelthaten mit seinen fein entwickelten Rechtsbegriffen im besten Einklange stehen.

Wir beleuchten endlich die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten noch durch einige hervorragende Beiſpiele aus der Geſchichte der Ueberſiedelung der Indianer nach Weſten in das Land jenſeits des Miſſiſſippi, wo durch einen Congreß-Beſchluß nach Aufhebung der bisherigen Indian Reservations dieſſeits des Miſſiſſippi, im Jahre 1825 das Indian Territory auf Anregung des Präſidenten Monroe errichtet worden iſt, in welches man ſeitdem die Reſte der Indianervölker überzuführen Sorge getragen hat, doch leben ſie auch jetzt nur zum Theil hier, zum Theil ſind ſie zerſtreut (Karte des Ind. Territory bei Schoolcraft III, 96 und II, 137, IV, 180 pl. 24 nebſt der Tabelle p. 572, VI, 519, vgl. McCoy 560 ff., ferner Warren, Karte der V. St. weſtl. v. Miſſiſſippi; Zahl Vertheilung und Wohnplätze der Indianer nach dem Cenſus von 1853 in Petermann's Mittheil. 1855 p. 130 nebſt den Karten-Beilagen).

Man kann allerdings die großen und mannigfaltigen Schwierigkeiten nicht leugnen, welche aus der Exiſtenz einer halb civiliſirten oder ganz culturloſen Indianer-Bevölkerung innerhalb ihres Gebietes den Vereinigten Staaten erwachſen mußten. Ein großer Theil dieſer Indianer war in dem Verkehre mit den Weißen tief geſunken und hatte faſt jede Spur der früheren Energie und des alten Stolzes verloren der ſie beſeelte; andere, insbeſondere die Reſte der ſüdlichen Völker, hatten zwar beträchtliche Fortſchritte in der Civiliſation gemacht, aber es war trotzdem bei der allmälich eingetretenen gänzlichen Verbitterung in den Verhältniſſen beider Raçen zu einander keine Ausſicht vorhanden daß ſie ſich jemals zu einem lebensfähigen politiſchen Ganzen mit einander verbinden würden. Daher erſchien es rathſam und wichtig ihre Gebiete vollſtändig von einander zu trennen, was nur dadurch geſchehen konnte, daß man die Indianer vermochte in den fernen Weſten überzuſiedeln. Um den Weißen Raum zu machen hatten ſie ihre Wohnplätze ſchon oft wechſeln müſſen, und der Beſitz des neuen Landes in das ſie einzogen, war ihnen dann meiſt durch feierliche Verträge als unantaſtbar zugeſichert worden, aber es half nichts, ſie mußten auf's Neue weichen. Die Vernichtung ihres Nationalwohlſtandes und aller Anfänge ihrer Cultur waren damit (wie auch Schoolcr. II, 529 zugiebt) unvermeidlich verbunden, aber es half nichts, ſie mußten auch dieſes Opfer bringen.

Der Präſident Monroe hatte die Indianer des Staates New

York bewogen nach Green Bay am Michigan See auszuwandern. Sie kauften dort Land von den Menomini und Winebago und ließen sich darauf nieder. Acht Jahre ſpäter (1830) kamen weiße Anſiedler und reizten die urſprünglichen Beſitzer des Bodens gegen die Eingewanderten, dieſe gaben vor beim Verkaufe des Landes betrogen worden zu ſein, die Anſprüche der Eingewanderten wurden mißachtet und ſie ſelbſt nach Weſten vertrieben, da die Weißen den Menomini und Winebago ihr Land zum zweiten Male abzukaufen bereit waren: die Fortſchritte welche die Stockbridges und die Oneida im Landbau Hausbau und anderen nützlichen Künſten dort gemacht hatten und durch Schulunterricht und Kirchenbeſuch zu machen fortfuhren (Colton I, 187, 204), hatten ein Ende, daſſelbe Ende welches ſie in ſo vielen Miſſionsſtationen genommen haben, deren gewöhnliche und faſt allgemeine Geſchichte dieſelbe iſt welche McCoy von Fort Wayne (1820) erzählt: die von den Händlern durch Branntwein ruinirten und ganz verſunkenen Indianer leben im größten Elend, ſie ſchließen ſich den Miſſionären an um aus dieſem Elende erlöſt zu werden, und ſind nicht unempfindlich gegen die Wohlthaten die dieſe ihnen erweiſen, aber die Aufopferung derſelben vermag oft nichts, denn bald kommen neue Anſiedler, demoraliſiren die Indianer wieder und neue Verträge nöthigen die letzeren ihren bisherigen Wohnplatz aufzugeben und fortzuziehen.

Ein Häuptling der Creek, M'Intosh, Miſchling, war vielleicht in Folge von Beſtechung darauf eingegangen einen Theil des Landes an die Weißen zu verkaufen und hatte Andere dazu verführt ebenfalls ihre Einwilligung dazu zu geben, obgleich nach den Geſetzen jenes Volkes auf ſolchem Landverkaufe die Todesſtrafe ſtand. Die Erbitterung der Gegenpartei ſtieg auf's Höchſte, M'Intosh wurde ermordet, die Creek aber gleichwohl im folgenden Jahre (1826) bewogen ihr Land theilweiſe abzutreten und nach Weſten zu ziehen. Seit dieſer Zeit wurde die Ueberſiedelung der Indianer mit Eifer betrieben und war die feſte Politik der Vereinigten Staaten, namentlich ſeit Jackson's Präſidentſchaft (1829): die Chickaſaw, Choctaw und Creek wanderten aus (McCoy 324 ff., Olshauſen I, 372, 395 ff.), letztere, welche 1832 ihr Land dieſſeits des Miſſiſſippi vollſtändig abtraten, jedoch nur theilweiſe. Auch von den Cherokee waren zwei Abtheilungen zu je 3000 Menſchen an den Arkanſas in das Land der Oſagen gezogen und hatten ſich dort niedergelaſſen, da 1805 und 1819 Theile ihres

Landes an die Vereinigten Staaten kamen (Morse App. 152); von der größeren zurückgebliebenen Hälfte des Volkes aber verlangte jetzt der Staat Georgia Unterwerfung unter seine Gesetze, welche keinem Indianer erlaubten ein gerichtliches Zeugniß abzulegen oder gegen einen Weißen zu klagen.

Die Einzelstaaten erhielten bei ihrer Errichtung immer die Souveränetät über ihr ganzes Gebiet zugesprochen und damit über die auf demselben lebenden Indianer: von dieser Seite konnte also die rechtliche Befugniß des Staates Georgia die Cherokee unter seine Gesetze zu stellen nicht angefochten werden; überhaupt verloren die Indianervölker innerhalb der Vereinigten Staaten auf diese Weise ihre Selbstständigkeit, oder wurden vielmehr darum betrogen. Georgia hatte der Regierung der Vereinigten Staaten gegenüber seit 30 Jahren den Anspruch die Indianer aus seinem Gebiet entfernt zu sehen (Colton II, 325), und es war nichts dafür geschehen. Andererseits hatte dieser Staat selbst früher das Eigenthumsrecht der Indianer auf ihr Land vielfach anerkannt, so wie dieß durchgängig als selbstverständlich gegolten hatte, und die Indianer standen unter dem Schutze der Bundesregierung der ihnen bei vielen Gelegenheiten feierlich versprochen worden war. Die Cherokee wendeten sich daher in ihrer Bedrängniß mit einer Klage an den höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Dieser entschied zwar günstig für sie*, aber Georgia auf dessen Seite auch der Präsident der Vereinigten Staaten stand, verwarf die Entscheidung, drohte und strafte diejenigen mit Gefängniß welche die Gültigkeit des Urtheils vertraten und fuhr fort die Cherokee auf jede mögliche Weise zu bedrücken. Es gelang unter den Cherokee durch Bestechungen Streitigkeiten zu erregen und mit der Minderheit des Volkes einen Vertrag über die Abtretung des Landes zu schließen; die Majorität protestirte beim Congresse. Der berüchtigte Vertrag von New Echota (1835) erregte den heftigsten Zwiespalt unter den Cherokee, von denen 15000, ⅘ des ganzen Volkes, unter dem Häuptlinge Ross gegen die zur Auswanderung geneigte Minderheit unter den

* Actenmäßige Darstellung der Verhandlungen bei Peters, The case of the Cherokee nation against the state of Georgia. Philad. 1831. Alles Wesentliche auch bei Colton Append., Olshausen I, 281. Amerikaner, wie z. B. White (128), benennen die Feindseligkeiten welche eintraten ehe es gelang die Indianer um ihr Land zu betrügen, nur mit dem zarten Namen von Schwierigkeiten (difficulties).

beiden Ridge standen. Trotzdem wurde der Vertrag (1836) vom Congresse ratificirt, da Georgia seinen Bürgern das Land der Cherokee bereits angewiesen hatte und diese mit Gewalt zu vertreiben drohte. Zwei Jahre später wurden Truppen gegen sie geschickt, sie zogen ab, die Verräther aber, die beiden Ridge und Boudinot, mußten mit dem Leben büßen.

Die Uebersiedelung der Cherokee war eine um so härtere Maßregel als dieses Volk, wie wir sogleich weiter zu schildern haben werden, sehr bedeutende Fortschritte zur Civilisation gemacht hatte, und deshalb vom Staate Georgia auf seinem Gebiete wohl hätte geduldet werden können. Auch die Creek machten Schwierigkeiten als sie ihr Land verlassen sollten, und besonders waren die Seminolen empört über die Veräußerung desselben: sie überfielen ein Truppencommando und machten es nieder. Der Vertilgungskrieg welcher gegen sie geführt wurde (1835—42) brachte ihnen den Untergang.

Ueber den Nutzen den die Uebersiedelung in den fernen Westen — beschlossen durch Act of Congress 1830, 26. May — für die Indianer selbst haben wird, sind die Ansichten getheilt. McCoy sieht in ihr das einzige Mittel sie vor dem Untergange zu bewahren und höherer Bildung zuzuführen, und hebt hervor (p. 527) daß sich eine große Zahl von Indianerstämmen sogleich einverstanden erklärt habe mit dem Vorschlage, daß sie dort im Westen in Frieden zusammenleben sollten unter Gesetzen die ihnen von einem Repräsentantenhause gegeben und vom Präsidenten der Vereinigten Staaten sanctionirt seien, daß jeder Stamm sich selbst regieren und alle zusammen einen Deputirten zum Congresse in Washington wählen sollten; nur die Händler, fügt er hinzu, die mit Indianerweibern verheiratheten Weißen und die Indian Agents, welche überflüssig zu werden fürchten, suchen diesen Plan zu hintertreiben. Gewiß ist die räumliche Trennung beider Raçen die erste Bedingung einer Rettung der Indianer, nur wird diese schwerlich erreicht werden, denn selbst die Verleihung des neuen Landes durch Patent an sie, wird ihnen auf die Dauer dessen Besitz nicht sichern: wenn es gutes Land ist, werden es die Weißen occupiren, und wahrscheinlich werden auch dann Juristen noch ein Mittel finden zu beweisen daß dieß rechtlich ganz in der Ordnung ist. Da die Regierung der Vereinigten Staaten den Eingeborenen gegen die Uebergriffe der Weißen nun einmal keinen kräftigen Schutz gewähren kann und,

ie es scheint, nicht einmal gewähren will, so werden die Bemühun-
n um ihr Wohl, von welcher Seite sie auch kommen mögen, immer
rgeblich sein. In Kansas werden die den Indianern zugewiesenen
ndereien neuerdings von weißen Ansiedlern occupirt, obgleich dieß
n Gesetzen und dem — ostensiblen — Willen der Bundesregierung
wider ist (Boynton and M. 153f.), und sollten sich jemals Hinder-
sse finden, so wird man gegen die Indianer verfahren wie dieß Mexico
gen die nach Texas eingewanderten Cherokee und andere Stäm-
gethan hat: man erkannte 1835 ihr Recht auf das Land officiell
, vier Jahre später aber, legte man ihnen Räubereien zur Last und
thigte sie Texas wieder zu verlassen, da sie ja dort „gar keine Rechte"
tten und „nur eingewandert" waren — wie die weißen Ansiedler
ch (Kennedy II, 312, 341, Maillard 233, 255f.).

Es ist noch übrig von den Fortschritten zu reden welche ein gro-
Theil der Indianer in der neueren Zeit gemacht hat, und da zu
en die Bemühungen der Missionäre hauptsächlich mitgewirkt ha-
, von der Mission und ihren Erfolgen.

Die Jesuiten-Missionen in Canada wirkten weniger für die Zwecke
Civilisation, weil sie, wie früher bemerkt, neben religiösen Ten-
zen auch politische verfolgten (S. namentlich Halkett 30ff.,
ff., 299). Im Lande der Irokesen waren Montreal und Saut
Louis ihr Hauptsitz (La Potherie III, 35); bei den Algonkin
den sie fast durchgängig einen weniger fruchtbaren Boden (Char-
roix 135): obgleich die Jesuiten z. B. unter den Ottawa 60 Jahre
g und bis zur Aufhebung des Ordens lebten, so richteten sie doch
ts bei ihnen aus (Morse App. 24). In Folge des Friedens von
echt (1713) kamen französische Jesuiten auch nach Neufundland
d Nova Scotia, und es scheint daß die Vergeblichkeit der Versuche
t 1763) zu einem freundlichen Verkehre mit den dortigen Eingebo-
en, hauptsächlich in der Abneigung ihren Grund hatte welche die
ssionäre dagegen bei ihnen hervorriefen (Anspach 109, 250ff.):
e Folge der Reibungen zwischen den Eingeborenen und Engländern
r der Ueberfall der Micmac gegen die letzteren (1767), denen man
rfolgung des katholischen Glaubens vorgeworfen hat (Brasseur
, 15). Die Vorstellungen welche der englischen Regierung (1776)
er die grausame Behandlung der Eingeborenen von Neufundland
rch die Europäer, gemacht wurden, scheinen nicht so unbegründet

gewesen zu sein als Anspach (205) anzunehmen geneigt ist. bitterung und Feindseligkeit waren auf beiden Seiten gleich Von dem Christenthum in jenen Gegenden ist nur der Name, kaum dieser übrig geblieben (Chappell 104). In neuerer (1818) hat die von Lord Selkirk gegründete Ansiedelung am River (Winipeg See) katholische Missionäre von Quebec aus er (Brasseur II, 152); solche wirken auch anderwärts in den Lä der Hudsonsbay-Company. Ihr Einfluß schreibt sich von der e ligen französischen Herrschaft über Canada her. Seit 1823 habe Red River und in dessen Nordwesten auch protestantische Missi eine erfolgreiche Wirksamkeit gefunden (Sondermann).

Weit älter als im Norden waren die katholischen Mission Süden. Spanische Missionäre kamen zuerst 1568 nach S. Aug in Florida; 1592 trafen 12 Franciscaner dort ein, deren un liches Schicksal — sie wurden erschlagen — ihre Ordensbrüder ferneren Versuchen jedoch nicht abschreckte (Fairbanks 107, Von dort drangen sie in Virginien ein und hatten sich schon v Gründung von Jamestown durch die Engländer in Süd Car festgesetzt (ebend. 121). Von der anderen Seite brachen sie sich i xas Bahn, zuerst 1688, dann seit 1716, doch wenig erfolgreich pinosa V, 4 ff.); die Apachen blieben unbekehrbar (1730—67, ricivita III, 3). Eine Uebersicht der katholischen und protestant Missionen nebst reichen statistischen Angaben über ihre Wirks findet sich bei Schoolcraft (VI, 731, vgl. V, 502 u. 695).

In Neu England war es zwar einer der vielfach ausgespro und betonten Hauptzwecke der frommen Puritaner die Indianer Christenthum zu bekehren, aber lange Zeit hindurch geschah von Seite nichts dafür und später nur sehr Ungenügendes (Nähere Trumbull I, 494 und besonders bei Hutchinson I, 150, Bis auf Eliot's ernsthafte Missionsbestrebungen (seit 1646), doch nach seinem Tode nur mit schwacher Kraft fortgesetzt wu blieb es bei schönen Phrasen. Er übersetzte die Bibel in die S der Indianer von Massachusets (Druck der Uebersetzung 1664), schuf bis zum J. 1687 sechs Gemeinden getaufter Indianer 18 Catechizanten-Gemeinden in Neu England (Mather, Brie glückl. Fortgang des Evangelii. Halle 1696). In der zweiten des 17. Jahrh. war der Missionseifer größer, viele und eifrig

onäre wurden ausgeschickt, sie tauften viele Indianer, aber ihre Wirk-
amkeit war nicht nachhaltig (Halkett 239 ff.). Auch in Virginien
urde (1619, 1621) officiell der Grundsatz aufgestellt das Christen-
hum unter den Eingeborenen zu verbreiten und sie freundlich und
uman zu behandeln, nach dem Ueberfalle von 1622 aber war keine
ede mehr davon (Kercheval XIII).

Bei weitem das Meiste haben in älterer Zeit die Herrenhuter ge-
istet, deren Missionsgeschichte in Pennsylvanien (1740—87) Los-
iel ausführlich erzählt hat. Sie waren schon 1735 in Georgia vor-
edrungen und erstreckten von Pennsylvanien aus ihre Thätigkeit
uch nach New York und Connecticut (vgl. Zeisberger's Leben im
Baseler Miss. Magaz. 1838). Post (1758), Heckewelder (1762),
Zeisberger (1767) waren die hervorragendsten unter ihnen. Sie
nahmen sich vor Allem der Delaware und nächst diesen der Irokesen
an, zu denen die sog. Praying Indians gehörten welche seit 1749 in
Ogdensburg angesiedelt waren (Morgan 26). Im amerikanischen
Unabhängigkeitskriege wurden die mährischen Brüder, obwohl mit
Unrecht, beiden Parteien verdächtig: man verfuhr feindselig und
grausam gegen sie, wie schon erwähnt, und zerstörte ihre Missionen;
die Reste der christlichen Indianergemeinden wurden an den Huron-
Fluß gebracht und erhielten dort ihre Missionäre wieder. Neuerdings
haben sich die mährischen Brüder den Cherokee mit glücklichem Erfolge
zugewendet (Springplace seit 1801, Morse App. 153 ff.). Bei
demselben Volke wirkten auch amerikanische Missionäre seit 1817.
Ueber die protestantische Mission in den Hudsonsbay-Ländern S. Ba-
eler Miss. Mag. 1855, III, 84, Sondermann und Journal of the
Bishop of Montreal during a visit to the Church Miss. Soc's N.
Y. American Mission. Lond. 1845. In Rücksicht der vielen neueren
Missionsgesellschaften und der Ausbreitung ihrer Thätigkeit unter den
Indianern verweisen wir auf Schoolcraft (VI, 731 ff.), aus dessen
Angaben sich ergiebt daß erst seit der Uebersiedelung der Eingeborenen
ach Westen und seit der gänzlichen Niederwerfung ihrer Macht die
Bekehrung bei ihnen rascher fortschreitet.

Wer den Charakter der Indianer und ihre Verhältnisse zu den
Weißen kennt, wird in dieser Erscheinung nichts Befremdendes finden:
die Schwierigkeiten und Hindernisse auf welche die Bekehrung stoßen
mußte, waren in der That ungeheuer. Zuerst stand ihr die große Liebe

der Indianer zu völliger persönlicher Unabhängigkeit im Handeln und im Denken entgegen, dann ihre tiefe Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, das gründliche Mißtrauen gegen die Weißen überhaupt und gegen Alles was sie brachten, der Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Lehren der Christen und dem Beispiel das sie den Indianern durch ihre Handlungen und ihre ganze Lebensweise gaben, endlich die große Verschiedenheit beider im Aeußern und in der Lebenseinrichtung welche dem Indianer auch eine Verschiedenheit der Religion als natürlich und nothwendig erscheinen ließ. Dazu kamen aber oft auch noch Schwierigkeiten anderer Art: die Missionäre konnten sich bisweilen nur durch Dolmetscher verständlich machen; katholische und protestantische Missionäre wirkten an manchen Orten einander entgegen mit einer gewissen Feindseligkeit; das Beten derselben, das Lesen in der Bibel und manche andere religiösen Handlungen wurden als eine Art von Hexerei von den Eingeborenen angesehen, und wenn diese ihre sterbenden Kinder bisweilen zur Taufe darboten, so geschah dieß gewiß meist in der Erwartung sie durch Zauberformeln des Missionärs vom Tode gerettet zu sehen. Ferner wurde die Mission oft schon in ihren Anfängen durch die gezwungene Auswanderung der Indianer zerstört (so z. B. die der Baptisten bei den Delaware 1819, McCoy 59). Endlich machte es das beharrliche Schweigen und das bereitwillige Zustimmen oft unmöglich den Eindruck zu erfahren den die Rede auf sie gemacht hatte, denn Widerspruch ist nach ihren Begriffen von Anstand und Sitte unschicklich und ungebildet: auch hieraus entsprangen für den Missionär Täuschungen und Schwierigkeiten, wie die folgenden zwei Anekdoten zeigen mögen.

Ein schwedischer Geistliche hatte die Häuptlinge der Susquehannah-Indianer versammelt und erklärte ihnen die historischen Grundlagen des Christenthums. Er sprach vom Sündenfalle durch den Genuß des Apfels, von der Sendung Christi und der Erlösung, seinen Wundern und Leiden u. s. f. Als er zu Ende war, stand ein Indianer auf ihm zu danken: „Was du uns erzählt hast ist Alles sehr gut. Es ist in der That schlimm Aepfel zu essen; es ist besser Apfelwein aus ihnen zu machen. Wir danken dir sehr für deine Freundschaft, daß du so weit hergekommen bist um uns dieß mitzutheilen, was du von deiner Mutter gehört hast.“ Als der Indianer dann dem Missionär eine seiner Sagen erzählt hatte, wie sie zu Mais und Bohnen

und Tabak gekommen seien, behandelte dieser die Sage verächtlich und sprach: „Was ich euch erzählt habe das waren heilige Wahrheiten, aber was ihr mir da sagt, ist lauter Fabel, Einbildung und Wahn.“ Da wurde der Indianer unwillig: „Mein Bruder“, sagte er, „es scheint, deine Freunde haben schlecht für deine Erziehung gesorgt und dich nicht in den Regeln der gewöhnlichsten Höflichkeit unterwiesen. Du siehst daß wir, die wir diese Regeln kennen und befolgen, alle deine Geschichten glauben, warum willst du die unsrigen nicht auch glauben?“ (Franklin, works 2^d ed. III, 386).

Ein Hurone ging bei einem Missionär fleißig in die Predigt, plötzlich aber blieb er weg. Jener stellte ihn darüber zur Rede und erhielt die Antwort: „Ich hatte Mitleiden mit dir, daß du immer ganz allein beten mußtest, ich wollte dir also Gesellschaft leisten; jetzt aber da Andere da sind und dir diese Gefälligkeit erzeigen wollen, will ich meiner Wege gehen“ (Charlevoix 131).

Es wird öfter erwähnt daß die Eingeborenen von Neu England nur in Rücksicht des 7. Gebotes und der Monogamie sich nicht mit der christlichen Lehre einverstanden erklären wollten, obwohl die meisten von ihnen nur eine Frau hatten und dieser treu waren (Elliott I, 307). In älterer Zeit widersetzten sich besonders die Narraganset sehr entschieden der Einführung des Christenthums (Potter 154), vorzüglich weil, wie sie sagten, die bekehrten Indianer selbst nur Heuchler und Taugenichtse seien (Easton 10). Die Sachems beklagten sich bisweilen „daß die Indianer die zu Gott beteten, ihnen nicht mehr Tribut zahlen wollten wie sonst.“

„Bessere erst deine Landesleute“, war eine Antwort welche die Missionäre nicht selten von den Eingeborenen erhielten. Als Brainerd einem Häuptlinge einst auseinandersetzte daß er die Indianer zu Christen machen wolle, lachte dieser und ging fort. Warum sollten sie auch Christen werden, sagte er ein andermal, da diese ärgere Lügner Diebe und Trinker sind als die Indianer. Von ihnen, setzte er hinzu, hätten diese das Trinken gelernt, und daß Diebe bei ihnen gehängt würden, schrecke andere nicht ab vom Stehlen (Halkett 304). Das dissolute Leben der Weißen erschwerte vielfach die Abschaffung der Polygamie bei den Indianern (ebend. 231); das Christenthum mußte diesen als unvermögend erscheinen die Laster seiner Bekenner zu bessern oder auch nur in Schranken zu halten. Red Jacket gab,

als man ihn von dem Segen des Christenthums zu überzeugen suchte, unter Anderem zur Antwort: „Wenn die Missionäre den Weißen nicht nützlich sind, warum schicken sie sie zu den Indianern? Wenn sie aber den Weißen nützlich sind, warum behalten diese sie nicht zu Hause bei sich? Sie sind doch wahrlich schlecht genug um die Arbeit eines jeden dringend zu bedürfen der sie bessern könnte... Die Schwarzröcke sagen uns daß wir arbeiten und das Feld bauen sollen, sie selbst aber thun nichts und würden verhungern müssen, wenn niemand sie fütterte. Sie beten den ganzen Tag nur zum großen Geiste, davon aber wächst kein Mais und keine Kartoffeln."

Aus der Antwort Red Jacket's an den Missionär Cram (1805, ausführlich bei Thatcher II, 291) heben wir nur Weniges heraus. Nachdem der Redner auseinandergesetzt hat wie die Eingeborenen allmälich durch die Weißen um ihr Land kamen, fährt er fort:

„Bruder, ihr habt jetzt unser ganzes Land, aber dieß ist euch noch nicht genug, ihr wollt eure Religion uns aufdrängen. Ihr sagt, wir seien verloren, wenn wir sie nicht annehmen. Woran sollen wir erkennen daß dieß wahr ist? Wir sehen daß eure Religion in einem Buche geschrieben steht, wir wissen nur was ihr uns davon sagt. Wie sollen wir wissen was wahr ist, da wir von den Weißen so oft betrogen worden sind?

Bruder, wir verstehen nichts von diesen Dingen. Ihr sagt daß eure Religion euern Vätern gegeben worden und auf euch gekommen ist. Wir haben auch eine Religion die unsern Vätern gegeben und von diesen uns überliefert worden ist. Sie lehrt uns dankbar zu sein für alles Gute das wir empfangen, einander zu lieben und einträchtig zu leben. Wir streiten nie über die Religion.

Bruder, der große Geist hat uns Alle geschaffen, aber er hat einen großen Unterschied gemacht zwischen seinen weißen und seinen rothen Kindern. Er hat uns eine andere Farbe und andere Sitten gegeben. Euch hat er die Künste gegeben. Wir wissen das. Da er aber zwischen uns in anderen Dingen einen so großen Unterschied gemacht hat, so glauben wir daß er für uns auch eine andere Religion bestimmt hat, die für uns paßt. Der große Geist thut Recht, er weiß was das Beste ist für seine Kinder: wir sind zufrieden.

Bruder, wir wollen eure Religion nicht ausrotten oder von euch nehmen, aber wir wollen die unsrige behalten."

Nach dieser Rede reichten die Häuptlinge dem Missionär friedlich die Hand zum Abschied, dieser aber stieß sie unwillig zurück und sagte ihnen daß keine Gemeinschaft sein könne zwischen der Religion Gottes und den Werken des Teufels, worauf jene sich still zurückzogen.

In Folge der Erbitterung die zwischen beiden Raçen eintrat, wuchs natürlich das Mißtrauen der Indianer gegen das Christenthum immer mehr: die Seneca machten es einst zur ausdrücklichen Friedensbedingung für die Schawanoe, daß sie nie Christen werden sollten (Long bei Forster III, 253). Sie argwöhnten in der Verbreitung des Christenthums ein neues Mittel der Unterdrückung, sie fürchteten eine neue List: ein Indianer bat Mc Coy (249) es ihm schriftlich zu geben daß nichts dieser Art bei der Bekehrung im Spiele sei und sagte zu ihm um sich zuletzt seiner ganz zu versichern: „Zum Zeichen der Freundschaft fasse ich deine Hand und halte sie fest. Gott sieht es daß wir uns die Hände darauf geben und wird Zeuge sein gegen den der lügt.“ Mißtrauen war es auch das den Indianern die spitzfindigen Fragen eingab, die sie Eliot und anderen Missionären der früheren Zeit stellten: warum, wenn alle Indianer bisher in die Hölle gefahren seien, jetzt die wenigen bekehrten in den Himmel kommen sollten? warum Judas Sünde that, da es doch Gottes Wille war daß Christus den Tod des Missethäters sterben sollte? welches von zwei Weibern ein Indianer behalten müsse? u. dergl. (Elliott I, 328).

Viele konnten sich nicht davon überzeugen daß Gott dieselbe Religion und dasselbe Paradies für die weißen und für die rothen Menschen bestimmt habe. Ein getaufter Indianer, erzählt Tanner (II, 50) den Eingeborenen nach, kam nach seinem Tod an die Thür des Himmels der Weißen, erhielt aber keinen Einlaß, sondern wurde nach den glücklichen Jagdrevieren der Indianer gewiesen. Dort angelangt, erhielt er zur Antwort: Du hast dich unserer im Leben geschämt und den Gott der Weißen angebetet, gehe jetzt hin zu ihm, er mag für dich sorgen.

Daß auch noch andere Dinge den Indianer vom Christenthume in neuerer Zeit zurückhalten, lehrt folgende Antwort eines Delaware (bei Möllhausen a, I, 440): „Zu viel Lügen in weißen Mannes Bethaus; sagen: selbst nicht stehlen, stehlen aber Indianers Land; sagen: liebe deinen Nächsten, wollen aber nicht zusammen mit Neger beten. Viel Kirchen hier: Methodisten, Katholiken, Protestanten,

Presbyterianer; alle sagen: selbst allein gut, andre Kirchen falsch und lügen. Alle Kirchen lügen, Indianers Kirche Wald und Prärie, ist gut, Wald und Prärie nur eine Zunge."

Red Jacket hat sich öfter beklagt daß „die Schwarzröcke" nur die Vorläufer anderer Weißen seien die den Indianern das Land wegnähmen, daß sie nur Zank und Streit unter diese brächten und schließlich doch von ihnen ernährt und bezahlt werden müßten. Von Andern wurde dagegen bisweilen wohl auch das gänzliche Erliegen der Indianer vor den Weißen als ein Grund geltend gemacht deren Religion anzunehmen, da der große Geist die Eingeborenen untergehen lasse, die Christen aber begünstige (Buchanan 109, 102), in ähnlicher Weise wie die Religion der Sieger häufig auch anderwärts bei den Besiegten dadurch Eingang findet, daß ihnen ihre eigenen Götter als machtlos erscheinen denen der Sieger gegenüber. Eine entgegengesetzte Wendung gab freilich ein Häuptling vom Oberen See dieser Betrachtung, welcher M'Kenney, der ihn bereden wollte seinen zehnjährigen Knaben in die Schule nach Mackinac zu schicken, erwiderte: „Vater, was du sagst ist gut, aber ich will nicht daß die Augen meines Kindes dicker gemacht (weiter geöffnet) werden als sie es sind. Ich will daß sie klein bleiben. Wenn sie ihm aufgehen, was wird er sehen? Er wird sehen wie dick (groß) der weiße Mensch ist und wie klein der rothe. Er wird sehen wie der Weiße den Rothen mit Füßen getreten, sein Land ihm weggenommen, seinen Biber gestohlen und so Vieles gethan hat um den Rothen in's Elend zu stürzen. Der Weiße ist stark, der Rothe ist schwach. Ich will nicht daß mein Knabe dieß früher sehe als er es sehen muß. Er wird das Alles früh genug kennen lernen."

Trotz der ungeheuern Schwierigkeiten mit denen die Mission zu kämpfen hatte, ist es ihr in neuerer Zeit gelungen bei vielen Indianervölkern, oder vielmehr bei den jetzt allein noch übrigen Resten derselben Eingang zu finden. Ihr hat man hauptsächlich die Fortschritte zu verdanken welche die Indianer gemacht haben.

Die Irokesen, nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg von ihren Verbündeten, den Engländern, preisgegeben, mußten zum Theil nach Canada übersiedeln. Dieß thaten die Mohawk und ein Theil der Oneida, die Cayuga wurden zerstreut, die Onondaga blieben in ihrem Lande sitzen, die Tuscarora am Niagara-Flusse, die Seneca aber wurden

f das Schmählichste um ihr Land betrogen (Näheres bei Morgan 29). ejenigen von ihnen welche noch im Staate N. York wohnen, fand orse (26) im J. 1820 bedeutend fortgeschritten im Ackerbau, Hausu und den mechanischen Künsten überhaupt; sie besuchten die Kirche gelmäßig, viele von ihnen waren im Lesen Schreiben und Rechnen so it gekommen, daß sie Schullehrer werden konnten, einige wurden gar respectable Geistliche. Das Mohawk war als allgemeine Sprache i ihnen im Gebrauch (Morse App. 79). Schoolcraft (Report the state of the Iroquois Jnd. in 1845. Albany 1846) berichtet ß sie 2300 Stück Rindvieh besaßen und daß die Volkszahl bei ihnen Wachsen begriffen war. Ueber das Dorf der Seneca bei Buffalo nd über die 8 Meilen von Niagara angesiedelten Tuscarora, welche ßteren zum Theil gemischten Blutes sind (Schoolcr. IV, 606), hat Pr. Maximilian (c, II, 396, 407) ein gleich günstiges Urtheil abgegeben. Dasselbe gilt auch von den Irokesen in Canada, die bei Kingston und am Grand River, namentlich in der Nähe von Brantford ansässig sind (Bonnycastle II, 54, Schoolcraft II, 539). Kleine Reste von Wyandots, die durch den Krieg von 1812 zerstreut wurden, fand Morse (App. 16) noch am Ostufer des Michigan See's, 36 miles südsüdöstlich von Mackinaw. Einige leben auch im Indian Territory (Gladstone 270 ff.).

Von den Algonkin leben die Ojibway jetzt im nördlichen Michigan und Wisconsin, am Südufer des Oberen See's, im Quellgebiet des Mississippi, am Sandy, Leach und Red Lake, ferner in West Canada am Huron, Oberen, Winipeg und Red River See (Copway 176). Sie sind zum Theil gemischten Blutes (Wagner und Sch. II, 336). Die Mission ist bei ihnen seit 1824 thätig. Ihre Erfolge schildert Copway wohl zu günstig. Wagner u. Sch. (II, 239) urtheilen wenigstens über die am Oberen See lebenden wesentlich verschieden, und Tanner (II, 189) bemerkt daß es für sie in ihrem unfruchtbaren öden Lande der größten Anstrengung bedürfe um nur das Leben zu fristen, und daß dort nicht selten der geschickteste Jäger den Hungertod sterben müsse.

Die Arbre Croche Indianer, ein Theil der Ottawa, haben im J. 1819 mehr als 1000 Scheffel Mais auf den Markt nach Mackinaw gebracht, in anderen Jahren sogar mehr als dreimal so viel, obwohl sie weder Pflüge noch Ochsen oder Pferde besitzen. Im Aeußeren wie

in ihren Sitten hatten sie größere Fortschritte gemacht als fast alle anderen Indianer, doch wollten sie vom Christenthume nichts wissen (Morse App. 24). Die Ottawa der Umgegend von Michilimackinac, 700 (?) Seelen stark, leben ganz vom Ackerbau und producirten im Jahre 1854 25000 Scheffel Mais, 40000 Scheffel Kartoffeln und 325000 Pfund Ahorn-Zucker (Schoolcr. V, 708). Auch die im Indian Territory lebenden Ottawa und Potowatomi sind neuerdings sehr tüchtige Ackerbauern und bessern sich fortwährend (ebend. VI, 547). Statistische Angaben über Volkszahl und neuere Fortschritte der christlichen Algonkinvölker ebend. V, 504).

Die Reste mehrerer nördlichen Algonkinstämme sind, wie es scheint, durch Mischung verschwunden (Morse App. 64 f., 69, 73 ff.). Die Sauk, welche sich den Weißen von jeher vorzugsweise freundlich erwiesen (Farnham), lieferten im Winter 1819/20 den Händlern 980 Päcke mit Fellen im Werthe von 58800 Dollars. Im Sommer ziehen sie außer anderen Früchten gewöhnlich 7—8000 Scheffel Mais, wovon sie 1000 verkaufen. Die Weiber, welche die Feldarbeit besorgen, fertigen außerdem im Sommer ungefähr 300 Matten von Binsen. Endlich graben sie jährlich 4—5000 Ctr. Blei, bei dessen Schmelzung sie jedoch 25 $\frac{0}{0}$ verlieren (Morse App. 126 f.). Der Theil der Sauk welcher im Ind. Territory lebt, hat indessen noch keine Fortschritte von Bedeutung gemacht und will von Schulen und Mission nichts hören (Schoolcr. III, 259, VI, 548).

Zu den am weitesten vorgerückten scheinen die Delaware auf der Nordseite des Kansas an dessen Mündung zu gehören. McCoy (560 ff.) rühmt ihre religiösen und moralischen Fortschritte; sie hatten 1839 meist gute Blockhäuser, eingehegte Felder und Vieh in großer Menge. Viele von ihnen leben indessen weit zerstreut. Wie bei den Schawanoe, ihren südlichen Nachbarn, welche schon 1801 sehr thätige Ackerbauern und Viehzüchter waren (Perrin du Lac I, 110) und bei den Kickapu sind auch bei den Delaware die Farmen ganz nach der Art der weißen Ansiedler eingerichtet. Jede Familie besitzt wenigstens 5, manche 100 Acker Land. Sie ziehen Früchte aller Art, führen viel Getreide aus und sind ganz ein Ackerbauvolk (1841, Schoolcr. VI, 541). Die Peoria und Kaskaskia, Wea und Piankeschaw haben ebenfalls Anfänge in regelmäßigem Landbau gemacht (ebend. 547). Von den Menomini und Winebago gilt

ieselbe (ebend. 691, 704). Morse (App. 50) erzählt indessen daß ide zusammen in Greenbay (1820) jährlich zwar gegen 100000 Pfund ucker und 3—4000 Gallonen Sirup fabricirten, diese aber sämmtlich gegen Branntwein umsetzten. Die Winebago schildert er als die äßigeren fleißigeren und vorsichtigeren; die Menomini waren damals ur in einem Dorfe festsässige Ackerbauern. Die ersteren hatten 1848 as Christenthum noch nicht angenommen, waren aber reinlicher georden, die Männer hatten angefangen mehr zu arbeiten, betrieben en Landbau stärker als die Jagd und mit europäischen Werkzeugen Schoolcr. II, 535, IV, 57, 237).

Am wenigsten fortgeschritten sind unter allen Stämmen welche im ndian Territory leben, diejenigen welche dort einheimisch sind. Die age der Otoe, nahe der Mündung des Großen Platte, hatte sich euerdings etwas gebessert, sie geriethen aber mit den Missouri in Feindschaft und ihre Fortschritte hörten auf. Die Omaha und Punah sind Jäger geblieben, die Jowa sehr dem Trunke ergeben (Mc Coy 560, Schoolcr. VI, 544 ff.). Die Osagen am Osage- und Neoscho-Fluß lebten um 1820 noch ganz in ihrem ursprünglichen Zustand, von Geld wie von Branntwein wußten sie noch nichts, doch hatten sie bereits Kartenspielen und Fluchen von den Händlern gelernt (Morse App. 366, 213, 234) und wurden durch die letzteren rasch zu Grunde gerichtet (McCoy): ihre Jahrgelder verwenden sie in neuester Zeit für Lebensmittel und Spirituosen, verzehren das ihnen gelieferte Vieh und wünschen meist nicht einmal Ackergeräthe zu besitzen; nur die bei ihnen angelegte Handarbeit-Schule trägt gute Früchte (Schoolcr. VI, 540, 712, IV, 593). Auch die Fortschritte der Kansas sind gering. Die Quappa sind etwas vorwärts gekommen, treiben neuerdings (1841) mehr Landbau, haben bessere Kleidung und sind weniger dem Trunke ergeben; Schulen fehlen ihnen noch. Von den Pani ist ebenfalls noch nicht viel Rühmliches zu sagen.

Noch müssen wir bemerken daß der Bericht eines Oberbeamten des Indian Bureau vom J. 1853 (bei Schoolcr. VI, 551) minder günstig über die Fortschritte lautet als die früheren Mittheilungen der Indian Agents erwarten lassen. Als ein besonders erfreuliches Ereigniß ist aber jedenfalls der Vertrag von Talequa zu bezeichnen (Juni 1843), den die Häuptlinge von 16 Völkern geschlossen haben: sie haben sich durch ihn verpflichtet Frieden und Freundschaft untereinander

zu halten, keine Rache für Verbrechen Einzelner an deren Stammgenossen zu nehmen, sondern den Verbrecher in seiner Heimath zu strafen, Ackerbau und Gewerbe zu verbessern, den Branntweinverkauf und Trunk zu unterdrücken, allgemeine Freizügigkeit innerhalb ihres Gebietes zu gestatten und keinen Landestheil ohne die Zustimmung des ganzen Bundes an die Vereinigten Staaten zu verkaufen. Die an dem Vertrage betheiligten Völker sind die Cherokee, Creek, Chickasaw, Delaware, Schawanoe, Piankeschaw, Wea, Osagen, Seneca, Stockbridges, Ottawa, Chippeway, Peoria, Witchita, Potowatomi und Seminolen.

Bei weitem am meisten haben sich die Völker der südöstlichen oder apalachischen Gruppe dem civilisirten Leben genähert, und gleich allen Indianervölkern, die sich dem Ackerbau entschieden zugewendet haben, sind sie seitdem an Seelenzahl gewachsen (Schoolcr. VI, 522, 690). Namhafte Fortschritte haben sie schon vor ihrer Uebersiedelung nach Westen gemacht, und eben dieser Umstand erschwerte ihnen sehr den Entschluß ihr Land zu verlassen. Von den Cherokee bestand schon damals (vor 1820) die größere Hälfte, von den Choctaw und Chickasaw ein großer Theil aus Mischlingen (Morse App. 74), und obgleich die Mischlinge, wie wir gesehen haben, in manchen Fällen schweres politisches Unglück über sie brachten, so wirkten doch auch mehrere derselben vorzüglich glücklich für die Hebung und Bildung des Volkes dem sie angehörten, und haben durch die That die oft ausgesprochene Behauptung widerlegt daß eine Mischlingsbevölkerung stets ein nicht zu bewältigendes Uebel sei, das es nirgends zu einem wahren Fortschritte und zu einer gedeihlichen Organisation der Gesellschaft kommen lasse.

Die Cherokee theilten sich schon seit 1808 in zwei Parteien, Jäger und Ackerbauern, die in ihrem Lande eine feste Grenzlinie zu ziehen wünschten durch die sie voneinander geschieden wären (Schoolcraft VI, 401). Die Zeit in welcher sie ihre hauptsächlichsten Fortschritte machten, fällt um 1820, wie schon daraus ersichtlich ist, daß von 1819—25 ihre Volkszahl von 10000 auf 13500 nebst 200 Weißen und 1300 Negersklaven anwuchs. Sie schufen, wie M'Kenney sich ausdrückt, im Laufe von 8 Jahren die Wildniß in einen Garten um. Die meisten Familien bearbeiteten damals 10 — 40 Acker Land, mehrere derselben verkauften jährlich einige hundert Scheffel Mais, und es gab bei ihnen zahlreiche Beispiele von angestrengtem und aus-

dauerndem Fleiße. Pferde und Kühe besaß nur etwa der achte Theil der Bevölkerung, dagegen waren Schweine allgemein verbreitet, der Pflug wurde eingeführt und fahrbare Wege hergestellt. Baumwollenmanufacturen waren schon seit 1796 bei ihnen errichtet worden, und seitdem wurde Spinnen und Weben allmälich zu einer allgemeinen Beschäftigung der Weiber (Morse App. 167 ff., 179). In manchen der gut ausgestatteten Häuser fanden sich selbst Luxusgegenstände, und es gab Einzelne deren Privateigenthum sich bis auf mehrere tausend Dollars belief (1819, Nuttall 123). Einführung und Verkauf von berauschenden Getränken war verboten, und jeder Händler mußte einen besonderen Erlaubnißschein lösen. An dem nöthigen Handwerkszeuge und an Mühlen fehlte es noch mehrfach. Die Schulen des American Board of Commiss. for foreign missions hatten seit 1817 angefangen sich bei den Cherokee auszubreiten; die Kinder zeigten sich sehr lenksam anhänglich und bildungsfähig (Morse App. 305), und man traf die zweckmäßige Einrichtung, daß die einmal zur Schule geschickten ihr nicht wieder genommen werden konnten, ohne Erstattung der Kosten welche sie der Mission verursacht hatten. Die Polygamie wurde abgeschafft, religiöse Vereine und Mäßigkeitsvereine gebildet.

Im Jahre 1820 geschah ein weiterer Fortschritt mit der Einführung geschriebener Gesetze und einer Repräsentativverfassung. Die Hauptzüge derselben, wie sie sich mit späteren Modificationen in der Constitution of the Cherokee nation made at New Echota in 1827 finden, sind folgende. Das Land ist unveräußerlich. Die gesetzgebende vollziehende und richterliche Gewalt sind geschieden. Die erstere besteht aus zwei Häusern, zu deren einem zwei und zu deren anderem drei Mitglieder von jedem der acht Bezirke gewählt werden in welche das Volk getheilt ist. Negermischlinge sind keine Wähler, Geistliche nicht wählbar. Die vorgelegten Gesetzentwürfe werden nach parlamentarischem Gebrauche discutirt. Die Executive besteht aus dem obersten Häuptling (principal chief), seinem Stellvertreter und einem hohen Rathe von fünf Mitgliedern, welche sämmtlich auf 4 Jahre von beiden Häusern gewählt werden. Sie hat ein temporäres Veto und das Begnadigungsrecht. Der oberste Häuptling soll alle zwei Jahre das Land bereisen um dessen Zustand kennen zu lernen. Die richterliche Gewalt wird vom obersten Gerichtshofe, dem wandernden Gerichte und von Friedensrichtern ausgeübt. Geschwornengerichte und drei Instanzen sind eingeführt,

die Richter nur durch den Willen beider Häuser absetzbar. Es herrscht allgemeine Religionsfreiheit, doch kann niemand ein Amt bekleiden der nicht an Gott und an Vergeltung in einem künftigen Leben glaubt.

In Folge der Erfindung eines aus 85 Zeichen bestehenden Silbenalphabetes (1821) durch Sequoyah (George Guess, richtiger Gist), dessen Großvater ein Weißer war, wurde die Kunst des Lesens und Schreibens in kurzer Zeit bei den Cherokee allgemein: seit 1828 erschien der Cherokee Phoenix, eine periodische Zeitschrift, später der Cherokee Advocate. Der Erfinder des Alphabets, zuerst Landbauer, später Silberarbeiter und Schmied, ein sehr geschickter Zeichner, wurde wegen seiner Versuche lange Zeit von den Seinigen verlacht und bedauert, und lief bei der Veröffentlichung seiner Entdeckung Gefahr als Zauberer umgebracht zu werden (Näheres bei Pickering note 5). Er machte sie ohne fremde Anleitung und verstand nicht Englisch, sondern nur seine Muttersprache, doch enthält sein Alphabet, das anfangs aus lauter Zeichen für ganze Wörter bestand, da er früher einmal ein englisches Buch gesehen hatte, einige englische Buchstaben, denen er indessen eine neue Bedeutung beigelegt hat (White 388 nach Miss. Herald 1828 Oct.)

Durch die Uebersiedelung nach Westen ist die aufblühende Civilisation der Cherokee in hohem Grade gedrückt und der Gefahr des Unterganges ausgesetzt, doch nicht wirklich zerstört worden: regelmäßige Arbeit fing zwar 1841 wieder an bei ihnen allgemeiner zu werden, aber der Trunk richtete damals vielen Schaden an (Armstrong bei Schoolcr. VI, 529), obwohl es anderwärts heißt daß „sie versprächen bald sich nur noch durch die Farbe von den Bürgern der Vereinigten Staaten zu unterscheiden" (ebend. V, 504 u. Monatsb. d. Ges. f. Erdk. IV, 55 nach Sumner). Von den im Jahre 1819 nach Westen übergesiedelten Cherokee hören wir daß sie 1835 wohl eingerichtete und möblirte Häuser, gut bewirthschaftete Felder und Viehherden von 2—300 Stück besaßen, daß sie in 5 Jahren 6—7000 Stück Vieh verkauften, drei Salzwerke und zwei Bleigruben bearbeiten, und daß es vermögende und unternehmende Kaufleute unter ihnen gab (McCoy 604).

Am nächsten sind ihnen in ihren Leistungen die Choctaw und Chickasaw gekommen. Die letzteren verstanden schon 1819 zum Theil etwas Englisch (Nuttall 56), während die Cherokee-Mischlinge,

vorzugsweise von Franzosen stammend, sich meist die Sprache der letzteren angeeignet haben (Zeitschr. f. Allg. Erdk. N. Folge III, 369). In ihrem Lande östlich vom Mississippi, dessen Grenzen Morse (App. 182, 200) näher bezeichnet, bauten jene beiden Völker Mais, Baumwolle und Melonen in großer Ausdehnung, trieben bedeutende Viehzucht und webten in einem Jahre gegen 10000 Yard Baumwollenzeug, doch lebten sie noch in Polygamie und hatten keinen religiösen Cultus, bis im Jahre 1818 Missionäre zu ihnen kamen, unter deren Leitung sie in kurzer Zeit einen viel versprechenden Anfang zu civilisirterem Leben machten. 1821 beschlossen sie in allgemeiner Versammlung überall Schulen einzuführen und den Branntweinverkauf zu verbieten (Morse App. 196).

Nach ihrer Uebersiedelung in den Westen haben sie fortgefahren in dieser Entwickelung. Im Jahre 1837 brachten die Choctaw für mehr als 20000 Dollars Baumwolle auf den Markt, 88 Webstühle und 220 Spinnräder waren bei ihnen im Gange, sie hatten 3 Mehlmühlen und es gab unter ihnen 13 eingeborene Kaufleute (McCoy 607). Besonders die am Red River wohnenden sind reich, und ihre Farmen so gut bestellt als irgend welche anderen in den Vereinigten Staaten, selbst die ärmeren haben wohl gebaute Holzhäuser. Sie besitzen Pferde Kühe Schweine und Schaafe, gewinnen ihr Salz selbst, verbrauchen Zucker und Kaffee wie die weißen Amerikaner und fangen an auch ihre Schmiedearbeit selbst zu machen (1841, Armstrong bei Schoolcraft VI, 524, statistische Angaben über Volkszahl und Culturfortschritte ebend. V, 504, vgl. IV, 582). Mäßigkeit ist allgemein, Branntweinverkäufer können bei ihnen nicht mehr bestehen. Gleich mehreren anderen dieser südlichen Stämme, namentlich den Cherokee, haben sie bedeutende Summen in amerikanischen Staatspapieren angelegt, deren Zinsen sie zur Einrichtung und Verbesserung ihrer Schulen verwenden. Der Unterricht in den letzteren wird meist in englischer Sprache ertheilt (McCoy, Gregg). Die Choctaw haben deren 12 und mehrere wohl bestellte Kirchen (Schoolcr. V, 572). Die Pläne der umfassenden gelehrten Bildungsanstalten welche man für Indianer gegründet hat, scheint man zu hoch gegriffen zu haben: die Choctaw-Akademie in Kentucky, welche durch die gemeinschaftlichen Mittel mehrerer Stämme erhalten wurde, ist daher wieder eingegangen, weil die Erfolge den Erwartungen nicht entsprachen. Die 1816 in Corn-

wall (Connecticut) von dem American Board of Commiss. for foreign missions gegründete höhere Bildungsanstalt für Eingeborene (Briefe der Zöglinge bei Morse App. 267 ff.) scheint aus demselben Grunde wieder aufgegeben worden zu sein. Die Chickasaw unterhalten eine Zeitschrift die mehr als 300 Abonnenten zählt (Schoolcr. V, 693, vgl. Atlant. Studien I, 216). Im Indian Territory gab es schon vor längerer Zeit eine Druckerei zu Park-Hill im Gebiete der Cherokee und eine andere unter den Schawanoe in der Mission der Baptisten (Gregg). Es herrscht im Lande der Choctaw große Sicherheit der Person und des Eigenthums. Ihre Verfassung ist demokratisch, das Land in 4 Districte getheilt, deren einer die Chickasaw umfaßt. Jeder derselben wählt einen Häuptling. Die vier Häuptlinge haben die Executivgewalt und ein Veto gegen die Gesetze welche das Repräsentantenhaus giebt, wenn nicht ⅔ der Mitglieder des letzteren auf dem Gesetze bestehen. Die Richter werden von der Executive ernannt, Capitalverbrechen durch Geschworene abgeurtheilt (McCoy 548, Schoolcraft V, 572, VI, 524 ff.).

Die Creek wohnten um 1775 in reinlichen Dörfern mit hübschen zweitheiligen Häusern von Fachwerk und kleinen Gärten, hatten eingehegte Felder die sie gemeinschaftlich bearbeiteten, und von deren Ertrag sie eine Abgabe an den öffentlichen Schatz zur Unterstützung der Armen entrichteten, wie wir früher erwähnt haben. Durch häufige Ueberfälle der Choctaw waren sie genöthigt worden sich in größeren volkreichen Dörfern anzusiedeln, da die Jagd unergiebig geworden war. Sie besaßen gute Rinderherden und trieben auf großen Kanoes Handel nach den Bahamainseln und nach Cuba (Bartram 141, 179 ff., 202, 218): mit einer gewissen Vorliebe bedienten sie sich der spanischen Sprache und zeigten sich geneigt spanische Sitten anzunehmen. In der Blüthezeit ihrer Macht um 1786 hatten sie die Einfuhr von Branntwein verboten, fingen an unter festen Gesetzen zu leben und der Mischling M'Gillivray begann Schulen bei ihnen einzurichten. Später hinderten die Kriege weitere Fortschritte. Die Seminolen kleideten sich 1820 in baumwollene Röcke, zu denen das Zeug jedoch importirt wurde, wohnten in Häusern von Holz, bauten Mais mit der Hacke und besaßen Pferde und andere Hausthiere; auch hatten sie Negersklaven wie die Cherokee und Choctaw (Morse App. 309). Sie stehen auch neuerdings nach der Uebersiedelung durchgän-

gig minder hoch als die eigentlichen Creek oder Muskoge, da sie unstäter sind als diese (Armstrong bei Schoolcr. VI, 532). Beide haben durch die Auswanderung und durch die ihr vorhergegangenen Kriege stark gelitten, und sind weder in Hausbau und Viehzucht noch in intellectueller Bildung bis auf die Stufe gelangt auf welcher die Cherokee und Choctaw stehen. Einheimische Handwerker haben sie fast gar nicht. Ihre politische Verfassung ist unentwickelt: die Häuptlinge geben meist die Gesetze unter denen sie leben. Indessen treiben die Creek den Landbau sehr fleißig: im Jahre 1837 wurden vor der Ernte Lieferungsverträge auf Mais im Werth von mehr als 25000 Dollars mit ihnen abgeschlossen.

Blicken wir zurück auf die lange Reihe von Thatsachen welche uns den moralischen Charakter und die geistige Begabung der Eingeborenen von Nord Amerika kennen gelehrt hat, so bleibt kein Zweifel wie unser Urtheil über sie ausfallen muß. Wenn eine gewaltige ungebrochene Naturkraft die beste Bürgschaft ist für die Lebens- und Entwickelungsfähigkeit eines Volkes, so dürfen wir diese dem nordamerikanischen Indianer in vollem Maaße zusprechen; aber „jede Raçe, weiß schwarz oder roth“, sagt Elliott (I, 389) sehr richtig, „muß untergehen, wenn ihr Muth, ihre Energie und Selbstachtung durch Unterdrückung Sklaverei und Laster zu Grunde gehen. Dieses Gesetz beweist die Geschichte und die Eingeborenen von Amerika bestätigen es.“ Dagegen ist es eine grobe Entstellung der Geschichte — und wir glauben dieß bewiesen zu haben — wenn man wie Schoolcraft den Kampf der Indianer gegen die Weißen wesentlich auffaßt als einen Kampf der Barbarei gegen die Civilisation, vielmehr ringt in ihm das Recht mit der Gewalt, die hülflose Kurzsichtigkeit und Ohnmacht mit der abgefeimten Arglist und Habsucht, und selbst dem Verzweifelnden bleibt der herzlose Hohn seines Unterdrückers nicht erspart.

Die Eskimo und ihre Verwandten.

Den ganzen äußersten Norden von Amerika, durchgängig angrenzend an die bisher besprochenen Indianervölker, haben die Eskim inne. Im Osten war sonst die ganze Südküste von Labrador an de Straße von Belle Isle von ihnen bewohnt, und von hier gingen f wahrscheinlich bisweilen auch nach Neufundland hinüber; doch fin sie vor den europäischen Ansiedlern zurückgewichen. Im Innern vo Labrador leben indessen Indianer, den Eskimo gehörte nur das Ki stengebiet (Chappell 97, 102). Wenn die Skrälinger, welche d Normänner auf ihren Fahrten an den Küsten des späteren Neu Eng land fanden, wirklich Eskimo waren (S. oben p. 60), so müssen die von den Indianern seitdem weit nach Norden zurückgedrängt worde sein, eine Annahme welche durch die Sage unterstützt wird, daß Esk mo von Canada hergekommen und nach kurzem Aufenthalte auf d Küste von Labrador nach Grönland übergegangen seien, wo sie d Bewohner des Landes welche sie vorfanden, — ob Normänner, Eskimo? — erschlugen (P. Egede 70, 106, Kohlmeister u K. 37). Indessen darf man hieraus nicht (mit Cranz I, 332 schließen daß die Eskimo erst seit dieser Zeit, zuerst im 14. Jahrhu dert, nach Grönland gekommen seien, und früher ausschließlich wei im Süden gesessen hätten, denn nach dem alten isländischen Geschid schreiber Are Frode (geb. 1076, Arius Multiscius, Antiqq. Amer 207) stießen die Normänner im Osten und Westen Grönland's h nach dessen Entdeckung, die in das Jahr 985/6 gesetzt wird, auf Sp ren von Wohnungen und Fahrzeugen und auf steinerne Geräthe den Skrälingern gehörten (nicht auf diese selbst, wie v. Etzel 28 a giebt), und die nördlicheren Eskimo sollen namentlich in Grönla für die Stammväter der südlicheren gelten (Ross a, 65, nach Egeb v. Etzel 325). Ihr erster bekannter Zusammenstoß mit den Normä nern fand dort 1377 statt, als sie „den Westbau" überfielen, und breiteten sich in Folge hiervon weiter nach Süden aus (ebend. 4 Im Laufe der Zeit unterlagen die Normänner gänzlich in dies Kämpfen, und die Physiognomie der jetzigen Bewohner macht es wa

* In den Schriften der beiden Egede habe ich indessen diese Angabe ni finden können.

scheinlich daß sie sich zum Theil mit den Eskimo vermischt haben. Bei der Wiederentdeckung des gegen 300 Jahre vergessenen und wieder verlorenen Landes zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts fand man dort nur Eskimos vor, die jedoch in Sitten Tracht und Sprache große Verschiedenheit zeigten (ebend. 61, 63). In Südgrönland besteht die Bevölkerung gegenwärtig zu 14 Proc. aus Mischlingen, und bei einem Dritttheil der übrigen Männer finden sich Spuren einer älteren Mischung mit Europäern; auch im nördlichen Theile des Landes sieht man viele blonde, ächt europäische Physiognomieen (ebend. 366, 326).

Von Grönland und Labrador erstreckten sich die Eskimo in ununterbrochener Linie nach Westen bis zum Kotzebue-Sund und sind in diesem Gebiete sprachlich in drei Haupttypen geschieden: die Bewohner von Labrador, die der Winter-Insel und von Iglulik (Halbinsel Melville), und die von Kotzebue-Sund (Buschmann 1854, Suppl. 708). Capt. Franklin hatte einen Eskimo von der Hudsonsbay zum Dolmetscher, der die Dialekte im Westen des Mackenzie-Flusses leicht verstand (Archaeol. Americ. II, 11). Zu diesem letzteren westlichen Zweige gehören auch die Namollo oder seßhaften Tschuktschen in der Nordostecke von Asien, welche von Fischerei leben, während die eigentlichen, nomadischen oder Renuthier-Tschuktschen, welche von jenen auch im Aeußeren wesentlich verschieden sind (Wrangell 59), sich sprachlich den Korjäken in Asien nahe anschließen (Buschmann, 711).

Zu den Eskimo sind ferner die Tschugatschen zu rechnen mit den ihnen verwandten Völkern (ebend. 692, 702f.), welche neuerdings in Folge eines falschen Gebrauchs der Russen angefangen haben sich selbst Aleuten zu nennen (Holmberg 76). Sie werden von Wenjaminow (Erman's Archiv VII, 126ff.), der die Kuskokwimer und Kwichpaks unrichtiger Weise von ihnen trennt und zu den Kenaiern zählt, als Kadjaker bezeichnet. Nach Holmberg's Darstellung, der sie allgemein Konjagen nennt, zerfallen sie in folgende Abtheilungen: 1) Konjagen oder Konägen auf der Insel Kadjak und den Nachbarinseln, nach einer ihrer Sagen von Aljaska her eingewandert (Lisiansky 196); 2) Tschugatschen, nach Wrangell (116) früher von Norden gekommen, von den Kadjaken entsprungen und durch Weiberraub mehrfach gemischt auf den Inseln von Prinz William's Sund und der ganzen Südküste der Kenai-Halbinsel; 3) Agleg-

mjuten an den Ufern von Bristol Bai und der Westküste der Halbinsel Aljaska bis zu 57° oder 56° herab; 4) Kijataigmjuten am Nuschagakh der in Bristol Bai mündet; 5) Kuskokwigmjuten am unteren Kuskokwim, später auf Nuniwok (auch auf Tschuakak oder S. Lorenz? Buschmann a. a. O. 703) und in den Süden bis zur Bristolbai vorgedrungen; 6) Aguljmjuten nördlich von den Mündungen des Kuskokwim bis zu denen des Kischunakh. Ferner an den Mündungen des Kwichpakh von Süden anfangend: 7) Magmjuten, 8) Kwichljuagmjuten, 9) Paschtoligmjuten; 10) Kwichpagmjuten am Kwichpakh oberhalb seines Delta bis zur Mündung seines Nebenflusses Uallik; 11) Tschnagmjuten am Süduser des Norton Sund; 12) Anlygmjuten am Norduser desselben; 13) Maleigmjuten an dessen Ostufer bis zum Kotzebue Sund hin. Endlich gehört wahrscheinlich noch die Jakutat-Sprache in Behrings Bai, südlich von Mt. Elias und weiter westlich von da zum Eskimostamme (Buschmann a.a.O. 683). Nach den Bemerkungen Prichard's (Uebers. IV, 461) scheinen hier die Verwandten der Eskimo mit den Koloschen zusammenzustoßen, denn zu den letzteren gehören nach Dixon die Bewohner von Port Mulgrave in der Behrings-Bai.

Auch die Sprache der Aleuten ist von Wrangell und Vater (Mithridates) als eine Eskimosprache bezeichnet worden, doch hat v. Bär dieß sehr unwahrscheinlich gemacht. Obgleich sie einige Wortgemeinschaft mit den Eskimo besitzt, ist sie doch von wesentlich verschiedenem eigenthümlichen Typus (Buschmann 1854 p. 697 ff.). Die Aleuten stammen der Sage nach vom Vorgebirge Aljaska, von wo sie sich über die Inseln verbreiteten (Saikof), und es gilt die Sprache von Unalaschka welche sich auch über den südwestlichen Theil von Aljaska erstreckt, für die Grundsprache der aleutischen Inseln (Resanow, ebend. 696). Holmberg unterscheidet zwei Hauptzweige derselben, den einen auf den Fuchsinseln und Aljaska, den andern auf den westlicheren Inseln. Die Aleuten haben die schwer glaubhafte Sage, daß sie vor nicht gar langer Zeit aus Asien herübergekommen seien (Wenjaminow, Erman's Archiv II, 467). Vielleicht stammt sie erst aus der Zeit seit welcher sie sich mit Russen gemischt haben, was gegenwärtig mit dem größten Theile der Bevölkerung geschehen ist. Auch sind viele derselben aus ihrer Heimath von den Russen nach Fort Ross in Californien gebracht worden, wo sie sich mit den dortigen Eingebo-

renen gemischt haben (Kotzebue N. R. II, 66ff.). Kadjaken sind eben-falls und auf dieselbe Weise dorthin gekommen, und haben (1809—11) von Bodega aus öftere Einfälle in S. Francisco gemacht (Duflot II, 8, Roquefueil I, 161).

Daß die sämmtlichen bisher angeführten Völker vermöge ihrer Aehnlichkeiten in Körperbildung Lebensart Tracht Waffen und Sitten nur eine Familie bilden, scheint Chamisso (176) zuerst bestimmt ausgesprochen zu haben. Wrangell (58) ist geneigt sie nicht zur amerikanischen, sondern zur mongolischen Raçe zu rechnen, und man würde dieser Ansicht beistimmen müssen, wenn es nothwendig wäre sie entweder unter die eine oder die andere dieser Abstractionen zu subsumiren. In ihren physischen Eigenthümlichkeiten den Asiaten sich nähernd, in ihrem Sprachbaue sich mehr den Amerikanern anschließend (Latham), sind sie in Sitten und Lebensweise von den letzteren nicht so durchgreifend verschieden als durch ihr munteres Temperament und ihre größere Lebendigkeit, obwohl in dieser Hinsicht wieder ein auffallender Gegensatz zwischen den Eskimo und den Aleuten stattfindet. Sie bilden ein selbstständiges Mittelglied zwischen Asiaten und Amerikanern, und haben unter den letzteren die meisten Berührungspunkte mit den Völkern des Nordwestens die ihnen benachbart sind.

Die Eskimo, Esquimantsic in der Sprache der Abenaki, Aschkimeg in der Sprache der Ojibway, d. i. „Roh-Fleisch-Esser" (Charlevoix, Heriot 22, Kohl II, 140), nennen sich selbst in Labrador Boothia felix und Grönland Innuit, „Menschen". Der Name Karálit oder Karálek, der ihnen von den Christen (Normännern), wie sie sagen, in alter Zeit beigelegt worden ist, während sie selbst ihn in früherer Zeit nicht gebrauchten (Egede's Grönländ. Lexicon Art. Karálek), ist nach Cranz's (I, 331 Anm.) richtiger Bemerkung identisch mit dem Worte Skrälling, aus dem es durch Einschaltung eines Vokales entstanden ist, da die Grönländer es sonst nicht auszusprechen vermochten. Mit Unrecht hat Cranz später (III, 337) dieß wieder zurückgenommen und die ganz unmotivirte Angabe gemacht, daß die Grönländer sich selbst Karálit nennten um sich als besonderes Volk im Gegensatze zu anderen Völkern zu bezeichnen. Der verhältnißmäßig große Schädel ist von langer schmaler Form, ausgezeichnet „pyramidal" nach Prichard (IV, 407) d. h. von sehr breitem Gesicht und nach oben sich verengender Stirn, in Folge der großen seitlichen Aus-

dehnung der Jochbögen und der großen Breite der Backenknochen. Die Nasenbeine sind sehr platt, so daß sie mit der Fläche der Stirn, den Backenknochen und dem Alveolartheile des Kiefers nach Prichard fast in einer Ebene liegen und das Gesicht als sehr flach erscheinen lassen, doch giebt Morton (247) den Oberkiefer als vorstehend an; das Hinterhaupt ist voll und hervortretend. Die an der Hudsonsbay wohnenden sind von den benachbarten Indianern scharf unterschieden, während die am stillen Meer allmälich in den Typus der Indianer übergehen (Latham). Der Bart ist stärker als bei den Indianern, die Statur meist unter mittelgroß, Wohlbeleibtheit häufig. Die Hautfarbe scheint bei ihnen beträchtlich zu variiren, denn während sie z. B. Ellis (189) in den östlichen Ländern schwarzbraun fand, sind sie im Westen häufig heller als die Mehrzahl der Indianer und fast weiß (Gesammelte Stellen bei M'Culloh 20 f.), doch geht aus Charlevoix, Cranz u. A. ziemlich sicher hervor, daß diese Verschiedenheiten fast ausschließlich von Mangel an Reinlichkeit herrühren. Die ungemischten Eingeborenen von Nordgrönland sind von grauer, bisweilen ziemlich weißer Haut mit rothen Backen, haben kleine glanzlose, etwas schiefstehende Augen, kleine, wenig vorstehende, doch nicht platte Nase, kleinen Mund mit etwas dicker Unterlippe, vorzüglich kleine Hände und Füße. Wohlbeleibtheit ist häufig bei ihnen, besonders sind die Kinder oft fett frisch und rothwangig, die Weiber in Folge ihrer sitzenden Lebensart weniger hübsch und schon nach dem 20. Jahre nicht mehr jugendfrisch (Cranz I, 178, v. Etzel 326 f.). Die Eskimo von Prinz Regenten Bai unter 76° sind 5'—5½' groß, von schmutziger Kupferfarbe und gedrungenem Bau, haben kleine gerade, öfters auch breite gebogene Nase, kleine Augen, rothe Backen, dicke Lippen, aber nur dünnen Bart, während sich sonst die Eskimo meist durch stärkeren Bart von den amerikanischen Indianern unterscheiden. Die von Boothia felix sind etwas hellfarbiger und reinlicher als jene, und ihre Körpergröße variirt zwischen 4' 10" und 5' 8" (Ross a, 66, b, 245, 273). Bei denen am stillen Meer tragen die Männer einen Lippenschmuck, wie er bei den Völkern von Nordwestamerika sehr häufig vorkommt, die Weiber werden wie allerwärts bei den Eskimo, um die Pubertätszeit im Gesichte, besonders an Mund Kinn und Stirn, mit einigen Linien tättowirt (Beechey 249, 263, 280, Ross b, 251).

Die hierher gehörige Abtheilung der Tschuktschen, deren Name

„Verbannte" bedeuten soll (nach de Scala, der sie abenteuerlich genug zu den Pani am Platte Fluß gezählt wissen will, N. Ann. des v. 1854, IV, 365) vermögen wir nicht genauer zu charakterisiren, weil in den bis jetzt vorliegenden Nachrichten die Namollo und die eigentlichen Tschuktschen sich fast nirgends gehörig gesondert finden. Wir müssen glauben daß die letzteren gemeint sind, welche nicht hierher gehören, wenn La Pérouse (I, 333 f.) von den Tschuktschen erzählt, daß sie größer, magerer und schwächer als die Eskimo, von diesen in ihrer Gesichtsbildung wie in ihren Sitten wesentlich verschieden seien und nur wenig Bart hätten, und wenn Kotzebue (I, 159, 164) ihnen schiefstehende Augen zuschreibt und bemerkt daß sie nicht durch Berührung der Nasen grüßen wie die Eskimo. Indessen sollen (nach Lütke bei Prichard Uebers. III, 2, p. 476) gerade die Namollo bisweilen hinaufgezogene äußere Augenwinkel zeigen: wir wissen von diesen nur daß sie meist unter, die Tschuktschen meist über mittelgroß sind und daß sie mehr abgerundetes, die Tschuktschen mehr ovales Gesicht haben. Unsere Rathlosigkeit wird noch größer dadurch, daß wir zwei in fast allen Punkten entgegengesetzte Schilderungen von den korjäkisch-tschuktschischen Stämmen in Asien entworfen sehen (Vogel in N. Ann. des v. 1856, III, 145 und v. Dittmar im Bullet. de l'Acad. de St. Pétersb. XIII, p. 100*), deren eine, die letztgenannte und wohl die zuverlässigere, den Zusatz macht daß die Korjäken sich in ihrer Körperbildung den Aleuten und Koloschen nähern, zugleich aber auch andererseits den Kamtschadalen und Kurilen. — Bemerkenswerth ist in Rücksicht der Tschuktschen hauptsächlich daß sie es sind die im Norden den Handel zwischen Amerika und Asien führen; der wichtigste Artikel desselben sind die von der Charlotten-Insel kommenden Muscheln von der Gattung Dentalium, welche an der ganzen Nordwestküste als Zier-

* Vogel: sphärischer Kopf, breite Nase, breite platte Stirn, hervorragende Backenknochen, dicke Lippen, dünne gebogene Augenbrauen, dichtes hartes straffes Haar, Hautfarbe zwischen gelb und kupferig. v. Dittmar: seitlich zusammengedrückter, nur ausnahmsweise runder Schädel, häufig erhobener Hinterkopf; das runde, bei Männern bisweilen ovale Gesicht ist nicht breit und platt mit flacher Nase wie bei andern sibirischen Völkern, sondern die Nase ist mehr erhoben, bei Männern nicht selten gebogen, die Stirn proportionirt, bei Männern oft hoch, die Backenknochen mäßig vorstehend, die Augen klein. Der große Mund hat wenig aufgeworfene Lippen, doch ist die Oberlippe lang; Bart fehlt fast ganz. Das Kinn ist meist rund, die Ohren proportionirt und etwas abstehend, die Hautfarbe hell gelblich braun, in der Jugend mit durchschimmerndem Roth auf den Wangen.

rath verwendet werden (v. Wrangell 64, vergl. G. Simpson II, 228).

Die Konjagen sind mittelgroß und darüber, breitschulterig, von bräunlicher, fast kupfriger Farbe, großem runden Gesicht, kleinen Augen, abgeplattetem Hinterkopf; sie trugen sonst Schmuck in der Nase, der Unterlippe und den Ohren und die Weiber waren an Kinn und Brust tättowirt (Lissiansky 194, Holmberg 80f.), wie die der Aleuten (Langsdorff II, 38). Während die Kodjaken sich mehr dem amerikanischen Typus nähern sollen (Wrangell 116, 124 nach Benjaminow), zeigen die Aleuten der Fuchsinseln entschieden ostasiatische Gesichtsbildung, und die Individuen von reinem Blute besitzen eine große Aehnlichkeit unter einander (ebend. 289): der Schädel ist an den Seiten gewölbt, am Scheitel erhoben, die Stirn weicht meist nach hinten etwas zurück (Wenjaminow in Erman's Archiv II, 468), die Backenknochen sind breit, die Nase flach und gedrückt (Langsdorff II, 30), das Gesicht meist rund und voll und von dunkelbrauner Farbe, der Bart ist außer auf der Oberlippe dünn, das Haar grob schwarz und stark (Billings 159).

Die Eskimo sind ein Fischervolk. Ihre Hauptnahrung in Grönland ist die Robbe und der Weißfisch die sie in großen Vorräthen während der besten Fangzeit (Mai und Juni) aufspeichern. Die Robbe giebt dem Grönländer Nahrung und Brennstoff, Fäden zum Nähen; aus der Haut macht er Fenster, Vorhänge, Kleider, Riemen, Dachung, den Ueberzug des Kahnes, aus den Därmen Flaschen (Anspach 417). Das getrocknete Fleisch wird stets roh gegessen (v. Etzel 334).

Die Nahrung der Eskimo ist verschiedenartig. Selten leben sie nur in schlechten Zelten von Häuten oder selbst ohne solche in Höhlen (Heriot 24). Wo Bau- und Zimmerholz ihnen fast unbekannt ist, wie um Prinz Regenten Bai, haben sie Häuser von Stein mit gewölbtem Dache, anderwärts bauen sie halbkugelförmige Hütten aus keilförmigen Schneeblöcken, die übereinander gelegt werden bis sie oben schließen, und dieser Bau geht so schnell wie das Aufschlagen eines Zeltes. Der Zugang zu diesen Eishütten ist lang und krumm und hat eine Seitenkammer für die Hunde, die Thür drehbar je nach dem Winde, und Fenster von Eis lassen Licht in's Innere fallen. Zur Nachtzeit wird dieses mit steinernen Lampen erleuchtet, welche mit Robbenspeck gespeist werden und mit einem Docht von Moos versehen sind (Ross

b, 249, 298, Cartwright I, 96). Feuer machen sie durch Reibung, ohne wie die benachbarten Nordindianer Baumschwämme zu Hülfe zu nehmen (Hearne 240). Da sie nomadisch leben, sind ihre Sommerwohnungen leicht und beweglich, ihre Winterhäuser aber fest: letztere bestehen am stillen Meer aus Treibholz und haben Fenster von Därmen, erstere sind bloße Zelte von Häuten (Beechey 569). Die Nordgrönländer wohnen im Sommer in niedrigen Erdhütten, deren Umgebung sich durch große Unreinlichkeit auszeichnet; ihre Winterhäuser, außen ganz von Erde, haben in neuerer Zeit sehr gewonnen: sie sind mit Wänden und Fußböden von Bretern und mit Oefen versehen (v. Etzel 345, 358). In Südgrönland sind größere Häuser für mehrere Familien mit kleinen Magazinen daneben nicht selten. Der nähere Verkehr mit den Europäern hat ihnen Kachelöfen, ordentliche Fußböden und Fensterscheiben gebracht. Die Mehrzahl der Wohnungen sind aber auch hier noch Hütten von Stein und Grastorf mit flachen Dächern aus Grastorf und Treibholz; schmale Gänge die sich nur durchkriechen lassen, führen zur Thür (ebend. 363; Ausführliches über das äußere Leben der Grönländer bei Cranz).

Sie kleiden sich in Robben- und Rennthierfelle und tragen oft zwei Kleider übereinander, von denen das untere eine Kappe für den Kopf hat. Seltener besteht die Kleidung aus Hundefellen und Vogelbälgen; in Südgrönland werden auch Baumwollenzeuge getragen. Der Doppelpelz für den Winter, nach innen und außen behaart, geht über den Kopf und ist ohne Bänder oder Knöpfe ganz geschlossen. Doppelte Stiefeln und kurze Beinkleider von Robbenfell vervollständigen den Anzug (Ross a, 66, v. Etzel 330, 373). Das Nähen der Häute und Felle geschieht mit Thiersehnen. Die mit Hunden bespannten Schlitten sind entweder an den 21' langen Kufen nur mit Wallfisch-Bein beschlagen oder auch ganz aus Robben- und Fischknochen gemacht und mit Riemen zusammengebunden (Cartwright I, 71, Ross a, 51). Die Eskimo von Prinz Regenten Bai gruben ihr Eisen selbst, doch hat man keine Spur von Waffen oder Krieg, auch keine von Schifffahrt bei ihnen gefunden (ebend. 48, 73, 65); die östlicheren dagegen sind im Besitze von gehämmerten kupfernen Geräthen und Waffen (Hearne 158), und gebrauchen sie gegen die benachbarten Indianer, gegen welche sie meist einen alten tief gewurzelten Haß hegen (ebend. 118): Krankheit und schlechte Jagd leiten sie von den Zaubereien derselben her

(Ellis 188 note). Auch in Ungava-Bai kommt es oft zu Kämpfen obwohl die Eskimo mit den Indianern, die hier ausnahmsweise thätiger und gewandter sind, Frieden zu halten suchen (Kohlmeister and K. 57).

Die Eskimo zeichnen sich aus durch großes Handgeschick. In Nordgrönland werden sehr schöne Schnitzereien von Knochen gefertigt, und sogar eine Violine hat ein Eingeborener aus einem Stück Treibholz herzustellen gewußt. Im Süden des Landes werden sie Zimmerleute, Böttcher, Schmiede die alle nöthigen Arbeiten gut verrichten, und manche von ihnen hat man im dänischen Dienste sogar zu Verwaltern kleinerer Handelsplätze gemacht (v. Etzel 330, 367). Hauptsächlich zeigt sich ihre Geschicklichkeit in der Herstellung und im Rudern ihrer Kajaks, auf dem Fischfang und der Jagd. Ihre Kähne sind theils von Häuten, 12—15' lang und für eine Person allein bestimmt, welche ebenfalls ganz mit Häuten bedeckt, in der Mitte desselben in einem Loche sitzt, theils haben sie ein Sparrwerk das mit Häuten überzogen ist und führen mehrere Personen (Heriot 434). In den kleineren gehen sie einzeln auf die Robbenjagd, ausgerüstet mit der Harpune die mit einem Wurfholze geschleudert wird, und mit einer Blase die auf dem Wasser schwimmt; in Grönland haben sie jetzt zum Theil Feuergewehr. Die großen oder sogenannten Weiberboote sind 24—36' lang, 5' breit, gehen 2½' tief und tragen 6000 Pfund (v. Etzel 328, 371). In Labrador legen sie oft 4' hohe Schneebälle so an, daß diese das Sonnenlicht auf dem Eise reflectiren durch das sie die Fische spießen (Kohlmeister and K. 28). Den Indianern sind sie in allen Uebungen auf dem Wasser und an Scharfsinn in mechanischen Dingen weit überlegen.

Die ehelichen Verhältnisse sind oft ungeordnet. Die Eskimo von Prinz Regenten Bai nehmen nur eine zweite Frau, wenn die erste kinderlos bleibt; die von Boothia felix, bei denen oft die Mädchen schon als kleine Kinder verlobt werden, haben häufig zwei Weiber, Austausch der Weiber ist gewöhnlich bei ihnen, auch kommt es vor daß zwei zusammen nur ein Weib haben (Ross a, 72, b, 269, 309, 517, 35 doch wird das schwächere Geschlecht mit einer gewissen Rücksicht behandelt (ebend. 578). Die erste Frau ist immer die Gebieterin der übrigen, ihrem Manne aber streng unterwürfig: sie darf erst nach ihm essen (Kohlmeister and K. 68). In Grönland wohnt der verheirath

Sohn auch ferner bei seinen Eltern und seine Mutter bleibt an der Spitze des gemeinsamen Haushaltes. Beim Tode des Vaters erbt der älteste Sohn das werthvollste Eigenthum und hat die Familie zu ernähren (Cranz I, 215, 247). Die Kinder wachsen in großer Ungebundenheit auf, man straft sie nicht und spielend erlernen sie die nöthigen Fertigkeiten (v. Etzel 335).

Ueber ihr gesellschaftliches Leben ist wenig zu sagen. Meist stehen die Familien vereinzelt und in voller Unabhängigkeit von einander. Nur die Eskimo von Prinz Regenten Bai sollen ein Oberhaupt haben, das Tribut erhält und in einem großen steinernen Hause wohnt (Ross a, 72).

Trotz der Kälte und Unwirthbarkeit ihres Landes wissen sie sich genügend vor Mangel zu schützen und befinden sich wohl. Sie streben nicht nach Süden vorzudringen (Hearne 122 note) und fühlen sich höchst glücklich, oft selbst unter den elendesten Umständen, die sie sich durch Trommelschlag und Tanz zu erleichtern wissen (Beechey 267). Ihre Gleichmuth und ihre Zufriedenheit sind nicht die Folge von Trägheit, sie sind vielmehr meist von sehr lebhaftem Temperamente: Verwunderung und andere Affecte sprechen sich sehr stark in Gesicht und Geberden bei ihnen aus, in der Trauer schreien sie laut und schlagen sich selbst Wunden (Cartwright I, 271, 275). Gesang und Musik lieben sie sehr, besonders die Grönländer haben häufig ein entschiedenes musikalisches Talent (Kohlmeister and K. 31, v. Etzel 551); indessen erzählt Seemann (II, 67) von denen am stillen Meer daß Geigen und Flöten gar keinen Eindruck auf sie machten. Glücksspiele haben sie nicht in Labrador, sondern nur solche der Geschicklichkeit und des Vergnügens, Zielwerfen Ballspiel und dergleichen (Cartwright I, 238).

Ueber ihr gutmüthiges friedfertiges Wesen untereinander und gegen Fremde (es wohnen in Grönland oft 10 Familien ohne Streit in einem Hause, Cranz I, 221), ist nur eine Stimme; auch beweisen sie sich sehr gastlich und oft hülfreich; indessen sind sie am stillen Meer, wo Schiffbrüchige von ihnen nur als gute Prise betrachtet zu werden pflegen, und in Boothia felix zum Theil sehr diebisch, da Dieberei und Betrug ihnen nur als ein listiger Streich gilt, den man belacht wenn er entdeckt wird (Beechey 251, 552, Ross b, 288, Seemann II, 70). In Labrador wird Diebstahl zwar verabscheut, doch fehlt es

nicht an Hang dazu (Kohlmeister and K. 28). Dagegen spricht v. Etzel (337) die Grönländer von einer besonderen Neigung zum Stehlen frei, ebenso von Eigennutz überhaupt, von Ungefälligkeit und Geiz, da sie vielmehr sehr freigebig sind mit Lebensmitteln und leichtsinnig leihen und borgen; aber auch ihre Dankbarkeit ist nicht groß da sie nur für den Augenblick leben (ebend. 336, 340). Die 1721 durch den aufopfernden Hans Egede gegründete Mission hat viel für sie gethan. Jetzt sind fast alle Eingeborenen Südgrönlands Christen. Dem Unterricht der Herrenhuter Missionäre sind sie mit vielem Interesse und großer Empfänglichkeit entgegengekommen, der alte heidnische Aberglaube ist erloschen, bei weitem der größte Theil der Eingeborenen kann lesen und liest gern, viele schreiben (ebend. 378, 364 546). Es giebt 20 eingeborene Katecheten im Dienste der Mission die im Schullehrerseminar zu Godthaab gebildet worden sind, und die Neubekehrten haben kräftig zur Ausbreitung des Christenthums mitgewirkt (ebend. 544, 549). Auch in Okkak und an anderen Punkten in Labrador gab es seit 1764 Missionsstationen der unirten Brüder (vgl. Cranz III, 289 ff.). Die Eskimo schließen sich meist leicht den Europäern an und lernen bereitwillig von ihnen (West 172).

Torngarsuk ist nach dem alten Glauben der Grönländer das höchste Wesen und der Vater der Angekok oder Zauberer, indessen erscheint es als zweifelhaft ob er mit Cranz (I, 263) als guter Geist bezeichnet werden darf, im Gegensatz zu seiner Großmutter, dem bösen Weib das im Innern der Erde wohnt und über alle Seethiere gebietet (P. Egede 236, 103). Weltschöpfer ist Torngarsuk nicht; die Grönländer wußten überhaupt nichts von einer Schöpfung, außer insofern sie sich dachten daß alles Vorhandene seinen Ursprung aus ihrem Land habe: den ersten Menschen glaubten sie aus der Erde hervorgewachsen hielten Sonne und Mond für Menschen die an den Himmel hinaufgestiegen seien, und knüpften daran einige alberne Mythen (ebend. 105, 75). Die Seelen der Todten begaben sich entweder in den Himmel oder in die Erde und führten an letzterem Orte ein glücklichere Leben als an ersterem (ebend. 210). Den Säugling mit der Mutter zu begraben war gewöhnlich, auch alte und kranke Weiber traf bisweilen das Schicksal lebendig begraben zu werden (Cranz I, 302). Die Angekok, welche mancherlei Ausschweifungen trieben (P. Egede 166), hatten die Macht den Himmel und das Innere der Erde zu be-

suchen, mit den höheren Geistern zu verkehren und sie zu citiren. Ihr ganzes Thun und Treiben ist dem der Zauberärzte bei den Indianern durchaus ähnlich.

Dieselben religiösen Vorstellungen herrschen bei den Eskimo auch anderwärts (Heriot 25, Ross a, 68).

In Labrador soll bei ihnen die Ansicht verbreitet sein daß die guten Menschen nach dem Tode auf dem Monde ein glückliches, die bösen in einem Loche in der Erde ein unglückliches Leben führen (West 172). Auf das Vorhandensein eines Glaubens an ein anderes Leben weisen auch die hölzernen Geräthe hin die man dort mit den Todten zu begraben pflegt (Kohlmeister and K. 44); ebenso die Opferung des Säuglinges auf dem Grabe der Mutter um ihn dieser nachzusenden (Chappel 100, 190).

Die Eskimo, urtheilt Ross (b, 307) besitzen weit bessere Fähigkeiten als ihr Aeußeres erwarten läßt. Er erprobte und benutzte vielfach ihre geographischen Kenntnisse. Beechey (290, 331.) erhielt von denen im Westen eine belehrende Karte der Küste, die sie mit allen Details auf den Sand zeichneten, und die Königliche Handbibliothek in Stuttgart besitzt unter dem Namen Niakungitok die eigenhändige Zeichnung eines Eskimo von seinem Lande. Auch von Thieren und der Art wie sie gejagt werden, entwerfen sie treffliche naturwahre Zeichnungen und zeigen sich im Handel sehr intelligent (Beechey 251). Sie scheinen begabter als die Indianer der nördlichen Gegenden. Die Grönländer insbesondere hält v. Etzel (84) unzweifelhaft für bildungsfähig genug um zu einer gewissen Selbstständigkeit erzogen und zu ferneren Fortschritten veranlaßt werden zu können; bloß in der Rechenkunst, die sie anzuwenden freilich auch nur wenig Gelegenheit haben, sind sie verhältnißmäßig noch zurück (ebend. 548). Aus P. Egede's Nachrichten ist ersichtlich daß sie sehr munter und witzig sein können, worauf auch die satirischen Gesänge hinweisen, in denen sie sonst öffentlich ihre Streitigkeiten miteinander auszufechten pflegten (Cranz).

Daß die Fahrzeuge Waffen und Fischereigeräthe der Bewohner von Prinz William's Sund, der Tschuktschen und der Unalaschker denen der Grönländer und Eskimo gleich oder sehr ähnlich sind, hatte Cook bemerkt (3. Reise 312, 350, 393), und Holmberg (99, 106) hat dieß neuerdings bestätigt, nur mit dem Zusatze daß die Konja-

gen (Kodjaken, Tschugatschen) auch Bogen und Pfeil führen. Eisen öfters vom Meere ausgeworfen, war ihnen schon vor der Ankunft der Russen bekannt (ebend. 101). In Prinz William's Sund tragen sie künstlich gearbeitete, zolldicke hölzerne Panzer und pflegen sich in die Thiere zu verkleiden die sie jagen (Billings 200). Ihre Kleidung bestand sonst in einer Art Hemd aus Vogelbälgen oder Säugethierfellen über welches sie ein Oberkleid mit längeren Aermeln und Kapuze aus Därmen von Bären Seelöwen und anderen Thieren trugen. Die Hauptnahrung sind Fische, gekocht und getrocknet, die Seeotter jagen sie nur des Pelzes wegen (ebend. 84, 90, 106). Eine Schierlingsart wird als berauschendes Mittel leidenschaftlich gern von ihnen gegessen, und sie bereiten außerdem noch ein gegohrenes Getränk aus Himbeeren und Blaubeeren (ebend. 92, 96). Ihre Hütten sind sehr schmutzig, mit Erde gedeckt, und werden immer von drei oder vier Familien bewohnt; die Schlafgemächer haben Fenster die mit Därmen bekleidet sind (ebendas. 97).

Die Kodjaken sind zwar Christen dem Namen nach und die Russen haben bei ihnen die alten Sitten mehr und mehr verdrängt, doch halten sie zähe fest an ihrem früheren Glauben an gute und böse Geister, welche letzteren allein Verehrung bei ihnen finden (Langsdorff II, 56 ff., Lisiansky 196). Shljem Schoa gilt ihnen als Schöpfer des Himmels und der Erde, sie opferten ihm vor und nach der Jagd; Ijak heißt der in der Erde wohnende böse Geist (Holmberg 140 f.). Wolf Hund und Rabe sind mythische Personen die sie als ihre Stammväter betrachten. Für ihre Feste hatten sie sonst ein großes Haus das mehrere hundert Menschen faßte (ebend. 98). Dieses diente auch zu ihren Berathungen, von denen die Armen und die Mädchen ausgeschlossen blieben, während einzelne Frauen durch die Zauberpriester eingeführt werden konnten (Wrangell 128). Hier führten sie ihre religiösen Feste auf, die am Kuskokwim und Kwichpakh in dramatischen Maskenspielen bestanden (Beschreibung bei Holmberg 125, Zagoskin in N. Ann. des v. 1850, I, 274). Vielleicht hatten auch die Dampfbäder, die sie gleich den meisten Indianervölkern in besonderen Erdhütten nahmen, bei ihnen ursprünglich die Bedeutung einer Cultushandlung. Ihre Todten hüllen sie in Seehundsfell ein und begraben sie (Holmberg 122), der Häuptling erhält seine Jagdgeräthe und Speisen mit in's Grab und man opfert ihm einige Sklaven (Billings 179 f.).

In früherer Zeit theilten sie sich in Gemeine und Häuptlinge, deren Würde erblich war. Die dritte Klasse der Bevölkerung bildeten die Sklaven, deren sie jedoch wenigere hatten als die Koloschen (Holmberg 78); die Kuskokwimer indessen, welche die alten Leute und Kinder im Kriege schonen, machen keine Sklaven (Wrangell 128). Seit der Herrschaft der Russen sind die Unterschiede der gesellschaftlichen Stellung geschwunden. Die Frau steht in hohem Ansehen. Sie pflegte sonst einen Nebenmann zu haben der zu mancherlei Diensten verpflichtet war und in Abwesenheit des Mannes diesen vertrat (Holmberg 119). Bei der Ehe, welche ohne die Feier eines besonderen Festes geschlossen wurde, nahm man auf die Verwandtschaftsgrade keine Rücksicht. Der Mann lebte als Diener im Hause seiner Schwiegereltern (Lisiansky 196ff., Langsdorff II, 56ff.). Es gab bei ihnen auch Männer in Weiberkleidern, die ganz weibliche Dienste verrichteten; sie waren öfters Zauberer und standen keineswegs in der anderwärts gewöhnlichen Verachtung (Holmberg 120).

Die Kuskokwimer kennen einige Sternbilder, wie auch die Tag- und Nachtgleichen, und benennen die 12 Monate ihres Jahres nach regelmäßig wiederkehrenden Naturerscheinungen (Wrangell 145ff.). Sonst ist von Beweisen höherer Intelligenz die sie gäben, bis jetzt nichts bekannt, und daher wahrscheinlich daß sie ihre Kenntniß der Aequinoctien fremder Mittheilung verdanken.

Die Bevölkerung der Aleuten ist in rascher Abnahme begriffen, zu welcher ohne Zweifel die grausame Behandlung und theilweise Vertilgung durch die Promyschlenniks (1760—90) wesentlich beigetragen hat (Benjaminow in Erman's Archiv II, 464ff.). Zwar wird wiederholt versichert daß die kolonisirenden Russen im Allgemeinen menschlich und gutmüthig verfahren seien (Wrangell XXIII), daß sie auf den Aleuten und auf Kodjak durch Sanftmuth und Freundlichkeit die Eingeborenen beherrschten, die ihnen höchst günstig gestimmt seien, während sich in Sitka dieß allerdings anders verhalte (Roquefueil II, 323f., Lisiansky 215), aber aus leicht verständlichen Gründen wiegen die Zeugnisse für das Gegentheil in solchen Fällen schwerer: Langsdorff (63, 92) versichert daß die Aleuten ganz als Sklaven von den Russen behandelt wurden, (Billings (234) bedauert daß sie unter der Herrschaft der russischen Wildschützen stehen, welche roher als sie selbst, ihnen ihre Weiber wegnehmen, die Männer zu jahrelan-

ger unentgeltlicher Arbeit zwingen u. s. f., und Wenjaminow behauptet daß ihre guten Eigenschaften in Folge der Russifizirung in neuerer Zeit mehr und mehr in den Hintergrund getreten seien (Wrangell 221). Die Hälfte der gesammten männlichen Bevölkerung zwischen 18 und 50 Jahren wird für das ganze Jahr vom Dienste der russisch-amerikanischen Compagnie noch neuerdings unentgeltlich in Anspruch genommen (v. Kittlitz 295). Seit 1795 wurden sie durch Makarj der von Kodjak nach Unalaschka kam, zum Christenthum bekehrt und gehen seitdem sehr gewissenhaft zur Kirche: ihre Masken-Tänze und Schamanen-Lieder haben sie seitdem aufgegeben, wie auch die Thiernamen mit denen sie sich selbst, wahrscheinlich mit Beziehung auf ihre mythischen Stammväter (vgl. Kotzebue II, 101) zu benennen pflegten (Wrangell 179). Tempel und Idole hatten sie in jener früheren Zeit nicht, aber heilige Orte an denen sie hauptsächlich die bösen Geister verehrten (Wenjaminow in Erman's Archiv II, 480).

Eine zweite Ursache der Abnahme ihrer Volkszahl, der die Einführung des Christenthums ebenfalls entgegengewirkt hat, lag in der Trunksucht und anderen sinnlichen Ausschweifungen (Wenjaminow bei Wrangell 218 f.). Sie lebten sonst in Polygamie und der Gast theilte das Weib des Wirthes. Dieses hatte einen Nebenmann wie bei den Konjagen und Koloschen (Erman's Archiv II, 477, 492). Auch der Päderastie waren sie ergeben wie die Kodjaker (Billings 165, 179). Gleichwohl versichert Billings (234) daß die Aleuten „bei weitem alle Vorstellungen übertroffen hätten die er sich von Wilden gemacht habe", und dieses Urtheil scheint gerade vorzüglich ihren moralischen Eigenschaften zu gelten.

Obgleich sie dem Trunke ergeben sind, streiten sie doch nicht leicht; dem Widerspruche setzen sie Schweigen entgegen und begnügen sich gewöhnlich mit der Antwort: „ich weiß es nicht, du bist ja besser unterrichtet." Beleidigungen sind selten und werden ohne Rache ertragen. Schimpfwörter haben sie nicht. Seit Menschengedenken weiß man bei ihnen nur von einem einzigen Todtschlag. Diebstahl ist selten und trifft nur das Nothwendige und unmittelbar Reizende zum Zwecke des augenblicklichen Genusses. Ihr Zutrauen ist leicht gewonnen, sie lügen leugnen und prahlen nicht, bewahren Geheimnisse treu und schweigen beharrlich, wenn man ihnen nicht glaubt. Der Aleute ist

eigensinnig in der Ausführung seiner Vorsätze, verspricht wenig, hält aber das Versprochene und schmeichelt nicht. Er schenkt ohne Berechnung oder Eigennutz und greift Verschenktes das er noch nicht abgeliefert hat, selbst in dringenden Fällen nicht an. Er zeichnet sich aus durch große Gastlichkeit und Liebe zu seiner Familie. Seine Dankbarkeit wird selbst durch eine spätere Beleidigung nicht aufgehoben. Ist er mit jemand unzufrieden, so redet er nicht mit ihm. Persönliche Tapferkeit im Kriege geht ihm ab und er fürchtet die Strafe in hohem Grade, Kindern und selbst Verbrechern körperliche Züchtigung zu ertheilen widerstrebt ihm. Mit seiner Lage stets zufrieden, zeigt sein Gesicht einen stets gleichmäßigen Ausdruck in Freude und Schmerz. Auch in Krankheit und Noth klagt er nicht, selbst Weiber und Kinder sieht man nicht weinen. Haben die letzteren Mühe und Beschwerde zu erdulden, so tröstet man sie: „bald hört der Wind auf, bald trocknet das Kleid." Sie reden wenig, auch untereinander, obwohl sie sich die langen Winterabende mit Erzählung von Mährchen kürzen, und beweisen grenzenlose Geduld, selbst in Hungersnoth: der Ertrag des Fischfanges wird alsdann gleichmäßig getheilt, die Hungernden sitzen schweigend am Ufer und warten, und niemals wird diese Sitte von der Unredlichkeit mißbraucht. Freilich ist ihre Trägheit und Sorglosigkeit groß, trotz des häufigen Mangels zu Ende des Winters, und kann oft nur durch fremden Befehl überwunden werden, der sie dann zu langsamer, aber sehr ausdauernder Arbeit bringt. Der Nacktheit schämen sie sich nicht, sondern nur dessen was der Sitte widerstrebt, wie z. B. seine Frau vor Andern zu liebkosen oder um etwas zu bitten, da sie furchtsam und blöde sind (Wenjaminow bei Wrangell 183 ff. und in Erman's Archiv II, 468 ff.).

Von den Russen, mit denen sie jetzt großentheils vermischt sind, haben sie viele Handwerke gelernt und sich dabei anstellig und lernbegierig gezeigt. Da sie ein gutes Augenmaaß und eine lebhafte Phantasie besitzen, sind sie besonders geschickt in Handarbeiten, liefern gute Schnitzereien und Stickereien (Wrangell 223, Langsdorff II, 42), ihre Kähne Geräthe und Kleider zeugen selbst von Geschmack (Billings 234). Daß die ersteren beiden denen der Eskimo sehr ähnlich sind, wurde schon früher bemerkt. Ihre Geschicklichkeit als Schiffer ist außerordentlich: ihre kleinen Baidarken, welche durch die geringste Seitenbewegung umgeworfen werden, rudern sie 10—12 und selbst 16

Stunden lang ununterbrochen, und wissen auch bei starkem Nebeden Punkt an welchem sie landen wollen, richtig zu treffen (Blaschke in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 97). Sie haben Panzer die aus kleinen Stöcken geflochten sind, und Schilde; ihre Pfeile und Wurfspieße sind bisweilen vergiftet (Erman's Archiv II, 479). Ihre Wohnungen sehen kleinen Hügeln ähnlich, und man steigt auf einem eingekerbten Pfahle von oben in sie hinein (Mortimer 61). Die Todten begraben sie zum Theil in kauernder Stellung (Langsdorff II, 43), zum Theil hängen sie die Särge schwebend auf (Erman's Archiv II, 477). Die trauernde Wittwe durfte sonst keine Speise selbst berühren, man reichte sie ihr zerbröckelt. Die gesellschaftliche Verfassung war ehemals von ganz patriarchalischer Art; die Sklaven aber hatten unter einer grausamen Behandlung zu leiden (ebend. 484).

Die Bewohner der Nordwestküste und des Oregon-gebietes.

Die ganze Westseite des nordamerikanischen Festlandes ist ausgezeichnet durch einen großen Reichthum verschiedener Völkerfamilien, deren Sprachen einander ursprünglich fremd zu sein scheinen und jedenfalls keine nähere Verwandtschaft unter sich besitzen.

Den Eskimo zunächst, die, wie wir gesehen haben, wahrscheinlich bis nach Behring's Bai südlich von Mt. Elias reichen, leben die Tlinkithen d. i. „Menschen" wie sie sich selbst, oder Kaljuschen, Koloschen, wie die Russen sie nennen (Holmberg 9). Ihrer Sage nach haben sie sich aus dem Innern nach der Küste und den Inseln verbreitet (ebend. 15). Ihre Sprache findet sich im Norden von Cross Sound unter 58° 37', in Portlock's Harbour nördlich von Mt. Edgecumbe (Buschmann 1854, p. 681 f.) und reicht von dort bis zu den Charlotten-Inseln herab (Buschmann 1856, p. 376 nach Resanow). Sie ist die Sprache der Tchinkitane auf Sitka und nach Marchand ganz verschieden von denen welche auf Nutka und auf den Charlotten-Inseln herrschen (ebend. 378), wonach der Irrthum Holmberg's (9, 42) zu berichtigen ist, welcher ihr eine viel weitere Ausdehnung nach Süden zuspricht. Mit den athapaskischen Sprachen hat sie ebenfalls nur wenig gemein (Buschmann ebend. 387). Scouler zählt

zu den Koloschen nächst den Bewohnern von Sitka die Cheelkaat am Lynn Canal und in dessen Umgebung, die Tako von Pt. Salisbury und Snettishham, die Stikine an dem gleichnamigen Flusse und an Prinz Frederick's Meerenge und die Tunghaase auf der Insel Revillagigedo (L'Institut 1847, II, 45), doch ist dieß in Rücksicht der letzteren unrichtig, da deren Sprache zwar viele koloschische Wörter besitzt, aber keineswegs zu derselben Familie gehört, und in Rücksicht der Stikine ist es noch zweifelhaft (Buschmann 1854, p. 679f, 1856, p. 380, 1857, p. 404). Nach Lisiansky (242) erstrecken sich die Koloschen nur bis 57° n. B. nach Süden.

Weiter herab an der Küste zwischen 53½ und 55½° (Scouler im Journal R. G. S. XI, 220) folgen die Chimsyan oder Chimmesyan, deren Sprache ebenfalls ohne Verwandtschaft zum athapaskischen Stamme ist und ganz isolirt steht (Buschmann 1857, p. 401). Sie leben in vier Stämmen am Observatory Inlet, auf den Inseln Dundan, Stephen und Prinzeß Royal (L'Institut a. a. O. nach Scouler). Schoolcraft identificirt sie mit den Naß, die an dem gleichnamigen Flusse unter 55° leben, wogegen von Wrangell die südlicheren Hailtsa und deren Verwandten mit dem letzteren Namen bezeichnet werden (Buschmann 1857, p. 399), eine Verwirrung die sich bis jetzt noch nicht lösen läßt.

Die Königin Charlotten-Inseln sind von den Haidah-Stämmen bewohnt, unter denen die Skittegát oder Sketiget die hauptsächlichsten sind; Dunn (292) nennt neben ihnen die Masset und Comshewar. Sie reden sämmtlich eine und dieselbe Sprache und es gehören zu ihnen die Kyganie, Kigarnie oder Kaigani in der gleichnamigen Bai und an der Südspitze des Prinz Wales-Archipels, deren Sprache (nach Radloff) mit der der Koloschen näher verwandt sein sollte, mit ihr jedoch nur geringe Aehnlichkeit hat. Nach den Prinz-Wales-Inseln und der Nordinsel sind die Kyganie wahrscheinlich erst von der Königin Charlotten-Insel gekommen (Buschmann 1857, p. 393, 1854, p. 678, Scouler a. a. OO).

Gegenüber der Südspitze der letzteren Insel in Millbank Sund und von hier und der Hawkesbury Insel an bis zum Broughton Archipel, einschließlich der gegenüberliegenden Küste und des nördlichen Theiles von Vancouver, leben die Hailtsa oder Haeeltsuk, von 50½ bis 53½° (Scouler). Im Fitzhugh Sund, in welchen der südliche Sal-

mon River mündet unter 51½° stimmen die Zahlwörter größtentheils mit denen der Hailtsa überein und die Bewohner von Friendly village, 90 miles landeinwärts an jenem Flusse, gehören sprachlich nicht wie Hale angiebt, zu den Atnah der Tsihaili-Selisch Familie, sondern reden ebenfalls einen Dialekt des Hailtsa (Buschmann 1857 p. 381, 322). Dagegen ist die Uebereinstimmung des letzteren mit der Sprache der Bellichoola oder Billechoola, welche Scouler am Salmon River* und dem Dean Canal angiebt, nur gering (ebend. 382ff.)

Die Eingeborenen der Insel Vancouver sollten nach Scouler (J. R. G. S. XI, 224) sämmtlich Dialekte derselben Sprache reden, die sich seiner Darstellung nach auch auf das gegenüberliegende Festland erstreckte und an der Küste selbst bis in den Süden des Columbia reichte; auch im Innern des Oregongebietes sollte es nur zwei Hauptsprachen geben und die Unterschiede der Sprachen welche diesen Ländern angehören, überhaupt weit geringer und weniger entschieden sein als es bei oberflächlicher Betrachtung scheine. Indessen hat er sich genöthigt gesehen diese Ansicht wieder aufzugeben und die genannten Gebiete an acht wesentlich verschiedene Sprachfamilien zu vertheilen (L'Institut 1847, II, 45), doch hat sich auch diese Anzahl durch neuere Untersuchungen als viel zu klein herausgestellt.

Vancouver ist von einer Menge kleiner Völker bewohnt (Aufzählung derselben von Grant im J. R. G. S. XXVII, 293, Schoolcraft V, 488, Buschmann 1857, p. 380f.). Diese sind nach Grant (a. a. O.) in vier Sprachfamilien geschieden: Quackoll (Quacolth bei Anderen) im Norden und Nordosten der Insel, nebst den Ballabolla (Dunn 271 nennt Belbellah in Millbank Sund) auf dem Festlande im Osten der Charlotten-Inseln, die nur dialektisch von ihnen verschieden sind (G. Simpson I, 202); Cowitchin (Kawitchen) im Osten das sich an der Nordseite der Mündung des Frazer-Flusses auf dem gegenüberliegenden Festlande wiederfindet und sowohl dem Nooadalum am Hood's Canal als auch dem Squallyamish (Skwale, Nisqually) in Puget's Sund nahe verwandt ist (Buschmann 1857 p. 374); ferner das Tsclallum, Clellum oder Clalam das mit dem Cowitchin ebenfalls einige Aehnlichkeiten hat und gleich diesem auf den Continent gegenüber dem Süden der Insel hinüberreicht; endlich

* Scouler scheint hier den südlichen, nicht den nördlichen Fluß dieses Namens unter 53° zu meinen, den Buschmann als ihren Wohnsitz anführt.

das Macaw an der ganzen Westküste, welches demnach wahrscheinlich identisch oder nahe verwandt ist mit der Sprache von Nutka*. Dieser letzteren schließt sich die Sprache der Tlaoquatch im äußersten Südwesten der Insel zunächst an, wogegen sie nur eine theilweise Verwandtschaft derselben einerseits zum Hailtsa, anderseits zu der Sprache im Süden des Ausganges der Fuca-Straße nachweisen läßt, ihre Verwandtschaft zu den Sprachen auf der Küste des Festlandes aber, welche Scouler annahm, eine Fabel ist (Buschmann 1857, p. 364ff., 323f.). Die Sprache von Newittee am Nordende der Vancouver Insel ist ebenso wie die der Klaizzart oder Classet auf der Südseite der Fuca-Straße um C. Flattery — letztere jedoch nicht mit voller Entschiedenheit — von Hale als ein Dialekt des Nutka bezeichnet worden, das sich durch die ganze Länge der Insel hindurch zieht. Nur die Newchemass im Norden derselben besitzen eine ganz abweichende Sprache (nach Jewitt); der Name Wakash (Macaw?) aber, den z. B. Morse und Berghaus auf ihren Karten als Völkernamen in Vancouver gebrauchen, beruht auf einem Mißverständniß (Buschmann 1857, p. 328ff.).

Die Völker des Festlandes im Osten von Vancouver gehören bis jetzt noch zu den unbekanntesten, die von Puget Sund im Süden der Insel, welche trotz ihrer Menge nur neun verschiedene Sprache reden, sind es kaum weniger. Sie finden sich aufgezählt bei Buschmann 1854, p. 670. Der namentlich bekannten Völker von Oregon sind weit mehrere als die Karte bei Hale zeigt (vgl. Buschmann ebend. 590ff., Morse 368ff.), an dessen Darstellung wir uns im Folgenden vorzüglich halten werden, obwohl sie mit der Eintheilung Gairdner's (J. R. G. S. XI, 255) nur in einigen Hauptsachen übereinstimmt und zum Theil ganz andere Namen giebt. Hale vertheilt das Oregongebiet an elf verschiedene Völkerfamilien, von denen wir nur die letzte, die Shoshonee oder Schlangen-Indianer, von unserer jetzigen Betrachtung ganz ausschließen, weil sie nach Buschmann's Entdeckung zu der sonorischen Sprachgruppe gehört, die wir wegen ihrer Verwandtschaft zum aztekischen Stamme an einer anderen Stelle zu besprechen haben werden. Die übrigen sind folgende:

* Der Name Nutka selbst beruht auf einem Mißverständniß Cook's; die Eingeborenen nennen den dortigen Hafen Yucuatl (Humboldt, N. Spanien II, 256).

1) Die Kitunahas, Coutannies oder Flatbows zwischen 48 un[illegible] 52° n. B. am Felsengebirge zwischen den beiden nördlichen Armen de[illegible] Columbia.

2) Die Familie der Tsihaili-Selish. Zu ihr gehören als Haupt-volk die Selish oder Flatheads am oberen Columbia und an desse[illegible] Zuflüssen, dem Flathead, Spokane und Okanagan, womit es woh[illegible] übereinstimmt daß nach Parker (304) die Ponderas, die dem Quell-gebiete des Columbia zunächst leben, mit den Spokein- oder Spokane-Indianern und den Flatheads dieselbe Sprache reden. Ferner sind dahin zu rechnen die Skitsuish, Coeur d'Alênes* oder Pointed-hearts am gleichnamigen See oberhalb der Fälle des Spokane R.; die Piskwau am Columbia stromabwärts von den Selisch; die Cowelits südlich von den Skwale, die wir vorhin als Anwohner des Puget Sund erwähnt haben; die Tsihailish oder Chikailish an der Meeresküste westlich von den Skwale, jedoch nicht die Fuca-Straße erreichend; die Nsietshawu oder Killamuck im Süden der weiterhin zu nennenden Chinook. Merkwürdiger Weise zählt Hale zu dieser Familie auch noch die Skwale selbst, welche wir vorhin als Verwandte der Kawitchen auf Vancouver und im Norden der Mündung des Frazer-Flusses kennen gelernt haben: demnach scheinen die Verwandten der Selisch bis auf jene Insel hinüberzureichen, was in geographischer Hinsicht allerdings nichts Befremdendes hat, da endlich auch noch die Shushwap, Atnah oder Kinn-Indianer am unteren Frazer-Fluß zwischen 50 und 52½° im Süden und Südosten von Neu Caledonien (Cox II, 315) derselben Sprachfamilie angehören (Buschmann 1854, p. 690, 1857, p. 321).

3) Die Sahaptin oder Nezpercés (Chopunnish) am Lewis oder Snake R. und dessen nördlichen Zuflüssen bis zum Felsengebirge, nebst den in Sitten und Sprache nur wenig von ihnen verschiedenen Wallawalla (Cox II, 125) am Columbia ober- und unterhalb der Mündung des Lewis R. Nach Scouler und Gallatin sind auch die Cliketat, östlich vom Cascaden-Gebirge, den Sahaptin verwandt; dagegen werden die Cayuse im Süden der Wallawalla wohl irrthümlich von Parker (302) zu derselben Familie gerechnet: Hale zählt sie nebst den westlich von ihnen wohnenden Molele zu den

* Die zum Theil französischen Völkernamen in diesen Gegenden rühren von canadischen Pelzjägern (voyageurs) her.

4) Waiilaptu-Stämmen, deren letztgenannter Zweig im Jahre 1841 fast ausgestorben ist.

5) Die Chinook oder Tſinuk, deren Sprache die Hauptgrundlage des Jargons ausmacht welches an den Handelsplätzen von Oregon im Gebrauche ist. Sie theilen sich in die oberen Chinook oder Watlala, die von der Insel Multnomah bis zu den Fällen des Columbia reichen, und in die unteren welche unterhalb der genannten Insel leben. Den letzteren schließen sich im Süden der Mündung des Columbia die Katlamat, Clatsop und mehrere andere kleinere Völker an.

6) Am Willamet oberhalb der Fälle wohnen die Kalapuya, die mit den Waiilaptu zusammengrenzen.

7) Die Jakon oder südlichen Killamuk, doch von den vorhin erwähnten eigentlichen Killamuk der Selisch-Familie sprachlich ganz verschieden, leben an der Seeküste und trennen das Athapaskenvolk der Umkwa (S. oben p. 6) ebenso vom Meere wie die eigentlichen Killamuk die Tlatskanai davon abschneiden.

8) Die Lutuami, auch Tlamatl oder Clamet genannt an dem See gleiches Namens, östlich von Umkwa.

9) Die Palaik südöstlich,

10) Die Shastie südwestlich von den Lutuami. Von den Jakon und Umkwa nach Süden hin sind nur einige Völkernamen bekannt.

Scouler hat sich in seiner ethnographischen Eintheilung der Völker offenbar durch physische Aehnlichkeiten irreführen lassen: die Völker der Nordwestküste und der anliegenden Inseln südlich von Mount Elias bis nach Vancouver hin, gleichen einander sehr im Aeußern, während sie zu Scouler's südlicher Völkergruppe, den Nootka-Columbians, in einem auffallenden Gegensatze stehen. Die Chimmesyan z. B. haben seitlich breiteren Schädel mit sehr platter Scheitelgegend, wogegen er bei den Chinook, auch abgesehen von künstlicher Abplattung, lang und schmal entwickelt ist und seitlich zusammengedrückt scheint, ähnlich wie bei den Eskimo (J. R. G. S. XI, 220). Jene nördlicheren Völker sind bleich, ihre Haut nicht dunkler als die der Portugiesen und Italiener, die Züge stärker ausgeprägt und die Backenknochen weiter vorstehend als bei den Bewohnern der südlicheren Länder; die Koluschen insbesondere, zu den dolichocephalae prognathae gehörig (Retzius), haben große Nasen und starke Backenknochen, sind kräftig gebaut und mittelgroß (Scouler, L'Institut 1847, II, 102). Nach Holm-

berg (16, 40) zeigen sie große lebhafte Augen mit kleinen dunklen Brauen und dicke volle Lippen; die Weiber die sich durch wackelnden krummen Gang von den stolz einherschreitenden Männern unterscheiden, haben kleine Hände und meist kleine Füße. Im südlichen Theile von Sitka fand sie Marchand (I, 232) unter 5'4" groß, von rundem platten Gesicht mit gebogener und unten nicht dicker Nase*, kleinen tiefliegenden triefenden Augen und stark vorstehenden Backenknochen. Die Weiber der Koluschen tragen hier wie anderwärts Schmuck in der Unterlippe, die Männer in den Ohren und der Nase (Holmberg 16, v. Langsdorff II, 99). Das Gesicht wird bemalt. Die Hautfarbe derer von Sitka bezeichnet zwar Lisiansky (287) als dunkel kupferfarbig, indessen haben schon Portlock und Dixon (159) von den Eingeborenen südlich von Mt. Elias berichtet daß sie gehörig gereinigt, europäisch weiß und rothwangig seien, wie dies v. Langsdorff ausdrücklich von den Koluschen bemerkt, während Rollin, der bei vielen kastanienbraunes Haar, dichteren Bart und stärkere Körperbehaarung fand, von verschiedenen Schattirungen der Hautfarbe spricht (Prichard Uebers. IV, 462), Holmberg (16) aber sich darüber unbestimmt ausdrückt. „Die meisten Eingeborenen in diesen Breiten", sagt Dunn (285), gleichen in regelmäßiger Gesichtsbildung und Farbe den Europäern; sie sind von hellem Teint, rothwangig und der Bart keimt ihnen früher als anderen Amerikanern (Hale 197 ff., Wilkes IV, 300, 487). Namentlich sind die vortrefflich begabten Bewohner der Königin Charlotten Inseln von europäischer Farbe Statur und Physiognomie (Marchand II, 40), und auf dem Festlande im Südosten von jenen fand Vancouver (II, 40) Menschen mit weichem langem Haar, das meist braun oder noch heller, nur selten aber schwärzlich war, wogegen Heriot (303) von dunkel olivenbraunen Indianern mit keilförmigen Köpfen und grauen Augen an der Küste unter 52° n. B. erzählt.

Die Eingeborenen der Insel Vancouver bilden in Rücksicht ihrer äußeren Erscheinung den Uebergang von den Stämmen der Nordwestküste zu den Völkern von Oregon: je weiter nach Norden desto größer

* v. Langsdorff bezeichnet die Nase der Koluschen als klein, breit und platt, die Gesichtszüge als grob und stark ausgewirkt; La Pérouse spricht von großer Mannigfaltigkeit der Gesichtszüge bei den Eingeborenen von Port des Français (bei Mount Fairweather).

und schöner ist der Menschenschlag; im Süden der Insel ist die Statur der Eingeborenen nur 5′ 3—6″, im Norden erreichte sie 5′ 10″ und eine noch beträchtlichere Größe, während die Bewohner der Königin Charlotten Inseln nicht selten mehr als 6′ messen. Im Allgemeinen sind die Indianer von Vancouver schmutzig kupferroth und platten die Stirn ab, manche von ihnen haben lichtes Haar und helle Haut (Grant in J. R. G. S. XXVII, 297 f.). Die Nutkaer die von allen am besten bekannt sind, sind meist unter mittelgroß, plump gebaut, mit rundem und vollem, bisweilen auch breitem Gesicht, aus welchem die Backenknochen hervorragen; die an der Wurzel eingedrückte Nase hat weite Löcher und eine abgerundete Spitze, die Stirn ist ziemlich niedrig, die Augen klein schwarz und eher sanft als feurig, der Mund groß mit dicklichen Lippen, die Zähne zwar regelmäßig gebildet, doch nicht sehr weiß. Die meisten haben keinen Bart, doch nur in Folge des Ausreißens der Haare; auch die Augenbrauen sind dünn und schmal, das Kopfhaar dagegen voll grob und schlicht. Der Hals ist kurz, die Glieder verhältnißmäßig klein, die Füße groß und häßlich, die Knöchel vorstehend. Die Haut, wenn vollständig gereinigt, zeigt die bleiche Farbe der Südeuropäer. Der Gesichtsausdruck ist stumpf und phlegmatisch (Cook 3. R. 257, mit welchem die Angaben bei Meares 213 f. übereinstimmen). Nach Roquefueil (II, 189) kommen braunes und blondes Haar bei manchen von ihnen vor, weiße Hautfarbe namentlich bei einigen Kindern und Weibern.

Auch im nordwestlichen Theile von Oregon sind die Eingeborenen häufig fast von europäisch weißer Farbe und haben rothe Wangen, namentlich die Kinder und manche Weiber bei den Clalam in Port Discovery unter 48° n. B. und bei den Classet um C. Flattery (Hale, Wilkes). Die Sachet von Nordwest-Oregon und einige andere Völker tättowiren sich bisweilen mit einigen Linien auf den Armen und im Gesicht (Wilkes IV, 482, Schoolcr. III, 220). Während aber die Indianer oberhalb der Fälle des Columbia und von da bis zum Felsengebirge meist schlank und wohlgebaut sind und denen der Vereinigten Staaten im Aeußeren sehr gleichen (Kitunaha, Selisch, Spokane, Okanagan, Sahaptin, Wallawalla, Cayuse u. a.), nur daß sie von etwas hellerer Farbe sind als diese (Cox I, 219, II, 135, Dunn 311, Parker 228, Hale), zeigen die Bewohner des unteren Columbia, und unter diesen am auffallendsten die Chinook, einen we-

sentlich verschiedenen Typus: sie sind kleiner, meist unter mittelgroß kaum 5'—5' 6" (Franchère 240, Cox I, 276) und nicht so wohl gebildet, krummbeinig mit breiten dicken platten Füßen und einwärts stehenden Knöcheln und Zehen in Folge des eigenthümlichen Einwickelns der Kinder und des vielen Sitzens im Kahne, auch sind sie fetter, viel schmutziger und fauler als die östlicheren und nördlicheren Völker (Scouler). Die Gesichtszüge sind weniger ausgeprägt, das Gesicht breit rund und voll, die Augen klein und schwarz, öfters bei den Chinook mongolenähnlich schief geschlitzt (Hale), bei anderen Völkern bisweilen gelbbraun (Lewis et Cl.): die mittelgroße Nase, an der Wurzel fleischig und tief liegend, ist an der Spitze ziemlich platt und zeigt weit geöffnete Löcher — hier und da kommen jedoch auch gebogene Nasen vor (Lewis et Cl.) —, der Mund ist groß mit dicken Lippen, die Zähne meist schlecht. Der Bart wird ausgerissen, das Kopfhaar hängt gewöhnlich in langen Zöpfen oder Flechten herab. Die Hautfarbe ist ein helles Kupferbraun (Scouler, Cox, Franchère, Hale u. a., W. Irving 256 f.), doch sah Morton selbst einst einen Chinook „der nicht dunkler war als ein italienischer Bauer." Nächst den Chinook zeigen namentlich die Skwale, Cowelits, Tsihailisch und Killamuk der Selisch-Familie diese Eigenthümlichkeiten (Hale).

Als charakteristisch besonders für die Chinook und deren Verwandten, ist noch die künstliche Abplattung der Kopfes zu erwähnen, die eine Auszeichnung der Freien, den Sklaven aber verboten ist (Scouler, W. Irving 61, Franchère 241). Wir haben sie schon früher bei anderen amerikanischen Völkern gefunden und der Art und Weise gedacht auf welche sie bewirkt wird (S. ob. p. 54 f.). Die Chinook unterwerfen ihre Kinder dieser Operation nach Einigen nur 6—8 Monate, nach Anderen (Cox I, 275) über ein Jahr. Nach Beendigung derselben ist der transversale Kopfdurchmesser fast doppelt so groß als der horizontale und die Augen sind stark herausgetrieben (Hale), doch soll sich, abgesehen von der bleibenden großen Breite des Gesichtes, die Wirkung dieses Verfahrens bei vielen im Laufe des Lebens fast ganz wieder verwachsen. Nächst den Chinook Katlamat und Clatsop, ist die Abplattung der Stirn üblich in Nutka, wo den Neugeborenen eine Stirnbinde angelegt wird (Meares 213), und bei den Clalam von Port Discovery (Hale), den Cowelits Killamuck Clicketat und Kalapuya (Morton, Cran. Am. tab. 43 ff.). Bei manchen dieser Völker

wird außer der Stirn auch das Hinterhaupt abgeplattet (Wilkes IV, 297 nebst der Abbildung p. 388). Tiefer im Innern verunstalten die Sahaptin und Wallawalla die Stirn auf gleiche Weise, jedoch in geringerem Grade (Hale). Besondere Beachtung verdient daß den Selisch oder Flatheads diese Sitte ebenso fremd ist wie den Sahaptin oder Nez-percés der Gebrauch der Chinook die Nase zu durchbohren (Hale, Parker 76, 134), ein Umstand durch dessen Unkenntniß Lewis und Clarke (244) irregeführt worden sind. In den Ohren und in der Unterlippe Schmuck zu tragen ist ziemlich allgemein in Oregon (Dunn), und im Süden des Landes tättowiren sich besonders die Weiber oft mit einigen Linien von dem Munde bis zum Kinn, wie in Nord Californien (v. Langsdorff II, 144, Schoolcr. III, 119, 220).

Eine Vergleichung der Indianer der Nordwestküste und des Oregongebietes untereinander und mit denen der Vereinigten Staaten im Osten des Felsengebirges ergiebt, daß den Verschiedenheiten der äußeren Charaktere eine ebenso große Ungleichheit der inneren Begabung und Entwickelung entspricht. Scouler (J. R. G. S. XI, 216) weist zur Erklärung dieser Erscheinung vor Allem auf die wesentlich verschiedenen Naturverhältnisse hin unter denen sie leben, auf die inselreichen, vielfach zerschnittenen Küsten und die fischreichen Flüsse, welche vorzüglich die Bewohner der Meeresufer zu bedeutenden Fortschritten in mechanischen Künsten hingeführt haben mögen, zu geschickterem Bau ihrer Kähne, zu vorsichtigerer und soliderer Einrichtung ihrer Wohnungen, die sie nicht wechseln, zu besserer Arbeit an ihren Fischereigeräthen und sonstigem Werkzeug, das sie in größerer Mannigfaltigkeit besitzen als die östlichen Jägervölker. So sehr man indessen auch anerkennen mag daß sie durch die Naturverhältnisse selbst zu einer festsässigen Lebensweise und zu größerer Ausdauer angeleitet wurden, so drängt sich auf der anderen Seite doch auch der Gedanke auf, daß sie dem benachbarten Asien manche ihrer höheren Fertigkeiten verdanken mögen, obwohl es an bestimmten Nachweisen dafür fehlt.

Eine gewisse Wahrscheinlichkeit gewinnt diese Ansicht besonders auch dadurch, daß es grade die Stämme der Nordwestküste sind welche in ihrer Bildung am höchsten stehen, und daß schon die Nutkas, noch weit mehr aber die Oregonvölker an Kunstfertigkeit und Energie hinter ihnen zurückstehen. Es besteht — um nur Einiges zum Belege zu erwähnen — ein bedeutender Handel an der Nordwestküste vom Lande

der Tschuktschen bis nach Nutka herab, ein Handel der auf den großen Märkten im Lande der Naß, wie Tolmie erzählt, Koluschen Haidah Chimmesyan und Haeeltzuk zusammenführt. Zu den Hauptartikeln desselben gehört das Kupfer von den Bergen der Küste, das von den Atnah am Kupferfluß und von mehreren anderen Völkern zu Flintenröhren Dolchen Pfeifenköpfen verarbeitet wird: die Cheelkaat am Lynn Canal waren sonst berühmt wegen ihrer Arbeiten in Kupfer (Dunn), und die Sagen der Nutkas erzählen von einem Gotte oder Halbgotte der einst in einem kupfernen Kahne mit kupfernen Rudern nach Nutka kam (Humboldt, Neu Spanien II, 257 nach Moziño). Ein zweiter wichtiger Handelsartikel waren die Muscheln (hyaqua oder haiqua) welche von Nukta und von der Fuca-Straße kommen; sie galten als allgemeines Werthmaaß an der Mündung des Columbia und werden an der ganzen Nordwestküste als Schmuck verwendet (Wrangell 59, 64, Dunn 133), man verkauft sie in Schnüren, deren Werth bei gleicher Länge im umgekehrten Verhältniß der Anzahl stieg welche die Schnur bildeten. Die Haidah bringen oft 6—800 Scheffel Kartoffeln zum Verkauf auf den Markt im Lande der Naß, denn nachdem ihnen die Seeotter ausgegangen war, haben sie sich mit Energie auf den Anbau der Kartoffel geworfen, während die faulen Chinook troß ihres vielfachen Verkehrs mit Europäern zu keiner Thätigkeit dieser Art bewogen werden konnten, da sie Fische im Ueberfluß haben. Die Belbellah von Millbank Sund (Scouler nennt irrig die Bellichoola, vgl. Dunn 271) haben einst sogar den Versuch gemacht ein Dampfschiff nach europäischem Muster zu bauen. Die beiden letztgenannten Völker zeigen sich wie die Koluschen durchgängig viel geschickter und intelligenter als die Bewohner des Columbia, wie ihre Kähne Kleider Häuser Waffen Fischereigeräthe und vorzüglich die trefflichen Schnitzereien der Haidah beweisen (Scouler a. a. O. 219 u. L'Institut 1847, II, 47, 102 f.). Aus sehr hartem dunklem Schiefer verfertigen die Indianer der Nordwestküste Teller und Pfeifen, kleine Bilder und mancherlei Schmucksachen (Hale, Holmberg 29) — Beweise von Betriebsamkeit und Kunstfleiß wie sie die südlicheren Völker nicht geben.

Nur über die Koluschen besitzen wir bis jetzt etwas ausführlichere Nachrichten. Ihr Haupterwerb beruht auf der Jagd der Pelzthiere, die jedoch seit der allgemeinen Verbreitung des Feuergewehres bei ihnen

sehr gelitten hat, denn durch dieses ist die Seeotter theils vertilgt theils verscheucht worden (v. Kittlitz I, 222, Holmberg 29); beschränkt wird sie außerdem durch den Aberglauben, daß die Seelen der Todten oft als Land- oder Wasserthiere erscheinen, hauptsächlich in der Gestalt von Bären, die man sich deshalb zu jagen scheut (ebend. 64, 30, Wenjaminow in Erman's Archiv II, 491), den Genuß des Wallfischfleisches aber haben die Zauberer verboten (Holmberg 68). Neuerdings machen die Koluschen häufige Handelsreisen in's Innere mit russischen Waaren und kleiden sich, obwohl barfuß gehend — nur die Vornehmen tragen Strumpfstiefeln —, in russische wollene Decken, während sie sonst bloß Felle und nur an Festtagen dicke gestickte, schwarz und gelb gefärbte Wollenstoffe und aus Wurzeln geflochtene Hüte trugen (Holmberg 17 f.). Indessen verstanden sie schon im vorigen Jahrhundert Häute zu gerben und aus Haaren und Stücken von Fischotterhaut Mäntel zu weben (Marchand I, 249), und das wollene Mäntelchen das die Vornehmen über Beinkleid und Wams jetzt auf der linken Schulter tragen, ist ebenfalls ihre eigene Arbeit (v. Kittlitz I, 222). Die unbeweglichen, länglich viereckigen Winterhütten haben zwei Giebel und ein mit Rinde belegtes Spitzdach von Stangen, das auf 6—8' hohen Balken ruht (Holmberg 24); die Boote, deren größte für den Krieg bestimmt sind und 40—50 Menschen fassen, sind aus einem Baumstamme gefertigt und wurden wenigstens in früherer Zeit nicht mit dem Beile, sondern nur mit Hülfe des Feuers gearbeitet (ebend. 26, Marchand I, 251). In Holz schnitzen die Koluschen geschickt mancherlei Bilder, Brustharnische und Sturmhauben, deren Visir eine furchtbare Fratze darstellt; Kupfer verstanden sie schon vor Alters zu bearbeiten, jetzt schmieden sie vorzüglich das von den Russen eingeführte Eisen zu Dolchen mit zwei Klingen von entgegengesetzter Richtung und kurzen Säbeln, seltener zu Wurfspießen (Holmberg 27 f., v. Kittlitz I, 213).

Die engeren Kreise der Gesellschaft sind ganz patriarchalisch geordnet: das Haupt der Familie hat zugleich eine Art von Häuptlingswürde, doch stehen die Frauen im Allgemeinen in hoher Achtung (ebend. 220). Douglas (258) bemerkte um Cross Sound sogar eine entschiedene und annerkannte Ueberlegenheit derselben über die Männer; südlich von Mt. Elias und Sitka sah man sie mit letzteren, die stets die schwerste Arbeit verrichten, zusammen essen, sie wurden gut

behandelt und im Handel oft von ihnen zu Rathe gezogen (Portlock 143, Marchand I, 261). Solange sie fähig sind zu gebären, bleiben sie frei von häuslicher Arbeit (v. Langsdorff II, 115). Ihre Schamhaftigkeit und Treue deutet Marchand (I, 265) als bloße Zurückhaltung die von der Eifersucht der Männer geboten werde. Die Wittwe erhält der Bruder oder Schwestersohn des Verstorbenen zur Ehe, deren ersterer — bisweilen ist es auch ein anderer naher Verwandter — schon bei Lebzeiten des Mannes als dessen Stellvertreter und Nebenmann in der Familie eingeführt zu sein pflegt. Im Falle des Ehebruches ist der Verführer, wenn sein Leben geschont wird, genöthigt diesen Platz einzunehmen und die Frau zur Hälfte zu ernähren (Holmberg 36). Polygamie ist gestattet, doch behält die erste Frau den Vorrang. Die Brautwerbung geschieht durch Geschenke, die Eheschließung wird durch ein Fest gefeiert und die Frau erhält eine Aussteuer, welche im Falle der Untreue von ihrer Seite dem Manne zufällt, der alsdann auch die gemachten Geschenke zurückfordert, wogegen er die Aussteuer zurückgeben muß, wenn er die Frau aus einem anderen Grunde verstößt. Trennung der Ehe findet auch nach gegenseitiger Uebereinkunft statt; die Kinder bleiben der Mutter, womit im Zusammenhange steht (S. ob. p. 107) daß das Erbe zunächst auf den Schwestersohn, dann auf den jüngeren Bruder des Verstorbenen übergeht, wie bei so vielen Völkern im Osten des Felsengebirges (Holmberg 33 ff., 45). Die Neuvermählten sind viertägigen Fasten unterworfen; der Vollzug der Ehe tritt erst vier Wochen später ein. Wöchnerinnen gelten für unrein und müssen abgesondert leben (ebend. 34, 37).

Die kleinen Kinder werden in ein kleines von Weiden geflochtenes Bett fest eingebunden das außen mit Leder, innen mit Pelzwerk bezogen ist (Marchand I, 262). Um die Zeit der Pubertät schließt man das Mädchen drei, sechs Monate oder noch länger in eine Hütte ein, wie bei den Konjagen, und hält dann ein Fest bei welchem ihr der Lippenschnitt gemacht und der Schmuck in die Unterlippe eingelegt wird. Qualvollere Prüfungen haben die Männer zu bestehen, deren Ohrenschmuck ihre Thaten bezeichnet, um in den Kriegerstand aufgenommen zu werden (Holmberg 20, 40, Wenjaminow a. a. O. 492). Ohren- und Lippenschmuck wird auch von vielen anderen Völkern der Nordwestküste getragen (Dunn).

Die Koluschen theilen sich nach ihrer Herkunft in den Stamm des Raben und den des Wolfs, diese Eintheilung scheint aber weiter keine praktische Folge zu haben als daß die Mitglieder desselben Stammes nicht untereinander, sondern nur in den anderen Stamm heirathen dürfen (Holmberg 33, Wenjaminow). Beide zerfallen wieder in Geschlechter die von verschiedenen Thieren, und diese wieder in Untergeschlechter die meist von Oertlichkeiten benannt sind. Jedes Geschlecht trägt ein seinem Namen entsprechendes Wappen, und bei Tänzen und Festlichkeiten treten Einzelne bisweilen in der Verkleidung auf die jener Name angiebt (Holmberg 13). Da Jehsl, der Rabe, zugleich als Weltschöpfer gilt (ebend. 52), läßt sich der Behauptung Holmberg's nicht unbedingt beipflichten, daß der Rabe und der Wolf selbst in der Mythologie der Koluschen, von der wir bis jetzt nur wenig wissen, keine Rolle spielten und daß unter diesen Bezeichnungen nicht Thiere, sondern die Stammväter und Heroen des Volkes zu verstehen seien, die öfters diese Thiergestalten angenommen hätten.

Unabhängig von jener Eintheilung nach der Abstammung besteht die andere in Adel und Volk. Der Adel, dessen Ansehn hauptsächlich auf seinem Reichthum, vorzüglich in Sklaven, besteht, ist erblich, und zwar (wie wir aus der angeführten Erbfolge schließen dürfen) nur von mütterlicher Seite her. Die Sklaven sind theils Kriegsgefangene, die aus Oregon, bisweilen selbst aus Californien stammen, theils gekauft, und auch ihr Schicksal ist erblich (ebend. 14, 50). Zwar werden sie im Allgemeinen gut behandelt, wie die Kinder des Hauses, man gestattet ihnen Eigenthum zu haben, seltener sich zu verheirathen, aber ihr Leben steht ganz in der Hand der Herren und bei gewissen Festen, deren größtes mit Tänzen Gesängen Schmausereien und Geschenken zum Andenken verstorbener Verwandten in verschwenderischester Weise gefeiert wird, pflegt man einen oder mehrere von ihnen zu opfern (v. Kittlitz I, 216, Holmberg 51, 46). Bei großen Todtenfesten und beim Bau eines Hauses ist dieß ebenfalls gebräuchlich (ebend. 43, Lisiansky 241), auch geschieht es auf Sitka um einen begangenen Mord zu sühnen (G. Simpson II, 205). Mit dem Feste der Durchbohrung der Ohren ist dagegen die Freilassung von Sklaven verbunden (Holmberg 49). Nach Dunn (273 u. sonst) und G. Simpson (I, 210, 242) giebt es Sklaven und Sklavenhandel bei den Völkern der ganzen Nordwestküste und die Behandlung ist oft grausam aus

bloßem Uebermuthe, eine Angabe die sich mit Scouler's Behau
tung (L'Institut 1847 II, 47) nicht verträgt, daß die Sklaverei in d
sen Gegenden milde sei und daß die Kriegsgefangenen dem Stan
der Sieger nach einiger Zeit einverleibt würden. Auch daß das Sl
piren diesen Völkern fremd sei (ebend. 103), ist wenigstens in Ri
sicht der Koluschen unrichtig (Holmberg 42).

Diebstahl gilt den letzteren nicht als Verbrechen und wird du
einfache Zurückerstattung des Gestohlenen gesühnt; für Mord fin
die strenge Vergeltung statt. Leibesstrafen sieht man als schimpfl
im höchsten Grade an. Streitigkeiten zwischen einzelnen Famil
werden durch einen Zweikampf zweier dazu erwählter Kämpfer
feierlicher Weise ausgefochten (ebend. 41 ff.).

Die Vorstellung von einer Erschaffung der Welt im eigentlich
Sinne haben die Koluschen nicht. Jehsl, der Rabe, der schon leb
ehe er geboren wurde, und der nie stirbt, hat Sonne Mond u
Sterne gemacht, oder vielmehr sie nur aus den Kästen seines Gr
vaters herausgelassen und an den Himmel gesetzt; den Menschen, d
zur Zeit da die Welt noch nicht war, im Dunkeln lebten, hat er d
Wasser gegeben, welches er dem Kanúkh, einem anderen mythisch
Wesen, entwendete, doch schickt er im Zorn auch Krankheit und U
glück über sie, wogegen sein Sohn ihnen nur Gutes thut. Die Wo
nung Jehsl's ist wo der Ostwind herkommt, an den Quellen des Na
Flusses (ebend. 52 ff.). Die Zauberer, deren meist erbliche Kunst a
ähnliche Weise erworben und geübt wird wie im Osten des Felseng
birges, nur daß sie für jeden Geist der citirt werden soll, eine beso
dere Maske anziehen, vermögen nur die Untergötter zu beschwör
welche die Geister der Tapferen sind die im Nordlicht erscheinen, u
die Seelen der Todten überhaupt (ebend. 63 f., 69 ff.).

Die Leichen werden verbrannt und deren Gebeine in hölzern
Kisten auf Pfeilern aufgestellt (Sitka, Lisiansky 240, G. Simp
son II, 208), nur die Zauberer legt man in Särge die man auf vi
Pfosten ruhen läßt (Holmberg 43), wie dieß Marchand (II, 2
als allgemein üblich bei den Bewohnern der Charlotten Inseln beric
tet. Im Süden von Mt. Elias trennt man dem Todten den Kopf vo
Rumpfe und hängt ihn auf eigenthümliche Weise über dem Sarge
einem Kasten auf (Portlock u. Dixon 162). Todte Sklaven we
den in's Meer geworfen. Bei der Leichenfeier giebt man sich de

Schmerze in excentrischer Weise hin, die Leidtragenden schlagen sich selbst Wunden (Holmberg 43), doch herrscht der Glaube an eine Wiedergeburt der Verstorbenen in Menschengestalt (ebend. 65). Die Sage von einer großen Fluth und der Rettung der Menschen aus ihr in einem großen schwimmenden Gebäude kann ihnen leicht erst in neuerer Zeit zugetragen worden sein.

Schließlich können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der früher erwähnte Glaube der Koluschen an ihre Herkunft aus dem Innern des Continentes eine nicht unwesentliche Stütze durch die Analogieen erhält, welche vor Allem ihre socialen Einrichtungen in wichtigen Punkten mit denen vieler östlichen Völker besitzen. Auch daß sie den Wohnsitz ihres obersten Gottes nach Osten verlegen und den Donner als den Flügelschlag eines mythischen Vogels bezeichnen (Holmberg 66), scheint auf dieselbe Spur zu leiten. Von den übrigen Völkern der Nordwestküste läßt sich bis jetzt nicht behaupten daß auch sie solche Analogieen darbieten, doch beruht dieß vielleicht nur auf unserer Unkenntniß derselben.

Ueber die Naß theilt Wrangell mit, daß sie die besten großen Boote in diesen Gegenden bauen. Dunn (283) bemerkt von ihnen daß sie thätiger und reinlicher sind als die südlicheren Stämme. Wie die Koluschen verbrennen sie ihre Todten; die Asche sammeln sie in ein Gefäß um sie an einem einsamen Platz im Walde aufzubewahren. Ihre Zauberärzte führen kleine hölzerne Götzenbilder in ihrem Sacke mit sich (ebenda 280).

Die Bewohner der Königin Charlotten Inseln sind die thätigsten und intelligentesten der ganzen Nordwestküste und stehen in mechanischem Geschick und Nachahmungsfähigkeit den begabtesten Polynesiern gleich (Scouler in J. R. G. S. XI, 218). Marchand (II, 14) beschreibt ihre 45—50′ langen und 35′ breiten Häuser, die ein zweites Stockwerk unter der Erde als Winterwohnung besitzen, und erzählt von Tempeln und heiligen Hainen in denen sie ihre Götter verehren; bei Portlock und Dixon (172) finden sich Abbildungen ihrer künstlich geschnitzten Geräthe. Die Häuser in ihren Dörfern sind in eine Reihe geordnet. Ihre Betriebsamkeit hat sich, wie schon erwähnt, neuerdings vorzüglich dem Anbau der Kartoffel zugewendet; sie zeigt sich außerdem an den etwa 18″ langen kannelirten Dolchen die so schön gearbeitet sind „wie von den geschicktesten Händen in London,“ und

an den großen hölzernen Bildern die sie schnitzen. Sie sind diebisch und schlau. Viele von ihnen sprechen gebrochen englisch, obwohl sie in keinem häufigen Verkehr mit Europäern stehen (Dunn 292). Die durch Reinlichkeit ausgezeichneten Kyganie, welche dieser Verkehr stolz und verwegen gemacht hat (Scouler a. a. O.), theilen sich wie die Koluschen, denen sie in in ihren Sitten und religiösen Vorstellungen gleichen sollen, in Wolfs- und Rabengeschlechter (Bull. de l'acad. de St. Pétersb. XV, 306). Ob letzteres auch von den Bewohnern der Charlotten Inseln gilt, wissen wir nicht.

Von den Coquilth der Insel Vancouver hören wir daß sie große Häuser, manche für 2—300 Personen haben, und aus dem Baste der Ceder Tücher weben, die sie mit Pflanzenfarben färben und mit bunten Figuren schmücken (Dunn 243). Wenn sie identisch sind mit den Quakeolth im Nordosten der Insel (G. Simpson I, 190) und sich, wie früher erwähnt, unter dem Namen Ballabolla, wirklich auf das Festland im Nordwesten hinübererstrecken, ist es wahrscheinlich daß sie dasselbe Volk sind bei welchem Mackenzie unter 52½° n. B. nahe der Meeresküste Häuser fand, die etwa 120′ lang, 40′ breit, auf Pfählen gebaut waren, und deren Tragbalken zum Theil menschliche in Holz geschnitzte Figuren darstellten. Unmittelbar im Süden von Nutka Sund sah Meares (125) ein Haus eines Häuptlinges, das ein weites Viereck bildete und wenigstens 800 Menschen faßte; es war aus 20′ langen sehr starken Dielen, welche die Wände bildeten, und aus ungeheueren, grob geschnitzten und angemalten Bäumen erbaut, deren Enden und Mitte auf kolossalen Holzklötzen ruheten; diese letzteren waren zu Bildsäulen ausgehauen und der Mund von einer derselben bildete die Thür des Hauses. Die Wohnungen der Nutkaer selbst, 6′ hoch, 76′ und 39′ lang und breit, werden in der Mitte von großen hölzernen Pfeilern getragen die mit groteskem Schnitzwerk versehen sind (Roquefeuil II, 195), doch wird versichert daß die Dörfer auf Vancouver, die oft mit Palisadenzäunen befestigt werden, ebenso schmutzig sind wie ihre Bewohner (Grant in J. R. G. S. XXVII, 299 f.).

Mit dem Gebrauche des Eisens fand schon Cook die Eingeborenen von Nutka vollkommen bekannt. Meares (224) sah bei ihnen Kähne von 53′ Länge und 8′ Breite; noch länger und zum Transport von hundert Menschen geeignet sind sie bei den Ballabolla (G. Simpson I, 204). Die Nutkas tragen eine Art von Hemden, die

aus den Fasern einer Nesselart und Baumbast geflochten sind, im Krieg kleiden sie sich in Elennhaut (Meares 215, 217); die Newittee fertigen Tücher aus Wolfs-, Hunde- und Ziegenhaar (G. Simpson I, 198). Als Schmuck wird ein Nasenring auf Vancouver getragen, nur die Weiber tättowiren Arme und Beine. Früher galten Muscheln, jetzt Tücher als Geld (Grant a. a. O. 307).

Daß die Bewohner von Nutka, die übrigens als gutmüthig gegen Fremde und untereinander geschildert werden, ihre Kriegsgefangenen nicht selten verzehren, hat man schon frühzeitig in Erfahrung gebracht, und es ist von ihnen selbst eingestanden worden (Cook 3. R. 233, Meares 218, Péron a, II, 2 ff.). Vergiftungen und künstliche Fehlgeburten sollen ebenfalls häufig sein auf der Insel. Alte Leute, wenn sie den Ihrigen beschwerlich werden, bringt man oft um; es wird darüber ein Rath gehalten (Grant a. a. O. 304). Die moralische Cultur dieser Völker steht demnach in keinem Verhältniß zu ihren Talenten und Kunstfertigkeiten. Mord wird bei ihnen durch Mord, bisweilen auch durch Geschenke gesühnt; wurde ein Vornehmer erschlagen, so giebt man bisweilen einen Sklaven, der alsdann umgebracht wird, und fügt wohl noch Geschenke hinzu (ebend. 305).

Den Weibern von Nutka wird Keuschheit und sittsames Betragen nachgerühmt (Meares 214), sie thun nur häusliche Arbeiten, werden gut behandelt und sollen bisweilen ein entschiedenes Uebergewicht über die Männer besitzen (Roquefueil II, 212). Mit Mädchen von 5—6 Jahren wird auf Vancouver bisweilen ein förmlicher Handel getrieben: man kauft sie für einen geringen Preis und zieht sie auf um sie dann bei der Heirath für einen hohen wieder abzusetzen (Grant a. a. O. 299). Auch unnatürliche Laster giebt man den Bewohnern von Nutka Schuld (Roquefueil II, 220).

Die Gewalt des Herrschers (Tayé) in Nutka ist völlig unumschränkt; er vereinigt in sich die bürgerliche und priesterliche Gewalt (Humboldt, Neu Spanien II, 257 nach Moziño), verfügt über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen und vertheilt nach eigenem Ermessen den Ertrag des Fischfanges (Roquefueil II, 201). Bei den Quakeolth ist seine Wohnung eine Freistätte selbst für den Feind (G. Simpson I, 192). Dieselbe Macht wie bei den Nutkas hat der Häuptling bei den Ballabolla, von welchem (ebend. 205) ganz ähnliche religiöse Excentricitäten erzählt werden wie von dem Herren von

Nutka: dieser zieht sich nämlich zu Zeiten allein in die Wildniß zurück um dort mit dem großen Geiste zu verkehren. Wer ihn alsdann aufsucht oder ihm begegnet, ist dem Tode verfallen. Nach langem Fasten kehrt er nach Hause zurück, doch darf er dabei nicht durch die Thüre, sondern nur von oben durch das Dach in seine Wohnung gelangen. Auf dem Wege fällt er die Menschen an die er trifft, reißt mit den Zähnen von ihnen ein Stück Fleisch ab das er verschlingt und setzt dieß solange fort bis er erschöpft zur Erde stürzt (Dunn 255). Der Schlüssel zu diesem wunderlichen Gebaren scheint darin zu liegen, daß die jungen Leute sich zur Aufnahme unter die wehrhaften Männer durch drei- bis viertägiges Fasten in der Einsamkeit vorzubereiten haben um dann, vielleicht durch den Genuß eines Giftes in Wuth gesetzt, nach Hause stürmend durch einen Anfall auf alle die ihnen begegnen, die Tapferkeit zu zeigen die ihnen ihre Götter verliehen haben (Grant a. a. O. 302). Im Kriege selbst sind die Nutkas vorsichtig und stellen stets Wachen aus (Meares 227). Die Gefangenen werden Sklaven, wenn man ihnen das Leben schenkt; früher wurden die Feindesköpfe gewöhnlich auf Stangen vor den Dörfern aufgesteckt (Grant 296).

Die Eingeborenen von Vancouver begraben ihre Todten in einer viereckigen Kiste, in welcher die Leiche die kauernde Stellung erhält in der sie im Leben zu sitzen pflegen. Die Kiste wird auf die Erde gestellt, mit Steinen bedeckt und neben ihr eine grotesk geschnitzte Figur aufgerichtet. Der Name des Todten wird nicht mehr genannt und was ihm gehörte, gilt für unrein (ebend. 301, 303). In Nutka Sund fand Vancouver (I, 182) die Leichen in Kähnen auf Bäumen aufgehängt. Bei den Quakeolth wird der Todte verbrannt, seine Wittwe wirft sich, während dieß geschieht, über ihn her, sammelt dann die Asche und führt sie 3 Jahre lang mit sich (G. Simpson I, 190) — ein Gebrauch den wir früher bei den Tacullie zu erwähnen gehabt haben.

Während Grant angiebt daß sich die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen von Vancouver auf mancherlei Aberglauben und Omina beschränken und daß die Zauberärzte bei ihnen in ähnlicher Weise ihr Wesen treiben wie anderwärts in Nordamerika, sehen wir aus den wenigen Mittheilungen Humboldt's (a. a. O.) nach Moziño, daß es in Nutka ausgebildetere religiöse Ansichten und eine Menge von mythologischen Erzählungen giebt. Die dortigen Eingeborenen glaub-

: an die Existenz eines guten und bösen Principes, Quautz und ntlox, die miteinander im Kampfe lagen, und an eine allmäliche Ver-llkommnung der Geschöpfe. Dem Adel und dem Volke schrieben sie e verschiedene Abstammung zu, obwohl beide ihren Ursprung von nselben Stammvater herleiteten und hatten für beide nicht dasselbe radies. Roquefueil (II, 209), der kaum ganz zuverlässig sein rfte, spricht von Sonnencultus und berichtet daß die Häuptlinge r Verwandte der Sonne gelten; Dunn erzählt von theatralischen rstellungen, die ohne Zweifel eine religiöse Bedeutung hatten, da rschiedene Götter, unter ihnen auch die Sonne, darin mit Masken ıftraten. Maskenspiele ähnlicher Art sah Wilkes (V, 146) in Nord-west-Oregon. Die vielen geschnitzten Figuren die man in Nutka ge-funden hat (auch bei Fort M'Loughlin auf dem Festlande im Norden von Vancouver giebt es hölzerne Bilder von Hunden und Menschen – Dunn 269), hat man fast immer auf Götzen gedeutet und Cook (3. R. 273) bemerkt wirklich daß vor den 4—5' großen geschnitzten Bildern in Nutka geopfert werde, Meares (228) dagegen sah nicht daß diese irgend eine Verehrung genossen hätten.

Das Jahr beginnt bei den Nutkas mit der Sonnenwende und be-steht aus 14 Monaten von je 20 Tagen, zu denen eine Menge von Schalttagen hinzugefügt wird (Humboldt nach Moziño).

Die Völker der Nordwestküste gehören zu den intelligentesten und betriebsamsten von Amerika. Ihre südlichen Nachbarn, die Indianer von Oregon, stehen ihnen in dieser Hinsicht ebenso sehr nach, als sie ihrerseits die Eingeborenen von Obercalifornien übertreffen; noch wei-ter im Süden gehören die Stämme der californischen Halbinsel zu den am tiefsten stehenden von Nordamerika. Die Indianer im Osten des elsengebirges sind denen im Westen desselben (wenn man nämlich it Hale (199) vorzüglich die von Oregon in's Auge faßt), in leibli-cher und geistiger Hinsicht überlegen: in keiner Sprache von Oregon ıdet sich ein besonderes Wort um die Gottheit zu bezeichnen, der olf, halb als Thier halb als ein höheres Wesen betrachtet, ist Haupt-genstand der Verehrung, und die sämmtlichen Völker des Innern ıen als Nomaden, obwohl sie mit jeder Jahreszeit ihre bestimmten läße wieder aufsuchen (Hale): indessen sind sie von meist sanfterer emüthsart, minder grausam, biegsamer und gelehriger, dem Ver-hre mit den Weißen, deren Künste sie hochschätzen, geneigter als die

Völker des Ostens, und selbst dem Christenthum, wie es scheint, leichter zugänglich als diese (Scouler, Hale, Dunn 70, de Smet 117), was zum Theil ohne Zweifel daraus zu erklären ist, daß die Niederlassungen der Weißen in diesen Gegenden noch viel jünger und der Kriege mit den Eingeborenen hier weit wenigere gewesen sind. In Oregon selbst aber besteht ein auffallender Gegensatz zwischen den Völkern am unteren Columbia und denen die weiter östlich dem Felsengebirge näher wohnen: jene leben meist bequemer, zum Theil selbst in einem gewissen Ueberfluß, und stehen in vielfachem regsamen Verkehr, diese sind stärker zerstreut, isolirter, und haben mit größeren Schwierigkeiten für ihren Unterhalt zu kämpfen. Hiermit scheint es im Zusammenhange zu stehen daß die ersteren als schmutzig und faul, ausschweifend leidenschaftlich und betrügerisch geschildert werden (Hale), während bei den anderen Gutmüthigkeit Ehrlichkeit und Gastfreundschaft vorherrschen: alle Indianer vom Felsengebirge bis zu den Fällen des Columbia, welche Lewis und Clarke (330) kennen lernten, waren gut und ehrlich, von dort bis zum Meere zeigten sie sich verschlagen und diebisch.

Die Chinook und ihre Verwandten, von denen das eben Bemerkte in vorzüglichem Grade gilt, leben fast ausschließlich von der Fischerei. Sie wohnen an der Mündung jenes Stromes in 20—70′ langen und 15–25′ breiten Häusern (Dunn 135). Weiter landeinwärts kommen auch noch größere bis zu 100′ lange und 30—40′ breite Häuser vor mit schiefen Dächern. Sie sind aus Cedernholz, zum Theil auch aus Backsteinen gebaut (Hale), im Innern durch Wände geschieden, so daß jede der darin wohnenden Familien einen besonderen Eingang und Herd hat, und bilden feststehende Dörfer (Lewis et Cl., Cox I, 297, Franchère 247). Erst in der Gegend der Fälle des Columbia stehen elende Hütten von Stroh Binsen und Rinde, die mit faulenden Fischen und Unrath umgeben sind (de Smet 164). Die Kähne, von 30′ bis über 50′ lang, tragen etwa 3000 Pfund (W. Irving 247) und sind aus einem Stücke elegant gearbeitet (Cox I, 295, Franchère 246). Lewis und Clarke haben sie ausführlich beschrieben. Ihre einzigen Werkzeuge zum Bauen sind Meisel von 1″ Breite und Keile (ebend. 249); unter ihren Geräthen sind nur die zur Fischerei mannigfaltig und mit Sorgfalt gearbeitet (Cox I, 301). Beim Kochen, das in hölzernen Gefäßen ge-

schieht, pflegen sie zuerst das Wasser durch erhitzte Steine zum Sieden zu bringen (Franchère 248). Die äußerst dürftige Kleidung beschränkt sich selbst im Winter bei den Männern auf das Fell eines Panthers oder anderen Thieres (ebend. 243).

So ziemlich ihre einzige lobenswerthe Eigenschaft ist oder war vielmehr, ihr allgemeiner Widerwille gegen geistige Getränke und den Trunk, der ihnen als schimpflich galt (Cox I, 291, Franchère 242), doch sind sie später zum Theil auch diesem Laster unterlegen (Dunn 131). Sie sind in hohem Grade indolent und depravirt, was man schwerlich mit Parker vorzugsweise erst aus ihrem Verkehr mit den Weißen herleiten darf. Allerdings zeigen sie sich thätig und vorsichtig im Handel: der Fischmarkt und große Fisch-Speicher in Wischram, 200 englische Meilen oberhalb der Mündung des Columbia (W. Irving 73), legt davon Zeugniß ab. Auch nahmen sie die erste Expedition der Astor'schen Gesellschaft, welche Astoria gründete (1811), sehr gut auf, sobald deren Handelszwecke ihnen bekannt wurden (ebend. 62), unterstützten hülfreich die ersten Ansiedler, und manche derselben verdankten ihnen sogar ihr Leben. Später wurden sie aber dreister und feindseliger und rächten eine ihnen angethane Beleidigung durch die Hinwegnahme des Tonquin, dessen Mannschaft sie ermordeten (Franchère 101, 181). Daß es ihnen an Fähigkeiten nicht fehlt, bewiesen sie dadurch, daß sie in kurzer Zeit sehr pfiffige Handelsleute wurden, aber ihre Moralität, die auf diesem Wege natürlich nicht gehoben wurde, steht und stand auf einer tiefen Stufe. Listiger Diebstahl gilt ihnen als ehrenvoll, den ungeschickten Dieb dagegen verspotten sie und züchtigen ihn oft; im Kriege sind sie feig und frech ohne Tapferkeit, leidenschaftliche Hazardspieler — sie verspielen bisweilen die eigene Freiheit (Parker 245) —, voll Verstellung und Betrug auch untereinander, hartherzig grausam und sinnlichen Ausschweifungen sehr ergeben (W. Irving 261, Cox I, 276). Die Prostitution der Mädchen, die überhaupt ein ungebundenes Leben führen, während die Weiber große Zurückhaltung beobachten, wird sehr ausgedehnt betrieben; die Unkeuschheit der Weiber nimmt von der Meeresküste an nach den Fällen des Columbia hin mehr und mehr ab, bis sie jenseits derselben aufhört (Franchère 255, Cox I, 278, II, 118). Die Ehe, durch gegenseitige Geschenke geschlossen, wird leicht wieder geschieden (ebend. I, 290). Untreue des Weibes wurde sonst mit dem

Tode gestraft, doch ist dieß in neuerer Zeit außer Uebung gekomm
Die erste Frau hat den Vorrang vor den übrigen. Uneinigkeit
Weiber soll die Polygamie nicht herbeiführen (Franchère 255).

Die Häuptlinge der einzelnen Dörfer sind von einander unabh
gig und ihr Ansehn meist nur gering. Es beruht auf ihrem Re
thum, der in ihren Weibern und Kindern, Sklaven, Kähnen u
Muscheln besteht welche letzteren hier allgemeines Werthmaaß u
Tauschmittel sind (Franchère 250, 244, Cox I, 292, 302, Pa
ker 250). An vielen Orten soll ihre Würde erblich sein, an and
wird sie durch Wahl vergeben, die sich dann nach dem Reichthum
bestimmen pflegt (W. Irving 260). Nur Parker (242) spri
von einem gemeinsamen Oberhaupt das die verschiedenen Stäm
desselben Volkes besäßen.

Krieg wird zuvor angesagt, auch bemüht man sich ihm vorzub
gen und Frieden zu stiften. Man kämpft zu Lande oder auch
Wasser, doch wird meist nur wenig Blut dabei vergossen (Franchè
252, Cox I, 293). Hat die eine Partei mehr Todte als die and
so fordert sie eine Entschädigung oder setzt den Kampf weiter fort (
Irving 261). Die Kriegsgefangenen werden Sklaven, wie dieß
Oregon meistentheils geschieht. Einfälle auf fremdes Gebiet um Sk
ven zu rauben sind bei den Chinook häufig (W. Irving). Man
handelt diese ganz als Sachen, verkauft, verpfändet sie, giebt sie
Zahlung statt hin (Parker 183), überläßt sie dem Mangel, we
sie arbeitsunfähig werden (Franchère 240, Cox I, 278), d
wird ihnen bisweilen gestattet sich mit Freien zu verheirathen.
Waffen der Chinook sind Bogen und Pfeil, kurze zweischneidige Schn
ter oder Keulen, Panzer von dickem Leder und eine Art Helm
Rinde oder Leder (Franchère, Cox, Irving).

Der große Geist wird meist unter dem Bilde eines großen Vog
gedacht. Sein Wohnsitz ist die Sonne, er sieht Alles was auf
Erde vorgeht und giebt seinen Unwillen durch Stürme und Gew
kund. Man bringt ihm die Erstlinge vom Fischfang und von
Jagd dar (W. Irving 259, Dunn 121). Etalapaß ist der Schöp
des Menschen, doch schuf er diesen unvollkommen und unbewegli
erst ein zweiter Gott, Ecanninn, öffnete ihm aus Mitleid mit sei
Unbehülflichkeit Mund und Augen, gab Händen und Füßen Bew
lichkeit, lehrte ihn Kähne und Netze machen (Franchère 258, C

I, 288, Dunn 126). Eine andere Gottheit, die nur Böses schafft, lebt im Feuer. So erzählt wenigstens W. Irving, der weiter berichtet daß die Priester große Götzenbilder von Bären-, Biber-, Vogel-, Fisch- und anderen Gestalten machen, wogegen Franchère und Cox versichern daß die Chinook zwar mancherlei geschnitzte Figuren besäßen, diesen jedoch keine Verehrung erwiesen. Von Thiercultus an den Fällen des Columbia spricht indessen auch de Smet (164).

Die Todten denen man alle ihre werthvolle Habe mit in's Grab giebt (Lewis et Cl. 298), werden in durchlöcherten Kähnen auf Felsen oder an anderen Orten ausgesetzt, wo sie vor reißenden Thieren sicher sind (Franchère 256, Parker 143), namentlich auch auf Bäumen (W. Irving 256, Wilkes IV, 325). Da man hauptsächlich bei vornehmen Leuten den Verdacht schöpft daß sie durch Zauberei sterben, fordert ihr Tod ein Opfer zur Sühne der Uebelthat (Parker 252); daher wird bisweilen mit dem Todten ein Sklave lebendig begraben, dessen Kopf man über die Erde hervorragen läßt um ihn drei Tage später zu erwürgen (Schoolcraft II, 71), doch soll diese Grausamkeit in neuerer Zeit abgestellt worden sein (Dunn 120); Alvord (bei Schoolcr. V, 654) giebt dagegen an daß sie erst neuerdings in Uebung gekommen sei; die guten Menschen führen nach dem Tode nach ihrem Glauben ein glückliches Leben in einem Paradiese das im Süden liegt (Parker 245), die bösen ein unglückliches (Franchère 258, Cox I, 288).

Musik und Tanz sollen nach Pickering (43) in Oregon ganz fehlen, indessen erzählt W. Irving (261) von Stegreifdichtungen welche gesungen werden, und von Tänzen die zum Theil nicht ungefällig seien.

Die Skwale Cowelits Tsihailisch und Killamuck stehen nach Hale, wie im Aeußeren, so auch in ihren Lebensgewohnheiten den Chinook nahe, nur scheinen sie regsamer und fleißiger zu sein als diese, da wenigstens die drei ersteren sich zur Feldarbeit viel williger zeigen (G. Simpson I, 179), worauf die Missionäre in Oregon, deren Thätigkeit freilich erst 1834 begonnen und nur noch wenig geleistet hat (Greenhow 361), allerwärts hinzuwirken suchen (Wilkes IV, 351, 461 f., 481 u. sonst).

Ueber die Völker an Puget's Sund besitzen wir bis jetzt nur wenige zerstreute Notizen, bei denen es überdieß meist unbestimmt bleibt

auf welche von ihnen sie sich beziehen. Sie leben von Fischen Beer- und Wurzeln, jagen zum Theil auch den Walfisch dessen Thran sie ve kaufen. Der Leidenschaft des Spieles opfern sie oft Weiber und Skl- ven, sind eigennützig und sehr begehrlich, doch schließen sie sich den We ßen sehr leicht an, ahmen ihnen gern nach und haben ihre Trägh- so weit überwunden, daß sie sich jetzt sehr allgemein mit dem Anba der Kartoffel beschäftigen (Schoolcraft IV, 600, Buschmann 1854, p. 589). Die Häuptlingswürde geht bei ihnen auf den Schw- stersohn des Verstorbenen über (Wilkes V, 124). Ihren Todten ge ben sie die sitzende Stellung, setzen sie auf die Erde und umgeben si mit einem Palisadenzaune (ebend. IV, 302).

Den Anwohnern von Puget's Sund überlegen und vor den Chinook-Völkern durch Mannhaftigkeit Energie und Moralität ausgezeichnet, sind die meisten Völker des Innern, vor Allem die Sahaptin und Clickatat (Schoolcraft a. a. O.), die Selisch und im Süden die Kalapuya, unter denen wieder nach Hale die zuerstgenannten, nach Dunn (327) die Selisch oder Flatheads die höchste Stufe in Rücksicht der Begabung und Entwickelung einnehmen.

Die Indianerstämme im Innern des Oregongebietes sind Jägernomaden, denen die Armuth ihres Landes keine festen Wohnsitze gestattet, so lange sie nicht Ackerbau und Viehzucht in größerem Umfange treiben. Die Selisch leben abwechselnd nach den Jahreszeiten von der Fischerei oder vom Wurzeln- und Beerensammeln: im März und April graben sie Wurzeln in verschiedenen Gegenden, und manche bereiten aus ihnen ein nahrhaftes säuerlich schmeckendes Brot (Lewis et Cl. 217, vgl. Morse, App. 348), später gehen sie dem Lachs, im August mancherlei Beeren nach, die sie zum Theil für den Winter trocknen, im September kehren die Lachse zurück, von denen sie sich ebenfalls Wintervorräthe anlegen, im October suchen sie sich wieder Wurzeln, im Winter leben sie von der Jagd, von ihren Vorräthen oder von einer Moosart, und werden dann gewöhnlich wieder mager. Dieselbe Lebensweise führen die Wallawalla und mehrere andere Völker. Die Küstenstämme wenden sich nur zur Winterszeit in's Inland, oder begraben ihre Zeltstangen nur auf eine Reihe von Wochen im Sommer um auf die Jagd zu gehen oder den Wurzeln Beeren und Fischen nachzuziehen (Hale 200 ff., vgl. Wilkes IV, 446). Größere Jagdthiere und namentlich den Büffel vermögen nur diejenigen von

ihnen zu erreichen welche dem Felsengebirge nahe genug wohnen, insbesondere die Sahaptin, die sehr tüchtige Reiter und Jäger sind. Häufig zwischen Ueberfluß und Mangel schwebend und oft im Kampfe mit äußerer Noth, sind viele dieser Völker erst durch die Verbreitung des Pferdes von Mexico her in die Länder am Columbia (Franchère 270) etwas gehoben worden. Besonders besitzen die Indianer der Ebenen viele Pferde; bei denen die in den dichten Wäldern wohnen, sind sie seltener (Cox II, 95). Die Waiilaptu haben große Pferdeherden (Hale) ebenso die Wallawalla, deren Pferde jedoch nur sehr unvollkommen und unbequem ausgerüstet sind (W. Irving 279); bei den Sahaptin und Kayuse besitzen einige Familien bis zu 1500 Stück (de Smet 67), und bei den Cootanie der Tobacco-Ebenen, die im Frühling und Herbst an den Saskatchewan auf die Büffeljagd gehen, im Sommer aber von Wurzeln und Beeren leben, kommen zu jenem Reichthum auch noch einige Rinder (Petermann's Mittheil. 1860, p. 24). Das Pferd ist in Oregon wie in Süd Amerika in mehreren Ländern ein wichtiges Nahrungsmittel geworden, und nach seinem Besitze pflegt man den Wohlstand der Einzelnen zu schätzen (Parker 230). Daneben haben einige dieser Völker auch angefangen sich dem Landbau zuzuwenden: die Cootanie, die übrigens noch zu den am tiefsten stehenden gehören (de Smet 76), bauen etwas Weizen (Petermann a. a. O.), von den Stämmen der Selisch-Familie haben die Skitsuisch oder Coeurs d'Alênes angefangen Kartoffeln zu bauen (de Smet 331) und die Pieskwaus oder Pischous cultiviren die Batate sorgfältig (Wilkes IV, 430); die Pends-d'Oreilles, welche zu derselben Völkergruppe gehören, werden neuerdings von ihren katholischen Missionären als tüchtige Feldarbeiter geschildert und sollen überhaupt unter dieser Leitung keine Anstrengung scheuen (N. Ann. des v. 1849, III, 337). Auch die Sahaptin und Kayuse betreiben den Landbau fleißig (de Smet 67).

Die Sahaptin wohnen theils in kegelförmigen, theils in gleichseitig viereckigen oder oblongen Hütten von 20—70' Länge oder 10—15' Breite, die durch Reinlichkeit ausgezeichneten Selisch in geräumigen konischen Zelten aus Häuten. Bei beiden sind Männer und Weiber in Leder gekleidet, und jeder der letzteren ist im Besitze mehrerer Lederanzüge zum Wechsel (Cox I, 134, 175, 220). Manche der hierher gehörigen Stämme tragen über einem Lederhemde noch ein Kleid

von Tuch oder von Büffelleder. Um die Häute zum Gebrauche zu-
zurichten werden sie gereinigt, dann mit Gehirn eingerieben und end-
lich geräuchert; Büffelhäute klopft man bis sie dünn und weiß wer-
den (Parker 229, 232). Da neuerdings das Pelzwerk von ihnen
verkauft wird, leidet die Gesundheit der Armen durch mangelhafte Be-
kleidung (de Smet 23).

In der Nähe der Fälle des Columbia hat man Gräber gefunden
in denen viele Leichen in Matten und Häute gewickelt bei einander la-
gen; die Breter mit denen sie zugedeckt waren, zeigten geschnitzte und
gemalte Menschen- und Thierfiguren (Cox I, 114). Solche Beweise
von Kunstfertigkeit sind selten in Oregon, indessen führt auch Wil-
kes (V, 128) einige Beispiele dieser Art an und erzählt von Thon-
pfeifen im Nordwesten des Landes die mit mehreren geschnitzten Figu-
ren verziert waren (ebend. 146). Die Felsen-Malereien im Lande der
Wallawalla unweit des Columbia (ebend. IV, 389) scheinen indessen
einzig in ihrer Art zu sein.

Die Indianer des Innern von Oregon sind großentheils nicht die
schweigsamen kalten und finstern Menschen wie man sie im Osten des
Felsengebirges so gewöhnlich findet, sondern zeigen sich oft freundlich
und zutraulich, fröhlich und munter, theilnehmend und lernbegierig
(Cox I, 132, Wilkes V, 319, 326, Parker 231). Im Süden
des Columbia nähern sie sich in ihrem äußeren Betragen allerdings
mehr den Eingeborenen der östlicheren Länder (Hale), doch machen
auch dort die Clamet (Lutuami) eine Ausnahme, welche keineswegs
von leidenschaftslos ruhigem und gleichmäßigem Wesen sind, sondern
ihren Schmerz durch lautes und starkes Weinen kund geben (School-
craft III, 176). Das sanftere und bildsamere Wesen dieser Menschen
hat mehrfach die Hoffnung erweckt, daß sie sich dem Christenthume
leichter zugänglich zeigen werden als die Indianer des Ostens (Par-
ker, Dunn 352).

Als Tugenden gelten diesen Völkern Ehrlichkeit und Wahrheits-
liebe, Tapferkeit, Gehorsam gegen Eltern und Häuptlinge, Liebe zu
Weib und Kind, und die Selisch, deren moralische Vorstellungen sich
namentlich hierin ausgesprochen finden, kommen diesen Anforderungen
im Allgemeinen gut nach (Cox I, 231, 219, Dunn 311). Bei ihnen
wie bei den verwandten Pends-d'Oreilles und Spokane sind überhaupt
Verbrechen sehr selten und ein bloßer Verweis den der Häuptling er-

theilt, von großer Wirksamkeit (Alvord bei Schoolcr. V, 654). Auch das Alter findet bei den Selisch hülfreiche Unterstützung und Pflege, nur Kinder die das Unglück haben ihren Vater zu verlieren, haben öfters ein trauriges Schicksal, ihr Eigenthum wird ihnen entrissen (Hale). Die meisten dieser Völker sind aufrichtig und ehrlich, leben untereinander äußerst friedlich und verkehren freundlich mit den Weißen, nur die Cootonais (Kitunaha) sind den letzteren wenig geneigt (Parker 237, Cox II, 135, W. Irving 279). Dabei sind sie thätig tapfer und mannhaft, vorzüglich die Sahaptin, bei denen dagegen Ehrlichkeit und Gastfreiheit nur in geringerem Grade zu finden sind (ebend. 333, Cox I, 134). Auch die Reinlichkeit der meisten wird gerühmt; manche von ihnen sind aber leidenschaftliche Spieler, besonders die Spokane (Parker 237, Cox I, 182). Der Branntwein war auch in neuerer Zeit ihnen noch fern geblieben, und man konnte daher von ihnen großentheils wie von den Clamet sagen (Schoolcraft III, 143), daß sie bis jetzt noch keines der Laster sich angeeignet hatten die so allgemein dem Verkehre der Indianer mit den Weißen zu folgen pflegen. Prostitution ist bei den Wallawalla unbekannt (Cox I, 132); bei den Sahaptin sehr selten und wird mit harten Schlägen bestraft (Alvord a. a. O.).

Die Polygamie wird (nach de Smet 20 f.) mehr geduldet als gebilligt, den Coutannie soll sie ganz fremd und deren Weiber keusch sein (Cox II, 135), was in gleicher Weise vorzüglich auch von denen der Selisch versichert wird (ebend. I, 175, Lewis et Cl. 298). Sie sind keiner schlechten Behandlung von Seiten der Männer ausgesetzt, die, wo sie vorkommt, sie zur Verzweiflung und zum Selbstmord durch Erhängen treibt, was für den Mann als schimpflich gilt (de Smet). Bei den Selisch genießen sie sogar eine gewisse Autorität und Achtung, so daß die von ihnen gesammelten Vorräthe an Beeren und Wurzeln nicht leicht ohne ihre Erlaubniß von den Männern angetastet werden (Hale): wo die Weiber zur Ernährung der Familie wesentlich mit beitragen, haben sie größeren Einfluß und erfahren eine weit bessere Behandlung, bemerkt Cox (II, 139) treffend, als wo die Sorge für jene ausschließlich den Männern zufällt. Bei den Sahaptin steht Scheidung beiden Theilen frei (Wilkes); bei mehreren Stämmen der Selisch-Familie kann der Mann zwar die Frau verstoßen, wenn es ihm beliebt, aber die Kinder gehören bei Trennung der Ehe der Mutter,

und nach dem Tode seines Weibes, an dessen Stelle die Schwester tritt, ist es dem Manne innerhalb eines oder selbst zweier Jahre nicht er-laubt sich wieder zu verheirathen. Die Frau wird durch Kauf erwor-ben und eine besondere Heirathsceremonie findet nicht statt (Alvo a. a. O.), indessen erhält jene bei dieser Gelegenheit von Seiten der Verwandten und besonders der bejahrten Leute eine Belehrung und Vermahnung über ihre künftigen Pflichten (Cox I, 235). Bei den Wallawalla und Selisch leben die Weiber während der Menstruations-zeit in abgesonderten Häusern (Wilkes IV, 400, 456).

Zwar schreibt Hale den Häuptlingen der Selisch nur eine rein persönliche Autorität zu, doch versichern Cox (I, 220) und Dunn (311), daß die Würde des obersten Häuptlinges vielmehr erblich sei, während der Anführer zu Kriegs- und Jagdzügen jährlich neu gewählt werde, der im Frieden jenem völlig unterthan sei, draußen im Felde aber die Disciplin streng handhabe und jeden Ungehorsam gegen seine Befehle züchtige. Die Häuptlinge der Coeurs d'Alênes erwählen sich zusammen ein Oberhaupt auf Lebenszeit, ihre eigene Gewalt ist nur von ihrer Persönlichkeit abhängig, sie strafen aber bisweilen mit Aus-peitschen und selbst mit Verbannung (de Smet 331). Die der Pends-d'Oreilles führen, wie de Smet (174) von denen der Kalispel am unteren Clarke's Fluß erzählt, eine ganz patriarchalische Herrschaft: sie berathen ihre Untergebenen in allen ihren Angelegenheiten, stiften selbst die Ehen, verhängen aber Strafe, der sich zu entziehen für schimpflich gilt, nur mit der Zustimmung dessen den sie treffen soll; das erlegte Wild wird zu ihnen gebracht damit sie es nach Bedürfniß vertheilen, ihr Feld von allen zusammenbearbeitet, alle Pferde und Kähne stehen ganz zu ihrer Disposition (Joset in N. Ann. des v. 1849, III, 334).

Untereinander im Frieden lebend, führen diese Völker nur gegen die Schwarzfüße Kriege, in denen sie sich sehr tapfer zeigen (Parker 236). Durch die Büffeljagd mit diesen verfeindet, litten die Selisch sehr in diesen Kämpfen, da sie früher kein Feuergewehr besaßen. Der Ver-kauf des letzteren an sie durch die Weißen, obwohl zu enormen Preisen — eine Flinte mußte mit 20 Biberfellen bezahlt werden — hat die Schwarzfüße zu den unversöhnlichsten Feinden der Europäer gemacht, die sie ohne Unterschied umbringen (Cox I, 181, 216, 218). Ihrer-seits haben die Schwarzfüße, selbst die Weiber nicht ausgenommen, von den sonst so sanften Selisch alle Qualen zu leiden wie sie im Osten

des Felsengebirges gewöhnlich waren, wenn sie in ihre Hände fallen (ebend. 213). Die Sahaptin, bei welchen das Skalpiren gebräuchlich ist (Hale), bekriegen hauptsächlich die Schoschonie im Süden (Cox II. 125). Einige Stämme weiter im Norden des Columbia sollen sogar Cannibalen sein. Parker (245) irrt, wenn er die Sklaverei in Oregon auf die Völker am unteren Columbia beschränkt glaubt; vielmehr scheinen auch im Innern so ziemlich überall die Kriegsgefangenen diesem Loose zu verfallen. Sie müssen den größten Theil der Arbeit thun, doch ist die Behandlung derselben meist milde, wenigstens so lange ihre Arbeitskraft aushält (de Smet).

Ueber die Religion dieser Völker sind wir nur wenig unterrichtet. Die Selisch reden zwar vom „großen Geiste", erzeigen ihm aber keine Verehrung (Hale 199, 206). Einige setzen die Wohnung desselben in's Felsengebirge, wo die „Spitze der Welt" ist und die glücklichen Jagdgründe zu welchen die Seelen der Todten gelangen (W. Irving 186). Als weit verbreitet wird auch hier der Glaube an ein gutes und ein böses Princip bezeichnet, und in Verbindung mit ihm die Lehre von Lohn und Strafe nach dem Tode, nach welcher nur die Seelen guter Menschen jener Jagdgründe theilhaftig, die der bösen aber in unwirthbare Schneefelder verbannt werden (Cox I, 230, Parker 240), doch wird die Ursprünglichkeit dieser Ansicht durch den Zusatz Dunn's (317) verdächtig, daß die Bösen später, wenn sie ihre Uebelthaten gebüßt hätten, ebenfalls in jenes Paradies eingingen. Auch was er vorher von Morgen- und Abendgebeten und der Sonntagsfeier der noch unbekehrten Selisch erzählt, beruht wohl zum Theil auf Mißverständniß; indessen theilt auch Scouler mit (L'Institut 1847, II, 103) daß der Häuptling bei ihnen die Seinigen zum Gebet zu vereinigen und zu ermahnen pflege. Wie das Rauchen nach den vier Himmelsgegenden, zuerst nach Osten, als religiöse Ceremonie (Cox II, 77) an die Indianer im Osten des Felsengebirges erinnert, so zeigt sich auch in dem Aberglauben dieser Völker mit dem der letzteren mehrfache Aehnlichkeit. Biber gelten ihnen für Menschen die der große Geist wegen ihres Ungehorsams verwandelt hat (ebend. I, 231, Dunn 317); die Kayuse Nez-percés Wallawalla und einige andere wollen sogar nach einer Sage die ihnen allen gemeinsam ist, von den verschiedenen Körpertheilen des Bibers abstammen (Wilkes IV, 467). Dagegen nennen die Spokane sich selbst, wie ihr Name sagt, „Söhne

der Sonne" (Parker 302). Die Art wie die Zauberer zu ihrer Würde kommen, die bei den Sahaptin und anderen nicht selten erblich ist (Alvord a. a. O.), und wie sie ihre Zaubereien treiben, die ihnen selbst bei unglücklichen Kuren oft lebensgefährlich werden (de Smet 24, Wilkes IV, 368), ist ebenfalls der im Osten gebräuchlichen sehr ähnlich, nur daß auch Weiber in Oregon öfter die Stelle der Aerzte und Zauberer einzunehmen scheinen (ebend. IV, 399 f.), obwohl sie in letzterer Eigenschaft für ungefährlicher gelten (Alvord). Auch der eigenthümliche Glaube findet sich in Oregon bei den Selisch, daß ein Mensch zeitweise ohne Gefahr des Lebens seine Seele verlieren könne, die alsdann durch eine besondere Zauberkur wieder zu ihm zurückgebracht werden muß (Hale, Wilkes IV, 448). Endlich haben wir noch als eine interessante Uebereinstimmung dieser Art den Gebrauch des Schwitzbades bei den Völkern von Inner-Oregon anzuführen: man nimmt es in einer Weidenhütte von 6′ Länge und 2—3′ Höhe und stürzt sich unmittelbar darauf in kaltes Wasser (Parker 240).

Die Kranken werden oft vernachlässigt, die Todten aber mit lautem Geheul beklagt (Alvord). Die Spokane schlachten ihnen Pferde am Grabe (Cox I, 183). Die Clamet, welche auf diesem ein Feuer anzünden um die bösen Geister vom Todten fernzuhalten, begraben wie die Kalapuya in Särgen (Schoolcraft III, 140, Wilkes IV, 368), im Süden des Columbia pflegt man sonst die Leichen in Kähnen aufzustellen. Die Angabe daß die Selisch und Chinook ihre Todten mit Erhaltung der Weichtheile vollständig zu mumificiren verständen, findet sich, wie es scheint, nur bei Schoolcraft (V, 693).

Ein Mährchen der Flatheads hat nach Kane das Ausland (1859 p. 921) mitgetheilt.

Asiaten konnten nach Amerika gelangen ohne mehr als vierund-zwanzig- bis sechsunddreißigstündige Fahrten auf hoher See zu machen und ohne auf asiatischer Seite über 55° n. B. nach Norden zu gehen (Humboldt's N. Spanien II, 273). Gleichwohl sehen wir die Eingeborenen beider Erdtheile in Sprache, nationalem Charakter und physischer Eigenthümlichkeit im Wesentlichen so bestimmt geschieden, daß sich nicht an eine Herleitung der einen von den anderen, sondern nur an eine mehr vereinzelte Einwanderung nach Amerika, an eine Mischung der Völker in beschränktem Maaße denken läßt, und auch an diese nur in den Ländern des Nordwestens. Die Verbindung der nördlichen und südlichen Hälfte der neuen Welt ist weit unmittelbarer als die der ersteren mit Asien, aber nicht einmal hier vermögen wir nachzuweisen daß die Bevölkerung der einen der Stamm sei, von welchem die der anderen ihren Ursprung genommen hätte. Indessen läßt sich so viel allerdings behaupten daß beide gleichen Ursprunges sind, daß sie derselben Raçe angehören. Trotz des Mangels an Thatsachen, welche auf einen alten Verkehr oder auf eine tiefergreifende Wechselwirkung zwischen beiden Continenten schließen lassen könnten, trifft die Verschiedenheit ihrer Völker nur Punkte von untergeordneter Bedeutung, während das ethnographisch Wichtigste, die physischen Charaktere und die Haupteigenthümlichkeiten des Sprachbaues in einem Grade übereinstimmen, welcher ohne wirkliche Verwandtschaft nicht stattfinden könnte, und sich zugleich eine Reihe von Aehnlichkeiten des äußeren und inneren Lebens zeigt, die zu ausgebreitet und zugleich zu speciell sind als daß man sie für zufällig halten könnte: so findet sich, um nur Einiges dieser Art zu nennen, der Gebrauch des Schwitzbades und das Ballspiel in großer Ausdehnung in Nord und Süd Amerika auf gleiche Weise, die religiösen Ansichten und das ganze Treiben der Zauberärzte bis auf deren hauptsächlichstes Instrument, die Zauberklapper, ist fast überall nahezu dasselbe.

Die culturlosen Völker von Süd Amerika bieten nichts von dem romantischen Interesse dar, das wir an so manchen Stämmen des Nordens, besonders an den Irokesen und Cherokee nehmen, da sie in dem gerechten Kampfe um ihre Existenz und den Besitz des Landes ihrer Väter, trotz seiner Hoffnungslosigkeit Beweise von Seelengröße und Charakterkraft gegeben haben die sie eines glücklicheren Schicksales würdig erscheinen lassen. In Nord Amerika war es hauptsächlich das Bedürfniß nach Länderbesitz und die Kraft mit welcher die aufblühenden englischen Kolonieen sich immer weiter ausbreiteten, denen die Eingeborenen zum Opfer fielen, in Süd Amerika strebten die Spanier und Portugiesen nicht sowohl nach dem Alleinbesitze des Landes und dessen Räumung durch die Urbewohner als nach einer absoluten Dienstbarkeit der letzteren selbst, vermittelst deren sie die Schätze desselben ohne eigene Anstrengung ausbeuten könnten: schwere Bedrückung der Indianer auf der einen, Versammlung in Missionen auf der anderen Seite ist das Schauspiel das wir hier mit großer Gleichmäßigkeit sich wiederholen sehen. Zu diesen Umständen, welche bei aller Reichhaltigkeit des Materials die geringere Ausführlichkeit der nachfolgenden Darstellung rechtfertigen werden, kommt endlich noch der wenig befriedigende Zustand unserer ethnographischen Kenntnisse dieser Länder im Vergleich mit dem größten Theile der bisher behandelten: von einer großen Menge südamerikanischer Völker sind uns nur die Namen bekannt, von vielen haben wir nichts als einige unbestimmte Angaben über ihre Sitze, von wenigen lassen sich die Verwandtschafsverhältnisse mit Sicherheit beurtheilen.

Die Völker des Nordens von Südamerika.

Zur Zeit der Entdeckung waren die allgemein gefürchteten räuberischen Cariben das herrschende Volk auf der ganzen Nordküste von Südamerika und den kleinen Antillen. Auf der Nordküste des östlichen Theiles von Cuba erzählten die Bewohner dem Columbus mit Schrecken von den „einäugigen" Menschenfressern auf Bohio (Haiti) und von andern Räubern die sich „Cannibalen" nennten, den Eingeborenen von Caniba oder Canima, die sich selbst (wie er hörte) auf Guadalupe und anderen Inseln dieser Gegenden den Namen Caribes geben (Na-

varrete I, 63, 67, 203). Dieser Name, der „tapfere Männer" bedeuten soll (Benzoni II, 6), kommt auf dem Festlande in der Form „Calina, Carina und Galibi" (letzteres namentlich von den Franzosen gebraucht) vor, und ist daher wahrscheinlich auf Kallinago, den mythischen Stammvater der Cariben zurückzuführen, der vom Festlande zuerst nach Dominica gekommen und später in einen Fisch* verwandelt worden sein soll (L'art de vérif. les d. XVI, 414 nach Ms. Bibl. roy. 1325, du Tertre II, 360), was vermuthlich den Sinn hat, daß seine Nachkommen, die sich von dort nach Guadalupe, also in nördlicher Richtung ausbreiteten, geschickte Seefahrer wurden. Außerdem wird der Name Caraiben (Charaïbes) als einheimisch auch bei den Tupivölkern in Brasilien erwähnt, welche ihre Zauberer und Propheten, die nach Lery (274, 324) von den Aerzten verschieden waren, damit bezeichneten (Thevet c. 28, 53, Benzoni II, 6, de Laet XV, 2), und von einem solchen stammen, wie sie sagen, die Menschen die nach der großen Fluth die Erde wieder bevölkerten. Auch nennt de Laet (XV, 22) bei Seregipe an der brasilianischen Küste unter 11° eine kleine Insel Caraibe. Deutet jene Sage, welche einen Cariben zum Stammvater der Tupi zu machen scheint, allerdings auf einen gewissen Zusammenhang beider Völkerfamilien hin, so sind doch die sprachlichen Verschiedenheiten zu groß (v. Martius in Bullet. der K. bayer. Akad. 1858 no. 1), als daß sich ihre wirkliche Verwandtschaft als erwiesen betrachten ließe. Die geringen Aehnlichkeiten weniger Wörter, welche d'Orbigny (II, 274 ff.) zusammengestellt hat, fordern zu weiteren Untersuchungen auf, berechtigen aber durchaus nicht zu den weitgehenden Folgerungen über die Stammverwandtschaft dieser Völker welche er gezogen hat. Was er über ihre Wanderungen sagt, ist vollends ganz haltlos. Daß zwischen den Cariben und Guarani neben großen Verschiedenheiten, gleichwohl mehr als bloß oberflächliche Aehnlichkeiten stattfinden, die eine alte Gemeinschaft und Einwirkung beider aufeinander wahrscheinlich machen, da sie ohnehin im Mündungslande des Amazonenstromes unmittelbar zusammengrenzen, wird sich in diesem und dem folgenden Abschnitte an mehreren Stellen zeigen.

---

* Wenn der blutgierige kleine Fisch, den sie „Caribe" nennen (Humboldt, R. in d. Aeq. ed. Hauff III, 41) und dessen Zähne von ihnen hauptsächlich zum Schneiden benutzt werden (Simon I, 4, 27), seinen Namen nicht erst der Aehnlichkeit mit jenem Räubervolke zu verdanken hat, steht er vielleicht zu jener Stammessage in Beziehung.

Die culturlosen Völker von Süd Amerika biete
romantischen Interesse dar, das wir an so manc
Nordens, besonders an den Irokesen und Cherok
dem gerechten Kampfe um ihre Existenz und den
Väter, trotz seiner Hoffnungslosigkeit Beweise
Charakterkraft gegeben haben die sie eines glü
dig erscheinen lassen. In Nord Amerika war
dürfniß nach Länderbesitz und die Kraft mit
englischen Kolonieen sich immer weiter ausbreit
borenen zum Opfer fielen, in Süd Amerika
Portugiesen nicht sowohl nach dem Alleinbesi
Räumung durch die Urbewohner als nach
keit der letzteren selbst, vermittelst deren sie
eigene Anstrengung ausbeuten konnten:
dianer auf der einen, Versammlung
Seite ist das Schauspiel das wir hier
wiederholen sehen. Zu diesen Umständen
keit des Materials die geringere Ausf
Darstellung rechtfertigen werden, komm
friedigende Zustand unserer ethnographis
im Vergleich mit dem größten Theile der
großen Menge südamerikanischer Völker
kannt, von vielen haben wir nichts als
über ihre Sitze, von wenigen lassen sich die
mit Sicherheit beurtheilen.

Die Völker des Nordens vo

Zur Zeit der Entdeckung waren die allgem
rischen Cariben das herrschende Volk auf der
Südamerika und den kleinen Antillen. Auf der
Theiles von Cuba erzählten die Bewohner dem Col
von den „einäugigen“ Menschenfressern auf Boh
andern Räubern die sich „Cannibalen“ nennten,
von Caniba oder Canima, die sich selbst (wie er hö
und anderen Inseln dieser Gegenden den Namen

Von Cariben im Westen von Haiti, wo im Lande Guaccaiarima (dem Reiche des Goacanari) völlig wilde Menschen leben sollten, die selbst der Sprache entbehrten (Pet. Martyr 298), hat Columbus nur gehört, im Nordosten und Südosten der Insel hat er sie mit vergifteten Pfeilen bewaffnet selbst gesehen (Navarrete I, 134, 138, Herrera I, 2, 15). Die Gebirgsbewohner (Ciguaios), nach der Karte bei Charlevoix im Norden von Haiti, waren zwar sprachlich nicht unterschieden von den friedlicheren, nicht mit Bogen und Pfeil versehenen Eingeborenen, und führten selbst den Bogen, aber nicht vergiftete Pfeile (Oviedo III, 5), doch hielt man sie für Nachkommen der Cariben (P. Martyr 67); dagegen wurde in Caiabo, dem nördlichen und östlichen Theile des Innern, von den Macoryzes und auch anderwärts an mehreren Orten eine Sprache geredet welche der auf Hispaniola herrschenden fremd war (ebend. 286), vielleicht die caribische, und Caonabo, der Beherrscher des Gebirgslandes, wird von Oviedo (III, 4) selbst als ein caribe principal bezeichnet, der als Abenteurer von auswärts gekommen sei, während P. Martyr (278) nur von der Sage erzählt daß die ersten Bewohner der Insel von Matininó (Martinique) her eingewandert, sich in Cahonáo am Fluß Bahaboni auf Hispaniola niedergelassen und das Land Quizquéia, später Haiti genannt hätten. Nach R. Schomburgk ergiebt sich die ehemalige Anwesenheit nicht bloß der Arowaken, sondern auch der Cariben in S. Domingo als unzweifelhaft aus den dortigen Ortsnamen (N. Ann. des v. 1851, III, 168ff.), trotz Las Casas' Widerspruch (Navarrete I, 134 note).

Auf der Insel Boriquen (S. Juan, Puerto rico), die man auch Isla de Carib nannte (Navarrete I, 135 note), lebten Indianer die nur unvergiftete Pfeile und keine Boote zur Fahrt auf hoher See hatten, kein Menschenfleisch verzehrten, außer bisweilen zur Vergeltung das der Cariben, deren entschiedene Feinde sie waren, obwohl sie diese letzteren dennoch im Jahre 1511 gegen die Spanier zu Hülfe riefen (ebendas. 208, Pet. Martyr 20, Gomara 180, Herrera I, 8, 13, IV, 5, 3, Oviedo XVI, 16). Sie glichen in jeder Hinsicht den friedlichen Bewohnern von Hispaniola. Nur Oviedo (III, 5) bezeichnet sie leichtfertig als Cariben, denn wenn Herrera von ihnen sagt sie hätten auf der Ostseite der Insel die Cariben zu Nachbarn gehabt (tenian los Caribes Indios comarcanos de la parte de levante de la isla), so

muß dieß nicht nothwendig so verstanden werden daß auf Portorico selbst Cariben gesessen hätten. Letztere kamen namentlich von Dominica her häufig auf diese Insel um Menschen zu rauben (P. Simon I, 2, 10, P. Martyr 20) und setzten diese Einfälle auch späterhin, selbst noch nach dem Jahre 1620, fort (du Tertre II, 407). Festen Fuß scheinen sie dort in alter Zeit nicht gehabt zu haben.

Als Hauptsitz der Cariben zur Zeit der Entdeckung Amerikas wird von P. Martyr (15) Guadalupe bezeichnet, das sie Caloncuera nannten*; Columbus hatte dort auf seiner zweiten Reise einige geraubte Eingeborenen von Boriquen angetroffen. Die kleinen Antillen bis zu den Jungfern-Inseln und S. Croix (Hayhay) hinauf (Herrera VI, 3, 21) scheinen sie damals in unbestrittenem Besitze gehabt zu haben**, obwohl schwerlich schon seit langer Zeit, denn die früheren Bewohner waren noch nicht spurlos verschwunden: Monserrate hatten sie entvölkert (Navarrete I, 206), und auf Martinique (Matinino, Madanina), wo de Laet (I, 18) ein Volk angiebt das in erbitterter Feindschaft zu den Cariben stand, sollten nur Weiber leben, zu denen die Cariben (wohl irrthümlich heißt es, von Portorico her) alljährlich einmal auf Besuch kämen (Navarrete I, 140), wahrscheinlich die Weiber der früheren Bevölkerung, deren männlichen Theil sie auf den kleinen Antillen meist allein erschlugen um jene zu behalten (du Tertre II, 361). Auf eine andere Ansicht, nämlich auf eine Entführung von Weibern nach Martinique durch Cariben von Hispaniola, scheint die Sage hinzuweisen welche von einem Könige der letzteren Insel, Vagoniona, erzählt daß er die Männer in der Höhle aus welcher die Menschen an's Tageslicht kamen, zurückgelassen und nur die Weiber nach Matinino mit sich genommen habe, bis jenen endlich der Specht aus der Noth half und neue Weiber gab (P. Martyr 105, Garcia V, 2). Indessen bleibt hierbei zweifelhaft ob wir unter Vagoniona einen Cariben verstehen dürfen.

Nach du Tertre (II, 362ff.) gab es auf den kleinen Antillen außer den Cariben auch Arowaken*** (Allouages), die als entlaufene

* Die caribischen Namen der übrigen Inseln bei Humboldt (R. in d. Aeq. V, 320). P. Martyr (15, 262, 306) schreibt statt Caloncuera: Carucueria, Caraquéira, Queraquéira.

** Auch Mayaguana oder Mariguana, eine der Lucayen, hätten sie nach Alcedo inne gehabt.

*** Auch in späterer Zeit wurden Arowaken von den Cariben als Sklaven nach den kleinen Antillen verkauft (du Tertre II, 484).

Sklaven in den Bergen lebten, und Ygneris, die eigentliche Urbevöl-
kerung, die vielleicht mit den Eingeborenen der großen Antillen iden-
tisch, von den Cariben ausgerottet wurde. Letztere fanden auf Mar-
tinique baumwollene Idole von Menschengestalt mit einer Art von
Helm, welche von den Ygneris stammen sollten. Die früher angeführ-
ten Thatsachen deuten allerdings auf die Anwesenheit von drei ver-
schiedenen Raçen hin, unter denen die Cariben die am spätesten ge-
kommene, der Zweig der Maya aber welcher die großen Antillen haupt-
sächlich inne hatte, die älteste zu sein scheint. Die Identität der letz-
teren mit den Ygneris ist zwar unerweislich, aber wenigstens nicht
unwahrscheinlich. Neben den friedlichen Stämmen ohne Bogen und
Pfeil (Maya) und den Cannibalen mit Giftpfeilen, gab es auf Por-
torico und Hispaniola auch tapfere Bogenschützen ohne Giftpfeile und
ohne Cannibalismus, in denen wir mit Rücksicht auf die vorhin an-
geführten Thatsachen Arowaken vermuthen müssen, die in diesen Ge-
genden den Cariben vorausgegangen zu sein scheinen. Bei dem äu-
ßerst freien Gebrauche nämlich den man in älterer Zeit von dem Na-
men „Cariben" machte, dürfen wir darauf rechnen daß, wenn es Aro-
waken mit Bogen und Pfeil auf den Inseln gab, diese vielfach mit je-
nen verwechselt worden sind; werden doch bisweilen selbst die Einge-
borenen am Magdalenenflusse die gegen den Herrscher von Bogota
kämpften (Benzoni II, 6, Allerh. Brief I, 51), von Oviedo (XXXIV,
5 und XXIII, 12), sogar ein Volk von Mechoacan und die Guarani
am La Plata als „Cariben und Menschenfresser" bezeichnet, und von
Guzman (I, 2) die Eingeborenen von Cananea-Bai im südlichen Bra-
silien Indios caribes de Brasil genannt. Dieser vage appellative Ge-
brauch des Wortes, der die ethnographische Untersuchung so sehr er-
schwert, hat sich besonders auch deshalb so weit ausgebreitet, weil der
Vorschlag des Columbus die cannibalischen Indianer oder Cariben
als Sklaven hinwegzuführen anfangs zwar von den spanischen Mo-
narchen mißbilligt, kurze Zeit darauf aber (1503) sanctionirt wurde
(Helps I, 135, Navarrete II, 415), so daß wer Menschen aus
einem Lande rauben wollte, nur nöthig hatte dessen Bewohner für
„Cariben" zu erklären um dieß unter dem Schutze des Gesetzes thun
zu können. War diese Erlaubniß bis zum Jahre 1515 auf die Ein-
geborenen einiger Inseln unter den kleinen Antillen beschränkt gewe-
sen, die man als Cannibalen bestimmt kannte, so wurde sie seitdem

in allgemeineren Ausdrücken ertheilt und 1525 unter dem Einfluß des Fr. Garcia de Loaysa auf die (wirklichen und angeblichen) Cariben der tierra firme ausgedehnt, zugleich aber die Bewohner der großen Antillen für frei erklärt (Herrera II, 1, 8, III, 8, 10, vergl. V, 9, 4, VIII, 4, 13).

Ernstlich bedroht wurde die Existenz der Cariben auf den kleinen Antillen erst seit den Kolonisationsversuchen der Franzosen (S. Christophe 1625, Guadeloupe und Martinique 1635, S. Lucia 1639), die sie anfangs meist gut aufnahmen und willig unterstützten, nach kurzer Zeit aber durch erbitterte Kämpfe wieder zu verdrängen strebten (Näheres bei du Tertre I, 5 f., 84 ff., 418, 428 ff. und Meinicke 58 ff.). In Folge neuer Niederlassungen auf Marie galante, Grenada und S. Lucia schloßen sie eine Art von Bündniß unter einander und begannen (1654) einen neuen allgemeinen Krieg gegen die Franzosen (du Tertre I, 465). Sie waren besonders auf Martinique durch entlaufene Negersklaven verstärkt worden, doch wurden sie (1658) von dieser Insel vertrieben und durch den allgemeinen Frieden (1660) ausschließlich auf Dominica und S. Vincent beschränkt (ebend. 500 ff., 546, 572 ff.). Auf letzterer Insel bildete sich seit dieser Zeit die Race der sogenannten „schwarzen Cariben“, schwerlich, wie erzählt wird, vorzugsweise durch Mischung der Cariben mit den Negern eines dort gestrandeten Sklavenschiffes, sondern hauptsächlich durch Mischung mit entlaufenen und gestohlenen Negern, deren es schon 1658 und vermuthlich noch früher viele bei den Cariben gab, auf Martinique Dominica und S. Vincent selbst (Labat II, 148, du Tertre I, 502, Rochefort 494). Nach vielen Kämpfen gewannen die Mischlinge über die rothen oder eigentlichen Cariben die Oberhand: diese mußten nach Dominica flüchten, einige gingen auch nach Tabago. Im Jahre 1763 gab es auf S. Vincent 3000 schwarze, aber nur noch 100 rothe Cariben (Meinicke 351 Anm. 21, W. Young 18). Nach dem entschiedenen Siege der Engländer (1796) über die Franzosen und Cariben, die in die Kämpfe jener oft mit hineingezogen worden waren und dann meist auf Seiten der letzteren gestanden hatten (du Tertre III, 67, 79), wurden jene Mischlinge sämmtlich nach der Insel Roattan* deportirt, von wo sie mit Hülfe der Spanier an die

* Diese Insel wurde 1742 von den Engländern besiedelt und war bis dahin unbewohnt gewesen.

Küste von Honduras gelangt sind und sich von Truxillo aus östlich bis zum Patook Fluß, westlich bis nach Balize verbreitet haben. Sie sind dunkel roth, manche fast schwarz und negerartig, besonders in Rücksicht des Haares, doch sonst von guten Gesichtszügen, mischen sich nicht mit den dortigen Eingeborenen und werden allgemein als sehr thätige und zur Arbeit brauchbare Menschen gerühmt (Stephens, Reiseerl. 13, Squier a, 146, Th. Young 106, 124, Roberts 160, 274, Galindo in J. R. G. S. III, 290, Allen ebend. XI, 86). Ueber die Schicksale der Cariben von Dominica, durch welche bis 1730 sowohl Franzosen als Engländer verhindert wurden die Insel zu besiedeln (Meinicke 265), wissen wir nichts Näheres, doch sollen noch jetzt einige wenige derselben übrig sein (Capadose I, 259. Ueber einige andere kleine Reste dieses Volkes vgl. Meinicke 753 Anm. 93, Granier de Cass. I, 99, Day I, 80).

Die Nachrichten über die Bevölkerung von Trinidad sind widersprechend. Im Süden der Insel traf Columbus wie im Golf von Paria Menschen mit langem Haar und von hellerer Farbe an als auf den kleinen Antillen; sie führten Bogen und Pfeil nebst viereckigen Schilden und Hojeda der 1499 zu ihnen kam, fand in ihnen Cariben (Navarrete I, 248, III, 5). Dieß bestätigte auch der Widerstand den sie 1532 dem Sedeño leisteten, man erklärte daher die Bewohner von Trinidad officiell für Cariben und rechtmäßige Sklaven (Herrera V, 2, 1 und 5, 7), obgleich Las Casas ausdrücklich versicherte daß sie friedlich, sanft und erklärte Feinde der letzteren seien, von deren Anfällen sie in der That viel zu leiden hatten (ebend. II, 2, 12 und 3, 8, Helps II, 10, 31). Beides war vollkommen richtig, denn außer den Cariben im Süden und namentlich im Gebirge gab es dort eine große Zahl minder kriegerischer Eingeborenen, die P. Simon (I, 2, 30f.) bestimmt von jenen unterscheidet. Rochefort (322, 15) bezeichnet diese friedlicheren Stämme als Arowaken, von denen er weiter mittheilt daß sie im 16. Jahrhundert Tabago den Cariben entrissen hätten. Die Anwesenheit beider auf Trinidad bestätigt de Laet (XVII, 27): die Eingeborenen sind die Cairi oder Carai (Cariben?), vom Festlande her aber sind eingewandert die Jaoi (Caribenstamm, s. unten), bei Parico, die Arwacae bei Carao und die Sebay oder Salvaj bei P. del Gallo, die Nepoy in der Nähe von P. de Galera und die Carinepagoto (Cariben) im Nordosten bei S. Jose. Caulin (121)

nennt auf Trinidad noch die Naparimas. Ueber die Reste welche von dieser Bevölkerung geblieben sind und über einige im Jahre 1815 zu ihr hinzugekommene Nordamerikaner S. Meinicke 615 und L'art de vérif. les d. XVI, 495.

Da die Hauptmasse der Cariben von jeher auf dem Festlande von Süd Amerika heimisch gewesen zu sein scheint, nach Westen und Norden von Hispaniola hin sich aber keine Spuren derselben mehr nachweisen lassen, ist es sehr unwahrscheinlich daß sie sich von Florida her über die kleinen Antillen verbreitet hätten. Rochefort (351) hat diese von Humboldt (R. in d. Aeq. V, 25) gebilligte Ansicht zuerst aufgestellt und in seiner geschwätzigen Weise durch eine Reihe von wenig glaubwürdigen Erzählungen zu motiviren gesucht. Labat (II, 111), Lavayssé (145 ff.) und Andere haben sie wiederholt und sogar Uebereinstimmungen der Sprache behauptet, welche indessen völlig unhaltbar zu sein scheinen. Keine Thatsache und kein Zeugniß aus älterer Zeit hat sich bis jetzt für jene Meinung beibringen lassen; dagegen theilt Rochefort (349) selbst mit daß die Cariben nach ihrer eigenen Sage vom Festlande her auf die Antillen und zwar zuerst nach Tabago vor der drückenden Herrschaft der Arowaken geflohen, und nach einer anderen ehrenvolleren Wendung derselben Sage, daß sie auf die Inseln gekommen seien um deren Bewohner und ihre Feinde, die Arowaken, zu bekriegen. Diese Angabe, für welche der besonnenere du Tertre (II, 361) und das vorhin aus de Laet Angeführte spricht, hat offenbar die größere innere Wahrscheinlichkeit für sich und liefert zugleich aus dem Munde der Cariben selbst eine interessante Bestätigung dafür, daß Arowaken vor ihnen die kleinen Antillen inne hatten. Nach der allgemeinen Ueberlieferung und nach Aussage der Cariben selbst (Lafitau I, 55) kommt die Verschiedenheit der Sprachen, deren sich Männer und Weiber bei ihnen bedienen, daher, daß sie nur die Weiber der besiegten Völker leben ließen und behielten. Da diese Verschiedenheit, die jedoch im englischen Guiana nicht stattfindet, da sie von Schomburgk (a, II, 430) als ein bloßes „Gerücht" bezeichnet wird, nicht einzelne Wörter und Redensarten allein betrifft, wie bei den Arowaken (ebend. I, 227), den Omagua, Guarani und Chiquitos, sondern tiefer greift (Humboldt a. a. O. 19) — auch hierüber macht Rochefort (449 f.) falsche Angaben —, so ist jene Ansicht schwerlich ganz grundlos, nur werden die Sprachen der Wei-

der alsdann wahrscheinlich unter sich sehr verschieden gewesen sein, da die Cariben sich mit ihrem Weiberraube nicht auf die Arowaken allein beschränkten (vgl. Humboldt ed. Hauff IV, 327). Was Rochefort (313, 450) und nach ihm Labat (II, 111) noch von einer Geheimsprache der Krieger zu erzählen wissen, ist wahrscheinlich Fabel.

Es scheint keinem begründeten Zweifel zu unterliegen, daß die Cariben aus dem Lande der Orinoco-Mündungen, ihren Feinden den Arowaken folgend, auf die kleinen Antillen gelangt sind, aber eine andere Frage ist es, ob hier ihr Stammland zu suchen sei. Dieses letztere nennen sie — so wird versichert — mit ihrem eigenen Namen Caribana; es liegt an der Ostküste des Golfs von Urabá (in späterer Zeit heißt Caribana das Land zwischen den Mündungen des Orinoco und Amazonas) und von dort sollen sie sich über den ganzen Nordrand von Süd Amerika ausgebreitet haben bis zum Drachenschlund (P. Martyr 125, 315, Gomara 190, Oviedo XXI, 6, XXVII, 3, Benzoni II, 6). Indessen unterliegt diese Angabe bei dem unbestimmten appellativen Gebrauche jenes Völkernamens und der Unerweislichkeit einer continuirlichen Verbreitung der Caribenstämme über jenes Ländergebiet manchen Bedenken.

In dem Golf von Urabá und im Niederlande des Flusses S. Juan (Atrato) fand Balboa Indianer ohne Landbau, deren Armuth zu dem Goldreichthum der Bewohner von Darien in auffallendem Contraste stand (Navarrete III, 370); eben solche Menschen mit vergifteten Pfeilen lebten am Flusse Zenu, nach welchem von Westen her vorzudringen den Spaniern viele Kämpfe kostete (Herrera II, 1, 6, V, 2, 4). Nehmen wir als richtig an daß die Eingeborenen dieser Gegenden Cariben im ethnographischen Sinne des Wortes gewesen seien, so ist doch auffallend daß sie selbst angaben sie seien von jenseits des großen Flusses von Darien (Atrato) hergekommen (Cieza 360, Herrera I, 7, 16). Nun nennt zwar P. Martyr (150) auch die Gebirgsbewohner in Darien selbst „Cariben", und neuerdings hat Mosquera (Mem. sobre la geogr. de la N. Grenada. N. York 1852, p. 41, S. Ausland 1858 p. 1134 f.) die Dariénes die sich bis gegen die Mündungen des Atrato herabziehen, im Gegensatze zu den friedlichen Chocóes zum caribischen Stamm rechnen wollen, alle älteren Nachrichten über die Bevölkerung von Darien scheinen aber vielmehr darin übereinzustimmen daß diese nicht zu demselben gehörte. Auf

der Ostseite des Golfes von Uraba fanden die Spanier kriegerische Eingeborene mit Giftpfeilen, auf der Westseite dagegen friedliche und freundliche Menschen.

Wenn Squier (Nicarag. II, 308), auf den sich Buschmann (1852, p. 739) und Müller (194) berufen, es „mehr als wahrscheinlich" findet daß die Stämme der atlantischen Küste von Nicaragua zu den Cariben gehören, so ist zwar so viel richtig daß Gomara (283), Oviedo (XLII, 12) und Herrera (III. 4, 7) eine Sprache Coribici, nicht Caribici, in Nicaragua als einheimisch nennen, und daß letzterer sogar hinzufügt, sie werde in Choluteca viel gesprochen, aber es scheint ebenso gewagt daraus allein auf die Anwesenheit von Cariben zu schließen, als es leicht ist den Namen Chiriqui mit Squier (319) in Chiribiri, Chraibici und Caribici umzugestalten um schließlich das von Oviedo genannte Dorf Coribizi zu erhalten von welchem er in nicht unzweifelhaften Ausdrücken sagt daß dort dieselbe Sprache wie in Chiriqui gesprochen werde*. Daß die Chontales von den benachbarten Spaniern Cariben genannt werden (Squier 314), würde sich aus einer gewissen Aehnlichkeit des Sinnes beider Wörter erklären lassen (vgl. Herrera IV, 8, 3), und bei dem vagen Gebrauche des Wortes „Cariben" könnte es kaum in's Gewicht fallen daß ebenso die unbekehrten Indianer von Chiapas welche an das Gebiet von Palenque grenzen, bei den Spaniern diesen Namen führen (Stephens Reiseerl. 442), wenn nicht Herrera eine Bucht Caribaco an der Nordküste von Veragua, zwischen der Laguna von Chiriqui und Cartago angäbe, wozu noch weiter kommt, daß ein Land Cariari oder Cariai im Süden von C. Gracias á Dios, wahrscheinlich in der Nähe der Mündung des Flusses S. Juan in Nicaragua lag, während ein zweites Cariari am Golf von Cariaco (Cumana) oder doch in dessen Nähe sich befand (Humboldt R. in d. Aeq. V, 321 f.). Diese Namen erinnern an das früher erwähnte Carai de Laet's auf Trinidad und können bei ihrer weiten Verbreitung kaum einem andern Volke als dem der Carina oder Cariben angehören.

* Oviedo's Worte sind nämlich folgende (Hist. du Nicaragua éd. Ternaux p. 251): A cinq lieues de la côte on trouve un grand village habité par des Chorotegas vers le levant, et à huit lieues de là il y en a un autre nommé Coribizi, dont les habitants parlent une langue différente de toutes celles dont j'ai fait mention. Les femmes n'ont d'autre vêtement qu'un caleçon. Il en est de même dans la province de Chiriqui...

Daß die Caramares oder Caramairi-Indianer (Humboldt a. a. O.) in der Gegend von Cartagena ebenfalls Cariben waren, obwohl es dort auch einige friedlichere Völker gab, wird in diesem Zusammenhange wahrscheinlich und die von ihnen gegebenen Beschreibungen scheinen es zu bestätigen (Gomara 189, 200, Navarrete III, 171, Herrera V, 2, 3, Peschel 431). Dasselbe gilt von der Gegend von S. Marta (Oviedo XXVI, 10, XXIX, 7), als deren Namen P. Martyr (255, 260) Cariai giebt, obwohl die Angaben (ebend. 140, 260) über den dort herrschenden König, über die Kleider Gärten und Felder der Eingeborenen die Anwesenheit der Cariben wieder zweifelhaft machen. Daß die Cariben von dort bis nach C. de la Vela reichten, versichert Oviedo (XXIX, 9), es fehlt aber darüber an genaueren Nachweisungen. In der Gegend von Coro fanden sich friedliche und freundliche Eingeborene (Herrera VIII, 2, 19), dagegen scheinen Caribenvölker, zu denen namentlich die Girahara im Südosten, in der Gegend von Nirua (Nirgua?) gerechnet werden (Simon I, 3, 1 und 7, 21), tiefer im Innern gesessen zu haben, während sie in der Nähe von Caracas wahrscheinlich nur den Küstensaum besaßen, das Binnenland aber minder kriegerischen Stämmen gehörte (Herrera IV, 7, 6). Größere Sicherheit als über diese Länder besitzen wir in Rücksicht auf Cumana und das westlich von ihm gelegene Maracapana, wo die meisten Sitten bestimmt erwähnt werden welche für die Cariben charakteristisch sind (ebend. III, 4, 10, VIII, 2, 19, Simon I, 4, 25, de Laet XVIII, 4, Oviedo XXIV, 12). In Curiana, auf der Küste die der Insel Margarita gegenüberliegt und weiter westlich von da lebte eine friedliche, zum Handel geneigte Bevölkerung mit weicherem und krauserem Haare als die Inselbewohner (Navarrete III, 13, Helps II, 122), aber die Ufer des Golfs von Paria waren wieder im Besitze der Cariben (Navarrete III, 30, Benzoni I, 3), in gleicher Weise das Land von Amana im Norden des unteren Orinoco (Caulin 311). Von hier nach Südosten folgte das Hauptland der Arowaken (Aruaco), das die Mehrzahl der Orinoco-Mündungen umfaßte und vom Westufer dieses Stromes an (Oviedo XXIV, 8) bis zum unteren Essequibo reichte (Simon I, 3, 22 und 7, 8); Cariben waren in dasselbe mehrfach gedrungen. Diego de Ordaz, der das Land am Orinoco verwüstete, stieß allerwärts auf Cariben, die ihm tapferen Widerstand leisteten (Oviedo XXIV, 3), und nach Gilii

hatten sie in früherer Zeit das ganze rechte Ufer des unteren Orinoco inne bis jenseits der Mündung des Caura. Sie lebten mit Arowaken zusammen an den kleineren Flüssen im Süden des Orinoco-Delta's (ebend. I, 3, 24, Caulin 56), am Arature Barima Macuro Masaruni und mehreren anderen Flüssen des westlichen Guiana (Simon I, 3, 29), am Essequibo oberhalb der Katarakten (de Laet XVII, 17). Da sie schon von Simon (a. a. O.) am Caura genannt werden und von Caulin (61 ff.) außerdem auch am Caroni und Arui, sind sie wohl schwerlich in diesen Ländern erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts heimisch (wie Humboldt sagt, ed. Hauff III, 275). Ihre Raubzüge vom unteren Orinoco bis in das Land des Apure und Zarare fielen ebenfalls schon in ältere Zeit (Simon I, 4, 27) und erstreckten sich über so große Ländergebiete, daß sie vom Guarico aus 1577 und 1583 nördlich die Gegend von Valencia erreichten (Baralt 246). Die Kriege der Cariben gegen die Cabren, denen sie oft unterlagen (Gumilla), und gegen eine große Menge anderer Völker des Orinoco, die von ihnen im Laufe des 18. Jahrhunderts unterjocht wurden (Näheres bei Gumilla, Humboldt R. in den Aeq. IV, 179 ff.), haben die Sitze der Völker jedenfalls vielfach verschoben, doch vermögen wir nicht uns hierüber genauere Rechenschaft zu geben. Spix und Martius (1301 ff.) berichten daß die Völker am Negro und Branco in früherer Zeit durch die Cariben von Osten her bedrängt und vorwärts getrieben worden seien und daß diese letzteren sich am erstgenannten Flusse in einzelnen versprengten Horden noch finden sollen. Gegenwärtig sind sie auf das Land zwischen dem Caroni Cuyuni und Paraguamuzi beschränkt (Humboldt ed. Hauff III, 93). Schomburgk (a, I, 259, 342, II, 427) giebt sie im unteren Gebiet des Mazaruni Cuyuni und Pomeroon an, in zerstreuten Dörfern am Corentyn Rupununi und Guidaru. Wenn sich bei ihnen und anderen Caribenstämmen neuerdings die Tradition gefunden hat daß sie von den Inseln her nach Guiana eingewandert seien (ebend. I, 261 und Gilii), so werden wir dieser Ueberlieferung schwerlich ein hohes Alter zuschreiben dürfen, da die andere, welche neben jener besteht, daß sie vielmehr vom Orinoco nach Guiana gekommen seien (Schomburgk 353) weit mehr für sich hat. Auch ist eine spätere Rückwanderung von den Inseln her in hohem Grade wahrscheinlich, da sie schon um 1500 ihre Raubzüge von dort auch nach der tierra

firme richteten (Herrera I, 4, 2, de Laet I, 18), ihre Kriege mit den Weißen aber und ihre Verdrängung von den meisten der kleinen Antillen im 17. Jahrhundert sie veranlaßt haben mögen das Festland wieder aufzusuchen. Daß der Nordwesten von Guiana, das Land vom rechten Ufer des Orinoco bis an die Maroweine sonst den Arowaken gehörte, ergiebt sich aus den dortigen geographischen Namen, wogegen die Namen welche sich von dort nach Südost finden im französischen und brasilianischen Guiana größtentheils caribisch sind (Zeitschr. f. Allg. Erdk. N. F. IV, 27). Am Simanari fanden die französischen Missionäre (1728) Galibis, Völker von nahe verwandten Sprachen lebten an den Zuflüssen des oberen Oyapoc (Lettres éd. II, 12, 32), und schon de Laet (XVII, 6—16), der im Gebrauche des Namens vorsichtiger zu sein pflegt als die älteren spanischen Schriftsteller, giebt wie am Corentyn, Surinam, Maroni und auf der Insel Cayenne, so auch im Lande Norrack südöstlich vom Wiapoco (Oyapok) Cariben oder Maranschewaccas als einheimisch an, und bezeichnet sie auf Cayenne als die ältere, die Arowaken und Paragoti als die jüngere Bevölkerung. Der südlichste Punkt an welchem sich Cariben nachweisen lassen, scheint das rechte Ufer des Amazonenstromes zu sein das oberhalb der Mündung des R. Negro von Caripunas bewohnt war (Acuña 680), denn dieß ist der Name den die Mappures den Cariben beilegen (Vater, Mithrid. III, 2, 678*). Von Castelnau (III, 135) werden Caripunas sogar am rechten Ufer des Madeira unter 9° s. B. angegeben.

Wir haben bisher ausschließlich die Völker besprochen welche unmittelbar und bestimmt als Cariben bezeichnet werden, und wenden uns jetzt zu ihren Verwandten. Von den 25 Völkern die Gilli als solche angegeben hat (Prichard, Uebers. IV, 535) sind nur wenige etwas näher bekannt, die Cumanagotto und Pariagotto, Guayqueri und Tamanak, von denen die drei ersteren auch von Gumilla als Caribenstämme genannt werden. Die Cumanagotto, deren Sprache im westlichen Theil des ehemaligen govierno de Cumaná herrschend ist — Caribisch und Chayma dagegen im südlichen und östlichen — (Humboldt ed. Hauff II, 9), bilden die Hauptmasse der Bevölkerung in den Missionen von Piritu. Sie waren sehr wilde Menschen,

* Was Alcedo von dem Volke der Caripores erzählt, die er in diese Gegenden setzt und als sehr cultivirt bezeichnet, scheint auf einem Irrthum zu beruhen.

ch keine Cannibalen (Oviedo XXIV, 12), wie die Chiugoto (15—
) leguas landeinwärts von Maracapana, Herrera VIII, 2, 19)
nd manche andere Völker dieser Gegenden, welche die Köpfe ihrer
nder vorn und hinten abzuplatten pflegten, die Cherigoto, Para-
to, Pitagoto (Simon I, 4, 25). Alle Völkernamen mit dieser En-
ung scheinen caribischen Ursprunges und die mit ihnen bezeichneten
ölker caribischen Stammes zu sein: die Charagoto im Süden von
aracas (Baralt 186), Pianoghotto mit den Drio am oberen Co-
ntyn und am Essequibo unter 1—2° n. B. und die Arinagotto
Caulin 60), das Hauptvolk im Flußgebiete des oberen und mittle-
en Caroni (Schomburgk a, II, 478 f. u. Karte, J. R. G. S. XV,
3) gehören hierher, doch wissen wir nicht ob sie sich den Cumana-
potto oder anderen Caribenstämmen zunächst anschließen. Die Pa-
riagotto sind die Bewohner von Paria und sollen in dieses Land
von den Küstengegenden her am Berbice und Essequibo gelangt sein
(Schomburgk 353). Ihre Sprache ist die herrschende in den Missio-
nen von Guayana (Caulin 88).

Die Guayqueri, von Gilii und Gumilla als ein Zweig der
Cariben bezeichnet (Vater, Mithrid. III, 1, 676), hatten nach Cau-
lin (122) Margarita Coche und Cubagua inne, doch soll die letztere
Insel, da sie kein Trinkwasser besaß, niemals fest bewohnt gewesen
sein (Oviedo XIX, 2, de Laet XVIII, 2, vgl. Caulin I, 4, 25).
Sie leben neuerdings auch auf der Halbinsel Araya und in den Vor-
städten von Cumana, sind nach Humboldt (ed. Hauff I, 201, 217)
ursprünglich Guarauno, von denen sie sich jedoch jetzt wesentlich
unterscheiden, und haben ihre Muttersprache mit der spanischen ver-
auscht. Ihr Name soll ihnen von Europäern in Folge einer mißver-
tandenen Antwort beigelegt worden sein. Schon in alter Zeit fan-
en die Spanier auf Margarita bei ihnen freundliche Aufnahme (de
aet XVIII, 1) und sie haben sich ganz den Weißen angeschlossen.
)b die kriegerischen und mächtigen Guaycari, welche Federmann
04) am mittleren Orinoco mit den Caquetios zusammenwohnend
ind, dasselbe Volk waren, läßt sich nicht entscheiden, doch nennt auch
aulin (69) Guayquiris im Süden des Cuchivero. Wenn sie wirk-
ch vom Stamme der Guarauno sind, verdient es Beachtung daß
üdöstlich vom Zulia, der in den Maracaibo-See mündet, auch ein
olk Guarunie genannt wird (Simon I, 7, 22). Die Guaraon oder

Gu-ara-uno im Delta des Orinoco, einige in den Missionen von Cumana und an beiden Ufern des Orinoco 25 leguas von C. Barima entfernt, hat erst Humboldt (ed. Hauff II, 7) zu dem caribischen Sprachstamme gezählt, wenn wir von Lavayssé (145) absehen, der auch die Arowaken dahin rechnet, während Schomburgk (a, I, 114, 162 u. Karte) die Warrau (Guarauno) am Barima und Waini oder Guainia, im Küstenlande bis zum Essequibo und von da bis nach Surinam hin (Bancroft 164, Quandt 131), deren Sprache sich in den Mündungsländern des Amazonas wiederfinden soll (Hancock im J. R. G. S. IV, 332), von jener Familie getrennt hält.

Die Tamanak, denen nach Gilii die Cumanagotto Pariagotto und Maquiritari sprachlich näher stehen als den Cariben, wohnen am rechten Ufer des Orinoco südöstlich von der Mission Encaramada (Humboldt). Ihre Sprache diente Gilii vielfach im Verkehr mit den Völkern des unteren Orinoco; ein Zweig derselben ist die der Chaymas welche im Osten der Guarauno an den Bergen des Cocollar und Guacharo, am Guarapiche, Colorado, Areo und Caño de Caripe leben. In die Berge von Caripe sind sie aus den heißen Tiefländern erst durch die Missionäre versetzt worden (Caulin 322; Humboldt ed. Hauff II, 32). Gehören die Maquiritari auch hierher, welche Caulin (80 f.) oberhalb der Mündung des Cassiquiare im Flußgebiete des Orinoco angiebt und als Carives mansos bezeichnet (auch Humboldt a. a. O. III, 144 nennt sie friedliche Ackerbauer), so sind sie gleich den Guayanos (ebend. IV, 248) ein merkwürdiges Beispiel dafür daß kriegerische Wildheit und Grausamkeit keineswegs als ein allgemeines Merkmal aller zur Cariben-Familie gehörigen Stämme betrachtet werden darf, wie man so gewöhnlich angenommen hat. Die Sprache der ersteren herrscht am oberen Orinico zwischen den Mündungen des Ventuari und des Padamo (ebend. 72).

Schomburgk nimmt keine Verwandtschaft der Maionkong oder Maquiritari mit den Cariben an, deren Stämme er in Guiana in zwei Gruppen vertheilt: 1) Waika und Akawai; 2) Macusi, Arekuna, Zapará, Pianoghotto, Drio (s. dessen Karte). Die Sprache der Akawai oder Accaway, die sich von den Waika kaum zu unterscheiden scheinen, ist mit der der Cariben fast identisch (Hilhouse in J. R. G. S. II, 237) oder ihr doch nahe verwandt (Schomburgk a, II, 454). Sie leben hinter den Warrau im Innern südlich vom oberen und mittle-

Barima bis nahe an den Waini heran und im Norden des
yuni, auch im oberen Stromgebiet des Demerara, am Mazaruni
nd Putaro (Schomburgk a, I, 196, II, 449, Monatsb. d. Ges. f.
dk. N. F. II, 155), wo sie schon vor Alters waren (de Laet XVII,
). Auch am Berbice finden sie sich (Bancroft 165). Die Ma-
usi im Flachlande zwischen dem Rupununi, Parima, dem Pacarai-
a- und Canuku-Gebirge sind von den Arekuná im Quellgebiet
s Caroni Cuyuni und Mazaruni, wahrscheinlich nur dialektisch ver-
hieden; die letzteren scheinen früher im Flußgebiete des Uaupes ge-
bt zu haben (Schomburgk a. a. OO. und a, II, 208 f., 239), was
ielleicht auch von den Macusi gilt, wenn sie mit den Macus identisch
ind, die Wallace (508) am Isanna und Herndon (253) am Ja-
pura angiebt — eine Vermuthung der jedoch die Verschiedenheit der
hysischen Eigenthümlichkeiten beider (s. unten) nicht günstig ist. Die
Zapara hat schon Caulin (57) mit den Macusi zusammengenannt.
Ein gleichnamiges Volk, dessen letzter Rest im Jahre 1607 vollständig
vertilgt worden sein sollte, wohnte in alter Zeit auf der Westseite des
Einganges in den Maracaibo-See, und es ist zu vermuthen daß es
wirklich ein Caribenvolk war, da auch südlich von dort am Zulia die
Quiriquires als ein solches ausdrücklich erwähnt werden (Simon I,
7,16 ff.). Die Vernichtung der ersteren kann indessen nur eine theilweise
gewesen sein, da die Zapara (wenn anders darunter dasselbe Volk zu
verstehen ist) außer von Acuña auch in dem Memorial der Jesuiten
an den König von Spanien (1632) in der Nähe der Omagua in der
Provinz Quito genannt werden: sie saßen am Curaray und sollen
10000 Seelen stark gewesen sein (Rodriguez II, 3, V, 4 und 12).
Neuerdings hat Osculati (169), übereinstimmend mit Villavi-
cencio (170) die Zaparos zwischen dem Pastaza und Napo, an letz-
terem bis zur Mündung des Curaray (oder nach p. 177 und 180 we-
nigstens bis zu der Mündung des Aguarico) gefunden und rechnet zu
nen auch die Iquitos im Flußgebiete des unteren Napo (189); über
re Sprache, die ihnen mit den Mazanes am Amazonas und den
oijiras gemeinsam ist (Villavicencio 175) hören wir leider
chts Näheres. Hervas (Vater, Mithrid. III, 1, 590) führt die
paros einerseits als eine Abtheilung der Simigaes am Curaray,
dererseits aber als einen Zweig der sogenannten Encabellados an,
denen nach Veigl (99) die Abichiras, Anguteres und mehrere
dere Völker gehören. Die Ancuteres oder Anguteros, ein wildes

und räuberisches obwohl festsässiges Volk am mittleren und unteren Napo, sind in Sprache und Sitten mit den Putumayos identisch und gleichen im Aeußeren den sogenannten Encabellados am unteren Aguarico (Villavicencio 173 f.), von denen sie Osculati (185) gar nicht unterscheidet. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse dieser Völker festzustellen bedarf es neuer Untersuchungen, welche insbesondere auch darüber werden Aufschluß geben müssen ob wirklich Caribenstämme bis in diese entlegenen Länder vorgedrungen sind.

Endlich haben wir noch die Yaos (Yajos, Yajes, Jayri) zu erwähnen, die am unteren Maroni, im holländischen Guiana, hauptsächlich aber zwischen dem Oyapoc und Amazonas lebten, wohin sie von den Arowaken aus den Ländern am unteren Orinoco vertrieben worden waren (de Laet XVII, 4, 6, 9, 11, 15). Sie waren vor Zeiten das mächtigste unter den Völkern die zwischen dem Essequibo und Amazonenstrom wohnten, und sind ebenfalls zum caribischen Stamme zu rechnen (Vater, Mithrid. III, 1, 682).

Die Arowaken, die ursprünglichen Bewohner von Guiana (Gilii, Bancroft 167 f. oben p. 358), werden zwar von Herrera (N. Orbis metaphraste Barlaeo Amst. 1622, c. 8) als die große Familie bezeichnet, von welcher die Cariben ein Theil seien, und von Humboldt (ed. Hauff IV, 331) als mit diesen verwandt betrachtet, doch hat Vater nur einige wenige sprachliche Aehnlichkeiten zwischen beiden gefunden und bemerkt daß die Arowaken den Tamanaken weit näher stehen als den Cariben, Schomburgk (a, II, 325) aber scheint die Verwandtschaft ganz abzuweisen, indem er ausspricht, daß die einzigen Grundsprachen in Guiana wahrscheinlich die der Cariben, Arawaak, Warrau und Wapisiana seien. Oviedo (XXIV, 17) giebt die Aruacas an der Küste „zwischen dem Marañon, Trinidad und dem Golf von Paria" an, womit die Karte bei de Laet übereinstimmt, auf der sie sich am linken Ufer des Amazonas finden, doch bemerkt letzterer (XVII, 4) ausdrücklich daß in Folge der portugiesischen Invasionen von Para her die Sitze der Völker in diesen Ländern schon 1629 völlig verändert und von den Holländern nicht mehr aufzufinden gewesen seien. Einige wenige derselben lebten damals nordwestlich vom unteren Oyapoc und an einem westlichen Zufluß desselben, andere in der Gegend von Cayenne, am unteren Maroni, am Berbice und unteren Essequibo (ebend. 6—11, 15 f.). Caulin (67) giebt Arivacos

neben vielen andern Völkern an den Zuflüssen des Caura an. Hieraus ergiebt sich Schomburgk's (352) Vermuthung daß sie von Süden (eigentlich Südosten) hergekommen seien, als richtig, wenigstens für einen Theil dieses Volkes. Ihr jetziger Verbreitungsbezirk ist nächst dem französischen und holländischen Guiana (Quandt) das Flußgebiet des unteren Corentyn und Essequibo, wo sie an jenem unter 5°, an diesem unter 4° n. B. mit Cariben zusammengrenzen, dann das Küstenland westlich von letzterem Flusse bis gegen die Mündungen des Orinoco hin, so jedoch, daß sie sich hier kaum hundert englische Meilen weit in's Innere erstrecken, und besonders am Waini Barima und Amacura mit Warraus gemischt sind (Schomburgk a, I, 226, Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 155, J. R. G S. XII, 196). Indessen haben wir nach Früherem keinen Grund anzunehmen daß sie im Besitze dieser Länder sich erst seit zwei oder drei Jahrhunderten befänden. Auf eine alte Verbreitung derselben weit im Westen scheint es hinzuweisen, daß nicht blos von Oviedo (XXV, 1) Aruacanas unmittelbar im Süden des Maracaibo-See's, sondern auch von dem sorgfältigen Piedrahita (III, 1, IX, 5) Aruacos in der Sierra Nevada von S. Marta und südöstlich von dort in den Bergen „auf der rechten Seite" des Upar-Thales genannt werden.

Die weite Ausbreitung der Cariben und Arowaken die wir nachgewiesen haben, läßt mit Sicherheit erwarten daß außer den angeführten Völkern auch noch viele andere zu dieser Familie gehören. Die Allgemeinheit in welcher das Wort und die Würde des Piai (Piache) und so manche andere Eigenthümlichkeit im Norden von Süd Amerika vorkommt, macht dieß ebenfalls wahrscheinlich, aber der Mangel genauerer Nachrichten nöthigt uns bei einem wenig befriedigenden Resultate in dieser Hinsicht stehen zu bleiben. Wir müssen uns im Folgenden damit begnügen aus der Masse der namentlich bekannten Völker welche dem bisher behandelten Ländergebiete angehören, noch einige der bedeutenderen herauszuheben, die den Cariben ursprünglich fremd zu sein scheinen und deren Beziehungen zu anderen sich bis jetzt nicht näher angeben lassen.

In den Ebenen von Orino südöstlich von S. Marta und am unteren R. de la Hacha saßen die Guajiros (Goahiros), welche ganz unbekleidet, ohne Landbau und selbst ohne Hütten (Piedrahita III, 1, IX, 7, Simon I, 3, 5), doch schwerlich von caribischem Stamme

waren, da sie bei schlichtem Haare ganz schwarze Haut haben (Galindo J. R. G. S. III, 290). Sie reichen neuerdings bis zum Golf von Maracaibo und weisen allen Verkehr mit den Europäern, besonders mit Spaniern zurück. Alcedo schildert sie als fleißig und betriebsam namentlich im Handel, erzählt von Baumwollenwebereien und Baumwollenkleidern derselben, von ihren Kämpfen zu Pferde, jedoch ohne Angabe seiner Quelle, wie gewöhnlich. Ob der Hayo-Strauch dessen Blätter von den Guajiros wie in S. Marta und Cumana als Reizmittel gekaut wurden, die Coca war, wie Alcedo sagt, scheint ungewiß. In den Gebirgen von S. Marta lebten die äußerst tapferen Tayronas, deren Macht bis über den Magdalenenfluß hinüberreichte. Die Völker am Golf von Maracaibo, der nach einem der dortigen Häuptlinge benannt ist, gleich dem von Paria (Simon I, 2, 3 u. 16) zeigten sich friedlich und freundlich. Unter den Namen der hier und weiter landeinwärts lebenden Stämme (Näheres ebend. I, 2, 19; 5, 17; 7, 16, Herrera IV, 7, 6, Oviedo XXV, 1—4 u. 8) fallen die Xiriguanas oder Chiriguanas auf, welche nur Oviedo am Yuma-Fluß im Süden des Maracaibo-See's und im Innern südlich von S. Marta nennt (XXV, 4, XXVI, 18), während Piedrahita (IX, 5) in den Bergen des Upar-Thales, also in geringer Entfernung, unter anderen Stämmen merkwürdiger Weise auch Tupes nennt, welche die Frage veranlassen ob Völker vom Stamme der Tupi-Guarani vielleicht bis hierher versprengt worden seien. Daß eine Völkerschaft der Guayanas sowohl in Cumana als auch unter den Guarani vorkommt (wie d'Orbigny II, 289 bemerkt hat), verdient unter solchen Umständen jedenfalls Beachtung. Zu den Cariben gehörten die Bewohner von Upar wahrscheinlich nicht, da ihre Zauberärzte nicht Piaches, sondern Mahones hießen (Herrera VIII, 6, 12). Die Völker der Gegend von Merida hat Piedrahita (XII, 7) aufgezählt.

Die Caquetios, auf welche Federmann (94, 98, 104) an der Küste von Coro gestoßen war (1530), traf er 73 deutsche Meilen von dort entfernt im Innern wieder an, wo sie in stark befestigten Dörfern wohnten und das mächtigste Volk des Landes waren. Sie lebten auch an den Ufern des Maracaibo-See's, am Apure Darari und Caçavari, wo sie Georg von Speier (1536) auf seinem Wege zum Meta fand (Oviedo XXV, 8 u. 11, Simon I, 4, 12). Noch weiter im Süden kommt der Name Caqueta als synonym mit dem oberen Laufe

des Japura vor. Ampúes hatte 1527 bei jenem Volke in Coro freundliche Aufnahme und reiche Geschenke erhalten (Baralt 148). Das Wenige was Oviedo (XXV, 9) von seinen Sitten erzählt (Eintrocknen der Leiche des vornehmsten Häuptlings, Verbrennen der Gemeinen, Genuß der gepulverten Knochen im Getränk) reicht nicht hin um ein Urtheil über seine Nationalität zu begründen. Die Stämme im Osten von Coro nach Tocuyo hin waren in viele verschiedene Sprachen getheilt, sehr kriegerisch, roh und größentheils Cannibalen (Simon I, 3, 1 f., Herrera VI, 1, 1, VII, 10, 16, VIII, 8, 2. Näheres über die dortigen Cuicas und Timotes, besonders ihre Idole und Opfer bei Simon I, 5, 23 u. Piedrahita XII, 5). Dasselbe gilt von denen der Gegend von Barquisimeto, die obdachlos in Hängematten unter Bäumen schliefen (Simon I, 5, 19). Die Völker im Süden von Caracas hat Baralt (186 f.) aufgeführt. In den Guahibos am unteren Meta bis zur Mündung des Casanare hin (Humboldt ed. Hauff III, 130) — Caulin (73) nennt sie im Norden des Vichada — müssen wir die Guayupes oder Guaypes (Guaypies bei Oviedo XXV, 12 f.), vermuthen, die G. v. Speier und Ph. v. Hutten (Felipe de Utre, Urre) am Guaviare oder Guayare und jenseits desselben in Macatoa fanden. Sie waren bärtig und bekleidet, und standen in jeder Rücksicht auf einer höheren Culturstufe als die nördlicheren Völker (Simon I, 3, 12 u. 5, 6, Piedrahita X, 2, Baralt 164), von der sie später herabgesunken zu sein scheinen (Humboldt a. a. O. 144): wahrscheinlich schließen sie sich, wie vielleicht auch die vom Meta hergekommenen Otomaken deren Sitze jetzt zwischen dem Apure und Sinaruco liegen (Humboldt R. i. d. Aeq. IV, 578) den später zu besprechenden Omaguas an.

Wir unterlassen es den größten Theil der Völker anzuführen, die sich noch außer den obigen am Apure Meta und im südlicheren Flußgebiete des Orinoco angegeben finden (Simon I, 4, 16 u. 5, 16, Caulin 70 ff.). Als die Hauptvölker dieses Gebietes bezeichnet Caulin (73, 75 ff., 88) die Cabres an den Zuflüssen des Guaviare und namentlich am Atabapo, und die Mappures am Orinoco dem Einflusse des Vichada gegenüber, am Ventuari gegen dessen Mündung hin und an den Zuflüssen des Negro oberhalb der Mündung des Cassiquiare, während Humboldt hörte (ed. Hauff III, 143) daß die letzteren nebst mit den Abanis Parenis und Guaypunaves zu den Cabres zu rechnen seien: die Atures Quaquas und Macos oder Piaroas aber

zu dem großen Stamme der Salivas zählen, die zwischen dem Vichada und Guaviare, und zwischen Meta und Paute gelebt zu haben scheinen, jetzt aber sich theils in Carichana theils in den Missionen am oberen Meta befinden (ebd. 114). Merkwürdiger Weise zeigt die Maypure-Sprache einerseits auffallende Aehnlichkeiten mit der Hauptsprache von Moxos, andererseits besitzt sie einige mit dem Tamanakischen (Vater, Mithrid. III, 1, 617). Am linken Ufer des unteren Apure und in der Mission Achaguas leben die Yaruros, vor Zeiten ein mächtiges Volk (Humboldt ed. Hauff III, 21). Die ethnographischen Verhältnisse aller dieser Völker untereinander wie zu den Cariben und Arowaken sind noch gänzlich unbekannt. Die Völker des Negro, an welchem Maravitanisch die Hauptsprache ist (ebend. IV, 72), finden sich nebst denen welche zwischen dem Parime und Marañon sitzen, bei Caulin (82 ff.), die am Uaupes und Isanna bei Wallace (480 f., 507).

Wenden wir uns schließlich nach Guiana zurück, so sind auch hier, außer einer großen Zahl von christlichen halbcivilisirten Farbigen (Mischlingen von Weißen Indianern und Negern) am Essequibo und Mazaruni (Schomburgk a, I, 97), noch mehrere Völker zu nennen die zu den Cariben und Arowaken keine Verwandtschaft zu haben scheinen. Dahin gehören die Wapisiana am Parime Takutu und Rupununi unter 2½—3° n. B., welche den Pauixana am R. Branco sprachverwandt scheinen; die im Aussterben begriffenen Atorai im Carawaimi Gebirge unter 2½° westlich vom Essequibo, und östlich von diesen am genannten Flusse die Taruma, welche vom Negro herübergekommen sind; die Wayawais vom Quellgebiet des Essequibo nach dem Amazonenstrom hin; die Guinau im Süden und Osten der früher am rechten Ufer des oberen Orinoco erwähnten Maquiritaren, die am R. Branco früher mächtigen Paravilhanos, die Maopityans östlich vom Essequibo 1½° n. B. und einige andere (Schomburgk a, I, 315, II, 41 f., 388, 470, f. J. R. G. S. XIII, 40, XV, 35, Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 155). Einige wenig bekannte Stämme des französischen Guiana finden sich in den Lettres édif. (II, 10, 12) angeführt.

Die allgemeine Charakteristik welche man von den physischen Eigenthümlichkeiten der bisher behandelten Völker zu geben versucht hat, ist äußerst unvollkommen und selbst widersprechend, wie es bei voreiligen Generalisationen zu geschehen pflegt. Morton (Cran.

Am. 64) will die Völker des nördlichen Süd Amerika mit seiner „apalachischen Raçe“ von Nord Amerika vereinigen, die er im Allgemeinen als rundköpfig bezeichnet, obwohl namentlich sein Ature-Schädel (135 und pl. 12) bei abgerundetem Hinterhaupte eine ungewöhnliche Länge von vorn nach hinten zeigt; nach Retzius dagegen (Müller's Archiv 1848 p. 247) ist in Venezuela und Guiana wie in Brasilien und Paraguay die langköpfige prognathische Form vorherrschend. Auch den Cariben schreibt er diesen Typus zu (ebend. 280), die nach Morton (a. a. O. 237) Rundköpfe sind. Vorsichtiger hat d'Orbigny (I, 119) die große Verschiedenheit der Kopfformen sowohl bei den einzelnen Völkern als innerhalb desselben Volkes in Süd Amerika hervorgehoben und daher ganz unterlassen eine allgemeine Charakteristik des Schädeltypus zu geben. Demnach scheint es rathsam eine allgemeine Schilderung überhaupt noch unversucht zu lassen. Indessen sind doch folgende Bemerkungen beachtenswerth.

Die Eingeborenen von Süd Amerika, ein gesundes und langlebiges Geschlecht, zeichnen sich durch große Stärke und Festigkeit des Knochengerüstes aus, Verkrümmungen des Rückgrates und Klumpfüße sind nirgends zu sehen (v. Martius in Buchner's Repert. XXIV, 145, 165); freilich hat Oviedo (XXIX, 28) grob übertrieben indem er ihren Schädel viermal so dick nannte als den des Europäers. Daß Mißgestalten bei ihnen sehr selten sind, betrachtet auch Humboldt (R. in d. Aeq. II, 198) als Raçeneigenthümlichkeit. Wie bei den Indianern des nördlichen Festlandes ist auch bei ihnen graues Haar im Alter sehr selten, und bei keinem der Eingeborenen von Guiana hat Schomburgk (a, II, 253) eine Platte gesehen. Die Farbe der Haut ist nicht die Kupferfarbe, sondern ein dunkles Braun, der Lohfarbe sich nähernd in den Aequinoctialgegenden, doch kommen auch hellere Schattirungen vor: die Otomaken und Guamos sind die dunkelsten, die Guaicas an den Quellen des Orinoco, „die weißlichen Indianer“, dagegen bedeutend heller als die meisten (Humboldt a. a. O. IV, 491), die Guaribas in derselben Gegend von der Farbe der Spanier (Caulin 81). In dichten Wäldern ist, wie schon Gumilla bemerkt hat, die Hautfarbe bei ihnen heller, in offenen Ländern dunkel. Durch die Form der Augen, die hervortretenden Backenknochen, das schlichte grobe Haar und den fast gänzlichen Mangel des Bartes, der als häßlich gilt und darum entfernt wird, während ihn gehörige Pflege verstärken

würde, nähert sich der Südamerikaner der mongolischen Raçe, unterscheidet sich aber von ihr wesentlich durch die ziemlich lange und hervorragende Nase, deren Löcher minder weit und nach unten gerichtet sind. Der Mund ist zwar groß, doch die Lippen nur wenig aufgeworfen, zwei Furchen gehen von den Nasenlöchern gegen die Mundwinkel hin; das Kinn ist sehr kurz und rund, die Kinnlade stark und breit entwickelt (Humboldt a. a. O. II, 189 ff., dem Gumilla c. 5, 2 nur in Rücksicht der Nase widerspricht, welche er im Allgemeinen bei den Völkern des Orinoco als etwas platt mit weiten Löchern bezeichnet). So werden auch von d'Orbigny (I, 132) nur das schwarze glatte und grobe Haar, der stets schlichte und spät keimende Bart, das kurze Kinn, die kleinen Augen, der vorstehende Unterkiefer, die fast verticalen Zähne und geringen Augenbrauen als constante Charaktere des Südamerikaners angegeben, doch sind auch diese, wie wir sehen werden, nicht streng allgemein.

Von den Cariben der Inseln fehlt es an einer genaueren Schilderung die uns erlaubte sie mit denen des Festlandes zu vergleichen. Die letzteren von fast riesenhaftem Wuchse, 5' 6—10" (altfranzösisches Maaß) außer in Guiana, wo sie robuster plumper und untersetzter sind als die übrigen Bewohner des Landes (Schomburgk a, I, 259), haben regelmäßigere Züge als man bei den anderen Völkern zu finden pflegt und machen den Eindruck höherer Intelligenz: die Stirn erscheint sehr hoch, weil sie zum Theil glatt geschoren ist, in der That ist sie gewölbter als bei den Chaymas Otomaken u. s. f., gewölbter als sie gewöhnlich beschrieben worden ist, namentlich wo der Gebrauch der Abplattung nicht mehr herrscht, wie in den Missionsländern (Humboldt a. a. O. V, 12, 29, III, 401), Lavayssé (XVIII) fand sie so schön als bei den schönsten Europäern und Kreolen. Die Nase ist weniger breit und platt, die Jochbeine weniger vorspringend und die Physiognomie im Ganzen minder mongolenähnlich als bei den übrigen Völkern. Indessen galten platte Stirn und breite Nase den Cariben der Inseln als edel und schön: die Mütter sorgten deshalb dafür ihren Kindern diese Vorzüge anzueignen (du Tertre II, 358, 374). So war es auch in Cumana gewöhnlich das Gesicht des Kindes, dessen Kopf man zwischen zwei kleine Kissen legte, breit zu drücken (Gomara 206, Herrera III, 4, 10). Auch bei den Matomatos an den Quellen des Orinoco und bei den Atures (?) im Süden derselben herrschte

diese Sitte (Caulin 81), welche den Cariben ursprünglich allein eigen gewesen, bei vielen Stämmen derselben aber schon in ziemlich früher Zeit abgekommen zu sein scheint, da sie Oldendorp (22) den Cariben von Guiana abspricht und Schomburgk bei ihnen keine Spur derselben mehr erwähnt, wenn sie überhaupt jemals bei denen des Festlandes allgemeinere Verbreitung gefunden hat. Gosse (53f.) führt mehrere Arten der Schädelcompression an, die bei den Cariben in Uebung gewesen seien, was er aber (103) von den thurmartig in die Höhe getriebenen Köpfen „der Yqneris von Haiti" mittheilt, ist schwerlich zuverlässig. In Rücksicht der Hautfarbe ist bemerkenswerth daß sie Columbus in Paria auffallend heller fand als auf den Inseln. P. Martyr (75), den man in dieser Rücksicht keiner Uebertreibung beschuldigen darf, wie Humboldt (ed. Hauff I, 49) gethan hat, nennt sie in Cumana fast so hell wie die Spanier, Oviedo (XXVI, 10) giebt die Bewohner von S. Marta als hellgelblich an und sah eine Häuptlings-Frau von der Farbe einer Spanierin. An den Ufern des Maracaibo-See's bemerkte Hojeda die besondere Schönheit (den weißen Teint?) der Frauen (Navarrete III, 9). Die Bewohner der Gegend von Cartagena waren größer und schöner als die der Inseln (der großen Antillen) und trugen meist keinen Bart (Gomara 200); überhaupt waren bärtige Menschen selten, obwohl sie ausnahmsweise in diesen Ländern wie in Darien vorkamen (Herrera II, 2, 10) und am Flusse Zenu, während die Behaarung des Körpers meist stark war (Oviedo XXIX, 28). In Curiana, an der Küste die Margarita gegenüberliegt, hatten die Eingeborenen reicheres und etwas krauseres Haar als die der Inseln (Gomara 204, Navarrete III, 13 note und 14).

Fassen wir die Stämme in's Auge die von Schomburgk bestimmt zur Familie der Cariben gezählt werden, so sind die Akawai meist über 5' 6", schlank, von regelmäßiger und edler Gesichtsbildung besonders die Mädchen (a, I, 197 f.); die Macusi, eins der schönsten Völker in Guiana, haben ziemlich lichte Hautfarbe, milde angenehme Züge, die Nase ist von römischer, griechischer Form oder von der des Mulatten (ebend. 358). Die Serekong im Quellgebiet des Mazaruni kommen in der Körperbildung mit ihnen überein (II, 237), wogegen die Macus am Isanna von Wallace (508) als schlecht proportionirt geschildert werden und wolliges, fast krauses Haar haben. Indessen ist auch von häßlichen Macusi-Indianern bei Schomburgk (II, 188)

die Rede, unter anderen von einem dessen Gesichtswinkel kaum 66° betrug; die Mannigfaltigkeit der äußeren Formen ist bei ihnen jedenfalls sehr groß: ein Eingeborener zeigte eine frappante Aehnlichkeit mit Napoleon (ebend. 147). Die Arekuna sind kräftiger und robuster als die Macusi, von kriegerischem Gesichtsausdruck und dunklerer Haut als alle anderen Indianer von Guiana (Schomburgk, II, 208). Die Pianoghotto haben sehr schiefstehende Augen und niedrige, an den Seiten zusammengedrückte Stirn (ders. J. R. G. S. XV, 83). Die Zaparos von rundem Gesicht, schief stehenden Augen, unten breiter Nase und etwas dicken Lippen (Villavicencio 170) fand Osculati (148, 169) groß stark und gewandt, von heller Olivenfarbe; die Stirn ist groß, die Nase wohlgebildet, der Mund weit, die Augen meist braun, doch giebt es unter ihnen auch solche mit blauen Augen, die man Viracucias (Viracocha? peruanisch?) oder „Herren" nennt, wie die Weißen; sie haben wenig Bart, die Augenbrauen reißen sie aus. Ueber die große Verschiedenartigkeit des leiblichen Typus bei den Cariben-Völkern, die sich aus Vorstehendem zur Genüge ergiebt, brauchen wir nichts weiter hinzufügen.

Als allgemeine Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen von Britisch Guiana führt Schomburgk an (Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 157), daß sie fast sämmtlich klein und untersetzt, selten über 5' 4" sind, auffallend großen Kopf und Rumpf, zierlich gebildete Extremitäten und etwas schief geschlitzte Augen haben, daß ihre Farbe dunkler oder heller olivenbraun, und das Bemalen des Gesichts gewöhnlich, das Tättowiren aber seltener ist. Letzteres scheint von den Bewohnern der tierra firme in früherer Zeit überhaupt gegolten zu haben, da Simon (I, 4, 21) bemerkt daß gewisse Indianer tiznados genannt wurden, ein Ausdruck der wohl vom Tättowiren zu verstehen ist, das übrigens von Oviedo (XXIV, 9, XXV, 2, XXIX, 2 und 28) im Innern des Landes, bei dem großen Volke der Condaguas, am Atrato und Zenu erwähnt wird, an letzterem bei Herren und Sklaven, so jedoch daß die Sklaven desselben Eigenthümers durchgängig gleiche Zeichen an sich trugen — vielleicht erst eine Nachahmung des bekannten spanischen Verfahrens Sklaven mit einem glühenden Eisen zu stempeln.

Die Chaymas sind ausführlich von Humboldt (R. in d. Aeq. II, 189 ff.) beschrieben worden. Sie sind durchschnittlich 4' 10" (altfranzös. Maaß), breitschulterig, dick und untersetzt mit platter Brust,

unden und fleischigen Gliedern, kleinen Händen, aber großen Füßen,
ren Zehen eine außerordentliche Beweglichkeit besitzen. Die Haut ist
unkelbraun, der Lohfarbe sich nähernd, der Ausdruck des Gesichtes ziem-
h streng und finster, doch ohne Wildheit; bei leidenschaftlicher Er-
gung verzieht er sich krampfhaft. Ihre kleine, wenig gewölbte Stirn
lt ihnen als eine Schönheit. Die tiefliegenden, doch nicht auffallend
inen Augen sind lang geschlitzt und der äußere Augenwinkel ein
enig gegen die Schläfe hinaufgezogen, die Augenbrauen schwarz oder
unkelbraun, dünn und wenig gebogen; lange Wimpern verdecken den
eist gesenkt gehaltenen Blick. Die Nase ist gerade, unten dick und
orstehend, das Kinn sehr kurz und rund. Die Zähne schwärzen sie
icht durch das Kauen von Reizmitteln, wie die Guajiros vom R. de
a Hacha und die Bewohner von Cumana in alter Zeit (Gomara
206, Herrera I, 4, 5).

Die Guayqueri sind von hohem Wuchs und großer Muskelkraft,
nächst den Cariben die schönsten Eingeborenen des Festlandes (Humboldt a. a. O. I, 333). Die Guaraunos, welche Bancroft (164)
größer und viel schwärzer, aber auch häßlicher nennt als die Cariben,
giebt Schomburgk (a, I, 121) nur zu 4—5' an; obwohl nicht muskulös, haben sie kurzen Hals, unverhältnißmäßig großen Kopf und
langen Rumpf, aber zierliche Hände Füße und Knöchel; das Gesicht
ist breit, die Stirn niedrig, die Nase platt und an der Wurzel etwas
eingedrückt, die Augen stehen ein wenig schief, die Zähne sind
schlecht. Wie sie, will Lavayssé (188) auch die Arowaken den
Cherokee und Creek auffallend ähnlich gefunden haben. Letztere sind
nur mittelgroß, 5' 4'', aber proportionirter, von regelmäßigeren Zügen, nicht dunkler als Spanier und Italiener, und haben unter allen
Küstenstämmen die schönsten Frauen (Schomburgk a, I, 150, 226).
Ihre Farbe soll beträchtlich mit dem Klima wechseln in dem sie leben:
an der Küste sind sie dunkelbraun, anderwärts von hellem Teint (Ber-
au 29). Auch bei ihnen ist der äußere Augenwinkel nach oben hin-
ufgezogen (Hilhouse in J. R. G. S. II, 229). Größer als jene,
' 6—8'', sind die Maionkong oder Maquiritaren, dabei gedrun-
en und muskulös, die Stirn klein und zurückgedrängt, die nahe bei-
nander liegenden Augen schräg geschlitzt, die Gesichtsbildung im
anzen gerundet (Schomburgk a, I, 402).

Von den physischen Charakteren der übrigen oben genannten Völ-

ker ist nur wenig bekannt. Die Wapisiana sind schlank, größer als die Macusi und von edlen Zügen; die Nase ist von römischer oder griechischer Form, die Backenknochen stehen vor, das sehr reiche Haar fällt bei manchen fast bis auf die Waden herab (Schomburgk a, II, 42 und J. R. G. S. XIII, 40). Die Maopityans unterscheiden sich stark von allen anderen Völkern: sie zeichnen sich durch langes Gesicht, hoch in die Höhe stehendes, fast senkrecht abfallendes Hinterhaupt und seitlich zusammengedrückten Kopf aus; auffallend lang ist bei ihnen die Linie welche von Ohr zu Ohr über die Augenbrauen hinwegläuft, doch ist ihre Kopfform nicht durch Kunst hervorgebracht. Die Stirn ist hoch aber schmal, die Nase regelmäßig, die Backenknochen vorstehend, der Wuchs schmächtig und knochig, bei den Männern 5' 6'', bei den Weibern 4' 10'' (a. a. OO. II, 470 und XV, 53). Sie tragen einen Zopf von 10—12'' Länge (Monatsbericht der Gesch. für Erdk. N. F. I, 196). Die Völker am Uaupes sind 5' 9—10'' und von hell glänzend röthlichbrauner Farbe (Wallace 481). Die Stämme am Isanna haben mehr Bart als jene und reißen das Haar am Körper nicht aus wie sie (ebend. 507). Die Guamos und Otomaken tragen lange Bärte (Gumilla c. 7 und 5, Hartsink 6).

Da wir aus älterer Zeit außer den Bewohnern der kleinen Antillen fast nur die von Cumana, aus neuerer nur einen kleineren Theil der Eingeborenen des Festlandes mit voller Sicherheit als Cariben kennen, werden wir uns bei der Schilderung dieser letzteren, wenn sie zuverlässig sein und jede Verwechselung verschiedener Völker vermeiden soll, ausschließlich an die Berichte halten müssen welche sich auf jene beziehen: nur auf solche Weise läßt sich ein Urtheil darüber gewinnen was caribische Eigenthümlichkeit und Sitte ist und was nicht, um daran zu messen was uns von anderen Völkern berichtet wird; zum Zwecke dieser Vergleichung werden wir aber im Folgenden die Darstellung der Cariben und die der Völker an der Nordküste von Süd Amerika mit einander verbinden.

Columbus erzählt von den Cariben der Inseln daß sie weit betriebsamer waren als die Eingeborenen von Cuba und Haiti, viele Baumwollenzeuge webten und Lebensmittel verschiedener Art in Menge besaßen. Ihre Raubzüge gingen in weite Ferne und hatten hauptsächlich den Zweck Weiber zu erbeuten; die Männer erschlugen und fraßen sie, ja ihre eigenen, mit den Gefangenen erzeugten Kinder sollen

sie verzehrt haben (Navarrete I, 204); überhaupt waren sie höchst kriegerisch, und selbst von den Weibern wird öfter erwähnt daß sie für sich allein kräftigen Widerstand leisteten, woraus schon P. Martyr (307) die Sage von den Amazonen erklärt*. In Cartagena und Cumana kämpften die Weiber ganz wie die Männer (Gomara 200, Herrera III, 4, 10), und Oviedo (XXVII, 6) hat daher aus ihnen wie Herrera (IV, 8, 13) aus den kampfbereiten Tupi-Weibern vollständige Amazonen gemacht, die ein Gelübde ewiger Keuschheit auf sich genommen hätten. Auf ihren Fahrten nahmen die Cariben Balken oder aus Stöcken geflochtene Bollwerke mit, um sich am Ufer im Feindesland sogleich zu verschanzen (Navarrete III, 12, P. Martyr 93). Diesem Charakter eines energischen und thätigen aber übermüthigen Räubervolkes sind sie treu geblieben: alle anderen Stämme betrachten sie als ihre natürlichen Sklaven und benehmen sich überall als deren Herren (Gumilla c. 6, Schomburgk a, II, 427). Wie sie in früherer Zeit so vielfach gethan (Gumilla 33, Caulin 67, Bancroft 160), verkaufen sie auch noch neuerdings im holländischen Guiana Sklaven die sie selbst gemacht oder tief im Innern aufgekauft haben (Schomburgk a, II, 429). Kriegerische Unternehmungen wurden auf den Antillen bei ihren Gelagen berathen. Die alten Weiber ergriffen dabei die Initiative indem sie die Klage um die Todten anstimmten. Bei einem zweiten Gelage befragte der Zauberer (Boyez) das Orakel über den Erfolg des beabsichtigten Kriegszuges, bei dessen Ausführung zur Vollmondszeit es hauptsächlich auf Ueberfälle in der ersten Morgendämmerung abgesehen war. Sie führten dabei vergiftete Pfeile mit Widerhaken, Keulen und Wurfspieße, und schossen gewöhnlich die Dächer der feindlichen Hütten in Brand. Ihre Verwundeten und Todten entrissen sie dem Feinde mit Aufopferung, die gefallenen Feinde aber verzehrten sie auf dem Schlachtfelde, die gefangenen zu Hause; der Tapferste erhielt das Herz, es war ein Act der Rache und des Aberglaubens: sie meinten sich dadurch zum Kampfe zu stärken (du Tertre II, 401 ff., mit welchem Rochefort 530 und Labat I, 2, 11 und II, 107, 113 f. übereinstimmen, nur daß letzterer von einer milden Behandlung der zu Hause aufgenommenen Gefangenen spricht). Daß ihr Cannibalismus nicht auf einer Vor-

* Ueber die Geschichte der Sage von den Amazonen S. Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. III, 27.

liebe beruhte die sie für Menschenfleisch gehabt hätten, wird ausdrück-
lich versichert. Wenn aber Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 36
glaubte daß die Cariben des Festlandes von denen erzählt wird da
sie ihre Feinde mästeten ehe sie sie fraßen (Gomara 207, Ovied
XXIV, 17) überhaupt keine Anthropophagen gewesen seien, so hat
zwar die Versicherung der Missionäre für sich, die vollkommen richti
sein mag, daß sie durchaus keine Neigung zum Genusse von Menschen-
fleisch hätten (ebend. V, 31), die Zeugnisse aller älteren Reisenden un
spanischen Chronisten aber stehen entgegen — und gleichwohl sollte
die Cariben der Inseln, und diese allein wirklich Cannibalen gewese
sein? Daß sie jetzt den Cannibalismus selbst leugnen (Schomburg
a, II, 430) ist erklärlich genug, und gestattet keinen Schluß darau
daß sie ihn wirklich abgelegt, noch weniger daß sie ihn niemals ge-
kannt hätten (vgl. J. R. G. S. II, 71). P. Simon (I, 2, 10 und 4-
27) erzählt mit Bestimmtheit von ihnen sogar, daß sie das Fleisch de
Erschlagenen getrocknet mit sich nehmen, daß sie vornehme Gefangene
an ein hölzernes Kreuz binden, Stücke von ihnen abschneiden und
diese roh verzehren.

Trotz dieses kühnen und wild kriegerischen Wesens der Cariben
darf man nicht unmittelbar auf Völker von anderem Stamme schlie-
ßen, wo die Spanier, wie z. B. im Golf von Paria, auf der Südseite
von Trinidad, selbst in der Gegend von Cartagena (Navarrete I,
251, III, 5, Simon I, 2, 11, Joaq. Acosta 29), eine freundliche
Aufnahme und Geneigtheit zu friedlichem Handel fanden, denn auch
auf den Antillen haben sich jene, wie du Tertre wiederholt bemerkt,
den Kolonisten sehr nützlich erwiesen und sie reich verproviantirt. Sie
waren betriebsam im Landbau und im Handel. Ein spitziger Stock
scheint sonst ihr einziges Ackergeräthe gewesen zu sein. Die Feldarbeit
war, wie bei kriegerischen Völkern gewöhnlich, Sache der Weiber (so
in Cumana, Gomara 207), und es würde für den Mann als äußerst
schimpflich gegolten haben sich an irgend etwas dieser Art zu betheili-
gen (du Tertre II, 383). Auch auf unbewohnten Inseln hatten sie
bisweilen Pflanzungen um dort Lebensmittel einnehmen zu können
(Rochefort 527). Ihre Sage soll den Ursprung des Landbaues
auf einen weißen Mann zurückgeführt haben (ders. 482). Auch
Schweine und Geflügel zogen sie (erstere ebenfalls in Uraba, Cieza
361, letzteres und Kaninchen in Curiana, Gomara 204), doch haupt

sächlich zum Verkauf, sie selbst scheinen von jeher nur wenig Fleisch gegessen zu haben (Labat I, 2, 18, II, 107). Salz, obwohl es ihnen zu Gebote stand, gebrauchten sie nicht (ebend. I, 2, 31). Dagegen waren Männer und Weiber dem Trunke ergeben: ihr Ouycou wurde aus Cassave gewonnen welche die alten Weiber kauten um dann einen Aufguß davon zu machen (du Tertre II, 388 f.). Später haben sie von den Europäern noch andere berauschende Getränke bereiten gelernt (Labat I, 1, 133 und 2, 9). Auf dem Festlande, wo sich namentlich im Innern die Leidenschaft des Trunkes weit seltener findet als bei den Eingeborenen von Nord Amerika (Humboldt R. in d. Aeq. IV, 134), zeichnen sich die Cariben, wie schon Gomara (208) von den Bewohnern von Cumana erzählt, in dieser Rücksicht zu ihrem Nachtheile aus (Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 119). Mais Yucca Mandioc Pisang und einige Melonenarten, auch etwas Zuckerrohr Ananas und Baumwolle werden dort von ihnen gebaut (Gumilla 44 f., Oldendorp 22, Bancroft 157). Auf einem Bret, auf welchem kleine Steinsplitter oder Stacheln mittelst eines sehr festen Leimes befestigt sind, wird der Mandioc zuerst geraspelt und dann in einem engen langen Sacke ausgepreßt, welchen man oben aufhängt und unten mit einem Holze versieht das mit großen Steinen beschwert wird (Hartsink 27, Ewbank bei Schoolcraft IV, 445), eine sinnreiche Einrichtung die jedoch nicht allgemein verbreitet ist. In S. Marta, wo die Eingeborenen ihre Felder zu bewässern pflegten (Navarrete III, 32), wurde die ausgepreßte Yucca-Wurzel zwischen Platten zu kleinen Broden geformt und dann gebacken (P. Martyr 263). Die Cariben der Inseln bereiteten vorzüglich eine Paste aus Bananen, die sie auf die Reise mitzunehmen pflegten (Labat I, 1, 136). Auch die Südostecke von Trinidad und einen Theil des Festlandes hatte Columbus gut angebaut gefunden (Helps II, 103 nach Las Casas).

Wie der Landbau wurde auch das Spinnen und Weben der Baumwolle ganz von den Weibern besorgt. Da der Webstuhl nur aus zwei Stücken bestanden zu haben scheint, wie in neuerer Zeit bei den Cariben von Guiana, bedurfte es einiger Monate um eine Hängematte zu Stande zu bringen (Bancroft 158 f.). Ihre Segel waren von Baumwollenzeug oder von Matten (Rochefort 527). Die Zeuge sahen gut aus und waren vorzüglich haltbar, wie die Cariben der

Inseln überhaupt in ihren Arbeiten nicht allein großes Geschick und Sinn für das Zweckmäßige, sondern auch vielen Geschmack bewiesen (Labat I, 2, 14 ff.). Zur eigenen Bekleidung, die meistens bei den Männern gänzlich fehlte oder auf das Aeußerste, etwa eine Muschel und dergleichen beschränkt war (so in Cumana, Herrera I, 4, 5, III, 4, 10), pflegten sie ihre Zeuge nicht leicht zu verwenden, doch liegt kein Grund vor die völlige Entblößung mit Peschel (444) als allgemein charakteristisch für die ächten Cariben zu halten. In Cumana trugen die Weiber eine Art von Beinkleidern (Gomara 206); dasselbe ist neuerdings bei den Cariben von Guiana der Fall (Schomburgk a, I, 260). Wie bei vielen anderen Völkern mag es auch bei ihnen gewöhnlich gewesen sein Kleider nur als festlichen Putz und Luxus zu tragen, im gewöhnlichen Leben aber und besonders im Krieg, auf der Jagd, beim Fischfang u. s. f. sie ganz bei Seite zu legen. Daß in S. Marta, wo die Spanier große Baumwollenvorräthe, gut gewebte und gefärbte Zeuge mit mancherlei Thierfiguren verziert fanden (P. Martyr 260, 264), die Männer eine auffallende Kleidung trugen (Oviedo XXVI, 10 spricht indessen von sehr geringer Bekleidung), daß in Cariai, Uraba, am Zenu und anderwärts wenigstens die Weiber gut gearbeitete oder sogar doppelte Röcke hatten, während die Männer nackt gingen (ebend. 243, Piedrahita III, 4, Cieza 361, Herrera V, 2, 4), macht es daher nur in geringem Grade zweifelhaft daß diese Völker wirklich zu den Cariben gehörten. In Cartagena waren nur die Weiber gering bekleidet, östlich und westlich vom Zenu auch diese nicht (Gomara 200, Herrera I, 7, 16, Oviedo XXVII, 8, Enciso bei Joaq. Acosta 446 f.).

Ueberhaupt würde man irren, wenn man aus dem gewöhnlichen Mangel der Kleidung auf Armuth und Elend bei den Cariben schließen wollte. Auf den Antillen wohnten sie in Häusern von starkem Holzwerk mit bedeckten Vorhallen; das Spitzdach war mit Palmblättern belegt (P. Martyr 14). Dazu kam noch ein besonderes auf Pfähle gestelltes Dach das als Küche benutzt wurde, und eine Geräthekammer (Rochefort 490). Ihre Wohnungen waren meist in kleinere Abtheilungen geschieden, einzelne 60—80′ Fuß lang (du Tertre II, 395 f.). Die Häuser der Häuptlinge in Cumana und Maracapana lagen innerhalb eines großen viereckigen Palisadenzaunes der vier Thüren hatte, und innerhalb dessen sich große Magazine für Getreide

und Kriegsmaterial befanden, und wurden von 600 Eingeborenen, deren Anführer für jede Nachlässigkeit allein zu büßen hatte, Tag und Nacht bewacht (Simon I, 4, 26, vgl. Oviedo XXIV, 12 und über den Hausbau in S. Marta Joaq. Acosta 366). In Turvaco und anderwärts in der Umgegend von Cartagena waren die Dörfer mit dreifachen starken Palisaden befestigt (Piedrahita III, 3). Oviedo (XXVII, 7) erzählt daß die dortigen Dörfer mit mehreren Reihen dicht nebeneinander gepflanzter Bäume umgeben waren, zwischen denen ein Graben angelegt wurde. Sich selbst wie ihre Wohnplätze hielten die Cariben der Inseln äußerst reinlich (Rochefort 491, Labat II, 105). Die wenigen eisernen Instrumente, welche Columbus bei ihnen fand, sind wohl nur auf zufällige Weise in ihren Besitz gekommen. Anders verhielt es sich mit dem Golde das sie besaßen: ihr Hauptschmuck bestand in halbmondförmigen Platten von unreinem Golde die sie in der Nase, den Ohren und am Leibe trugen; sie erhielten ihn vom Festlande her, von ihren Feinden, den Arowaken (du Tertre II, 393), und die Europäer waren nicht im Stande die Mischung genau nachzuahmen. (Ueber das Guanin s. Humboldt R. in d. Aeq. V, 323 und Sheldon in Archaeol. Am. 398, der ausführlich über das äußere Leben und die Kunstproducte der Cariben gehandelt hat). Ferner spielte das Rothmalen mit der in Oel aufgelösten Farbe der bixa orellana (Roucou, Onoto) bei ihnen eine große Rolle. Diese Sitte war allgemein, wie es scheint, doch ihnen keineswegs ausschließlich eigen (Colombia 622). Sie wußten jene Farbe schöner und feiner herzustellen als die Europäer, doch war ihr Verfahren sehr zeitraubend (Labat I, 1, 89). Gegen Insectenstiche schützen, wie du Tertre, Gumilla u. A. angeben, dergleichen Einreibungen nicht (Humboldt a. a. O. III, 446, Näheres über den Roucou bei demselben ed. Hauff I, 90). Die festen Bänder ober- und unterhalb der Wade, durch die sich das freie Weib von der Sklavin unterschied (du Tertre II, 394), sind eine ebenfalls sehr verbreitete Sitte der Cariben (Schomburgk a, I, 344), doch gestattet auch ihr Vorkommen nicht (in Cumana Herrera III, 4, 10, Simon I, 4, 26), wie man öfters geglaubt hat, auf die Nationalität zweifelhafter Völker zu schließen, da sie schon von de Laet (XVII, 17) auch bei den Arowaken erwähnt wird.

Zwar werden die Cariben als unbedachtsam im Handel, ganz als

Menschen des Augenblickes und bestechlich durch den Schein geschildert (du Tertre II, 385, Labat I, 2, 18), doch scheint dieß mehr von dem Räubervolke der Antillen als von den Cariben des Festlandes zu gelten, die ihre Waaren von den Küsten des holländischen Guiana bis in den Amazonenstrom führten und als Händler vom unteren Orinoco bis an den Ventuari gingen (Humboldt R. in d. Aeq. III, 312, V, 36, Caulin 77). Zu ihren Handelsrechnungen sollen sie sich einer Art von Knotenschnüren bedient haben, wie sie ähnlich bei den Tamanaken und ausgebildeter bei den Peruanern im Gebrauche waren (Gilii 339, Humboldt a. a. O.*. Leicht möglich wäre es indessen daß diese angeblichen Quipos am Orinoco nur in Schnüren bestanden, deren Knoten die Anzahl der Tage bezeichneten die bis zu einem gewissen Termine noch ablaufen sollten. Solche werden von Gumilla (48), Quandt (129) und Schomburgk (a, I, 203) erwähnt, lassen sich aber mit den Quipos nicht vergleichen und waren zu Rechnungen nicht brauchbar. So lange Frieden blieb, herrschte ein lebhafter Handel hauptsächlich im Lande des Zenu: Salz Mais Hängematten Baumwolle Gold u. s. f. wurden dort umgesetzt (Oviedo XXIX, 28 Herrera V, 2, 4, Cieza 361); das erstere wurde namentlich auf Isla Fuerte im östlichen Theile des Golfes von Uraba gewonnen (Enciso bei Joaq. Acosta 447 ff., Andagoya bei Navarrete III, 394) Vieles Kupfer gab es in der Gegend von Cartagena (Enciso a. a. O.) Nicht minder regsam waren die Märkte von Curiana, worunter wir hier nie (wie dieß sonst öfters geschieht) die Gegend von Coro verstehen, die Herrera (Descr. c. 8) Coriana schreibt, sondern einen Theil der Küste von Cumana. Dorthin brachten die Bewohner der ganzen Gegend ihre Vorräthe: alle Nahrungsmittel, Gefäße und Geräthe aller Art gab es dort in Menge, auch Goldschmuck in Form verschiedener Thiergestalten und mancherlei Hausthiere (Helps II, 12[illegible]

Die Spanier fanden bei den Völkern an der Nordküste von Süd-Amerika zum Theil sehr bedeutende Schätze, doch läßt sich von den meisten derselben nicht mit Sicherheit entscheiden, ob sie zum Stamm

* Mehr als gewagt ist die Analogie welche Humboldt zwischen den peruanischen Quippos, dem nordamerikanischen Wampum und den Rosenkränzen der Christen annimmt, da das Material, die Gestalt und der Zweck in allen drei Fällen fast gänzlich verschieden sind. Die Stelle aus P. Martyr, auf welche er sich dort bezieht, findet sich bei ihm selbst V, 322; sie erzählt ein wenig glaubliches Factum und spricht keineswegs bestimmt von einem Cariben.

der Cariben gehörten. Im Golf von Uraba und in S. Marta, wo es Guanin in Menge gab, machten sie reiche Beute (P. Martyr 264, Gomara 190, 201, Cieza 361). An der Küste östlich von Cartagena hatte Heredia bedeutende Reichthümer zusammengebracht, die aus dem Süden stammten (Joaq. Acosta 118ff.), wo es namentlich am Flusse Zenu schöne „gegossene" Gold- und Silberarbeiten gab (Gomara 199), welche die mannigfaltigsten Thiergestalten darstellten. In der Nähe eines Tempels auf freiem Felde entdeckte man dort große alte Gräber, die aus gemauerten und schön verzierten Gewölben bestanden und trefflich gearbeitete, reiche Goldsachen enthielten (Herrera V, 2, 4, Oviedo XXVII, 9). Die ganze Gegend bot ungeheure Schätze dar. Im Dorfe Finzenú fand man 24 hölzerne, mit Goldplatten belegte Idole, von denen immer je zwei eine Hängematte hielten, welche die Opfergaben aufzunehmen bestimmt waren (Joaq. Acosta 123). Piedrahita (III, 4) erzählt insbesondere von einem aus drei Schiffen bestehenden, über 100 Schritte langen Gewölbe in dessen Mitte eine Hängematte hing, scheinbar gestützt auf die Schultern von zwei männlichen und zwei weiblichen Figuren. Er nennt diesen Bau das Heiligthum eines Gottes und zugleich eine Schatzkammer. Daß Cariben dergleichen besessen oder gar selbst erbaut hätten, ist nach Allem was wir von ihnen wissen, wenig wahrscheinlich. Der große Reichthum der Gräber dieser Gegenden soll wie die schönen Filigranarbeiten, mit denen sich die Eingeborenen von Uraba bis nach C. de la Vela hin schmückten (Adler Kröten Schlangen Ringe Halbmonde u. s. f.), von den Tayronas hergekommen sein (ebend. XI, 9). Auch geschickte Holzschnitzereien und in Stein gearbeitete Figuren fanden sich bei den Eingeborenen von Tolú und der Umgegend von S. Marta (Joaq. Acosta 126f., 367). 150 leguas landeinwärts von S. Miguel de Neveri, wo Weiber herrschten, gab es Oefen in denen Gold geschmolzen wurde (Oviedo XXIV, 10), was in manchen Gegenden am unteren Orinoco in Tiegeln geschah (Simon I, 3, 25). Die Pacabuyes, die das Gold mit steinernen Hämmern bearbeiteten und einen Blasebalg in Gestalt eines dreifingerdicken Rohres besaßen, bedienten sich überdieß feiner Waagen von weißem Knochen oder schwarzem Holz, die für Gewichte von 48 Gran bis zu 8 Unzen oder von ½ castellano bis 50 castellanos brauchbar waren (Oviedo XXV, 2). Dagegen versichert Simon (I, p. 669) daß am Ein-

gange des Golfes von Maracaibo bei C. Coquibocoa die einzigen Ei
geborenen lebten welche das Gold mit der Waage prüften, Gomar
(204) aber behauptet dasselbe von den Indianern von Curiana, u
zwar meint er damit das östlich bei Margarita gelegene Curiana, w
daraus hervorgeht, daß er ihnen etwas krauses Haar zuschreibt (
oben p. 371). Demnach dürfen wir wohl auch diese Völker nicht z
Familie der Cariben rechnen, denn diesen scheinen solche Künste fre
geblieben zu sein.

Als kühne und muthige Seefahrer sind die Cariben von jeher b
kannt. Sie scheinen ganz Westindien bis zum mexicanischen Meerb
sen befahren zu haben, und richteten sich dabei nur nach der Son
und dem Winde, Nachts nach einigen Sternen. Ihre größeren Fah
zeuge (Becassas), 40′ lang und 7—8′ breit, hatten mehrere Mast
und viereckige Segel, gewöhnlich deren zwei, oder gingen auf Ruder
ihre Kähne waren nur halb so lang und halb so breit (du Tert
I, 150, II, 398, Labat I, 2, 13). Die Bewohner von Cumana m
chen noch neuerdings Fahrten von 120—150 Meilen nach Gua
loupe und den dänischen Inseln auf offenen Booten, die nur 3′ Br
und ein großes dreieckiges Segel haben, meist ohne Kompaß, doch l
den sie selten Schiffbruch (Humboldt ed. Hauff II, 88).

Die Weiber lebten in absoluter Unterthänigkeit, doch sollen sie
den Inseln gut von ihren Männern behandelt worden sein (Lal
II, 110). In neuerer Zeit erzählt namentlich Schomburgk (a,
428) von großer Brutalität der letzteren gegen sie. Welche Stell
das weibliche Geschlecht auf dem Festlande einnahm, ist hinreich
schon dadurch charakterisirt, daß fast allerwärts nicht die Mädchen, s
dern nur die Weiber bekleidet waren deren Verhüllung man demn
von der Eifersucht der Männer herzuleiten geneigt sein muß.

Auf die Keuschheit der Mädchen wurde kein Werth gesetzt, wie i
besondere von Cumana versichert wird, wo jedoch vornehme Brä
vor ihrer Verheirathung zwei Jahre lang eingeschlossen leben muß
(Gomara 206, Herrera III, 4, 10). Der Bräutigam brachte
Hochzeit Cassavebrod Fleisch und das Holz mit, aus welchem ihm
Schwiegervater das Haus zu bauen hatte, und erhielt aus den H
den des Piache die Braut, nicht als Jungfrau, wie Simon (I, 4,
andeutet, Andere aber ausdrücklich versichern (vgl. auch Depons 14
Von den Cariben der Antillen wird nichts dieser Art berichtet. Bei

sen, welche gleich den Eingeborenen von Uraba (Cieza 361) nur die nächsten Verwandtschaftsgrade beobachteten, galten die Schwestertöchter des Vaters oder der Mutter als die Frauen welche das Herkommen dem Manne bestimmte. Dieser, der bisweilen mehrere Schwestern auf einmal heirathete (Labat II, 125), blieb bei seinem Schwiegervater wohnen und lebte mit jeder seiner Frauen in ihrer besonderen Hütte einen Monat. Die Verwandten seiner Frau mußte er meiden. Für Ehebruch, der bei manchen Völkern des Orinoco durch talio gesühnt wurde (Gumilla 8 u. A.), erlitt sie in früherer Zeit den Tod (Rochefort 549), doch fand sie bisweilen Verzeihung, niemals aber der Verführer. Scheidung stand nur dem Manne frei, der Frau blieben dann meist die sämmtlichen Kinder (du Tertre II, 376 ff.). Obgleich sie aber nur die Verwandtschaft in weiblicher Linie, gleich so vielen anderen Völkern, als eine wirkliche Verwandtschaft betrachtet zu haben scheinen, so erbten doch meist die Söhne von ihren Vätern (in Cartagena, Herrera I, 7, 16), und zwar war in Cumana der jüngste Sohn der Hauptfrau alleiniger Erbe (Simon I, 4, 26).

Von unnatürlichen Lastern die auf tierra firme herrschten, ist häufig die Rede: im Gebirge in der Nähe von Coro (Herrera IV, 6, 1, Simon I, 2, 2), in S. Marta, wo man aus gefundenen Bildwerken darauf schloß (Oviedo XXVI, 10), und in anderen Gegenden, wo Männer alle Geschäfte der Weiber besorgten (ders. XXVII, 8, XXIX, 5); doch sind diese Nachrichten stets mit Vorsicht aufzunehmen, denn auf diesen Vorwurf pflegte hauptsächlich der Anspruch gegründet zu werden die Eingeborenen zu rechtmäßigen Sklaven zu machen, und P. Simon (I, 2, 25), der ausdrücklich versichert daß in Cumana die Sodomie verabscheut wurde, führt öfters Fälle derselben vielmehr unter den spanischen Soldaten an.

Die Cariben der Inseln sollen in früherer Zeit unter Königen gestanden haben, in späterer betrachtete sich jeder Einzelne als vollkommen frei und unabhängig; im Frieden gab es keine Häuptlinge, die Anführer zum Kriege aber wurden aus den älteren Leuten frei erwählt. Im Uebrigen behielt nur der Familienvater, um dessen Wohnung her sich die Kinder anbauten, ein patriarchalisches Ansehen (du Tertre II, 357, 361, 395, 400). Von richterlichen Urtheilen und Strafen war keine Rede (Rochefort 523). Auf dem Festlande verhielt es sich anders: in Uraba fanden die Häuptlinge beim Volke vollen Ge-

horsam (Cieza 361); am Flusse Zenu gab es Herrscher die Geri⸗ hielten über Leben und Tod, und die Versammlung zu demselben du Trommelschlag berufen ließen (Oviedo XXIX, 29); in der Gege von Coro fand sich ein solcher der sich bei seinen Unterthanen sog für den Schöpfer und Herren der Welt ausgab, und ähnlich wie dem auf Tapferkeit begründeten Adel von Venezuela, wurden dort Kriegsthaten mit besonderen Zeichen auf Gesicht und Armen angeg ben (Simon I, 2, 1 f.). In Venezuela kam zu dieser Auszeichnu noch ein Tigerfell oder als höchste Ehre ein Halsband von Mensche knochen (Oviedo XXV, 22). In Cumana gab es ebenfalls Häup linge von hoher Autorität: sie hatten ihre besonderen Jagdparke Fisc reien u. s. f., und wurden im Kriege stets durch eine besondere Leibwa von vier Mann geschützt (Simon I, 4, 26). Geringer ist die Gewa der Häuptlinge bei den Cariben des Festlandes in neuerer Zeit. R Kunitz (235) erzählt daß sie sich in Guiana in drei von einand unabhängige Stände, ähnlich dem Adel⸗ Bürger⸗ und Bauernsta theilten, deren jeder durch ein besonderes Oberhaupt regiert werd Am Orinoco geht die Würde des Häuptlinges vom Vater auf den Soh nicht auf den Schwestersohn über (Humboldt ed. Hauff IV, 340 wer sie aber erwerben will, muß eine Reihe von grausamen Prüfu gen überstehen (Gumilla 35 u. A., Caulin 93).

Solche Prüfungen, die hauptsächlich im Fasten Purgiren u Blutlassen bestanden (auch Peinigung durch Ameisen und Geißelhie kamen dabei vor (Gilii 415), spielten überhaupt im Leben der Ca ben eine große Rolle, und scheinen weniger die Bedeutung von Prob der Standhaftigkeit als von Purificationen gehabt zu haben. Lan Fasten traten um die Zeit der Mannbarkeit für beide Geschlechter ei ferner beim Verlust der Eltern oder des Gatten, für den der im Krie einen Menschen getödtet hatte, für den Vater bei der Geburt sein ersten Kindes, namentlich wenn dieses ein Knabe war: er mußte da im Bette liegen, bis zum 40. Tage eine eigenthümliche Diät und au später noch manche Speiseverbote beobachten (du Tertre II, 37 373, Rochefort 550 f.). Milch, Butter, Eier, Fett wurden üb haupt nicht genossen (du Tertre II, 389), keine Schweine um ni so kleine Augen zu bekommen, keine Schildkröten um nicht so schw fällig zu werden wie diese (Rochefort 465). Schmerzhaften Büßu gen unterwirft sich bei den Cariben von Guiana auch jetzt noch

Vater um auf seinen neugeborenen Sohn seinen Muth zu übertragen; auch eigenthümliche Speiseverbote, die jedoch bei jedem Volke von anderer Art sind, bestehen bei ihnen noch fort (Schomburgk a, II, 431 ff.).

Besonders wurden auch die Boyez oder Piaches*, deren Amt sich gleich dem der Häuptlinge oft vererbte, durch Fasten und Blutlassen vorbereitet (du Tertre II, 365). Ihre Functionen sind ganz die nämlichen wie die der Zauberärzte in Nord Amerika, Kranke heilen, den Feind bezaubern, prophezeien, Geister citiren oder verscheuchen, und wie die Indianer von Nord Amerika glaubten auch die Cariben an einen höchsten guten Gott und Schöpfer, den sie nach Gumilla (26) ihren „großen Vater" nannten, aber nicht verehrten, und neben ihm an männliche und weibliche, gute und böse Geister, Ichéiri und Mapoya (du Tertre ebend.). Nach P. Martyr (14) waren die hölzernen Figuren die sich bei ihnen fanden, keine Idole, sondern nur Zierrathen, dagegen schreibt ihnen du Tertre (I, 201) Idole von Baumwolle und Rochefort (476) Amulete zu. Was letzterer von Verehrung der Erde sagt (469) scheint er den Vorstellungen nordamerikanischer Indianer nachgebildet zu haben, von denen er die Cariben abstammen läßt. Eine ähnliche Verwechselung hat Labat (II, 123) begangen. Daß sie den bösen Geistern nicht opferten, wie Rochefort (476) sagt, ist mindestens sehr unwahrscheinlich.

In Uraba fanden die Spanier keine Spur von Tempeln oder religiösem Cultus (Cieza 362), wie wir dieß früher von der Gegend am Zenu zu erwähnen Gelegenheit hatten. In S. Marta sah Pedrarias Davila Bilder „des Teufels" auf Stühlen sitzen, die indessen keine Anbetung erhielten (Andagoya bei Navarrete III, 394). Dagegen verehrten die Cuicas und Timotes im Westen der Gegend des jetzigen Truxillo Götzenbilder von Erde und Holz in Tempeln, und brachten ihnen Baumwolle, gute Steine und hauptsächlich Cacaobutter als Brandopfer dar (Piedrahita XII, 5). Auch in Cumana, wo Sonne und Mond als Mann und Weib verehrt wurden, gab es viele Idole, und die Piaches trieben dort ihr Wesen in alter Zeit ganz so wie es neuerdings beschrieben wird (Gomara 208, Her-

* Einer der intelligentesten soll nach v. Martius (Buchner's Repert. XXIV, 171) über seine Kunst geäußert haben: „Alle Zauberei kommt aus der Brunst und aus dem Hasse und damit heilt man auch."

rera III, 4, 10 f.). Menschenopfer werden in der Gegend von Tocuyo erwähnt (ebend. VIII, 8, 2); Benzoni (II, 6) schreibt solche auch den Cariben zu: sie sollen sie ihrem Gotte Chiappe bringen den sie mit in den Krieg nehmen. Caulin (97) spricht nur von grausamen Büßungen, denen sie einige junge Leute unterwürfen um sich des Kriegsglückes zu versichern.

Den jetzigen Cariben von Guiana gilt wie den Macusi Akawai und Arawaak „der welcher in der Nacht arbeitet“ (Makunaima bei den Macusi, Aluberi bei den Arawaak) als der Schöpfer der Welt, auf den sie alles Gute und Wunderbare zurückführen. Er setzte sich auf einen Baum, hieb Zweige ab und verwandelte diese in Thiere, zuletzt schuf er den Mann, der in einen tiefen Schlaf verfiel und beim Erwachen ein Weib an seiner Seite fand. Als später Epel, das böse Princip, die Oberhand auf der Erde erhielt, schickte jener große Fluthen, denen nur ein Mann in einem Kahne entfloh. Die Ratte brachte ihm mit einem Maiskolben die Botschaft daß sich die Wasser verlaufen hätten und er selbst bevölkerte die Erde auf's Neue indem er Steine hinter sich warf (Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 122 und a, II, 319). Anklänge an diese Macusi-Sage, deren jetzige Form vielleicht nicht ohne Einmischung christlicher Elemente zu Stande gekommen ist, finden sich bei den Maipuris und Tamanaken: bei letzteren sind es Früchte der Mauritia-Palme welche die der Fluth Entflohenen hinter sich warfen (Humboldt, R. in d. Aeq. III, 407). Den Arawaak gilt das gute Princip, Kururumany, das den Mann schuf, für verschieden von Kulimina, dem Schöpfer des Weibes (Schomburgk a. a. O.). Alle diese Völker scheinen in alter Zeit gemeinsame Mythen gehabt zu haben, die trotz der verschiedenen Ausbildung die ihnen später zutheil wurde, noch auf ein Band hinweisen das sie einst zusammenhielt. Die Mysterien des Botuto, der heiligen Trompete, einer Gesellschaft von unverheiratheten Männern, die sich schweren Geißelungen und Fasten unterwerfen müssen um der Orakel theilhaftig zu werden die der Gott den Eingeweihten giebt, stehen am Orinoco in hohen Ehren (Humboldt a. a. O. IV, 238), und sind eine Erscheinung welche auch anderwärts Analogieen findet. Die Cariben scheinen von der Musik zu Zwecken des Cultus keinen Gebrauch gemacht zu haben. In Cumana hatte man Pfeifen aus Knochen, Flöten von dickem Holze, Pauken von Kürbisschalen oder Holz, Muschelhörner u. s. f. (Gomara 207); auch Gesänge, besonders zum Lobe der Häupt-

linge, Tänze und pantomimische Festspiele wurden aufgeführt (Simon I, 4, 26), aber ihre wenigen und schlechten Instrumente scheinen die Cariben hauptsächlich nur zu Signalen benutzt zu haben (Gumilla 36, Bancroft 158).

Die Cariben der Inseln wuschen ihre Todten ab, malten sie roth und begruben sie in der Hütte die ihnen zugehört hatte und von nun an verlassen wurde (du Tertre II, 411, Labat II, 123). Das Grab hatte die Gestalt einer Tonne, der Todte wurde darin auf einen kleinen Sitz gesetzt, die Hand ihm an die Wange, der Ellenbogen auf das Knie gestützt (Rochefort 566, Labat I, 2, 30), oder man legte ihn einfach in eine Hängematte (du Tertre). Sein werthvollstes Eigenthum wurde ihm mitgegeben und einige seiner Sklaven umgebracht. Die Leidtragenden fasteten und schnitten sich das Haar kurz. Die Seele welche im Herzen wohnt, wird nach dem Tode glücklich, die beiden anderen Seelen dagegen welche im Arme und im Kopfe ihren Sitz haben, werden Mapoya — eine Lehre, die, wenn sie von du Tertre (II, 372) richtig aufgefaßt ist, darauf hinauszulaufen scheint, daß der Mensch zu zwei Drittel böse und nur zu einem Drittel gut sei. Rochefort (484) und neuere Reisende theilen nichts dieser Art mit, sondern erzählen meist nur von einem glücklichen Leben der Tapferen nach dem Tode und bisweilen von einem unglücklichen der Feigen. Die Cariben von Guiana bewahren die sorgfältig gereinigten Knochen ihrer Todten auf und nehmen, wenn sie ihren Wohnort verlassen, wenigstens die Asche mit sich (Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 168 u. a, II, 432).

In Uraba pflegte man mit dem Häuptling außer seinen Schätzen Lebensmittel und einige seiner Weiber lebendig zu begraben (Cieza 362). Letzteres fand auch in Cartagena statt (Herrera I, 7, 16). Die Behandlung der Todten in Cumana wird verschieden angegeben: Gomara (209) und Herrera (III, 4, 11) erzählen von Austrocknung vornehmer Todten am Feuer und Aufbewahrung derselben (so in Curiana, P. Martyr 93) bis zu dem Todtenfeste, bei welchem ein Jahr später die Knochen mit Ausnahme des Schädels verbrannt wurden. Simon (I, 4, 26), der von diesem Feste ebenfalls berichtet, giebt an daß die Todten verbrannt, ihre Knochen aber in Körben in der Hütte aufgehängt worden seien. Außerdem ist bei Gomara auch vom Begraben der Todten die Rede. Von Verbrennung oder Aufbewahrung

der ausgetrockneten Leichen in S. Marta spricht P. Martyr (26[illegible]).
Letztere war auch am Zenu üblich, wo die Vornehmen in alter Ze[illegible]it
mit ihren Weibern Sklaven und Kostbarkeiten in kegelförmigen od[illegible]er
viereckigen Hügeln begraben wurden (Enciso bei Joaq. Acost[illegible]a
448 und ebend. 126 f.). In manchen Gegenden, die nicht bestim[illegible]nt
genug bezeichnet werden (Oviedo XXIV, 12, Herrera IV, 6, 1[illegible])
galt es als die höchste Ehrenbezeigung die dem Todten erwiesen we[illegible]r-
den konnte, daß man die gepulverten Knochen desselben in's Geträn[illegible]k
mischte, eine Sitte die von W. Raleigh u. A. (Coreal II, 247[illegible])
vorzugsweise den Arowaken zugeschrieben wird.

In der Unterhaltung waren die Cariben höflich und rücksichtsvol[illegible],
sie unterbrachen den Redenden nicht und pflegten nicht zu widerspre[illegible]-
chen (Labat II, 106). Die Sitte des Namentausches mit einem[illegible]
Freunde herrschte bei ihnen in alter Zeit auf den Antillen (Roche-
fort 513) wie neuerdings in Guiana. Du Tertre (II, 358) spricht
sich über ihren moralischen Charakter überhaupt sehr günstig aus: sie
sind von Natur sanft und gutmüthig, freundlich und mitleidig; was
Bosheit ist, haben sie fast nur von den Franzosen erst gelernt. Wenn
sie ihre Kranken verlassen, obgleich sie voll Mitleid für sie sind, so ge-
schieht dies aus Furcht vor dem bösen Geiste von dem sie jene beses-
sen glauben (410). Als thätige und energische Naturen setzen sie auf
ihre persönliche Freiheit den höchsten Werth und sterben lieber Hun-
gers als daß sie als Sklaven arbeiten, während die Arowaken zwar
die Sklaverei, aber keine harte Arbeit oder rauhe Behandlung ertragen
(484 ff.). Rache wird leicht und oft zur herrschenden Leidenschaft bei
den Cariben, sie erstreckt sich dann auch auf die Kinder und Verwandten
des Beleidigers und kennt kein Vergeben und Vergessen (Labat II,
109). In späterer Zeit sind die der Inseln hauptsächlich in Folge ih-
rer Berührung mit den Weißen mehr und mehr dem Trunke und der
Indolenz verfallen; früher galt ihnen Diebstahl für sehr schändlich und
kam nicht leicht bei ihnen vor (Rochefort 459). In Cumana ge-
nügte ein Baumwollenfaden den man um einen Garten oder ein Feld
zog, um diese vor fremden Eingriffen zu schützen, wozu freilich in die-
sem Falle der Aberglaube auch mitwirkte, daß die Zerreißung des Fa-
dens lebensgefährlich sei (Gomara 206, Herrera III, 4, 10). Neuer-
dings bezeugt Schomburgk (Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 169)
die makellose Ehrlichkeit und Treue aller der Völker von Guiana die

mit den Europäern noch nicht im Verkehr gestanden haben, während die übrigen diebisch und vertrunken sind. Sie sagen von den Weißen daß sie für nichts ein Herz haben als für das Geld (Hilhouse in J. R. G. S. II, 231), und die Cariben dachten schon vor Jahrhunderten in Folge der an ihnen gemachten Erfahrungen so schlecht über sie, daß der Name eines Christen ihnen als die größte Beleidigung galt (du Tertre II, 415). Ihre unversöhnliche Feindschaft gegen die Missionen, von der so viel erzählt wird (Gumilla 34, Caulin 374 u. A.), bedarf demnach keiner weiteren Erklärung und kann ihnen kaum zum Vorwurf gemacht werden.

„Die Civilisation," sagt Schomburgk (a, II, 398), „besitzt unendlich höhere Güter als sie diese Naturmenschen besitzen, ihr fehlt aber jene reine Moralität wie sie die noch nicht mit dem Europäer in Berührung gekommenen und dadurch noch nicht mit seinen Lastern befleckten Indianer durchgängig besitzen. Ich sah unter ihnen Friede Glück und Ruhe heimisch, heimisch die einfache Liebe des Mannes zur Frau, der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, und fand ungeschminkte Freundschaft, unbegrenztes Dankgefühl, das sich zwar nicht in verhallenden Worten aussprach, aber in einem treuen Herzen bewahrt wurde. Sittlichkeit und Tugend braucht sie die civilisirte Welt nicht erst kennen zu lehren, sie sprechen nicht von ihr, aber sie leben in ihr. Ihr Wort ist That, ihre Versprechungen sind Handlungen."

Die vorstehende Schilderung ergiebt, daß die Sitten und Lebensgewohnheiten der Völker auf der Nordküste von Süd Amerika in zu vieler Beziehung von denen der Insel-Cariben abweichen, als daß es möglich wäre von dieser Seite her etwas über ihr ethnographisches Verhältniß zu bestimmen. Dieß wird noch deutlicher wenn man bemerkt daß eine Menge caribischer Eigenthümlichkeiten sich auch bei vielen anderen Völkern finden, zu denen jene entweder in gar keiner oder jedenfalls nur in entfernter Verwandtschaft stehen. Dieß gilt namentlich von den Arowaken: Oviedo (XXIV, 3 u. 17) erzählt bei ihnen von der Defloration durch den Piache, von grausamen Proben der Standhaftigkeit, von gänzlichem Mangel der Bekleidung, von lebhafter Schifffahrt und regsamem Handel den sie nach Margarita und Cubagua trieben, nur hätten sie kein Menschenfleisch verzehrt wie die Cariben. Die Blutrache gilt ihnen ebenso wie diesen als moralische Pflicht (Beispiel bei Schomburgk a, I, 157); wie bei diesen wird der

Mann bei der Niederkunft seiner Frau gewissen Kasteiungen unterworfen (ebend. II, 459), und der Schwiegersohn darf der Schwiegermutter nicht in's Gesicht sehen (Quandt 251). Schwere Prüfungen hat der Jüngling bei den Guaraunos, das Mädchen vor der Verheirathung bei den Guayqueri und bei den Völkern am Uaupes zu bestehen, beide bei den Mundrucus und Ticunas (Schomburgk a, I, 168, Gumilla 10, Wallace 496, Spix und Martius 1318, 1320, Castelnau V, 46). Auch am Uaupes geht die Häuptlingswürde, bei Arowaken und Guaraunos die des Piache (Bancroft 196, Schomburgk a, I, 172) vom Vater auf den Sohn über, die Weiber tragen hier, bei den Ticunas am Solimoes (Spix u. Martius 1196) und den Puris (v. Eschwege I, 109) Wadenbänder wie bei den Cariben und einige der dortigen Völker pflegen die Asche ihrer Todten im Getränk zu genießen um sich die vorzüglichen Eigenschaften derselben anzueignen (Wallace 493, 498 f.); ebenso scheinen sich dort die Mysterien des Botuto vom Orinoco wiederzufinden (ebend. 349, 501) und die früher beschriebene Raspel auf welcher in Guiana das Cassave-Mehl gerieben wird (483).

Dagegen zeigen auf der anderen Seite die Völker welche zur Familie der Cariben gehören, manche abweichende Eigenthümlichkeiten, obwohl sie im Allgemeinen allerdings mit der von jenen gegebenen Schilderung übereinkommen. Wir beschränken uns deshalb darauf einige der interessantesten Punkte herauszuheben.

Die äußerst reinlichen Akawai haben sorgsam angelegte und gepflegte Felder und bauen an manchen Orten Früchte in Ueberfluß (Shomburgk in J. R. G. S. XII, 187, 189). Die Autorität ihrer Häuptlinge geht in Hinsicht des Ackerbaues so weit daß sie die Faulen strafen, wozu sie den Beistand der übrigen in Anspruch nehmen und erhalten (Hilhouse ebend. II, 235). Bancroft (165) stellt ihren Charakter als tückisch und boshaft dar.

Die Macusi, denen die Arekuna in ihren Sitten sehr ähnlich sind, hat Schomburgk (a, I, 358 ff., 421 ff., II, 312 ff.) ausführlich geschildert. Sie zeichnen sich vor anderen Völkern aus durch Ordnungsliebe und Reinlichkeit wie durch höchst saubere Arbeit an allen ihren Geräthen und Waffen. Ueberhaupt zeigt sich die Industrie um so besser entwickelt, je weiter man von der Küste in's Innere vordringt. Polygamie ist bei ihnen selten, wie bei den Akawai, doch kommt auch Ver-

uf oder Verſtoßung der Frau nicht leicht vor und Kindermord iſt ver-
bſcheut. Ein höchſt eigenthümliches Element ihres ſittlich-religiöſen Vor-
ellungskreiſes iſt der Dämon der Rache, Kanaima, der jeden bewußt oder
nbewußt begangenen Frevel ereilt und beſtraft. Der Bezauberte fällt
m Kanaima zum Opfer. Wer ſich dieſem Dämon weiht, verläßt die
einigen, löſt damit alle Bande der Verwandtſchaft und Freundſchaft
nd ruht nicht eher als bis die Rache geſtillt iſt die er zu nehmen hat,
ber als ein vom böſen Geiſte Beſeſſener iſt er ſelbſt vogelfrei (Schom-
urgk a, I, 322). Die Liebe der Macuſi zum weiblichen Geſchlechte iſt
icht weniger leidenſchaftlich als bei den Europäern, aber jede Zärt-
chkeit vor Anderen gilt nach allgemeiner Indianer-Sitte für unan-
ändig (Hilhouse a. a. O. 231). Aeußerlich kalt und ſchweigſam
ind ſie nur vor Fremden, untereinander dagegen ſehr heiter und ſelbſt
humoriſtiſch; bei feierlichem Empfang ſehen ſie einander nicht an, weil,
wie ſie ſagen, die Hunde dieß thäten. Das Gleiche wird von den Aro-
waken erzählt, die ungemein viele ceremonielle Höflichkeiten beobachten
(Näheres bei Quandt 267 ff.). Der gewöhnliche Gruß der an jeden
Einzelnen gerichtet wird, iſt: „Setze dich nieder, ſetze dich geſund nie-
der, ſetze dich froh und geſund nieder.“ Antwort: „Ich danke dir“
(Schomburgk 287). Ueber die Bereitung des Urari, nicht Wurali,
und anderer Gifte der Macuſi S. Schomburgk a, I, 441 u. Hum-
boldt, R. in d. Aeq. IV, 450, Spix u. Martius 1237; über die Me-
dicinalpflanzen der Indianer und deren Anwendung Schomb. a, II,
333; über ihre Medicin überhaupt v. Martius in Buchner's Repert.
XXIV, 303 ff., 336 ff. Letzterer weiſt auch auf einige Motive hin die ſie
auf den Gebrauch ihrer Heilmittel führten: Gelbholz wurde gegen Le-
berkrankheiten, eine ſchlangenähnlich gewundene Wurzel gegen Schlan-
genbiß, Pflanzenſaft der eingetrocknet die Geſtalt von Würmern an-
ahm, gegen Spulwürmer angewendet — jedenfalls die älteſte Art der
omöopathie.

Die Zaparos ſind ein friedliches und freundliches, doch leben-
ges und intelligentes Volk. Ihre Kunſtfertigkeiten ſcheinen auf einer
hnlichen Stufe zu ſtehen wie die der Macuſi: ſie weben Hemden aus
Baumbaſt, färben ſie roth ſchwarz und blau, und verzieren ſie mit
übſchen Figuren. Der Sklaverei entziehen ſie ſich durch Selbſtmord
Osculati 169 ff., 186, Villavicencio 170, 366 ff.).

Von den Yaos hören wir daß ſie Morgens und Abends zu Ta-

moneu beten den sie als höchsten Gott verehren (de Laet XVII, 11), von den Chaymas daß sie gleich vielen anderen Völkern die Gottheit und die Sonne mit demselben Worte bezeichnen (Humboldt a. a. O. II, 221, IV, 112 u. 130 Anm.). Im Allgemeinen herrscht bei den Eingeborenen dieser Länder im Wesentlichen überall derselbe vage und unbestimmte Glaube an einen höchsten Gott und an untergeordnete gute und böse Geister, die wie in Nord Amerika nur durch die Gewalt des Zauberers menschlichen Zwecken dienstbar gemacht werden können (vgl. Schomburgk a, I, 170, II, 496, Bancroft 191 ff. u. A.). Wie dort glaubt man hier den Mond von einem bösen Geiste bedroht, wenn er sich verfinstert, und sucht ihm auf verschiedene Weise zu Hülfe zu kommen (Gumilla 48); wie dort behandelt man die Blödsinnigen mit Ehrfurcht und hält ihre Worte für Orakel (Schomburgk a, II, 54); auch den Thieren traut man wie in Nord Amerika bisweilen höhere Kräfte zu: man flößt dem getödteten einen Trank ein, damit dessen Seele ihren Verwandten von der guten Behandlung erzähle die es erfahren habe (Caulin 97), und wenn die Thiere Nachts zu gewissen Stunden im Walde lärmen, glaubt man daß sie den Vollmond feiern (Humboldt, R. in d. Aeq. III, 377). Götzenbilder scheinen in Guiana sich nicht zu finden (Schomburgk a, II, 321).

Nur die Arowaken, deren Sitten vielfach von denen der übrigen Völker abweichen, sollen kosmogonische Traditionen haben die auf eine höhere Culturstufe hinweisen (Schomburgk a, I, 228). Ein anderer Umstand begünstigt diese Vermuthung ebenfalls: sehr viele einzelne Sterne und Sternbilder werden von ihnen mit besonderen Namen benannt (Hilhouse in J. R. G. S. II, 249). Sie sind in 27 Geschlechter getheilt, deren Mitglieder nicht in dasselbe Geschlecht heirathen dürfen dem sie selbst angehören (ebend. 228), die Kinder zählen immer zu dem der Mutter. Die Ehe wird dadurch geschlossen, daß der Mann von einem Gerichte ißt welches ihm das Mädchen vorsetzt. Die Wittwe gehört wie bei den Warraus zunächst dem Bruder des Verstorbenen zu (Quandt 247, Schomburgk a, II, 447, 459 f.). Der Häuptling hat einen Anspruch auf die Dienste der Verwandten seiner Frauen, aber auch die Pflicht jene bei Streitigkeiten zu vertreten (ebd.). Die milden Sitten der Arowaken im Vergleich mit denen der Cariben werden oft gerühmt, auch sollen sie nie stehlen (v. Sack I, 66, II, 118). Eine eigenthümliche Feierlichkeit, die sie mit den Mundrucus gemein

haben, besteht in einem Tanze zu Ehren eines Todten, bei welchem die Waden, aber auch nur diese, blutig gepeitscht werden (Schomburgk a, II, 457). Ihre Industrie erstreckt sich auf geflochtene wasserdichte Koffer und vortreffliche Töpferwaren (ebend. I, 228), die gebrannt und mit einem Harze glasirt werden (Quandt 233), kochendes Wasser aber nicht vertragen (v. Sack a. a. O.).

Die äußerst schmutzigen Warraus oder Guaraunos bauen große bis zu 100 Menschen fassende Kähne aus einem Stück, die an Schnelligkeit und Sicherheit wie an Dauerhaftigkeit und Eleganz alle die übertrafen welche in früherer Zeit aus Europa zu ihnen kamen; sie selbst verdingen sich oft als Matrosen (Hilhouse in J. R. G. S. II, 238, IV, 328, Schomburgk a, I, 144) und sollen von heiterem Temperamente sein (Gumilla 9, Quandt 131). Die Mauritia-Palme liefert ihnen Dachung Fäden und Stricke, selbst Speise und Trank in ihrem Mark und ihrem Saft (ebend. 174). Sie errichten ihre Hütten auf einer Plattform die auf abgehauenen Stämmen ruht (ebend. 162), da ihr Land oft monatelang unter Wasser steht, wie dieß die Eingebornen von Maracaibo, C. de la Vela und am Atrato thaten, zu deren Häusern man auf Lianenleitern hinaufstieg (Herrera IV, 6, 1, Oviedo XXIX, 10 und 27), und wie es Hojeda in Venezuela* fand, wo die Häuser untereinander mit Zugbrücken verbunden waren (Herrera I, 4, 2). Daß die Warraus zum Theil wirklich auf Bäumen wohnen (Humboldt ed. Hauff IV, 227) ist kein Grund zu bezweifeln, da dieß auch anderwärts vorkommt und bei Herrera (I, 9, 6) und Oviedo (XXIX, 2) von den Indianern des Atrato-Delta ebenfalls erzählt wird. Jedes Dorf der Warraus steht unter einem Häuptling. Succession, Stammesangehörigkeit, Erbrecht findet nach der weiblichen Linie statt, wie bei so vielen anderen Völkern. Den Todten wird im Grabe der Kopf nach Westen gerichtet (Schomburgk a, I, 169, Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 167); Gumilla (14) und Hartsink (40) erzählen daß man sie in's Wasser wirft, damit die Fische die Skeletirung übernehmen, später aber die Gebeine wieder sammelt und aufbewahrt. Die Atorai sind das einzige Volk in Britisch Guiana, das die Todten verbrennt (Schomburgk a, II, 388). Oberhalb Atures am Orinoco und wahrscheinlich auch nördlich von

* Daher der Name des Landes.

jenem Orte finden sich große Begräbnißhöhlen in welchen die Gebeine der Todten, entweder gebleicht oder mit Onoto roth gefärbt oder mit wohlriechenden Harzen in Blätter gewickelt, theils in Körben, theils familienweise in Thongefäßen aufgestellt sind (Humboldt, R. in d. Aeq. IV, 537 u. Ansichten d. Nat. I, 281).

Die Indianer von Guiana halten sich Affen Papageien und besonders viele Hühner als Hausthiere, und es ist sehr gewöhnlich Lieblingsthiere, Affen Beutelratten u. dergl., von Weibern mit den eigenen Kindern an der Brust genährt zu sehen; selbst mit Rehen geschieht dieß bisweilen (Schomburgk a, I, 167, II, 289, über die Zähmung der Affen II, 248). Gilii (220) erwähnt am Orinoco außer mancherlei Geflügel auch Hunde Schweine und Hirsche; Pferde werden nicht gezüchtet, und überhaupt zahme Thiere mehr zum Vergnügen als des Nutzens wegen gehalten. — Das Tabakrauchen ist in Guiana selten (Schomburgk 413), doch fehlt es ebenso wenig ganz, wie das Kauen des Tabakes (Arekuna, ders. a, II, 239). Berauschung durch Rauchen und Schnupfen, letzteres schon von Herrera (III, 4, 11) in Cumana erwähnt, ist bei den Orinoco-Völkern häufig (Humboldt, R. in d. Aeq. IV, 576, Gumilla 12, Schomburgk 340).

Ueber die einzelnen Völker des Innern welche nicht zum Stamme der Cariben gehören, besitzen wir nur wenige unzusammenhängende Nachrichten. Die Salivas, welche als sanft und fast schüchtern geschildert werden (Humboldt ed. Hauff III, 114), besaßen in früherer Zeit 4—5' lange Blasinstrumente welche starke Baßtöne gaben (Gumilla 13): vielleicht ist bei ihnen der Ursprung des früher erwähnten Botuto zu suchen. Gleich vielen anderen pflegen sie mißbildete und eines von Zwillingskindern umzubringen, weil sie erstere auf den Einfluß böser Geister, letztere auf Untreue der Frau zurückführen; auch künstliche Fehlgeburten sind bei ihnen gewöhnlich (Humboldt, R. in d. Aeq. IV, 27 ff.). Als eigenthümliche Sitte wird bei ihnen erwähnt, daß sie vor dem Beginne der Feldarbeit die jungen Leute auszupeitschen pflegten um ihnen, wie sie sagten, die Faulheit auszutreiben (Alcedo). Die Mappures oder vielmehr deren Frauen sind wegen der Töpferarbeiten berühmt die sie aus freier Hand machen: es sind Gefäße von 2—3' Durchmesser und sehr regelmäßiger Krümmung, die mit gelbem und rothem Ocker gefärbt, hübsch à la grecque verziert, an der freien Luft gebrannt und mit einem Firniß von Al-

roba überzogen werden (ebend. I, 543, IV, 138, ed. Hauff III, 40). Aehnliches Geschirr verfertigen auch die Cariben Guamos und Otomaken (vgl. Schomburgk a, I, 262). — Bei den Maypures und Avanos erzählt Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 477) von öfters vorkommender Polyandrie. Von den Völkern am Uaupes, die sich durch den Anbau vieler Nutzpflanzen, sehr mannigfaltigen Kunstfleiß und die solide Construction ihrer 100′ langen, 40′ breiten und 30′ hohen Holzhäuser auszeichnen, hat Wallace (481 ff. vgl. 275) ausführlich gehandelt.

Die geistigen Fähigkeiten der Eingeborenen von Guiana können nicht unbedeutend sein: in den Missionen machen ihre Kinder sehr rasche Fortschritte; manche von ihnen lernten in 4 Monaten fertig lesen und schreiben (Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. III. 216). In der Beredtsamkeit sollen sie den Nord Amerikanern nicht nachstehen, und übertreffen nach Schomburgk's Urtheil (a, II, 211) deutsche Stegreifredner in kühnen Bildern und gesundem Verstande. Die Völker des Orinoco besitzen eine lebendige und geschickte Zeichensprache (Humboldt, R. in d. Aeq. III, 475) und lernen leicht andere Indianersprachen, obwohl ihnen spanischer Ausdruck, in Folge des so weit von ihrer Denkweise abweichenden Sprachbaues, außerordentlich schwer wird (ebend. II, 203). Alles was auf Zahlenverhältnisse Bezug hat, begreifen sie ebenfalls nur mit großer Mühe (205).

An den Felsen einige Meilen von der Mission Encaramada am Orinoco hat Humboldt (III, 408. vgl. auch Ansichten der Nat. I, 238) Bilder von Thieren, Sonne und Mond nebst mehreren symbolischen Zeichen entdeckt, welche die Sage der Tamanaken auf ihren Stammvater und großen Lehrer Amalivaca zurückführt, der zur Zeit der großen Fluth in einem Kahne in diese Gegend kam; auf denselben ...n auch die Cariben jener Länder als ihren Heros nennen und ver...ren (IV, 518 ff.). Aehnliche Felseninschriften hat Humboldt auch weiter hinauf am Orinoco bis zum Cassiquiare und wiederum 140 Meilen östlich von dort zwischen den Quellen des Branco und Essequibo zwischen 2 und 3° n. B. gefunden. An diese scheinen sich zunächst diejenigen anzuschließen die bei Serpa am Amazonenstrome, an der Mündung des Branco und am Uaupes liegen, da sie sämmtlich wie ...e in den Felsen eingeritzt, nicht wie die unweit Santarem befindlichen ...d die im Süden in der Nähe von Tijuca (Diamantendistrict) von

St.-Hilaire gesehenen nur mit rother Farbe an den Felsen gemalt sind (Wallace 524, 151; die bei Santarem sind von frischem Ansehn: Alligatoren, Vögel, Hausgeräthe, Kreise, concentrische Ringe u. s. f., Abdrücke von Händen). Von ähnlicher Art sind ferner wahrscheinlich die Skulpturen von Menschenköpfen, Thieren, Sonne, Mond und mancherlei Geräthen, die Spix und Martius (1257, 1272) an den Felsen des oberen Yupura oder Yapura und dessen Nebenflüssen, namentlich des Engaños beschrieben haben. Ob auch die Zeichnungen hierher zu rechnen sind welche sie auf dem Wege von Bahia nach Joazeiro am S. Francisco im Gebirge fanden (krumme Linien, Kreise, Sterne p. 740) und die welche in Piauhy existiren sollen, ist zweifelhafter. Dasselbe gilt von denen welche Koster (507) im Gebiete von Ciara angetroffen hat. Endlich hat Schomburgk (38, Abbildung p. 297 u. 500, ders. a, I, 317, II, 225 u. Monatsb. d. Ges. f. Erdk. I, 54) Bilderfelsen im Flußgebiete des Corentyn, Essequibo und von da weiter westlich im Lande der Arekunas entdeckt, zwischen 1⁰ 40′ und 5⁰ 15′ n. B., 56⁰ 41′ und 62⁰ w. L. Gr. Die am Essequibo unter 5⁰ 15′ und von da stromaufwärts sind gleich denen am Corentyn 3—6‴ tief in den Granit eingegraben und zeigen größtentheils höchst sonderbare Schnörkel, unter denen sich nur sehr wenige thier- und menschenähnliche Gestalten (letztere bis zu 10′ groß mit seltsamem großen Kopfputz) befinden; die Zeichnungen sind meist von ganz eigenthümlicher Art und die Aehnlichkeit mit nordamerikanischer und sibirischer Bilderschrift ist eine sehr entfernte. Nur die Stickereien auf den Schürzen der Macusi-Weiber, die Zierrathen an den Hütten, Rudern, Kähnen, Waffen dieses Volkes entsprechen ihnen einigermaßen (Schomburgk a, I, 358), woraus sich freilich ebenso leicht schließen lassen würde daß diese Verzierungen von dort copirt seien, als daß sie und jene Felsenbilder demselben Volke ihren Ursprung verdanken. Merkwürdig bleibt es indessen daß die letzteren, die nach Schomburgk's Ansicht von einer untergegangenen Cultur zeugen, von der Indianersage, die sonst über dergleichen Dinge meist stumm ist, als ein Werk der Weiber aus alter Zeit bezeichnet werden. Die Bilder im Lande der Arekunas unter 4⁰ 40′ n. B. weichen von den eben erwähnten am Essequibo wesentlich ab: sie sind in Sandstein eingegraben und bestehen nur in rohen menschlichen Figuren, Kaimans, Schlangen u. dergl. Wir dürfen demnach schwerlich daran denken, die sämmt-

ichen Werke von denen wir hier zusammenfassend gesprochen haben, inem einzigen Volke zuzuschreiben; auch ist ein gemeinsamer Ursprung eselben um so unwahrscheinlicher, je leichter das große Nachahmungstalent der eingeborenen Amerikaner später eingewanderte Menschen veranlassen konnte das Vorgefundene nachzubilden, und dann ie Kunst welche sie sich angeeignet hatten, in andere Länder zu übertragen.

Nur zwei Umstände sind es die einiges Licht auf den Ursprung jener merkwürdigen Reste des Alterthumes zu werfen geeignet scheinen: ie entschiedene Aehnlichkeit der Skulpturen am Japura (Spix und Martius, Atlas Taf. 30*) mit Formen welche bei den Muyscas vorkommen (s. Uricoechea, Abbildungen) und die später zu besprechende verhältnißmäßig hohe Cultur die Orellana namentlich bei den Omaguas im 16. Jahrhundert gefunden hat. Diese scheint nämlich ebenfalls mit den Muyscas in einem gewissen Zusammenhange gestanden und sich, wie wir später sehen werden, in alter Zeit über einen großen Theil des Amazonas-Thales erstreckt zu haben. In Barra do Rio Negro hat man mehr als 60 Centimenter hohe und 68 Centimeter weite Vasen mit Menschengebeinen reihenweise aufgestellt in der Erde gefunden, deren einige auch Gold- und Schmucksachen in Form von Thiergestalten, namentlich Affen, enthielten, und in der Umgebend ist eine roh gearbeitete menschliche Statue mit lang nach hinten ausgezogenem Schädel entdeckt worden (Osculati 245, Castelnau V, 113, 125) — Werke die man kaum umhin kann auf die Figuren an den Felsen bei Serpa und auf diejenigen zu beziehen die es m Negro geben soll. Todten-Urnen von ansehnlicher Größe sind auch uf Mixiana, der großen Insel Marajo gegenüber, ausgegraben worden (W. H. Edwards 21). Ob die schwachen und unbestimmten Spuren alter Denkmäler die sich sonst noch in Brasilien finden, in Pernambuco, Parahyba und Porto Seguro (Warden bei Dupaix II,), mit den eben genannten alterthümlichen Resten in irgend einer Verbindung stehen, wird sich schwer entscheiden lassen. Das Bedeutendste dieser Art scheinen die von Elias Herkman in Pernambuco entdeckten genau runden mühlsteinartigen Blöcke zu sein, deren Oberfläche 16' Durchmesser hatte und deren Dicke über zwei Mannshöhen betrug; anderwärts sah er große Steine die nach Art von Altären aufgestellt waren (L'art de vérif. les d. XIII, 215 nach Barlaeus, Res

gestae in Brazilia 1647, p. 217), wodurch man sich an eine späte
anzuführende Erzählung Oviedo's erinnert findet.

Der Indianer von Guiana ist nach Schomburgk (200) bei gu
ter Behandlung ein vortrefflicher Arbeiter; er ist eifriger als der Ne
ger, ehrlicher als dieser und benutzt seine freien Stunden um noch fü
sich zu arbeiten. Bei einer solchen Disposition scheint es nicht schwe
ihn in den Kreis der Civilisation hereinzuziehen. Die Mission indes
sen hat von jeher nur wenig für ihn gethan: die von den mährische
Brüdern im Jahre 1738 in Britisch Guiana begonnene mußte späte
wieder aufgegeben werden, und die Church Missionary Society ha
erst seit 1829 ihre Thätigkeit angefangen (Bernau 63). Auch di
Jesuiten-Missionäre, welche schon 1576 nach Guyana gekomme
(Caulin 9), 1579 von den Holländern vertrieben, 16 Jahre spä
ter aber von Trinidad her zurückgekehrt waren, haben es zu keine
großen Wirksamkeit gebracht; doch gab es zu Ende des 18. Jahrhun
derts in Guiana 30 katholische Missionsdörfer (Baralt 255 ff.). Di
Geschichte der Niederlassungen, deren erste in Britisch Guiana von de
Holländern 1580 begründet wurde (S. Schomburgk in Monatsl
d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 276), bestätigt zwar auch hier den Satz „da
es nur vom Europäer abhängt was aus dem Indianer wird, wen
er mit ihm zusammentrifft" (ders. a, II, 240), aber die Wahrheit de
selben ist überall nicht zum Vortheil des letzteren ausgeschlagen. Dur
Krankheiten die ihnen zugeführt wurden, sind die Indianer stark z
sammengeschmolzen; in der Nähe der Kolonieen richtet sie der Tru
zu Grunde, die Protectoren und Superintendents aber welche für i
Wohlfahrt sorgen sollten, haben sich meist die gröbsten Betrügere
zu Schulden kommen lassen und ihr Amt zum größten Nachtheil ih
Schutzbefohlenen verwaltet (ebend. I, 68 ff.).

Die historischen Schicksale der Eingeborenen des bisher betrach
ten Theiles von Süd Amerika haben ihnen jede höhere Entwickelu
unmöglich gemacht.

Kurze Zeit nach der Gründung von S. Ana de Coro durch A
pues (1527) wurde das westliche Venezuela von Ambros. Dalfi
ger und Georg von Speier geplündert, welche von den Welse
gesendet waren. Ihnen folgten eine Reihe von anderen sogenann
Entdeckern, deren Treiben am besten durch das Wort Ovied
(XXVII, 1) charakterisirt ist, daß diese Art des Entdeckens und H

betreibens besser Verwüsten heiße. In Spanien wurden die Länder der neuen Welt vertheilt und Einzelnen die Erlaubniß zugesprochen ein meist sehr unbestimmtes und noch fast unbekanntes Gebiet zu erobern, gewöhnlich aber mit der Verpflichtung die Eingeborenen zu christianisiren; factisch aber blieben die königlichen Befehle oft vollkommen unbeachtet, die Conquistadoren schalteten und walteten mit Land und Leuten wie sie wollten und wurden bisweilen, wie z. B. Juan de Urpin (Caulin 201), für die Verwüstungen die sie angerichtet hatten, noch glänzend belohnt. Die vielen Gesetze welche verboten die Indianer zu Sklaven zu machen, konnten nichts helfen, da die Spanier sämmtlich darin einig waren sie zu übertreten und an eine Durchführung derselben ohnehin nicht zu denken war, denn ein großer Theil des Landes war an die Welser verpfändet, und nicht selten wurden Instructionen ertheilt, denen gegenüber es als zweifelhaft erscheinen mußte ob es mit jenen Gesetzen Ernst sei: Infante z. B. erhielt 1535 die Erlaubniß die Eingeborenen von S. Marta zu bekriegen, wenn sie sich der Ausbeutung der Goldquellen widersetzten, zugleich wurde ihm aber verboten sie zu Minen- oder anderer Arbeit zu zwingen (Herrera V, 9, 4). Bildete man sich ein die Spanier würden die Bergwerke selbst bearbeiten? Glaubte man die Eingeborenen würden ihnen freiwillig dienen? Oder war das Verbot eine bloße Phrase?

Benzoni hat als Augenzeuge ein schauerliches Bild davon entworfen wie die Spanier in diesen Ländern hausten. Das Verbot Sklaven zu machen war kein Verbot Sklaven zu halten. Die gewöhnliche Formel mit welcher letzteres erlaubt wurde, lautete: „Ihr sollt als Sklaven halten dürfen die von den eingeborenen Herren des Landes als solche gehalten und euch verkauft werden. Das gewöhnliche Verfahren, welches namentlich in dem reichen Maracapana oft zur Ausführung gekommen ist, bestand daher darin, daß man einen Häuptling einfing, der gezwungen wurde sich durch den Verkauf seiner Leute als Sklaven die Freiheit zu erwerben, und daß man die so gewonnenen Sklaven dann von der Behörde für rechtmäßig erklären ließ. Unterwarf sich aber ein Häuptling freiwillig, so fiel man mit ihm über seine Feinde her um diese zu versklaven oder suchte Streit mit ihm selbst (Simon I, 4, 1). Nasen- und Ohrenabschneiden war eine gewöhnliche und nicht selten ausgeführte Drohung der Spanier gegen Indianer die sich ungefügig zeigten, und da das Gesetz verbot die Last-

thiere zu überbürden, damit sie sich reichlich vermehren könnten, diente auch dieß als Vorwand die Eingeborenen selbst als Lastthiere zu gebrauchen (Piedrahita IX, 6, X, 6). Nächst der Minenarbeit und persönlichen Dienstbarkeit überhaupt hat vorzüglich auch die Entführung vieler Weiber ihre Zahl verringert (Näheres über die Bedrückungen ebend. XI, 4).

Die Unterwerfung der tierra firme ist indessen nicht ohne vielfache Verluste für die Spanier zu Stande gekommen. Die Eingeborenen leisteten zum Theil sehr tapferen Widerstand. Die Gegend von S. Marta wurde erst 1576 durch Orosco pacificirt, auf friedlichem Wege (Joaq. Acosta 368). Weiter östlich von Venezuela waren es hauptsächlich die Arbacos welche den Spaniern (1560 ff.) eine Reihe von Niederlagen beibrachten und erst Losada, dem Gründer von Caracas (1567), unterlagen. Die Spanier hatten seitdem das Uebergewicht, obwohl ihnen die Teques unter dem Häuptlinge Guaicaipuro viel zu thun machten, den sie 1569 durch Verrath überwältigten (Näheres bei Baralt 203 ff.). In demselben Jahre kämpfte Cerpa unglücklich gegen die Cumanagotos, die 10 Jahre später im Bunde mit den Chacopatas, Cores und Chaymas über Garci-Gonzalez einen vollständigen Sieg davon trugen, im Jahre 1585 aber niedergeworfen und von da an ganz als Sklaven behandelt wurden (ebend. 223 ff., Caulin 161 ff.). Vorher (1572) waren in der sogenannten Schlacht am Guaire, einem Nebenflusse des Tuy, die Mariches unterlegen und im Laufe des darauf folgenden Jahrzehntes wurden auch die Quiriquires und Tumuzas, die zwischen dem Tuy und Unare lebten,* unterworfen, so daß, abgesehen von dem Kriege der 1628 mit den Giraharas geführt wurde, Venezuela noch vor dem Ende des 16. Jahrhunderts ganz in den Händen der Spanier war, deren Verweichlichung in der Folge aber ihnen nicht erlaubte an neue Eroberungen, sondern nur an die Behauptung der älteren zu denken (Piedrahita XII, 2).

Die unterworfenen Indianer wurden in Dörfer versammelt, deren Regierung man anfangs aus ihrer Mitte selbst bestellte; da indessen in Folge hiervon mancherlei Mißbräuche einrissen und das Volk oft schwer gedrückt wurde, richtete man in Venezuela Magistrate ein.

* Simon I, 7, 17 giebt den Sitz der Quiriquires viel weiter westlich am Zulia an.

die aus vier Eingeborenen und einem Spanier bestanden welcher die Oberaufsicht über eines oder mehrere Dörfer zu führen hatte. Die Fiscale der Audienzien und ihre Delegirten hatten die specielle Pflicht die Indianer zu schützen, und diesen wurde in der That von Seiten der Behörden selbst und wo man wirklich nach dem Gesetze mit ihnen verfuhr, die mildeste Behandlung zutheil: sie genossen gesetzlich die Vorrechte der Minderjährigen und konnten ihre Güter nicht ohne Einwilligung der vorgesetzten Behörde verkaufen, blieben aber meist im Besitze ihres Landes, durften steuerfrei alle Handwerke betreiben, hatten nur eine Abgabe von ungefähr 2 pesos zu zahlen, die den Magistraten und Kranken erlassen blieb und öfters auch den Steuerpflichtigen geschenkt wurde. Dennoch standen sie factisch unter schwerem Drucke. Ihre Schutzherren, die Encomenderos, waren gesetzlich verpflichtet eine feste bürgerliche Ordnung unter ihnen herzustellen und zu erhalten, ihre Arbeiten zu organisiren und zu leiten, sie gegen Ungerechtigkeit aller Art zu schützen und sie im Christenthum unterrichten zu lassen, wofür ihnen ein bestimmter Tribut in Geld oder Arbeit von ihren Schützlingen geleistet werden sollte. Ueberall mißbrauchten sie ihre Stellung in der gröbsten Weise zur Ausbeutung der Eingeborenen des Landes: erst im Jahre 1556 fing man an Kirchen in Indianerdörfern zu bauen auf Kosten des Encomenderos, die sich ihrer Verpflichtung für die Civilisirung jener zu sorgen vielfach dadurch zu entziehen pflegten, daß sie die Indianer als durchaus unvernünftige und keiner Entwickelung fähige Geschöpfe verschrieen (Piedrahita XII, 5).

An den milden Gesetzen unter welche die Eingeborenen gestellt wurden, hat vor Allem der menschenfreundliche Las Casas* wesentlichen Antheil, der es durch seine Bemühungen beim Kaiser und beim Cardinal Ximenez (1516) dahin brachte, daß den Indianern als Unterthanen der Krone dieselbe Freiheit und derselbe Schutz zugesichert wurde wie anderen Staatsangehörigen. Als „Protector der Indianer“ ging er in Begleitung einer Anzahl Hieronymitern, seinen Gesinnungsgenossen, nach Amerika ab um sich dort ganz dem Dienste der Eingeborenen zu widmen. In Streitigkeiten mit den Spaniern verwickelt, in denen er bei seinen Begleitern nicht die kräftige Unterstü-

* Die ausführliche Geschichte seines Lebens und seiner Bestrebungen bei Remesal II, 10 ff., vgl. auch Davila Padilla I, 97 ff.

tzung fand die er von ihnen gehofft hatte, sah er sich schon nach kurzer Zeit zur Rückkehr genöthigt; doch ließ er sich dadurch nicht abschrecken sein Werk von Neuem zu beginnen, für das ihm nun das Land von Paria bis nach S. Marta hin angewiesen wurde (Näheres bei Herrera II, 2, 3 f. u. 4, 2). Die ersten Heidenbekehrer welche nach Cumana gekommen waren (1513) hatten die von den Spaniern verübte Menschenräuberei mit dem Leben büßen müssen (Herrera I, 9, 15). Ebenso hatten zwei Dominicaner in Folge des von Alonso de Hojeda begangenen Menschenraubes in Maracapana unweit Chiribichi den Märtirertod zu leiden (1520), wofür die Eingeborenen später von Ocampo mit Verrath und Grausamkeit heimgesucht wurden (Oviedo XIX, 3, Remesal II, 21). Als nun Las Casas hier ankam (1521), an dem Orte wo er seine Niederlassung zu gründen und die Leitung der Indianer selbst zu übernehmen dachte, fand er diese in offener Feindseligkeit und vollem Aufruhr gegen die Spanier; seine Unternehmung war dadurch gänzlich gestört: er selbst wurde Dominicaner (Herrera II, 9, 8 f. u. 16, III, 2, 3 ff.).

Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts (1652) kamen auf's Neue Missionäre nach Cumana, welche wie überall eine willkommene Hülfe zur Unterwerfung des Landes leisteten, und insbesondere ging hier diese friedliche Eroberung (espiritual conquista) den Spaniern besser von statten als die mit den Waffen. Die erste Station der Missionäre war Piritu (1656 gegründet), von wo sie sich weiter ausbreiteten mit Hülfe rascher Verstärkungen aus Spanien die bis zum Jahre 1755 dauerten (Caulin 218 ff.). Bis 1799 besaßen sie in der Provinz Barcelona 38 Dörfer mit mehr als 25000 Eingeborenen, und 17 in Cumana (Baralt 259). Im 18. Jahrhundert hatten die Angehörigen dieser Missionen eine Steuer von 2—2½ pesos an die Krone zu zahlen (Caulin 307, 323), manche Dörfer waren davon frei und blieben ganz den Padres überlassen. Angeblich von den Holländern verleitet, die viele Sklaven nach Guiana schleppten, flohen die bekehrten Indianer im Jahre 1757 sämmtlich auf das Südufer des Orinoco und in's Gebirge, doch kehrten sie größtentheils bald wieder zurück (ebend. 371 f.). In späterer Zeit, als die Missionäre keine Schwierigkeiten mehr zu überwinden hatten, wurden sie träge habsüchtig und weltlich (vgl. Depons 209 f.), wodurch die Missionen sehr heruntergekommen sind und an Seelenzahl abgenommen haben

(Baralt 263). Zuerst pflegten die frommen Väter die Indianer durch Geschenke zu gewinnen und an sich zu ziehen (Caulin 262) um sie zur festen Ansiedelung in einem Dorfe zu bewegen, das zwar nach dem Volke benannt zu werden pflegte welches hauptsächlich in ihm vertreten war, oft aber auch der Sammelpunkt von Individuen war, die einer Menge von verschiedenen Stämmen angehörten. Eine ihrer Sprachen wurde alsdann zur Hauptsprache und zum allgemeinen Verständigungsmittel gemacht, wovon häufig die Folge war daß viele von den Missionsangehörigen ihre Muttersprache ganz ablegten und vergaßen. So haben die Missionen, die sich immer ebenso weit in's Innere erstreckten als die genauere geographische Kenntniß des letzteren selbst reichte, vielfach die einzelnen Völker versetzt, durcheinandergeworfen und zum Theil sogar ihrer Nationalität entkleidet, obwohl Humboldt (R. in d. Aeq. II, 185) versichert daß trotz der Gleichförmigkeit ihrer Einrichtungen die individuellen Züge der verschiedenen Völker die sie enthalten, noch kenntlich seien. In späterer Zeit als die Macht der Geistlichen gewachsen war, sind sie von den sanften Mitteln der Bekehrung die wir erwähnten, nicht selten zu rauheren übergegangen, und haben Menschen, besonders Kinder geraubt um sie den Missionen einzuverleiben (ebend. IV, 204 ff.).

Einen gewissen Fortschritt haben die Indianer in diesen Missionen ohne Zweifel gemacht, da sie in ihnen an Festsässigkeit und eine geordnete Lebensführung gewöhnt wurden, aber sie haben nach und nach auch alle Energie des Charakters und alle natürliche Lebhaftigkeit verloren. „Dadurch daß auch die geringfügigsten Verrichtungen ihres Haushaltes nach unwandelbaren Vorschriften geregelt wurden, hat man sie in gehorsame aber dumme Geschöpfe verwandelt. Ihre Nahrung ist überhaupt gesicherter, ihr Betragen ist friedlicher geworden, aber dem Zwange und der traurigen Einförmigkeit des Missionsregimentes unterworfen, verkündigt ihr düsteres und verschlossenes Aussehen wie ungern sie ihre Freiheit gegen die Ruhe vertauscht haben." In den meisten Missionen werden sie wie Leibeigene behandelt und sehnen sich daher in ihre Wälder zurück (ebend. II, 4, III, 460). Als Zwischenstaaten zwischen den heidnischen Indianern und den Kolonieen der Europäer, die sich des Missionsgebietes allmälich bemächtigen und ihr Vordringen in's Innere dadurch erleichtert finden, hält Humboldt diese Missionen allerdings für wichtig, aber die freien India-

ner können nach seinem Urtheile (II, 180) kaum für roher gelten als die in ihnen erzogenen.

Die Eingeborenen von Brasilien.

Wir haben oben gesehen daß Völker von caribischem Stamme in älterer Zeit bis in das Mündungsland des Amazonenstromes reichten. Ihre südlichen Nachbarn waren hier die Tupivölker, deren Sprache de Laet die allgemeine Sprache von Brasilien nennt, indem er zugleich eine Reihe von Völkern aufzählt die sich ihrer bedienten. Auf der großen Insel Maragnan (Maranhão am Ausfluß des Itapicuru unter 2½° s. B.) lebte ein Volk das seine Abkunft von den weit im Süden wohnenden Tupinambas herleitete und vor den portugiesischen Waffen hierher geflohen war; Tupinambas bewohnten auch das westlich von dort gelegene Land und die Provinz Para selbst (de Laet XVI, 9, 16 f., 20).* Die Sprache der Petiuares oder Petiguares auf der Nordseite des unteren Parahyba, etwa 30 leguas von Pernambuco, war identisch mit der Sprache der Topinambazas die zwischen Bahia und dem S. Francisco lebten, und das verwandte Volk der Tupinaquini war aus dem Innern von Pernambuco nach dem Meere hin gewandert und in die Gegend des Flusses Doce gekommen (ebend. XV, 3 f.). Coutinho fand bei der ersten Untersuchung des Landes in der Umgegend von Bahia Tupinambas und Tamoyos welche letzteren die Noticia do Brazil von 1589 (v. Martius a,) als Tupi bezeichnet und zwischen C. San Thomé und Angra dos Reys setzt (vgl. Hervas bei Vater, Mithrid. III, 1, 440); ein kleiner Rest derselben fand sich noch neuerdings in der Umgegend von Rio de Janeiro (Spix u. M. 213). Das gutmüthige friedliche Volk das die Entdecker des Landes in Porto Seguro in großen Häusern für 30—40 Personen wohnend fanden, gehörte, wie aus der Beschreibung seiner Sitten hervorgeht (Caminha's Bericht bei Feldner II, 183 ff., L'art de vérif. les d. XIII, 451), wahrscheinlich ebenfalls zu jenem Stamme. Herrera (IV, 8, 12 f.) giebt unter 14° s. B. an der Küste von Brasilien sehr weiße Menschen an, welche Anthropophagen seien und in

---

* Die Namen der Indianerstämme welche gegenwärtig in dieser Provinz heimisch sind, hat Castelnau (V, 165) gegeben.

Uebereinstimmung mit ihm bemerkt Gandavo (109 f.) daß an dieser ganzen Küste bis zu 27° f. B. hinab eine und dieselbe Sprache geherrscht habe. Tupinambas lebten in der Umgegend von Rio de Janeiro, wo sie nicht allein Coreal (I, 180) im 17. Jahrhundert, sondern auch neuerdings (Tupiniquims) noch Castelnau (I, 138) wenigstens in kleinen Ueberresten fand, und im Süden von dort in der ehemaligen Provinz S. Vincente wohnten ebenfalls Tupivölker (de Laet XV, 16). Auch H. Staden (c. 20) beschreibt bei S. Catharina, unter 24° f. B., wie er sagt, Tupis, während Guzman (I, 2) als die Bewohner der Insel S. Catharina und der Küste an der Laguna de los Patos die ihnen nahe verwandten Guarani anführt. Diesem Stamme gehören demnach wahrscheinlich die wilden Bugres an, welche die Provinz S. Catharina noch jetzt größentheils inne haben (Rendu 53).

Allerdings scheinen die Tupi im Allgemeinen als die nördliche, die Guarani als der südliche Zweig dieses großen Völkerstammes bezeichnet werden zu dürfen, wie von Vater geschehen ist, nur muß man dabei im Auge behalten, daß nach dem Vorstehenden ein größerer Theil der Tupi in alter Zeit weit im Süden gesessen hat und sich erst allmälich von dort, hauptsächlich in Folge der Eroberung des Landes durch die Weißen, weiter nach Norden zurückgezogen hat. Noch Doblas (54) nennt im Jahre 1785 Tupinambas auf der Südseite des Uruguay in den Bergen hinter San Francisco Xavier bis nach S. Angel und S. Miguel im Osten, wahrscheinlich dieselben von denen in der Stelle aus Azara (II, 70) bei Vater (Mithridates III, 1 p. 439) die Rede ist. Weshalb d'Orbigny (II, 344) ihre Existenz in Abrede stellt, ist schwer zu sagen. Vor den Portugiesen geflohen, ließen sich Tupis auf der großen Insel Topinambarana oberhalb der Villa nova da Rainha am Amazonenstrom nieder (Acuña 694 f., Spix u. M. 1061), andere Stämme sind weit nach Westen in's Innere zurückgewichen oder näher der Küste in den Provinzen Para, Maranham, Bahia u. f. f. in kleine Banden zerstreut worden. Ob sie ursprünglich von Paraguay aus erst in die nördlichen Länder vorgedrungen sind, läßt sich schwer entscheiden.

Cabeza de Vaca kam auf seinem Zuge von S. Catalina aus am Iguazu und bis an den Paraná (1541) fast nur durch Länder der Guarani, und diese konnten sich durch ihre Sprache allen benach-

barten Völkern an jenen Flüssen verständlich machen, wie Herrer (VII, 4, 14) mit Recht ausdrücklich hervorgehoben hat. Die Guara nis reichten damals am Parana von Süden herauf bis in die Nä von Asuncion (Cabeza de V. 557), wo ihnen ihr Land auf de rechten Ufer des Flusses von den Guaycuru weggenommen worde war (ders. 561), doch geht aus einer anderen Stelle hervor (573) da sie auch oberhalb jener Stadt lebten bis zu dem Hafen welcher Guay viaño hieß, und es wird sich weiter unten ergeben daß sie wahrschein lich sogar noch weiter nördlich im Quellgebiet des Paraguay gesesse haben. Ihr südlichster Punkt scheint die Gegend von Buenos Ayre gewesen zu sein, in dessen Umgebung sie ebenso wie auf den Inseln de Parana unter den Völkern genannt werden die nach der Gründun jener Stadt von Juan de Garay im Jahre 1582 spanischen Herr zugewiesen wurden (Document bei de Angelis III, 27). Guzma (I, 3) giebt sie am oberen Iguazu und mittleren Uruguay an und v der Gegend von Asuncion, wo sie mit ihren alten Feinden den Y piru* zusammenstießen, bis zum Flusse Jtatin, d. i. bis zum R. Blan bei F. Borbon, der ihre Grenze bildete (ebend. I, 4, 6, 18, II, 7 Charlevoix (I, 268, 274) bezeichnet die Provinz Guayra oder de Land zwischen dem Uruguay und Paraguay, die Nordseite des Pa rana und dessen Zuflüsse als ihre Sitze, und nennt (II, 42 ff.) da Land Tape, den östlichsten Theil von Uruguay, eine sehr alte Kolo nie der Guarani. Einen kleinen Rest derselben hat neuerdings Ca stelnau (I, 138) bei Cabo frio wiedergefunden.

Den vorstehenden Angaben über die Sitze der Tupi und Guara in älterer Zeit fügen wir jetzt diejenigen über die Ausbreitung d Tupisprache hinzu. Sie sind absichtlich von den ersteren getrennt wo den, weil diese Sprache von den Jesuiten in ihre Missionen allgemei eingeführt und dort ohne Zweifel zum Theil auch auf Völker übertra gen worden ist die den Tupi-Guarani nicht stammverwandt waren.

Wenn Azara das Guarani oder Tupi, die nur wenig von ei ander verschieden, von den Jesuiten zur Grundlage ihrer lingoa ger gemacht wurden, bis nach Guiana hinauf reichen läßt, was

---

* Da Herrera (VII, 4, 14) bald Yaperues, bald Imperues oder Aperu schreibt, so sind darunter wohl die Aperues zu verstehen die Cabeza de Va (565 f.), welcher übrigens dieselben Namen nebeneinander nennt für versch dene Völker, auf dem linken Ufer des Paraguay anführt.

Martius (Bullet. K. Bayer. Akad. 1858 no. 1) wiederholt hat, so stützt sich diese Behauptung, die, wenn sie richtig sein soll, nur auf das brasilische Guiana bezogen werden darf, vielleicht auf die Angabe der Patres Grillet und Bechamel (1674), daß die Eingeborenen von Cayenne diese Sprache redeten, die auch von den Cariben der kleinen Antillen verstanden werde (S. Acuña g. E.), obwohl dieß eine handgreifliche Uebertreibung ist. Nirgends scheint sie sich über die brasilische Grenze nach Norden zu erstrecken. Im brasilischen Guiana wird sie allerdings am unteren R. Negro meist allein gesprochen und verstanden, alle halbcivilisirten Indianer dieser Gegenden reden sie neben ihrer Muttersprache und in der Nähe der Städte neben dem Portugiesischen, das mit der lingoa geral am unteren Amazonenstrom herrscht, während letztere wie am R. Negro so auch am Solimoes sich allein befindet, an den Zuflüssen und Seeen des Solimoes aber, wo das Mura und Juri einheimisch ist, nur als Verkehrssprache mit den Händlern dient (Wallace 168, 479 f.). Daß sie sich bis nach Venezuela erstrecke, wie man öfters angegeben findet, scheint sich nur behaupten zu lassen, wenn man jenes ungebührlich weit nach Süden ausdehnt. In der Gegend von Tabatinga am Solimoes ist sie der Mehrzahl der Eingeborenen neben ihrer Muttersprache geläufig (Osculati 220), giebt bis zu den Grenzen von Maynas wie im westlichen Bolivia, Süd Brasilien und Paraguay das Mittel zur Verständigung zwischen Indianern und Weißen ab (v. Martius a. a. O.), findet sich am Tapajoz und Madeira, und geht von da bis zum Paraguay (Spix u. M. 1096). Das Volk im nördlichen Paraguay (Mischlinge von Eingeborenen und Weißen) spricht gegenwärtig nicht spanisch, sondern die lingoa geral als seine Muttersprache (Castelnau II, 421), wie Azara von der Mischlingsbevölkerung der Provinz S. Paulo ebenfalls angiebt, wogegen sie sich nach v. Martius (a, 8) vorzugsweise zwischen Weißen und Indianern wie unter diesen selbst nur in den Provinzen von Para und Rio Negro erhalten hat.

Suchen wir jetzt die einzelnen Völker auf die zum Stamme der Tupi-Guarani gehören, obwohl sie sich mit besonderen Namen bezeichnet finden.* Die Timbú und Caracará nebst den Mbegua, 40

* Die meisten dieser Namen beginnen mit der Silbe gua, wie das Wort Guarani selbst: vielleicht gehören die sämmtlichen Völkernamen hierher welche diese Eigenthümlichkeit besitzen, die später zu erwähnenden Guatos, Guachis, Guajarapos u. a.

leguas stromaufwärts von Buenos Ayres bei S. Espiritu, wo Seb. Cabot ein Fort errichtete, das sie zerstörten, trieben Landbau (Guzman I, 4) und mögen daher zu den Guarani gehört haben, wie de Angelis (Indice zu Guzman p. XL) und nach ihm d'Orbigny (II, 270) positiv angiebt. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür gewährt auch der Umstand, daß weit von hier im Nordwesten jenseits der Karayes von Irala (1546) ebenfalls ein Volk der Timbu gefunden wurde (Guzman II, 7). Aus Schmidel's (52) Erwähnung derselben ist darüber so wenig etwas zu entnehmen als aus Oviedo (XXIII, 12), der wie dieser die Völkernamen dieser Gegenden durcheinander geworfen und sehr verstümmelt wiedergegeben hat. Bekannter als die Timbu selbst ist die romantische Liebe ihres Häuptlings Mangore oder Marangore zu Lucia de Miranda, Hurtado's Frau, die von ihm geraubt, in Siripa's seines Bruder's Hände fiel und mit ihrem Gatten zuletzt den Tod erlitt, ein Opfer der Eifersucht des Wilden (Guzman I, 7, Charlevoix I, 39).* Mit Bestimmtheit nennt Guzman (I, 5) die Carios als Guarani. Es sind die Cariyo des Hervas (Vater, Mithridates III, 1, 440), die Garioes oder Carioes Herrera's (V, 10, 15, VI, 3, 17), welcher letztere wohl nur durch die Namensähnlichkeit verleitet, sie für das Volk erklärt das „in anderen Theilen Amerika's Caribes genannt werde." Dobrizhoffer (I, 162) giebt an, die Guarani hätten früher den Namen Carier geführt, und Schmidel (87, 89, 141), der sie als kleine untersetzte Menschen beschreibt, welche ihre Hauptorte mit doppelten Palisadenzäunen, Gräben und verborgenen spitzigen Stöcken als Fußangeln befestigen, sagt von den Carios daß sie Tupi sprechen und giebt ihnen, ohne Guaranis neben ihnen zu nennen, ganz die Ausdehnung am Paraguay „bis 80 Meilen oberhalb Asuncion" welche jene besaßen (241, 101); Cabeza de Vaca dagegen (551) unterscheidet beide voneinander, setzt die Carios wie jener in die Nähe von Asuncion und theilt mit (597) daß Hern. de Ribera, der vom Puerto de los Reyes (wahrscheinlich ober-

---

* Ein tragisches Ereigniß anderer Art (1574), welches den Contrast des spanischen und des Indianercharakters in minder vortheilhaftem Lichte zeigt, knüpfte sich an Carballo's Liebe zu der schönen Indianerin Liropeya, welche den in der Schlacht in Gefangenschaft gerathenen Spanier rettete: zum Lohn dafür erschlug Carballo den Yandubayu, der sein Leben geschont und ihn freigelassen hatte, um sich des Mädchens zu bemächtigen, dieses aber gab sich selbst den Tod (Funes I, 222).

halb Albuquerque) nach Westen vordrang bis zu 15° s. B., sich dort überall durch die Cario-Sprache oder das Guarani mit den Eingeborenen verständigen konnte.

Arachanes hießen die Guarani welche zu beiden Seiten des R. grande (Uruguay) wohnten, weil sie ihr Haar zu kräuseln pflegten. Ihre Feinde, die Guayanas, die von Azara bestimmt von den Guaranis getrennt werden (vgl. Vater, Mithrid. III, 1, 470), während d'Orbigny sie mit ihnen verbindet (ebenso v. Martius a,), hatten nebst den Bates, Chovas und Chovaras den oberen Lauf desselben Flusses inne und redeten fast alle dieselbe Sprache; Chovas, Muños, Chiquis saßen am Iguazu oberhalb der Guarani (Guzman I, 2 f.). Unter den Guayanas, welche sich selbst auch Gualacha nennen sollen (Vater a. a. O.), bemerkt Guzman, werden insgemein alle diejenigen verstanden die keine Guaranis sind, indessen sagt Doblas (51) daß jene zwar ein Inbegriff verschiedener Völkerschaften, in Sitten und Sprache aber (ob vielleicht erst seit der Zeit der Jesuiten-Missionen?) den Guaranis verwandt seien. Letzterer schildert sie als friedlich und gutmüthig, und giebt ihren Wohnsitz an beiden Ufern des Parana an, 20 leguas von Corpus bis oberhalb des großen Falles den er bildet, dann am Iguazu und dessen Nebenflüssen nach dem Uruguay hin. Sie scheinen demnach mit den Guanjangas identisch zu sein, von denen Charlevoix (I, 388) als einem Volke spricht das nächst den Guaranis und Tapes hauptsächlich von den Jesuiten in ihre Missionen gezogen worden sei. Die Guayanas von Concepcion sind nach de Alvear (43) Mischlinge. Die Jtatines unter 19—22° s. B. in den Gebirgen an der Biegung des Parana nach Norwest (Nordost?) sind ebenfalls ein Guaranivolk (Charlevoix II, 76), das in früherer Zeit westlich von dort am Paraguay lebte und nach verschiedenen Seiten hin zerstreut worden zu sein scheint (Lettres éd. II, 165).

Ferner sind nach Charlevoix (II, 54) die Gualaches* und südlich von ihnen die Guanos von den Guarani entsprungen. Letztere, auch Guamas (Lettres éd. 165), gewöhnlich Guanas genannt, wenn nicht vielmehr unter diesen ein ganz verschiedenes Volk zu verstehen ist, erinnern durch ihren Namen an die Chiriguanas und

* Die Nachrichten über diese Völker wie über die Guayanas sind verwirrt und voll Widersprüche.

werden als ein friedliches Volk beschrieben, von dem ein Theil in einer gewissen Dienstbarkeit zu den Guaycuru oder Mbaya steht, für die er entweder gezwungen oder freiwillig und gegen Bezahlung (Quiroga II) das Land baut. Nach Azara (Correspondencia p. 49 bei de Angelis IV) der ihre Zugehörigkeit zu den Guarani leugnet (vgl. auch Vater, Mithrid. III, 1, 476), existirt nur noch ein kleiner Rest derselben in Chaco unter 21° 56′ n. B., der größte Theil aber ist 1673 auf die Ostseite des Paraguay gegangen und hat sich dort von 21°—26° s. Br. ausgebreitet; indessen giebt sie noch Quiroga (1750) nördlich von Pan de Azucar unter 21° 17′ an, de Flores (1756, p. 16 bei de Angelis IV) mit den Mbaya zusammen unter 21—23½°, Castelnau (II, 368, 397, 480), der vier Stämme derselben aufzählt, neuerdings in der Nähe von Albuquerque und am Cuyaba-Flusse. Ihre älteren zum Theil eigenthümlichen Sitten hat Azara geschildert; in neuerer Zeit haben sie sich in ihrer Lebensweise ganz den Weißen angeschlossen, besitzen ordentliche Wohnungen, treiben mancherlei Industrie (ebend. 334) und vermiethen sich den Portugiesen zur Arbeit (Azara, Voy. II, 97). Sie sind fleißig in der Feldarbeit, bauen Zuckerrohr, Mais, Baumwolle, die sie spinnen weben und mit Indigo und Curcuma färben. Sie tragen einen Poncho, viele von ihnen auch Hemden, und einen hohen spitzigen Strohhut, ziehen Pferde und Schaafe in Menge, fertigen Töpferwaaren und verkaufen ihre Gewebe zum Theil an die Brasilianer. Auch Zuckermühlen und Branntweinbrennereien haben sie, sprechen alle portugiesisch und sind größtentheils Christen dem Namen nach. Ihr fast weißer Teint erklärt sich wohl aus vielfacher Mischung mit Portugiesen. Die Bemalung des Körpers und das Treiben der Zauberärzte ist theilweise noch bei ihnen in Uebung, auch Kindermord soll noch vielfach bei ihnen vorkommen (Castelnau II, 396 ff., 472, 480, de Flores 16, Azara II, 93 ff., 109).

Im Flußgebiete des Tapajoz gehören die Apiacas am Juruena und die gesitteteren Cabahyba zu den Tupi (Spix u. M. 1051). Bei den ersteren, die sich auch am Arinos finden, ist der Cannibalismus der Tupi noch jetzt in voller Uebung und wie diese vor Alters, leben sie zu mehreren Hunderten in einem großen Hause zusammen. Die Oropias am Juruena, ferner, wie es scheint, die Bacchayris an den Quellen des Arinos, die Tapanhunas an dem gleichnamigen

Zweige des nämlichen Flusses reden dieselbe Sprache, und die Bororos welche am Juruena heimisch sind (Quiroga IV u. de Flores bei de Angelis IV, p. 9 geben sie um 1750 im Nordosten von Cuyabá an), haben ein verwandtes Idiom (Castelnau II, 306, 314 ff., III, 97, 99, V, 276, 285). Zu den letzteren scheinen auch die sogenannten Canoeiros an beiden Ufern des oberen Tocantins zu gehören (ders. II, 78, 116).

Die Chiriguaná (Chirihuana, Chiriguano), die sich selbst Verwandte der Guarani nannten und deren Sprache reden, sind nach P. del Techo und Fernandez ein Guaranivolk, das unter der Anführung des Portugiesen Alexo Garcia von Südosten her, es heißt, aus der Gegend von Guaira am Parana (Erbaul. Geschichten 10, Dobrizhoffer I, 160), nach Peru hin vorgedrungen ist (Lozano 275, 57), oder nach dem unglücklichen Ende der Unternehmung welche einige Portugiesen vom La Plata her gegen Peru im Jahre 1526 gemacht hatten, diesen nachfolgte und sich weit im Westen festsetzte (Guzman I, 5). Auf dieses verschieden erzählte Ereigniß (S. Lettres éd. II, 154) bezieht sich ohne Zweifel die Nachricht die Seb. Cabot (1530) von den Einfällen erhielt, welche Guaranis vom La Plata in das peruanische Reich gemacht, und von den Verwüstungen die sie dort angerichtet hätten (Herrera IV, 8, 11). Cabeza de Vaca (576, 579) erzählt nur von Chaneses die damals am Paraguay oberhalb 19° s. B. lebten und von Garcia aus dem Innern dorthin gebracht worden seien. Sie mögen, wie de Angelis (Indice zu Guzman XVII) sagt, am Ausfluß des Cuyaba in den Paraguay gesessen haben und eine Abtheilung der Chiriguana gewesen sein, deren Name collectiv für die wilden Guarani gebraucht worden zu sein scheint die in Peru eingebrochen waren. Die Chaneses lebten theils im Süden des Pilcomayo theils einzeln im Gebiete der Chiriguana, und dieses letztere selbst reichte nördlich vom Pilcomayo oder selbst vom oberen Vermejo (Erbaul. Geschichten 9) und von Tarija bis gegen S. Cruz de la Sierra hin (Lozano 130), und von Laguna und Valle grande im Westen bis an den Parapiti im Osten (Viedma b, § 5 und Wedell bei Castelnau VI, 144, 241, 258, 392 hauptsächlich nach Fr. Tomajuncosa). Nach Viedma (b, 48) wohnten 1788 nur im Dorfe Parapiti einige Chaneses mit Chiriguanas zusammen. Von Tarija aus sind die Chiriguana im 18. Jahrhundert weiter in Peru

vorgedrungen, doch haben sie sich seit dieser Zeit, obwohl der Missi-
fast unzugänglich, meist ruhig gehalten, da man ihnen Waffengewa-
entgegengesetzt hat (Skinner I, 268).*

Garcilasso de la Vega ist Urheber der Erzählung daß die Chi-
riguana schon von Inca Yupanqui vergebens bekämpft worden sei
und sich also schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts im B-
sitze jener Länder befunden hätten. Lozano (57), Charlevo-
(I, 237) und Andere nach ihnen haben diese Tradition wiedergegeb-
die an sich nicht unwahrscheinlich, obwohl einer wenig zuverlässig-
Quelle entsprungen ist und jeder anderen Stütze entbehrt, außer d-
der Name jenes Volkes ein Quichua-Wort sein und „die Frierend-
oder „die der Frost tödtet" bedeuten soll (de Angelis a. a. O. X-
vgl. d'Orbigny II, 331).

Die Guarayos in den Wäldern welche die Provinzen Moxo
und Chiquitos von einander trennen, nicht weit vom Flusse S. Mi-
guel gegen 17° s. B. u. 66° w. L. von Paris, erinnern schon durch
den Namen ihres Stammheros Tamoi, den sie mit eigenthümlichen
Tänzen verehren (d'Orbigny II, 322, 329) an das früher erwähnte
Volk der Tamoyos. Wahrscheinlich sind sie gleich den Chaneses eine
der Chiriguana-Horden die, wie ihre Sage erzählt, vom Südosten
her in früherer Zeit eingewandert sind. Daß sie Guarani sprechen
haben die Jesuiten-Missionäre zuerst mitgetheilt (Erbauliche Geschich-
ten 258). Dieß ist endlich auch die Sprache der wilden Sirionos,
welche in den Wäldern zwischen dem R. grande (Guapai) und Piray
leben, 17—18° s. B. und 68° w. L. Paris (d'Orbigny II, 341,
vgl. Vater Mithr. III, 1, 438, wo Ciciones wohl Druckfehler ist).
D'Orbigny vermuthet in ihnen die von Inca Yupanqui bekämpf-
ten Chiriguanos, welche später den von Paraguay herübergekomme-
nen unterlagen.

Ein Volk der Tapuyas oder Tapujos, das von älteren und neue-
ren Schriftstellern oft genannt wird, ist nicht vorhanden. Alcedo,
dessen Nachrichten über die Indianervölker von groben Fehlern nicht
frei sind (S. die Artikel Aruacas, Diaguitas, Espiritu-Santo, Killisti-
nous), nennt Tapuyes, Apuies, Topayos, Topanas, Topinambes als
verschiedene Völker in Brasilien; wahrscheinlich aber beruhen alle diese

* Die Namen der freien Indianerstämme des Departements von S. Cruz
de la Siera finden sich bei Castelnau III, 257.

lamen nur auf verschiedener Orthographie des Wortes „Tupi". Der
lame Tapuya soll (nach v. Martius a, 7) in der Tupisprache nur
Fremde oder Feinde" überhaupt bedeuten, und ist ethnographisch
ben so bedeutungslos wie die ebenfalls noch häufig gebrauchte Be-
ennnung Indios do mato „Waldindianer", Wilde, im Gegensatz zu
en angesiedelten und friedlichen Eingeborenen (Indios mansos).

Die Guarani sind nach d'Orbigny (II, 292ff.) von sehr hell-
elbbrauner mit etwas Roth gemischter Farbe, doch erleidet der helle
:eint bei ihnen viele Ausnahmen und es finden sich in dieser Rücksicht
berhaupt bedeutende Verschiedenheiten (Pr. Max. c, I, 587). Die
ellsten sind die Guyanas, von denen einige blaue Augen haben
Azara). Vorzüglich hell sind ferner die in Wäldern lebenden Gua-
rayos und Sirionos, die Chiriguana dagegen, die in offenen Ländern
wohnen, dunkler als die übrigen; schmutzig kupferbraun nennt sie Wed-
dell (bei Castelnau VI, 57). Die Weiber der Caaiguas (ob Gua-
rani?) in den dichten Wäldern zwischen dem Parana und Uruguay
sind von spanisch weißer Farbe (Charlevoix II, 70). Nach Reng-
ger (Naturgesch. 3) erröthen die Guarani nicht, erblassen aber etwas
im Affect. Sie erreichen nur selten eine Größe von 5', nur die Gua-
rayos messen im Durchschnitt 5' 1½'' und die Chiriguanas werden
bisweilen, obwohl nur selten, 5' 4'' groß. Die Weiber sind selbst im
Verhältniß zu den Männern klein, denen sie im Körperbau sehr ähn-
lich sind (Rengger). Sie sind ein breitschulteriger, plump gebauter
Menschenschlag mit fleischigen Gliedern, doch kleinen Händen und Füßen.
Die Guarayos allein sind weit besser proportionirt und von fast euro-
päischer Erscheinung, wenn auch etwas massiv (d'Orbigny a. a.
). und 324). Der Hals, auch die Arme und Beine sind verhältniß-
mäßig kurz und dick (Rengger Naturg. 2). Die Indianer von Bra-
lien (worunter wohl vorzüglich die Tupi-Guarani zu verstehen sind)
aben sehr breite Brust, weites Becken, kurze Hände und Füße, welche
zteren namentlich vorn breit und mit kurzen breiten Nägeln versehen
id (Spix und Martius 1182). Retzius, der die Guarani zu
n dolichocephalae prognathae rechnet, beschreibt den Schädel der
upuios, die er als Guaranivolk nennt, als länglich keilförmig, hoch
Verhältniß zur Länge, mit ziemlich niedriger, doch gewölbter Stirn,
chen Schläfen, starken Scheitelhöckern und langem schmalen Hinter-
upt, dessen Höcker ebenfalls stark entwickelt ist (Müller's Archiv

1848 p. 280, 1849 p. 544). Hiermit stimmt d'Orbigny's Schilderung nicht zusammen, die dem Guarani runden, seitlich nicht zusammengedrückten Kopf mit erhobener, nicht nach rückwärts fliehender Stirn zuspricht. Rengger bezeichnet den Kopf als klein und breit, Spix und Martius den des brasilianischen Indianers als rundlich breit, bei breitem Mittelhaupt, zugerundetem Hinterkopf und breiter niedriger zurücklaufender Stirn mit großen Stirnhöhlen. Künstliche Schädelcompression, welche Gosse (19) bei den nördlichen Guarani erwähnt, scheint allerdings in älterer Zeit bei mehreren Tupivölkern stattgefunden zu haben, da Lery (142) bemerkt daß man kleinen Kindern die Nasen platt zu drücken pflege, und Coreal (I, 186) angiebt daß platte Nasen ihnen als eine Schönheit gelten.

Das Gesicht der Guarani ist fast rund, die Augen klein, etwas schiefstehend und am äußeren Winkel hinaufgezogen*, die Nase nicht breit, aber kurz mit nur wenig offenen Löchern, die Augenbrauen gut gebogen, doch nicht stark, der Mund mittelgroß und etwas vorstehend bei nicht dicken Lippen; die Backenknochen springen nur wenig vor, obwohl dieß in späteren Jahren in stärkerem Maaße sich zeigt, das Haupthaar ist lang schwarz und grob, der Bart an Kinn und Oberlippe besteht nur aus einigen kurzen Haaren, bei den Guarayos allein ist er stark, auch auf den Wangen, doch stets glatt, niemals kraus (d'Orbigny a. a. O.). Rengger (a. a. O. u. Reise 105) hebt besonders die Chinesenähnlichkeit der Augenstellung, den großen Zwischenraum zwischen beiden Augen, den geringen Einschnitt der Oberlippe und die meist kleinen, am Kopfe anliegenden Ohren hervor; Spix und Martius (a. a. O.) nennen noch als charakteristisch für die Eingeborenen von Brasilien die flache gedrückte Nase, — eine solche schreibt auch Weddell (bei Castelnau VI, 57) den Chiriguana zu — die stärker hervortretende Unterlippe und das zugerundete Kinn. Azara, der schon vor d'Orbigny auf den großen Unterschied hingewiesen hat welcher zwischen den Guarani und anderen südamerikanischen Völkern stattfinde, bezeichnet es für jene als charakteristisch daß sie häufig ein wenig Bart und etwas Haar am Körper haben, und macht daraus

* Die schief geschlitzte Augenlidspalte, die Spix und Martius zu allgemein den Eingeborenen von Brasilien überhaupt zugesprochen haben, findet sich, wie Pr. Maximilian hervorgehoben hat, auch bei manchen Völkern von Nord Amerika.

aufmerksam (II, 55) daß sie sich in späterer Zeit im Zustande der Unterdrückung viel mit Negern gemischt haben. Ihre Weiber sind nach Dobrizhoffer (I, 18) sehr fruchtbar.

Wir fügen hier noch die Charakteristik bei welche Rengger (Naturgesch. 7 ff.) von den Indianern von Paraguay giebt, zwar ohne sich speciell auf die Guarani zu beziehen, doch offenbar mit vorzüglicher Rücksicht auf diese. Der Schädel ist im Allgemeinen klein und das Gesicht im Verhältniß zur Schädeloberfläche größer als beim Europäer. Der Gesichtswinkel beträgt nicht selten nur 65°, niemals über 75°. Die Stirn ist schmal und nur wenig gewölbt, das Hinterhaupt erstreckt sich weit nach rückwärts, sein hinterer und unterer Theil ist fast eben. Die Jochbeine sind stark, der Oberkiefer hoch und breit, die Kinnlade dick und lang; die Höhlen welche die Sinnesorgane einschließen, ebensowohl verhältnißmäßig als auch absolut größer als beim Europäer: die Sinne scheinen von Natur außerordentlich scharf zu sein, nicht bloß in Folge der Uebung. Angeborene Deformitäten kommen nicht vor. Die Eingeborenen erreichen ein hohes gesundes Alter; die Zähne nutzen sich ab, werden aber nicht cariös. Schwere Wunden heilen ohne nachtheilige Folgen. Gegen Schmerz und Beschwerden scheint die Empfindlichkeit verhältnißmäßig nur gering zu sein. Der Gesichtsausdruck ist ernst, läßt keine Leidenschaft und nur selten ein Lachen sehen, auch der Tod wird lautlos ertragen. Ihre Rede ist leise mit niedergeschlagenen Augen. Die Neigung zum andern Geschlechte ist nicht stark bei den Männern, die Menstruation nur gering. An Muskelkraft übertrifft sie der Europäer, steht aber in Ausdauer und Gewandtheit ihnen nach. Die Zehen werden häufig gleich der Hand gebraucht um etwas zu halten oder vom Boden aufzuheben.

Am Amazonenstrome fand Wallace (478) bei den Eingeborenen weder schief geschlitzte Augen noch vorstehende Backenknochen, sondern bei vielen eine vollkommene Regelmäßigkeit der Gesichtszüge. Von Völkern die ausnahmsweise ihren Bart cultiviren, wie z. B. die Molopaques jenseits des Parahyba, bei denen auch blondes und rothes Haar vorkommt, erzählt de Laet (XV, 4), doch wissen wir nicht ob sie zum Stamme der Guarani gehörten.

Wenn es richtig ist daß der Name Tupi, den Vasconcellos für den Namen der alten Heimath dieser Völker (v. Martius a,), St. Hilaire aber (V. aux sources II, 264), wohl nur nach einem eigenen

Einfall für einen Spottnamen erklärt, „die Geschorenen" bedeutet (de Angelis, Indice zu Guzman LXXI), so stimmt dieß wenigsten mit der Sitte überein, daß die Tupi ihr Haar so zu scheren pflegte daß es verschiedene Figuren bildete; wenigstens thaten dieß die Männer, die es nur dann lang wachsen ließen gleich den Weibern, wenn sie auf tiefe Rache sannen (de Laet XV, 2). Andere ließen nur einen Haarbüschel am Hinterkopfe stehen (Coreal I, 186), wieder andere, wie die Motayes, brannten sich eine vollständige Tonsur (de Laet (XV, 4) nach welcher man die Coroados benannt hat. Da diese letzteren keine Tupi sind, ergiebt sich daß jener Gebrauch sich über Völker von verschiedenem Stamme verbreitet hat. Bei den Tupi trugen die Männer Lippen-, die Weiber Ohrenschmuck. Jener bestand bei den Knaben in einer kleinen viereckigen Pyramide von Knochen, bei den Erwachsenen in einem grünen Steine (de Laet XVI, 9, H. Staden Anh. 15, Lery 141). Außerdem schmückten sie sich mit Schnüren von Perlen oder runden Plättchen die aus Muschelschalen geschliffen oder von Holz waren, mit Federn und mannigfaltiger Bemalung; Augenbrauen und Wimpern rissen sie aus (Lery 142ff.). Die Tapferen tättowirten sich zur Auszeichnung (ebend. und Coreal I, 188), an den Weibern geschah es um die Pubertätszeit (H. Staden Anh. 19); auch bei den südlicheren Guarani, die Kohlenstaub dazu anwenden, ist dieß häufig (Guevara I, 6).

Bei dem Versuche einer Schilderung des Culturzustandes und der Lebensweise der Tupi-Guarani-Völker tritt uns eine ähnliche Schwierigkeit entgegen wie früher bei den Cariben: die Berichte mehrerer Schriftsteller, namentlich einiger älteren, reden nicht bestimmt von Tupis oder Guaranis, sondern von den Eingeborenen Brasiliens im Allgemeinen, obwohl es meist geringem Zweifel unterliegt daß sie dabei jene im Auge gehabt haben; Darstellungen neuerer Reisenden aber sind zu jenem Zwecke nur mit großer Vorsicht benutzbar, weil die Guarani theils durch die Wirksamkeit der Jesuiten unter ihnen, theils durch ihre Kriege und Vermischung mit den Weißen zu stark verändert worden sind: in Paraguay und der Provinz S. Paulo ist bekanntlich eine Mischlingsbevölkerung ganz an ihre Stelle getreten.

Der Name Guarani ist nach P. Ruiz eine Corruption von Guarini „Krieg, Krieger", nach de Angelis (a. a. O. XLI) bedeutet er „die sich Malenden", nach Luccock (332) „die Oestlichen". Man

kann die erste dieser Ableitungen, die d'Orbigny (II, 268) eifrig festhält, billigen, ohne in ihr ein wichtiges Argument für die Identität jenes Volkes mit den Carina oder Cariben zu erblicken, die in ihrem physischen und moralischen Charakter so weit von jenen verschieden sind. Die Stammessage der Guarani bezeichnet die Gegend von Cabo frio als ihre älteste Heimath: dorthin, wird erzählt, kamen einst zwei Brüder zu Schiffe, sie fanden das Land menschenleer und ließen sich darin nieder. Später, als die Bevölkerung gewachsen war, kamen die Weiber zweier Brüder (es wird nicht gesagt ob die eben erwähnten Brüder selbst gemeint seien) miteinander in einen Streit der damit endete, daß der ältere, Tupi, das Land allein behielt, der jüngere, Guarani, aber nach dem La Plata zog und sich dort ausbreitete (Guevara I, 2, del Barco Centenera in der Argentina, Canto I). Jenen Stammvater Tupi scheint Guevara (I, 11) für identisch mit Tupa zu halten, da er von letzterem annimmt daß er nicht sowohl als Gott, sondern vielmehr nur als Wohlthäter des Volkes verehrt worden sei, womit de Laet's Angabe (XV, 2) und die Marcgrav's von Liebstadt (VIII, 11) übereinstimmt, daß die Brasilianer den Ursprung des Landbaues auf ihren Lehrer Tupan zurückführen, unter welchem sie zugleich den Donner und Blitz, die himmlischen Mächte verstehen die dem Landbaue das Gedeihen geben müssen. Durch diese nahe liegende Gedankenverbindung scheint demnach der Cultus ihres Stammheros mit der Verehrung des höchsten Wesens selbst von ihnen verschmolzen worden zu sein. Nach P. Eckart's Zusätzen zu Cudena (bei Veigl 584) wäre freilich das Wort Tupà oder Tupan (Gott) nicht genau dasselbe mit Tupá (Donner), doch stellt Pr. Maximilian (c, 42) diesen Unterschied ausdrücklich in Abrede, und während Thevet (ch. 28) angiebt daß sie den Donnerer Tupan nannten, hebt Lery (265) hervor daß es nur den Donner bezeichne, da sie von einem Donnerer, wie überhaupt von einer Gottheit nichts wüßten. Nach ersterem (ch. 44) sollen sie sogar die Zauberklapper, einen mit bunten Federn geschmückten Kürbis auf einem Stocke, als ihren Tupan verehren; Lery (282) erzählt zwar auch von dieser Verehrung durch funfzehntägiges Speise- und Trankopfer, das der Maraka vorgesetzt wird, nennt jedoch dabei den Tupan als den eigentlichen Gegenstand des Cultus nicht. Der Gebrauch dieses Namens beruht wohl an jener Stelle bei Thevet ebenso auf einem Mißverständnisse wie bei Reng-

ger (Reise 130), bei dem es heißt daß Tupa von ihnen ni
Quelle alles Uebels betrachtet zu werden scheine. Auffallend u
erklärlich würde nur dieß sein, daß Tupa, wenn er ursprün
tisch war mit dem Stammvater der Tupi, nicht bloß bei di
dern auch bei den Guarani Verehrung fand, welche doch r
Trennung von den Tupi vielfach in erbitterter Feindschaft r
lebten (Guzman II), wie freilich auch diese untereinander se
als die Hauptfeinde der Tupinambas nennt Lery (235,
Margáates, welche dieselbe Sprache redeten.

Daß die Guarani zwar an einen Gott geglaubt, aber we
noch Cultus gehabt hätten (Charlevoix I, 268), ergiebt
dem Vorstehenden als irrthümlich. Idole besaßen sie nicht*
aber bei gewissen Pfählen Gaben darzubringen um die böse
zu versöhnen, die sie ihren verschiedenen Functionen gemäß
schiedenen Namen bezeichneten und so sehr fürchteten, daß der
vor diesen ihnen bisweilen sogar den Tod brachte (de Lae
Zum Schutze vor Agnan (Agnian Aenjang) oder Kaasher
267), dem Bösen, führten sie Nachts stets einen Feuerbran
(Thevet 85). Daß sie Gebete oder Anrufungen gebrauch
stellt Lery (282) ausdrücklich in Abrede. Nur Coreal (I,
zählt daß sie die Hände zur Sonne und zum Monde erhöben.
grav (VIII, 5 und 12) spricht von Verehrung der Pleja
deren Aufgange im Mai sie ihr Jahr angefangen hätten.
Cultus wird von Andern den Guaycuru zugeschrieben; die
ruht aber, wie es scheint, auf einem Mißverständniß, da jene
in diesen Gegenden niemals untergeht (de Angelis a. a. O
Fluthsagen finden sich öfter bei ihnen erwähnt: einige Famil
es, welche die Gefahr vorher wußten, retteten sich auf eine
baum (Guevara I, 2).

Die sittlichen Vorstellungen dieser Völker treten in der
Unsterblichkeitsglaubens hervor: die Seelen der Tapferen flieg
die höchsten Berge, wo sie in Gemeinschaft mit ihren Vorfah
Tupan?) ein genußreiches Leben führen, die der Trägen ur

* Wenn ihnen H. Staden (c. 23) solche zuschreibt, so bericht
später selbst dahin (Anh. 22), daß sie den Zauberklappern besondere Hü
ten und ihnen Essen vorsetzten.

dagegen werden von Agnan gequält (Lery 266, Thevet 37). Gewisse Vögel gelten als Sendboten verstorbener Freunde und Verwandten (Lery 195). Die Chiriguana, denen es an religiösen Vorstellungen ganz fehlen soll, obwohl sie ihren Lippenschmuck als Amulet betrachten, Augurien und mancherlei Zaubereien haben, glauben daß die Verstorbenen öfters in Thiergestalten wieder erscheinen (Lettres éd. II, 133, Weddell bei Castelnau VI, 55, 311). Ihre Todten begraben sie in der eigenen Hütte in großen irdenen Töpfen (ebend.). Die Tupi halten ein sechsstündiges Trauergeheul und bringen den Todten in aufrechter (Thevet 43 und Gandavo 110 sagen in sitzender) Stellung in eine runde Grube, die für den Familienvater in seinem Hause gemacht wird; man setzt Speise bei, damit Anjang die Leiche nicht ausgrabe, und überdacht das Grab, wenn die Angehörigen fortziehen, diese erneuern aber das Trauergeheul, so oft sie sich später der Grabstätte wieder nähern (Lery 327 ff.). Mit dieser Todtenklage die den erlittenen Verlust verkündigt, beginnt auch der Empfang jedes Fremden (de Laet XV, 2, Lery 314). Am Grabe des Häuptlings sollen sich bei den Guarani in früherer Zeit einige seiner Getreuen geopfert haben, und man pflegte auf demselben pyramidenförmige Steinhaufen und einen Palisadenzaun zu errichten (de Alvear 15).

Die Zauberärzte und Wahrsager dieser Völker (Pagé, Piaché), welche die Kur der Krankheiten durch Aussaugen oder Anblasen des leidenden Theiles bewirkten, waren zwar hoch verehrt, doch kosteten ihnen falsche Prophezeiungen bisweilen das Leben, und man beschuldigt sie daß sie für entsprechenden Lohn Vergiftungen vornahmen (Thevet 36, 46). Bei gewissen Feierlichkeiten bließen sie die Krieger mit Tabaksrauch an und sprachen: Nehmt hin den Geist der Tapferkeit mit dem ihr euere Feinde besieget (Lery 280). Bei ihrer ärztlichen Praxis war die Maraka ihr Hauptinstrument. Indessen wandten die Brasilianer auch eine große Menge wirklicher Arzneimittel an, welche ausschließlich dem Pflanzenreiche angehörten (S. Sigaud 147). Daß sie sich den Zusammenhang zwischen dem Heilmittel und der Kur wirklich auf die Weise dachten wie wir p. 391 nach v. Martius angeführt haben, zeigt der Aberglaube daß sie keine Enten und andere langsame Thiere aßen um nicht so träge zu werden wie diese (Lery 188, Thevet 30), und es ist dieß nicht der einzige Punkt in welchem sie mit den Cariben übereinstimmten (S. oben p. 384, vgl. 159). Alles was mit dem Treiben

der Piache zusammenhängt, zeigt bei beiden Völkern eine so gr[illegible] Aehnlichkeit, daß man an eine Uebertragung desselben von dem ei[illegible] auf das andere und daher an eine tiefere Wechselwirkung beider [illegible] einander zu glauben geneigt wird. Auch bei den Guarani hatte [illegible] Mädchen um die Pubertätszeit grausame Proben zu bestehen, wu[illegible] fest eingenäht und strengen Fasten während dieser Zeit unterworf[illegible] Letzteres fand auch während der Schwangerschaft und für den Ma[illegible] nach der Geburt des Kindes statt (de Laet XV, 2, Lettres éd. [illegible] 132), dessen Erkrankung die Enthaltsamkeit der ganzen Verwandtsch[illegible] von den Nahrungsmitteln nöthig machte welche man dem Kinde sch[illegible] lich glaubte (Guevara I, 8). Erwägt man daß aus diesen Ueberei[illegible] stimmungen welche sich zwischen den Cariben und Guarani in Sitt[illegible] und Gebräuchen finden, auch noch solche von anderer Art besteh[illegible] (s. oben p. 349), daß Völker von caribischem Stamme, wie wir geseh[illegible] haben, über den Amazonenstrom nach Süden hinüberreichen in da[illegible] Gebiet der Tupi-Guarani, während mehrere Namen von Guarani-völkern sich im Lande der Cariben wiederfinden (s. oben p. 366), daß vielleicht der Name der Carios, wenn nicht der der Guarani selbst, mit dem der Cariben ursprünglich identisch ist (s. oben p. 408 u. 417), so wird man die Vermuthung nicht zurückweisen können daß in alter Zeit jene beiden Völkerfamilien in näheren Beziehungen zu einander gestanden haben.

Der friedliche gutmüthige Charakter der Guarani, der sie von den Cariben scharf unterscheidet, ist wenigstens für die spätere Zeit unbestritten. Mit Ausnahme der Chiriguana haben sie sich der Mission leicht zugänglich gezeigt und sind überall ohne Schwierigkeit von den Weißen unterworfen worden. Allerdings hat die Regierung der Jesuiten dazu beigetragen sie abzustumpfen und ihre Thatkraft zu lähmen, daher sie z. B. Azara (II, 256 und sonst) als so apathisch schildert, daß sie selbst unverstandene und widersinnige Befehle ausführen, und sich aus Trägheit auf alle Weise vor jedem Auftrage zurückzuziehen suchen den man ihnen geben könnte; daß sie aber auch schon vorher wenig kriegerisch, sanft und nachgiebig waren, läßt sich schwer bezweifeln. Geduldige und treue Nachahmung ohne eigene Erfindungskraft war ihre starke Seite (Rengger, Reise 363), im stillen und stummen Ertragen von Mühen und Leiden leisteten sie Unglaubliches. Verdiente ihre Ehrlichkeit geringes Lob, da sie bettelarm waren, so

wird dagegen ihrer Höflichkeit und Dankbarkeit rühmend gedacht. Beim Empfang wie beim Abschied und bei der Begegnung grüßten sie mit bestimmten Formeln, und wenn sie ein Geschenk erhielten, dankten sie mit den Worten: „dieß wird mir besonders nützlich sein" (Dobrizhoffer I, 91, 168, III, 472). Wie die Guarani waren auch die Tupi größtentheils friedfertige Menschen; Streit war bei ihnen selten, führte er aber zu Verwundung oder Tod, so trat strenge Vergeltung ein (Lery 303).

Unter den älteren Schriftstellern schildert zwar Cabeza de Vaca (552, 558) die Guarani als sehr kriegerisch, doch hat die Folgezeit gelehrt daß sie sich schneller vollständiger und dauernder unterwerfen ließen als andere Völker. Sein Urtheil scheint durch den Cannibalismus bestochen worden zu sein, der sich freilich später vollkommen verloren hat (Rengger, Reise 134), damals aber bei ihnen in voller Uebung war: sie schmückten vergnügten und pflegten ihre Kriegsgefangenen auf alle Weise, gaben ihnen selbst Weiber, erschlugen und fraßen sie aber später mit ihrer Nachkommenschaft. Ihre eigenen Kinder nahmen an diesen cannibalischen Festlichkeiten Theil, deren Hauptzweck nächst der Befriedigung der Rache darin bestand den Muth und die Tapferkeit der Krieger zu erhöhen (de Alvear 11). Auch das Fest bei welchem die Kinder ihren Namen erhielten, wurde mit Erwürgung und theilweiser Zerstückelung eines Gefangenen gefeiert (Charlevoix I, 270). Durch möglichst rasche Fortschaffung der Gefallenen aus dem Kampfe suchte man zu hindern daß die Leiche in der Gewalt des Feindes bliebe (Guevara I, 5). Bei den Tupi, welche zum Theil kriegerischer gewesen zu sein scheinen als die Guarani, fanden ganz dieselben Greuel statt, die in grauenhafter Ausführlichkeit namentlich von Lery (248, 256) und H. Staden (Anh. c. 28) geschildert worden sind. Daß die eigenen Todten von ihnen bisweilen zum Beweise der Liebe und Verehrung verzehrt würden, erzählt Marcgrav allein (VIII, 12). Da sie den Tod nicht scheuen, findet keine Auslösung der Gefangenen statt, solche für Geld loszugeben halten sie für sehr schimpflich (Thevet 40f.). Nie wird einem Gefangenen das Leben geschenkt, außer etwa einem Weibe, das dann in den Stamm heirathet, und auch diesem schlägt man nach ihrem Tode den Schädel ein, wenn sie keine Kinder hat die dieß hindern (Gandavo 141).

Im Kriege führen die Tupi Bogen und Pfeil, 5—6′ lange Keulen die wie Schwerter mit einer scharfen Schneide versehen sind, und Schilde von Tapirhaut. Die Guarani bedienten sich der Schleuder. Ihre Dörfer umgeben die Tupi öfters mit einfachen oder doppelten Pfahlzäunen und schützen deren Eingang durch verborgene spitzige Stöcke (H. Staden, Anh. c. 4). Die Krieger werden mit Hörnern zusammengerufen. Vor der Schlacht heulen und schreien sie furchtbar, und kämpfen nicht bloß aus dem Hinterhalte, sondern häufig auch offen und in Masse, ihre Wuth dabei ist die reißender Thiere und keiner ergreift die Flucht. Die Rache treibt sie nicht selten zu den verwegensten Thaten (Beispiele bei Gandavo 126). Aus den Knochen der erschlagenen Feinde machen sie Pfeifen, aus seinen Zähnen Halsbänder, ihre Schädel werden in Haufen aufgeschichtet und bewahrt (Lery 238 ff.). In ihren Kähnen, die aus einem einzigen Stamm gearbeitet sind oder nur aus Baumrinde bestehen (Gandavo 122) und meist etwa 50 Menschen fassen, kämpften sie nicht selten auch zu Wasser (Thevet 39). Sklaven nehmen am Kampfe nirgends Theil (v. Martius a, 24). Die Chiriguana sind gute Reiter, haben Sättel von Stroh und im Kampfe zu Pferde eine Rüstung von Leder; Feuerwaffen fürchten sie (Viedma b, 49).

Die Häuptlingswürde, welche bei den Guarani bisweilen der Preis der Beredtsamkeit war, ging gewöhnlich vom Vater auf den erstgebornen Sohn über, der Anführer im Kriege dagegen erhielt seinen Platz durch Wahl (Guevara I, 4 f.). Jedes Dorf hatte sein besonderes Oberhaupt das selbstständig und unabhängig war (Charlevoix I, 268). Seine Gewalt war unbeschränkt, seine Untergebenen bauten für ihn das Feld und er genoß einen Vorzug bei der Vertheilung der Jagdbeute, sonst aber keine Auszeichnung; ihn zu verlassen stand einem jeden frei (de Alvear 9 f.).

Den Tupi galt nur der erste Verwandtschaftsgrad als Ehehinderniß: mit der Mutter Schwester oder Tochter war keine Ehe möglich, auch nicht mit der Tochter oder Schwester des Aturassap, d. h. des Freundes mit dem man Alles gemein hat. Die Nichte zu heirathen war aber Sitte und wurde sogar als ein Recht in Anspruch genommen (Gandavo 115). Eine Heirathsceremonie fand nicht statt, nur die Einwilligung der nächsten Verwandten der Frau war erforderlich (Lery 239). Je tapferer einer war, desto mehrere Weiber pflegte er

zu haben; eine von diesen hatte den Vorrang vor den übrigen, doch lebten sie gewöhnlich in Frieden miteinander (ebend., Thevet 42). Während der Schwangerschaft und des Wochenbettes wurden sie durchaus nachsichtig und sorgsam behandelt. Von den Mädchen verlangte man keine Zurückhaltung (Pigafetta 20), für die Weiber aber stand auf Ehebruch der Tod oder schimpfliche Verstoßung. Nur Gandavo (116) erzählt daß einige Weiber bei ihnen stets einsam und ohne allen Umgang mit Männern lebten. Unnatürliche Laster waren verabscheut (Lery, Thevet). Morgens beim Aufstehen erhielten die Glieder der Familie von deren Haupte ihre Geschäfte zugewiesen. Für den Neugeborenen bedurfte es von Seiten des letzteren oder eines seiner Freunde einer besonderen Anerkennung, die dadurch kundgegeben wurde daß man ihn vom Boden aufhob (de Laet XV, 2); der Knabe erhielt alsdann sogleich einen kleinen Säbel Bogen und Pfeil und eine Ermahnung zur Tapferkeit (Lery 297). Bei den Guarani, deren Häuptlinge allein mehrere Weiber gehabt haben sollen, leugnet Charlevoix (I, 269, 272) das ausschweifende Leben dessen sonst die Mädchen vielfach beschuldigt worden sind; das äußerst unvortheilhafte Bild das v. Martius (a, 55 ff.) in dieser Hinsicht von den Eingeborenen Brasiliens überhaupt gegeben hat, dürfte wohl zu dunkel gehalten sein. In Rücksicht des Verkaufes der eigenen Kinder, den man den Guarani vorgeworfen hat, bemerkt Rengger (Reise 131, 325) daß dieß höchstens von Waisen oder von gestohlenen Kindern verstanden werden dürfe. Die Chiriguana, die ebenfalls keine Heirathsceremonien haben (Weddell bei Castelnau VI, 56), lösen ihre Ehen oft wieder auf um neue zu schließen: der Bewerber liefert dem Mädchen Wildpret und Früchte, und stellt ein Bündel Reisholz vor die Thür ihrer Hütte; nimmt sie dieses zu sich herein, so ist er erhört und die Ehe wird vollzogen (Lettres éd. II, 132). Die Gemeinen haben bei ihnen nur eine Frau, der Häuptling deren zwei (Viedma b, 49).

Alle bekannten Völker von Süd Amerika haben etwas Landbau (v. Martius a, 33). Die Tupi, obgleich nicht festsässig, zogen hauptsächlich Manioc und Mais (H. Staden Anh. 10, 36, de Laet XVI, 9, Lery 155, bei letzterem über deren Zubereitung). Die Feldarbeit wurde gemeinsam betrieben und bei dieser Gelegenheit dem berauschenden Caouin oder Kaveng* stark zugesprochen, das in dem gegohrenen

* Ein berauschendes Getränk dieser Art ist in Süd Amerika sehr allgemein

Aufguß von Mais oder Hirse bestand den die Weiber vorher gekaut und gekocht hatten; überhaupt waren Trinkgelage bei ihnen häufig (de Laet XV, 2, Lery 162 ff.). Auf das Feld hinaus geht der Mann stets vor, bei der Rückkehr hinter der Frau, damit diese bei Gefahr leichter fliehen könne; im Dorfe hat sie den Vortritt um stets beobachtet werden zu können (de Laet). Um das Fleisch langsam zu braten oder zu trocknen bedienten sie sich eines auf vier Gabeln ruhenden Rostes von Holzstäben (boucan). Beim Essen herrschte gänzliche Stille (Lery 171, Thevet 30). Sie zogen viele Hühner, ursprünglich nur welsche, und trieben Fischfang, zu welchem sie auf Flößen von nur 2' Länge und Breite in die ruhige See fuhren, theils mit Bogen und Pfeil theils mit der Angel (Lery 187, 207). Den Tabak rauchten sie in Form von Cigarren, doch nur die Männer (Thevet 32). Gemeinschaftliches Rauchen ist auch in Brasilien das Symbol von Frieden und Freundschaft (v. Martius a, 48). Die Tupi gingen völlig unbekleidet (Lery 139, Gandavo 118) und wohnten in 2 bis 500 Schritte langen, 20—30' breiten Häusern die aus dickem Holzwerk bestanden und mit Palmblättern gedeckt waren; diese umschlossen öfters im Viereck einen großen Platz, und in ihnen lebten bisweilen hundert und mehrere Familien zusammen (Thevet 44, de Laet XVI, 9, H. Staden Anh. 4, Pigafetta 16). Ihre Dörfer behielten zwar stets dieselben Namen, wurden aber alle fünf bis sechs Monate versetzt (Lery 304). Der Hausrath bestand aus irdenen Schüsseln und Gefäßen von verschiedener Form, die gebrannt und inwendig glasirt waren (ders. 308, H. Staden Anh. 13). Ihre Spindel war ein Stock von 1' Länge der mit Hülfe einer hölzernen Kugel durch die er gesteckt war, wie ein Kreisel gedreht wurde. Aus den sehr fein gesponnenen Fäden webten sie an einfachen, aufrecht stehenden Webstühlen die Hängematten in denen sie schliefen. Zum weiß waschen der beschmutzten Gewebe wendeten sie den Saft einer Gurkenart an (Lery 306, H. Staden Anh. 6). Luccock (435) beschreibt neuerdings eine von Indianern der Provinz Minas geraes erfundene Maschine um Manioc zu stampfen oder Kaffee zu enthülsen als ein beachtenswerthes Zeugniß für ihre Erfindsamkeit, und Tietz (53) führt zum

---

verbreitet. Name und Bereitungsweise erinnern an die Kava der Südseeinsulaner (Gilii 376, Pr. Max. a, I, 79, II, 220, H. Staden 17, 21, 28, Anh. 14: Caui, Kaawy, Kawi, Kawawy).

Beweise ihrer Brauchbarkeit und Thätigkeit an daß die kleinen kupferbraunen Caboiles aus dem nördlichen Brasilien sich als tüchtige gelehrige und treue Matrosen in der brasilianischen Marine auszeichnen. In der Provinz Para dienen die Eingeborenen häufig auf den Schiffswerften und als Soldaten (Spix und M. 903).

Bei den Guarani fanden die Spanier zu ihrer Verwunderung ausgedehnten Mais- Cassava- und Gemüsebau, Hühner Papageien und anderes Hausgeflügel in Menge, und erhielten durch freundliche Behandlung überall Lebensmittel von ihnen im Ueberfluß (Cabeza de V. 552). Bisweilen haben sie wilde Schweine, sehr häufig Strauße gezähmt, und es gab Völker unter ihnen bei denen die Weiber von den Schultern bis auf die Füße in selbstgemachte weiße Zeuge gekleidet waren (Dobrizhoffer I, 115, 421, 84). Ihre Wohnungen bauten sie aus Holz und Stroh, hatten Trommeln und Trompeten als Kriegsmusik und kleine Metallplatten die sie an der Stirn befestigten um den Feind im Kampfe damit zu blenden (Cabeza de Vaca 557, 561, 572). Neuerdings freilich hören wir nur von schlechter Bewirthschaftung der Felder die bei ihnen zur Erntezeit Gemeingut sind, von Gefräßigkeit zur Zeit des Reichthums, von Geduld und Apathie zur Zeit des Mangels (Rengger, Reise 123ff.). Die Chiriguana haben strohgedeckte Hütten von Rohr oder Pfahlwerk und Lehm; sie sind viereckig mit lang herabhängenden Dächern und sehr reinlich (Viedma b, 8, 50, Weddell bei Castelnau VI, 56, 258). Ihre Dörfer legen sie kreisförmig an, so daß sie einen freien Platz einschließen (Lettres éd. II, 131). Sie sind festsässig, bauen Früchte, haben Rinder- und Pferdeherden, doch sind sie dem Trunke sehr ergeben (Weddell a. a. O. 306, Viedma b, 10). Manche von ihnen kleiden sich ganz spanisch in Baumwolle, die meisten aber tragen bloß einen Schurz, nur bei Empfangsfeierlichkeiten einen Poncho (ders. 9, 49). Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil. Von Producten ihres Kunstfleißes sind nur noch die 12 Decimeter hohen und 1 Meter weiten irdenen Krüge zu nennen die sie verfertigen (Weddell a. a. O. 56).

Das große Volk der Omagua redet zwar keinen Dialekt der Tupisprache, steht aber unzweifelhaft in einem näheren Verhältniß zu den Tupi-Guaranis, wahrscheinlich in dem eines Nebenstammes zum Hauptstamme (Vater, Mithrid. III, 2, 604, hauptsächlich nach Con-

damine). Die Verwandtschaft beider hat nächst letzterem
(79) ausgesprochen, Spix und Martius (1192), Pöppig (I
Velasco (III, 5, 6) u. A. sie bestätigt. Die ältesten Nachrichten
rühren von Philipp von Hutten, Orellana und Acuña h
erstere stieß (1540 ff.), wie oben erwähnt (p. 367), jenseits des
viare in Macatoa auf die bekleideten und bärtigen Guaypes oder G
pes, die schon Georg von Speier (1536) besucht und in Dörfer
nend gefunden hatte, in denen unter andern ein mehr als 200 Schri
ges Haus mit zwei großen Thüren stand, eine Art Nonnenklost
zugleich Tempel der Sonne, wo Opfer gebracht wurden (Sim
3, 12). Philipp von Hutten hatte auf seinem Wege nach
Eingeborene getroffen die ganz nackt waren, keine Wohnungen
und ohne Ehe lebten; in der gut gebauten Stadt Macatoa abe
men ihn bekleidete Bewohner gut auf, er sah bebaute Felder, un
sagte ihm daß im Südosten die Omaguas unter ihrem Ober
Quareca lebten, die bekleidet seien wie die Spanier, große H
thiere gleich denen in Peru, vieles Hausgeflügel und Gold un
ber hätten (ders. I, 5, 3—7). Die Spanier überzeugten sich dur
Augenschein von der Wahrheit dieses Berichtes: die Omegua
Omaguas wohnten in einem stark bevölkerten Lande, das brei
gute Wege und sehr große Dörfer mit geraden Straßen hatte; s
gen stets bekleidet, trugen Federbüsche, führten lange Lanzen
Schilde und trieben regelmäßigen Landbau. Ein großes Haus da
Häuptling gehörte, wurde ihnen als der Tempel bezeichnet der viel
von halber bis zu ganzer Lebensgröße enthielte (Simon I, 5, 7 f.,
drahita X, 5). Orellana fand im Lande der Homaga oder
gua eine kupferne Art von nahezu peruanischer Form, gut
tes Irdengeschirr mit sehr zierlichen Malereien und große Idol
herrschte in diesen Gegenden Sonnencultus: die Thüren der Wo
gen waren nach Osten gerichtet; dasselbe war auch noch weiter
abwärts in der Nähe der Mündung des R. Negro der Fall, wo
lana in einem Dorfe einen Sonnenaltar sah, auf welchem in
Relief ein Thurm mit zwei Thoren dargestellt war; auf beiden
befanden sich zwei rückwärtsschauende Löwen, auf dem Plat
stand der Tempel der Sonne, in welchem eine Menge schöner
mäntel aufbewahrt wurde (Oviedo XLIX, 3, L, 24). He
(VI, 9, 4) fügt diesen Angaben nur noch hinzu daß an den

nd Waden der gigantischen Idole von denen Orellana erzählte,
ber angebracht waren. Die Ausdehnung des Sonnencultus am
mazonas abwärts von den Omaguas hat zwanzig Jahre später
1561) Aguirre bestätigt: bei den unbekleideten cannibalischen Arna-
as fand er Tempel bei welchen die Bilder von Sonne und Mond
estellt waren, vielleicht als männliche und weibliche Gottheit (Si-
on I, 6, 24).

Ueber den Wohnsitz der Omaguas findet sich eine nähere Angabe
bei Acuña: dieser berichtet nämlich daß ihr Land von geringer
ite, aber 200 leguas lang sei und am Marannon abwärts sich bis
16 leguas von der Mündung des Putumayo erstrecke. Er nennt
Menge von Völkernamen die jetzt verschwunden sind, und seine
erkungen (667, 680) über den Handel der Curuzicaris mit vor-
lichem Töpfergeschirr, wie über die ausgezeichneten Holzschnitzereien
Caripunas und Zurinas (die ersteren von der Mündung des Ju-
stromabwärts, die letzteren beiden oberhalb der Mündung des R.
gro), deuten darauf hin daß sich die Cultur welche bei den Oma-
as bestand, wahrscheinlich von ihnen aus auch über andere Völker
Amazonenstrom verbreitet hatte; sie selbst aber sollen von einigen
iros gelernt haben die vor den Spaniern geflüchtet, zu ihnen ge-
mmen seien (658). Können wir nun zwar nicht daran denken daß
e Omaguas sich erst um die Zeit der Eroberung civilisirt hätten, so
gt doch in jener Angabe Acuña's ein vielleicht richtiger Hinweis
f die Gegend von welcher höhere Bildung zu ihnen gelangt ist. Die
rijos nämlich werden mit den Yumbos und mehreren anderen Völ-
n von Rodriguez (I, 6) als die Bewohner der Gebirge im Sü-
n von Popayan genannt, und Piedrahita (IV, 1) führt die Oma-
as selbst neben den Pijaos und Paezes als eines der drei Haupt-
lker von Popayan auf. Condamine erwähnt in jenen Gegen-
n ebenfalls ein Volk der Omaguas und findet es wahrscheinlich, daß
e vor den Spaniern die Neu Granada eroberten, geflohen, von dort
einem der südöstlich laufenden Ströme herabgezogen seien — dieser
cht freilich läßt sich kaum beistimmen, da sie schon vor der Mitte
s 16. Jahrhunderts am Marannon in großer Ausdehnung festsaßen
d die ältesten Berichte von solcher Einwanderung nichts mittheilen.

Die Omaguasyete, d. i. die wahren Omaguas, wohnten (nach
cuña) am oberen Putumayo, ein anderer Theil derselben am oberen

Yetau oder Yutay; Pater Girval setzt die Omaguas an die Ufer
Yapura (Vater, Mithrid. III, 2, 597). Nun heißt es zwar bei
Laet (Index capp. ad lib. XVII not.) daß nach Cevallos un
dem Namen der Omaguas mehrere verschiedene Völker zusammeng
faßt würden*, da indessen diese Behauptung ganz isolirt steht un
der eigentliche Name der Omaguas nach Acuña Aguas heißt, sind wi
vielmehr versucht (mit Vater a. a. O. 599) in allen den Völkern Ver
wandte von ihnen zu vermuthen, deren Namen dem ihrigen gleich ist
oder diesen als Bestandtheil enthält. Dahin gehören die Aguas welch
man zerstreut in Neu Granada, Venezuela und in den Ebenen de
Orinoco gefunden hat, namentlich in 10° n. B. und 305° L., 9° n
B. und 314° L., im Innern unter 4° s. B. und 305° L. (ebend.)
dann die Enaguas am Guaviare. Ferner nennt Herrera (IV
7, 6) zwischen Coro und Barquisimeto Axaguas, die vermuthlich m
den Achaguas identisch sind, welche Humboldt (ed. Hauff III, 3
neben den Guamos Guajibos und Otomaken als die Bewohner d
Ebene zwischen dem Apure Meta und Guaviare anführt. Piedr
hita (I, 2) bezeichnet die Achaguas in den Ebenen von S. Juan, sü
östlich von dem Hauptsitze der Muyscas, als das fähigste von all
Völkern Neu Granada's. Condaguas führt Oviedo (XXV,
an ohne ihren Wohnsitz näher zu bezeichnen. Die Capanaguas o
Busquipanes am rechten Ufer des Ucayale den Mayorunas benachb
(Maw 468), und die christianisirten Maraguas am Yutay (Her
don 247) sind vielleicht hierher zu rechnen, schwerlich dagegen
Yaguas bei Pebas am Marañon, welche ganz den Haarschnitt
Alt-Peruaner tragen (Maw 200) und sich für Nachkommen der
cas halten (Osculati 209); von Castelnau (V, 18) sind sie nä
beschrieben worden. Die Payaguas auf der Ostseite des Ra
(Lettres éd. II, 112), an welchem nach Veigl (99) durchgängig
selbe Sprache herrschte, gehörten mit den Omaguas zu den Völk
bei denen die Mission in der Zeit von 1683—1727 Eingang f
(Velasco III, 5, 10). Wenn de Angelis (Indice zu Guzm
XL) die Payaguas am Paraguay zu den Guarani zählt, so sche

* Im Gegensatze zu dieser Angabe behauptet Alcedo, die Omaguas s
das am weitesten verbreitete Volk in Amerika und sie führten in verschiedenen
genden verschiedene Namen, es gebe Omaguas in Venezuela, zwischen den F
sen Napo Curaray Putumayo und Negro wie am Marannon.

ine irrthümliche Angabe bei Hervas (s. Vater, Mithrid. III, 2, 489) und die Beziehung ihres Namens zu den Omaguas das Einzige zu ein, was sich für diese Ansicht geltend machen läßt, obwohl das Vorommen ihres Namens in so weit entlegenen Ländern eine merkwürige Thatsache ist, die zu weiterer Untersuchung auffordert.

Mit etwas größerer Sicherheit läßt sich die Verwandtschaft einiger nderen Völker zu den Omaguas nachweisen. Unter den Ucayales, ie sprachlich den letzteren sehr nahe stehen (Rodriguez VI, 5), sind vahrscheinlich die Cocamas zu verstehen, die nach Veigl (60) in rüherer Zeit am Ucayale zwölf Tagereisen von dessen Mündung lebten und deren Sprache er als dieselbe angiebt wie die der Omaguas; auch sollen sie ihre Herkunft selbst von diesen ableiten (Osculati 231). Rodriguez (III, 2), der sie von seinen Ucayales zu unterscheiden scheint, giebt sie am Huallaga an; Castelnau (IV, 455) fand Cocamas in Nauta, die früher in La Laguna gelebt hatten. Velasco (III, 5, 9) hält sie für ursprünglich verschieden von den Omaguas und glaubt daß sie sich erst seit 1680 mit diesen gemischt haben. Die Cocamillas sind eine Abtheilung desselben Volkes. Die Yurimaguas scheinen die Omaguas vom Yurua zu sein; wenigstens wohnten sie dort in früherer Zeit. Nach Pöppig (II, 384) wären sie von der Mündung des Madeira im 17. Jahrhundert von Portugiesen verdrängt, an den Huallaga gekommen, wo die Mission liegt die ihren Namen führt. Wenig wahrscheinlich ist daß sie die Omaguas zwar als Verwandte behandeln, zugleich aber eine völlig verschiedene Sprache reden sollten (Velasco III, 5, 19). Auch die Tocantins am gleichnamigen Flusse unter 5° s. B. sollen sprachlich zu den Omaguas gehören Vater a. a. O. 602). Endlich scheinen sich die vorhin erwähnten Juayupes den Omaguas anzuschließen, da die Culturstufe auf der e im 16. Jahrhundert standen, so ziemlich dieselbe war wie die der zteren; auch in den Otomaken hat Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 78) Verwandte derselben vermuthet.

Die Zusammengehörigkeit dieser Völker vorausgesetzt, ergiebt sich s Zweige des Omagua-Stammes im Flußgebiete des Meta und uaviare im Osten und Südosten das Land der Muyscas umgaben. mmt man hinzu daß die Omaguas ihrer Sage nach vom östlichen hange der Anden von Neu Granada über den Yapura an den Marnon gedrungen sind (Humboldt a. a. O.), so wird man geneigt

sein den Ursprung ihrer Cultur bei den Muyscas zu suchen. Als e
nicht uninteressanter Nebenumstand ist in dieser Hinsicht noch hervo
zuheben, daß zu der früher erwähnten menschlichen Statue mit la
nach hinten ausgezogenem Schädel, die man in Barra do Rio Negr
entdeckt hat, die Omaguas, da sie ihre Köpfe sowohl vorn als hint
abplatteten (Acuña 659) und die Völker verachteten welche dieß nich
thaten (Ulloa I, 329), eine ebenso auffallende Parallele darbieten wi
der bei Uricoechea (Tafel 2) abgebildete nach hinten lang gezogen
Schädel eines Eingeborenen der Provinz Velez in Neu Granada.
Nach Joaq. Acosta (222) herrschte diese Sitte der doppelten Ab-
plattung zwar nicht bei den Muyscas oder Chibchas, dem Culturvolk
von Neu Granada, wohl aber bei den ihnen benachbarten Panches.
Auch das Wenige was wir von dem religiösen Cultus der Omaguas
wissen, scheint jener Ansicht günstig zu sein.

Die Omaguas oder Campevas (d.i. Plattköpfe) zeichnen sich durc
hellere Hautfarbe und bessere Körperbildung vor den übrigen India
nern aus (Spix und Martius 1192). Noch Ulloa (I, 328f.) be
zeichnet sie nebst den Yurimaguas als die fähigsten und cultivirteste
unter den Eingeborenen dieser Länder: die letzteren bildeten eine A
von Republik, beide waren seßhaft, führten kein ausschweifendes Leb
und hatten Beamte welche die öffentliche Ordnung aufrecht hielte
noch jetzt sind sie stolz auf ihre Nationalität und zeigen sich gebild
in ihrer Sprache (Velasco III, 5, 6), doch scheinen sie beträchtlich g
sunken zu sein in Folge der räuberischen Einfälle welche die Portug
sen seit 1641 von Gran Para her gegen sie ausgeführt haben. D
erdichtete Beschuldigung des Cannibalismus mußte es rechtfertig
daß sie viele von ihnen in die Sklaverei fortschleppten. Trotz tapfe
Widerstandes bemächtigten sich jene allmälich des Landes bis z
R. Negro und drangen im Jahre 1710 vermöge eines massenhaf
Angriffes auf die Missionen von dort noch um 8° weiter nach Wes
vor; ein ähnlicher Ueberfall im Jahre 1732 wurde dagegen abgesch
gen (ebend. 12, Rodriguez VI, 5). Ueberhaupt finden sich j
am Amazonenstrome nur noch schwache und stark veränderte R
der alten Bewohner und von den vielen von Acuña als mächtig g
nannten Völkern keine oder kaum noch eine Spur (Spix u. M. 102
Noch gegenwärtig stehen zwar die Indianer in diesen Ländern etw
höher als in Süd Brasilien (Wallace 476), aber ihre Kunstfert

keiten, die von Alvellos aufwärts zunehmen (Spix u. M. 1154, 1171), erstrecken sich nicht hinaus über die Verfertigung ihrer Geräthe und Waffen, Töpferarbeit, geschicktes Pfeilschießen und Fischen (vgl. Spix und M. 1023), den Bau von Kähnen und dergleichen (W. H. Edwards 16 f.). Am unteren R. Negro namentlich liefern sie Schooner zum Flußhandel von einem Gehalte bis zu 200 Tonnen, zu deren Herstellung sie sich nur des Beiles und Hammers bedienen (Wallace 236).

Die Cocamas haben ziemlich dicken viereckigen Kopf, doch, wie es scheint, ohne künstliche Verunstaltung desselben, große Augen, dicke und ziemlich platte Nase und wulstige überhängende Oberlippe; die Hautfarbe ist gelbbraun (Osculati 231). Der perückenartig in die Höhe stehende Haarwuchs der bei ihnen bisweilen vorkommt (Pöppig II, 450), erinnert an die Mischlingsraçe der Cafusos (vgl. Spix und M. 215). Sie sind muthig und kriegerisch, von großem Unabhängigkeitssinn und bedeutender Bildungsfähigkeit, doch haben sie in manchen Dörfern die von den Missionären eingeführten Einrichtungen und christlichen Cultus später freiwillig beibehalten (Pöppig II, 403). Bei Unanue (num. 78) werden sie als ziemlich barbarisch beschrieben.

Die Otomaken zwischen dem Apure und Sinaruco werden von Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 555) als häßlich und versunken, von Depons (148) weit vortheilhafter geschildert. Sie haben durch ihr Erdeessen eine gewisse Berühmtheit erlangt, so wenig ausschließlich ihnen auch dieß eigen ist, denn es herrscht, wenn auch in geringerer Ausdehnung, z. B. auf den kleinen Antillen bei allen Klassen der Bevölkerung (du Tertre II, 375, Labat I, 1, 149), im Sertão und am Amazonenstrome (Spix und M. 327, 1081), wurde in Maynas selbst an manchen Thieren beobachtet (Pöppig II, 452) und ist überhaupt eine sehr weit verbreitete Erscheinung (Näheres bei Humboldt, Ansichten der Nat. I, 231 und Heusinger, die Geophagie). Die Otomaken verzehren täglich ohne Nachtheil 3—4" dicke Kugeln von fettem, etwas gebranntem Letten, der einige Zeit im Jahre sogar ihre einzige Nahrung ausmacht (Humboldt). Gumilla (11) erzählt von ihnen daß sie vor dem Aufgange der Sonne immer ihre Todten zu beweinen pflegten, daß dann der Häuptling die Geschäfte des Tages an die Einzelnen vertheilte und daß sie den Feldbau gemeinsam trieben: vielleicht dürfen wir daraus schließen daß sie in früherer Zeit etwas höher stan-

den als jetzt. Ihre jungen Leute werden mit alten Weibern verheirathet, nach deren Tode mit jungen Mädchen (Hartsink 32). Ihren Ursprung sollen sie von ein paar Felsblöcken herleiten (Gumilla

Schon Vater ist die Namensähnlichkeit der Omaguas mit den Omaguacas aufgefallen, welche bei de Laet (XIV, 12) als ei reiches und einigermaßen cultivirtes Volk mit großen Lamaherden und selbstgewebten Wollenkleidern nördlich von Jujuy erwähnt werden. Lozano (119, 192) giebt sie 18 leguas von letzterer Stadt entfernt an, die sie zweimal zerstörten (Charlevoix I, 290), und als Nachbarn der Chiriguanas. Bei der Verwandtschaft der Omaguas zu den Guaranis und ihrer weiten Verbreitung nach Norden, würde es wenig auffallend sein einen Zweig derselben auch im Süden in Tucuman wieder zu finden, wenn sich diese Annahme aus anderen Gründen als aus einer bloßen Namensähnlichkeit empfehlen sollte. Amajuacas oder Amahuacas (Omaguacas) finden sich neuerdings unter den Wanderstämmen in der Gegend von Sarayacu, zwischen dem Flusse Cuja und dem Ucayale (Herndon 209, 469) und 3 Tagereisen östlich von letzterem am Tawaya; ihre Sprache gehört wie die mehrerer anderen Völker des Ucayale, der Conibos, Cachibos, Sepibos u. a., zu dem Stamme der Panos welche vom Huallaga herübergekommen sind (Castelnau IV, 377, 387, 396, 450); von den Panos aber*, die mi den Manoas und Setebos ein Volk bildeten, sagt Skinner (I, 364 II, 96 ff.) daß sie mit den Omaguas und Cocamas seit langer Ze „durch die Bande des Blutes verbunden" seien. Mehrere Stämme des Ucayale platten gleich den Omaguas den Kopf vorn und hinte ab (Herndon 203), wie dieß Unanue (num. 78) von den Eingborenen der Pampas del Sacramento und von den in den Andes lebenden bemerkt hat. Wir sehen ferner merkwürdiger Weise auch den Namen der Juris die am Solimoes zwischen dem Putumayo und Japura sitzen, (Wallace 510, auch Vater a. a. O. 612 nennt sie do nach P. Girval) in Tucuman wiederkehren, und zwar in Verbindung mit dem der Diaguites. Jene nördlichen Juris sind den Passé am unteren Japura stammverwandt, einem Volke das in Gesichtszügen und Körperbildung sich gleich den Omaguas vortheilhaft vor de anderen eingeborenen Stämmen unterscheidet und dem kaukasische

* Näheres über sie im letzten Abschnitte.

Typus nähert, während es zugleich in sittlicher und religiöser Bildung auf einer entsprechend hohen Stufe zu stehen scheint (Spix und Martius 1204 ff., 1237). Von den Juries und Diaguitas in Tucuman hören wir daß sie wie ihre nördlichen Nachbarn, die Omaguacas, selbst gesponnene und gewebte Wollenkleider trugen (de Laet a. a. O.), daß baumwollene und andere Zeuge ihnen als allgemeines Tauschmittel dienten, daß sie außer Lamas auch zahme Strauße und Hühner hielten (Herrera VIII, 5, 8 f. und 11). Die ersteren lebten in alter Zeit am Salado, wo die Spanier in der Gegend von Salta und Calchaqui bei ihrem ersten Eindringen (1543) eine starke Bevölkerung fanden, die gut bekleidet und reichlich mit Lebensmitteln versehen war (Guzman I, 4, II, 6). Die Diaguitas im südlichsten Theile von Tucuman* verehrten die Sonne in Tempeln und glaubten daß die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge als Planeten, die der anderen Menschen als Sterne an den Himmel versetzt würden (Charlevoix I, 103). Nach Herrera war die Diaguita-Sprache allgemein bei den Eingeborenen von Tucuman, obwohl es neben ihr noch vier andere Sprachen gab. Vater (Mithrid. III, 2, 438) hat deshalb vermuthet daß sie ein Zweig des Guarani sei, und auch dieß würde wie das Meiste was uns von den genannten Völkern bekannt ist, wohl damit zusammenstimmen daß sie mit den Omaguas verwandt sind. Es kann nicht unsere Absicht sein die Fäden durch welche wir diese Völker miteinander verknüpft haben, für stärker und haltbarer auszugeben als sie sind; nur einen Fingerzeig für weitere sprachliche Untersuchungen können sie geben, der bei der Dunkelheit des Gegenstandes willkommen sein muß.

Wir können die Abschweifung nach Westen zu der uns die Verfolgung der ethnographischen Verhältnisse geführt hat, nicht schließen ohne zu bemerken, daß es in Rücksicht der höheren Culturstufe auf welcher die Omaguacas Juris und Diaguitas in Tucuman standen, am nächsten liegt an peruanische Einflüsse zu denken, denn der westliche Theil dieses Landes, dessen Inneres ganz culturlose Höhlenbewohner inne gehabt haben sollen, stand zur Zeit seiner Entdeckung unter der Herrschaft der Incas (Charlevoix I, 206 ff.). Aus Chacó, dessen Name aus dem Quichua stammt — das Wort chacú bezeichnet die großen

* Alcedo giebt sie im westlichen, die Juries im östlichen Theile von Tucuman an.

Herden von Guanacos und anderen Thieren, die zur Jagd zusammen getrieben wurden (Zarate, Garcilasso VIII, 17, Guevara II 12, p. 157) — sollen die Incas schon vor der Ankunft der Spanier Gold und Silber bezogen haben, und nach derselben wurde es ein Zufluchtsort vieler eingeborenen Peruaner, die sich, wie erzählt wird, namentlich auf einer Insel in dem See der Xarayez am Paraguay niederließen, daher diese Gegend Puerto de los Reyes oder Puerto de los Orejones genannt wurde (Charlevoix I, 218 f.); auch den Namen des irdischen Paradieses (Paraiso terrenal) hat man ihr beigelegt.

Die ersten Nachrichten über dieses Land stammen von Cabeza de Vaca (576 ff.). Er fand am Paraguay unter 19° s. B. das Volk der Guaxarapos*, weiterhin an dem sogenannten Xarayez-See die Sococies, Xaquetes oder Xaqueses und Chaneses, und erzählt von den Bewohnern dieser Gegenden, daß sie Mais und Mandiocca bauten, Hausgeflügel hielten und wie die weiter im Innern Idole hatten, doch nur von Holz; er fügt hinzu, sie seien mittelgroß, gingen ganz unbekleidet und man nenne sie Orejones, weil ihre durchbohrten Ohrlappen ihnen fast bis auf die Schultern hingen. Jenseits der Sümpfe und Seen lebten die Xarayes, 60 leguas im Norden von den Orejones; diese trieben ebenfalls Landbau und Hühnerzucht, standen aber höher in materieller Cultur, denn sie trugen große baumwollene Kleider, die von ihren Weibern verfertigt wurden. Guzman (I, 4) theilt von diesen Jarayes (Sarabes bei Guevara II, 6) weiter mit daß sie unter einer wohlgeordneten, im Wesentlichen republikanischen Verfassung lebten, an deren Spitze der Manés als Oberhaupt stand, und daß sie, obgleich wenig kriegerisch, doch bei allen Nachbarvölkern hochgeachtet waren; Diebstahl und Ehebruch wurden bei ihnen vom Häuptling gestraft und als Beweis ihrer großen Rechtlichkeit wird angeführt daß Irala (1546) sein ganzes Gepäck 14 Monate lang ihnen überließ und bei der Rückkehr von seinem Zuge nach Nordwesten Alles unversehrt zurückerhielt. Als ihre Feinde im Norden werden Guarani angegeben, welche demnach sich bis in's Quellgebiet des Paraguay aus-

* Diese sind, wie Azara sagt, von den Spaniern Guachis genannt worden und haben ihren Wohnsitz nie verlassen. Ihre geringen Reste — sie sollen in Folge künstlicher Fehlgeburten fast ausgestorben sein — fand noch Castelnau (II 467) in der Umgegend von Miranda am Flusse Mondego.

gebreitet zu haben scheinen. Schmidel (156 ff.) erzählt von damastähnlichen Baumwollenzeugen, in welche Hirsche und andere Thierfiguren eingewebt waren, und von Goldsachen bei den Scherues, unter denen wahrscheinlich die Xarayes zu verstehen sind, denn er giebt die Namen fast durchgängig in sehr verstümmelter Form und nennt die Scherues ein großes, weit verbreitetes Volk das von einem Könige beherrscht werde; für die große Ausdehnung der Xarayes aber spricht der Umstand daß Hern. de Ribera der vom Puerto de los Reyes nach Westen ging ebenfalls auf dieses Volk stieß, doch erst nachdem er das Gebiet der Perobazaes passirt hatte (Cabeza de V. 598). Er selbst und sein Bruder Fr. de Ribera fanden in den Ländern westlich und nordwestlich vom Xarayes-See, also nach Peru hinüber, eine materielle Cultur die sie in Erstaunen setzte, und wenn manche der von ihnen zurückgebrachten Nachrichten auch zu abenteuerlich lauten um glaubhaft zu sein (vgl. auch Guzman II, 3, Guevera I, 11, Charlevoix I, 136), so scheint sich doch mit einer gewissen Sicherheit daraus schließen zu lassen daß diese Länder in jener Zeit mit in den Kreis peruanischer Cultur gezogen worden waren. Dafür spricht vor Allem auch der Umstand daß Irala zur Umkehr auf seinem Zuge durch einen Brief Gasca's von Peru her genöthigt wurde, der ihm weiter vorzudringen verbot, da sich daraus ergiebt daß er Länder durchzogen hatte die den Peruanern wohl bekannt waren. Wir haben daher keine Ursache Schmidel's (164, 198) Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen, wenn er von großen Städten der Orthuesens (Urtueses) und einheimischen Schafen erzählt die als Zugvieh gebraucht und gesattelt würden wie unsere Pferde. Daß er freilich (220) den Punkt der Umkehr 372 leguas nördlich von Asuncion angiebt, ist schon deshalb unmöglich, weil er hinzusetzt daß von dort vier Spanier über Potosi nach Lima gegangen seien; wir können uns vielmehr jenen Punkt höchstens unter 13—15° s. B. denken, am Guapay (Mamore) wo Irala zu den Sembicosis kam (Charlevoix I, 166), welche unter dem Namen der Samocosis als Nachbarn der Chiriguanas und als ein zu Peru gehöriges Volk jenseits des Guapay bei Guzman (III, 11) angeführt werden, und es wird dadurch wahrscheinlich daß auch die Cultur welche Cabeza de Vaca und andere bei den Xarayes gefunden hatten, peruanischen Ursprunges war.

Gehen wir der Ostgrenze des Incareiches, die jedoch schwerlich über-

all zugleich auch die Grenze seines Einflusses war, etwas weiter nach, so findet sich Folgendes. Im Süden von Tucuman in S. Jago del Estero spricht die Masse der Bevölkerung noch jetzt Quichua (Sarmiento in N. Ann. des v. 1853 p. 302), nicht aber in Rioja (French in J. R. G. S. IX, 399). Die Gegend von S. Miguel del Tucuman gehörte zum Theil noch zum Incareiche (Guzman III, 12), dessen Sprache bei der Mestizenbevölkerung eines Theiles von S. Jago nördlich vom R. Dulce und in Chilque unter 29° 10′ (auf der Straße von Cordova nach S. Jago) herrscht, während sie sonst im Süden jenes Flusses nicht verstanden wird; auch in Tucuman Salta und Jujuy wird nicht Quichua gesprochen (Page 357). Zwischen dem Bermejo und Pilcomayo lebten nur der Cordillere zunächst „Leute von Peru die das Land bauten“, die Churumatas (gente labradora de los del Peru), Nachbarn der Chiriguanas, gleich den Peruanern in Wolle gekleidet, mit dem Graben des Silbers und mit dessen Verarbeitung zu Schmucksachen beschäftigt, und Aymara-redende Chichas Orejones welche die Minen für die Incas bearbeiteten und die Gebirgsvölker unterwerfen sollten (Lozano 53, 72, 164). Vielleicht darf die lange, 1½ Meter dicke Mauer aus wechselnden Lagen von Kieseln und Platten ohne Mörtel, aber genau aufeinander passend, welche Weddell (bei Castelnau VI, 230) östlich von Tarija fand, auf diese peruanischen Indianer zurückgeführt werden. Im Norden des Pilcomayo bilden Quichuas und Quichua-Mischlinge den Hauptheil der Bevölkerung von Sauces und Pomobamba (Weddell a. a. O. VI, 67, 97). Ebenso herrscht in der Stadt und dem ganzen Gebiet von Cochabamba das Quichua, während in dem von Valle grande wie in S. Cruz de la Sierra neuerdings wenigstens nur spanisch gesprochen wird (Viedma a, 46, 261, 308). Nicht weit westlich von letzterer Stadt ist der Punkt (côte de l'Inca) bis wohin die Incas ihre Eroberung ausgedehnt hatten, wie man sagt, als sie die Nachricht von der Ankunft der Spanier erhielten. Die Quichua-Sprache, die in Chuquisaca und dessen Umgebung allgemein verbreitet ist, begann in dieser Gegend, wo sich beim Dorfe Samaipata noch alte Baureste finden (Castelnau III, 273 ff., 282, 300).

Diese weite Ausdehnung des altperuanischen Reiches nach Osten und Südosten, dessen Grenzen nur von den Chiriguanas in diesen Gegenden durchbrochen worden zu sein scheinen — Dobrizhoffer (II,

169) erwähnt sogar in Paraguay Indianer die Quichua reden —, läßt es als wohl annehmbar erscheinen daß peruanische Orejones am Xarayes-See saßen, obwohl sie von manchen Schriftstellern ganz in's Reich der Fabel verwiesen worden sind (de Angelis im Indice zu Guzman, LX). Indessen versichern die Lettres édif. (II, 166) nicht unglaubhaft, daß sie durch die Mamelucken (Portugiesen-Mischlinge), die diese Länder so oft plündernd und raubend durchzogen haben, schon frühzeitig aufgerieben worden seien. Spätere Berichterstatter, wie schon Guevara (geb. 1720, II, 6) erzählen nur noch von Guajarapos zur Rechten und von Guatos zur Linken unweit der Insel der Orejones (Guzman II, 3 macht etwas abweichende Angaben über ihre Sitze), und Castelnau (II, 372, III, 10, 13) beschreibt dort und am unteren Cuyaba nur die letzteren als friedliche furchtsame Menschen, die meist portugiesisch reden und unter erblichen Häuptlingen stehen; sie sind von schönen Zügen und europäischem Aussehen, demnach wohl größtentheils Mischlinge, haben meist langen Bart und behaarte Glieder, gebogene Nase und gerade geschlitzte Augen, doch etwas krumme Beine, da sie viel im Kahne sitzen. Indessen ist zu beachten daß die Anwesenheit peruanischer Orejones am Xarayes-See allerdings dadurch wieder zweifelhaft wird, daß Cabeza de Vaca nicht sowohl bei diesen Orejones die er ganz unbekleidet schildert, als vielmehr erst weiterhin bei den Xarayes Spuren einer höheren Cultur gefunden hat, daß er nur ihre lang herabhängenden Ohren, nicht ihre peruanische Abstammung als Grund jener Benennung angiebt, und daß eben dieser Name von den Spaniern auch anderwärts öfter Völkern beigelegt worden ist, die mit dem altperuanischen Adel nicht die Abstammung, sondern nur die Sitte einer auffallenden Verlängerung der Ohren gemein hatten*, woran sich dann häufig die Vermuthung knüpfte welche jenem kleinen Volke des Xarayes-See's zu seiner Berühmtheit verholfen zu haben scheint, daß sie von peruanischem Ursprunge seien. Lassen wir die apokryphen Orejones bei Seite von denen W. Raleigh in Verbindung mit den Sagen über El Dorado erzählt, daß sie einst an den Orinoco gekommen seien und dort eine große Stadt gebauet hätten (Coreal II, 217), so fand noch neuer-

* Dieselbe Sitte hat Castelnau (II 28) in diesen Gegenden neuerdings bei den Apinages am linken Ufer des Tocantins oberhalb seiner Vereinigung mit dem Araguay gefunden. Sollten diese die alten Orejones vom Xarayes-See sein?

dings Osculati (209 ff.) ein Volk der Orejones von kleiner Statu mit großen Köpfen und lang ausgezogenen Ohren am linken Ufer d Marannon von Pebas bis nach Tabatinga hin. Sie haben viereckig Gesicht und dicke Lippen (Villavicencio 174) und sind auch i Osten des mittleren und unteren Napo verbreitet. Während indess von ihren Nachbarn in Pebas und S. Jose, den Yaguas, deren Typu von dem der Bewohner des Napo ganz verschieden ist (sie sind ziemli hellfarbig und mehr gelblich als die südlicheren Völker, haben lan gebogene, doch an der Spitze breite Nase) manches erzählt wird d auf einen Zusammenhang mit den Inca-Indianern hinweist (s. obe p. 428), finden wir von jenen Orejones nichts dieser Art berichtet.

Man kann nicht erwarten daß die 387 Völker welche Warde (L'art de vérif. les d. XIII, 120) oder die 245 welche Martius (a in Brasilien nennt, sämmtlich zu dem Stamme der Guaranis geh ren sollten; vielmehr sind eine Menge von Stämmen welche zu dies keine nachweisbare Verwandtschaft haben, zwischen sie hineingesch ben. Wir führen von ihnen zunächst die Coropos Coroados u Puris an, die alle drei ähnliche Sprachen reden (v. Eschwege 125, 165, Pr. Max. a, I, 129) und fast sämmtlich zu den domesticirt und festsässigen Indianern gehören (Burmeister 206). Ihre Z sammengehörigkeit untereinander läßt sich indessen nur als zweifelh betrachten, da ihre Gesichtsbildung beträchtlich verschieden ist und sp tere Mischung leicht den Schein einer Sprachverwandtschaft herbei führt haben kann, die ursprünglich vielleicht fehlte: die Puris s nämlich von den Botokuden gedrängt, aus dem Innern gekomm und haben die vor den eindringenden Europäern fliehenden Corop und Coroados wieder gegen die Küste hin zurückgeschoben (ebend. 26 Spix und Martius (375 ff.) geben zwar an daß diese drei Völ im Aeußeren nur wenig verschieden, klein oder mittelgroß und unt setzt seien, mit kurzen und dünnen Beinen, schiefer Augenlidspal kurzer und etwas platter Nase, dagegen hat schon v. Eschwege (16 die Verschiedenheit der Coroados von den Puris und die oft ächt i dische Physiognomie der ersteren hervorgehoben. Ihre Nase ist herv ragender mit nur schwach gewölbtem Rücken, ihre Lippen viel schm ler und weniger aufgeworfen, und sie gleichen im Ganzen mehr d Indianern von Nord Amerika, während die Puris mehr mongol ähnlich sind (Burmeister 246, 260). Pr. Maximilian (a, I, 1

schildert die Puris 5′ 5″ groß, meist untersetzt und fleischig, gewöhnlich mit kurzer und breiter, bisweilen auch kleiner gebogener Nase und öfters schief geschlitzten Augen; der Kopf ist dick und rund. Housselle beschreibt den Puri-Schädel ebenfalls als ziemlich rund; der Stirntheil ist mehr zusammengedrückt als das Hinterhaupt, die sinus frontales stark entwickelt, die glabella breit und tief, die Schläfengegend sehr hohl, der Gesichtswinkel beträgt 70°; die Augen stehen weit voneinander ab, sind etwas schief gestellt und haben große Höhlen; die Nase ist etwas platt und weit geöffnet, das Geruchsorgan stark entwickelt; die Jochbeine stehen weit ab, der Zahnrand, namentlich der obere, ist schmal. Aus der Sittenschilderung dieser Völker welche namentlich v. Eschwege (I, 106 ff.) gegeben hat, verdient hervorgehoben zu werden daß die Puris in Krankheiten von Schwitzbädern Gebrauch machen, und daß bei den Coroados das Haupt der Familie in kauernder Stellung in einem großen länglichen irdenen Topfe begraben zu werden pflegt, zwei Eigenthümlichkeiten die sich bekanntlich an den entlegensten Orten von Amerika bei den Eingeborenen gleichmäßig wiederfinden. Der erlegte Feind wird von den Puris nicht selten verzehrt (Pr. Max. a, I, 162). Die Reste jener Völker finden sich gegenwärtig an verschiedenen Orten der Provinz Rio de Janeiro zerstreut, namentlich Puris, die sich zur Arbeit den Weißen vermiethen (Castelnau I, 138). v. Martius (a,) giebt den Wohnsitz der letzteren zwischen dem Paraiba und dem Fluß Espirito Santo im Innern an. Coroados werden in verschiedenen Gegenden des tieferen Innern genannt; wahrscheinlich gehören sie verschiedenen Völkern an, da mit diesem Namen, der ethnographisch bedeutungslos ist, insgemein alle die Eingeborenen bezeichnet zu werden pflegen, welche die bei den Tupis schon erwähnte Sitte hatten sich eine Art von Tonsur zu scheren. Daher giebt v. Martius (a, Anh. 6, 8, 11) an daß sie theils Goytacazes, theils Cahans, theils Bororos seien. Die Goaytacases oder Uëtacas, von denen die Indianer von S. Lourenzo bei Rio de Janeiro stammen, wohnten hauptsächlich im Süden des unteren Parahyba und wurden in späterer Zeit theils ausgerottet theils unterjocht. Ihre Sprache war vom Tupi (nach Lery) völlig verschieden, obwohl sie von Völkern dieses Stammes umgeben waren (Pr. Max. a, I, 37, 119), und ihr Zusammenhang mit den Coroados dieser Gegenden scheint nur wenig sicher zu stehen (ders. b, 38), so po-

fitiv er auch öfters ausgesprochen worden ist (Feldner I, 38 u.
A.). Die Bororos sind, wie wir oben schon angeführt haben, ei
Guaranivolk, nur muß man nicht mit Rengger (Reise 322) aus d
Tonsur der Coroados dieß schließen zu dürfen glauben. St. Hilair
(V. aux sources I, 42) bemerkt daß die Coroados der Provinz S
Paulo und am Curitiba leiblich und sprachlich ganz verschieden sei
von denen des R. Bonito, die er als sehr häßliche und kleine, dumm
und apathische Menschen mit dicken Köpfen und kurzem Hals beschreib
(V. dans l'Intérieur I, 38) und nicht minder von den Coroados od
Cavaris in Matto grosso. Castelnau (II, 372) hat am link
Ufer des Cuyaba ebenfalls Coroados angegeben, die er für identis
hält mit den Cherentes.

Dieß führt uns zu den Völkern des oberen Araguay und Toca
tins. Im Quellgebiete des ersteren leben die jetzt stark zusammeng
schmolzenen Cayapos, welche dieselbe Sprache reden wie die weit
nördlichen Gradahos (Castelnau II, 114). Sie sind groß und woh
gebildet, von röthlich brauner Farbe, rundem Kopf und rundem bre
tem Gesicht mit breitgedrückter Nase, stark aufgeworfenen Lippen un
großem Munde (Pohl I, 204, St. Hilaire V. aux sources II, 106
Seit 1780 sind sie unweit Villa boa angesiedelt, wo sie unter Au
sicht von Soldaten Ackerbau treiben (ebend. 96 ff.). Ob die Cayapo
die in Quito genannt werden (Villavicencio 168) zu ihnen in i
gend einer Beziehung stehen, ist unermittelt. Chavantes und Ch
rentes oder Xerentes, diese am rechten, jene an beiden Ufern des T
cantins von Boa Vista an nach Süden, reden untereinander ve
wandte Sprachen und gehören mit den Orajoumopres, Norocoaj
und Crainkas zusammen (Castelnau I, 352, II, 115). Die Ch
vantes sind kupferroth mittelgroß und muskulös, haben rundes G
sicht, abgerundete Nase und enggeschlitzte Augenlider; Augenbraue
Bart und Körperhaar reißen sie aus (Pohl II, 165). Nördlich vo
der Stadt Goyaz sind sie zu festen Niederlassungen bewogen worde
aldeïfirt (in Carretão und Salinas), doch entlaufen sie häufig wied
in die Wälder (Castelnau I, 350, 372). Als Kinder dorthin g
bracht, legen sie ihre früheren Sitten ab, gehen bekleidet, lernen de
christlichen Cultus und reden nur portugiesisch. In Folge treulos
Behandlung verließen sie die Aldeen wieder und wurden die heftigste
Feinde der Weißen, doch haben sich Spuren früheren Christenthum

auch bei denen erhalten welche in die Wildniß zurückgekehrt sind (Pohl II, 31, 161 ff.). Kleiner, aber von angenehmeren Formen sind die Carajas am Araguay die bisweilen bis nach Salinas hinaufgehen; sie theilen sich in die drei Stämme: Carajahis, Chambioas und Javahais, welche letzteren tiefer im Inneren leben (Castelnau I, 373, 433, ebend. p. 436 ff. werden die Chambioas ausführlich geschildert). Am rechten Ufer des Tocantins oberhalb seiner Vereinigung mit dem Araguay leben die Gavioês („Raubvögel", portugiesische Benennung) und weiter südlich die Caracatis, am linken Ufer die Apinagés, die zwar ganz unbekleidet, doch sehr betriebsam und fleißig sind, mit ihrem Landbau die Bevölkerung von Boa Vista ganz ernähren und als Ruderer Dienste nehmen. Zu ihnen gehören auch die Carahos (ebend. II, 11, 28, 41, Pohl II, 189). Unter letzteren scheinen die Crahãos (Crans) oder Macamecrans verstanden werden zu müssen, von denen es bei Pohl (II, 215) heißt daß sie den Poracramecrans von Cocal grande sowohl physisch wie sprachlich sehr ähnlich seien. Diese letzteren sind von braungelber Farbe und ein wenig aufgeworfenen Lippen, sonst aber regelmäßigen, oft selbst schönen Zügen. Es werden ihnen viele treffliche Charaktereigenschaften nachgerühmt (ebend. 191 ff.). Besonders bemerkenswerth ist daß sie das höchste Wesen Turpi (Tupi, Tupan) nennen, ein Wort das freilich ebenso wohl später eingeführt als ihnen ursprünglich eigen sein kann. Die verschiedenen Horden der Crans an beiden Seiten des Tocantins, von denen Castelnau merkwürdiger Weise nicht eingehend gehandelt hat, gehören nach v. Martius (a, Anh. 12) wahrscheinlich zu den Völkern des Gez-Stammes, welche nebst den Bus seit alter Zeit im nördlichen Theile von Maranham und westlich von dort am unteren Tocantins wohnen (Spix u. M. 925). Castelnau (II, 117) nennt am Tocantins unterhalb der Mündung des Araguay die Jundiahis auf dem westlichen und die sehr hellen Jacundas auf dem östlichen Ufer.

Gehen wir vom Tocantins nach Westen zum Tapajoz hinüber — denn die Völker des Xingu sind fast ganz unbekannt —, so haben wir im äußersten Süden, jenseits seines Quellgebietes in den Ebenen zwischen Diamantino und der Stadt Matto grosso die Paresis, Parecis oder Parexis zu nennen (de Flores 9, Castelnau II, 306). Am rechten Ufer des Arinos folgen dann (abgesehen von den Guara-

nivölkern die schon früher angeführt werden mußten) die Rabicu-
ras und Parabitatas, am linken Ufer die Jahuariti (ebend. III,
100 und das Namenverzeichniß p. 116), am mittleren Tapajoz die
Parentitins. Das Volk das den Namen des Flusses selbst führt,
die Tapajos, sollen aus Hoch-Peru eingewandert sein (ebend. III, 109),
obwohl die Sitte die Köpfe der Feinde mit neuen Augen zu versehen
und sie getrocknet als Trophäen aufzubewahren (W. H. Edwards
11) von ihrer Rohheit Zeugniß giebt. Zwischen dem unteren Tapajoz
und Madeira — nach Osculati (262) selbst noch östlich von erste-
rem Flusse — lebte das große Volk der Mundrucus, nach der Mün-
dung desselben hin mit Arupas gemischt (Castelnau III, 106), und
ihm benachbart das der Mauhe, Mahue oder Mawe, nach Spix
und Martius (1051) im Süden jener, nach Castelnau (I, 306)
in der Nähe der Mündung des Tapajoz. Beide werden für verwandt
gehalten und namentlich die ersteren hat man zu den Tupis zählen
wollen (Spix u. M. 1317, 1339), doch kann dieß noch nicht für aus-
gemacht gelten. Die Mundrucus, jetzt Bundesgenossen der Portugie-
sen, sind gleich den Muras in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts
als gewaltige Eroberer im Thale des Amazonenstromes aufgetreten
(Handelmann 285). 15—20000 Mann stark und sehr kriegerisch,
sind sie der Schrecken aller Nachbarvölker. Sie haben eine sehr entwi-
ckelte militärische Verfassung. Durch Einschneiden einer Kerbe in ein
Holz verpflichtet sich der Einzelne zur Theilnahme am Kriege. Der
Häuptling, welcher in Kriegszeiten Gewalt über Leben und Tod hat,
mischt sich nicht mit in den Kampf, sondern bleibt hinter der Schlacht-
ordnung um von dort aus seine Befehle zu ertheilen. Ihre Trophäen
sind die getrockneten und verzierten Köpfe der Feinde, die sie nebst de-
nen ihrer Eltern vor der Wohnung aufstellen; die Kriegsgefangenen töd-
ten sie indessen nicht, sondern nehmen sie in ihren Stamm auf (Mar-
tius a, 28, 47, Herndon 314 f., Osculati 262, Spix und M.
1314). Sie gehen ganz unbekleidet, sind groß muskulös und von
sehr heller Farbe, tättowiren sich linienförmig am ganzen Körper mit
einer Art von Kamm der aus den Dornen einer Palme besteht (ebend.
1310, Herndon 314), und sollen sogar das einzige Beispiel eines
vollkommen tättowirten Volkes in Süd Amerika sein (Wallace 516).
In jedem Dorfe ist eine Art von Arsenal oder Festung wo die Krieger
die Nacht zubringen. Die einzelnen Wohnungen, 6 Klafter weit und

4 Klafter hoch, sind mit zwei 4' hohen Thüren und einer Oeffnung in der Kuppel versehen, solid gebaut und wasserdicht, gleich denen mehrerer Völker am Japura (Spix u. M. 1217). Wo man sie zu festen Ansiedelungen bewogen hat — verkehrte Maßregeln verhindern daß es allgemein geschieht —, bauen sie fleißig das Land und erzeugen eine große Quantität Farinha zur Ausfuhr (1338). Kranke die für unheilbar gelten, erschlagen sie aus Mitleid (1310); jeder Todesfall der nicht durch allmäliche Entkräftung eintritt, gilt ihnen als eine Wirkung der Zauberei (Osculati 262). Die Mauhes sind stark und wohlgebildet, von ziemlich dunkler Farbe, ohne Tättowirung, ein großes betriebsames und fleißiges Volk (Spix u. M. 1318, 1051, Herndon 317). Ihre Weiber sind sittsam und züchtig, was sich von denen der Mundrucus nicht sagen läßt (ebend. 319). Sie begraben ihre Todten in kauernder Stellung, die Leichen der Häuptlinge aber werden ausgetrocknet und aufbewahrt (Spix u. M. 1319, ein Beispiel ihrer Poesie ebend. 1316).

Am linken Ufer des Madeira in der Nähe der Fälle unter 9° s. B. leben die Pamas, welche sich vor ihren Nachbarn durch sehr viel hellere Haut auszeichnen (Castelnau III, 135; Verzeichniß der Völker des Madeira ebend. 150, derer am Purus V, 91 ff., derer am Jutay und Jurua ebend. 85 ff.).

Die Muras, früher am Madeira, sitzen im Mündungslande des R. Negro und am Purus, vorzüglich auf dessen Südseite. Sie sind ziemlich bärtig und ein wenig kraushaarig, leben meist nur unter einem Dache das sie auf Pfähle stellen und sind hauptsächlich Fischer, fast ohne Landbau (Wallace 511 f., Osculati 239, Spix u. M. 1073). Wie die Mauhes bedienen sie sich einer Art von Schnupftabak als berauschenden Mittels. Hat ein Mädchen mehrere Bewerber, so pflegen diese um ihren Besitz miteinander zu kämpfen (ebend. 1074). Kindermord von Seiten der Mütter soll bei ihnen häufig sein (Herndon 278). Aufwärts am Purus folgen alsdann die kleinen Pamouirís, wie sich selbst, oder Purupurús, wie sie von Anderen wegen einer ihnen eigenthümlichen Hautkrankheit genannt werden. Sie haben weder Hängematten noch Kleidung, weder Bogen noch Blasrohr, sondern werfen ihre Pfeile mit einem Wurfstock; auch ihre Kähne sind nur rohe viereckige Kästen (Wallace 513). Die Catauxis hinter jenen im Innern, dann am unteren Laufe des Coari und am

Jurua (Herndon 249, Smyth and L. 290) sind festsässig und bauen Mandiocca, führen Blasrohr Bogen und Pfeil und schlafen in Hängematten (Wallace 515). Ihr Hausbau entspricht ganz dem der Yaguas (Herndon 283). Auf der Westseite des Purus werden im Innern die Jamamaris und noch weiter hinauf die Jubiris genannt (Wallace 511), am Jurua die Aranas, welche den Canamaris den Untergang gebracht haben, und weiter südlich die Culinos und Nawas (Herndon 249).

Auf dem linken Ufer des Marañon hat Acuña (659) die Ticuñas oder Tecunas als nördliche Nachbarn der Omaguas angeführt. Sie leben jetzt bei Peruate und bis nach Tabatinga hin, finden sich aber auch unterhalb des letzteren Ortes an den südlichen Zuflüssen des Marannon (Castelnau V, 42, 83). Sie sind von dunklerer Farbe als die meisten anderen Stämme dieser Gegenden, doch heller als die Marubos am Yavari (Herndon 284). Wie die Mayorunas, von denen wir später zu reden haben werden, bauen sie fleißig das Land und verkaufen große Vorräthe von Mandiocca-Mehl nach Tabatinga und Loreto (Osculati 221). Ihre schnell tödtenden Gifte sind berüchtigt. Als eigenthümliche Sitte ist hervorzuheben daß sie beide Geschlechter beschneiden, ihre Todten in Töpfen begraben und Götzendiener sind (Spix u. M. 1188, 1196).

Die Völker am Japurá oder Yupura unterscheiden sich von einander durch die Tättowirung, durch verschiedenen Nasen- Ohren- und Lippenschmuck (ebend. 1279). Die Miranhas am oberen Laufe des Flusses sind kräftige und wohlgebaute Leute von dunkler Farbe, verfertigen sehr hübsche Matten, bauen Baumwolle und einige andere Nutzpflanzen und wohnen zu mehreren Familien zusammen in viereckigen Hütten mit Giebeldächern. Ihren Cannibalismus gestehen sie ohne Scheu ein: „es sei besser", sagen sie, „den Feind zu fressen als ihn verderben zu lassen," zeigen sich aber sonst gutmüthig und hülfreich (ebend. 1241 ff.). Die Jumanas an demselben Flusse sind von vortheilhafterem Aeußeren als die meisten anderen Stämme und schließen sich den Weißen leicht an. Sie begraben die Todten in einem irdenen Topf, das Gesicht nach Osten gerichtet, und nehmen ein gutes und böses Urwesen an (ebend. 1207, 1182). Ob sie mit den Ticuñas identisch sind, da diese von den Portugiesen Chumana genannt werden (Vater, Mithrid. III, 2, 612) ist bis jetzt nicht zu entscheiden.

Kehren wir von hier zu dem östlichen Theile des brasilianischen Reiches zurück, so ist uns dort nur noch übrig von den Botokuden zu handeln. Ihr Name wäre ihnen nach Luccock (301) von der Sitte gegeben, daß sie sich, wenn verfolgt, kugelförmig zusammenkauern, den Kopf zwischen die Kniee stecken und sich so kopfüber an Abhängen hinabrollen; Pr. Maximilian leitet ihn wohl richtiger von „botoque, Faßspund“ ab, denn einem solchen gleicht ihr eigenthümlicher Lippenschmuck, daher man früher als Botokuden insgemein alle die wilden Völker bezeichnet zu haben scheint die ähnlichen Schmuck trugen (Spix u. M. 806). Sich selbst nennen sie Engeräckmung und führen sonst auch den Namen Guaymures, Aymores, Aimbores, Amburés; Alcedo schreibt sie Baymores. Schon vor Jahrhunderten lebten sie in Ost Brasilien: im Norden eines Tupi-Volkes das am R. Doce saß, wo sie selbst in neuerer Zeit zu finden sind, dann im Westen und Nordwesten von P. Seguro, das von ihren Angriffen schwer zu leiden hatte, endlich auch noch nördlicher unter 12° s. B. in der Gegend von Cachoeira (de Laet XV, 3 f., 20 f., 23). Nach Gandavo (141) haben sie sich um 1555 von der Küste tiefer in's Innere zurückgezogen. Die beiden Stämme derselben am R. Doce und in der Nähe des R. Jgitonhonha reden einander unverständliche Sprachen (Caldcleugh, Trav. in S. Am. Lond. 1825, II, 251). Retzius (Müller's Archiv 1848, p. 280, 1849, p. 548) rechnet sie zu seinen gentes dolichocephalae prognathae, wogegen nach Pr. Max. (a, II, 65) ihr Kopf im Allgemeinen rund ist. Ihre Körperbildung ist regelmäßiger als die der meisten anderen Völker, mittelgroß, fleischig, muskulös mit breiten Schultern und breiter Brust, kleinen Händen und Füßen; das Gesicht meist platt, die Stirn bei manchen hoch und breit, bei anderen schmal und niedrig; die kurze gerade Nase hat weite Löcher, die meist kleinen stechenden Augen sind bisweilen schief geschlitzt, doch ist die Aehnlichkeit der Botokuden mit den Chinesen in dieser Hinsicht von Bory und St.-Hilaire übertrieben worden, und findet sich in gleicher Stärke bei anderen in ihrer Nähe lebenden Völkern (Pr. Max. a, II, 3, 65, c, I, 587, b, 91). St.-Hilaire (V. dans l'Int. II, 150 f., I, 426) hebt an dem nördlichen Zweige der Botokuden noch den kurzen Hals, die platte Nase und die dünnen Beine hervor und hält ihre Farbe, die meist röthlich braun, bisweilen aber auch fast weiß ist (Pr. Max.), wie bei den Amerikanern überhaupt, für ein Produkt des

Klima's und der Unreinlichkeit, da sie in Folge von Bekleidu
schwinde und etwas heller werde als die der Mulatten, obwohl e
wenig dunkler als die gelbsüchtiger Europäer, wie auch die Macu
kupferfarbig seien wenn sie nackt gingen, sonst aber gelb (ebend.
46). Ihr Schmuck zeigt von Kunstsinn keine Spur; das Auszeichne
ist der große Pflock den sie im Ohr und in der Unterlippe tragen,
wohl nicht die Sache selbst, sondern nur ihre Uebertreibung ih
eigenthümlich ist (Pr. Max. a, II, 8, 13, St.-Hilaire II, 148). S
malen sich meist schwarz und roth und rasiren sich einen Haarkra
von 1—2" Breite ab, so daß nur ein Schopf auf dem Scheitel ste
bleibt. Daß sie mehr palatal und nasal als mit den Lippen spreche
betrachtet St.-Hilaire (V. aux sources II, 291) mit Unrecht als a
gemein charakteristisch für die amerikanische Raçe. In der Aufregu
des Affectes pflegen sie zu singen.

Sie verhüllen nur die äußerste Blöße und die Art auf welche sie
thun hat mit Bekleidung nur geringe Aehnlichkeit (Pr. Max. a,
10); ihre Nachbarn im Osten, die Patachos und Machacaris sch
lern auch dieses Wenige noch: ein Faden reicht ihnen hin die Erf
dernisse des Anstandes zu befriedigen (ebend. I, 286, 377). Hängem
ten und Kähne haben sie nicht, nur hübsch geflochtene Matten v
Baumbast und einiges Irdengeschirr (ebend. II, 20, 38, St.-Hilair
V. dans l'Int. II, 164). Ihre armseligen Hütten sind theils längl
theils rund. Im Essen sind sie nicht wählerisch, auch Kröten und E
dechsen verzehren sie, nur keine Schlangen (ebend. 168). Von Ch
rakter zwar roh und leidenschaftlich, doch sonst sanft offen und heit
vergessen sie gute Behandlung nicht leicht, sondern zeigen sich treu u
anhänglich (ebend. 140, 170, Pr. Max. a, II, 16). Ihr Cannibal
mus ist bekannt: Sklaven werden nicht leicht von ihnen im Kriege
macht, sondern die Erschlagenen aufgezehrt, ihre Schädel aber als T
phäen geschmückt, besonders mit Schnüren die man ihnen durch Mu
und Ohren zieht, und aufbewahrt (ebend. 45, 51). Es wird versich
daß sie mit einer gewissen Leckerei bei ihren cannibalischen Ma
zeiten verfahren (v. Eschwege I, 90). Mütter sollen aus Zärtlich
bisweilen ihre verstorbenen Kinder aufzehren (N. Ann. des v. 18
IV, 238), doch kommt auch Kindermord bei ihnen vor (Pr. Max.
99 — Berichtigung zu a, II, 39 ff.). Ihre Kriege, deren Ursache m
in Streitigkeiten über das Jagdgebiet liegt, fechten sie nicht durch

dentliche Schlachten aus, sondern ähnlich den Australiern durch eine Art von Schlägerei die aus mehreren Zweikämpfen besteht (ebend. I, 368). Vor energischem Widerstand weichen sie meist furchtsam zurück und bitten um Gnade (v. Eschwege I, 91). Ihre Pfeile tragen so weit als das stärkste Schrot und sind dann noch sicherer als dieses (Pr. Max. a, II, 28). Von einer monarchischen Regierungsgewalt der Häuptlinge (v. Eschwege I, 93) findet sich keine Spur bei ihnen. Ihre Todten begraben sie in der Hütte oder in deren Nähe, doch nicht in zusammengebogener Stellung, wie St.-Hilaire (II, 161) von der nördlichen Abtheilung dieses Volkes angiebt; dagegen war dieß bei den Camacans sonst üblich (Pr. Max. a, II, 56, 223). Der Glaube an böse Geister der bei ihnen herrscht, und ihre religiösen Vorstellungen überhaupt sind nicht viel abgeschmackter als die der rohen portugiesischen Ansiedler in ihrer Nähe. Die meisten Naturerscheinungen leiteten sie vom Monde her (ebend. 58 f.). Das höchste Wesen sollen sie Tupan nennen (St.-Hilaire I, 439). Den Indianern zwischen dem R. Pardo und Tappe im südlichen Bahia, welche zum Theil Botokuden sind, gilt der Fluß als Heiligthum in dem sie nach der Geburt abgewaschen worden sind; sie schöpfen ihre Kraft aus ihm durch einen Trunk und ziehen nicht leicht von ihm fort (N. Ann. des v. 1845, IV, 237). Beispiele von einfachen und poesielosen kurzen Gesängen der Botokuden hat St.-Hilaire (II, 166) gegeben.*

Sie leben in neuerer Zeit in freundschaftlichen Verhältnissen mit den Portugiesen, stehen in Tauschverkehr mit ihnen, nehmen zum Theil Dienste als Ruderer und werden als tüchtige Arbeiter gerühmt (ebend. I, 435, II, 127, 147, Freyreiß 27, Spix u. M. 481). Ein Zweig derselben, die Guerens, ist mit Erfolg an mehreren Punkten und zu verschiedenen Zeiten aldeiirt worden, später aber zu Grunde gegangen (Pr. Max. a, II, 87, 97). Die sonst äußerst wilden Camacans oder Mongoyoz zwischen dem Contas und Pardo (v. Martius a) haben sich als sehr geschickte Arbeiter bewährt und bei der Urbarmachung des Landes sehr nützlich bewiesen (Pr. Max. a, II, 164, 214 ff.). Von den kleinen Völkern im Osten der Botokuden, welche deren

* Als ein extravagantes (doch wohl nur ersonnenes) Beispiel ihrer Phantasie führt St.-Hilaire (V. aux sources II, 158) an, daß sein junger Botokude ihm von der großen Laus erzählte die ihm im Traume erschienen um ihn für begangenes Unrecht auszuschelten.

Feinde sind (Spix u. M. 491), werden die Macunis oder Macunis noch immer als sehr ausschweifend und diebisch geschildert, obwohl sie dem Namen nach Christen sind (St.-Hilaire II, 49). Dasselbe gilt von den Machaculis am Belmonte und von diesem nach dem Pardo hin (v. Martius a,), die mit den Machacares Feldner's (II, 149) und den Maxacalis Pohl's (II, 468) identisch sind. Letzterer bezeichnet sie als einen Zweig der Moaquauhis, die er als Menschen von gelblicher Farbe und rundem Gesicht mit nahe aneinander stehenden Augen beschreibt; durch die Botokuden sollen sie von der Meeresküste vertrieben worden sein und die Machaculis auf dieser Wanderung in's Innere durch das Klima stark gelitten haben (St.-Hilaire II, 207 ff.).

Die Eingeborenen von Amerika und insbesondere die von Brasilien sind öfters von gelehrten Europäern in einer Weise beurtheilt worden, die wenig geeignet ist die geistige Ueberlegenheit dieser über jene zu beweisen. „Von höherer Humanität wie von einem bösen Hauche getroffen," hat man gesagt, „schwindet der Indianer hin und stirbt." Man hat ihm eine Abneigung gegen gesellschaftliches Leben überhaupt, einen Hang sich zu isoliren zugeschrieben, der ihn zu aller Civilisation unfähig mache, hat ihn gleichgültig und apathisch gegen alles Neue genannt, besonders gegen Alles was die Weißen ihm darbieten mögen. Untersuchen wir diese Angaben etwas näher, so erinnern wir uns zunächst daran daß wir früher vielmehr eine gewisse Neigung sich den Europäern anzuschließen und ihrem Vorbilde nachzuahmen, wie dieß Wallace (519) von den Völkern im Süden des Marannon überhaupt bezeugt, bei mehreren Stämmen anzuführen hatten, und daß manche von ihnen in Folge hiervon, wie wir sahen, nicht unerhebliche Fortschritte gemacht haben. Pohl (II, 253) versichert daß es an mehreren Orten entwilderte Indianer giebt die sehr fleißig und arbeitsam sind. Wenn es richtig ist daß man wie in Afrika so auch hier die Bildungsstufe auf welcher die Völker stehen um so höher findet, je mehr man sich von Süden her dem Aequator nähert (Spix u. M. 825) und in das unbekannte Innere vordringt, müßte man schon daraus vermuthen, daß die Berührung mit den Weißen nicht darauf hingewirkt habe die Eingeborenen der Civilisation zu gewinnen. Reybaud (Le Brésil Paris 1856 p. 218) freilich versichert, die Portugiesen hätten von Anfang an mit „unerschütterlicher Ausdauer" sie zu bekehren, in Dörfer zu vereinigen und ihnen Achtung

vor dem Eigenthum einzuschärfen gestrebt, aber Alles vergebens! sie stürben allmälich hin ohne daß es möglich gewesen wäre sie auf eine höhere Stufe der Cultur zu erheben. Sehen wir jetzt näher zu wie viel an dieser Behauptung wahr ist.

Daß man in älterer Zeit in Europa fast nur daran dachte die neu entdeckten transatlantischen Länder mit roher Gewalt zu erobern und unmittelbar auszubeuten, nicht ihre Urbewohner zu heben und heranzubilden, zur Arbeit zu erziehen und nutzbar zu machen, ist bekannt und unbestritten. An mehr als einer Stelle erzählt de Laet von der abscheulichen und verrätherischen Behandlung der Eingeborenen von Brasilien durch die Portugiesen, denen Gleiches mit Gleichem zu vergelten es jenen weder am Willen noch an Gelegenheit fehlen konnte. Die Gesetze welche das Verhältniß der Indianer zu den Kolonisten, den Menschenraub und Menschenhandel betrafen, wurden schon im Laufe des 16. Jahrh. vielfach geändert, factisch aber fand im Wesentlichen immer dieselbe völlig willkürliche Behandlung jener durch diese statt (Handelmann 105 ff.). Im J. 1570 war allen Eingeborenen die Freiheit zugesprochen worden, 1605 erklärte man nur die Cannibalen zu Sklaven, seit 1611 aber waren Menschenjagden und Sklavenverkauf allgemein gestattet und in Ausübung troß des Widerstandes der Jesuiten (Spix u. M. 925 ff.). Diese hatten 1549 (de Alvear 33) ihr erstes Collegium in Bahia,* 1560 ein zweites in Rio de Janeiro gegründet, doch trat erst 1568 die große Junta zur Bekehrung der Wilden in Lissabon in's Leben. Die Missionen wurden gewöhnlich gürtelförmig um die Kolonien her angelegt, so daß sie diesen zugleich zum Schutze dienten, aber freilich war ihr Verhältniß zu ihnen hier ebenso wenig freundlich wie fast überall: die Missionen suchten Zöglinge die bei nothdürftigem Lebensunterhalt und strenger Zucht

* Merkwürdiger Weise wurden dem ersten der angekommenen Missionäre, dem Jesuiten Nobrega, von den Eingeborenen die Fußspuren eines alten Culturheros Zome (Sume, Payzume) gezeigt, der in Begleitung eines Anderen ihnen den Bau der Mandiocca gelehrt, sie aber in Folge feindlicher Behandlung verlassen habe, obwohl nicht ohne das Versprechen einstiger Wiederkehr (Handelmann 9). Später haben die Jesuiten, vielleicht in gutem Glauben, wegen der Namensähnlichkeit aus jenem Heros den heiligen Thomas gemacht, und wohl erst hieraus ist es zu erklären daß um 1612 die Guarani erzählten, daß jener ein weißer Mann mit einem Barte und einem Kreuze in der Hand gewesen sei, dessen Fußspuren ein Felsen in der Nähe von Asuncion zeige (Dobrizhoffer III, 456, Charlevoix II, 26; del Barco Centenera, Argent. XXV). Die einfachere Form der Sage bei Lery (286) weiß hiervon noch nichts.

ihren Fleiß ganz der Kirche und dem Jesuitenorden zu Gute komm ließen, die Kolonisten waren begierig die Arbeitskräfte der Eingebo nen für ihre eigenen Zwecke anzustrengen (Handelmann 79, 10 Wie wenig die Bemühungen der Jesuiten vermochten die Portugies vom Menschenraub zurückzuhalten, ist schon hinreichend aus der ein Thatsache ersichtlich daß in den 3 Jahren 1628—1630 in Rio de Ja neiro allein 60000 hauptsächlich aus Paraguay geraubte Indian als Sklaven verkauft worden sind (Funes II, 6). Die Verbote die ser Greuel durch die Päbste, Paul III. (1537), Urban VIII. (1639 und Benedict XIV. (1741), blieben wirkungslos, so streng sie au waren.

Nach mancherlei wechselnden Maßregeln von Seiten der weltliche Behörde, entschloß sich diese 1650 jede Art von Sklaverei der Einge borenen zu beseitigen und die letzteren den Kolonisten rechtlich gleich zustellen. Indessen war dieß leichter ausgesprochen als durchgeführt Namentlich in Maranhão war die Gewohnheit des Menschenraube zu verbreitet als daß sie sich hätte unterdrücken lassen. Die durch P. Vieyra dort (1655) eingeführten Jesuiten sammelten die Indianer in Dörfer (Aldeas); schon nach einigen Jahren durch einen allgemeinen Aufruhr vertrieben, kehrten sie zwar nach kurzer Zeit wieder zurück, aber die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten wurde ihnen von da an entzogen, und die Streitigkeiten über die Stellung der Indianer dauerten fort (Handelmann 245 ff.). Das Meiste hatten die Eingeborenen von den Paulisten, den Bewohnern der Provinz S. Paulo, zu leiden. Hier bildeten nämlich die sogenannten Mameluken (vgl. Alcedo III, 435), Mischlinge von Portugiesen und Indianern, schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Hauptmasse der Bevölkerung (Gandavo 45); seit 1629 unternahmen diese ihre verheerenden Züge nach dem oberen Parana, wo sie die Missionen (Guayra u. a.) theils vollständig zerstörten theils durch Menschenraub entvölkerten, und zu deren Verlegung nach Entre Rios und Paraguay zwangen. Einer dieser Raubzüge ging im Jahre 1650 bis nach Quito hin, ein anderer 1672 an den Tocantins, ein dritter 1696 nach Chiquitos. Erst seit dem Aufschwunge des Negerhandels in Brasilien im 18. Jahrhundert und nach der Entdeckung der reichen Goldquellen im Innern gab man den einheimischen Sklavenfang auf und überließ die Indianer mehr sich selbst, deren viele hundert Tausende auf jene Weise

den Untergang gefunden haben sollen (ebend. 273, 519 ff., 535). Die Verwilderung der Indianer konnte unter solchen Verhältnissen nur zunehmen: erzählen doch die Berichte der ersten Missionäre sogar daß die Paulisten und andere Brasilianer den Eingeborenen die ihre Bundesgenossen waren, im Kriege öfters Menschenfleisch bewilligt haben (Tietz 80).

Die Missionäre setzten unter diesen traurigen Verhältnissen ihre Thätigkeit rastlos fort und hatten es in Maranhão bis zum Jahre 1755 dahin gebracht daß sie 60 Aldeas besaßen, von denen 28 unter Jesuiten standen. Obgleich in ihnen die weltliche und geistliche Gewalt in der Hand des Missionärs vereinigt blieb, war ihre Einrichtung doch durchaus lobenswerth: jede Familie erhielt ein Stück Land zu ihrem Unterhalte für sich und konnte den Ueberschuß an Früchten den sie gewann, nach Gutdünken verkaufen. Für die Zwecke der Mission selbst hatten nur 25 Leute jährlich 6 Monate zu arbeiten und erhielten dafür einen bestimmten Lohn; ebenso war ein gewisser Theil der Missionsbevölkerung verpflichtet 6 Monate im Jahre für die Kolonisten um Lohn zu arbeiten, denen es unverwehrt war sich in der Nachbarschaft der Mission anzusiedeln (Handelmann 274 ff.). Man kann nur aufrichtig beklagen daß diese Institutionen keine allgemeinere Nachahmung gefunden haben, und daß ihnen nicht vergönnt war sich ruhig auszubreiten und fortzuentwickeln. Bei der Vertreibung der Jesuiten aus Portugal (1759) stellte Pombal die für frei erklärten Indianer ohne Ausnahme unter die weltlichen Behörden: sie sollten im Alter von 13—60 Jahren jährlich 6 Monate den Kolonisten um Lohn dienen (eine Bestimmung die indessen 50 Jahre später aufgehoben wurde) und dem Staate Abgaben zahlen, jedes Dorf aber, obwohl die Indianer von neuen Missionären nichts wissen wollten, einen Weltgeistlichen und einen Director erhalten, der ihre Arbeiten organisiren, leiten und für ihre Heranbildung sorgen sollte. Die traurige Wirthschaft der spanischen Encomiendas stand seit Jahrhunderten als abschreckendes Beispiel da, aber man hatte nichts daraus gelernt: die Directoren der Aldeas mißbrauchten ihre Macht auf die eigennützigste Weise, die Eingeborenen wurden von ihnen auf's Gröbste betrogen ausgebeutet und geknechtet, und man sah sich schließlich genöthigt sie lieber ganz für sich gewähren zu lassen, diejenigen von ihnen aber die beim Cannibalismus und bei ihrer Feindseligkeit gegen die Kolonien beharren würden, erklärte man für vogelfrei.

...ölkern durchaus nicht fremd sind, so bleibt ih-
... stets ein Gegenstand des Hasses und des Ab-
... 56, vgl. 69, 79 ff.).
...dianer auch noch jetzt meist Sklaven der Weißen,
...Ganzen etwas besser sein als in Nord Amerika
...ereinigten Staaten. Am Amazonenstrome mi-
...n mehr und mehr: die Mehrzahl der Bewohner
...n Orten dieser Gegenden sind Mischlinge, die je-
...tianer gelten, eine faule räuberische verworfene
...ch aus geflüchteten und verwiesenen Verbrechern
...I, 485 ff.). Wo es den Indianern möglich ist ihre
...eißen zu behaupten und zur Geltung zu bringen,
...lich wenig betriebsam und gefallen sich darin es
... daß sie freie Menschen sind: in den Städten des
...aco treiben die Eingeborenen kein Handwerk, ver-
...sichtsvolle Behandlung: „Wenn man mit Leuten
...en Hut ab", sagte zum Plantagenbesitzer seinen
... eingeborener Arbeiter (Koster 194, 435). Die
...anerdörfer werden von der brasilianischen Regie-
...halten von ihr zugleich einen militärischen Rang
... In neuerer Zeit werden die christianisirten India-
...irt und müssen dem Staate als Polizeisoldaten
..., eine Einrichtung die zu vielen Mißbräuchen und
...cher Sklaverei führt (Herndon 256). Alljähr-
... Menge von Männern aus dem Innern fortge-
...verschiedenen Arbeiten verwendet ohne jedoch die
...nen Verpflichtungen zu erfüllen (Rendu 49).
...as Militär gesteckt, viele kommen auf die Marine;
.... H. Edwards (ch. 4), sollen deren 10000 von
...en gebracht worden sein, man sagt, aus Furcht
... Daß Indianerkinder weggefangen und an Por-
...r auch verschenkt werden, ist im tieferen Innern
... und geschieht unter Connivenz der Behörd-
...ddell bei Castelnau VI, 66).
... der Guarani war in früherer Zeit bekanntlich
... Schicksale dieser zum großen Theil anders ge-
...er betrachteten [illegible] Brasilien. Von

Dieß ist in ihren Hauptzügen die Geschichte der „Civilisationsver-suche“ welche die Portugiesen in Brasilien mit den Indianern gemach haben: man urtheile nun ob man aus ihrem Mißlingen mit Spi und Martius (935) schließen dürfe daß die letzteren, obgleich sie a den Küsten von Bahia Maranhão und Para „einen geringen Gra von Civilisation angenommen haben“ (977), zu jedem Fortschritt unfähig sind. Die Freiheit die man ihnen so oft zugesprochen (175 Joseph I. von Portugal) und selbst ihre Gleichstellung mit den Weiße die man verkündigt hat (1823 Don Pedro I), bedeutete factisch nu daß sie der Willkür der Kolonisten und Beamten preisgegeben wurden Es ist der Mühe werth dieß noch etwas näher zu beleuchten.

Die Indianer der Capitanie Goyaz zeigten sich friedlich und diens bar gegen die Weißen, als diese (1680) in ihr Land eindrangen; abe man begann Vertilgungskriege gegen sie zu führen, machte sie zu Skla ven und vertrieb sie um 1730 fast gänzlich. Endlich sah man di Unzweckmäßigkeit dieses Verfahrens ein, erkannte den Schaden den ma sich selbst dadurch zufügte, und fing nun, namentlich seit 1780, an s freundlicher zu behandeln und in Dörfer zu versammeln: es gelan sie zu zähmen (Pohl I, 315 ff., St. Hilaire, V. aux sources I, 309 Noch neuerdings ist es im ganzen Norden von Goyaz, selbst bei den g bildeteren Geistlichen, eine gewöhnliche Rede daß die wilden Indiane die besten Ländereien besäßen und daß die Regierung den Kolonisten Hülfe schicken sollte zur Ausrottung dieser Bestien (bischos, Pohl I 107). Um einen Indianerstamm unschädlich oder nutzbar zu mache zwingt man ihn mit Waffengewalt zu fester Ansiedelung und schic ihm einen Geistlichen, andere Völker hat man gegeneinander gehe um sie aufzureiben, wieder andere für vogelfrei erklärt: gegen die nic unterjochten Botokuden wurde längere Zeit hindurch ein gesetzlich e laubter Vertilgungskrieg geführt (Spix und M. 804, 391); eine Theil der Puris versetzte man nach Villa ricca, wodurch er in völlige Elend gerieth (v. Eschwege I, 99). Auf Menschen dressirte Hun sind öfters von den Portugiesen gegen die Indianer gebraucht worde (ebend. 186), und noch neuerdings erzählte einer selbst wie er du inficirte Kleider die Blattern unter die Eingeborenen von Bolivia g bracht habe um sie auszurotten (Wallace 326). Furcht Haß un Mißtrauen sind unter solchen Umständen natürlich die einzigen Gefüh der Eingeborenen gegen die Weißen und obgleich Anhänglichkeit an

Dankbarkeit manchen Völkern durchaus nicht fremd sind, so bleibt ihnen doch der Portugiese stets ein Gegenstand des Hasses und des Abscheus (v. Eschwege 156, vgl. 69, 79 ff.).

Factisch sind die Indianer auch noch jetzt meist Sklaven der Weißen, doch soll ihr Loos im Ganzen etwas besser sein als in Nord Amerika an den Grenzen der Vereinigten Staaten. Am Amazonenstrome mischen sich beide Raçen mehr und mehr: die Mehrzahl der Bewohner von Ega und anderen Orten dieser Gegenden sind Mischlinge, die jedoch für weiße Brasilianer gelten, eine faule räuberische verworfene Menschenklasse die sich aus geflüchteten und verwiesenen Verbrechern rekrutirt (Pöppig II, 435 ff.). Wo es den Indianern möglich ist ihre Freiheit unter den Weißen zu behaupten und zur Geltung zu bringen, zeigen sie sich natürlich wenig betriebsam und gefallen sich darin es jene fühlen zu lassen daß sie freie Menschen sind: in den Städten des nördlichen Pernambuco treiben die Eingeborenen kein Handwerk, verlangen aber eine rücksichtsvolle Behandlung: „Wenn man mit Leuten redet, nimmt man den Hut ab", sagte zum Plantagenbesitzer seinen Hut ziehend einst ein eingeborener Arbeiter (Koster 194, 435). Die Häuptlinge der Indianerdörfer werden von der brasilianischen Regierung ernannt und erhalten von ihr zugleich einen militärischen Rang und eine Uniform. In neuerer Zeit werden die christianisirten Indianer sämmtlich registrirt und müssen dem Staate als Polizeisoldaten oder Arbeiter dienen, eine Einrichtung die zu vielen Mißbräuchen und selbst bis zu persönlicher Sklaverei führt (Herndon 256). Alljährlich wird eine große Menge von Männern aus dem Innern fortgeführt, die man zu verschiedenen Arbeiten verwendet ohne jedoch die gegen sie eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen (Rendu 49). Viele werden unter das Militär gesteckt, viele kommen auf die Marine; seit 1836, erzählt W. H. Edwards (ch. 4), sollen deren 10000 von Para nach dem Süden gebracht worden sein, man sagt, aus Furcht vor neuen Unruhen. Daß Indianerkinder weggefangen und an Portugiesen verkauft oder auch verschenkt werden, ist im tieferen Innern etwas Gewöhnliches und geschieht unter Connivenz der Behörden (Wallace 301, Weddell bei Castelnau VI, 66).

Das Hauptland der Guarani war in früherer Zeit bekanntlich spanisch, daher sich die Schicksale dieser zum großen Theil anders gestalteten als die der bisher betrachteten Völker von Brasilien. Von dem

menschenfreundlichen Cabeza de Vaca waren sie milde behandel
worden, aber schon Irala machte auf seinem Zuge nach Norden 1200
Gefangene und schleppte sie fort in die Sklaverei (Schmidel 228
Der allgemeine Aufstand der Indianer gegen die Spanier im Jah
1559 — nur 3000 Guarani und 400 Guaycuru blieben ihnen tre
(Guzman III, 8) — war die natürliche Folge dieser und ähnlich
Bedrückungen. Man unterschied die unterworfenen Indianer von Pa
raguay zu jener Zeit in yanaconas* und mitayos. Unter den erstere
verstand man diejenigen welche einem Spanier zu persönlicher Diens
barkeit überwiesen wurden, wofür sie von ihm Unterhalt, Pflege i
Alter und Krankheit und Unterricht in der christlichen Lehre erhalte
sollten; die anderen lebten in Dörfern zusammen, meist unter selbstg
wählten Alcalden, hatten einen kleinen Tribut an die Krone zu za
len und sollten im Alter von 18—50 Jahren jährlich 2 Monate fü
den spanischen Encomendero arbeiten dem sie zugetheilt wurden, mei
zur Belohnung geleisteter Dienste. Dieser war ebenfalls verpflicht
in jeder Hinsicht für sie zu sorgen, namentlich sollte er darauf bedac
sein sie dem Christenthume zu gewinnen, hatte aber keine Gericht
barkeit über sie. Ueberhaupt wurden sie ihm nur auf eine bestimm
Zeit verliehen, gewöhnlich auf zwei Leben, d. h. ihm selbst und seine
nächsten Erben, dann fielen sie an die Krone zurück, der Gouverne
verwendete sie zu den öffentlichen Arbeiten oder verlieh sie weit
(Page 461, Charlevoix I, 244, Azara II, 200). Solche Ei
richtungen, die freilich hier wie überall wo dergleichen bestanden, z
schweren Mißbräuchen führten, machten Raubzüge in die Ferne (m
locas) überflüssig, da man Sklaven genug in der Nähe hatte: die
hörten denn auch schon seit Philipp's II. Zeit von Seiten der Sp
nier fast ganz auf (Guevara II, 19). Die spanische Regierung woll
aber den harten Druck überhaupt beseitigen der auf den Eingeborne
lastete, und drang daher schon im Jahre 1606 ernsthaft darauf d
die Indianer aller gezwungenen Dienstbarkeit von den Kolonisten en
lassen würden (ebend.). Da dieß nichts half, schickte sie 1610 den Oid
Alfaro, dem es gelang diese Maßregel auszuführen, obwohl n
unter großen Schwierigkeiten und mannigfaltigem Widerstand vo

* Janaconi, bemerkt Ovalle (146), nannten die Indianer ihre Skl
ven, während die Spanier in Chile die Indianer, welche in keiner Dienstbark
zu ihnen standen, mit diesem Namen bezeichneten.

Seiten der Kolonisten (de Alvear 52, Funes I, 323, 361). Auf diese Weise wurde Raum geschafft für die Thätigkeit der Jesuiten, die 1586 von Peru nach Tucuman gelangt waren und 1593 ihre erste Mission in Paraguay selbst gegründet hatten (Charlevoix I, 256, de Alvear 33). Sowohl die ganze Eigenthümlichkeit ihrer Wirksamkeit in diesem Lande als auch die großen Dimensionen welche sie allmälich annahm, werden es rechtfertigen daß wir ihr eine etwas länger verweilende Aufmerksamkeit schenken.

Aeußerlich schutzlos und nur mit geringen Mitteln ausgestattet begab sich eine kleine Schaar dieser Missionäre zu einem rohen Volke, das von Haß und Erbitterung gegen die Spanier erfüllt, das auf ihm lastende Joch schon öfters abzuschütteln versucht hatte, um sich bei ihm niederzulassen, und hat es durch friedliche Mittel allein dahin zu bringen gewußt, nicht blos dieses Volk vollständig zu zähmen und zu disciplinirten, so daß es sich widerstandslos regieren ließ und fremder Leitung gänzlich unterordnete, sondern sogar ein Reich zu gründen dessen rasch wachsende Macht der spanischen Herrschaft in Amerika gefährlich scheinen konnte und nur durch die Gewalt der Waffen in ihrer ferneren Entwickelung aufgehalten zu werden vermochte.

Außer den Schwierigkeiten welche die Natur ihres Unternehmens selbst mit sich brachte, haben die Jesuiten auch mit Hindernissen zu kämpfen gehabt die ihnen die Kolonisten in den Weg legten, aber ihre zähe Ausdauer und ungewöhnliche Geschicklichkeit hat sie alle besiegt. Im Jahre 1610 gründeten sie etwa unter 22° s. B. an den östlichen Zuflüssen des Parana die Missionen Loreto und S. Ignacio (de Alvear 38), und seit dieser Zeit war ihre Wirksamkeit in raschem Zunehmen begriffen, da sie 1607 eine bedeutende Verstärkung erhalten hatten. Sie nannten ihre Missionsdörfer „Reductionen“ und es gelang ihnen die Indianer um sich zu sammeln, da diese, meist Guarani, an Landbau schon gewöhnt waren und ihre Freiheit von ihnen gegen die weißen Ansiedler vertheidigt sahen (Charlevoix I, 341). Azara der offenbar gegen sie parteiisch ist, erzählt daß sie zuerst die Eingebornen durch kleine Geschenke die sie ihnen schickten und durch das Versprechen größerer die sie ihnen selbst mitbringen würden, angelockt, daß sie dann, sobald sie bei ihnen eingezogen waren, erst durch andere schon bekehrte Indianer für sie hätten arbeiten lassen und sie zuletzt durch Ueberredung zur Theilnahme an diesen Arbeiten zu bestimmen gewußt

hätten. Mit den Geschenken hat es allerdings seine Richtigkeit; es war ein gewöhnliches Verfahren der Jesuiten-Missionäre sich zuerst auf diese Weise Eingang zu verschaffen (so in Maynas, Rodriguez III, c. 2); was aber hauptsächlich die Guarani ihnen gewonnen hat, scheint vielmehr der Schutz und die Hülfe gewesen zu sein die sie bei ihnen und durch sie zu finden hofften. Aus demselben Grunde aus welchem diese sich um sie schaarten, waren die spanischen und portugiesischen Kolonisten ihnen feindlich. Die ersteren, anfangs den Jesuiten günstig gestimmt, da sie die Unterwerfung der Eingeborenen förderten, wurden ihnen nach kurzer Zeit feind, weil sie eine milde Behandlung derselben verlangten und gegen die Bedrückungen predigten von denen die Indianer zu leiden hatten (Charl. I, 293, 320). Allerdings hörten die Empörungen der Guarani* auf, und die Herrschaft der spanischen Krone, von welcher die Jesuiten volle Selbstständigkeit ihrer Missionen zugestanden erhielten (eb. 346), wurde erst mit dem Fortschritte der Mission in Paraguay vollkommen befestigt und weiter ausgebreitet, die Herrschaft der spanischen Kolonisten über die Eingeborenen aber gerieth zugleich und in demselben Maaße in Verfall, und eben dieses Letztere entsprach — man darf dieß nicht übersehen — zu jener Zeit ganz der Absicht der spanischen Regierung selbst. Leider hat es den Schein der Wahrheit für sich, obgleich es der entschieden jesuitenfreundliche Muratori (61) sagt, daß die Indianer viel stärker als die eingeführten Neger von den Spaniern überbürdet und viel leichtsinniger von ihnen zu Grunde gerichtet wurden, weil jene der Krone gehörten, diese aber Privateigenthum waren. Durften es die Spanier nicht wagen die Jesuiten offen zu befehden, so geschah dieß um so mehr von den Portugiesen. Ihre Raubzüge nöthigten die Jesuiten Loreto und S. Ignacio im Jahre 1631 weit nach Süden an den Parana unter 27° zu verlegen (de Alvear 47); eine zweite Verwüstung der Missionen durch sie (1637) hatte zur Folge daß die spanische Regierung gestattete die bekehrten Indianer mit Feuerwaffen zu versehen: sie wurden militärisch organisirt, ordentlich einexercirt und lernten die Pul-

* Von eigenthümlichem Interesse ist besonders der Aufstand welchen der Prophet Oberà um 1576 (nach Funes I, 269 im J. 1579) erregte, der, wahrscheinlich durch christliche Lehren entzündet, sich für Gottes Sohn ausgab und die Guarani aus der Knechtschaft der Spanier zu befreien versprach (Guevara II, 12, del Barco Centenera's Argentina canto XX. Aehnliches ist öfter vorgekommen S. Funes II, 61).

verfabrication (ebend. 68, Dobrizhoffer I, 208), daher die Paulisten später keine Einfälle in das Missionsgebiet mehr wagten. Daß die Jesuiten selbst sich bisweilen zu dem frommen Zwecke der Bekehrung an dem Menschenraube der Paulisten betheiligt hätten (wie Avé-Lallemant, R. durch Süd-Brasil. 1859 nach Pinheiro erzählt), ist bei dem Verhältnisse in welchem sie zu diesen standen, sehr wenig wahrscheinlich, obwohl sie dasselbe anderwärts, namentlich in Californien, allerdings gethan haben. Pater Sepp (185) erzählt selbst daß er einst ein Kind kaufen wollte um es im Christenthum zu unterweisen, daß aber dessen Mutter sich weigerte den Handel einzugehen.

Nächst den Spaniern und Paulisten, welche nicht selten auch mit List den Jesuiten ihre Zöglinge wegfingen, hinderten auch Epidemieen an denen die Indianer in Masse hinstarben, den Fortschritt der Mission (Charlevoix II, 21). Indessen bestanden im Jahre 1629 bereits 21 Reductionen in den Provinzen Guayra und Uruguay und am Parana (ebend. 58). Nach Aufgabe der nördlichen wurde das Land zwischen dem Tebicuary und Ibicuy zwischen 26° und 30° s. B. der Hauptsitz der Mission, obwohl einzelne Reductionen auch in Tucuman Chaco und anderwärts lagen, wie wir später zu erwähnen haben werden. Nach Ibañez (119f.) hätte das Paraguay der Jesuiten aus drei Gouvernements bestanden (La Plata, Tucuman und Tarija) und seinen Mittelpunkt in dem Collegium zu Cordova gehabt, wo der Pater-Provinzial residirte; de Alvear (78) giebt an daß der Superior der Missionen in Candelaria seinen Sitz hatte, doch sind darunter wohl nur die am Parana und Uruguay gelegenen zu verstehen. Diese zählten zur Zeit ihrer Blüthe im Jahre 1732 in 30 Dörfern 141182 Seelen — ungerechnet die bekehrten Abiponer und Chiquitos, welche letzteren allein im Jahre 1766 23788 betrugen (Dobrizhoffer III, 504). Nach einer anderen Angabe waren es (1734) 33 Dörfer mit 30000 Familien, die Portugiesen aber hatten deren 40 wieder zerstört (de Alvear 87, bei welchem sich am Schlusse ein Verzeichniß der einzelnen Missionen mit Angabe ihrer geographischen Lage und Gründungszeit findet). In den letzten 15 Jahren hatten sie um 20000 Seelen zugenommen, doch ist in der Folgezeit eine starke Verminderung eingetreten, da ihre Bevölkerung 1744 nur auf 84606 angegeben wird (Doblas 5). Die Ursache dieser Erscheinung lag, wie wir aus Dobrizhoffer (I, 74) schließen müssen, nicht vorzugsweise oder allein

in verheerenden Krankheiten noch in Feindseligkeiten von außen; Di
theilt nämlich mit daß 1734 aus der Mission Santa Fe plötzlich
sämmtlichen Zöglinge der Jesuiten, 400 Familien der Itatines
einmal, entwischten* ohne daß sich eine Spur des Weges hätte
decken lassen den sie genommen hatten, und daß man erst nach 11 J
ren sie durch einen Zufall wieder auffand — ein Ereigniß, das
das Regiment der frommen Väter ein eigenthümliches Licht wi
Später haben sich ihre Missionen wieder gehoben, hatten aber zur
der Vertreibung der Jesuiten ihre frühere Höhe schwerlich wieder
reicht, da selbst Ibañez (42) für 1751 nur 97582 Seelen angiebt

Die Parteigänger der Jesuiten (Muratori, Ulloa I, 544 ff. u
haben von dem Leben in den Missionen ein Bild entworfen wie
Leben im Himmel. Fassen wir es etwas näher in's Auge.

Die Missionsdörfer waren alle nach einem Plane gebaut
hatten gerade, nach den Himmelsgegenden orientirte Straßen.
Wohnungen der Indianer, in früherer Zeit (noch 1691) nur Erd
ten mit Strohdächern, ohne Fenster, ohne Hausrath außer einer K
bisschale, meist selbst ohne Hängematte als Bett (Sepp und Bö
238), bestanden später in 150—180' langen und 30' breiten,
niedrigen Backsteinhäusern, die in 8 bis 10 Abtheilungen für die
zelnen Familien geschieden und außen mit einem Corridor verse
waren. Das Hauptgebäude, das Collegium, hatte zwei Höfe mit S
lenhallen und umfaßte außer der Wohnung der Missionäre, deren
des Dorf zwei hatte, einen für die weltlichen, den anderen für die g
lichen Angelegenheiten, die Magazine und Werkstätten. Die Kir
gewöhnlich aus drei Schiffen bestehend, bisweilen mit einer Ku
und ionischen Säulen geschmückt, war zwar wenig dauerhaft von
gebaut, aber im Vergleich mit den ärmlichen Verhältnissen in de
die Dorfbewohner lebten, sehr prachtvoll und kostspielig, doch geschm
los ausgestattet (Sepp und B. 250, de Alvear 78, 85, Dobl
10, 57). Gold und Silber wurde nur zu ihrem Schmucke verwen
— Geld und kostbarer Putz war aus dem Jesuitenstaate verbannt
und man hat ausdrücklich eingestanden daß man die Eingeborenen v
züglich durch die Pracht und den Glanz der Kirche an sie zu fesseln

* Dasselbe ist auch anderwärts, z. B. in Texas (Espinosa V, 25),
vorgekommen.

absichtigte (Charlevoix I, 365, 375, s. auch das Schreiben des Jesuiten Escandon in den „Neuen Nachr. v. d. Missionen rc.“). Daher wurde denn auch Musik und äußeres Gepränge bei den kirchlichen Handlungen nicht gespart, besonders bei den Festen, die man zugleich zu benutzen pflegte um dem Könige huldigen zu lassen und den ihm schuldigen Gehorsam einzuschärfen (de Alvear 82).

Jedes Dorf hatte einen Corregidor, Regidoren und Alcalden (Oberrichter, Gemeinderäthe und Amtleute), die von der Gemeinde unter maßgebender Mitwirkung des Missionärs erwählt, auch in der Ausübung ihrer Functionen ganz von diesem abhängig waren (Charlevoix I, 356, 370, 374, Doblas 14). Die Strafen, die sie nach Angabe des vorgesetzten Geistlichen verhingen, bestanden in Gebeten, Fasten, Gefängniß, bisweilen Geißelung und öffentlicher Kirchenbuße, und die Gezüchtigten hatten sich für die empfangene Strafe bei dem Missionär zu bedanken (ders. 44, 65). Auch ein Anführer für den Krieg wurde ernannt, der die zwei Compagnien Fußvolk und die Schwadron Reiterei befehligte, welche das Dorf besaß (Charlevoix I, 366, 385), und diese Soldaten haben in den Kriegen der Spanier mit den Portugiesen (1679—1705) den ersteren die besten Dienste geleistet (ders. II, 168 ff.). Durch ein System strenger Bevormundung und allseitigen Beaufsichtigung waren die Thätigkeiten aller Einzelnen geregelt. In Nahrung Kleidung und Arbeit suchte man vollkommene Gleichheit herzustellen; zwei- oder dreimal in der Woche gab es Fleischkost. Kleider wurden nach Bedürfniß ausgetheilt, nur die Magistratspersonen erhielten einen Stock als Abzeichen ihrer Würde und bessere Festkleider als die übrigen. Der Geistliche wies einem jeden das Stück Feld an das er bearbeiten sollte und bestimmte es genau nach Größe und Lage; die Weiber Knaben und Mädchen erhielten ihr bestimmtes Gewicht Baumwolle zu spinnen. Die Arbeitszeit des Vormittags und Nachmittags war fest geregelt, Mittags fand eine zweistündige Pause statt und die Arbeit wurde stets mit Gottesdienst begonnen (Doblas 14, de Alvear 79). Essen und Trinken, Schlafen und Beten, auch alle Vergnügungen wurden nach der Uhr abgemessen.

Anfangs gab es in den Missionen gar kein Privateigenthum, alle Arbeit wie alle Speise Kleidung und andere Verbrauchsgegenstände wurden den Einzelnen zugetheilt; später erhielt jede Familie wenigstens ein Stück Land für sich das sie an den drei letzten Wochentagen zu be-

arbeiten hatte, während die drei ersten für den Anbau der Gemeinde-ländereien bestimmt waren, deren Ertrag in die Magazine floß, aus welchen sämmtliche allgemeinen Ausgaben bestritten wurden (Charlevoix I, 364, Doblas 14). Zu diesen gehörte zunächst der Tribut der seit 1649 von den Missionsangehörigen gefordert wurde um davon mit je einen Missionär für jedes Dorf zu bezahlen (Charlevoix I, 350), und seit 1661 außer der Bezahlung ihrer vorgesetzten Geistlichen die Abgabe von 1 peso welche sie jährlich an die Krone zu entrichten hatten (Funes II, 199). Ferner wurde mit den Vorräthen der Magazine Alles eingekauft dessen man von auswärts bedurfte, und da die Missionäre die einzigen und unverantwortlichen Verwalter des Gemeindevermögens waren, pflegte ein großer Theil desselben auf die Erwerbung von Kostbarkeiten für die Kirche und von prachtvollen Festkleidern, die man bei Prozessionen sehen ließ, verwendet zu werden (Doblas 14). Außer den gebauten Früchten wurden in den Magazinen auch die Producte des Gewerbfleißes der Indianer aufgespeichert; denn diese hatten, mit einem vorzüglichen Nachahmungstalent begabt, viele Handwerke von den Missionären gelernt: sie fertigten Spitzen, wußten selbst Orgeln und Uhren nach Modellen trefflich herzustellen (Sepp und Böhm 291), spannen und webten Baumwolle, trieben Bienenzucht, die Hauptartikel des Handels aber welche sie den Missionären lieferten, waren der Paraguay-Thee den sie zogen und die Ochsenhäute, die sie von den ungeheueren Herden nahmen welche in jenen Ländern in wildem Zustande leben (ebend. 285, Charlevoix I, 359 ff.). Für den Unterhalt der Handwerker, der Wittwen und Waisen, Alten und Schwachen wurden besondere Felder ausgestellt. Bettler und Müßiggänger gab es nicht, für die Armen und Kranken wurde gesorgt. Die letzteren brachte man in einem Krankenhause unter, dem jedoch ein Arzt fehlte, widerspänstige oder unordentliche Weiber kamen in ein besonderes Besserungshaus (Doblas 14, Charlevoix I, 369). Keiner litt Mangel, aber alle waren arm; jeder arbeitete für alle, aber keiner konnte durch seine Arbeit mehr erwerben als seinen Lebensunterhalt (Muratori 200). Die schönsten Träume des Socialismus waren hier zur Wirklichkeit geworden.

Um ihrer Republik das Leben zu erhalten hatten die frommen Väter den Spaniern den Besuch ihrer Missionen untersagt, außer denen die in Begleitung von Ordensgeistlichen oder Bischöffen kämen (Char-

levoix I, 356). Fremde wurden entweder unmittelbar abgewiesen oder unter Aufsicht umhergeführt, dann wieder an die Landesgrenze gebracht und verabschiedet. Es wird versichert daß die weltlichen Angelegenheiten das Hauptaugenmerk der Jesuiten waren, die Seelsorge dagegen ihnen weniger am Herzen lag, oder daß sie sich diese wenigstens nicht eben sauer werden ließen (Doblas 57 f.). Allerdings wurde der Katechismus viel hergesagt und abgefragt, jede Versäumniß des Gottesdienstes streng gestraft und am Sonntag Unterricht ertheilt über religiöse und andere Gegenstände (de Alvear 80). Manche lernten so schön schreiben wie der beste Druck, aber nicht leicht konnte einer lesen (Sepp und Böhm 291, Doblas 14).

Daß die Jesuiten schwer verleumdet worden sind, ist richtig — zunächst von den spanischen und portugiesischen Kolonisten, deren Dienst sie die Indianer entzogen, dann von den politischen und kirchlichen Gegnern ihres Ordens überhaupt, endlich auch von einzelnen ihrer Ordensbrüder selbst, die aus Intrigue oder Rachsucht ihnen zu schaden suchten. Zu den letzteren gehörte namentlich Ibañez, der aus dem Orden ausgestoßen, seine genaue Kenntniß der Verhältnisse benutzte um sie zu verschreien. Wenn er z. B. den Werth einer Ochsenhaut in Süd Amerika auf 2½ scudi (3⅓ Thlr.) angiebt (p. 47), so ist dieß eine ungeheuere Uebertreibung: um 1695 galt eine solche vielmehr 15 Kreuzer (Sepp und B. 285). Seine Berechnung der Geldmittel über welche die Jesuiten geboten, ist darum gänzlich haltlos. Dagegen dürfte ihm schwer zu widersprechen sein, wenn er geltend macht daß die Jesuiten in Paraguay ihren Ordensregeln zuwider feste Pfarreien errichteten und verwalteten* um die weltliche Herrschaft des Landes an sich zu reißen, daß sie dem Befehle des Königs entgegen die Indianer kein Spanisch lernen ließen, sondern dieß sogar verboten und bestraften, daß sie sich damit begnügten diesen nur die äußeren Gebräuche, nicht die Gesinnung des Christenthums beizubringen, daß sie durch vollständige Einengung und Beschränkung nur auf Gehorsam, nicht auf geistige Erhebung und fortschreitende Bildung derselben hinarbeiteten. Azara (II, 251 f.) und Andere haben später diese Vorwürfe wiederholt. Die Schilderungen einzelner Ordensbrüder von der Wirksamkeit der Jesuiten (s. namentlich Pauke) geben frei-

* Vgl. die Rechtfertigung gegen diesen Vorwurf bei Solorzano IV, c. 16.

lich ein höchst erfreuliches Bild einer verständigen, liebevoll aufopfe[illegible] den, vielseitigen Thätigkeit, erregen aber durch den Mangel an Ueb[illegible] einstimmung mit dem was wir sonst von den Einrichtungen der [illegible] suiten wissen, den Verdacht der Unwahrheit und können, selbst we[illegible] sie nicht geradezu falsch sind, höchstens als eine Darstellung äuß[illegible] seltener Ausnahmefälle gelten, die unser allgemeines Urtheil über [illegible] Thun und Treiben in Paraguay nicht bestimmen dürfen. Dieses U[illegible] theil aber kann nur dahin lauten, daß sie gar nicht das Interesse h[illegible] ten die Indianer zu civilisiren, sondern nur ihre Seelen dem Him[illegible] zuzuführen, auf Erden aber sie nebenbei praktisch nützlich zu mach[illegible] sei es zum Vortheil der Kirche und ihres Ordens oder zu dem der sp[illegible] nischen Krone. Es ist wahr, sie haben rohe Cannibalen zu friedlich[illegible] Herdenthieren umgeschaffen, aber es ist ebenso wahr daß sie Men[illegible] schen nicht erzogen, sondern im Beten und Arbeiten nur abgerichtet, daß sie ihre Zöglinge absichtlich in voller Unmündigkeit erhalten, aller eigenen Energie beraubt und geistig noch stumpfer gemacht haben als sie vorher schon waren. Eine Gewöhnung zu unfreiwilliger Arbeit für fremde Zwecke und eine sorgenfreie Existenz sind keine Entschädigung für die Vernichtung jeder eigenen selbstständigen Lebensregung, und der Mißbrauch geistiger Ueberlegenheit ist nicht weniger verwerflich als der Mißbrauch der physischen Gewalt die der Herr über den Sklaven hat.

Was die Jesuiten aus den Guarani gemacht hatten, geht am unzweideutigsten aus Schilderungen hervor welche wie die bei Doblas (10ff., er schrieb 1785) einige Zeit nach der Vertreibung jener entworfen sind. Die Guarani sind faul, heißt es dort, nicht bloß in Arbeiten die sie für die Gemeinde zu verrichten haben, sondern auch in dem was sie für sich thun. Da sie kein Spanisch verstehen, ist es für sie nicht möglich etwas zu lernen. Sie haben Neigung zum Handel, werden aber viel betrogen, weil der Werth der Dinge ihnen unbekannt ist. Ihren Vorgesetzten gehorchen sie pünktlich, besitzen einen lebhaften Ehrgeiz und sind empfindlich gegen Beleidigung, ohne jedoch ein Gefühl für moralische Ehre zu haben. Ohne Scheu zeigen sie sich ganz unbekleidet vor einander, sind dem Trunke ergeben, betrachten die Weiber als untergeordnete Wesen und legen auf deren Treue nur geringen Werth. Ihre Kinder zu erziehen oder Vermögen zu erwerben ist ihre letzte Sorge.

Im Jahre 1750 wurde zwischen Ferdinand VI. von Spanien und Johann V. von Portugal der bekannte Grenzvertrag geschlossen, in Folge dessen der östliche Theil von Uruguay nebst den sieben Jesuiten-Missionen die er in sich schloß, an Portugal übergehen sollte. Durch mancherlei Intriguen, insbesondere auch durch Anfertigung einer falschen Karte des Landes, hatten die Jesuiten die Ausführung des Vertrags zu hindern gesucht (de Angelis V, Discurso prel. zu Henis), daher widersetzten sie sich endlich mit Waffengewalt (1754, 1756) und zogen mit ihren Indianern gegen die vereinigten spanischen und portugiesischen Truppen in's Feld. Der Verlauf dieses Krieges, den der Jesuite Henis (Diario de la rebelion etc. bei de Angelis V) nach dem beschreibt was er selbst davon in Erfahrung gebracht hat, und die fernere Entwickelung der Ereignisse (vgl. Hist. du Paraguay. Amst. 1780 vol. II) sind von nur geringem Interesse, außer insofern die Jesuiten dabei als mehr oder weniger schuldig erscheinen. Sie selbst haben sich, trotz des offenbaren Hochverrathes dessen sie sich schuldig machten, so gut zu vertheidigen gewußt, und der Verleumdungen und Lügen sind gegen sie allerdings so viele gemacht worden, daß noch de Angelis (a. a. O.) der Ansicht war, es sei kaum zu entscheiden ob sie in jenem Kriege mehr Betrogene als Betrüger waren oder umgekehrt. Einem Schreiben gemäß nämlich das der Gouverneur von Buenos Ayres an den Superior der Missionen erlassen hatte, mußten oder konnten sie allerdings glauben im wahren Interesse und Sinne des Königes von Spanien zu handeln, wenn sie sich seinem öffentlichen Befehle zur Uebergabe jener sieben Missionen widersetzten (Henis §. 83, Funes III, 58), und gewiß waren sie selbst überzeugt eine mächtige Partei am spanischen Hofe, vielleicht sogar den König selbst im Geheimen für sich zu haben. Sie hielten — so versichert wenigstens Henis §. 39 ff. — ihre Sache für noch unentschieden in Spanien, hörten gerüchtweise von einer günstigen Wendung die dieselbe beim Könige genommen habe, und erzählten sich daß dieser bis dahin nur von seinem Beichtvater nicht hinreichend über ihre Angelegenheit unterrichtet worden sei. Indessen geht andererseits gerade aus Henis (73, 100) selbst hervor, daß auch für sie wenigstens im Jahre 1755 kein Zweifel mehr bestand daß der König ihre Unterwerfung ernstlich fordere, da seine Commissäre sie für Rebellen erklärten, aber sie fuhren trotzdem fort die Ungläubigen zu spielen. Ueberdieß war es gerade die un-

gnädige Entlassung des Beichtvaters vom Könige, auf welche die Erklärung folgte daß fernerer Widerstand von Seiten der Jesuiten als Hochverrath zu behandeln sei, und es ergiebt sich daraus unzweifelhaft daß jener seinen Einfluß vielmehr ganz im Interesse der frommen Väter benutzt hatte. Es ist endlich behauptet worden daß vielmehr die Indianer den Krieg gegen die Spanier veranlaßt hätten, da sie trotz des Zuredens ihrer Missionäre sich entschieden geweigert hätten ihr Land zu räumen und den Portugiesen zu überlassen (Dobrizhoffer I), und allerdings haben sie an den Gouverneur von Buenos Ayres, doch gewiß nicht ohne Vorwissen und schwerlich anders als auf den Antrieb der Jesuiten selbst, dringende Bitten gerichtet ihre Missionäre behalten zu dürfen, und später Klagen erhoben über die Franciscaner die man ihnen statt jener schickte. Die absolute Unterthänigkeit in welcher sie lebten läßt es als unglaublich erscheinen daß sie ihrerseits etwa die Jesuiten zum Aufstande gezwungen hätten, zumal da Bucareli, der 1767 die Vertreibung der letzteren ausführte, die Missionen einnahm und die weltliche Gewalt von der geistlichen in ihnen trennte, nicht den mindesten Widerstand dabei von Seiten der Indianer erfuhr, sondern Alles in der besten Ruhe und Ordnung fand. Dieß Alles zusammen läßt nur geringen Zweifel darüber, daß die Jesuiten nicht in gutem Glauben, sondern in ehrgeiziger und selbstsüchtiger Absicht den Aufruhr anfingen und fortsetzten durch den sie ihre selbstständige Herrschaft in Paraguay zu behaupten hofften.

Nach der Vertreibung der Jesuiten verschlimmerte sich, wie zu erwarten war, das Loos der Indianer noch mehr. Ein Gouverneur mit drei Statthaltern sollte die Missionen regieren. An die Spitze jedes Dorfes trat ein spanischer Administrator und zwei Geistliche, neben denen der aus Eingeborenen zusammengesetzte Magistrat fortbestehen sollte. Die Administratoren, unwissend und unfähig, aber habgierig, machten sich dem Gesetze zuwider zu Herren der Arbeit, welche die Indianer wie zur Zeit der Jesuiten in großem Umfange für öffentliche Zwecke leisten mußten. Sie verwalteten das Gemeindevermögen und lagen mit den Geistlichen beständig in Streit, worunter die Indianer schwer zu leiden hatten: sie wurden ausgepeitscht, mochten sie nun dem einen oder dem anderen von diesen gehorchen, und waren durch lange Gewöhnung gegen diese Strafen ganz abgestumpft (Doblas 17 ff., 26, 30). Kaum den dritten Theil ihrer Zeit behielten sie für

sich, und hätten sie diese fleißig benutzen wollen (denn es fehlt bei ihnen nicht an Beispielen des Fleißes, wenn ihnen ein entsprechender Lohn in Aussicht steht), so würde es doch ebenso unmöglich gewesen sein das gebaute Getreide im Lande zu verkaufen als es auszuführen (ders. 41, 31). Sie arbeiten daher, sagt Doblas, stets unter strenger Aufsicht und nur aus Furcht vor der Peitsche, zumal da sie wissen daß die Hälfte der Ernte gestohlen wird, denn das angestellte Personal beläuft sich in jedem Dorfe auf 80—100 Menschen und diese sind unbesoldet (33, 42). Die Eltern kümmern sich nicht um ihre Kinder; diese werden von früh bis Abends einem Aufseher übergeben, der dazu bestellt ist sie beten zu lassen und zu beschäftigen. Sie treiben keine Spiele; auch sonst geht es in den Dörfern ganz still zu, man hört keinen Schrei, keine laute Unterhaltung, Alles ist apathisch und leblos (29, 31, 50). Die Häuser verfielen, die Felder wurden nicht mehr in Ordnung gehalten und wenigstens der achte Theil der Eingeborenen, nach einer anderen Angabe ⅓ derselben, hatte die Missionen um 1785 verlassen (21, 35, 5). Besonders deutlich geht der Verfall auch aus der Vergleichung ihres Viehstandes von 1768 und 1772 hervor (s. de Angelis, Discurso prel. zu Doblas). Man kann sich daher nur wundern daß Azara (II, 219 f., 254) die Guarani nicht weit tiefer gesunken fand als es der Fall war. Er schildert sie als ziemlich auf derselben Stufe stehend wie die unterste Klasse der dortigen Spanier, die Viehhirten (Gauchos): jeder hat ein kleines Haus mit einigen Möbeln, das aus mehreren getrennten Räumen und einer besonderen Küche besteht, meist ein paar Ochsen, einige Milchkühe, Pferde oder Esel, Hühner und ein Schwein. Ihre Gemeinden haben sich zum Theil aufgelöst, aber sie selbst haben einige geringe Fortschritte gemacht, besonders in Viehzucht und Handel, da sie jetzt Privateigenthum erwerben können; auch sind sie die ersten Zimmerleute im Lande. In der Kleidung haben sie sich den Spaniern angeschlossen. Der jährliche Tribut von 1 peso den jeder Mann von 18—50 Jahren zu zahlen hatte, bestand um 1800 fort (de Alvear 101), das Gesammteigenthum aber das die Dörfer bis dahin besaßen, wurde in dem genannten Jahre aufgehoben und an die Einzelnen als Privateigenthum vertheilt (Funes III, 399). Die Seelenzahl der 30 Missionen war 1801 bis auf 45639 gesunken (Page 551).

Die bisher besprochenen Missionen bestanden hauptsächlich aus Guaranis, wenn auch nicht ausschließlich: in sieben derselben, die am

linken Ufer des Uruguay größtentheils zwischen dem Piratinim und Juhy lagen, lebten außer jenen auch Charruas (Ave-Lallemant, R. durch Süd-Brasil. 1859, I, 331). Nur die Guarani zeigten sich fügsam genug für eine weite Ausbreitung der Mission und selbst unter diesen nur die östlichen Völker. Bei den Chiriguanas mißlangen die 1607—9 und einige zwanzig Jahre später gemachten Versuche dieser Art, doch ließen sich die Jesuiten dadurch nicht für immer abschrecken, sondern erneuerten dieselben zur Zeit der Gründung des Jesuitencollegiums in Tarija 1690 (Lozano 130, 276). Als die Paulisten 6 Jahre später in Chiquitos einfielen, entstand gegen die Missionäre der Verdacht daß sie diesen als Spione dienten, und sie wurden wieder vertrieben (Tomajuncosa 11, 30 ff. bei de Angelis V, der hauptsächlich aus Lozano geschöpft hat, wie Weddell bei Castelnau VI, 141—170 wieder aus ihm). 1727 waren die Chiriguanas auf's Neue gegen die Missionäre aufgestanden, die sich bei ihnen niedergelassen hatten, diese waren abermals verjagt worden, eroberten sich aber mit Hülfe der Chiquitos und ihrer Giftpfeile ihren Platz bei ihnen zurück (Lozano 316, 324). Erst 1734 ist es gelungen sie zu bekehren, obwohl nur theilweise und nicht ohne große Schwierigkeit: mit dem ewigen Feuer der Hölle von den Missionären bedroht, gaben sie zur Antwort daß sie alsdann die Kohlen wegnehmen würden (Guevara I, 14). Von ihren 19 Dörfern, deren Hauptort das 1680 gegründete Piray wurde — die jenseits des Rio grande gelegenen Missionen sind erst von neuerem Datum — waren um 1788 nur 8 christlich, aber auch in diesen herrschte meist große Faulheit (Viedma b, 5, 6, 28, 51 ff.). Die Mission von Porongo wurde bei ihnen 1714, S. Rosa 1764 gegründet (Viedma a, 312, 323). Die Chaneses, bei denen die Jesuiten um jene Zeit unter 19° s. B. ebenfalls zwei Missionen hatten, waren nicht minder schwer zu reduciren gewesen (Tomajuncosa 26, 28 a. a. O.). Nach der Vertreibung der Jesuiten, traten auch hier wie in Paraguay die Franciscaner an deren Stelle. Um 1800 bestanden, meist erst seit kurzer Zeit gegründet, 21 Missionsdörfer der Chiriguanas Mataguayos und Vejoses südlich von Piray bis zum Pilcomayo, jenseits dessen nur Salinas Itau und Centa (letzteres in der Nähe von Oran) lagen, erstere beiden von Chiriguanas bewohnt. Völlig abgeschlossen gegen die spanischen Niederlassungen wie der ehemalige Jesuitenstaat von Paraguay, wurden sie schein-

bar von Häuptlingen regiert, deren Würde erblich war, und von jährlich gewählten Beamten welche die Polizei verwalteten, die Nahrungsmittel vertheilten und dergleichen, in Wirklichkeit aber war auch hier der Padre der einzige Inhaber aller Gewalt. Die Krankenpflege, die geistlichen Functionen, auch der Unterricht der Kinder waren unentgeltlich. Taufe und Abendmahl wurden nur auf Bitten der Indianer selbst vorgenommen. Um die Fastenzeit hatten sie eine Art von Examen zu bestehen (Näheres bei Weddell a. a. O.). Das Christenthum der Chiriguanas nördlich vom Parapiti ist wieder gänzlich verschwunden (ebend. 55).

Die Pampas-Indianer und Araucaner.

Die Völker welche wir in diesem Abschnitte zusammenfassen, lassen sich bis jetzt zwar nicht als zu demselben Stamme gehörig bestimmt nachweisen, aber die Aehnlichkeit die unter ihnen in Rücksicht ihrer wichtigsten äußeren und inneren Charaktere stattfindet, macht ihre Verwandtschaft wahrscheinlich, besonders wenn man beachtet daß sie zu den Eingeborenen Brasiliens und vorzüglich den Guaranis zugleich in einem entschiedenen Gegensatze stehen. Die kurze prognathische Schädelform scheint bei ihnen vorzuherrschen (Retzius in Müller's Archiv 1848, p. 247, 280 nennt insbesondere die Charruas, Puelches und Feuerländer, Araucaner), sie sind von sehr kriegerischem Wesen und haben ihre Unabhängigkeit von jeher mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte vertheidigt, so daß es bis in die neueste Zeit nicht gelungen ist sie zu unterjochen, haben sich der Mission fast ganz unzugänglich gezeigt und mit wenigen Ausnahmen von jeher ein nomadisches Leben geführt, größtentheils ohne Landbau oder doch ohne sich durch diesen an die Scholle fesseln zu lassen. Die Araucaner sind das einzige Volk bei dem es sich in letzterer Hinsicht anders verhielt, die Payaguas nächst den Feuerländern das einzige welches mit dem Wasser vertraut war.

Als Sebastian Cabot (1531) den Paraguay hinaufging, wurde er in der Gegend von Asuncion von den Agaces angegriffen, die damals jenes Land beherrschten (Guzman I, 6). Diese waren als gefährliche Flußräuber besonders von den Guaranis sehr gefürchtet und

lebten mit den Guaycurus in Feindschaft (Cabeza de Vaca 559, 565). Wir dürfen sie ohne irre zu gehen wohl für einen Zweig der Payaguas halten oder für diese selbst. Wenn de Angelis (Indice zu Guzman p. II) von ihnen sagt, sie hätten Guarani gesprochen, so beruht dieß auf dem Mißverständniß, daß sie diese Sprache meist verstanden, obwohl sie von ihrer Muttersprache ganz verschieden war (Vater, Mithrid. III, 2, 489 nach Azara). Die Sitze der Payaguas lassen sich schwer angeben, da sie meist nur auf dem Wasser sich sehen ließen. Sie lebten oberhalb der Guaycurus an und auf dem Paraguay-Flusse der nach ihnen benannt sein soll (Azara), 120 leguas aufwärts von Asuncion (Guzman I, 4), hauptsächlich, wie es scheint, auf dem linken Ufer (Erbaul. Geschichten 182), und dehnten ihre Streifzüge bis nach Cuyaba hin aus (de Flores 9 bei de Angelis IV). Ein Zweig derselben bewohnte (nach Quiroga II) den nördlichsten Theil des Paraguay, ein anderer die Gegend von Asuncion. Dort giebt sie auch Lozano (52) zwischen dem Javevirh, der unter 23½° in den Paraguay münde, und dem Pilcomayo an, in dem Lande als dessen zahlreichstes Volk er die Iviraparás* nennt. Seit 1740 hat sich ein Theil derselben, 1790 auch der Rest des Volkes in Asuncion niedergelassen (Azara). Rengger (Naturg. 4) schildert sie nur 5' 2" — 5' 5" groß und von mehr länglicher, weniger breiter Gesichtsform als die Guaranis, Demersay (Bullet. soc. géogr. 1854, I, 15) bezeichnet sie dagegen als sehr groß, wie Cabeza de Vaca die Agaces: 1,781 Meter; die Weiber 1,58 Meter. Sie sind olivenbraun, heller als die Guaranis, von sehr muskulösem Oberkörper, aber dünnen Beinen, da sie sehr viel im Kahne sitzen. Die kleinen Augen haben eine leichte Falte am oberen Augenlide (bridés) doch ohne Hebung des äußeren Winkels, die Nase ist lang und rundlich, die Backenknochen ragen etwas hervor und die Unterlippe steht über; die Weiber haben kleine Füße und Hände.

Von der Lebensweise und den Sitten der Payaguas hat Azara ausführlich gehandelt. Als auffallend ist aus älterer Zeit nur zu erwähnen daß ihre Häuptlinge eine despotische Gewalt besaßen und daß ihr Speichel von ihren Untergebenen mit der Hand aufgefangen zu werden pflegte (Cabeza de Vaca 575). Landbau scheinen sie nie-

---

* Diese sind nach v. Martius a, ein Tupivolk (J. R. G. S. II, 209).

mals getrieben zu haben. Mit ihren früheren Feinden den Guyacurus später verbündet, haben sie den Portugiesen vielen Schaden zugefügt, seit 1791 jedoch Frieden mit ihnen geschlossen (v. Eschwege II, 287, Rengger R. 135 f.). Mit den Spaniern dagegen standen sie seit langer Zeit in einem Schutz- und Trutzbündniß, doch haben sie sich stets geweigert das Christenthum anzunehmen (Azara II, 121). Nach Asuncion liefern sie in neuerer Zeit Holz Fische Pferdefutter und dergleichen (Demersay a. a. O.). Mit den Mbayas und anderen Völkern von Chaco haben sie die Feier eines großen jährlichen Festes gemein, an welchem sie sich große Holzsplitter durch das Fleisch stechen und sich Blut aus der Zunge und anderen Theilen ziehen, das sie in ein kleines Loch in die Erde laufen lassen (Azara II, 134). Ihre Todten begraben sie in zusammengebogener Stellung (ebend. 143).

Das Gebiet der Lenguas reichte vom Pilcomayo bis gegen den Paraguay hin, wo die Mbayas lebten (Quiroga II), und lag unter 22° und 23° s. B. zwischen beiden Flüssen (Vater, Mithrid. III, 2, 491, Page 142). Noch neuerdings giebt Castelnau (II, 430) die Inimas (wahrscheinlich die Enimaga oder Inemaga, die Azara den Lenguas in jeder Hinsicht ähnlich nennt), „welche in Paraguay Linguas heißen“, in diesen Gegenden unterhalb Fort Borbon an, auf dem rechten Ufer des Paraguay, namentlich bei S. Salvador, während nach d'Orbigny (II, 120) ihre geringen Ueberreste unter 27° s. B. und 62° w. L. von Paris mitten in Chaco wohnen sollen. Ihren Namen haben sie von dem großen Pflocke den sie in der Unterlippe tragen, obwohl dieselbe Sitte sich auch bei den Charrua Mbaya und Payagua findet (Azara II, 11, 105, 126). Sie sollen die Sprache der Chiquitos reden oder doch diesen sprachverwandt sein (Erbaul. Geschichten 178, Lettres édif. II, 165). Nach d'Orbigny sind sie im Aeußeren den Abiponern und Mataguayes durchaus ähnlich, Page (142) fand an ihnen die langgeschlitzten und großen chinesenähnlichen Augen auffallend und bemerkt daß sie Pferde und Schafe besitzen, etwas Mais und Baumwolle bauen und daß die Weiber an der Spindel spinnen. Sie gehörten von jeher zu den kriegerisch unruhigen und gefährlichen Reitervölkern von Chaco.

Ungleich häufiger als von jenen ist von den Guaycurus die Rede. Erst neuere Reisende behaupten daß ihr Name collectiv für verschiedene Völker (Rengger, R. 341) oder gar für alle berittenen Ein-

geborenen ohne Unterschied von den Spaniern gebraucht worden sei (d'Orbigny II, 92). Mögen aber auch einzelne Verwechselungen bisweilen vorgekommen sein (wie z. B. die Spanier in neuerer Zeit die Tobas öfters Guaycurus genannt haben, Morillo 21), so muß man doch zugeben daß jene von anderen Völkern in den älteren Berichten sehr bestimmt unterschieden zu werden pflegen und daß überhaupt weit weniger der Mangel als vielmehr der Ueberfluß in der Unterscheidung verschiedener Völker den Ethnographen bei Benutzung der älteren Quellen in Verlegenheit setzt. Nach Azara (Correspond. 49 bei de Angelis IV) würden alle Angaben neuerer Reisenden über die Guaycurus überhaupt nur geringe Autorität in Anspruch nehmen können, weil sie um den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bereits bis auf einen Rest ausgestorben gewesen wären. Indessen dürfte hierauf kein großes Gewicht zu legen sein, da nicht allein v. Eschwege (II, 268 ff.), sondern auch Castelnau (II, 392 ff., 479) ausführliche Mittheilungen von ihnen aus eigener Erfahrung machen (vgl. auch von Martius a,). Castelnau fand sie in der Nähe von Fort Albuquerque am Paraguay und giebt 6 Stämme derselben an von denen jedoch nur zwei Landbau treiben. Einer derselben, di Cadiehos, war kürzlich auf der Flucht vor den Inimas (Lenguas) au Chaco dorthin gekommen.

Die Guaycurus werden als ein sehr unruhiges Volk geschilde das oft schnell und plötzlich seine Wohnsitze wechselt, in weiter En fernung unerwartet erscheint und oft spurlos wieder verschwind daher sich nicht sowohl ihr Wohnsitz, als vielmehr nur ihr Verbr tungsbezirk angeben läßt. Zu Cabeza de Vaca's Zeit (154 hatten sie (wie bemerkt), den Guaranis das Land im Westen von Asu cion genommen, wo sie Guevara (II, 6) anführt, und wohl de halb hat de Angelis (Indice zu Guzman XLIII) das Delta des P comayo als ihren eigentlichen Sitz bezeichnet. Lozano (52, 6 nennt sie zwar auch in dieser Gegend, unterscheidet aber drei Abth lungen derselben: die eine bestehe aus den Flußräubern des Paragu (doch werden sie von den Payagua stets unterschieden), die zwe seien die Guaycurutis im Westen des Flusses, die dritte die Guaycu Guazu im Norden gegen 100 leguas von Asuncion entfernt, wo den Chiriguanas benachbart, die Guanas und andere Völker unt jocht hätten. Charlevoix (I, 101), der diesen Bericht wiederholt, f

nur hinzu daß dieses Land im Norden für ihr Stammland gehalten werde. Aus der Gegend am Paraguay oberhalb Asuncion haben sie sich späterhin vor den Mamelucken (Brasilianern) nach Chaco zurückgezogen (Lettres éd. II, 165). Sie sind ein sehr großer Menschenschlag, manche von ihnen sollen 6½' erreichen*; ihre Farbe ist dunkler als Kupfer, das Haar bald schlicht, bald kraus; im Gesichte tättowiren sie sich mit einigen Linien (v. Eschwege II, 270ff.). Die Malerei des Körpers, der Lippenschmuck und der geschorene Kopf, auf dem sie nur zwei Haarkränze und einen Haarschopf stehen lassen, geben ihnen ein fürchterliches Aussehen (Charlevoix I, 102). Ihre Bekleidung besteht nur in einem Schurze oder Gürtel.

Von ihren Nachbarn, denen sie niemals im Kampfe unterlegen sein sollen, waren sie in früherer Zeit sehr gefürchtet (Cabeza de V. 560, 564). Ihre Räubereien entschuldigen sie wohl erst neuerdings geschickt mit der Sage, daß Gott bei der Schöpfung jedem Volke eine Gabe zugetheilt und sie allein vergessen habe; vom Adler aber, den sie für ihren Stammvater zu halten scheinen (v. Eschwege II, 280), seien sie darauf aufmerksam gemacht worden daß ihr Loos das beste von allen sei, da ihnen Alles gehöre was die übrigen besäßen (Azara, Castelnau II, 394). Sie leben als Reiternomaden ganz ohne Landbau und schützen sich gegen Wind und Wetter oft nur durch eine ausgespannte Matte, wie die Payaguas (Lozano 55, 65), doch hatten sie auch lange Häuser in denen sie zu Hunderten zusammenwohnten (Cabeza de V. 563), in drei Abtheilungen, der Häuptling in der Mitte (Charlevoix I, 104), eine Einrichtung die vielleicht zu ihrer Eintheilung in Edle Krieger und Sklaven (v. Eschwege II, 269, v. Martius a, Anh. 25) in Beziehung steht, wenn es anders mit dieser seine Richtigkeit hat. Lozano (68) unterscheidet bei ihnen gleichsam als drei Rangstufen: Kind Mann und alter Krieger, deren jede ihr bestimmtes Abzeichen und ihren besonderen, durch schmerzhafte Ceremonien erworbenen Schmuck hatte. Aehnliche Selbstpeinigungen fanden bei einem großen jährlichen Feste statt, das irrthümlich mit dem Wiedererscheinen der Plejaden in Zusammenhang gebracht worden ist, da diese hier nie untergehen. Die Würde des Häuptlings ging auf den

* Nach Rengger (Naturgesch. 5) der die Mbayas (d. i. Guaycurus) die schönsten Indianer dieser Gegenden nennt, messen sie nur 5' 5" — 5' 6½" und sind mehr kupferroth als die Payaguas.

Sohn über, der fern von seinem Vater erzogen zu werden pflegte und diesem nur selten zu Gesichte kam. Beim Tode desselben traten Fasten und allgemeine Enthaltsamkeit ein, das Malen des Körpers wurde unterlassen, mehrere Männer und Weiber, die sich oft selbst dazu anboten, wurden geopfert, und der neue Häuptling gab allen Einzelnen andere Namen (Lozano 67, 70), wahrscheinlich damit der Tod, wenn er wiederkäme, diejenigen nicht zu finden wisse die er suche, der Name des Verstorbenen aber wurde ferner nicht mehr ausgesprochen (Azara II, 153), wohl um seinen Geist nicht zu erzürnen oder zu citiren. Bei starkem Unwetter pflegten sie zu lärmen und gegen die bösen Geister in der Luft zu kämpfen die es erregten (Lozano 71).*

Polygamie herrschte nicht bei ihnen. Sie hatten nur eine Frau, aber diese wurde leicht gewechselt. Uneheliche Kinder brachten sie gewöhnlich um, entweder vor oder nach der Geburt (ebend.); Azara scheint sie in zu großer Allgemeinheit häufigen Kindermordes zu beschuldigen, indessen werden künstliche Fehlgeburten bis zum 30. Lebensjahre noch neuerdings als gewöhnlich bei ihnen erwähnt (Spix u. Martius 271, Castelnau II, 405). Die im Kriege gefangenen Knaben ziehen sie auf, geben ihnen später Weiber, verkaufen aber deren Kinder (Charlevoix I, 106); übrigens sollen die im Kriege erbeuteten Sklaven, welche als Kaste von den Freien streng geschieden bleiben (Spix u. M. 268), von ihnen gut behandelt werden (v. Eschwege II, 283). Die Weiber genossen wenigstens in früherer Zeit großes Ansehen, daß sie diese Sklaven in Freiheit setzen und deren Aufnahme in den eigenen Stamm bewirken konnten (Cabeza de V. 56). Manche Gegenstände werden von den Weibern mit andern Wörtern bezeichnet als von den Männern (v. Eschwege II, 283). Die Männer in Weiberkleidern welche sich unter ihnen finden sollen, spinnen, weben, machen Töpfe und thun nur weibliche Arbeit (ebend. 276). Ihre Waffen sind Lanzen und hölzerne Schwerter, auch führen sie scharfe Messer von Fischgräten; die Köpfe der Feinde bewahren sie als T[rophäen]

* Die Vorstellungen dieser Völker von den Himmelskörpern und Himmelserscheinungen sind kindisch genug: einige Sterne gelten der Mbocovies für Bäume mit leuchtenden Zweigen, andere für einen Strauß der von Hunden verfolgt wird. Von der Sonne, die ein Weib sei, erzählen sie, daß sie einst auf die Erde heruntergefallen, großes Unglück angerichtet habe, doch sei es gelungen sie wieder an ihren Platz zu setzen, der Mond aber sei ein Mann dem, wenn er sich verfinstere, die Eingeweide von einem Hunde herausgerissen würden (Guevara I, [...]

ziehen (Lozano 66, 71). Im Kriege zeichnen sie sich durch Vorsicht aus, stellen in jedem Dorfe Nachtwachen auf und gehen Nachts auf Kundschaft aus (Charlevoix I, 106). Ein schönes Beispiel strenger Mannszucht und Selbstbeherrschung gaben die Guaycurus welche im J. 1819 unter Andresito's Führung in Corrientes einzogen, das sie 7 Monate lang besetzt hielten. Obgleich ganz ausgehungert und erbittert, benahmen sie sich mit der größten Mäßigung und Rücksicht. Nur ein einziger Diebstahl kam in dieser Zeit von ihrer Seite vor (Robertson III, 159 ff.). Die Versuche der Missionäre (1609) scheiterten bei ihnen nach kurzer Zeit (1626, Lozano 140).

Die Mbayas, welche Azara als ein besonderes Volk neben den Guaycurus aufgeführt hat, werden in Rücksicht der Sprache ausdrücklich als nicht von ihnen verschieden bezeichnet (Vater, Mithrid. III, 2, 479); die Angabe de Pasos' (44 bei de Angelis IV) daß sie oft auch Guaycurus genannt würden, hat man daher nicht so zu verstehen, daß eine Verwechselung beider mit einander häufig sei, sondern daß überhaupt kein Unterschied unter ihnen stattfinde (v. Martius a, Anh. 8, Dobrizhoffer I, 75). Auch daß sie von den Guaycurus abstammten, wie de Angelis angiebt (Indice zu Guzman VIII), drückt, wie es scheint, das Verhältniß in welchem sie zu einander stehen, nicht genau aus. Ihre Eroberungen und Verwüstungen des Landes am Paraguay, welche 1661 begannen, erstreckten sich über beide Ufer des Flusses vom Xexui unter 24° bis zum Tacuari unter 18½° s. B., in späterer Zeit bis zu den Chiquitos (Quiroga II, de Flores 16 bei de Angelis IV, Azara), doch hielten sie seit 1746 mit den Spaniern fast ununterbrochen Frieden und wurden allmälich auf das Westufer des Flusses beschränkt.

Die nahe Sprachverwandtschaft, welche nach Dobrizhoffer (II, 191, 242) zwischen den Abiponern einerseits, den Mbocobies Tobas und Mbayas andererseits besteht, ist wenigstens in Rücksicht der letzteren unbestätigt geblieben; sie stehen jenen Völkern ferner, der grammatische Bau ihrer Sprache ist wesentlich verschieden, während die drei ersteren allerdings zu einem Stamme gehören (Vater a. a. O. 477, 494 ff.). Lozano (77) bemerkt ausdrücklich daß die Tobas Mocobies und Yapitalaguas dieselbe Sprache reden. Unsicherer scheint es daß die Mataguayos und Vejoses Dialekte des Toba reden, wie Weddell (bei Castelnau IV, 144) angiebt, und daß die Matacos ebenfalls

sprachlich zu den Toba gehören (ebend. 328); d'Orbigny (II, 9[illegible] ist geneigt auch die Malbalas zu ihnen zu rechnen.

Die Tobas und Mbocobies, wie die letzteren sich selbst nenn[illegible] (Pauke 43), streifen aus dem Innern von Chaco bis an den Para[illegible] und bewohnen namentlich das Land an der Mündung des Jujuy den Vermejo (Lozano 77, 252), auch werden die ersteren mit [illegible] Mataguayas zusammen am Pilcomayo 40 leguas von den Cordille[illegible] entfernt genannt (ebend. 52). Neuerdings hat d'Orbigny (II, 9[illegible] beide zwischen 21° und 32° am ganzen Pilcomayo, an dem unte[illegible] Viertel des Vermejo und von da bis in die Gegend von Santa Fe [illegible] gegeben. Cornejo (4) nennt sie unterhalb von S. Bernando de T[illegible] bas und Santiago de Mocobis am unteren Vermejo, wo sie n[illegible] Morillo (21), dem jener offenbar seine ethnographischen Angab[illegible] fast sämmtlich entlehnt hat, bis zum Pilcomayo das herrschende V[illegible] sind (1780), womit die Angabe Garcia's de Solalinde (4 bei [illegible] Angelis IV), von 1799 übereinstimmt. Die Karte bei Rengg[illegible] setzt die Tobas in den Norden der Mocobies und diese südlich vo[illegible] Vermejo. Sie werden von d'Orbigny zu der Raçe der Pampas völker gerechnet, die er (II, 5) auf folgende Weise beschreibt. Sie sin[illegible] mittelgroße Menschen von olivenbrauner oder dunkelkastanienbraune[illegible] Farbe und herkulischer Bildung, sehr breiter Brust und breiten Schul- tern, fleischig, doch mit wenig hervortretenden Muskeln. Die Stirn ist gewölbt, das Gesicht breit und platt, die Nase sehr kurz und zu- sammengedrückt mit weiten offenen Löchern, der sehr große Mund hat dicke, stark vortretende Lippen, die Augen stehen horizontal, doch ist ihr äußerer Winkel bisweilen etwas hinaufgezogen, die Backenknochen ragen hervor, die stark ausgeprägten Gesichtszüge sind von kaltem Ausdruck. Die Mbocobis und Tobas insbesondere schildert er (II, 96) als bronzefarbig, (Weddell a.a.O. 300 der sie sehr schön proportio- nirt fand, nennt sie etwas dunkler als die Chiriguanas) im Mittel 1,68 Meter hoch und im Aeußeren übrigens den Charruas ähnlich, d. h. von ziemlich gerader, unten dicker Nase und gebogenen, dünnen, aber stark hervortretenden Augenbrauen. Abwechselnd führen sie ein nomadisches Jäger- und Hirtenleben, denn sie haben Schafe und Pferde, oder bauen das Land (ebend. 306, d'Orbigny II, 99). Ihre Wohnungen sind lange, von Osten nach Westen gerichtete Häuser in denen mehrere Familien zusammenleben (ebend. 100), bei den Tobas

bienenkorbartige, nur zwei Meter hohe Hütten mit sehr niedrigem Eingang (Weddell a. a. O. 300). An einem sehr einfachen Webstuhl fertigen sie wollene Zeuge, die sie blau weiß und roth zu färben verstehen (Pagè 255). Lozano (77 ff.) bezeichnet ihre Sitten als dieselben wie die der Mataguayos und hebt wie Pauke (106), der ihnen Kindermord aus sehr geringen Ursachen Schuld giebt (61, 79), vorzüglich ihren Cannibalismus hervor; sie ziehen dem erschlagenen Feinde die Kopfhaut ab und spannen sie auf um sie als Trophäe zu bewahren. Im Jahre 1670 wurden sie mit bewaffneter Macht von den Spaniern angegriffen und erhielten drei Jahre darauf Missionäre, die jedoch nur wenig bei ihnen ausrichten konnten. Ebenso geringen Erfolg hatte die 1683 aufs Neue bei ihnen begonnene Mission. Sie blieben das Räubervolk als das sie sich bis dahin gezeigt hatten. Erst der 1710 gegen sie erneuerte Krieg nöthigte sie zu längerem Frieden (Lozano 105, 158, 244, 336).

Die Abiponer schweifen vom R. Vermejo bis nach Santa Fe hin im Süden und bis nach S. Jago del Estero im Westen (Dobrizhoffer II, 13). Das rechte Ufer des unteren Vermejo bis zu seiner Mündung scheint ihr Hauptsitz gewesen zu sein (Lozano 89). Ein Theil derselben ist in die Missionen auf der Ostseite des Parana gezogen worden, ein anderer blieb mit den Tobas und Mbocovies in Chaco bei seiner früheren nomadisirenden Lebensweise (Quiroga II). Sie sind sehr stark zusammengeschmolzen und werden von d'Orbigny (II, 116) diesseits des Parana unter 28—30° f. B. angegeben. Er fand sie den Tobas und Mataguayos im Aeußeren sehr ähnlich, indessen kommen bei ihnen auch Adlernasen häufig vor; ihren geringen Bart raufen sie aus wie das Haar am Köper und die Augenbrauen, letztere, wie sie sagen, um besser sehen zu können; auch das Haar am Vorderhaupt entfernen sie, gleich den Tobas Mbocovies und anderen. Im Gesichte tättowiren sie namentlich die Mädchen zur Zeit der Mannbarkeit (Dobrizhoffer II, 24 ff., 31, 37); bei den Männern sind um diese Zeit Blutentziehungen gewöhnlich, die sie an verschiedenen Gliedern, selbst an der Zunge von Kindheit an häufig und bei verschiedenen Gelegenheiten vornehmen, besonders ehe sie in den Krieg ziehen (Lozano 90). Landbau treiben sie nicht, im Nähen, Spinnen und Weben der Baumwolle sind ihre Weiber aber sehr fleißig und geschickt (ebend. 91, Dobrizhoffer II, 138, 162, 184). Nur

sprachlich zu den T[illegible]
ist geneigt auch di[illegible]

Die Tobas [illegible]
(Pauke 43), [illegible]
und bewohnen [illegible]
den Bermejo [illegible]
Mataguayos [illegible]
entfernt [illegible]
beide zwisch[illegible]
Viertel des [illegible]
gegeben. [illegible]

[illegible]

[illegible] zugleich Herz und Zunge ausgri[illegible]
[illegible], um den Zauberer zu tödten [illegible]

cht hat, darauf die Leiche in eine Ochsenhaut gebunden und
begraben. Man giebt ihr einen Topf zum Trinken, Kleider,
ie und Pferde mit. Die Hütte und das Eigenthum des Ver-
, dessen Seele man in Gestalt einer Ente Nachts fliegen zu
ubt, wird vernichtet. Die Weiber betrauern ihn Tag und
t Geheul, die Männer aber, die überhaupt sehr dem Trunke
nd, stellen ihm zu Ehren ein Gelag an mit dem Tranke den
onig und Johannisbrod bereiten. Die Namen der Verwandten
nde werden geändert und die Wörter aus denen der Name
n bestand, fallen aus der Sprache heraus. Sie halten all-
n großes Todtenfest, und die Versetzung der Gebeine aus der
n die Heimath geschieht stets mit besonderen Feierlichkeiten
234, 593). Für das höchste Wesen haben die Abiponer kei-
deren Namen. Ihr Stammvater, den sie am Himmel in den
zu erkennen glauben und sonderbarer Weise ebenso wie ihre
zte Keebet nennen, ist der Hauptgegenstand ihrer Verehrung
:., 317).

Mataguayes oder Mataguayos leben dem Jujuy zunächst
Theil in der Nachbarschaft der Chiriguanas (Lozano 76);
er des Vermejo von der Mündung des Jujuy bis nach Es-
ande hin sind sie besonders zahlreich, erstrecken sich aber noch
s zu den Missionen S. Bernardo de Tobas und Santiago de
in einer Ausdehnung von 216 leguas, und reichen von Hu-
(nördlich von Salta) im Westen weit nach Osten bis zum Pil-
Arias, Diario 15 bei de Angelis VI, und nach diesem
) 4); nach d'Orbigny (II, 107) gehen sie bis zu der alten
'angayé am Flusse herab. Letzterer schildert sie im Aeußeren
tten und Lebensweise den Tobas und Mbocovies ganz ähn-
reißen das Kopfhaar rundum aus, so daß nur ein Büschel
Scheitel stehen bleibt, daher sie auch Coronados genannt
während bei anderen Völkern die Weiber ganz kahl sind, die
aber sich ihr Haar so zurichten, daß es verschiedenartige Fi-
rstellt (Lozano 81). Sie sind in Thierfelle gekleidet und
ptsächlich von Fischfang; obwohl ohne Tapferkeit, unkriege-
dem Handel geneigt, überfielen sie doch die Spanier [illegible]
ejo befuhren, öfters aus dem [illegible] (ebend. [illegible]
12f.). Arias (a. a. O.) rüh[illegible]
g-

diese sind nach Lozano (89) mit einem Mantel von Fellen bekleidet, nach Dobrizhoffer (II, 160) sind es auch die Männer mit baumwollenen oder wollenen Zeugen von oben bis unten, bei rauhem Wetter mit Mänteln von Fischotterfellen. Die Flüsse befahren sie in leichten Kähnen von Ochsenhaut (ebend. 150). Ausschweifungen der jungen Leute vor der Ehe finden bei ihnen nicht statt, wie bei so vielen anderen Völkern, auch im Scherz und in ihren Reden überhaupt verletzen sie den Anstand nicht. Mehr als zwei Kinder pflegen von ihnen nicht aufgezogen zu werden (Lozano 92). Ehebruch, Diebstahl, Raub, Mord sind bei ihnen unerhört (Dobrizh. II, 58, 167, 170, 180, 265, III, 185), dagegen glauben sie in vollem Rechte zu sein wenn sie die Spanier bestehlen und ausplündern, weil das Land mit seinen Jagd- und Herdenthieren ursprünglich ihnen selbst gehörte, diese aber sich desselben gewaltsam bemächtigt haben (II, 172). Häuptlinge von einiger Macht haben sie nur im Kriege, bisweilen sind dies sogar Weiber (Lozano 91, Dobrizh. II, 131, 136), aber es giebt bei ihnen eine Art von Adel, der durch Tapferkeit erworben wird und daher rein persönlich ist. Die Aufnahme in denselben erfordert eine besondere Prüfung durch langes Schweigen und Fasten und wird mit einer Veränderung des Namens vollzogen. Die Edlen unterscheiden sich durch den Gebrauch gewisser Wörter und mancher Anhängesilben von den Gemeinen (ebend. 598 f., 236). Im Felde wird von ihnen die Vorsicht beobachtet pünktliche Nachtwachen zu halten und fleißig Kundschafter auszuschicken; die feindlichen Dörfer schießen sie mit angezündeter Baumwolle in Brand. Auf dem Pferde zeichnen sie sich durch große Gewandtheit aus und kämpfen, wenn sie sich verloren glauben, mit wüthender Tapferkeit bis zum Tode. Ihre Trophäen sind die Köpfe der Feinde, von denen sie die Kopfhaut oder die Hirnschale aufbewahren (ebend. 173 f., 481 ff., 548). Der Ausgang der Schlacht ist, wie man glaubt, vom Zauberer abhängig (568), dessen Manipulationen bei der Kur der Kranken und anderen Gelegenheiten dieselben sind wie bei so vielen anderen Völkern. Obgleich Krankheit auf die Wirksamkeit böser Geister zurückgeführt wird, fehlt es den Leidenden nicht an Pflege, den Sterbenden aber, bei dem viel gelärmt wird mit Trommeln und Heulen, verlassen sie aus Furcht (285, 308, 345). Dem Todten werden sogleich Herz und Zunge ausgeschnitten und einem Hunde vorgeworfen, um den Zauberer zu tödten der ihn

umgebracht hat, darauf die Leiche in eine Ochsenhaut gebunden und sogleich begraben. Man giebt ihr einen Topf zum Trinken, Kleider, eine Lanze und Pferde mit. Die Hütte und das Eigenthum des Verstorbenen, dessen Seele man in Gestalt einer Ente Nachts fliegen zu sehen glaubt, wird vernichtet. Die Weiber betrauern ihn Tag und Nacht mit Geheul, die Männer aber, die überhaupt sehr dem Trunke ergeben sind, stellen ihm zu Ehren ein Gelag an mit dem Tranke den sie aus Honig und Johannisbrod bereiten. Die Namen der Verwandten und Freunde werden geändert und die Wörter aus denen der Name des Todten bestand, fallen aus der Sprache heraus. Sie halten alljährlich ein großes Todtenfest, und die Versetzung der Gebeine aus der Fremde in die Heimath geschieht stets mit besonderen Feierlichkeiten (348ff., 234, 593). Für das höchste Wesen haben die Abiponer keinen besonderen Namen. Ihr Stammvater, den sie am Himmel in den Plejaden zu erkennen glauben und sonderbarer Weise ebenso wie ihre Zauberärzte Keebet nennen, ist der Hauptgegenstand ihrer Verehrung (80, 87ff., 317).

Die Mataguayes oder Mataguayos leben dem Jujuy zunächst und zum Theil in der Nachbarschaft der Chiriguanas (Lozano 76); am Ostufer des Vermejo von der Mündung des Jujuy bis nach Esquina grande hin sind sie besonders zahlreich, erstrecken sich aber noch weiter bis zu den Missionen S. Bernardo de Tobas und Santiago de Mocobis in einer Ausdehnung von 216 leguas, und reichen von Humaguaca (nördlich von Salta) im Westen weit nach Osten bis zum Pilcomayo (Arias, Diario 15 bei de Angelis VI, und nach diesem Cornejo 4); nach d'Orbigny (II, 107) gehen sie bis zu der alten Mission Cangayé am Flusse herab. Letzterer schildert sie im Aeußeren wie in Sitten und Lebensweise den Tobas und Mbocovies ganz ähnlich. Sie reißen das Kopfhaar rundum aus, so daß nur ein Büschel auf dem Scheitel stehen bleibt, daher sie auch Coronados genannt werden, während bei anderen Völkern die Weiber ganz kahl sind, die Männer aber sich ihr Haar so zurichten, daß es verschiedenartige Figuren darstellt (Lozano 81). Sie sind in Thierfelle gekleidet und leben hauptsächlich von Fischfang; obwohl ohne Tapferkeit, unkriegerisch und dem Handel geneigt, überfielen sie doch die Spanier welche den Vermejo befuhren, öfters aus dem Hinterhalt (ebend. 164, Cornejo 4, 12f.). Arias (a. a. O.) rühmt sie als gelehrig ehrlich tapfer und fleißig.

Die Taynuyes, Teutas, Agoyas, Xolotas welche Lozano (77) nennt, reden nach Hervas dieselbe Sprache wie die Mataguayes und wurden später mit anderen Namen bezeichnet (Vater, Mithrid. III, 2, 493), von denen nur der der Matacos als eines Volkes am Südufer des Vermejo, das von gleichem Stamme mit den Mataguayos sei, obwohl ihnen feindlich, bei Morillo (11, 21) vorkommt. d'Orbigny (II, 104) stellt neben den Stamm der Mataguayos, zu dem er die Chanès, Vilelas und Yoes zählt, den verwandten der Matacos, zu welchem die Vejosos, Chunipis und Ocoles gehören sollen: die letzteren beiden nämlich sind, wie er angiebt, nach Soria, der im J. 1826 den Vermejo befuhr, Zweige der Mataguayos, die Matacos und Vejosos (gewöhnlich: Vejoses) aber werden in einem handschriftlichen Vocabular das er besaß, in Rücksicht ihrer Sprache mit den Mataguayos identificirt. Die Vejoses fand Cornejo (1re exped. 27 bei de Angelis VI) am linken Ufer des Vermejo etwas unterhalb der Mündung des Centa und bezeichnet sie ebenfalls als Verwandte der Mataguayos. Da nun Chunupies und Ocoles von Hervas als Stämme der Vilelas genannt werden (Vater, Mithrid. III, 2, 507), so ergiebt dies in Verbindung mit dem Vorigen eine weitere Wahrscheinlichkeit dafür daß d'Orbigny die Vilelas mit Recht zu den Mataguayos gezählt hat. Endlich haben wir als zu den Vilelas und mittelbar wahrscheinlich zu den Mataguayos gehörig nach derselben Quelle noch die Atalalás und Sivinipis oder Sinipes zu erwähnen. Die ersteren identificirt auch Garcia de Solalinde (p. 4 bei de Angelis IV) mit den Vilelas. Das Wenige was wir sonst noch über diese Völker, namentlich über ihre Wohnsitze wissen, beschränkt sich auf Folgendes. Unterhalb Esquina grande bis gegen die vorhin genannten zwei Missionen der Tobas und Mbocovies hin finden sich am Westufer des Vermejo, das weiter hinauf unbewohnt ist, die Chunupis oder Chunupiés, die sehr kriegerisch sind, vom Fischfang und von der Jagd leben (Cornejo 4). Ihr Gebieter ist Chinchin, ein Indianer vom Stamme der Malvalá (ebend. 20), dieser aber ist nebst einem anderen Häuptlinge dem gemeinschaftlichen Oberhaupte der Chunupies, Sinipes und Malbalaes unterworfen, welche alle drei als große und schöne Völker von heller Farbe auf dem Westufer des Vermejo von Morillo angegeben werden. Ueber das ethnographische Verhältniß in welchem die Malbalaes zu den Völkern der Ma-

taguayos-Familie stehen, scheint es an jeder Andeutung zu fehlen, abgesehen von der Angabe Lozano's (252), deren erstem Theile er anderwärts selbst widerspricht, daß die Tobas Mocovies Malbalas und Mataguayos völlig verschiedene Sprachen redeten. Von den Matacos und Chunupiés bemerkt Soria daß sie an die Grenzen von Salta Jujuy und Oran kommen um sich als Feldarbeiter zu verdingen. Am unteren Vermejo nennt er außer den Ocoles die Atalalás (Weddell bei Castelnau VI, 381), welche als kriegerische Reiternomaden dort auch von Cornejo (4) erwähnt werden, doch ohne eine Bemerkung über ihr ethnographisches Verhältniß zu den Mataguayos. Die Vilelas, welche von den Jesuiten in die Missionen am Salado unter 25° und 26° s. B. (Valbuena und Miraflores?) concentrirt worden sind (Vater, Mithrid. III, 2, 507), bezeichnet Lozano (85 ff., 299) als das einzige bekleidete Volk am unteren Vermejo, und schildert wie Garcia de Solalinde die Anwohner dieses Flusses überhaupt als friedliche und arme Menschen, die theils von Palmenkohl Johannisbrod und Fischen, theils von Maisbau und den wenigen Schafen leben die sie besitzen, gegen die Mbocovies und andere räuberische Völker aber nur vertheidigungsweise kämpfen. Die Malbala am Rio grande (Jujuy) dagegen sind diesen letzteren äußerst feindselig, treiben keinen Landbau, halten sich aber einige Schafe um der Wolle willen; sie haben stets nur êine Frau (Lozano 83).

Den Vilelas schließen sich die Lules wenigstens insofern an als ihre Sprachen eine Anzahl von Wörtern mit einander gemein haben, obwohl der grammatische Bau derselben verschieden zu sein scheint (Vater a. a. O.). Sie redeten nach Pater Techo drei Sprachen: Quichua Tonocoté und Kakana (ebend. 509), von denen die letztere ihre eigentliche Muttersprache gewesen zu sein scheint, denn die erste hatten ihnen ohne Zweifel die Peruaner aufgenöthigt und die zweite hatten sie im Verkehr mit den Matarás angenommen, welchen die weit verbreitete und am Pilcomayo herrschende Tonocoté-Sprache zugehörte (Lozano 113, 175); da das Wort „Matara" selbst aber aus dem Quichua stammt (Hervas bei Vater a. a. O.), so ist zu vermuthen daß auch letzteres Volk zum altperuanischen Reiche gehörte, womit sowohl die Angabe Guzman's (I, 4) wohl zusammenstimmt daß die Tonocotes mit den früher erwähnten Juris am Salado lebten, als auch die Nachricht bei Vater daß sie um die Mitte des 16.

Jahrhunderts aus Tucuman an den Pilcomayo geflohen seien. Es werden „große" und „kleine" Lules unterschieden, über deren Verhältniß zu einander jedoch nichts Näheres bekannt ist. Die Mission hatte sie seit 1589 in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen und wie es scheint, einen günstigen Boden bei ihnen gefunden, doch entwanden sie sich nach nicht gar langer Zeit der drückenden Herrschaft der Spanier wieder und kehrten ganz zum Heidenthume zurück (Lozano 94, 109). Die 1591 am Bermejo und in Tucuman bei den Homaguacas gegründeten Missionen (ebend. 113, 119) erreichten ebenfalls keine nachhaltigen Erfolge. Erst nach der Unterwerfung der unruhigen Tobas und Mocovies im Jahre 1710 kam es auch mit den andern Völkern dieser Gegenden zu dauerndem Frieden, Tucuman wurde vollständig beruhigt, die Lules aber und die Malbalas in Valbuena, später in Miraflores am Salado fest angesiedelt und bekehrt (ebend. 418). Ein Verzeichniß der von 1735—1767 in Chaco gegründeten Missionen findet man bei de Angelis VI, Discurso prelim. zu Arias p. IX. In Sitten und Lebensweise wie in der Art ihres Aberglaubens scheinen sich die Lules nur wenig von den anderen Völkern von Chaco unterschieden zu haben. Ihr Landbau war nur gering, ihre Häuptlinge machtlos; sie hatten meist nur eine Frau, schieden sich aber leicht von dieser, uneheliche Kinder und eins von Zwillingskindern wurden umgebracht, weil Zwillingsgeburten als Beweis der Untreue des Weibes galten. Mit der Mutter wurde ihr Säugling begraben, weil keine Frau das Kind einer anderen, wohl aber öfters einen jungen Hund an der Brust nährte (ebend. 100ff., 463, Charlevoix I, 284). Das Eigenthum des Todten, den man in zusammengebogener Stellung begrub, wurde verbrannt.

Im südlichsten Theile von Chaco am Salado lebten die schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts fast ganz ausgestorbenen Calchaquies, die nach Lozano (92) von dem gleichnamigen Volke von Salta an der Grenze von Atacama völlig verschieden waren. Indessen sehen wir diesen Unterschied, den Charlevoix (I, 280) für unwesentlich erklärt, von keinem andern Schriftsteller festgehalten, und die Nachrichten die wir über die Calchaquies besitzen, scheinen sich ausschließlich auf das letztere Volk des südlichen und westlichen Tucuman zu beziehen. Guevara (I, 11) bemerkt daß es nur hier im südlichen Tucuman einige Idole gegeben habe die in schlechten Hütten verehrt worden

seien, nämlich im Kreise aufgestellte Stäbe die mit Widderblut bestrichen und mit Federn aufgeputzt waren. Die Eingeborenen, wahrscheinlich die Calchaquies, verehrten darunter den Donner und Blitz und trugen Amulete von Kupfer, waren in verschieden gefärbte Zeuge von Alpacawolle gekleidet, lebten aber nomadisch und waren dem Trunke sehr ergeben; der Mission zeigten sie sich zwar zugänglich, doch hielt ihre Bekehrung nicht Stand (de Angelis im Indice zu Guzman XIII, Charlevoix I, 331, II, 22). Wie die Diaguitas waren die Calchaquies von jeher erbitterte Feinde der Spanier und sind es bis zum Ende geblieben. Schon 1561 wurden Cordova und andere Städte durch sie zerstört, und selbst ihre Weiber und Kinder gaben in diesen Kriegen Beweise von großer Tapferkeit: jene gingen im Angriff auf die Spanier ihren Männern voran, diese zogen ihnen bewaffnet zu Hülfe. Im Jahre 1632 wurden sie auf's Neue sehr gefährlich und verwüsteten das Land (Funes I, 240ff., II, 39ff.), und erst 1665 gelang es Alonso Mercado ihre Macht vollständig zu brechen; ihre verschiedenen Stämme, die Quilmes des Thales von Calchaqui, die Acalianes u. a. wurden theils zerstreut, theils zur Auswanderung namentlich nach Buenos Ayres hin genöthigt und unter die spanischen Kolonisten als Sklaven vertheilt (ebend. II, 143ff.), doch entflohen sie später zum Theil wieder in's Gebirge. Charlevoix (I, 280) macht über dieses Ereigniß mehrere offenbar irrthümliche Angaben.

Die sämmtlichen Völker von Chaco und Tucuman mit denen wir uns bisher beschäftigt haben, sind ununterworfen geblieben, aber ein großer Theil derselben ist durch die sehr häufigen Kämpfe mit den Spaniern und durch Epidemieen bis auf kleine Reste zu Grunde gerichtet, in verschiedene Gegenden zerstreut oder ganz aufgerieben worden. In älterer Zeit haben die Missionäre sie theilweise versetzt und durcheinander geworfen: auf diese Weise sind die Quilmes nach Buenos Ayres, die Calchaquis nach Santa Fe, die Abiponer nach Corrientes, ein Theil der Mbayas auf die Ostseite des Paraguay nach Belen gekommen (de Angelis VI, Discurso prelim. zu Arias p. V); anderen haben die Spanier um ihrer neugegründeten Kolonieen willen nach siegreichen Kämpfen neue Wohnsitze angewiesen: den Mataras oder Tonocotes in Esteco, den Vilelas am Salado, den Mbayas jenseits des Paraguay, den Malbalaes in Valbuena und Miraflores (de Angelis IV, Proemio zu Azara p. III); wieder andere, unter denen

Funes (II, 215 ff.) namentlich die Malbalas und Ojotas nennt, sind von den Spaniern, die im Anfange des 18. Jahrhunderts ein entschiedenes Uebergewicht gewonnen hatten, zur Auswanderung nach der Gegend von Buenos Ayres genöthigt worden.

Zu den gefährlichsten Feinden der Spanier am La Plata gehörten längere Zeit die Charrua, denen Juan de Solis 1516 zum Opfer fiel. Sie wohnten damals nach Azara (II, 6) im Norden des La Plata von Maldonado an bis zum Uruguay, und erstreckten sich von dort höchstens 30 Stunden weit landeinwärts. Indessen giebt Guevara (II, 1) ihre Ausbreitung größer an: sie reichten zu jener Zeit von dem Nordufer des La Plata einerseits nach dem Uruguay hinüber, nördlich und östlich aber bis in's Quellgebiet des Rio Negro; v. Martius a. nennt die Ufer der Lagoa Mirim ihren ältesten Wohnsitz. Nur d'Orbigny (II, 84) läßt die Charrua von der Lagoa de los Patos bis zum Uruguay sich ausbreiten; Guzman (I, 2 und 3), der sie auf Maldonado und in der ganzen Umgegend angiebt, fügt hinzu daß sie mit den Guaranis am Uruguay in Krieg verwickelt waren. Seit der Gründung von Montevideo (1724) sind sie weiter nach Norden gedrängt worden, ein kleiner Theil lebt in den südlichsten Missionen am Uruguay, ein anderer bei Santa Fe, ein dritter ist nach Buenos Ayres verwiesen, die Hauptmasse des Volkes aber hat ihre Unabhängigkeit bewahrt und sich seit jener Zeit mit den Minuane vereinigt (Azara a. a. O.). Beide hatten 1785 das Land zwischen dem Rio Negro und Ibicuy inne, wo die Charruas dem ersteren Flusse zunächst wohnten (Doblas 55). Die Minuanes besaßen zur Zeit der Eroberung das Land von der Vereinigung des Uruguay und Parana bis nach Santa Fe, doch reichten sie nach Norden ebenfalls (nach Azara) nur etwa 30 Stunden landeinwärts. Funes (II, 362) sagt, vielleicht in Folge einer Verwechselung derselben mit den Charruas, ihren Bundesgenossen, daß sie um 1732 die Umgegend von Montevideo in Besitz gehabt hätten. Hervas hat beide Völker als eine Abtheilung des Guenoa-Stammes bezeichnet, zu welchem auch die Yaro und Bohane gehören sollen (Vater, Mithrid. III, 2, 426), die beide von den Charruas ausgerottet worden sind, wogegen nach Azara alle diese Völker durchaus verschiedene Sprachen redeten. Die Yaro lebten zur Zeit der Eroberung zwischen dem Rio Negro und R. San Salvador, die Bohane nördlich von ihnen am R. Negro, beide auf dem Ost-

ufer des Uruguay, ihnen gegenüber aber auf den Inseln des letzteren Flusses die Chana, welche von den Spaniern nach S. Domingo Soriano versetzt, durch Mischung in ihnen aufgegangen sind (Azara).

Die Charrua gehören nebst den Puelchen zu den dunkelsten Völkern der Pampasraçe d'Orbigny's, sind von massiv fleischiger Bildung und messen im Mittel 1,68 Meter. Der Kopf ist groß und das Gesicht breit mit ziemlich schmaler und an der Wurzel eingesunkener (Azara), meist gerader, unten dicker Nase, kleinen lebhaften Augen, gebogenen und hervortretenden, aber dünnen Augenbrauen und dicken Lippen (d'Orbigny II, 14, 86). Bart haben sie nicht, Körperhaar nur wenig, Hände und Füße sind klein und zierlich gebildet (Azara). Die Yaro scheinen im Aeußeren ihnen ähnlich gewesen zu sein (Sepp und Böhm 175). Landbau treiben die Charruas nicht, sie leben gleich mehreren andern Völkern der Pampas hauptsächlich von Pferdefleisch und das Pferd, das ihnen bisweilen selbst in den Tod folgen muß, liefert ihnen überhaupt Alles was sie bedürfen (Dobrizhoffer I, 164, 166). Sie sind ohne feste Wohnsitze, ganz auf dem Pferde zu Hause und die schnellsten Reiter. Zu nähen und zu weben verstehen sie nicht. Tänze Spiele und Musik sind ihnen fremd, heitere Conversation und lautes Lachen aus ihrem Kreise verbannt (Azara II, 13f.). Alle sind einander gleich und keinem Häuptlinge unterworfen (ebend. 15), wogegen die Minuanes in ihrer Lebensweise zwar jenen ähnlich, aber ihrem Oberhaupte gehorsam, den geschlossenen Verträgen treu waren und Uebelthäter zu züchtigen pflegten; auch nahmen sie flüchtige Guaranis bei sich auf und gestatteten Spaniern und Portugiesen den Aufenthalt in ihrem Gebiete (Doblas 55). Der Cannibalismus den man den Charruas Schuld gegeben hat, scheint allerdings Fabel zu sein (d'Orbigny II, 88); vielmehr wird eine milde Behandlung der Gefangenen ihnen nachgerühmt (Guzman I, 3), namentlich nehmen sie die im Kriege erbeuteten Weiber und Kinder in ihren Stamm auf (Azara II, 20). Nur del Barco Centenera (Argentina canto X) erzählt daß sie dem erschlagenen Feinde die Gesichtshaut abzögen um sie als Trophäe zu bewahren, und das Fleisch ihrer verstorbenen Verwandten verzehrten. Dagegen berichten alle älteren und neueren Schriftsteller von der extravaganten Art auf welche sie ihre Todten betrauern: die nahen Verwandten des Verstorbenen schneiden sich ein Fingerglied ab, schlagen sich Wunden und halten lange Fasten,

stoßen sich große Rohrsplitter durch das Fleisch und gehen dann in die Einsamkeit (Azara II, 25). Die zuerst genannte Weise der Verstümmelung fand auch bei den Yaro statt, die wie jene das Fleisch der Rinder welche sie einfangen, halbgebraten und ungesalzen in Menge verzehrten; zum Schutz gegen Wind und Wetter hatten sie nichts als eine Wand die sie an verschiedenen Seiten aufstellen konnten, nur die Häuptlinge besaßen eine Hängematte (Sepp und B. 180ff.).

Unter den sämmtlichen Völkern welche Juan de Garay (bei de Angelis III, p. 27) im Jahre 1582 als Bewohner der Umgegend von Buenos Ayres nennt, sind nur zwei etwas näher bekannt, die Guaranis und Chanas. Auffallend aber ist es daß er der Querandies nicht gedacht hat, die sonst stets als das Volk bezeichnet werden, in deren Land jene Stadt gegründet wurde. Guzman (I, 4) läßt sie von Buenos Ayres bis nach Cap Blanco, Guevara (II, 3) weit nach Westen und Süden, sogar bis zur Magalhaes Straße hinab reichen: Azara ist der Ansicht daß sie von den Spaniern „Pampas-Indianer“ genannt worden seien, sich selbst aber den Namen Puelches beigelegt hätten. Wenn, wie er hinzufügt, jede ihrer Abtheilungen einen eigenen Namen führt, müssen wir vermuthen daß die von Garay aufgezählten Völker größtentheils nur einzelne Zweige der Querandies sind, von deren Sprache de Angelis (Discurso prelim. zu Garay p. III not.) versichert daß sie gar keine Analogie zu den Sprachen der Pampasvölker habe, obwohl er sich anderwärts (Indice zu Guzman p. LXX) für die Stammverwandtschaft dieser Völker ausspricht, und die Teghuelches jenseits des Rio Negro in Patagonien für die Reste der Querandies erklärt, die zur Zeit der Eroberung des Landes weiter im Norden gelebt hätten.

Ueber die Völker der Südspitze von Amerika herrscht in ethnographischer Hinsicht noch große Unklarheit und Verwirrung. D'Orbigny hat sie zu zerstreuen gesucht, ist aber bei demselben Resultate stehen geblieben das schon Vater gefunden hatte, daß es nämlich dort vier Hauptsprachen giebt, in die sich die Puelches, Tehuelches (Patagoner), Feuerländer und Araucaner theilen; auf der anderen Seite hat er sogar dazu beigetragen jene Verwirrung noch zu steigern, indem er die Araucaner von seiner „Pampas-Raçe“ abgesondert und den Peruanern angereihet hat. Allerdings ist es unrichtig daß die Araucaner sich mit den Puelchen und Patagonen verständigen können, wie Dela-

porte angiebt (Bullet. soc. géogr. 1855, II, 24), vermittelst ihrer eigenen Sprache wenigstens ist dieß nicht möglich, doch scheint es nicht minder unzulässig alles Gemeinsame dieser Völker aus den mannigfachen Berührungen allein zu erklären in die sie seit alter Zeit miteinander gekommen sind. Es finden sich theils dieselben theils analog gebildete Völkernamen auf der Seite von Buenos Ayres und auf der von Chile: Puelches und Huilliches werden als Abtheilungen der Araucaner genannt und zugleich mit demselben Namen Völker der Ostküste bezeichnet; die Endung der Völkernamen auf che kehrt, nur mit Ausnahme des Feuerlandes, überall wieder. Die Verschiedenheit der Araucaner von den östlichen Pampas-Indianern in der Körperbildung ist ohne Frage weit geringer als wir sie erwarten müßten, wenn jene zur peruanischen Raçe gehörten, diese aber eine besondere Raçe bildeten. Dieß geht aus d'Orbigny's eigenen Angaben, vorzüglich aber aus d'Urville (b, III, 320f.) hervor, der bemerkt daß die Aehnlichkeit der Araucaner mit den Patagonen vielen seiner Reisebegleiter auffiel. Molina (a, 94, 117, 200), welcher die letzteren „wahre Chilesen", d. h. Stammverwandte der Araucaner nennt, schildert die östlichen Völker überhaupt in ihren Sitten diesen durchaus ähnlich, nur rauher und ungebildeter. Daß die Pampas-Indianer im Süden von Buenos Ayres, denen Darwin (II, 29) die Bewohner von Chiloe sehr ähnlich fand, den Araucanern sprachverwandt seien, hat neuerdings de Angelis behauptet (Disc. prel. zu Arias vol. V, p. IX), der auch von der Sprache der Patagonen versichert daß sie sich bei genauerer Untersuchung der araucanischen verwandt zeige. Dieser letzteren sollen besonders viele der in Patagonien vorkommenden Namen angehören, und die Eingeborenen dieses Landes selbst in ihren Gesichtszügen und Sitten den Ursprung von den Araucanern verrathen (de Angelis zu Viedma c, p. VIIIf.). Eine Verwandtschaft der Sprache der Feuerländer mit der araucanischen haben King und Fitzroy (II, 188) wahrscheinlich gefunden.

Die Hauptursache der ethnographischen Verwirrung in diesen Gegenden liegt, wie schon Vater (Mithrid. III, 2, 394) hervorgehoben hat, in dem Umstande daß die dortigen Völkernamen nur von den Himmelsgegenden hergenommen und daher ganz relativ sind: Puelche bedeutet die Oestlichen, Huelche die Westlichen, Tehuelhet oder Tehuelche und ebenso Huilliche oder Guilliche die Südlichen, daher sich aus die-

sen Benennungen, die an verschiedenen Orten vorkommen, keineswegs
auf die Identität der bezeichneten Völker schließen läßt. Gleichwohl
werden von allen Berichterstattern die Puelche als das besondere
Volk angegeben das in den Pampas von Buénos Ayres heimisch war,
ja nach Azara hätte sich dieses sogar selbst so genannt, woraus fol-
gen würde daß es sich selbst wahrscheinlich für verwandt mit den west-
lichen Völkern hielt, da in dem Namen „Oestliche“ eine bestimmte
Beziehung und Hindeutung auf diese liegt. Aus Falkner's ziemlich
unklarem Berichte scheint hervorzugehen daß sie nur in die drei Stäm-
me der Taluhet Divihet und Chechehet zerfielen, deren ersten
beiden von den Spaniern Pampas-Indianer genannt wurden, den
die südlicheren Tehuelhet, obgleich unter den Puelche mit aufgezählt,
reden, wie jener sagt, eine ganz verschiedene Sprache. Die nördlichste
Abtheilung der Puelche, die Taluhet*, lebten sonst im Süden des Ri
Segundo, wo Falkner sie noch selbst gefunden hat, in den Ebene
von San Juan und Mendoza und bis nach Buenos Ayres hin, sü
lich von ihnen die Divihet unter 35°—38° s. B. (Vater hat irri
25°—28°), am Colorado und bis zum Rio Negro hin die Chechehet
Der Colorado und das Land bis zur Sierra de la Ventana wird vo
d'Orbigny (II, 77) als der Hauptsitz der Puelche bezeichnet. E
beschreibt sie nebst den Charruas als die dunkelsten Menschen sein
Pampas-Raçe, 1,70 Meter groß, mit etwas stärker vorspringende
Backenknochen als die Tehuelches oder Patagonen, übrigens aber diese
gleich: der Kopf ist groß, und im Allgemeinen von runder, kaum elli
soidischer Form, wenig auf den Seiten zusammengedrückt bei etw
gewölbter, nicht zurückfliehender Stirn (ders. I, 120), die Augen kl
und horizontal gestellt, das Kinn kurz und ein wenig vorspringe
eine Linie welche die äußersten Punkte der Stirn, der Lippen und
Kinnes mit einander verbindet, berührt die Nase kaum; Hände und F
sind fast immer klein, Bart und Augenbrauen werden ausgerissen.

Den tieferen Süden des Festlandes bewohnen die Tehu
het (Tehuelche) oder Tehuel-cunny, denen sich weiter hinab
Culilau-cunny, die Sehuau-cunny, endlich die Yacan

---

* Die spanische Uebersetzung des Buches hat (p. 5) offenbar irrig
huelche statt Taluhet, und giebt die Völkernamen mehrfach in verstümm
Weise wieder. Ob die deutsche überall genau ist, konnte ich nicht ermitt
da mir das englische Original nicht zugänglich war.

canny* anschließen (Falkner); die letzteren haben den nordöstlichen Theil des Feuerlandes inne und gleichen in Farbe Statur und Kleidung ganz ihren nördlichen Stammverwandten (King and F. II, 137). Magalhaes und seine Begleiter, die unter 40° s. B. sehr große und in Rücksicht des Klima's in dem sie lebten, ungewöhnlich dunkele Menschen fanden, legten ihnen „wegen ihrer häßlichen Füße" den Namen Patagonen** bei (Gomara 213 f.), welcher diesen Stämmen geblieben ist. Falkner (Descripcion 27 ff.) giebt die Tehuelches im Süden des untern Rio Negro an, dann weiter hinab im ganzen östlichen Küstenlande bis zur Magalhaes-Straße und namentlich im Innern jenseits der Wüste die sich über den größten Theil jenes Küstenlandes erstreckt; auch sollen sie weit über den Colorado nach Norden wandern. Cardiel (bei de Angelis V, p. 3) bezeichnet um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Colorado und Sauce und das Land zwischen beiden als ihren Sitz. Zwanzig Jahre später fanden sich viele Teguelches und Aucaces am Rio Negro in beträchtlicher Entfernung von dessen Mündung (Coleccion de viages bei de Angelis V, p. 77); da indessen der Name Teghuelches „Volk der Vögel" bedeuten soll (de Angelis III, Discurso prel. zu Garay p. III not.), so sind darunter vielleicht nicht die Tehuelches, d. i. „Bewohner des Südens" oder Patagonen, sondern vielmehr ein Stamm der Araucaner oder der Puelche zu verstehen. Dagegen wird von den Patagonen, die von 44° (S. Elena) bis 52° s. B. leben, ausdrücklich bemerkt daß sie alle zu demselben Stamme gehören (Viedma c, 65). Sie reichen nach d'Orbigny (II, 57, 60) von 40° s. B. bis zur Magalhaes-Straße, nennen sich selbst im Norden Tehuelche (wodurch sie ihre Verwandtschaft zu noch nördlicheren Völkern selbst anzudeuten scheinen), im Süden Inaken, bei den Araucanern aber führen sie den Namen Huilliche. Ist diese letztere Angabe d'Orbigny's richtig, so würden wir die Huilliche von denen P. A. Garcia (b, 87) spricht, für Patagonen zu halten haben: er erzählt von ihnen daß sie an der Ostküste zwischen 37° und 41° s. B. hauptsächlich an den Ufern der Flüsse leben und sich mit den nördlicheren Stämmen nicht verbünden, sondern mit diesen nur in Handelsverbindungen stehen. Auch der Umstand daß sich unter ihnen Männer von

---

* Ob Alcedo mit diesen die Yanacunas verwechselt hat, die er als ein besonderes Volk in Chile bezeichnet?

** paton oder patagon, einer der große Füße hat, von pata, die Pfote.

7' und mehr finden sollen (ebend. 99), ist dieser Vermuthung günstig; nicht so der andere, daß sie den bösen Geist auf den sie Krankheit Tod und alles Unglück zurückführen, Gualicho nennen (ebend. 129), wie die Puelche (d'Orbigny II, 81). Indessen sagt auch Falkner daß die Araucaner die südlich von ihnen lebenden Völker mit Inbegriff der Culilau-, Sehuau- und Yacana-cunny, zwar nicht schlechtweg als Huilliche, wohl aber als Vuta-Huilliche (große Huillichen) bezeichnen. Ladrillero (bei Gay II, 96) theilt mit (1557) daß vom Lande Ancud, unter 42° s. B. an der Westküste, gegen Süden bis zu 47° hinab ein tapferes Indianervolk lebe dem man den Namen Huilli beilege; das Nähere aber das er von ihnen sagt, erlaubt kaum sie für Patagone zu halten.

Obwohl man mit Recht die Patagonen in den Ebenen als e Volk bezeichnet hat das von den Bewohnern der Gebirgsländer i äußersten Süden völlig verschieden sei (Cordova 116), scheint da ein allmälicher Uebergang von jenen zu den Feuerländern stattzufi den. Die letzteren leben zwar im Allgemeinen friedlich neben und zu Theil unter den ersteren an der patagonischen Küste, werden öfte aber auch von den Patagonen zu Sklaven gemacht und als solche v kauft (d'Urville b, I, 162); nicht selten verkaufen sie auch selbst ih Kinder an jene (King and F. II, 171). Daß Mischung beider Völ häufig ist, steht daher außer Zweifel; weniger sicher scheint es daß d Uebergang derselben in einander allein auf Mischung beruht. D Eingeborenen unmittelbar südlich von Port Famine* gleichen sehr d Patagonen, nur sind sie kleiner (King and F. I, 53), und nördli von da in Port Peckett schienen sich die Menschen die den dortigen P tagonen als Feuerländer galten, von jenen nur durch elendes und ve kümmertes Aussehen zu unterscheiden (d'Urville b, I, 156 u Gourdin ebend. 287; anders urtheilte Roquemaurel ebend. 28(Die Anwohner von Otway und Skyring Water hatten das Ansehe eines Mischvolks und waren den Yacana-cunny ähnlich (King a F. II, 141).

Schon die Zusammenstellung der älteren Reiseberichte bei de La (vgl. besonders XIII, 9 u. 16) ergiebt daß zwar mehrere, keineswe

---

* Die Bewohner dieser Gegend sind wahrscheinlich in neuester Zeit ge verscheucht worden durch die hier von Chile aus angelegte Strafkolonie (Vi gin I, 139).

aber alle älteren Seefahrer die Patagonen als ein Riesengeschlecht geschildert haben (vgl. d'Orbigny II, 26ff., der diese Zusammenstellung vervollständigt und weiter fortgesetzt hat, King and F. I, 96ff., Append. 102ff.). D'Orbigny (II, 15) giebt sie im Mittel zu 1,73 Meter, den größten den er sah, zu 1,92 Meter an, und macht darauf aufmerksam (52 note) daß Falkner, nach welchem die Puelche 6' bis 7' 6" messen, diese mit ihnen verwechselt habe; doch dürften gleichwohl die Angaben des letzteren darum noch keineswegs so gering zu schätzen sein, wie d'Orbigny gethan hat, dessen vorhin gegebene Schilderung der Puelches und Patagonen ebenfalls von seinen Nachfolgern nicht durchgängig bestätigt wird. King und Fitzroy (I, 20, 102, II, 134, 144) fanden sie namentlich im Norden von Port Famine meist dunkel kupferbraun, im Mittel 5' 11" groß, von kurzem Nacken und sehr breiten Schultern, verhältnißmäßig sehr kurzen Extremitäten, besonders kurzen Unterarmen, breitem und langem Rumpf, mehr fett als muskulös; der Schädel ist lang und oben platt, die Stirn breit und hoch, doch nur einen Zoll weit über den Augenbrauen frei von Haaren, die Augen sind eng und oft schief geschlitzt und haben nur sehr dünne Brauen, die Nase kurz, oft platt und aufgeworfen, doch kommen auch Adlernasen bisweilen vor, meist ist sie oben schmal, unten dick und fleischig, die Lippen dick und vorstehend, das Kinn breit und ziemlich stark. Die Beschreibung d'Urville's (b, I, 146) und Dubouzet's (ebend. 262), welche ziemlich derselben Localität, Port Peckett, gilt, stimmt im Wesentlichen hiermit überein, giebt 1,732 Meter als ihr Mittelmaaß an, bezeichnet die Haut als weich und olivenbraun, den Kopf als sehr groß, das Gesicht als rund und ziemlich platt, und hebt hervor daß die Stirn niedrig und zurücklaufend, die Backenknochen vorstehend, die Nase und das Kinn klein seien. In Gregory Bay schildert sie de Bovis (Bullet. soc. géogr. 1844, II, 139ff.) 5' 6" bis 6' groß, von fleischig gerundeten, weiblichen Formen, gewöhnlich niedriger und geneigter, bisweilen auch hoher gerader platter Stirn, sehr stark vorstehenden Backenknochen, scharfer und gebogener, selten platter Nase, starken Lippen und bogenförmig gekrümmtem Munde mit herabhängenden Winkeln. Die Weiber sind bisweilen von ziemlich heller Farbe (Viedma c, 68).

Wir haben schon bemerkt daß die Feuerländer keineswegs das ganze Land inne haben das ihren Namen trägt; vielmehr scheinen sich

die Patagonen (Yacana-cunny) an der ganzen Ostküste desselben herabzuziehen: übereinstimmend mit Frezier (1711, p. 44) berichten Wilkes (I, 114), Darwin (I, 222), King and Fitzroy (II, 120) daß an der Südostspitze desselben und namentlich in Good Succes Bay Menschen wohnen die den Patagonen gleichen, und von letzteren wird ausdrücklich bemerkt (II, 131), daß die Feuerländer in topographischem Sinne verstanden, auch die Yacana-cunny und die später zu nennenden Key-yus und Poy-yus mit umfassen würden. Als das Gebiet der Feuerländer im engeren, ethnographischen Sinne bezeichnet d'Orbigny (I, 409) das Land welches von der Elisabeth-Insel und von Port Famine nach Osten liegt, und fügt hinzu daß sie von den Patagonen durch das Gebirge getrennt seien welches die Halbinsel Brunswick vom Festlande scheide. Letzteres freilich ist nicht ganz richtig, da diese Halbinsel, wie wir gesehen haben, zum Theil den Patagonen gehört. Die nördlichsten Punkte wo man wahre Feuerländer angetroffen hat, scheinen die Elisabeth-Inseln (Narborough in der Ausgabe von Coreal Voy. III, 105) und Cap Providence auf der Nordseite des Westendes der Magalhaes-Straße zu sein (Cordova 57), wodurch zugleich ihre größte Ausdehnung von Osten nach Westen bezeichnet ist. Im Süden reichen sie bis auf Hermite Island bei Cap Horn (Ross II, 306). Der bedeutendste oder wenigstens bekannteste ihrer Stämme sind die Alikoolip; indessen reden nicht alle dieselbe Sprache: die Yapoos im äußersten Süden, welche zu den Tekeenica im südöstlichsten Feuerlande am Beagle Canal gehören, können sich den westlich lebenden Stämmen der Alikoolip nicht verständlich machen (King and F. I, 427, II, 205). Der südlichste Theil des Festlandes ist von Menschen bewohnt die kräftiger thätiger und lebendiger sind als die Feuerländer, übrigens aber ihnen ähnlich (ebend. I, 226). Die Eingeborenen am westlichen Eingang der Magalhaes-Straße gleichen im Aeußeren durchaus den übrigen Bewohnern der Inseln, und dasselbe gilt auch von denen auf der Nordseite des westlichen Theiles dieser Straße (ebend. I, 75, 262).

Die Tekeenica messen nur 4' 10" bis 5' 6" und sind von üblem Aussehen, die Alikoolip sind kräftiger (ebend. II, 137 ff.). Ihre mittlere Größe beträgt nach d'Orbigny (I, 410) 1,663 Meter, nach Meriais (N. Ann. des voy. 1847, I, 389) 4' 7". Wie bei den Patagonen ist der Hals kurz, Brust und Leib auffallend groß, ebenso die

und und breit gebildet ähnlich wie bei den Eskimo, die Stirn
, niedrig und nach unten vorstehend; die kleinen tiefliegenden
nd von ovaler Form, schief geschlitzt, nach den Schläfen hin
,en und zeigen eine gelbliche Sclerotica. (Das obere Augen-
t am inneren Augenwinkel über das untere herab — Wil-
Die breite Nase hat weit geöffnete Löcher, doch kommen auch
und gebogene Nasen vor wie bei den Neu Zealändern; auch
irn und selbst krauses Haar finden sich ausnahmsweise. Die
ind dick, das Kinn zurückstehend, doch von ziemlich verschieden-
Bildung. (King and Fitzroy II, 175 f., I, 216, Append.
wo die Körpermaaße im Einzelnen angegeben sind.) Eine
Abnormität würde der Mangel der Spitzzähne sein der ihnen
eben wird, wenn nicht der Zusatz, daß die Schneidezähne oft
n und platt seien, gegen die Richtigkeit dieser Angabe Verdacht

Ihre Körperkraft ist meist sehr bedeutend; angegriffen, käm-
gleich wilden Thieren bis zum Tode (I, 415). Die Eingebo-
s Westendes der Magalhaes-Straße sind 5′ 5″ groß, haben
art und dünne Augenbrauen, die sie jedoch beide ausreißen,
ide Nase und dicke Unterlippe (I, 75). Die der Elisabeth-In-
en von Narborough (a. a. O.) ähnlich beschrieben, jedoch
d Ohren als klein und das schwarze Haar als sanft und zart
n bezeichnet, welches Letztere Webster (I, 180) als allgemeine
imlichkeit der Feuerländer hervorhebt. Forster (XXII, 114 f.)

Araucaner gehört hätten. Sie hielten sich theils für Aborigines theils für eingewandert von Norden oder Westen (?) her und bezeichneten „die Brüder Epatun", die sie als Götter in der Noth anriefen, als ihre Stammväter (ebend. 7 f.). Nach Garcilasso, erzählt er weiter, wurden die vier nördlichsten jener Völker mehr durch List als durch Gewalt um 1450 unter Inca Yupanqui von den Peruanern unterworfen und ihnen tributpflichtig, doch sei der Rapel, an dessen einem Zuflusse sich noch Spuren einer peruanischen Festung fänden, die Grenze des peruanischen Reiches geblieben, nicht der Maule, wie Garcillasso angebe, da die Peruaner zwischen diesen beiden Flüssen von den Araucanern vollständig geschlagen worden seien. In Rücksicht des letzteren Punktes bestätigt Ovalle (86) daß die Inca-Peruaner nur den nördlichsten Theil von Chile eroberten und ihre Sprache nicht weiter südlich als über Copiapo, Guasco und Coquimbo verbreiteten. Im letzteren Gebiete fanden noch die 1593 dort angekommenen Jesuiten die Sprache von Cuzco vor und predigten in ihr (Gay I, 247). Coquimbo und das Land nördlich vom Rapel war demnach eine bleibende und feste Eroberung der Incas, diese scheinen aber auch, wenn nicht auf die Dauer, doch zeitweise ihre Macht noch weiter nach Süden erstreckt zu haben, da ein Document vom Jahre 1552 (ebend. 147) besagt, daß die Indianer der Provinz Mapocho, wo Valdivia das später wieder zerstörte Santiago gründete, den Incas ebenfalls unterworfen waren, und Olaverria (ebend. II, 24) 1594 berichtet, daß die Incas wenige Jahre vor der Ankunft der Spanier in Peru bis an den Biobio vorgedrungen, dann aber am Maule in einer blutigen Schlacht geschlagen worden seien. Wahrscheinlich waren die Völker im Süden des Rapel Stammverwandte der Araucaner; ob es auch die nördlicheren waren, läßt sich wegen des angeführten Sprachentausches, den die Incas erzwangen, nicht mehr entscheiden. Valdivia, der nach Almagro (1535) zu wiederholten Malen in das Land weit nach Süden eindrang (1540, 1546, 1550 ff.), viele Städte gründete, endlich aber erlag (1553), sagt mit Uebertreibung von ihm daß es dichter bevölkert gewesen sei als Neu-Spanien (Gay I, 126), die Blattern (1561 und 1639, ebend. 225 und II, 410; 1554 zuerst, Molina a, 142) und Kriege haben aber einen großen Theil der Einwohner rasch hingerafft.

Falkner giebt „Moluche, Krieger" (Mapoche?) als den einhei-

mischen, „Araucaner“ als den spanischen Namen dieser Völker an, obwohl auch letzterer schwerlich von ausländischem Ursprunge ist und vielleicht mit der Benennung „Aucaes, Haucaes, Aucaces“ zusammenhängt, die ihnen ebenfalls beigelegt wird. Diese bedeutet im Quichua „Rebellen, Wilde“ (Vater, Mithrid. III, 2, 397) und wurde zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier, die von den Eingeborenen Ingas genannt zu werden pflegten, den feindlichen und aufständischen Stämmen von freundlich gesinnten Häuptlingen als Schimpfwort gegeben (Gay I, 127, 295, II, 91 f.), ganz so wie dieß schon den wirklichen Incas gegenüber in früherer Zeit geschehen sein mochte. Indessen scheint dieser Name später den ehrenvolleren Sinn der Freiheit und Unabhängigkeit vom spanischen Joche erhalten zu haben und beliebt geworden zu sein (Molina a, 50). Die Eintheilung der Moluche nach Falkner, welche noch jetzt, obwohl nur dem Namen nach existirt (Bardel bei d'Urville b, III, 273), ist folgende: die Picunche, d. h. „die Nördlichen“, leben in den Bergen von Coquimbo und von dort bis über Santiago nach Süden hinab; ihr östlicher Zweig der sich gegen Mendoza hin erstreckt, heißt auch Puelche. Unterhalb Santiago bis nach Valdivia hin folgen die Pehuenche, d. i. „Fichtenmänner“, da sie von den Früchten der Pinien leben die ihr Land im Ueberflusse hervorbringt. Endlich die Huilliche, „die Südlichen“ (so werden auch schon die Pehuenche von den Picunche genannt), welche wieder in eigentliche Huilliche und Vuta Huilliche unterschieden werden, von denen aber die ersteren, von Valdivia bis zum See Nahuelhuapi und über Chiloe verbreitet, allein zum Sprachstamme der Araucaner gehören, während die anderen, aus den Chonos Poy-yus und Kay-yus bestehend und bis zur Magalhaes-Straße reichend, eine Mischung jener Sprache und des Tehuelhet (Patagonisch) reden. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die Puelche und Huilliche von denen hier als araucanischen Stämmen die Rede ist, mit den gleichnamigen Völkern im Osten die wir früher erwähnten, nichts gemein haben außer den Namen. Die Verwirrung welche hierin herrscht, schreibt sich aus alter Zeit her. Schon Olaverria (bei Gay II, 15) nennt 1594 ein Volk der Puelche im Gebirge in der Breite von Concepcion, und Pater Laguna erwähnt Chiloe gegenüber unter 42° s. B. 1703 Puelche bei denen er einen Bekehrungsversuch machte (Lettres édif. II, 88). Da-

gegen scheint man unter den Puelche welche ein anonymer Bericht von 1729 bei Gay (I, 500) als ein Volk von ganz verschiedener Sprache angiebt, keine Araucaner verstehen zu können, während allerdings die ebendort (p. 488) zwischen dem Biobio und Tolten und noch weiter südlich angeführten Huilliche in ihren Sitten ganz übereinstimmend mit den letzteren geschildert werden. Wenn aber Olaverria dem tapferen Volke zwischen dem Maule und Imperial (Cauten) eine andere Sprache zuschreibt als den nördlicheren Stämmen (ebend. II, 19 ff.), so ist dabei wohl nur an eine dialektische Verschiedenheit zu denken. Die Indianer der Provinz Cuio im Osten der Cordilleren*, welche dunkler, größer, stärker behaart als die Araucaner und den Pampas-Indianern in jeder Hinsicht ähnlich waren, hatten eine wesentlich verschiedene Sprache (Ovalle 102 ff.).

Als die von den Spaniern eingeführten und später verwilderten Pferde und Rinder** in den Pampas zu großen Herden angewachsen waren, erzählt Azara, begannen die araucanischen Völker sich nach Osten zu verbreiten, um sich jenen Reichthum des Landes zu Nutze zu machen. Dadurch hat sich die Vertheilung der Völker in neuerer Zeit allmälich geändert. Die Ranqueles oder Indianer von Mamilmapu und die Aucaces, beide von den Araucanern stammend (P. A. García b, 155) sind neuerdings die Hauptvölker der Pampas. Die ersteren, deren Name „Volk des Rohres" bedeutet (de Angelis III, Discurso prel. zu Garay p. III not.), sind durch den Chadi von den Peguenche getrennt (de la Cruz, Viage XXIII), welche in drei Abtheilungen geschieden neuerdings zwischen 34° und 37° s. B. leben: die nördlichste derselben sind die Malalquinos, östlich vom Maule, die südlichsten die von Antuco (de la Cruz, Descripcion 36). Die Grenze der Peguenche gegen die über den Rio Negro nach Norden hinüberreichenden Guilliche läuft fünf Tagereisen südlich von Tril (de la Cruz, Viage XIII). Die Insel Choelechel im Rio Negro ist der gemeinsame Handelsplatz dieser Stämme und der Patagonen (Viedma c, 71). D'Orbigny (I, 392) will als die zwei Hauptstämme dieser Völkerfamilie die Araucaner und Aucas unterscheiden: die ersteren

* Cuyo liegt südlich von Rioja, es ist das jetzige S. Juan und Mendoza (Alcedo).

** Die ersten Pferde waren 1535 mit Mendoza, das erste Hornvieh von Paraguay her mit Garay, dem Gründer von Buenos Ayres, 1580 gekommen (Parish 366).

sollen auch die Chonos mit umfassen, die anderen aus den Ranqueles und den Chilenos an den Quellen des Rio Negro (?) bestehen; diese Unterscheidung ist aber unklar und willkürlich. Wenn es richtig ist daß die Pampas-Indianer von Cordova und Mendoza bis zum Rio Negro im Süden jetzt dieselbe Sprache reden (Parish 111), so kann diese nur die araucanische sein.

Außer den reichen Viehherden der Pampas mögen auch die blutigen Kriege mit den Spaniern dazu beigetragen haben, daß ein großer Theil der Araucaner sich in's Gebirge wendete und dann weiter nach Osten den Ebenen zuzog. Durch diese Kriege verloren sie den nördlichen Theil von Chile ganz, mit Ausnahme des Gebirgslandes das im Besitze der Picunche und Pehuenche * blieb, und wurden auf das Gebiet im Süden des Biobio beschränkt. In neuerer Zeit sind sie noch weiter zurückgedrängt worden (Ginoux im Bullet. soc. géogr. 1852, I, 70). Nur an dem oberen Laufe des genannten Flusses besitzen sie noch einige Plätze, die Küste haben sie bis Tucapel hinab verloren: der Fluß Leubú ist ihre wahre Grenze. Von da bis zum Tolten leben unabhängige Indianer; die südlicher wohnenden haben unter dem Einfluß von Missionären gestanden, sind ihren Stammverwandten feindlich, den Weißen geneigter, lenksamer und demüthiger, aber auch ärmer (Domeyko 15, 24, 31 ff.). Im Norden von Chile sind sie durch Mischung ganz zu Spaniern geworden, im Süden, wo sie reiner geblieben sind, haben sie seit der Ankunft der Europäer Rückschritte gemacht und sich mit Vernachlässigung des Landbaues zum Theil wieder dem Nomadenleben zugewendet (Philippi in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. VII, 308). Viele Mestizen, die Kinder gefangener Spanierinnen, und spanische Ueberläufer lebten schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter ihnen (Bericht von 1634 bei Gay II, 368). Eine zahlreiche Mischlingsbevölkerung ist schon seit den bedeutenden Siegen entstanden welche die Araucaner um 1600 über die Spanier davon trugen (Ovalle 230, Molina a, 226). Unter den Picuntos, einem Araucanerstamme für welchen die Mission Mariquina 9 leguas nördlich von Valdivia gestiftet wurde, gab es schon damals viele In-

* Die rohen Ciquillani im Nordosten der Pehuenche, welche Molina (a, 199) als nicht zu den Araucanern gehörig bezeichnet, reden nach Vidaure gleichwohl die Sprache der letzteren in einem verdorbenen Dialekte (Vater, Mithrid. III, 2, 399).

dividuen mit weißer Haut, rothem Haar und rothem Barte, die auf die Abkunft von Spaniern und Holländern hinwiesen, welche letzteren nach der Zerstörung von Valdivia sich dort niedergelassen hatten; und in der Mission Francisco Solano am Tolten lebten größtentheils Mestizen, Nachkommen der Spanier welche in die Gefangenschaft der Araucaner gerathen waren, als Valdivia durch diese zerstört wurde (ebend. I, 348 ff., 359). Daher unterliegt es wohl nur geringem Zweifel, daß trotz Prichard's Widerspruch die bärtigen Indianer und die europäisch weißen Voroanes am Cauten, welche von Molina (313 f.) erwähnt und von King und Fitzroy (II, 402, 465) zum Theil als blauäugig und rothhaarig beschrieben werden, keine reinen Araucaner, sondern Mestizen sind*. Auch die Bewohner des Archipels von Chiloe, die sich nur durch friedlicheres und freundlicheres Wesen von den Araucanern unterscheiden, und von Mendoza (1558) ganz dem südlichen Araucanervolke der Cunchi ähnlich gefunden wurden (Molina a, 169, 188), sind ebenfalls jetzt sehr gemischt, von reinerem Blute nur im Süden ihres Landes und auch dort nur in geringer Anzahl (v. Tschudi I, 11). Ihre eigene Sprache haben sie fast ganz vergessen: sie ist der spanischen gewichen (King and F. I, 278). Ihr eigentlicher Name ist Huyhuenche. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden von den Spaniern Huilliche aus Chile nach Chiloe als Arbeiter eingeführt, die ursprünglichen Bewohner aber wanderten theils aus, theils starben sie hin (ebend. II, 379, 384).

Die Chonos — so werden in Peru die einheimischen Hunde genannt (Cieza 418), in Guayaquil Indianer welche Waaren auf Flößen verführen (Herrera V, 10, 8) — wohnen an den Ufern des Guateca-Golfes (Bericht v. 1729 bei Gay I, 503), und sollen von der gegenüberliegenden Küste des Festlandes, die sie früher inne hatten, auf die Inseln im Süden von Chiloe gelangt sein (Vater a. a. O. 401 nach J. Garcia), wo sie Ovalle (330) angiebt. Sie sind bleich wie die Spanier, von kränklichem Aussehen (Gay a. a. O.) und gleichen im Aeußeren den Alikoolip, deren Stärke und Muth ihnen jedoch fehlt (King and F. II, 142). Die Eingeborenen des Golfs von Trinidad, heller, reinlicher, besser proportionirt und mit solideren Kähnen versehen als die Feuerländer (ebend. 197), sind King und Fitz-

* Die Erwähnung derselben im 1. Bande p. 245 ist demgemäß zu streichen.

roy (II, 189) geneigt, nebst den sämmtlichen Völkern die vom Westende der Magalhaes-Straße bis nach C. Tres Montes reichen, zum Stamme der Chonos zu rechnen. Ein äußerst armseliges und elendes Fischervolk, das er nicht von den Bewohnern der Magalhaes-Straße zu unterscheiden scheint, giebt allerdings schon Ladrillero 1557 (bei Gay II, 97) von 47° bis 52½° s. B. an, wogegen der Bericht von 1729 (ebend. I, 504) auf den südlicheren Inseln in der Gegend des westlichen Einganges der Magalhaes-Straße von dem riesenhaften kriegerischen Volke der Caucahues erzählt, die wenn sie nicht in's Reich der Fabel gehören, wohl Patagonen sind, welche Ladrillero unter dem Namen der Huilli freilich nur bis zu 47° s. B. sich erstrecken läßt.

Im Süden der Chonos nennt Falkner die Poy-yus oder Peyes zwischen 48° und 52°, und die Key-yus oder Keyes von 52° bis zur Magalhaes-Straße. Die ersteren, Poyas, fand P. Laguna 1703 indessen Chiloe gegenüber auf dem Festlande unter 42° s. B. (Lettres édif. II, 88), und der Bericht von 1729 bei Gay (I, 501) bemerkt hiermit übereinstimmend daß die in Sprache und Gesichtsbildung von den anderen Völkern verschiedenen Pouyas und Guilipoyas (Huillipoyas = südliche Poyas) — so heißen die tiefer im Inneren lebenden — von dem See Nahuelhapi weit nach Süden bis zu den Caucahues, im Osten aber bis zum atlantischen Oceane reichten. Sie werden als ziemlich kleine, gelehrige, aber furchtsame Menschen bezeichnet. Molina (318) scheint das hier von den Poyas und Caucahues Gesagte benutzt, aber die Statur beider verwechselt zu haben.

Die Araucaner sind breitschulterige plump gebaute Menschen von etwas langem Stamme mit kleinen Händen und Füßen. Ihre mittlere Größe beträgt 1,641 Meter; im Gebirge sind sie kleiner, in den Ebenen größer — Molina (314) macht die umgekehrte Angabe und legt den Bergbewohnern eine Größe von 5' 7" bei. Die Farbe der Haut ist olivenbraun, etwas heller als bei den meisten anderen Indianervölkern, das fast runde Gesicht von weichlichen und kalten Zügen. Die Kopfform, obwohl auch in Süd Amerika individuell oft sehr verschieden, ist am häufigsten länglich und auf den Seiten etwas zusammengedrückt, die wenig gewölbte, niedrige Stirn weicht etwas zurück, die Nase ist sehr kurz und platt, die Augen horizontal gestellt, die Backenknochen vorstehend, die Lippen klein (d'Orbigny I, 120, 385, 395 ff.). Domeyko (37 f.), der ihnen ovales Gesicht mit gebogenen

schmalen Augenbrauen, ziemlich hervortretende, nicht breite, aber bisweilen gebogene Nase und etwas vorstehende Unterlippe zuschreibt, fand ihre Gesichtsbildung sehr verschieden, besonders bei den Häuptlingen (wohl in Folge von Mischung) oft ganz europäische Züge, weiße Farbe und größere Stirn, auch fiel ihm auf daß im Norden, wo die einheimische Sprache und Tradition geschwunden sind, die Physiognomie weit mehr den Typus des Indianers und die kupfrige Farbe zeigte. Den breiten und hohen, aber oben wenig gewölbten Fuß wie den schmalen, hinten emporsteigenden und fast in gerader Linie zum Nacken verlaufenden Schädel haben die Araucaner mit den niederen Klassen der spanischen Bevölkerung von Chile gemein (Smith 245); den Bart reißen sie aus und von den Augenbrauen lassen sie nur einen schmalen Streifen stehen (ebend. 265). Die Pehuenche, welche Parish (112) höher und kräftiger gebaut fand als die übrigen Indianer der Pampas, sind nach Pöppig (I, 466) 5' 9—10'' groß, von kurzem Hals und gedrungenem Baue bei relativ kurzen Armen Händen und Füßen und weicher sammetartiger Haut; die Stirn ist gerade, doch nicht hoch, die Augen braunschwarz, die ziemlich kleine Nase öfter gerade als gebogen und mit weiten Löchern versehen, das Kinn breit und niedrig, die Zähne klein und von platter Schneide, obwohl sie nicht abgefeilt werden. Aehnlich schildert sie de la Cruz (Descripcion 29 ff.): er fand sie von den Huilliches und anderen verwandten Stämmen nur durch die dunklere röthliche Haut unterschieden, die jedoch in der Jugend heller sei, und hebt die Rundung ihres meist plattnasigen Gesichts und das schwarze Haar hervor, dessen Spitzen in's Röthliche fallen. Die Aucaces und Pampas-Indianer (die eigentlichen Puelche) werden häufig zusammen genannt und mit einander verwechselt: so von Hernandez (Coleccion de viages bei de Angelis V, p. 57), unter dessen Angaben nur bemerkenswerth ist daß er das Hinterhaupt derselben als platt bezeichnet. Auch von Azara scheint dieß geschehen zu sein (d'Orbigny II, 76, 80).

In Rücksicht ihrer Lebensweise und ihrer Sitten ist diese Verwechselung kaum zu tadeln, da die Puelche mit den Pampasvölkern von araucanischem Stamme in dieser Hinsicht übereinstimmen. Alle sind Reiter-Nomaden, ganz auf dem Pferde zu Hause und leben von den großen Herden der Pampas, doch hat jeder Stamm sein besonderes Gebiet, und es führt zu Streitigkeiten wenn ein Fremder sein Zelt an

einem Platze aufschlägt der ihm nicht zukommt (P. A. Garcia b, 112), obgleich die Häuptlinge machtlos sind und es dem Einzelnen freisteht den seinigen zu verlassen und sich einem anderen anzuschließen (Hernandez a. a. O. 60). Die Laguna de Salinas, deren Umgegend von Indianern mit vorzüglich reichen Rinder- Pferde- und Schafherden bewohnt ist, hat indessen keinen besonderen Herren, sondern ihre Benutzung ist allen umwohnenden Stämmen gemein (P. A. Garcia a, 38, 59, 40). Sonst leben die einzelnen Völker vielfach im Kriege mit einander, besonders sind die Ranqueles den Pampas-Indianern feindlich und ihnen überlegen, obwohl zum Zwecke von Räubereien oft auch mit ihnen verbunden (ders. b, 86). Jene werden als falsch und verrätherisch, feig und grausam, doch die Männer als fleißig und thätig, vorzüglich in der Weberei, geschildert im Vergleich mit den Puelche. Die dunkleren Huilliche (Puelche?) zwischen 37° und 41° s. B. zeigen mehr Ehrgefühl, weniger Habsucht und Mißtrauen, sind den geschlossenen Verträgen treuer und fleißiger als jene (ebend. 154 f.). Sie sind in ein festes dickes Lederwams gekleidet, das kein Säbel und selbst keine Flintenkugel auf 200′ Entfernung durchdringt, und tragen platte runde Ledermützen; manche von ihnen haben selbst eiserne Rüstungen; erbeutete Flinten und Pistolen können sie nur zum Staate tragen; viele führen Säbel, die meisten eine Lanze als Hauptwaffe (18′ lang nach Head 114), alle ein großes Messer und außerdem stets die oft beschriebenen bolas (ebend. 79 f., Hernandez 58). Die Zelte bestehen aus Pferdehäuten die über ein Stangengerüste gespannt sind. Ihre Pferde sind mit Blech geschmückt, manche mit Glöckchen behangen, Steigbügel und Sporen sind von Silber (P. A. Garcia b, 72, 80). Gold verachten sie als Unglück bringend und nennen es das schlechteste Metall (ebend. 146). Alle sind dem Trunke sehr ergeben, in dessen Gefolge oft Streit und Mord entsteht. Im Würfelspiele, bei welchem eine Art Ringe als Geld gilt, verspielen sie oft ihre Herden und ihre ganze Habe (ebend. 75), sind überhaupt leidenschaftlich und schmutzig. Wenn Holz mangelt, verzehren sie oft das Fleisch ihrer Thiere roh und trinken deren Blut.

Die Versammlung des Volkes, in der es ordnungslos und oft turbulent zugeht, entscheidet sowohl über Krieg und Frieden als auch über Angelegenheiten der Religion; in der inneren Verwaltung verfügt der Häuptling despotisch, nicht aber im Kriege, seine Autorität

wird nur in Friedenszeiten geachtet und er erhält seine Würde dur Wahl. Von den Anden bis zum Salado im Osten gab es um 181 nur zwei Ulmenes oder oberste Häuptlinge (P. A. Garcia b, 84, 9 100, ders. Nuevo plan de fronteras p. 11 bei de Angelis VI Von weißen Renegaten haben sie gelernt in regelmäßiger Schlachtord nung aufzumarschiren, wozu mit Hörnern von Holz und Rohr da Zeichen gegeben wird, und führen militairische Manöver gut au Auch telegraphische Signale durch Rauchsäulen zu geben ist gewöhn lich (ebend. 80, 66). In früherer Zeit hatten sie große Furcht vo dem Feuergewehr, später ist diese und der Glaube an die Ueberlegen heit der Weißen im Felde bei ihnen geschwunden (Parish 137), un wenn sie auch keinen Angriff auf ein verschanztes Lager wagen, wir man sie doch schwerlich mit Miers (I, 198, vgl. dagegen Head 118 der äußersten Feigheit beschuldigen dürfen; die Soldaten von B. Ayre haben ihnen erst neuerdings mit dem Säbel siegreich Stand gehal ten. Bei leidenschaftlicher Erregung zeigen sie eine wüthende Tapfer keit die selbst vor Kanonen nicht zurückschreckt (P. A. Garcia b, 7) Mit ihren Gefangenen treiben sie oft einen vollständigen Handel Weiße und besonders Weiber geben sie aber nur gegen hohes Lösegeld heraus (ebend. 109, 105). Auch ihre einheimischen Weiber verkaufen sie oft an Andere, wenn sie ihrer überdrüssig sind (Hernandez a. O. 60). Dem Häuptlinge folgt außer seiner Habe auch ein Weib in' Grab (Garcia b, 147). Mac Cann (I, 111) erzählt daß sie de Todten das Gesicht nach Osten richten, und dieselbe Stellung einne men wenn sie sich zum Schlafe niederlegen, weil sie die Sonne vere ren, auch spricht er von religiösen Tänzen zu gewissen Zeiten und v dem Opfer des mit Fleisch oder Yerba (Paraguay-Thee) ausgesto ten Herzens eines Thieres, das sie in einen Fluß würfen. Von An ren wird nichts dieser Art berichtet, außer daß Charlevoix (II, 30 den Aucaes vermuthungsweise Sonnenverehrung zuschreibt, da Libationen von dem Blute erlegter Thiere als Opfer für die Son darbringen. Das höhere Wesen auf welches die Pampas-Indiar alles Uebel, zuweilen aber auch Gutes zurückführen, nennen sie G lichu oder Arraken (d'Orbigny II, 81). Wo sie es nahe glaub bemühen sie sich es durch kriegerischen Lärm aller Art zu verscheuch hat sich aber Unglück begeben, so ist es die Aufgabe des Machi o Wahrsagers, der zugleich Zauberarzt ist und durch Aussaugen

schmerzenden Stelle die Kranken heilt (Hernandez 59), sich mit der Geisterwelt in Verkehr zu setzen und den Uebelthäter zu ermitteln der den Gualicho herbeigerufen hat, damit er erschlagen und mit seiner Familie und all seinem Eigenthume verbrannt werde (P. A. Garcia 129, 146). Von den Todten werden nur die Gebeine der Erde, die Weichtheile dem Feuer übergeben (Miers I, 256). Ihre Ahnen glauben sie unter die Sterne an den Himmel versetzt (Head 121).

Die großartigen Räubereien und gefährlichen Ueberfälle der Pampas-Indianer gegen Buenos Ayres sind so häufig besprochen worden (Azara II, 38 u. A.), daß es genügt derselben nur im Vorübergehen zu gedenken. Garcia (Nuevo plan a. a. O. p. 5) schätzte 1816 den jährlichen Verlust der auf diese Weise entstand, auf 40000 Stück Rindvieh das sie meist forttrieben und an die Araucaner nach Chile verkauften. Man darf jedoch bei den häufigen Klagen über diese Dinge nicht vergessen welche Behandlung den Indianern von Seiten der Kolonisten zu Theil geworden ist. Das Verhältniß zwischen beiden war seit alter Zeit von feindseliger Art. Im Jahre 1535 sollen in der Gegend von Buenos Ayres Indianerdörfer von 2 und 3000 Einwohnern gestanden haben. Gleich vielen andern sind sie in kurzer Zeit spurlos verschwunden, ganze Stämme scheinen durch die Spanier dort vertilgt worden zu sein, und die Ueberlebenden sind in gänzliche Barbarei versunken (Darwin I, 119 f.). Die Jesuiten bemühten sich diesen Zustand zu bessern. Sie stifteten 1740 die Mission Concepcion am Salado und bewogen die Puelche, gegen welche die Spanier bis dahin mit äußerster Härte und Grausamkeit verfahren waren, zum Frieden. Nach ihrer Vertreibung wurden die Pampas-Indianer für Buenos Ayres auf's Neue vielfach gefährlich, doch gelang es späterhin durch angeknüpfte Handelsverbindungen einen freilich immer unsicheren und mit beständigem Mißtrauen beobachteten Frieden zu erhalten (Funes II, 397, III, 349): sie tauschen, erzählt P. A. Garcia (b, 10, 17, 49), ihre Felle und Federn gegen Tabak Mate (Paraguay-Thee) und geistige Getränke um und sind dadurch fügsamer geworden, aber freilich kommt es bisweilen vor daß sie von Soldaten, die besonders an den Grenzen gänzlich demoralisirt sind, ihrer geringen Handelsartikel frech beraubt und dadurch auf's Höchste erbittert werden. Kurz nach dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges oder vielmehr der Revolution von Buenos Ayres (1810) wurden sie für fähig erklärt

einen Sitz im Congresse einzunehmen (Robertson I, 124), die wirkliche Frucht aber die sie von dieser Revolution hatten, bestand nur darin, daß Vagabunden Verbrecher und schlechtes Gesindel aller Art, durch das sie in allem Bösen unterwiesen wurden, in Menge zu ihnen flüchteten (P. A. Garcia a, 12, b, 17). Im Jahre 1832 und 33 unternahm General Rosas einen glücklichen Kriegszug gegen sie, der bis zum Colorado und Negro ausgedehnt, 1500 christliche Weiber und Kinder aus der Gefangenschaft und Sklaverei bei den Indianern befreite (Parish 160); diese mußten um Frieden bitten und gegen Lieferung von Fleisch und einen geringen Sold in Waaren versprechen ohne Erlaubniß niemals die ihnen gezogene Grenze zu überschreiten, und den Spaniern im Kriege Beistand zu leisten (Mac Cann I, 104). Die Einführung der Blatternimpfung bei ihnen geschah ebenfalls auf Rosas' Veranlassung (Parish 55), dem jedoch vorgeworfen wird daß er als Dictator die Indianer absichtlich in Unwissenheit erhalten, förmliche Jagden auf sie veranstaltet und alle Gefangenen ohne Unterschied habe erschießen lassen die diesseits der Grenze betroffen wurden (Gardiner 24, 44). In diesem Vernichtungskampfe, in welchem auch ihre Weiber von den Weißen mit kaltem Blute niedergemacht werden, beweisen sie, obwohl in Masse keinen Widerstand leistend, nicht selten die äußerste Tapferkeit und Standhaftigkeit. Drei gefangene Indianer, erzählt Darwin (I, 119), denen man wichtige Kriegsnachrichten abpressen wollte, wurden in eine Reihe gestellt. Die beiden ersten wurden befragt und auf die Antwort: no sé (ich weiß nicht), sogleich erschossen; der dritte rief: „No sé! Feuert, ich bin ein Mann und kann sterben."

Tödtlichen Haß hegen sie namentlich gegen die Gauchos (Head 114), die Viehhirten der Pampas, welche größtentheils Mischlinge* sind und mehrere Haupteigenschaften der Indianer theilen. Von Azara und nach ihm von Anderen sind sie treffend geschildert worden. Wie jene so sehr des Pferdes gewohnt, daß sie nur schleppend und mühsam gehen, wie jene nur von Fleisch lebend und Pflanzenkost als thierisch verschmähend, wie jene mit Bolas und Lasso vertraut, und leidenschaftliche Spieler und Trinker wie sie. Sie stehlen alle, sagt Azara, meist nur kleine Dinge, doch auch Pferde, wenn nöthig,

* Nach Mawe (71) sind auch in Buenos Ayres selbst nur wenige Familien frei von einer Beimischung von Indianerblut.

nd Weiber. Von Anhänglichkeit an Freunde und Vaterland wissen ie nichts. Alles Unrecht betrachten sie als rein persönliche Angelegenheit, die mit dem Messer ausgefochten wird; niemand mischt sich darin. Auch beim Würfelspiel haben sie stets das Messer zur Hand, um en Betrug den sie stets argwöhnen, sogleich damit zu rächen. Ein Mord ist ihnen nicht viel und kein Verbrecher wird von ihnen verrathen der ausgeliefert. In der Grausamkeit sind sie oft raffinirt: ein gewisser Ramirez hat für Gefangene die Qual erfunden sie in eine nasse Ochsenhaut fest einzunähen die an die Sonne gelegt trocknet, Nachts aber immer wieder etwas Feuchtigkeit anzieht (Webster I, 84).

Die Patagonen leben von der Jagd und von ihren Pferden, Landbau treiben sie nicht und selbst Fische verstehen sie nicht zu fangen (Viedma c, 65 f.), doch ist d'Orbigny's (II, 72) Angabe daß e niemals auch nur ein Floß gebaut hätten, nur von den nördlichen Abtheilungen derselben richtig; die Yacana-cunny im Feuerlande, deren Name „Fußvolk" bedeutet, haben Kähne, aber es fehlt ihnen das Pferd (King and F. II, 131), durch das die Lebensweise jener jedenfalls sehr wesentlich verändert worden ist, da es jetzt zum Krieg und zur Jagd und selbst als Nahrungsmittel ihnen unentbehrlich, ihren werthvollsten Besitz ausmacht. Bei Hochzeit und Begräbniß, zur Feier der Pubertät der Mädchen, zur Versöhnung der erzürnten Gottheit, zur Abwendung von Krankheit und Tod, zum Zwecke glücklicher Jagd werden Pferde von ihnen geschlachtet (Viedma c, 77): alle ihre Lebensfreude beruht auf diesem Thiere. Vor Branntwein, dessen Wirkungen sie wohl kannten, zeigten sie großen Abscheu (Cordova 19, 123). Sie kleiden sich von Kopf bis zu Fuß in Guanaco-, Fuchs- und Hasenfelle, deren Pelz sie nach innen wenden, und tragen unter diesen noch ein weites Fell, haben eine Art von Sandalen (Gervaize bei d'Urville b, I, 278 spricht von ledernen Strümpfen oder Gamaschen) und winden eine selbst gewebte buntwollene Binde um den Kopf (nach Gervaize führen sie lederne Helme im Kriege); zu Pferde tragen sie Stiefeln und hölzerne Sporen. Der Sattel von Guanacohaut ist mit Stroh ausgestopft, das Gebiß des Pferdes von Holz oder Knochen wie die sehr kleinen Steigbügel, die nur für die große Zehe bestimmt sind. Als Waffen führen sie die Bolas, den Lazo und ein Messer, das sie öfters aus erhandeltem Eisen selbst verfertigen (Viedma c, 69, 79, Cardiel bei de Angelis V, p. 21). King und

einen Sitz im Congresse einzunehmen (**Robertson** I, 124), die wirkliche Frucht aber die sie von dieser Revolution hatten, bestand nur darin, daß Vagabunden Verbrecher und schlechtes Gesindel aller Art, durch das sie in allem Bösen unterwiesen wurden, in Menge zu ihnen flüchteten (P. A. **Garcia** a, 12, b, 17). Im Jahre 1832 und 33 unternahm General **Rosas** einen glücklichen Kriegszug gegen sie, der bis zum Colorado und Negro ausgedehnt, 1500 christliche Weiber und Kinder aus der Gefangenschaft und Sklaverei bei den Indianern befreite (**Parish** 160); diese mußten um Frieden bitten und gegen Lieferung von Fleisch und einen geringen Sold in Waaren versprechen ohne Erlaubniß niemals die ihnen gezogene Grenze zu überschreiten, und den Spaniern im Kriege Beistand zu leisten (**Mac Cann** I, 104). Die Einführung der Blatternimpfung bei ihnen geschah ebenfalls auf **Rosas'** Veranlassung (**Parish** 55), dem jedoch vorgeworfen wird daß er als Dictator die Indianer absichtlich in Unwissenheit erhalten, förmliche Jagden auf sie veranstaltet und alle Gefangenen ohne Unterschied habe erschießen lassen die diesseits der Grenze betroffen wurden (**Gardiner** 24, 44). In diesem Vernichtungskampfe, in welchem auch ihre Weiber von den Weißen mit kaltem Blute niedergemacht werden, beweisen sie, obwohl in Masse keinen Widerstand leistend, nicht selten die äußerste Tapferkeit und Standhaftigkeit. Drei gefangene Indianer, erzählt **Darwin** (I, 119), denen man wichtige Kriegsnachrichten abpressen wollte, wurden in eine Reihe gestellt. Die beiden ersten wurden befragt und auf die Antwort: no sé (ich weiß nicht) sogleich erschossen; der dritte rief: „No sé! Feuert, ich bin ein Mann und kann sterben."

Tödtlichen Haß hegen sie namentlich gegen die **Gauchos** (**Hea** 114), die Viehhirten der Pampas, welche größtentheils Mischlinge* sind und mehrere Haupteigenschaften der Indianer theilen. Vo **Azara** und nach ihm von Anderen sind sie treffend geschildert wo den. Wie jene so sehr des Pferdes gewohnt, daß sie nur schleppe und mühsam gehen, wie jene nur von Fleisch lebend und Pflanze kost als thierisch verschmähend, wie jene mit Bolas und Lasso vertrau und leidenschaftliche Spieler und Trinker wie sie. Sie stehlen all sagt **Azara**, meist nur kleine Dinge, doch auch Pferde, wenn nöthi

* Nach **Mawe** (71) sind auch in Buenos Ayres selbst nur wenige F milien frei von einer Beimischung von Indianerblut.

und Weiber. Von Anhänglichkeit an Freunde und Vaterland wissen sie nichts. Alles Unrecht betrachten sie als rein persönliche Angelegenheit, die mit dem Messer ausgefochten wird; niemand mischt sich darein. Auch beim Würfelspiel haben sie stets das Messer zur Hand, um den Betrug den sie stets argwöhnen, sogleich damit zu rächen. Ein Mord gilt ihnen nicht viel und kein Verbrecher wird von ihnen verrathen oder ausgeliefert. In der Grausamkeit sind sie oft raffinirt: ein gewisser Ramirez hat für Gefangene die Qual erfunden sie in eine nasse Ochsenhaut fest einzunähen die an die Sonne gelegt trocknet, Nachts aber immer wieder etwas Feuchtigkeit anzieht (Webster I, 84).

Die Patagonen leben von der Jagd und von ihren Pferden, Landbau treiben sie nicht und selbst Fische verstehen sie nicht zu fangen (Viedma c, 65 f.), doch ist d'Orbigny's (II, 72) Angabe daß sie niemals auch nur ein Floß gebaut hätten, nur von den nördlichen Abtheilungen derselben richtig; die Yacana-cunny im Feuerlande, deren Name „Fußvolk" bedeutet, haben Kähne, aber es fehlt ihnen das Pferd (King and F. II, 131), durch das die Lebensweise jener jedenfalls sehr wesentlich verändert worden ist, da es jetzt zum Krieg und zur Jagd und selbst als Nahrungsmittel ihnen unentbehrlich, ihren werthvollsten Besitz ausmacht. Bei Hochzeit und Begräbniß, zur Feier der Pubertät der Mädchen, zur Versöhnung der erzürnten Gottheit, zur Abwendung von Krankheit und Tod, zum Zwecke glücklicher Jagd werden Pferde von ihnen geschlachtet (Viedma c, 77): alle ihre Lebensfreude beruht auf diesem Thiere. Vor Branntwein, dessen Wirkungen sie wohl kannten, zeigten sie großen Abscheu (Cordova 19, 123). Sie kleiden sich von Kopf bis zu Fuß in Guanaco-, Fuchs- und Hasenfelle, deren Pelz sie nach innen wenden, und tragen unter diesen noch ein zweites Fell, haben eine Art von Sandalen (Gervaize bei d'Urville b, I, 278 spricht von ledernen Strümpfen oder Gamaschen) und winden eine selbst gewebte buntwollene Binde um den Kopf (nach Gervaize führen sie lederne Helme im Kriege); zu Pferde tragen sie Stiefeln und hölzerne Sporen. Der Sattel von Guanacohaut ist mit Stroh ausgestopft, das Gebiß des Pferdes von Holz oder Knochen wie die sehr kleinen Steigbügel, die nur für die große Zehe bestimmt sind. Als Waffen führen sie die Bolas, den Lazo und ein Messer, das sie öfters aus erhandeltem Eisen selbst verfertigen (Viedma c, 69, 79, Cardiel bei de Angelis V, p. 21). King und

Fitzroy (II, 147) fanden bei ihnen auch Bogen und Pfeil, Keulen Schwerter Schilde und Rüstungen aus Thierhäuten. Während die Männer das Kleid mit einem Riemen um den Leib befestigen, geschieht dieß von den Weibern mit einer Nadel auf der Brust; letztere flechten sich zwei lange Zöpfe (Falkner 162), tragen über dem Kleide noch einen Ueberwurf, schmücken sich mit Perlen und dergleichen, gehen aber ohne Sandalen und in bloßem Kopfe, nur die Vornehmen haben Strohhüte (Viedma c, 70). Die Hütten oder Zelte bestehen aus Guanacofellen, welche die Weiber ebenso wie die Kleider mit Thiersehnen zusammennähen mit Hülfe von eisernen Pfriemen. Das Gerüste dazu bilden in der Mitte 6—9' hohe, an den Seiten niedrigere Stangen; das Innere wird nach Bedürfniß in mehrere Abtheilungen geschieden, die unverheiratheten Familienglieder erhalten aber nur einen gemeinschaftlichen Raum (ebend. 71, 80). Die Gestalt der Hütten bei denen an der Magalhaes-Straße ist rechteckig, oft auch unregelmäßig, 10—12' lang, 10' breit, 7' hoch; das Dach fällt nach Westen schief ab, der Eingang liegt auf der Ostseite (de Bovis im Bullet. soc. géogr. 1844, II, 141, King and F. I, 90 note).

Der Charakter dieser Menschen ist friedlich und gütmüthig. So zeigen sie sich unter einander und gegen Fremde, so lange sie nicht in Affect gerathen, was freilich beim Spiel dem sie sehr ergeben sind, und beim Wettrennen das sie zu hohen Wetten veranlaßt, leicht geschieht (ebend. I, 103, II, 154, 160). Während eines dreijährigen Aufenthaltes der Spanier bei ihnen (1780 ff.) in S. Julian bewiesen sie sich als sehr hülfreich bei Erbauung ihres Fortes, als treue Führer durch das Innere und durchaus ohne Falsch (Viedma c, 81, Parish 64 ff.). Ihre Häuptlinge, deren Würde erblich ist und wenn sie altern, auf den Nachfolger überzugehen pflegt, werden als Herren des Landes betrachtet, erhalten einen Tribut von der Jagdbeute, da sie selbst an der Jagd nicht theilnehmen — nach Falkner (152) hätten sie vielmehr ihre Untergebenen zu unterstützen — und bestimmen dem Stamme welchem sie vorstehen, die Zeit und den Ort seines Aufenthaltes. Den Einzelnen müssen sie Schutz und Hülfe gewähren, sonst verlieren sie zwar nicht ihr Land, wohl aber ihr Ansehen und man hält sich an einen anderen Schutzherren. Ueber Krieg und Frieden entscheidet die Versammlung der angesehensten Männer; jener ist meist sehr blutig und wird mit großer Tapferkeit geführt, man beschränkt sich in ihm aber oft

auf den Raub der Pferde, da die Weiber und Kinder dadurch unfähig zur Flucht werden und in die Hand des Feindes fallen. Sie werden Sklaven, die Männer werden getödtet. Wer fremdes Gebiet betritt, muß abwarten ob die drei Rauchsignale die er giebt, durch drei entsprechende beantwortet werden (Viedma 71, 73 f., 80, Falkner 150 ff.).

Die Frau wird gekauft ohne Rücksicht auf ihren eigenen Willen; verkauft der Mann sie weiter, so sinkt sie dadurch in der allgemeinen Achtung. Schläge erhält sie nicht, außer in der Trunkenheit. Ehebruch findet nur von Seiten solcher Weiber statt die wider ihre Neigung heirathen mußten (häufig ist er bei denen an der Magalhaes-Straße, King and F. II, 173), wird nicht der Frau, sondern dem Verführer zur Last gelegt und leicht gesühnt. Die Keuschheit der Mädchen hat nur so lange Bestand, als sie noch Aussicht zum Heirathen haben. Meist haben nur die Häuptlinge mehrere, bis zu drei Frauen, unter denen die vornehmste die Hauptfrau und Herrin ist. Bei der Ehe wird nur der erste Verwandtschaftsgrad von ihnen beobachtet. Ihre Kinder lieben sie sehr und führen sie auf ein weich ausgestopftes Bret gebunden, in der ersten Zeit stets mit sich (Viedma c, 74 f., Falkner 154 ff., King and F. II, 152 f.).

In der Bai von S. Julian hat man im Jahre 1746 ein Haus gefunden, neben welchem auf der einen Seite sechs verschiedenfarbige Fahnen auf hohen Pfählen, auf der anderen fünf mit Stroh ausgestopfte Pferde, ebenfalls jedes auf drei hohen Pfählen standen. Im Hause selbst lagen Leichen mit Matten bedeckt, deren eine ein Messingblech auf dem Kopfe und Ohrringe hatte (Viage de Cardiel y Quiroga bei de Angelis I, p. 16). Daß dieses Grab nicht den Puelchen, wie man angegeben hat, sondern den Patagonen zugehörte, ergiebt sich als wahrscheinlich aus King and Fitzroy (I, 93 f., II, 151), welche die Gräber der letzteren als konische Haufen trockener Zweige von 25' Umfang und 10' Höhe beschreiben, die mit Riemen von Häuten ummunden und oben mit einer rothen Fahne versehen waren; das Ganze umgab ein Graben an dessen Eingange ebenfalls ausgestopfte Pferde standen. Auch bei der Leichenfeier spielt das Pferd eine große Rolle. Für alte Leute freilich wird, wenn sie sterben, nur einmal ein solches geschlachtet und ein schlechtes; beim Tode eines jungen Mannes aber, dessen Seele längere Zeit unter der Erde bleiben muß bis sie das nöthige Alter erreicht hat um auf der Erde wieder geboren

werden zu können, wird ein Pferd mit seinen später zu verbrennenden Sachen geschmückt und dann erstickt. Auch Bekannte und Freunde liefern oft zu diesem Schmucke einen Beitrag und bekommen dann dafür ein Stück Braten von dem Pferde. Diese Festlichkeit und das zu ihr gehörige Trauergeheul wird 15 Tage lang fortgesetzt, in jedem Monate einmal wiederholt, wenn jemand ein Pferd dazu hergiebt und nach einem Jahre mit einer dreitägigen Todtenfeier beendig (Viedma c, 77 ff.). Verwundungen als Trauerzeichen, Schwarzmalen des Gesichtes und Fasten sind gewöhnlich; die gebleichten Gebeine werden später wieder zusammengefügt (Falkner 146 ff.). Die Milchstraße gilt ihnen als das Feld wo alte Indianer in Sterne verwandelt, Strauße jagen (ebend. 143). Bei den südlichsten Patagonen erhält der Todte im Grabe die sitzende Stellung, doch wird auf verschiedene Weise mit ihnen verfahren (King and F. II, 155). Auf diese Verschiedenheit weisen auch die 2—3000 kleinen Hütten hin die Cardiel 1753 ebenfalls in S. Julian fand; sie waren durch eine Mauer geschieden und dienten ebenfalls zu Begräbnissen (Coleccion de viages p. 15 bei de Angelis V).

Nach d'Orbigny (II, 73) nennen die Patagonen das höchste Wesen Achekenat-kanet und halten es für den Urheber bald des Guten bald auch des Uebels. Dagegen erzählt Viedma (c, 75 f., 79 vgl. auch Falkner 142 f.) daß sie sich ein gutes Wesen als den Beherrscher des Himmels, ein anderes gleichfalls gutes, aber sehr strenges als den der Erde denken. Letzteres, „Camalasque, der Mächtige, Tapfere", züchtigt und belohnt die Menschen nach seinem Belieben, nicht nach Verdienst oder Schuld, und wird allein verehrt, und zwar von den Einzelnen unter verschiedenen Figuren die sie sorgfältig aufbewahren und verborgen halten. An der Magalhaes-Straße finden sich 3" große hölzerne Brustbilder als Hausgötter bei ihnen (King and F. II, 163). Im Norden hat fast jede Familie und jedes Idol seinen besonderen Zauberpriester, der vor ihm Gesänge singt und mit der Kürbisklapper klappert. Dieser muß (nach Falkner 146) Weiberkleider tragen, und ist zugleich der Arzt der durch Gesang die Kranken heilt und die Feinde bezaubert. Für unglückliche Kuren hat er freilich oft schwer zu büßen, aber trotz dieser Gefahr ist der Beruf doch sehr gesucht von beiden Geschlechtern, weil er manche Gelegenheit zu Ausschweifungen bietet (Viedma).

Das Feuerland in ethnographischer Bedeutung ist eine zerrissene Masse wilder Felsen, hoher Hügel und nutzloser Wälder; der bewohnbare Theil desselben beschränkt sich auf die felsige Küste (Darwin I, 230). Das Land im Norden der Magalhaesstraße ist zum Theil fruchtbar (so namentlich um Port Famine), hat kräftige Buchen- und Birkenwälder, besonders weiter im Innern, und Landbau wäre ohne Zweifel dort sehr wohl möglich (Pöppig I, 40 f.), aber eben diese glücklicheren Gegenden scheinen überall im Besitze der Patagonen, nicht der Feuerländer zu sein. Bei letzteren findet sich kein Versuch zum Landbau (King and F. II, 178). Sie sind ein elendes Fischervolk, das sich aber gleichwohl glücklich und zufrieden in seiner Lage fühlt (Wilkes I, 142). Schon Ladrillero (bei Gay II, 80) berichtet 1557 daß ihre Kleidung nur in einem Seehunds- oder Rehfelle bestehe das sie um die Schultern werfen. Ihre Hütten, kugelförmig bei den Tekeenica, bienenkorbartig bei den Alikoolip (King and F. II, 137, 140), sind von Zweigen oder Stangen gebaut, an welche innen und außen Erde oder Gras angedämmt wird, und stehen oft im Kreise umher (Wilkes I, 142, de Laet XII, 14). Als Waffen haben sie 2 Klafter lange Spieße und Dolche von Walfischknochen (Ladrillero), scharfe steinerne Messer (de Laet), Keulen und Schleudern, Bogen und Pfeil und verschiedene Arten von Lanzen (King and F. I, 55, Webster I, 184, Ross II, 305). Ihre Kähne um Port Famine und anderwärts auf der Nordseite der Magalhaes-Straße hat Cordova (135) ausführlich beschrieben. Bei Cap Providence sind sie solid aus Holz gearbeitet (ebend. 58), sonst nur aus Baumrinde, obwohl geschickt gebaut, mit Moos und darüber gestrichenem Fette kalfatert, bis zu 16' lang und 6—8 Personen fassend (P. Meriais in N. Ann. des v. 1847, I, 390, de Laet XII, 14). King und Fitzroy (I, 382) sahen nur einmal ein Segel aus Robbenfell auf einem solchen Kahne, gewöhnlich gehen sie nur auf Schaufelrudern. Feuer wird nicht durch Reiben von Hölzern, sondern durch Aneinanderschlagen zweier Steine angemacht (Webster I, 184).

Der moralische Charakter der Feuerländer wird von Meriais gerühmt: sie seien friedlich und gutmüthig und schienen Alles miteinander zu theilen; dagegen werden sie von Anderen im Gegensatze zu den Patagonen, vielmehr als diebisch habsüchtig hinterlistig und zänkisch geschildert (Ladrillero, King and F. I, 319). Auch Canniba-

lismus, zu dem sie bald die Rache bald der Hunger treibt, scheint bei ihnen außer Zweifel zu stehen (ebd. II, 2, 183). Wenn Cordova (75, 141) behauptet daß sie nicht stählen, doch nur aus Unbekanntschaft mit dem Werthe der Dinge und aus Gleichgültigkeit gegen allen Besitz überhaupt, denn was ihnen neu sei, errege weder ihre Neugierde noch ihr Erstaunen, so darf man doch nicht glauben daß diese geistige Stumpfheit bei ihnen durchgängig herrsche: sie besitzen eben so großen Trieb als Talent zur Nachahmung (Wilkes), und die vier Feuerländer, welche Capitän Fitzroy mit nach London nahm, zeigten durchaus gute Fähigkeiten. Von gesellschaftlicher Organisation oder Regierung hat sich bis jetzt bei ihnen keine Spur gefunden, alle Einzelnen scheinen einander völlig gleich zu stehen (Meriais a. a. O., Darwin I, 236). Einfluß haben nur die Zauberer und der Rath den das Alter giebt (King and F. II, 178). Das Treiben der ersteren und die Behandlung der Kranken sind ähnlich wie bei anderen Indianervölkern (Bougainville 125 ff.). Sie erzählen von einem großen schwarzen Manne der in den Bergen und Wäldern umgehe und, da er jedes Wort höre das von den Menschen gesprochen wird und Alles sehe was sie thun, das Wetter gut oder schlecht einrichte je nach ihrem Betragen (King and F. II, 180). Meriais glaubte einige ihrer Geberden auf Verehrung der Sonne deuten zu dürfen. Die Todten werden in Häute gewickelt, mit großen Haufen von Zweigen bedeckt, und man vermeidet es ferner von ihnen zu reden (King and F. II, 181).

Als die Spanier in Chile eindrangen, erzählt Molina (293, 299 f., ders. a, 16 ff.), waren die Araucaner ein Ackerbauvolk. Sie bauten Mais Kartoffeln Quinoa Bataten Bohnen und andere Früchte,* hatten künstliche Bewässerung der Felder — die Kanal-Anlagen zu derselben waren neuerdings noch sichtbar — und gebrauchten Dünger, für den sie in ihrer Sprache das Wort vunaltu haben. Ihr Ackergeräthe war eine hölzerne Hacke, und selbst in Rücksicht des Pfluges zweifelt Molina ob er erst von den Spaniern eingeführt oder den Eingeborenen schon bekannt gewesen sei, die das Lama (camelus araucanus, bei ihnen hueque genannt) als Haus- und Lastthier be-

* Auch eine Roggen- und eine Gersten-Art scheinen sie gehabt (Humboldt, Neu Spanien III, 34), die Kartoffel aber sich erst von den Gebirgen Chile's nordwärts über Peru Quito und Neu Granda verbreitet zu haben (ebend. 70).

nutzten und dessen Fleisch und Wolle verwendeten. Indessen aßen sie nur wenig Fleisch; Mais und Bataten waren ihre Hauptnahrung. Sie rösteten und siebten das Mehl, und bedienten sich beim Brodbacken, das nur bei festlichen Gelegenheiten geschah, einer Art von Hefe. Die ganze Familie pflegte zusammen zu essen, an dem Gelage aber das auf die Ernte folgte — sie bereiteten mehrere Arten von gegohrenen Getränken — durfte nur theilnehmen wer bei der Feldarbeit geholfen hatte (Molina a, 20, 111 ff.). Ob alle diese Einzelheiten richtig seien, scheint sich nicht mehr ermitteln zu lassen, doch ist soviel gewiß daß der Landbau bei den Araucanern alt ist (Ovalle 91), daß auch die späteren Reisenden ihn dort vorfanden in nicht geringer Ausdehnung (Frezier 93, Ulloa II, 62), obgleich er durch die Kriege mit den Spaniern stark gelitten hatte und in Verfall gerathen war, und daß die Eingeborenen von den letzteren, ihren Todfeinden, wenig oder nichts gelernt haben, sondern unter deren Einfluß nur verwildert sind. Auch noch neuerdings ist das Fleisch ihrer Pferde- und Schafherden nicht ihre Hauptnahrung, wie bei den Eingeborenen jenseits der Andes, sondern sie leben hauptsächlich vom Landbau, der sich auf Korn Gerste Mais Erbsen Kürbisse Lein Weißkohl u. A. erstreckt (Stevenson I, 42, Domeyko 51), und mit dessen Sorgfalt sie die weißen Chilesen beschämen (Ginoux im Bullet. soc. géogr. 1852, I, 150). Anders verhält es sich mit den Pehuenche, die von Villarino (J. R. G. S. VI, 156) irrthümlich als festsässige Ackerbauern bezeichnet, vielmehr größtentheils von dem Fleische ihrer Herdenthiere leben, das Getreide aber dessen sie bedürfen von den Spaniern beziehen, da ihnen Feldarbeit als unmännlich und unehrenhaft gilt: sie schließen sich überhaupt in Lebensweise und Sitten nur theilweise den Araucanern, anderntheils aber den Pampas-Indianern an, in deren Land sie zum Theil übergewandert sind (Bericht von 1729 bei Gay I, 499, de la Cruz 63, Pöppig I, 382 f.).

Man hat Molina, dessen Genauigkeit im Einzelnen Smith neuerdings gerühmt hat, und Herrera öfters vorgeworfen (Miers II, 458, Pöppig I, 463) daß sie die Araucaner civilisirter geschildert hätten als sie waren, und schlechtweg für Fabel erklärt was diese als Beweis ihrer intellectuellen und politischen Entwickelung erzählen. Dieß ist sehr leicht; schwerer ist es zu ermitteln ob und welche Spuren höherer Ausbildung sich bei ihnen in alter Zeit wirklich fanden. An-

ders ist d'Orbigny (II, 394, 403) verfahren, der alle Industrie und selbst die Weberei der Araucaner für peruanischen Ursprunges hält, da er bemerkt hat daß sie die Zahlen von 100 bis 1000 mit Quichua-Wörtern benennen. Daß sie von den Peruanern gelernt haben, ist allerdings wahrscheinlich, in demselben Maaße aber in welchem sich dies nachweisen läßt, wächst auch die Wahrscheinlichkeit daß sie in alter Zeit auf einer höheren Culturstufe gestanden haben als in später. Ewbank (bei Schoolcraft IV, 438) hat eine 3½" lange, aus reinem Kupfer gegossene Axt mit gehämmerter Schneide aus einem Grabe am oberen Mappu beschrieben, nebst zwei 7" und 9" langen Meiseln aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, und einem Messer von ganz peruanischer Form, das unseren Sattlermessern sehr ähnlich ist. Wenn der Fundort dieser Gegenstände richtig angegeben ist (in seinem besonderen Werke p. 112 führt Ewbank eine eben solche kupferne Axt als in Atacama unter 26° 42' s. B. gefunden an), so müssen wir schließen daß peruanische Cultur bis tief nach Süden in Chile eingedrungen ist. Die eisernen Pfeilspitzen aus alter Zeit die man in dem Land entdeckt hat, stammen nach Miers (II, 464) wahrscheinlich von Meteoreisen her das die Eingeborenen fanden, wie solches in großen Massen auch in Santiago del Estero vorkommt. Daß sie vor der Ankunft der Spanier kein Eisen hatten, bemerkt Ovalle (88) ausdrücklich, während sie nach Molina (a, 25) mit diesem Metall wenigstens bekannt gewesen wären und es panilgue genannt hätten. Indessen beziehen sie es selbst neuerdings nur von den Spaniern und verstehen sich nicht auf dessen Bearbeitung (Smith 227). Werkzeuge von Metall, fügt Molina hinzu, seien überhaupt seltener bei ihnen gewesen, meist hätten sie Basalt-Aexte gehabt, allerdings aber Gold Silber Zinn Blei und Kupfer gegraben, in offenen Oefen die mit Zuglöchern versehen gewesen, diese Metalle geschmolzen und verarbeitet. Wenn auch übertrieben, so scheint doch auch dieß nicht ganz unrichtig zu sein, da Ovalle (93) ebenfalls von silbernen Schmucksachen erzählt, die auch jetzt noch viel von ihnen getragen werden (Smith 181), aber in Abrede stellt daß sie Geschirre von Gold und Silber besessen hätten.

Noch jetzt machen alle Eingeborenen ihr grobes dauerhaftes Tuch und Lederzeug selbst (Gardiner 178). Diese Industrie ist bei ihnen jedenfalls alt und national wie der Poncho, den die Weißen von ih-

nen entlehnt haben, und es liegt kein Grund vor anzunehmen daß sie diese Künste erst von den Peruanern gelernt hätten, noch weniger von den Spaniern, da die Namen ihrer Kleidungsstücke sämmtlich ihrer eigenen Sprache angehören (Smith 299). Dasselbe soll auch mit denen der einzelnen Theile ihres Webstuhles der Fall sein (Molina a, 24). Wie wenig sie in dieser Hinsicht den Spaniern verdanken, geht insbesondere daraus hervor, daß die Webereien der heidnischen Eingeborenen von Chile zum Theil weit feiner sind als die der christlichen oder Chilenos (Miers II, 459). Auch das Spinnen an der Spindel und das Färben der Zeuge scheint aus alter Zeit zu stammen. Letzteres geschah mit Pflanzenfarben die sie nach Molina (a, 26) durch Anwendung mineralischer Stoffe zu fixiren wußten. Ihr Poncho ist meist himmelblau — ihre Lieblingsfarbe —, bei den Vornehmen weiß, roth, dunkelblau, mit eingewebten rothen Streifen Blumen Thierfiguren und Quasten geziert; sie tragen außerdem ein Hemd und Beinkleider, eine Jacke und Kopfbinde, die Vornehmen auch Stiefeln oder Sandalen (ebend. 55). Der Gebrauch der Rinde eines Baumes soll ihnen die Seife ersetzt, sie sollen Oel, aus dem Meerwasser Salz gewonnen und das Steinsalz der Berge benutzt haben; sie sollen Töpfergeschirr von mancherlei Art mit mineralischer Glasur verfertigt, ferner Seile und Fischernetze, Körbe von Rohr, Federarbeiten, Sonnenschirme u. dergl. hergestellt, Piroguen Floße und Schläuche als Fahrzeuge gehabt haben (ebend. 25 f.). Wie viel hieran wahr sein mag wissen wir nicht, Alles aber für bloße Uebertreibung zu erklären verbietet der Bericht Valdivia's (bei Gay I, 142), welcher zwar nur von grobem Wollenstoff als Kleidung bei ihnen erzählt, von den Häusern aber sagt, sie seien gut und fest gebaut gewesen mit starkem Plankenwerk con muchos y muy grandes ideados und mit vier bis acht Thüren versehen. Diese Angabe läßt vermuthen daß auch im Lande Ancud unter 42° s. B., wo nach Ladrillero (bei Gay II, 93) die Eingeborenen in alter Zeit in großen Häusern mit vier bis sechs Thüren wohnten, Feldbau und Herden hatten und ihren Häuptlingen gehorsam waren, ebenfalls noch Araucaner wohnten. Was die zweiköpfigen Adler von Holz bedeuteten die sich 25—30 leguas südlich von Concepcion in den meisten Häusern fanden (ebend. 149), wird nicht näher angegeben. Sie scheinen sonst nur noch in neuerer Zeit von Smith (291) als Schmuck mancher Gräber erwähnt zu werden.

Stroh, 20 und mehrere varas lang und 8—10 breit (D
51); Molina (a, 24) beschreibt sie als viereckig, von Hol
mit Thon bekleidet und mit Binsen gedeckt. Ihre Gewohnh
von einander entfernt anzulegen, so daß ein Dorf nur
Menge zerstreut liegender Wohnungen besteht, haben sie b
(ebend. 22, Domeyko 102).

Die jetzigen Kunstfertigkeiten der Pehuenche, welche von
zen nichts als einige Melonen bauen, sind wohl nur als ein
Ueberrest derer anzusehen welche die Araucaner in alter Zeit bes
fertigen sie noch Töpfe und andere Gefäße von verschiede
Thon, was die östlicheren Pampas-Indianer nicht verstehe
feine Filzhüte aus dem Haar ihrer Thiere und färben ihre
schwarz blau gelb und grün. Sie kleiden sich in zwei quadra
cher, von 7½' Länge, tragen eine Kopfbinde und meist led
feln die mit Thiersehnen genäht sind. Ihre Wohnung ist nu
das aus 6—8 zusammengenähten Pferdehäuten besteht (de
18, 22, 25, 31 ff.). Die Bewohner von Chiloe, ein sanf
friedlicheres Volk als die Araucaner und zum Christenthun
zeigen großes Geschick zu allen mechanischen Arbeiten, spi
weben fleißig, treiben Landbau Viehzucht und besonders vie
fang, auch machen sie sich als Holzfäller und durch andere
den Weißen nützlich. Ihre Kähne bestehen nur aus drei oder
cken und führen sowohl Segel als auch Ruder (Molina a,
Sie stehen nach Darwin (II, 29) allerdings auf einer sehr

terabtheilungen hatte. Dieser Eintheilung entsprach die der Häuptlinge welche ihnen vorstanden: Toqui, Apo-Ulmeni und Ulmeni. Der Toqui führte eine Axt, die anderen beiden Klassen von Häuptlingen einen Stock mit silbernem Knopfe. Der erstere, welcher die Versammlungen zu berufen hatte, besaß fast nur eine nominelle Gewalt, die Hauptmacht lag in der Versammlung der sämmtlichen Häuptlinge. Abgaben wurden nicht bezahlt und Gehorsam überhaupt nur im Kriege gefordert. Die Häuptlinge hatten, wie noch jetzt die Guilmenes der Pehuenche (de la Cruz 38), keine Zwangsgewalt — Ulmen bedeutet nur „einen reichen Mann," und ein solcher stand an der Spitze eines jeden Dorfes —, aber ihre Würden erbten stets auf den erstgeborenen Sohn fort und nur wenn ein Sohn fehlte, vergab man die Würde an ein Glied derselben Familie durch Wahl. Daß diese Angaben im Wesentlichen richtig sein mögen, müssen wir nach den älteren Mittheilungen bei Gay (I, 287, 302, 489 ff.) vermuthen, welche eine politische Organisation von der Art erwähnen, daß sie immer in je 10 reguas oder lebos eingetheilt waren, welche zusammen eine aylleregua* ausmachten und deren jede in Friedenszeiten nach bestimmter Reihenfolge abwechselnd den Vorsitz führte oder Vorort war, „ihren reguetun machte," wie man dieß nannte. Der Toqui oder oberste Häuptling, hören wir weiter, berief durch einen officiellen Boten, Con genannt, die Versammlung der Häuptlinge und hatte bei dieser das feierliche Opfer eines schwarzen Widders** zu verrichten, dessen ausgerissenes Herz durch den Mund der Versammelten gezogen wurde und ihre Waffen berühren mußte um sie blutig zu machen. Er hielt eine Rede und forderte zum Kriege auf, doch konnte diese Aufforderung auch von einem beliebigen Häuptlinge ausgehen, der alsdann einen Pfeil mit einem Finger oder einem anderen Theile eines erschlagenen Feindes bei den übrigen herumschickte. Statt des Widders wurde bisweilen bei diesen Gelegenheiten ein Gefangener feierlich erschlagen, nachdem er kleine Stöcke mit den Namen der Helden seines Volkes benannt und in ein von ihm gegrabenes Loch geworfen hatte das er dann wieder mit Erde füllen mußte. Aus seinem Schädel wurde eine

* Ayllo heißt im Quichua „Geschlecht, Familie" (Acosta VI, 20 und sonst), recua im Spanischen (ob auch im Quichua?) „eine Koppel Saum- oder Lastthiere, ein Trupp Reiter."

** Es ist bemerkenswerth daß der Inca beim großen Sonnenfeste ein eben solches Opfer zu bringen hatte (Garcilasso VI, 21).

Trinkschale, aus seinen Knochen Pfeifen gemacht (Ovalle 315, Molina a, 74, Smith 274). Daß in neuerer Zeit jene politische Verfassung verfallen, und selbst keine Tradition mehr von ihren früher Kriegshelden und deren Thaten bei ihnen zu finden ist (Domeyk 58, 62, Smith 255), kann keinen Zweifel gegen ihre historische Wahrheit begründen. Die Erblichkeit der Häuptlingswürde wie überhau das Erbrecht der Erstgeborenen (Bardel bei d'Urville b, III, 25 besteht noch fort, die einzelnen Stämme des Volkes aber sind ni bloß, wie früher, unabhängig voneinander, sondern auch ohne all Zusammenhang unter sich (Gardiner 186, 175). Abweichend v Molina giebt Stevenson (I, 27) an, daß unter den vier verbü deten Toquis je neun Apo-Ulmenes standen, und Smith (240 f behauptet daß die letzteren ihren Nachfolger, gewöhnlich ihren älteſt Sohn, selbst ernannten, daß die Toquis von den Häuptlingen u aus ihnen gewählt wurden, und daß (wie auch Stevenson I, 2 mittheilt) beim Ausbruch eines Krieges ein Dictator von den Toqu gewählt, mit unbeschränkter Macht an die Spitze trat (vgl. Molin a, 64). Wie es sich hiermit aber auch verhalten haben möge, so s scheint festzustehen daß, wie auch aus Marcgrav von Liebstal hervorgeht (VIII, Append. c. 4), die Araucaner in alter Zeit von ner erblichen Aristokratie regiert wurden, die bestimmt gegliedert w das Volk aber in den Rathsversammlungen welche über alle wich gen Angelegenheiten beschlossen, keine Stimme hatte.

Die strenge Abstufung der Rangverhältnisse brachte entsprech Verschiedenheiten in der Weise der Anrede und des Grußes mit s Die gastliche Aufnahme eines Fremden, der den vor dem Hause ge genen Schlagbaum nie ohne besondere Erlaubniß überschreiten d geschieht mit vielen Höflichkeitsformen, die bisweilen ein halbstündi ceremonielles Hin- und Herreden nöthig machen, bevor ein ungezw gener Verkehr beginnen kann (Bardel bei d'Urville b, III, 2 Domeyko 48, Smith 196). Auch alle Verwandtschaftsgrade p gen in der Rede äußerst genau bezeichnet zu werden (Molina a, 10 Ihre geselligen Spiele, unter denen Molina (a, 115) offenbar m verständlich das Schachspiel nennt, sind wie bei den Pehuenche u anderen Indianern hauptsächlich Ball- und eine Art Würfelsp (Smith 320, de la Cruz 66). Der Ausgang des Ballspiels e scheidet bisweilen sogar Streitigkeiten, da er als eine Art Gottes

lt (Stevenson I, 9). Gesang und Musik sind schlecht, eine
eife ihr einziges Instrument (Frezier 85, Domeyko 57,
Cruz 65). Dagegen ist die Redekunst bei ihnen hochgeachtet
hnt den Weg zu Macht und Einfluß. Ihre feierlichen Reden
scandirt und so zu sagen gesungen. Auch haben sie Dichter
nger (d'Orbigny I, 399), welche in acht- oder elfsilbigen,
n gereimten Versen die Thaten der Helden besingen sollen
a a, 93, 96). Bardel freilich (a. a. O. 256) macht nichts
weitschweifigen Reden der Araucaner, und Smith (186)
re Beredtsamkeit sei wohl übertrieben worden und stehe schwer-
och als die der Indianer von Nord Amerika, indessen war sie
eifel vorzugsweise von politischer Art und es ist darum er-
genug daß sie mit ihrer politischen Organisation zugleich in
gerathen ist. Daß sie sich gleich den Peruanern und vielleicht
en Vorbild der Quipos bedienten, deren Farbe die Art und
noten die Mengen der Gegenstände andeuteten auf die sie
gen (Molina a, 28, vgl. Stevenson I, 29 und Pöppig I,
ht durch Ovalle (94) und den Bericht von 1729 bei Gay
außer Zweifel: den Anfang eines beschlossenen Krieges be-
man nach Monaten und Tagen durch stärkere und schwächere
it entsprechenden Knoten, und diese Fäden waren für jeden
des Landes von anderer Farbe. Auf eine noch höhere intellec-
ldung der Araucaner würde es schließen lassen, wenn sie, wie
(a, 88 f.) erzählt und Humboldt (Vues des Cord. 312)
ig angenommen hat, ein Sonnenjahr zu 12 Monaten von je
n nebst 5 Schalttagen besaßen, das sie „den Lauf der Sonne"
und mit dem Wintersolstitium anfingen, die Solstitien selbst
der Länge der Schatten zu bestimmen wußten. Die Pehu-
ben ebenfalls ein Jahr von 12 Monaten und bezeichnen die
iten und einige Sternbilder mit besonderen Namen; auch
besitzen sie, deren Gegenstände große Thaten, Unglücksfälle,
d, und halten viel auf Reinheit der Sprache und Kunst der
la Cruz 51 f.).

Frau lebt ganz im Hause, in das kein Fremder Zu

a, 100). Ist der Kauf geschlossen, so wird das Mädchen von ih
Bräutigam geraubt, nach drei Tagen kehrt das junge Paar zu
und es folgt ein Festmahl (Bardel bei d'Urville b, III, 2
Smith 214). Nur die Mutter der Braut stellt sich erzürnt, we
dem Schwiegersohne — dieß ist ein Ehrenpunkt — stets den Rü
und spricht bisweilen selbst jahrelang kein Wort mit ihm. Manch
wird auch das Mädchen vorher geraubt, und dann erst durch
schenke die Einwilligung des Vaters gewonnen. Haben Freund
diesen Geschenken einen Beitrag gegeben, so ist dieß eine Ehrensch
die pünktlich und genau bezahlt werden muß (ebend. 217 f.).
fruchtbarkeit gilt als Schande und gab wenigstens in alter Zeit
Recht, das Weib ihrem Vater zurückzustellen und den Kaufpreis
rückzufordern (Olaverria bei Gay II, 23); indessen scheint
nicht oft vorgekommen zu sein: es wird (ebend. 368 u. öfter) bem
daß die Ehen kinderreich waren. Sich von der Frau zu scheiden
sie wegzugeben war nicht erlaubt, nur konnte sie fortgejagt wer
wenn sie sich schlecht betrug, und getödtet, wenn sie die Ehe b
(Marcgrav VIII, Append. c. 2). Neuerdings geht das Weib b
Erstattung des Kaufpreises, die auch vom Verführer gefordert r
wenn er entflieht, öfters an einen Anderen über; die Wittwe
wird frei oder fällt an einen der Söhne eines Nebenweibes (Sm
218). Der Bruder erbt des Bruders Frau und der Sohn die des
ters (Gay II, 368). Wie überall wo mehrere Weiber sind, steht
hier eine Hauptfrau, die bei den Araucanern allein mit dem Ma
zusammen ißt (Bardel), über den Nebenweibern. Die Reinlich
der Weiber wird besonders gerühmt (Molina a, 108). Kleine
der bindet man in ein trogartiges Gestell von Bambusrohr fest ein
aufgestellt oder wie eine Wiege hin und her geschwungen wird (G
diner 181, Smith 213). Da Strafe für beschimpfend gilt, erh
die Kinder niemals eine solche (ebend. 201), sondern man freut
über jede Unbotmäßigkeit und Unverschämtheit derselben, weil
dergleichen als ein Zeichen von Kraft und Stolz ansieht. Bei den
huenche herrschen in Rücksicht der Ehe und des Familienlebens
ganz die nämlichen Sitten (de la Cruz 38, 59, 62 f.). Das
wird bei ihnen nach dem Vater genannt, erhält aber einen zwe
Namen von seinem Pathen, der ein Pferd zu einem Feste bringt
niederwirft, Geschenke auf dasselbe legt und auf diese das Kind f

das Pferd wird geschlachtet und der Pathe macht mit dessen blutendem Herzen dem Kinde ein Kreuz auf die Stirn und giebt ihm den Namen. Kindermord von Seiten des Vaters wird von den Verwandten der Mutter an ihm wie jeder andere Mord gerächt (ebend. 38, 58), nämlich durch strenge talio, wenn nicht eine Geldbuße angenommen wird. Für den Räuber muß bei ihnen dessen gesammte Verwandtschaft haften, während bei den Araucanern (nach Molina a, 61) keine Haftbarkeit dieser Art stattfindet. Bei beiden ist die Justiz ungeordnet: obwohl die Ulmenes Richter über ihre Vasallen sind, schaffen sich diese doch oft selbst Recht, und sogar zur Sühne des Mordes ist es hinreichend, wenn sich die Betheiligten verständigen. Zauberei wird regelmäßig mit dem Tode bestraft (Stevenson I, 29).

Treu gastlich und ehrenhaft im Frieden und gegen ihre Freunde, sind die Araucaner zugleich wild grausam und höchst leidenschaftlich im Kriege (Ginoux a. a. O. 163). Die Ehrlichkeit die unter ihnen selbst herrscht, erstreckt sich nicht auf ihren Verkehr mit den Spaniern (Frezier 92), doch wird, obgleich sie viel stehlen, ihre Zuverlässigkeit und pünktliche Bezahlung in allen ordentlichen Handelsgeschäften gerühmt und weit über die der Chilesen gestellt (Ulloa II, 61, Smith 202). Jedes Geschenk genau zu vergelten ist ihnen allgemein Ehrensache (ebend. 258). Die Pehuenche, denen feiger Diebstahl und Betrug wie Geiz als verächtlich gilt, plündern Fremde aus die ihnen nicht empfohlen sind, doch schonen sie, wo die Pflicht der Dankbarkeit dieß gebietet. Haben zwei von ihnen ein Freundschaftsbündniß errichtet, so verkehren sie vorzugsweise miteinander so oft sie zusammenkommen, theilen selbst ihre Schlafstelle und trennen sich auch im Kriege niemals (Pöppig I, 390 f., 383 ff.). Eigennutz Mißtrauen und Bosheit sind bei ihnen hauptsächlich die Folge ihres Verkehres mit dem Auswurf der Europäer (de la Cruz 31). Wer mit einem Anderen den gleichen Namen führt, darf von diesem ein beliebig großes Geschenk fordern, dessen Vergeltung nicht vor dem Ablauf eines Jahres angesprochen werden kann (ebend. 58).

Ueber die religiösen Vorstellungen der Araucaner, sagt Domeyko (39), weiß man wenig oder nichts, nicht einmal ob sie im Unglück den bösen oder den guten Geist anrufen. Richtiger hätte er gesagt daß in den Nachrichten über diesen Gegenstand große Verwirrung herrsche. Nach Marcgrav (VIII, Append. c. 3) wissen sie zwar

weder von Gott noch von Unsterblichkeit, wohl aber von bösen G
stern, denen sie, wie schon erzählt, bisweilen einen Kriegsgefangen
opfern dessen Herz sie herausnehmen; auch rauchen sie ihnen zu, u
das Wort Pillan, mit dem sie die Vulcane* benennen (Gay I, 48
scheint zugleich die Gottheit und den Donner zu bedeuten. Oval
(263) schreibt es Guenupiglian, und setzt hinzu daß das höchste W
sen welches sie so nennen, über viele untergeordnete Geister zu geb
ten habe. Es soll auch als Geist des Himmels und Schöpfer der W
von ihnen bezeichnet und als der große Toqui des Himmels betra
tet werden, der ebenso wie der irdische Toqui seine Apo-Ulmenes u
Ulmenes, gute und böse Geister, unter sich habe, darunter Epun
mun, den Gott des Krieges und eine Menge männlicher und weib
cher Genien (Molina a, 79, Stevenson I, 33); auch habe je
Einzelne einen besonderen Schutzgeist, ein äußerer Cultus der Göt
finde aber außer in Krankheiten und bei Friedensschlüssen nicht sta
wo ihnen dann ein Lamm geopfert und Tabak für sie verbran
werde. Ferner spricht Molina (143, vgl. Falkner 109) von ein
heiligen Baume (drymis punctata, La Marck), dessen Zweige sie
religiösen Ceremonien und als Friedenszeichen tragen. Bardel
a. O. 275) schreibt ihnen eine dunkle Vorstellung von einem gu
und einem bösen Princip zu, die sie Pillan und Guecu nennten, eb
so d'Orbigny (I, 405), der den Namen des letzteren Quecu
schreibt, während Ginoux (a. a. O. 162) Apo und Pillan als i
Namen angiebt, mit dem Zusatze daß nur der letztere, das böse Pr
cip, durch Opfer und Orgien verehrt werde. Nach Gardiner (1
f.) bringen sie der Sonne als dem höchsten Wesen, und neben ihr d
Monde bei gewissen Gelegenheiten Opfer dar. Idole, Stern- o
Thierdienst haben sie nicht; Libationen beim Essen sind aber gewöh
lich (Smith 273, 275).

Einiges Licht fällt auf diesen Gegenstand durch die Berichte
wir über die Pehuenche besitzen. Diese glauben an einen höchsten G
(Pillam, de la Cruz, Viage p. XXX), der die Welt geschaffen h
und regiert; da er aber alles Gute von selbst giebt und durch die b
sen Thaten der Menschen nicht beleidigt wird, erhält er weder Op
noch sonst einen Cultus. Gueculbu gilt als Urheber alles Unglück

* In diese verlegt auch der Chilese den Sitz des unterirdischen Geist
reiches (Pöppig I, 433).

und alles Schädlichen. An Augurien und anderem Aberglauben fehlt es ihnen so wenig als den Araucanern (de la Cruz 48, Mac Cann I, 118). Nach Pöppig (I, 393) benennen sie nur den Beherrscher der Meereswellen und den Herren des Donners mit einem besonderen Namen.

Der Aberglaube der Araucaner ist dem anderer Indianervölker zu ähnlich als daß es der Mühe lohnte ihn ausführlicher zu besprechen. Die Furcht sich abmalen zu lassen oder den eigenen Namen zu sagen beruht, wie auch anderwärts auf der Vorstellung, daß sich daran eine Behexung knüpfen lasse (Smith 222). Jeder Todesfall der nicht in hohem Alter eintritt, wird von Zauberei abgeleitet (Gay I, 372). Die Priester oder vielmehr Zauberärzte, die in früherer Zeit runde Mützen und Büschel von gewissen Seepflanzen vorn und hinten an ihren Mänteln oder Hemden aufgehängt trugen (ebend. 285), hatten denjenigen zu ermitteln der es dem Verstorbenen angethan hatte, bei welchem sich, wenn er behext war, eine kranke Leber finden mußte, daher man ihn stets secirte um den Verdacht der Zauberei zu constatiren oder zu widerlegen (Smith 236, Ovalle 326). Außer den Zauberärzten, die zum Zwecke der Kur gewöhnlich einen Hammel opfern, giebt es jedoch auch andere die sich eines mehr rationellen Verfahrens bedienen (Molina a, 96). Vor dem Begräbniß wurden die Todten sonst oft mehrere Monate hindurch aufbewahrt (Marcgrav VIII, Append. c. 3). Neuerdings stellt man sie nur einige Tage lang auf ein Gerüst, solange das Todtenfest dauert, auch das Weib wird nicht mehr mit dem Manne begraben (Smith 173 f.), sondern nur ihm der Sattel, Waffen, etwas Geld und Lebensmittel, dem Weibe die Spindel oder Küchengeräthe mitgegeben; bei manchen wird an dem Grabe ein Pferd geschlachtet und dessen Haut auf einer Querstange aufgehängt die auf zwei Gabeln ruht, die Lanze des Todten aber, deren Stahlspitze durch eine hölzerne ersetzt ist, daneben gestellt (ebend. 172). Das Grab bezeichnet man durch eine Pyramide von Holz und Steinen (Molina a, 85, Ovalle 320), anderwärts durch eigenthümlich geschnitzte Pfähle, an denen ein zweiköpfiger Adler zu sehen ist, seltener durch menschliche Figuren; weiter im Süden umgiebt man es mit einem rohen Zaune von Bretern innerhalb dessen eine Lanze steht (Smith 291, 309, 227). Der Todte erhält im Grabe eine sitzende Stellung und sein Gesicht wird nach Westen gerichtet, wo

das Geisterland liegt, doch fehlt es meist an einer bestimmt
stellung von der Beschaffenheit dieses letzteren (ebend. 173 f
bigny I, 406). Die Seelen der Todten, sagt man, gehen
sten auf die andere Seite des Meeres und führen dort ein
Leben wie hier auf Erden; man streut ihnen Asche auf den
mit sie nicht zurückkommen (Ovalle 263, Molina a, 83).
Fahrt über's Meer bezieht es sich ohne Zweifel, daß die Leich
Begräbniß in einem Kahne im Hause aufgehängt oder auch
solchen begraben wird (Domeyko 58, Miers II, 467).
gräbniß eines Häuptlinges in dieser Art mit seinen vielen
Lobreden auf den Verstorbenen in dialogischer Form, seinen
opfern, Reitermanoeuvers und Trinkgelagen (Pulque) hat
rer Zeit Gay (Bullet. soc. géorg. 1844, I, 273) geschildert.
Pehuenche herrscht derselbe Glaube an Zauberei und an ei
Leben jenseits des Meeres (Pöppig I, 393 ff., Mac Can
123, de la Cruz 38, 53), sie stellen sich aber das Jenseit
kaltes Land vor und suchen deshalb den Todten mit Feuer
men. Er wird auf ein Pferd gebunden und zum Grabe g
welchem man für ihn ein Bett zurechte macht; auf dieses
ihn, giebt ihm den Zaum in die Hand und erstickt dann
(ebend. 48).

Die Eingeborenen von Copiapo bis zum Maule bezeich
verria (1594, bei Gay II, 19 ff.) als feig und unkriegeri
besser, sagt er, stehe es um die von Imperial (Cauten) süd
benden, aber die zwischen dem Maule und Imperial, bes
zwischen dem Rio Nuble und Biobio, seien äußerst tapfer.
mals konnten sie 5—600 Reiter stellen, führten lange Lan
den Spaniern erbeutete) eiserne Dolche, Pfeile mit Knochen- u
spitzen, Keulen, Panzer und Helme von Fellen, letztere mit g
derbüschen geschmückt, und sahen nach Valdivia's Zeugni
aus (ebend. I, 125, Olaverria ebend. II, 33); im Jahre 1
ren schon viele derselben sogar mit eisernen Panzern versehe
239, 440). Hiermit stimmt Molina's (a, 67) Angabe z
daß sie seit 1568 Kavallerie besaßen und daß diese seit 1585
geübt und disciplinirt war. Sie stand auf den Flügeln in der
das Fußvolk im Centrum. Letzteres war in Compagnieen
und in Regimenter zu 1000 Mann getheilt, die ihre eigenen

hatten. Ob die runden platten Steine mit einem Loche in der Mitte, die sich in großer Zahl in ihrem Lande finden und denen ähnlich sind die Cook in der Südsee als Waffen im Gebrauche fand (Molina 58 note), hier dieselbe Bestimmung hatten, ist unbekannt. Als Proviant trug jeder Krieger einen Sack Mehl bei sich; im Kriege herrschte strenge Disciplin, große Vorsicht und Wachsamkeit und geschickte Taktik (ders. a, 70). Verwundete Feinde und Gefangene wurden stets umgebracht, nur Häuptlinge ausgelöst, die alten Leute aber meist geschont (Miers II, 487 f.). Ein Pfeil mit einem rothen Faden galt als Kriegserklärung und zugleich als Aufforderung zu einem Schutz- und Trutzbündniß (Molina a, 66, Ovalle 205). Der feierliche Friedensschluß wurde mit dem Blute eines oder mehrerer Lamas besiegelt, mit welchem man die Erde und das Rohr besprengte das von einem Häuptlinge als Zeichen des Friedens getragen wurde (ebend. 253). Die Pehuenche werden als weniger kriegerisch geschildert: sie gehen nur auf Ueberfall Raub und Plünderung aus, zu offenen Schlachten fehlt ihnen der Muth, und kaltblütiger Widerstand bringt sie schnell zum Weichen (de la Cruz 31, 40, Pöppig I, 388). Beschwerden Einzelner gegen ein anderes Volk legt man der großen Versammlung zur Berathung vor, die Krieg oder Frieden beschließt. Weiber und Kinder werden nicht getödtet, sondern als Kriegsgefangene fortgeführt und gut behandelt, sie sind aber verkäuflich (de la Cruz 39 f., 46 f.).

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe die langwierigen und erbitterten Kämpfe welche die Spanier mit den Araucanern geführt haben, im Einzelnen zu erzählen, um so weniger als dieß in dem ausführlichen Werke von Gay, das sich auf eindringende Quellenstudien gründet, in befriedigender Weise geschehen ist; aber allerdings werden wir aus dieser Kriegsgeschichte einige Hauptmomente und namentlich dasjenige hervorheben müssen, was in Hinsicht auf die Nationalität der Araucaner und ihr Schicksal im Zusammenstoß mit den Europäern von Wichtigkeit ist.

Auf die unglückliche Expedition Almagro's (1535 ff.) gegen Chile folgten die Kriegszüge Valdivia's (1540 ff.). In dem Hauptlande der Araucaner südlich vom Maule gelang es längere Zeit den Spaniern durchaus nicht dauernde Erfolge zu erringen: die Städte die sie gründeten, wurden zu wiederholten Malen von jenen wieder zerstört, die Eingeborenen griffen trotz der gegen sie gerichteten Feuer-

waffen tapfer an, suchten stets, ohne deren Wirkung abzuwart möglichst schnell handgemein zu werden, hielten in ihren geschlosse Carrés „wie die alten Deutschen" (como tudescos, sagt Valdi selbst bei Gay I, 92) bis zum Aeußersten Stand, und machten in völlig geordneter Weise ihren Rückzug. Sie lebten im Kriege Zwiebeln, kleinen Sämereien, dem Hafer ähnlich, und von and Pflanzen die von selbst wuchsen, und säeten nur wenig Mais zu ih Unterhalt (ebend. 53). Oefters kam es vor daß ihr Toqui den F herrn der Spanier zum Einzelkampfe herausforderte und daß di darauf einging. Auch die Weiber der Eingeborenen kämpften hä mit und mehrere derselben zeigten sich als wahre Heldinnen. Als Spanier bis über den Maule zurückgetrieben und ihnen in einer tigen Schlacht durch einen muthigen Angriff sogar ihre Kanonen genommen worden waren, zog der erst neunzehnjährige Held L taro, der mehr als einen Dichter begeistert hat, sogar gegen San go. Er gewann es nicht und fiel mit seiner ganzen Schaar von Kriegern, Flucht und Gnade verschmähend, seiner Kühnheit zum O (1556). Man muß gestehen daß die gesammte Geschichte nur w ähnliche und nirgends größere Beispiele von Tapferkeit und Hel muth aufzuweisen hat als sie die Araucaner in ihrem Freiheitska gegeben haben. Daß sie in ihm endlich dennoch unterlagen, da durch ihn verwilderten und sanken — der Krieg dauerte mit geri Unterbrechungen nicht viel weniger als 200 Jahre — war ein vermeidliches Schicksal, das jenem Lobe keinen Eintrag thun k Mendoza's barbarische Grausamkeiten (1557 ff.), der die Gefang auf's Furchtbarste martern und verstümmeln, den heldenmüth Toqui Caupolican pfählen ließ und eine Menge anderer Greuel ging, bilden den traurigsten Contrast zu der bereitwilligen Auf rung und der moralischen Kraft der Araucaner. Sie trugen nu zu bei diese noch mehr zu erbittern. Vorzüglich seit 1597 geri bis 1602 fast alle Niederlassungen und festen Plätze der Spanier lich vom Biobio wieder in ihre Hände, und von dieser Zeit an gi die vergeblichen Kriege gegen sie fast ununterbrochen fort bis Frieden von 1724. Im eigentlichen Araucanien ist von allen S ten die sie gründeten, den Spaniern nur Arauco geblieben.

Der König von Spanien hatte 1573 befohlen an verdiente M ner Ländereien in Chile auszutheilen, wie anderwärts, jedoch

den Eingeborenen Nachtheil zuzufügen. Man gab ihm darauf zur Antwort daß diese letzteren auf alles Land Anspruch machten und stellte ihm weiter vor, daß sie wegen ihrer Armuth keinen Tribut geben, sondern nur persönliche Dienste leisten könnten (Gay II, 110ff.). In den eroberten Landestheilen wurde die einheimische Bevölkerung natürlich sehr schwer gedrückt, und schon Celada's Bericht vom Jahre 1610 spricht von einer großen Verminderung derselben, die in Folge davon eingetreten sei, daß die spanischen Soldaten sie zu ihrem Dienste, die Weiber zum Concubinate fortschleppten, daß die persönliche Dienstbarkeit zu der sie gepreßt würden, äußerst hart sei, und daß friedliche Menschen in großer Menge als Sklaven in und außer Landes verkauft würden unter dem Vorwande der Kriegsgefangenschaft und der Rebellion (ebend. II, 197). Diesen groben Mißbräuchen wollte der König 1622 durch ein Verbot aller und jeder persönlichen Dienstbarkeit der Indianer steuern: nur Defensivkriege sollten in Zukunft gegen sie geführt werden, und nur die Gefangenen die man in diesen machen würde, sollten Sklaven sein; indessen blieben gleichwohl einige Kategorieen der Encomiendas bestehen, der Tribut den die Indianer ihrem Schutzherren (encomendero) leisten und die Zeit welche ihnen von der Arbeit frei bleiben sollte, wurden zum Theil durch sehr verwickelte Bestimmungen geregelt (ebend. 317ff.): es blieb daher factisch Alles beim Alten.

Einige Franciscaner sind schon kurze Zeit nach der Gründung von Valdivia 1551 (Gay I, 340), die Jesuiten im Jahre 1593 nach Chile gekommen. Ein königliches Schreiben an die Araucaner von 1610 hatte ihnen zugesagt daß sie frei von jeder Bedrückung als Vasallen der spanischen Krone leben sollten, und ihnen zugleich empfohlen Missionäre bei sich aufzunehmen (ebend. 261). Daß jenes leere Versprechen sie nicht blendete und diese schlaue Ermahnung nur wenig Verlockendes für sie hatte, erklärt sich hinreichend aus der Lage in welche sie den unterworfenen Theil der Bevölkerung gerathen sahen. Auch zeigte sich schon nach kurzer Zeit wie jener väterliche Rath gemeint war, denn nach dem mißglückten Versuche des Padre Luis de Valdivia die Araucaner mit Hülfe der Religion zu pacificiren, wurden (1625) jene milderen Maßregeln wieder beseitigt und der Krieg auf's Neue in aller Strenge aufgenommen. Der Versuch eine feste Demarcationslinie zwischen den Spaniern und den Eingeborenen zu ziehen,

scheiterte ebenso wie die Bemühungen die letzteren in Dörfern anzu
deln, da sie auch darin, durch mehrere Erfahrungen belehrt, nur
neues Mittel zu ihrer Unterjochung sahen (ebend. 283). Bei Gele
heit der Friedensunterhandlungen im Jahre 1612 wurden ebenso
bei dem wirklichen Friedensschlusse von 1642 sogleich Jesuiten zu
Araucanern geschickt, aber ihre Thätigkeit blieb fast ganz erfolg
meist fehlte es auch an einer hinreichenden Anzahl von Missionä
nur im nördlichen spanischen Theile von Chile ist die Bekehrung
mentlich seit 1627 verhältnißmäßig gut von statten gegangen (Ov
239, 257, 273, 320, 352). Die Bestrebungen der Missionäre
den Frieden brachten die Sache oft auf guten Weg, aber diese gün
Wendung war nicht von Dauer, und der Kampf fiel sehr häufig
die Spanier unglücklich aus, da sie vielfach nur darauf ausgin
Gefangene zu machen die zum Vortheil der höchsten Beamten d
verkauft wurden, und die Soldaten die sich Proviant Küchenger
und andere Dinge von einem zahlreichen Indianertroß nachschle
lassen mußten, gegen die frei und leicht beweglichen Eingeborenen
äußerst schwerfällig zu operiren vermochten (Gay II, 410ff.).
der 1663 mit mehr als 600 Häuptlingen zu Stande gebrachte F
(ebend. 452) führte zu keiner Beruhigung des Landes. Auf's
suchte man daher die Wirksamkeit der Missionäre zu verstärken
die Indianer in deren Kreis zu ziehen: ein königliches Decret von 1
befahl daß alle Indianer der Missionen ihre Häuptlinge und ihre
litische Verfassung behalten, und auf 20 Jahre von ihrer Bekehr
an frei von Steuern und von aller persönlichen Dienstbarkeit sein
ten; sogar eine Anstalt zur Erziehung der Häuptlingssöhne und
Lehrstuhl der araucanischen Sprache sollten errichtet werden (eb
I, 415). Der Erfolg blieb natürlich derselbe. Bei den nomadisi
den Pehuenche von S. Barbara am Biobio, bei den Huilliche Pu
und Poyas, auf die man sie auszudehnen versuchte, fanden die Mi
nen ebenfalls keinen Boden, nur in Chiloe gelang es ihnen fest
Fuß zu fassen (ebend. 310ff.), und es wird versichert (326), fre
von einem Franciscaner, daß zur Zeit der Vertreibung der Jesu
(1767) zwischen den getauften und ungetauften Indianern größ
theils kein Unterschied bestand in Rücksicht ihrer Unwissenheit in
christlichen Lehre, ihres Aberglaubens und ausschweifenden Lebe

* Ausführliche Geschichte der Missionen von Chile mit Angabe

Indessen verdient Berücksichtigung daß die Mission auf diesem Gebiete mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Wo die Spanier bei den Eingeborenen Zutritt hatten, führten sie berauschende Getränke ein, kauften ihnen im Trunke ihre Kinder ab und plünderten sie; die Klagen der Missionäre darüber, die Bitten der Indianer selbst um die Abstellung dieses Mißbrauches halfen nichts, sogar der Befehl des Königs blieb unwirksam dagegen (ebend. 280, 294). In neuester Zeit bestehen vier Missionen im Norden des Araucanerlandes und acht in der Provinz Valdivia (Domeyko 85). Man sagt daß die Indianer den Missionen zwar abgeneigt, aber doch jetzt leichter für sie zu gewinnen seien, da die Bemühungen der früheren Zeit noch einige Spuren bei ihnen zurückgelassen hätten. An eine wirkliche Bekehrung derselben ist freilich wohl kaum zu denken: sie dulden nur die Missionäre in ihrem Lande, weil sie ihnen jetzt für unschädlich gelten, alle anderen Europäer weisen sie zurück (Smith 182) oder verweigern ihnen wenigstens jede feste Niederlassung (Gardiner).

In allen Verträgen die sie mit den Spaniern eingegangen sind, haben die Araucaner auf der Bestimmung bestanden, daß in ihrem Lande keine Kolonieen gegründet werden dürften (Stevenson I, 40). Von spanischer Seite ist diese Bestimmung natürlich von jeher mißachtet und gebrochen worden, und wird es noch jetzt jeder Zeit, wenn der Vortheil der Weißen dieß verlangt. Die Araucaner selbst sind nicht mehr die tapferen Krieger der früheren Zeit, die den Weißen den Besitz des Landes streitig machen könnten; ihre Unternehmungen beschränken sich auf gemeine Räubereien, sie liegen unter einander vielfach in Streit, und die Regierung von Chile erhält diese Zwistigkeiten um des eigenen Vortheils willen und läßt ihnen Branntwein verkaufen der sie entnervt (Bardel bei d'Urville b, III, 273). Längere Zeit hindurch war Valdivia der Verbannungsort für peruanische Verbrecher (Alcedo); aus dieser Schule und von europäischem Blute stammen die Leiter der räuberischen Indianerhorden im südlichen Chile: Benavides und Pincheira heißen die allgemein verabscheuten, mit jeder Schlechtigkeit gebrandmarkten Namen ihrer jetzigen Helden (Details über sie bei Basil Hall I, 321 ff., Pöppig I, 446 ff., Sixteen years in Chile and Peru by the Gov. of Juan Fernandez, Lond. 1841,

---

geographischen Lage und Stiftungszeit bis zum J. 1767 bei Gay I, 306 ff. Verzeichniß der 1789 bestehenden ebend. 396.

p. 148, 293 und sonst). Nur der Haß gegen die Weißen ist ihn
blieben. Er war so tief und allgemein, daß niemals ein Arai
seine Landsleute an die Spanier verrathen zu haben scheint (w
loa II, 62 sagt), und daß sie selbst an eine Fortsetzung des
pfes mit diesen noch jenseits des Grabes glaubten und im Ge
das Getümmel desselben zu hören meinten (Molina a, 86).
den vielen Grausamkeiten gegen sie mit welchen die Spanier in
Kriegen sich befleckt haben, wollen wir, um zu zeigen wie jene
terung geschürt wurde, hier nur ein Beispiel mittheilen das L
ton (bei Miers II, 480) als Augenzeuge erzählt.

Von einem Indianerstamme der sich in seinem Verstecke aller
forschung entzog, konnte Major Rodriguez nur ein Weib a
finden mit ihrem Sohne und ihrer Tochter, die noch Kind war.
ungen und Versprechungen vermochten nichts über sie um sie zu
rätherei zu bewegen. Da ließ man den Sohn niederknieen u
schoß ihn vor den Augen seiner Mutter und Schwester. D
wollte das Weib nichts gestehen. Auch sie mußte niederknieen
sterben: da erbot sich die Tochter das Versteck ihres Vaters und
Brüder zu verrathen. Die Mutter stürzte wüthend über sie h
wollte sie erdrosseln, doch man entriß ihr das Kind und schlep
fort in der von diesem angezeigten Richtung, während sie die T
mit den härtesten Vorwürfen wegen ihrer Feigheit und Entartung
häufte. Ihre ganze Familie mußte sie hinschlachten sehen un
verzweifelnd und mit dem letzten Athemzuge den Mördern fluche
diesem Anblicke ihren Geist auf.

Die Chonos sind ein äußerst rohes nacktes Fischervolk ohne
bau und ohne Herden, doch werden sie nicht allein als kühn und g
schickt auf dem Wasser, sondern auch als frei von Trunk und ander
stern, als sehr gelehrig und dem Christenthume leicht zugänglich g
dert (Bericht v. 1729 bei Gay I, 503, Ovalle 330, 355 ff.). Im
gen weiß man wenig oder nichts von ihnen. Die Eingeboren
Süden von Cap Tres Montes bis zur Magalhaes-Straße, d
King und Fitzroy zu den Chonos gerechnet werden, glaub
ein gutes höchstes Wesen das sie im Unglück anrufen, und a
Geister mit deren Bild das Bündel rothgemalter Aexte und
versehen wird, das bei ihnen als Kriegserklärung gilt. Ihr
sinn und ihre genaue Localkenntniß werden gerühmt (King

II, 190 ff.). Ladrillero (bei Gay II, 56) erzählt (1557) von den Eingeborenen der Küste unter 48° s. B., daß sie halbmondförmige Kähne von Baumrinde mit einer Hütte darauf besitzen, welche mit Schlingpflanzen gebunden und zwischen den Rippen und der äußeren Bekleidung mit Stroh und Gras ausgestopft sind wie ein Vogelnest, daß sie sich in Robbenhäute kleiden und nur von Seethieren leben. Ob die Huilli die er nördlich von 47° s. B. nennt zu den Chonos gehören, wissen wir nicht: sie leben fast ganz in ihren aus drei Bretern bestehenden Kähnen, fischen mit Angeln und Netzen die sie aus Baumbast machen, und kleiden sich theils in Mäntel die aus demselben Materiale bestehen, theils in die Wolle einer kleinen Hundeart (ebend. 96).

Die Chiquitos und Moxos, die Antisaner und die Völker von Maynas.

Wenden wir uns jetzt nach Norden in's Innere von Süd America zurück, so stoßen wir auf die Chiquitos, die d'Orbigny nebst den Moxos zu seiner „Pampas-Raçe“ gerechnet hat, obgleich die Sprachen dieser Völker gar keine Verwandtschaft, ihre Körperformen nur geringe Aehnlichkeiten, ihr Temperament und ihre geistigen Eigenthümlichkeiten aber ganz entschiedene Gegensätze zeigen. Wenn wir hier die Chiquitos Moxos und Antisaner zusammenfassen, so geschieht dieß nicht um dadurch ihre ethnographische Zusammengehörigkeit zu bezeichnen, denn eine solche läßt sich bis jetzt nicht nachweisen, sondern weil bei diesen isolirt stehenden und noch sehr wenig bekannten Völkern nichts weiter möglich ist als sie nach ihrer geographischen Lage zu gruppiren.

Chiquitos wurde von den Spaniern zuerst das Volk der Travasicosis genannt (Guzman III, 4), nicht weil sie selbst von kleiner Statur gewesen wären, wie ihr Name erwarten läßt, sondern weil sie (so erzählt man) in sehr kleinen Hütten von der Gestalt eines Backofens mit so niedrigem Eingange wohnten, daß man nur kriechend hineingelangen konnte (Lettres édif. II, 134, Charlevoix II, 218). Die Richtigkeit dieser Angabe wird dadurch verdächtig, daß niedrige Thüren an den Indianerwohnungen kaum etwas Auffallendes für die

Kriegen sich befleckt haben, wollen wir, um zu zeigen wie jen
terung geschürt wurde, hier nur ein Beispiel mittheilen das L
ton (bei Miers II, 480) als Augenzeuge erzählt.

Von einem Indianerstamme der sich in seinem Verstecke all
forschung entzog, konnte Major Rodriguez nur ein Wei
finden mit ihrem Sohne und ihrer Tochter, die noch Kind w
ungen und Versprechungen vermochten nichts über sie um
rätherei zu bewegen. Da ließ man den Sohn niederkn
schoß ihn vor den Augen seiner Mutter und Schwester
wollte das Weib nichts gestehen. Auch sie mußte niederkn
sterben: da erbot sich die Tochter das Versteck ihres Vater
Brüder zu verrathen. Die Mutter stürzte wüthend über
wollte sie erdrosseln, doch man entriß ihr das Kind un
fort in der von diesem angezeigten Richtung, während si
mit den härtesten Vorwürfen wegen ihrer Feigheit und En
häufte. Ihre ganze Familie mußte sie hinschlachten se
verzweifelnd und mit dem letzten Athemzuge den Mördern
diesem Anblicke ihren Geist auf.

Die Chonos sind ein äußerst rohes nacktes Fischervo
bau und ohne Herden, doch werden sie nicht allein als kühn
schickt auf dem Wasser, sondern auch als frei von Trunk un
stern, als sehr gelehrig und dem Christenthume leicht zuga
dert (Bericht v. 1729 bei Gay I. 503, Ovalle 330, 355 f.
gen weiß man wenig oder nichts von ihnen. Die Ein

ı Provinz
von d'Or-
ıos in en-
Yannacicas
Tapacures
a oder Sa
· einer an-
Grenze von
ihnen nur
Hervas.
16° f. B.
18° f. B.
ı Völkern,
quito ge-
·iis, Cu-
ıften, leb-
bigny).
os, leben
Chiquitos
meist gro-
rundem,
ı vollem
hen Zü-
wölbt, die
eren äu-
auen sind
nicht der
and gerun-
e ist sonst ge-
amuen ist die
vend. 146). Die
olker (Kriegk 22).
e Chiquitos in alter
ı diesen immer erst nach
dauern pflegte (P.
hätten viel Mais
Weiber seien be-

Spanier haben konnten, da sie ziemlich häufig auch anderwärts vorkommen: es verdient daher Berücksichtigung daß der Titicaca-See auch Chucuito-See heißt (Alcedo), daß eine seiner Inseln denselben Namen führt (Bayer 296), daß es einen Ort Chucuito an der Westseite desselben giebt, und daß die Städte Chuquisaca und das Dorf Chuquibamba ebenfalls auf ein alt einheimisches Wort hinzuweisen scheinen, das vielleicht die Wurzel jener Benennung enthält.

Die Chiquitos hatten das Land im Westen von S. Cruz de la Sierra inne, reichten nach Osten 150 lieues weit bis zum Paraguay an den See der Xarayes, ihnen im Norden lagen die Berge der Tapacures (Provinz Moxos), im Süden das alte Santa Cruz (Lettres éd. II, 133, 155). Nach Pater Burgos (Allerh. Brief IV, 41) erstrecken sie sich in einer Ausdehnung von ungefähr 100 Stunden von 16° bis 23° s. B., nach Charlevoix (II, 215, 223) von 14°—21°, haben die Moxos im Osten und bestehen aus einer Menge sehr verschiedener Völker, unter denen das der Chiquitos im engeren Sinne, bei welchem die Sprache der Männer in vieler Beziehung von der der Weiber abweicht (Vater III, 2, 559 nach Gilii; d'Orbigny II, 163), das bedeutendste war. Dieses lebt, in eine Menge einzelner Stämme getheilt, im Mittelpunkte des Landes zwischen 16 und 18° s. B. (d'Orbigny II, 154), und seine Sprache war es — Castelnau (III, 222) nennt sie Moncoca — welche die im Jahre 1690 von den Chiriguanas herübergekommenen Jesuiten-Missionäre (Lozano 276), zur allgemeinen Sprache des Landes zu machen strebten. Die Ueberfälle der Portugiesen (Paulisten, Mameluken) von Brasilien her, die sich bisweilen sogar als Priester verkleideten um die Indianer zu fangen (Lettres éd. II, 160), störten zwar das Missionswerk vielfach (zuerst 1696) durch den Menschenraub den sie im größten Maßstabe trieben (Erbaul. Gesch. 6) und zwangen zu öfterer Verlegung der Missionsdörfer, deren erstes am Guapai gegründet worden war, doch gab es schon 1726 deren sechs (ebend. 136, 157), und die Bekehrung nahm hier durchgängig einen leichten und raschen Fortgang. Im Westen gehörte Buena-vista noch zu den Missionen der Chiquitos (Viedma a, §. 326), und wie überall so wurden auch hier durch die Jesuiten die Völker mehrfach versetzt und durcheinandergeworfen. Die 600 Indianer von Villa Maria östlich vom oberen Paraguay sollen ebenfalls Chiquitos sein (Castelnau III, 35).

zahl der verschiedenen Völker und Sprachen der Provinz wird von Castelnau (III, 222) nur zu sieben, von d'Orelf angegeben. Diese sind nächst den Chiquitos in en- te, zu denen auch das sehr zahlreiche Volk der Mannacicas von S. Xavier und im Osten und Süden des Tapacures aben scheint (Lettres éd. II, 173), die Zamuca oder Sa- nst unter 16° s. B. (Lettres éd. II, 191), nach einer an- be südlich zwischen 18 und 20° s. B. an der Grenze von n (d'Orbigny) — die Morotocos sind von ihnen nur erschieden (Vater, Mithrid. III, 2, 553 nach Hervas, y II, 142) —, die Saraveca früher unter 16° s. B. L. v. Paris, die Otukes (Otuquis) in 17—18° s. B. L. von Paris und kleine Reste einer Reihe von Völkern, Sprachen fast sämmtlich erloschen und dem Chiquito ge- : Curuminaca, Covareca, Curaves, Tapiis, Cu- Corabeca, Paiconeca; letztere, die zahlreichsten, leb- ' s. B. und 63—64° w. L. von Paris (d'Orbigny). der Otuquis, im Südosten der Provinz Chiquitos, leben Zeit auch einige Guaycurus (Kriegk 26). Die Chiquitos enbraun, mittelgroß (nach Charlevoix II, 218 meist grö- Meter im Mittel, ziemlich kräftig gebaut, von fast rundem, ten nicht zusammengedrücktem Kopf und rundem vollem Burgos a. a. O. nennt es länglich) mit weichlichen Zü- haftem Ausdruck. Die Stirn ist niedrig und gewölbt, die enig platt, die Augen stehen horizontal, nur ist deren äu- l bisweilen etwas hinaufgezogen, die Augenbrauen sind h angenehm gebogen, die Backenknochen stehen nicht her- und Lippen sind wohlgebildet, das Kinn kurz und gerun- t bedeckt nur den unteren Theil desselben und ist sonst ge- bigny II, 125, 133 f., 160). Bei den Samucu ist die alls niedrig, aber nur wenig gewölbt (ebend. 146). Die d von hellerer Farbe als die anderen Völker (Kriegk 22). n Berichten der Missionäre trieben die Chiquitos in alter vollkommenen Landbau und fingen diesen immer erst nach , welche vom Mai bis zum August zu dauern pflegte (P. Nur Herrera (VIII, 5, 10) erzählt, sie hätten viel Mais nüse und Baumwolle gebaut und ihre Weiber seien be-

kleidet gegangen. Letztere trugen nach d'Orbigny (II,
Hemd ohne Aermel, nach den Lettres édif. (II, 134) nur ei
und schliefen selbst auf der Erde, während die Männer sich l
nen gewebten Hängematten als Betten bedienten. Wahrsch
hielt sich dieß anders bei den Morotocos, bei denen die Mä
den Weibern unterworfen gewesen sein sollen und die niedrig
verrichten mußten (ebend. 186, Erbaul. Geschichten 221), u
bei den Mañacicas, deren materielle Cultur etwas höher en
wesen zu sein scheint: ihre Weiber webten Baumwollenzeuge
ten schönes Irdengeschirr (Lettres éd. II, 174), sie wohnten
bauten hölzernen Häusern (Muratori 44, Charlevoix
Ihre Dörfer bestanden aus ordentlichen Straßen und frei
und hatten vier größere Häuser, in denen die Häuptlinge
Versammlungen und Gottesdienst gehalten wurden (Erb
288, Lettres éd. II, 173). Die Travasicosis befestigten i
mit Palisadenzäunen Gräben und Fußangeln (Guzma
Sonst werden die Wohnungen der Chiquitos als kleine niedr
hütten geschildert; nur die jungen ledigen Männer — nic
gen Leute beiderlei Geschlechts wie d'Orbigny (II, 138)
lebten in einem großen Hause zusammen (Burgos a. a. C
Geschichten 52). Daß Ausschweifungen bei ihnen gewö
wesen seien, wird ausdrücklich in Abrede gestellt (ebend. 48
Trunke waren sie ergeben (sie bereiteten ein berauschendes G
Mais), hielten viele Gelage und Festlichkeiten, bei denen Mus
lich eine Art von Flöten, und Tanz nicht fehlten, und sta
haupt in sehr lebhaftem geselligen Verkehr untereinander
55), da ein äußerst fröhliches und heiteres Temperamen
Haupteigenschaften gehört. Ihr Leichtsinn ging so weit
oft bewegen ließen selbst ihre Kinder zu verkaufen, sie ware
gutmüthig genug die Gefangenen die sie im Kriege machten
ihren Stamm aufzunehmen (P. Burgos). Im Kriege w
doch tapfer und deshalb von ihren Nachbarn gefürchtet (Erb
48), vorzüglich die Samucus und Morotocos (d'Orbign
die Travasicosis sollen vergiftete Pfeile gehabt haben (Gu
4), den Mañacicas wird sogar Cannibalismus Schuld ge
tres éd. II, 173). Kähne und Schifffahrt kennen die Ch
ker nicht und Fische verstehen sie nur zu fangen mit Hülfe

Mittel die sie in's Wasser werfen um die Thiere zu betäuben (d'Orbigny II, 139). Als Schmuck trugen sie sonst eine kleine Zinnplatte in der Unterlippe (Erbaul. Gesch. 49).

Die Häuptlingswürde war nicht erblich, sondern wurde durch Wahl vergeben; an sie knüpfte sich das Vorrecht mehrere Weiber zu haben (P. Burgos, Lettres éd. II, 134, Charlevoix II, 219). Bei den Mannacicas ging sie indessen auf den ältesten Sohn über, und zwar sobald dieser erwachsen war; ihre Häuptlinge hatten unbeschränkte Gewalt und erhielten Abgaben, man baute für sie das Feld, versorgte sie reich mit Lebensmitteln und begrub sie in ausgemauerten Gewölben unter der Erde (Erbaul. Gesch. 290, Lettres éd. II, 174). Die Häuptlinge der Chiquitos sind oft zugleich Aerzte (d'Orbigny II, 168 nach Charlevoix II, 217) und heilen die Krankheiten durch Aussaugen des leidenden Theiles, weil man sich denkt daß sie durch Thiergeister entstehen die in den Leib des Kranken ihren Weg gefunden haben und ihn von innen zernagen (P. Burgos). Auch das Anblasen dient als Heilmittel oder die Tödtung des Weibes durch dessen Zauber das Leiden verursacht war (Erbaul. Gesch. 44 ff., Lettres éd. II, 133). Es ist wohl nur eine Mißdeutung dieses Verfahrens, wenn P. Burgos von Menschenopfern spricht die zur Kur erforderlich gewesen seien. Nächst der Hexerei gelten ihnen Verstöße gegen ihre mannigfaltigen abergläubischen Observanzen als Hauptursache der Krankheiten.

Sie haben vielerlei Omina und anderen Aberglauben, fürchten sich vor bösen Geistern, aber es findet sich keine Art von Cultus bei ihnen, obwohl sie den Mond ihre Mutter nennen und bei dessen Verfinsterung viele Pfeile abschießen um ihn, wie sie sagen, gegen die Hunde zu schützen die ihn beißen wollen (Erbaul. Gesch. 58 f., Lettres édif. II, 135). Auch an ein Leben nach dem Tode glauben sie, und denken sich Donner und Blitz durch die Seelen der Todten verursacht, die sich neben den Sternen am Himmel niederlassen wollen und darüber mit ihnen in Kampf gerathen (Charlevoix II, 221). Die Mañacicas besprengten die Todten mit Wasser um sie von jedem Makel zu reinigen, und erzählten von einer Brücke welche die abgeschiedenen Seelen zu passiren haben, deren manche bei dieser Gelegenheit im Wasser verunglücken (Erbaul. Gesch. 307 ff., Lettres éd. II, 176). Sie hatten drei Hauptgötter, deren häßlichen Bildern sie Trank- und Speiseopfer darbrach-

ten, doch wurden die Idole (solche werden auch bei anderen Völkern i. m Chiquitos erwähnt — Erbaul. Gesch. 372) sorgfältig verborgen gehalten und nur bisweilen von den Priestern, die allein Zutritt zu ihnen hatten, dem Volke gezeigt (ebend. 295ff.). Die Jesuiten fanden sich durch die Dreizahl der Götter und noch stärker dadurch an christliche Lehren erinnert, daß in den religiösen Sagen der Eingeborenen auch von einem großen Lehrer der Menschheit die Rede war, welcher auf übernatürliche Weise von einem Weibe geboren, auf der Erde vieles Wunderbare gethan, zuletzt aber sich in die Luft erhoben und in die Sonne verwandelt haben sollte (Charlevoix II, 253, Muratori 44, Lettres éd. II, 175). Wahrscheinlich sind gewisse Aehnlichkeiten die vorhanden sein mochten, ihnen größer erschienen als sie waren.

Die Missionäre fanden die Chiquitos thätig und arbeitsam, zugänglich und leicht zu behandeln: ihren Lehren und Einrichtungen wurde bei ihnen eine noch bereitwilligere Aufnahme zu Theil als bei den Guaranis (Charlevoix II, 218), und die Eingeborenen machten unter ihrer Leitung hier noch bedeutendere Fortschritte in materieller Cultur als in Paraguay. Namentlich lernten die Chiquitos und Moxos ausgezeichnet schöne Baumwollenzeuge weben, und der Fleiß dieser wie so vieler anderer Jesuitenzöglinge unter den Indianern widerlegt, wie Viedma (b. §. 98) bemerkt, vollständig das oft gehegte Vorurtheil daß es dem Indianer unmöglich sei sich an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen. Daß sie überhaupt sehr gute Fähigkeiten besaßen, wird vielfach bezeugt (Viedma a, §. 521). Die Einrichtungen der Jesuiten-Missionen in Chiquitos waren die nämlichen wie in Paraguay. Aller Verkehr ihrer Zöglinge mit den Weißen oder mit heidnischen Indianern wurde streng verboten. Wie die frommen Väter selbst heilten auch die von ihnen Bekehrten Kranke durch Gebet; die jungen Christen „achteten einen Rosenkranz mehr als alle anderen schätzbaren Sachen"; hatten sie ein Vergehen begangen, so gaben sie sich selbst an um dafür Buße zu thun, und manche gingen in der christlichen Ergebung so weit, daß sie sich, um nicht Böses mit Bösem zu vergelten, von ihren Feinden sogar ohne Gegenwehr überfallen und todtschlagen ließen (Erbaul. Gesch. 117ff., 129, 212f. und sonst). Sie scheinen dabei die Rosenkränze Kreuze und Marienbilder als Amulete, und die Sacramente als Heilmittel in Krankheiten betrachtet zu

haben. In intellectueller Bildung haben sie durch die Bekehrung wohl schwerlich einen Schritt vorwärts gethan.

Wie die meisten anderen Indianervölker sind auch die Chiquitos schwer von den Blattern heimgesucht worden (Dobrizhoffer I, 66). Nach der Vertreibung der Jesuiten, die hier wie überall das Bekehrungswerk mit Aufopferung getrieben hatten, verschlimmerte sich ihre Lage in hohem Grade. Weltliche Administratoren traten an die Stelle der Missionäre und ernteten die Früchte des Fleißes der Indianer, die im Elend leben mußten (Viedma a, §. 521 ff.). Die kirchlichen Feste geben diesen Veranlassung zu Trunk und Liederlichkeit, sie werden von ihren Geistlichen durch hohe Abgaben und Frohnen gedrückt, und die letzteren selbst thun schlecht ihre Schuldigkeit (ebend. 453, 456 ff.). Man hat sie in neuerer Zeit für frei erklärt, doch müssen sie drei Tage der Woche für öffentliche Zwecke arbeiten zum Besten der Gemeindekasse, aus welcher der Schullehrer bezahlt, die Armen und Kranken unterhalten werden; außerdem hat jeder Mann vom 18. Lebensjahre an Naturalabgaben im Werthe von zwei Piastern zu leisten, und sie beklagen sich über die Habsucht ihrer Geistlichen, gegen die sie trotzdem aber sehr anhänglich und unterwürfig sind (Castelnau III, 213 ff.).

Die Tapacures, welche in älterer Zeit mit den Moxos zu einem Volke vereinigt, sich später von ihnen getrennt haben sollen (Lettres éd. II, 77), und die Yuracares, die d'Orbigny zu seinem Stamme der Antisaner rechnet, scheinen nach Vater (Mithrid. III, 2, 558) ursprünglich vielmehr den wahrscheinlich erloschenen Manazi-Dialekt der Chiquitos-Sprache geredet zu haben, von den Jesuiten aber in Gegenden versetzt worden zu sein, wo der Tao-Dialekt derselben Sprache herrschte. Viedma (a, §. 365) giebt die Sprache der letzteren wohl irrthümlich als dem Moxos sehr ähnlich an. Die Tapacures, welche sonst unter 15° s. B. und 64—65° w. L. von Paris lebten, werden von d'Orbigny (II, 217, 199 ff.) für das Volk gehalten das er sonst Chapacuras nennt und den Indianern von Chaco in ihren Körperformen, den Chiquitos in der Hautfarbe ähnlich schildert, obwohl er es unbestimmt läßt ob sie zu den letzteren oder zu den Moxos zu rechnen seien.

Die Yuracares, deren Name im Quichua „weiße Menschen" bedeutet, leben in einer Ausdehnung von 20—30 lieues westlich von

S. Cruz de la Sierra und östlich und nordöstlich von Cochabaml (d'Orbigny I, 354, 341), im Norden von Cochabamba und Mi que, namentlich am Chapari und in der Mission S. Carlos in d Nähe von Buena-vista (Viedma a, 221, 339, 334). Ob die Chu die ursprünglichen Bewohner von Mizque, die am Ende des vorigi Jahrhunderts fast ausgestorben waren (ebend. 206), zu ihnen gehöre wissen wir nicht. Sie wohnen in dichten heißen Wäldern und sir nicht dunkler als viele Südeuropäer, 1,66 bis 1,76 Meter groß, sta und schön gebaut; ihr Gesicht ist fast oval, die Stirn niedrig und ei wenig gewölbt, die Nase deren Löcher nicht weit offen stehen, ziemli lang und oft gebogen wie bei den Aymaras und Quichuas, von dene sie sich aber durch weit hellere Farbe unterscheiden; die Augen stehe horizontal, die Augenbrauen sind schmal und gebogen, die Backenkn chen treten nur wenig hervor, Mund und Lippen sind wohlgebilde der Ausdruck des Gesichtes lebhaft und stolz (d'Orbigny II, 34(356). Von Charakter sind sie hochmüthig und unverschämt, grausai gegen sich und gegen Andere: bei ihren Festlichkeiten schlagen sie si viele und schwere Wunden; Kindermord Zweikampf und Selbstmoi sind bei ihnen häufig, und obgleich sie nur familienweise zusamme leben und ohne Häuptlinge sind, sind sie doch selbst ohne Anhänglich keit an ihre nächsten Verwandten (ebend. 359). Sie leben von Jag und Fischfang, die sie beide mit Bogen und Pfeil treiben, danebe haben sie etwas Landbau (ebend. 361); indessen hat sich in neuer Zeit ihre Wildheit etwas gemildert, sie stehen mit den benachbarte Spaniern in Handelsverkehr, manche nehmen sogar bei diesen Dienst und sind zum Christenthume bekehrt (Viedma a, 221). Sie verfe tigen Irdengeschirr und kleiden sich in Hemden aus Baumbast oh Aermel, die sie mit Hülfe von Schablonen mit regelmäßigen krumm Linien verschiedenfarbig bedrucken (d'Orbigny), auch weben d Weiber zum Theil Baumwollenzeuge (Viedma a, 365). D'Orbi ny, der letzteres in Abrede stellt, erzählt mancherlei von ihrer Gött lehre, die eine große Mannigfaltigkeit mythologischer Wesen und zie lich verwickelte Sagen darbietet, obwohl darin von keinem W schöpfer oder Weltbildner die Rede sein und aller Cultus den Yura res fehlen soll. Anderwärts findet sich nur der Unsterblichkeitsgla bei ihnen erwähnt (Erbaul. Gesch. 310). Vielleicht ist ihre My logie von peruanischem Ursprunge: die physischen Eigenthümlichkei

dieses Volkes lassen einen solchen Zusammenhang vermuthen, und die von Pater Cavallero (1707) bei ihnen gefundene Erzplatte, auf welcher Sonne und Mond nebst allen Zeichen des Thierkreises (?) zu sehen waren, angeblich ein uraltes Geschenk ihrer Götter (ebend. 348), scheint diesen Gedanken zu unterstützen, da sie kaum eine andere Deutung zuläßt als eine solche die jener Vermuthung günstig ist.

Die Lage der Provinz Moxos (spr. Moschos, vgl. d'Orbigny II, 154 note) wird verschieden angegeben: zwischen 15 und 20° s. B. (Vater, Mithrid. III, 2, 552), zwischen 11 und 17° s. B., 64 und 72° w. L. v. Paris (Alcedo, d'Orbigny), zwischen 10 und 15° s. B. (Pater Nyel bei Coreal, Voy. III). Ihre Ausdehnung scheint mehrfach gewechselt und in früherer Zeit weiter nach Süden gereicht zu haben, da Chalguani in der Breite von S. Cruz de la Sierra und die Umgegend des letzteren selbst von den Jesuiten zu den Moxos-Missionen gerechnet wurde (Viedma a, 228, 310). Diese fanden in dem Lande 39 verschiedene Sprachen vor (Baraza in Allerhand Brief V, 65, Lettres éd. II, 72), während neuere Berichterstatter deren nur noch 7 oder 8 erwähnen (Carasco 37, d'Orbigny), da die Missionäre in derselben Weise wie in Chiquitos sich bemüht hatten die Sprache des bedeutendsten Volkes dieser Provinz, der Moxos in engerem Sinne, allgemein zu machen und die übrigen durch sie zu verdrängen. Vater (Mithrid. III, 2, 617) hat an der letzteren die merkwürdige, zu weiteren Untersuchungen einladende Entdeckung gemacht, daß sie auffallende Aehnlichkeiten mit der Sprache der Maipure am oberen Orinoco zeigt, und hat vor d'Orbigny bereits hervorgehoben daß die Baures einen Dialekt derselben reden.

Abgesehen von den vorhin schon erwähnten Chapacuras, gehören hierher folgende Völker. Die Moxos in engerer Bedeutung, die sich zwischen 13 und 16° s. B. in einer Ausdehnung von 5 Längengraden über den ganzen südlichen und südwestlichen Theil des Landes erstrecken, (d'Orbigny II, 196, 225), nebst den am Apure unter 14° s. B. im Südwesten der Itonamas sitzenden Baures (Lettres éd. II, 156, Allerh. Brief VII, 59); die Itonamas im Nordosten des Landes, 13 bis 14° s. B. und 65—67° w. L. v. Paris (d'Orbigny II, 237); die Canichana, nach denen die Provinz Moxos selbst Canisie von den Eingeborenen genannt worden zu sein scheint (Lettres éd. II, 59), früher im Westen der Itonamas, und wieder westlich von ihnen die Movi-

ma; dann die Cayuvava, ehemals am Westufer des Mamore, 2 lieues oberhalb seiner Vereinigung mit dem Guapore oder Itenes, na welchem die Ites oder Itenes benannt sind, die zwischen diese Flusse und dem Mamore leben und nicht mit dem Guaranivolke d Guarayos verwechselt werden dürfen, da sie bisweilen auch diese Namen führen*; endlich die Pacaguara unter 10° s. B. am Zusammenfluß des Beni und Mamore (d'Orbigny II, 243, 250, 25- 258, 262).

Die Moxos sind robust gebaut, von olivenbrauner, doch nic dunkler Farbe, messen im Mittel 1,670 Meter und sind zum Fettwe den geneigt; das Gesicht ist etwas länglich, von sanftem, doch nic heiterem Ausdruck, die Kopfform mehr länglich als bei den Chiquitos die Stirn niedrig und ein wenig gewölbt, die Augen stehen horizonta und die Backenknochen springen nur wenig hervor, die Nase ist kur und platt mit offenen Löchern, doch nicht breit, der Mund mittelgro mit etwas hervortretenden Lippen (ebend. I, 120, II, 193, 201f.) Die Itonamas und noch mehr die Canichanas weichen von diesen Typus ab: sie sind von etwas dunklerer Farbe, dickem Kopfe mit etwa langem Hinterhaupte und nähern sich im Aeußeren den Völkern vo Chaco. Die Itonamas, im Mittel nur 1,649 Meter hoch und oft ma ger, haben längeres Gesicht, stärker vorstehende Backenknochen, klein ren Kopf und schmalere Stirn als die Moxos; die Canichana lang Gesicht mit sehr niedriger gewölbter Stirn und etwas in die Höhe g zogenem äußeren Augenwinkel, vorstehende Backenknochen, sehr bre kurze und an der Wurzel eingedrückte Nase mit offenen Löcher großen Mund mit etwas dicken Lippen (ebend. 199, 202, 237, 245

Die Moxosvölker halten sich für Eingeborene ihres Landes i eigentlichen Sinne und wechseln deshalb ihre Wohnsitze nicht (eben 235). Als die Jesuiten zu ihnen kamen (1698)** unter denen Pat Cyprian der erste war (er starb 1702 bei den Baures den Märt rertod) lebten sie in völlig rohem Zustande, gingen unbekleidet (Lettr éd. II, 59) und trieben nur Jagd und Fischfang (ebend. 70, Bara a. a. O. 64), doch fand die Bekehrung ebenso leicht bei ihnen Eingan

* Vater (Mithrid. III, 2, 438) bemerkt indessen daß das Guaranivo der Guarayos von den Jesuiten zu den Missionen der Moxos geschlagen wurd die Richtigkeit jener Unterscheidung zweier gleichnamigen Völker bei d'O bigny wird dadurch wieder zweifelhaft.

** In der Relation bei Coreal (III, 278) steht irrthümlich 1675.

wie bei den Chiquitos, denen sie in ihren Sitten ähnlich waren, obwohl von minder fröhlichem Temperamente. Nur die Baures standen in ihrer Gesittung höher, wohnten in volkreichen, regelmäßig gebauten und mit Palisaden befestigten Dörfern, führten Schilde die mit Baumwolle und Federn überzogen waren, und ihre Weiber waren anständig bekleidet (Lettres éd. 77, Baraza a. a. O. 69). Nach d'Orbigny (II, 212f., 230), der sie als sehr thätig schildert, wären die Moxos schon zu jener Zeit ganz in Hemden aus Baumbast gekleidet gewesen und hätten größeren Kunstfleiß und höhere Fertigkeiten als die Chiquitos besessen, da sie Piroguen bauten und feine Webereien verfertigten; er führt (233) aus einem Manuscripte Viedma's sogar an, daß sie verstanden hätten durch Zeichen die sie auf ein Bret oder Rohr machten, historische Nachrichten aufzubewahren. Azara (II, 538) berichtet daß sie unter allen Indianern die größten Fortschritte in der Verarbeitung der Baumwolle unter Anleitung der Spanier gemacht und große Anlage zu mechanischen Künsten aller Art an den Tag gelegt haben: d'Orbigny rühmt besonders ihr Talent zum Zeichnen und Malen, während Carasco (37ff.) sie in Folge der langen Sklaverei in der sie gelebt haben, als sehr tiefstehend in jeder Hinsicht beschreibt, obgleich sie dem Namen nach Christen seien.

Daß die Moxosvölker vor dem Beginne der Mission in materieller und moralischer Cultur sehr zurück waren, scheint sich ebensowenig bezweifeln zu lassen als daß sie die Fortschritte welche sie später machten, den Jesuiten zu verdanken hatten. Von Landbau erwähnen die alten Berichte nichts bei ihnen, wohl aber hatten sie ein berauschendes Getränk und waren dem Trunke sehr ergeben. Häuptlinge, eine Art von Regierung oder Polizei hatten sie ebenfalls nicht. Nur aus Armuth lebten sie meist nicht in Polygamie. Kleine Kinder wurden mit der Mutter begraben, wenn diese starb; eins von Zwillingskindern getödtet. Im Kriege führten sie vergiftete Pfeile und pflegten die Gefangenen zu verkaufen die sie machten (Lettres éd. II, 69f., Baraza 52ff.). Cannibalismus scheint man nur bei den Canichana gefunden zu haben (d'Orbigny II, 212). Diese sind überhaupt von wesentlich anderem Charakter als die gutmüthigen Moxos: unternehmend hinterlistig ungesellig und wegen ihrer Räubereien von ihren Nachbarn gefürchtet; und in einem ähnlichen, doch nicht ganz unvortheilhaften Gegensatze zu den Moxos stehen auch die Itona-

mas in Hinsicht ihrer moralischen Eigenschaften (ebend. 246 f., 240). Di alte einheimische Religion der Moxos war in jedem Dorfe eine andere sie verehrten die Sonne, den Mond, Sterne, Flüsse oder Thiere, unte den letzteren namentlich den Jaguar, doch hatten nur wenige eine Ar von Cultus und Opfer. Manche pflegten kleine Götzenbilder bei sic zu tragen; die Baures hatten Götterbilder in den Häusern in welche sie ihre Feste hielten, und brachten ihnen Speisen dar. Die Zauber ärzte mußten durch lange Fasten und durch den Anfall eines Jagua dem sie ausgesetzt gewesen, aber glücklich entgangen waren, ihr Anse begründen. Eine Stufe höher als sie standen die Priester, welche religiösen Feste zur Zeit des neuen Mondes zu leiten hatten (Lettr éd. II, 71, Baraza a. a. O., Rélation bei Coreal III, 248, Mayr in Allerhand Brief VII, 69). Carasco (50) ist geneigt Sterndienst als ihren ursprünglichen Glauben anzusehen, der Jag und der böse Geist Choquigua sei aber der Hauptgegenstand ihrer V ehrung. Die Kur der Krankheiten geschieht durch Zaubermittel. Itonamas halten bei tödtlichen Krankheiten dem Patienten Mu Nase und Augen fest zu, damit der böse Geist des Todes keinen A weg finde und nicht auch Andere ergreife (d'Orbigny II, 241).

Die Völkergruppe der Antisaner, Bewohner der altperuanisc Provinz Antis (Garcilasso II, 11) oder Andes, hat erst d'Orbi ny aufgestellt. Auf eine etwas bestimmtere ethnographische Bed tung kann sie indessen nur Anspruch machen, wenn man die Yuraca von ihr ausschließt, da sie sonst Völker umfaßt die weder in ihren p sischen noch in ihren geistigen Eigenthümlichkeiten einigermaßen n einander übereinstimmen. Zu den Antisanern würden demnach gehören: die Mocetenes oder Chunchos der Spanier, die westlic Nachbarn der Moxos und Yuracares, die sich zwischen 15° und 1 s. B. 30—50 lieues weit an den Zuflüssen des Beni nördlich von C chabamba bis in den Norden von la Paz ausbreiten; ihnen im N den in 13—15° s. B. am Westufer des Beni die Tacanas, geg über auf dessen Ostufer die Maropas, endlich die Apolistas z schen den Mocetenes und Tacanas in dem Dorfe Apolobamba (d'O bigny I, 368, 374, 378, 381).

Die Mocetenes sind von der Farbe dunkler Südeuropäer und reichen höchstens eine Größe von 1,68 Meter. Das Gesicht ist r und ziemlich voll, von fröhlichem und zugleich sanftem Ausdruck,

Stirn nur mittelgroß, die Augen horizontal gestellt mit schmalen gebogenen Brauen, die Nase sehr kurz, Mund und Lippen wohlgebildet, die Backenknochen nicht vorstehend. Die Tacanas sind etwas dunkler und größer, die Marobas etwas kleiner, die Apolistas dunkelbraun mit etwas gelber Beimischung und kleiner als die vorher genannten Völker; im Uebrigen gleichen sie alle drei den Mocetenes (ebend.). Ob die Lecos-Indianer der Mission von Guanay (zwischen Titicaca und Beni) ebenfalls hierher gehören, ist unbekannt. Sie haben öfter eine ziemlich hohe als eine zurückfliehende Stirn, horizontal stehende Augen und sind von sanftem heiterem Temperament (Weddell 453). Die Mocetenes kleiden sich in feine baumwollene Hemden ohne Aermel, Kähne haben sie nicht, sondern nur Floße. Dem Christenthume zeigten sie sich leicht zugänglich (d'Orbigny).

Wenn es d'Orbigny (I, 384) als wahrscheinlich bezeichnet daß sich die Antisaner im Gebirge von Cochabamba bis zur Südgrenze des Plateau's von Cundinamarca erstrecken, so ist dieß eine Behauptung die sich durch nichts begründen, aber auch kaum bestreiten läßt, da die Völker dieser Gegenden auf der Ostseite des Inca-Reiches uns fast gänzlich unbekannt sind. Die Campas und Antis oder Andes, welche von der Ostgrenze des Gebietes von Cuzco bis zu der von Tarma reichen (Maw 471) und hier namentlich das Gebirgsland inne haben, wo sie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Missionären aufgesucht wurden (Skinner II, 28 f., 40), stimmen zwar dem Namen nach mit den Antisanern überein, aber dieser Umstand ist von keinem Belange, weil die letztere Benennung von d'Orbigny willkürlich gewählt, und es deshalb sehr zweifelhaft ist ob jene Antis, die mit den Campas öfters identificirt werden, mit seinen Antisanern irgend etwas gemein haben, selbst abgesehen davon daß der Name selbst eine bloß collective und rein geographische Bedeutung zu haben scheint. Herndon (208) erwähnt die Campas als das zahlreichste und kriegerischeste unbekehrte Volk am oberen Ucayale, und vermuthet in ihnen die Chunchos, welche d'Orbigny in den Mocetenes wiederzufinden glaubt, aber auch dieß gestattet keine Folgerung auf ihre Identität mit diesen letzteren. Castelnau (IV, 290 ff., 378) giebt die Campas oder Antis nördlich von Cuzco in Echarate am Urubamba an und den Ucayale hinab auf dessen Westseite bis zu den Quellen des Pachitea. Noch weiter nach Norden am Ucayale und Huallaga finden sich in

Maynas eine Menge von verschiedenen Völkern, von denen wir nicht wissen ob sie mit jenen in irgend einem Zusammenhange stehen. Wir haben einige von ihnen schon früher zu erwähnen gehabt (s. p. 432) und kommen hier auf sie zurück, um auf diese Weise die Ostgrenze des altperuanischen Reiches ihrer ganzen Länge nach zu verfolgen.

Ueber das Flußgebiet des Huallaga und Ucayale sind die Völker vom Stamme der Panos verbreitet. Sie sollen von ersterem Flusse ausgegangen sein und scheinen eine große Anzahl von Völkern zu umfassen, obwohl Velasco (III, 5, 10) sie nur einen Zweig der Jitipos nennt, welche nach Pater Lucero (1681) 5 Tagereisen aufwärts von Laguna am Huallaga saßen (ebend. III, 5, 8). Wohnsitz und Namensähnlichkeit machen es höchst wahrscheinlich daß diese mit den weiterhin zu erwähnenden Hibitos oder Xibitos identisch sind. Nächst den früher schon erwähnten Amajuacas gehören dahin (nach Castelnau) die Conibos Cachibos Sepibos u. a. Die Conibos, zwischen den Flüssen Paruitcha und Capucinia am linken Ufer des Ucayale unterhalb seiner Vereinigung mit dem Apurimac (Castelnau IV, 350), platten den Kopf künstlich ab zwischen zwei Bretern, eine Sitte die auch Skinner (II, 106) bei den Panos und Conibos erwähnt, aber nicht als allgemein bezeichnet; auch eine Beschneidung der Mädchen findet bei beiden statt (Castelnau IV, 379). Skinner beschreibt die Panos und Conibos als dick und fett, und nennt sie weißer und regelmäßiger gebildet als die Peruaner, nach St. Criq (Bullet. soc. géogr. I, 274) haben die Conibos plumpe Formen, rundes Gesicht, kleine schiefgeschlitzte und weit von einander abstehende Augen mit gelber Hornhaut, kurze platte Nase und dicke Lippen. Vom Pachitea nach Norden und an den Quellen des Pisqui leben die Cachibos oder Carapachos, welche auch von Maw (471) als ein Volk der Panos-Sprache bezeichnet werden. Dann folgen am Pisqui die Sipibos, Sepibos Schipios oder Schipos (Castelnau IV, 361, 378), den Setebos nahe sprachverwandt, die ebenfalls jene Sprache reden und in der Mission Sarayacu jetzt mit Panos Omaguas Yameos und anderen zusammenleben (Herndon 208, Smyth and L. 205). Die Sipibos haben ihren Ursprung von den Callisecas genommen (Unanùe num. 51), die noch neuerdings am Pachitea leben (Herndon 209) und demnach ebenfalls zu den Panosvölkern gehören. An letzterem Flusse und von da bis zum Ucayale trafen die

1657 die Setevos, von denen ein Theil nach seiner Bekeh-
Gelegenheit der Unruhen welche die Callisecas erregten, an
zog, wo er von den Missionären in halb verwildertem
ſt 1760 wieder aufgefunden wurde. Wahrscheinlich sind
tevos von welchen bisweilen auch unter dem Namen der
ie Rede ist. Durch die Sipibos mit denen sie im Kampfe
n sie namentlich 1736 stark gelitten. Jene lebten um diese
den vom Manoa und wurden wie die Conibos erst 1760
anúe num. 51). Näheres über die Sitten der Panos und
ndet sich bei Skinner und St. Criq a. a. O., auch die
z der Eingeborenen in den Pampas del Sacramento und
es bei Unanúe (num. 78) gehört hierher. Vgl. auch von
, 227 ff.

kannteren Völkern werden nur noch die Mayorunas als
stamme der Panos gehörig angegeben (Smyth and L.
wohnen am rechten Ufer des Ucayale bis nahe zu dessen
in, im Süden des Amazonas bis zum Ausfluß des Yavari
bis 8° s. B. hinab (ebend., Herndon 210). Ein Theil
d die Cochiquinas im Süden von Pebas (Castelnau
ie Mayorunas sind von heller Olivenfarbe und größer als
Nachbarstämme, haben ziemlich gerade Nase und kleine
sie mit Schmuck versehen wie Ohren und Nase (Smyth
). Velasco (I, 4, 8, III, 5, 9) giebt sie als eben so hell
behaart an wie die Europäer, heller selbst als die Spa-
sweilen blondhaarig, nach Osculati (212) haben viele
rothes Haar. Daß sie den Bart ausreißen (Skinner I,
von Anderen (z. B. Castelnau IV, 452) nicht mitgetheilt.
hst auffallend findet sich aber von ihnen wiederholt erzählt
kranken Verwandten tödten und verzehren, ein Act der Pietät
en Völkern des Ucayale namentlich die Capanaguas und
och nur nach dem Eintritte des natürlichen Todes, aus-
(Humboldt, R. in die Aeq. IV, 215, Maw 468). Smyth

---

sie erlangte einst ein Missionär sorgfältig als Geheimniß be-
r von Baumwollenzeug, die in Form eines Buches zusammenge-
t Menschen-, Thierbildern und einer Menge symmetrisch geordneter
ren bemalt waren, die historischen Annalen der Panos, in deren
ie jungen Leute durch einen alten Mann eingeführt wurden (Hum-
es des Cord. 72).

und Lowe (225, 230) haben es von den letzteren indessen bestimmt in Abrede gestellt.

Außer den Panosvölkern leben im Gebiete der Ucayale noch andere Stämme deren ethnographische Verhältnisse unbekannt sind (Aufzählung derselben bei Castelnau IV, 377, vgl. Skinner II, 10 und Velasco III, 5, 8). Die südlichsten von diesen sind die Simirenchis oder Chuntaquiros, in Sarayacu und anderwärts Piro genannt, welche bis über die Vereinigung des Apurimac und Ucayal hinaufreichen (Castelnau IV, 332 ff.). Sie werden auch westlich von Sarayacu erwähnt (Skinner II, 96 ff.), wohin sie wohl erst durch die Missionäre gezogen worden sind. Sie waren unter den zwischen 1683 und 1727 bekehrten Völkern nebst den Simigaes von Curaray, die von dem gleichnamigen Volke am Tigre als völlig verschieden bezeichnet werden, die zahlreichsten und bedeutendsten (Velasco III, 5, 10). Ob diese Simigaes mit den kriegerischen Gaes im Zusammenhange stehen, die durch ihre Körpergröße und fast weiße Haut ausgezeichnet sind, wird nicht angegeben. Die Sencis am rechten Ufer des Ucayale oberhalb Sarayacu werden als fleißige Landbauer gerühmt (Näheres über sie bei Smyth and L. 228 ff.); sie stehen physisch und sprachlich den Remos nahe, die von Chanchaguay bis Abayan reichen (Maw 468 f.). Welche von diesen Völkern etwa mit Mancocapac II., der vor den Spaniern fliehend am Yucay und Paucartambo bis zu ihrem Zusammenfluß mit dem Apurimac hinabging — es heißt, in Begleitung von 40000 Indianern (Rodriguez VI, c. 4) —, erst in diese Gegenden gekommen, und welche hier einheimisch sind, läßt sich schwerlich noch entscheiden; ebenso wenig welche von ihnen zu denen gehören mögen, die sich nach Tupac Amaru's Enthauptung (1571) in das Quellgebiet des Huallaga und das des Ucayale aus Peru zurückgezogen haben (Velasco III, 5,

Im nordöstlichen Peru gehört allein die Lama-Sprache (nach v. Tschudi II, 377) nicht zu dem gemeinsamen Stamme der peruanischen Sprachen.* Sie reichte bis an den Huallaga, in dessen Flußgebiet nächst den Lamusas oder Lamistas die Hibitos (Xibitos) und Cholones die Hauptvölker sind. Die beiden letzteren fanden die Missionäre, als sie 1676 ihre Thätigkeit in diesen Gegenden begannen

* Im Dorfe Lamas selbst wird indessen nach Alcedo Quechua gesprochen und zwar in vorzüglicher Reinheit.

rinnern (Pöppig II, 321). Die Lamistas durch gute Anla-
ß und vortreffliche Gemüthseigenschaften ausgezeichnet, stehen
d höher als jene (ebend. 327 f.), und sollen sich in Rücksicht
tfarbe, des Bartes und der Behaarung überhaupt nicht von
rn unterscheiden (Velasco I, 4, 8, 21). Die Aguanos am
Huallaga von kleiner und unschöner Körperbildung, großen
nit dicklockigem Haar und kalmückenähnlicher Physiognomie, se-
ıd unter jenen aus, sind nur schlechte Jäger und Fischer,
; und faul (Pöppig II, 400). Alcedo (Artikel Guallaga)
vohl irrthümlich auch ihnen starke Bärte zu.

en wir endlich über den Marannon nach Norden hinüber, so
ir nur noch diejenigen Völker zu erwähnen, von denen we-
r ethnographisch isolirten Stellung früher in Verbindung mit
aguas und anderen Indianerstämmen dieser Gegenden noch
Rede sein konnte.

Völker welche in die Missionen am Marannon und seiner Zu-
sammelt wurden (ihre Namen bei Velasco III, 5, 19) wa-
ı physischer sprachlicher und moralischer Hinsicht äußerst ver-
(ebend. III, 5, 7). Im Gouvernement Yaguarzongo lebte das
iegerische Volk gleiches Namens und diesem benachbart die
ores, nach deren in Bracamoros currumpirten Namen die
aen genannt wird; Huaynacapac hatte sie vergebens zu un-
ı gesucht, den Spaniern gelang es nur mit Mühe (ebend. III,
14). Unbesiegt von den Incas wie von den Spaniern ist
ie, obwohl in sich gespaltene Volk der Jivaros (Xibaros)
ı, das zwischen dem Pastaza und Chinchipe bis weit nach
)in lebt (Villavicencio 169, Osculati 36). Sie sind
ebaut, von lebhaftem Gesicht und stolzem Ansehn mit kleinen
n Augen; Adlernasen sind bei ihnen häufig, sie haben fein
ıne Lippen, viele von ihnen sind ziemlich weiß und bärtig,
in Folge von Mischung mit spanischen Weibern. Ihre Haupt-

feinde sind die Zaparos (Osculati 38), von denen oben (p. 363) die Rede gewesen ist. Am Chambira fanden die Jesuiten die Jtucalis, welche keine Polygamie hatten und von strengen Sitten waren, weiter abwärts am Marannon auf dessen Nordseite (nach Veigl im Osten des Tigre) die Yameos, auf der Nordseite des Napo die Iquiavates, die als Cannibalen bezeichnet werden (Lettres éd. II, 112). Die Anckuteres oder Anguteros und sogenannten Encabellados sind schon oben bei den Zaparos besprochen worden. Die Cofanes im Quellgebiete des Aguarico sind stark zusammengeschmolzen (Villavicencio 176). Im Gouvernement Quijos leben die den Spaniern von jeher freundlichen Yumbos welche sich auch in dem von hier entfernten Gebiete von Esmeraldas finden (Velasco III, 4, 7, Villavicencio 168), doch bemerkt Osculati (107), daß sie von dem Volke der Yumbos unterschieden werden müssen welches im Becken des Napo seinen Wohnsitz hat, weil sie, wie auch Villavicencio angiebt, Quichua, insbesondere die Sprache von Quito reden.

Die heidnischen Indianer dieser Länder sind zum Theil den Weißen weit freundlicher als die bekehrten. Cannibalen scheint es unter ihnen neuerdings nicht mehr zu geben, doch schmücken sich die Jivaros mit Flechten vom Haare ihrer Feinde, denen sie die ganze Kopf- und Gesichtshaut abziehen um sie zu trocknen und auszustopfen, und machen sich Trinkschalen aus ihren Schädeln (Villavicencio 359 f. Osculati 39). Sie sind fleißig im Landbau, weben und färben Baumwollenzeuge und bauen weit bessere hölzerne Häuser als die anderen Völker, die zum Theil (Zaparos, Anguteros u. a.) aus Baumbast ihre Kleider machen (Villavicencio 170, 366). Auch treiben die Jivaros Tauschhandel mit Schweinen und Blasröhren, mit Wachs und Salz, die sie gegen Messer und Aexte umsetzen. Da sie stets Ueberfällen ausgesetzt sind, bringen sie an ihren Wohnungen zwei Thüren an die sie Nachts sorgfältig verschanzen, und schlagen spitzige Hölzer als Fallen für den Feind umher in die Erde. Idole oder Tempel haben diese Völker nicht, doch glauben die meisten von ihnen an ein gutes und ein böses Princip und an ein Leben nach dem Tode, oder vielmehr an Seelenwanderung (ebend. 361, 370). Vielleicht steht das Brechmittel das die Jivaros alle Morgen nehmen (ebend. 373), in Beziehung zu ihren religiösen Vorstellungen. Bei wichtigen Angelegenheiten wird der Wahrsager um Rath gefragt, der durch den Geni

eines berauschenden Getränkes sich in den dazu erforderlichen Zustand der Ekstase versetzt.

Im Jahre 1589 (1567, Rodriguez I, 7) waren die Jesuiten nach Peru gekommen und breiteten von dort namentlich seit 1638 ihre Missionsthätigkeit über Maynas aus, zu dem sie in ziemlich unbestimmter Ausdehnung hauptsächlich die Länder am Pastaza Huallaga und Ucayale rechneten (Lettres éd. II 121), und eine große Menge derselben ist ihr zum Opfer gefallen. Das Volk der Maynas selbst lebte am Marañon abwärts von Borja und am unteren Napo (Rodriguez III, c. 2 u. 12).

Die von Quito östlich wohnenden Völker, die an keinen Druck gewöhnt waren, empörten sich vielfach gegen die Spanier, besonders die Cofanes. Zu diesen begab sich (1602) Pater Raphael Ferrer und errang zwar bedeutende Erfolge bei ihnen, nachdem er aber (1611) den Märtyrertod gestorben war (Rodriguez I, 10) haben alle späteren Versuche der Missionäre in den nördlichen Ländern von Mocoa und bei den Sucumbios nicht recht Wurzel fassen wollen (Velasco III, 4, 1 ff.). Die Huamboyas und Macas am oberen Pastaza und Macas wurden nicht ohne Schwierigkeit, doch erfolgreich seit 1551 von den Spaniern bekämpft und unterworfen, die Kolonisation ging vorwärts, bis 1599* der furchtbare Aufstand der Jibaros unter dem Häuptlinge Quirruba ausbrach: dem Gouverneur des Landes gossen sie geschmolzenes Gold in den Mund, damit er sich daran sättige — ein Verfahren das nur von späteren Schriftstellern den Araucanern in Chile gegen Valdivia zugeschrieben wird —, verwüsteten dann Yaguarzongo und Jaen, Loja und Quijos, und weder spanische Herren noch die 1631 zu ihnen gelangten Jesuiten haben sie zu unterwerfen vermocht; jene wurden von ihnen immer nur aus dem Hinterhalte und besonders bei Nacht, nie in offener Schlacht angegriffen, überall flohen sie vor den Christen, zogen sich zurück oder hingen sich selbst auf, wenn sie ihnen in die Hände fielen. Sie sind seitdem bis heute ihnen stets feindlich und gefährlich geblieben (Velasco III, 4, 8 f. u. 16).

Am oberen Huallaga im Gebirgsland von Huanuco wurde die erste Mission 1631 gegründet (Skinner II, 1). Die Provinz May-

* Es ist dieß dasselbe Jahr in welchem die Araucaner 6 von den Spaniern gegründete Städte in Chile zerstörten.

nas hatte sich 15 Jahre vorher den Spaniern in friedlicher Weise ergeben, alle übrigen Länder am Marannon aber wurden ihnen durch die Jesuiten erobert (Velasco III,5, 1), deren Thätigkeit jedoch am oberen Laufe des Stromes, wo 1640 das erste Missionsdorf entstand, hauptsächlich durch den gänzlichen Widerwillen der Eingeborenen in feststehenden Dörfern zusammenzuleben, sehr erschwert wurde (ebend. III, 5, 6). Der Aufstand der in Maynas 1637 ausgebrochen war, wurde glücklich bekämpft, da ihn ein eingeborener Häuptling den Spaniern verrathen hatte (ebend. III, 5, 5). Seit 1644 ff. JJ. breiteten sich die Jesuiten am Huallaga weiter aus und gingen 1651 zu den Callisecas und Setebos am Ucayale, wo sie indessen durch die Sipibos, die Feinde der letzteren, ein unglückliches Ende nahmen, das den Verfall der dortigen Missionen nach sich zog (Skinner II, 6). Die Völker die in den Missionen am Marannon in den JJ. 1638—1682 bekehrt wurden und die Namen der in dieser Zeit gestifteten Dörfer finden sich bei Rodriguez (V, 14), und bei Velasco (III, 5, 9), welcher die ausführliche Geschichte dieser Missionen giebt (kürzer Castelnau IV, 416 ff.; Uebersicht der Missionen am Marannon und oberen Huallaga bei Maw 92). Seit 1660 begannen auch die Franciscaner ihre Thätigkeit am oberen Huallaga, welche jedoch bei weitem nicht die Ausdehnung erlangte wie die der Jesuiten. 1668 bestanden Missionen in Maynas am unteren Marannon, wo Borja oder Borgia Hauptsitz der Jesuiten war (Lettres édif. II, 121), am Pastaza, Huallaga, unteren Ucayale und in Gran Cocama; bald darauf kamen solche am oberen Napo hinzu; man zählte damals 100000 Christen unter den Indianern, von denen jedoch 1680 durch pestartige Krankheiten etwa zwei Drittheile hingerafft wurden (Velasco III, 5, 7. Näheres darüber ebend. 15). Zu diesen Verlusten kamen noch diejenigen welche die von Gran Para am Marannon vordringenden Portugiesen durch Menschenraub und Sklavenfang ihnen zufügten, wie wir (p. 430) schon erwähnt haben. Obgleich auch in dieser Zeit und späterhin noch eine große Anzahl neuer Missionen gestiftet wurde (s. Velasco III, 5, 10 f.), so ließen sich doch die Eingeborenen keineswegs immer die Regierung der frommen Väter so bereitwillig gefallen als es hiernach den Anschein gewinnen kann. Die Cocamas empörten sich gegen sie 1660, und durch den Aufstand der Piros und Cunivos (1695) ging ihnen ein großer

Theil des Ucayale bis zur Vereinigung des Jauja mit dem Apurimac wieder verloren (ebend., vgl. III, 5, 14). Dagegen wurden in der letzten Periode der Jesuiten-Missionen (1727—1768) die ehemals mächtigen Aguaricos, Encabellados, Putumayos, Simigaes des Tigre und selbst ein Theil der Jibaros dem Christenthume gewonnen (ebend. 11).

Mit der Vertreibung der Jesuiten verfielen die von ihnen gegründeten Dörfer wieder: die vom Pater Fritz (1686) und anderen am Napo und bei den Omaguas angelegten Missionen existiren schon seit langer Zeit nicht mehr (Osculati 198); ebenso sind die an den südlichen Zuflüssen des Marannon sämmtlich verlassen, nur Sarayacu besteht noch fort (Castelnau IV, 396, vgl. über den neueren Zustand der Missionen Velasco III, 5, 16 ff.).

Die Verhältnisse in denen die Indianer selbst leben, werden durchgängig traurig geschildert. „Im Verhältniß zu der Zeit in der wir leben," sagt Pöppig (II, 363), „ist die Barbarei und Ungerechtigkeit des Verfahrens gegen die Eingeborenen von Maynas nicht geringer als im 16. Jahrhundert." Durch Frohnen und harte Dienstbarkeit jeder Art gedrückt und um die Früchte ihres Fleißes betrogen, zeigen sie natürlich nur geringen Trieb etwas zu erwerben; ihre Geistlichen sind die reichsten Kaufleute im Lande, deren Haus eine Krambude, und die armen Indianer müssen selbst die unbrauchbarsten Handelsartikel sich von ihnen aufdrängen lassen. Die Lamistas, von jeher durch Gehorsam und Empfänglichkeit für Belehrung ausgezeichnet (ebend. 315), haben sich am meisten unter allen einem civilisirten Leben genähert, und verdanken wie die übrigen Völker die Fortschritte die sie in dieser Richtung gemacht haben, ausschließlich den Jesuiten. Die bürgerliche Regierung der Dörfer ist ein Rest der von letzteren eingeführten strengen Polizei (ebend. 388 ff.). Die Cholones wählen sich einen Alcalden, treiben etwas Handel und kennen den Werth des Geldes sehr gut (ebend. 325 f.). Die Handelsartikel der Indianer von Maynas sind Tabak Sarsaparilla weißes Wachs und einige Produkte ihrer Industrie (ebend. 458). Auch die rohesten Stämme haben neben der Jagd etwas Landbau: sie fällen die Bäume und lassen sie austrocknen, brennen das Buschwerk ab und säen dann ein wenig Mais, pflanzen Yucca und Platanen; von Hausthieren ziehen sie nur einige Schweine (ebend. 373). Vom Christenthum ist bei ihnen natürlich

reinlichkeit Faulheit Trunksucht und die ungeordneten
Verhältnisse sind ziemlich dieselben geblieben. Bei den chris
dianern der Provincia del Oriente von Ecuador endlich kon
Mord und Ehebruch fast gar nicht vor, sie sind ehrlich,
untereinander, leben aber ungesellig, suchen sich allem Verke
Kolonisten möglichst zu entziehen und wissen sich oft 10
20 Jahre lang vor ihren Priestern zu verbergen, denn sie f
vielen Peitschenstrafen und die Ausbeutung durch die letzte
sehr wie den Druck der ersteren, von denen sie zur Arbeit g
oder auch weggefangen und verkauft werden (Villavice
ff.): noch jetzt erlaubt die Regierung daß geraubte Knaben
der vom Napo — ein Knabe für ein Beil im Werthe von e
lar — nach Quito verhandelt werden, da man sie dort t
(Osculati 118, 147).

Die
Amerikaner.

Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt

von

Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Zweite Hälfte.

Mit zwei Karten.

Leipzig, 1864.
Friedrich Fleischer.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz

Professor der Philosophie zu Marburg.

Vierter Theil.

Mit zwei Karten.

Leipzig, 1864.

Friedrich Fleischer.

Ethnographisch und culturhistorisch dargestell

von

Dr. Theodor Waitz

Professor der Philosophie zu Marburg.

Zweite Hälfte.

Mit zwei Karten.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz

Professor der Philosophie zu Marburg.

Vierter Theil.

Mit zwei Karten.

Leipzig, 1864.

Friedrich Fleischer.

Vorrede.

)t bedarf es einer Entschuldigung daß im vorliegenden
:r dem Titel einer Anthropologie der Naturvölker die
en einheimischen Culturvölker von Amerika behandelt
). Indessen liegt die Inconsequenz deren ich mich da-
)ig gemacht habe, mehr im Worte als in der Sache;
auf die neueste Zeit haben die hervorragendsten
r auf dem Gebiete der Ethnographie und Anthro-
rauf bestanden daß es nur eine Raçe sei der die
ı Eingeborenen dieses Erdtheiles angehören, und der
hang zwischen den rohen und den gebildeten Völkern
sowohl räumlich als auch historisch so nahe und so
schlungen, der Uebergang von einer Culturstufe zur
'ade hier durch so viele Mittelglieder ausgefüllt, daß
enfalls keinem geringeren Tadel ausgesetzt haben wür-
wir die Mexicaner und Peruaner von unserer Darstel-
schlossen hätten. Es giebt viele Erscheinungen in der
in der Geschichte welche sich unter keinen der uns ge-
:d von der Sprache dargebotenen abstracten Begriffe
ı lassen ohne einen logischen Fehler zu begehen, da
ffe selbst vielfach voreilig und fehlerhaft gebildet sind.
Falle befanden wir uns hier, da der Unterschied von
) Culturvölkern, wie wir im ersten Bande zu zeigen
en, kein fester, sondern ein fließender ist. Daher schien
ıuch die alten amerikanischen Culturvölker hier zu be-
es schien geboten dieß zu thun, weil die einheimische
ȝ der neuen Welt nur als ein Ganzes richtig aufge-
urtheilt werden kann, das man seiner bedeutendsten
antesten Theile nicht berauben darf um einer logischen
ı von zweifelhafter Richtigkeit zu genügen.

les was sie darbieten als werthlose Fabeln verworfen.
haben sich zu den willkürlichsten Combinationen einzeln
ben verleiten lassen und sind bisweilen auf diesem Wege
völlig phantastischen Gestaltung der alten Geschichte di
der gelangt. Dem gegenüber bin ich bemüht gewesen r
lichst sorgfältiger Benutzung der mir zugänglichen Qu
von ihnen Ueberlieferte auf die verschiedenen Grade de
scheinlichkeit zu prüfen die sich ihm zusprechen ließen u
aus der Combination der relativ sichersten Nachrichten ei
rische Grundlage zu gewinnen. Der Natur der Sache na
es mir hierbei nur um die Hauptthatsachen und den Ve
alten Geschichte jener Völker im Ganzen zu thun sein, d
nem Gebiete auf welchem selbst diese nicht vollkommen f
eine bis in's Einzelne gehende historische Darstellung
Gewähr für sich hat. Ueberdies vertrug es sich nicht
Plane des vorliegenden Werkes die Geschichte von Me
Peru ausführlich zu schreiben, am wenigsten die der E
dieser Länder durch die Spanier, obwohl ich hoffe daß de
auch über die letztere manche Andeutungen finden soll die
her Uebersehenes oder nicht hinreichend Gewürdigtes auf
machen.

Die Alterthümer der besprochenen Länder konnten un
ebenfalls keine erschöpfende Darstellung erhalten; nur di
teristischen Eigenthümlichkeiten derselben, was ethnograp

abweichende Ansichten anzuführen waren, konnte dieß mit einiger Ausführlichkeit geschehen, oft wurde es nur angedeutet oder selbst mit Stillschweigen übergangen. Das meiste Neue findet man in den ersten beiden Abschnitten über die Mexicaner, in der Erörterung über die Religion der letzteren und der Peruaner, in der Untersuchung über Chiapas und Guatemala und in der Uebersicht der peruanischen Alterthümer. Auch auf die Darstellung der Encomiendas und der damit verwandten Gegenstände (hauptsächlich in den Abschnitten über die Antillen und über Peru) möchte ich besonders aufmerksam machen.

Da die einschlagende Literatur, so weit sie von mir benutzt werden konnte, schon im vorigen Bande angeführt worden ist, mögen hier nur einige Angaben namentlich von älteren Werken folgen die mir unzugänglich geblieben sind.

Alegre, Hist. de la compañia de Jesus en Nueva España ed. Bustamente. Mexico 1842.

Arenales, Noticias hist. sobre el Gran Chaco. B. Aires 1833.

Arriaga, Extirpacion de la idolatria de los Indios del Peru. Lima 1621.

Belaez, Garcia, Memorias p. la hist. del antiguo reino de Guatemala. Guatem. 1851.

Burgoa, Geogr. descripcion de la parte septentr. de la 'America. Mexico 1671.

Cavo, Hist. de Mexico. Mex. 1836.

Cogolludo, Hist. de Yucatan. Madrid 1688.

Davila Padilla, Hist. de la provinc. de Santiago de Mexico. Brusselas 1825 fol.

Fuentes, (Chronik von Guatemala.)

Guzman, Hist. de Guatemala (zweifelhaft ob publicirt).

Lozano, Hist. de la Compañia de Jesus del Paraguay.

Mission de Cayenne et de la Guyane française. Paris 1857 (alte Missionsberichte).

Nau, Emile, Les caciques d'Haiti. Port au Prince 1855.

Nuñez de la Vega, Franc., Constitutiones diocesanas del Obispado de Chiappas. Roma 1702 fol.

Remesal, Hist. general de las Indias. Madrid 1620.

Ribas, Hist. de los triumphos de nuestra S. Fee. Madrid 1645.

Valades, Rhetorica christiana. Roma 1579. 4.

Vasquez, Coronica (Guatemala betr.)

Veitia, Hist. antigua de Mexico. Mex. 1836.

Eine reiche Literaturangabe findet sich ferner in L'Art de vérifier les Dates 3me partie vol. X ff. am Ende der einzelnen Abschnitte;

auch Clavigero, die Werke Prescott's über Mexico und Per
dann Brasseur und Joaq. Acosta (besonders cap. 20 und Append
liefern hierzu noch eine weitere Ergänzung, die sich großenthei
auf noch unedirte handschriftliche Werke bezieht. Von solchen wo
len wir hier nur zwei nennen die sich in Scherzer's Ausgal
des Ximenez angeführt finden:

Roman, Republica de los Indios.
Vico, Theologia Indorum.

Die Namen indianischer und spanischer Schriftsteller ar
Mexico, deren Werke über die Sitten und alte Geschichte des La
des vermuthlich noch in den dortigen Klosterbibliotheken verbo
gen sind, hat Mühlenpfordt (II, 331 Anm.) zusammengestell
Ein Verzeichniß der von Franciscaner-Mönchen in Indianer-Spr
chen abgefaßten Schriften findet sich bei Torquemada (XIX, 3
und ein anderes dieser Art das sich auf die Dominicaner bezieh
bei Davila Padilla (II z. E.)

Wir schließen mit der Angabe einer Reihe von unedirten han
schriftlichen Documenten über unsern Gegenstand die sich in d
Bibliothek von S. Lorenzo del Escorial befinden und setzen di
Signatur bei mit welcher sie im Katalog bezeichnet sind.

Gaspar de Quiroga, Coloquios que tratan de la conversion de los Yndio
del Peru, de la conquista etc. K II, 15.
Costumbres, fiestas etc. de los Yndios de N. España K III, 8 fol. 331.
Fracmento de la hist. de las azañas de H. Cortes & II, 7 fol. 331.
Hist. de los Yndios de Mechuacan p. un frayle menor descalzo G. IV,
Betanzos, Hist. de los Yngas L I, 5 fol. 198.
Aguilar, Fr. de, Hist. breve della conquista de N. España. L I, 5 fol. 27
Kalendario de los Yndios G. IV, 5 al fin.
Mapa grabado del Obispado de Mechovacan (1648) L I, 18 z. Anf.
Memoria de las personas que pasaron á N. España & II, 7 fol. 429.
Memoria de lo que se da á los conquistadores & II, 7 fol. 455.
Memorial sobre el origen de los Yncas del Pirú & II, 7 fol. 457.
Relacion de los conquistadores de N. España & II, 7 fol. 423.
Sarmiento, Relacion de la sucesion y gobierno de los Ingas L I, 5.
Ynstruccion del Inga Diego de Castro L I, 5—131.

Inhalt.

Die Mexicaner.

Die Völker im Norden von Mexico.

Die Völker von Mittel-Amerika.

Die Chibchas und ihre Nachbarn.

Die Peruaner.

Die Mexicaner.

ıs wir von der Geschichte des alten Mexico wissen, ist nächst nkmälern und Kunstprodukten welche die Zeit der Eroberung t haben, durchgängig den einheimischen Bilderschriften und :ionen entnommen die an diese geknüpft waren. Die Zuver-ınserer Geschichtskenntniß hängt daher vor Allem von der)eit der mexicanischen Bilderschrift selbst und insbesondere von : ab, in welchem sie fähig war historische Ereignisse mit Ge-ıufzubewahren.

bekannt daß die Spanier mit ihren Schiffen und Pferden Mexicanern sogleich bei ihrer Ankunft auf Baumwollenzeug ırden um dem Montezuma einen treuen Bericht über sie ab-daß Cortes von letzterem ein Bild der Küste mit ihren Flüs-)rgebirgen auf Baumwolle und später von den Eingebore-:n solches erhielt das von Xicalanco bis nach Nicaragua Flüsse Gebirge und größeren Orte darstellte (Gomara 313,

Diese unmittelbare Abbildung äußerer Gegenstände, welche ıis zur Porträtähnlichkeit ging, da Montezuma absichtlich ı Gesandtschaft an Cortes einen Mann beigab, der diesem iaz 34), war von Schrift noch weit entfernt. An sie schloß ſt die bildliche Darstellung der Ortsnamen an wie sie in verzeichnissen vorliegt und der Personennamen, welche wie ne bestimmte Bedeutung hatten: das Bild gab den Wort-ımens wieder, ganz wie in unseren Rebus. Auf diese Weise uns erhaltenen Tributverzeichnisse neben den Steuer zah-en und den Empfängern des Tributes die zu liefernden Bo-)ewerbserzeugnisse, ihre Menge und die Anzahl von Tagen lche die Lieferung galt. Die Zahlen von 1 — 19 wurden

durch Punkte, 20 durch ein Fähnchen (ein in vier Felder getheil Stück Zeug, an dem jedes Feld 5 Einheiten entspricht), 20. 20 du eine Feder, 20. 20. 20 durch einen Beutel mit Kakaobohnen bezeich die zwischenliegenden Mengen aber, z. B. 10, 15, 100, 200, 300 du die entsprechenden Theile (½, ¾) einer Fahne oder (¼, ½, ¾) einer der ausgedrückt: die Zahl 316 schrieb man durch einen Punkt, der ben ¾ von einer Fahne und ¾ von einer Feder gesetzt wurde (Ga II, 130, 137). Sehr viele Gegenstände wurden nach je 20 gezäl wie wir nach Dutzenden oder Schocken rechnen, diese Zwanzige aber nach der Natur der Gegenstände verschieden bezeichnet. Die Operat nen der Addition und der Multiplication scheinen in der Bildersch nicht durch besondere Zeichen unterschieden worden zu sein (ebend. 14

Schon eine solche Tributliste mußte natürlich für jeden unverständ sein der die Beziehung nicht kannte in welcher die abgebildeten Geg stände untereinander stehen sollten: der Zweck den die Schrift erreic will, jedem verständlich zu sein der der Sprache und der Bedeutung Schriftzeichen selbst mächtig ist, konnte auf diesem Wege nur sehr vollkommen erfüllt werden. Gleichwohl scheinen die Mexicaner bei ser Rebus-Schrift, in welcher Aubin den eigentlichen Schlüssel ih Bilderschrift erkennt (Brasseur I, p. XLI), fast ausschließlich ste geblieben zu sein, in ihrer weiteren Ausbildung aber verschiedene W eingeschlagen zu haben. Da nämlich nur wenige Namen sich ohne Hin fügung oder Hinweglassung einzelner Buchstaben oder Silben in Wö auflösen lassen, die durch bestimmte Bilder darstellbar sind, so griff n zu dem Mittel bald mehr bald auch weniger abzubilden als was w lich gelesen werden sollte: man drückte z. B. den Namen des Kön szcoatl entweder aus durch „Schlange (coatl) mit Obsidianmess (itztli)" oder durch „Obsidianmesser (itztli), Topf (comitl), Wasser (at indem man die einzelnen Silben des zu schreibenden Wortes durch genstände darstellte, deren Namen eben diese Silben wenigstens Hauptbestandtheil enthielen. Auf diese Weise gelangte man zu einer von Silbenschrift und in einzelnen Fällen selbst bis zur Darstellung gesonderter Laute: a wurde durch „Wasser" (atl), e durch „Boh (etl), ez durch „Blut" (eztli), ix durch „Auge" (ixtli) u. s. f. bezeich Aubin hat die Darstellung von 104 Silben angegeben, die sich n dieser Methode wiedergegeben finden. Indessen muß in dieser Art Schrift eine große Vieldeutigkeit geherrscht haben, denn dieselben

der mußten bald bloß als Silben bald als die ganzen Wörter gelesen werden deren Wurzeln jene Silben waren. Um ein solches mehrdeutiges Bild näher zu bestimmen, setzte man zu ihm noch ein zweites hinzu, so daß öfters zwei Bilder zusammen nur eine Silbe bezeichneten. Neben dieser Verdoppelung der Zeichen kam es aber auch vor daß einzelne Buchstaben eines Wortes in der Darstellung ganz hinwegfielen, daß zwei Zeichen in eins zusammengezogen oder auch so zusammengestellt wurden, daß das eine von ihnen nur einen Consonanten bedeutete, da der zugehörige Vocal schon in dem anderen Zeichen mitenthalten war.*

Es liegt am Tage daß diese Art von Schrift, deren man sich hauptsächlich zur Darstellung historischer Gegenstände, dann in der Administration und vor Gericht, nicht aber in religiösen Dingen und bei der Wahrsagekunst bedient zu haben scheint, zu genauer wörtlicher Mittheilung des Gesprochenen oder Geschriebenen so lange unzureichend war, als man nicht zu einer consequenten Ausbildung eines festen Systems von Bildern oder Zeichen für alle einzelnen Silben fortschritt, die in den Wörtern der Sprache sich vorfanden. Bis dahin scheinen es die Mexicaner trotz des guten Anfangs den sie gemacht hatten, nicht gebracht zu haben, und die Versicherung eines späteren Schriftstellers, daß Montezuma's Maler auch die Reden und Gespräche des Cortes aufzuzeichnen im Stande gewesen seien (Solis I, 113), verdient schon deshalb keinen Glauben, weil ihnen der Gebrauch den die Spanier von der Schrift zu brieflichen Mittheilungen in die Ferne machten, als ein Wunder erschien, obgleich sie selbst ihre Bilderschrift auch zu geheimeren Privatmittheilungen an eingeweihte Personen benutzten (Gama II, 45 nach Valades). Die mexicanische Bilderschrift ist vielmehr im Wesentlichen auf dem Standpunkte des Abbildens der sichtbaren Dinge stehen geblieben: das Bild giebt meist nur die wesentlichsten Züge, oft auch nur den Haupttheil des zu bezeichnenden Gegenstandes wieder; ein noch näherer Anschluß der Schrift an die Wortsprache als der eben angedeutete, daß eine einzelne Silbe durch ein Bild dargestellt wurde das einem Worte entsprach in welchem diese Silbe vorkam, scheint nicht stattgefunden zu haben. Mit den Bildern wurden bisweilen auch

* Die obigen Hauptsätze von Aubin's Lehre entziehen sich bis jetzt einer näheren Prüfung, weil die bisher publicirten mexicanischen Codices wenig oder nichts von der Schriftart zu enthalten scheinen, die Aubin zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht hat.

gewisse symbolische Zeichen verbunden deren Gebrauch jedoch sel
war; die Art ihrer Anwendung und die Rolle welche sie spielten, is
jedoch ganz unbekannt (Acosta VI, 7). Was sich nicht durch B
wiedergeben ließ, wurde zum Theil durch gewisse conventionelle
raktere dargestellt, die zur Wortsprache in keiner näheren Bezie
gestanden zu haben scheinen (Clavigero VII, 49). Daß die M
ner wahrhaft phonetische Zeichen oder Charaktere von dem Werth
der Bedeutung unserer Buchstaben gehabt hätten (Prescott I, 86
lilx. Hist. Préface) ist zweifelhaft und kaum wahrscheinlich.

Jeder Maler, bemerkt Gama (II, 30) treffend, hatte seine ei
Weise der Darstellung: der eine gab nur die Hauptsachen wieder,
andere ging mehr oder weniger auch auf die Nebenumstände ein,
wir dieß an dem cod. Vaticanus no. 3738 und dem cod. Telleri
(bei Kingsborough) sehen, die sich fast nur dadurch zu untersche
scheinen, daß der letztere Vieles hinwegläßt, was der erstere ausge
enthält. Von einem Maler wurde eine bestimmte Stadt durch ein
dargestellt das der Wortbedeutung ihres Namens entsprach, von ei
anderen durch ein Bild das auf eine die Stadt betreffende Sage
spielte, von einem dritten durch ihre bekannten Hauptprodukte u
(Gama II, 36). Es gab demnach weder eine allgemein gang
Darstellung derselben Gegenstände noch eine selbst den Schriftgeleh
allgemein verständliche Abbildung derselben Ereignisse: einen allge
nen Schlüssel zur mexicanischen Bilderschrift giebt es nicht und es
keinen geben, denn um sie in irgend einem besonderen Falle richtig
ten zu können wird nicht allein eine genauere Bekanntschaft mit
dargestellten Gegenständen selbst, sondern auch mit der besonderen A
der Darstellung vorausgesetzt die gerade in diesem Falle von dem
ler angewendet worden ist. Alle diese Bilderschriften bleiben völlig
verständlich, so lange sie nicht von einem Eingeweihten mündlich
klärt werden und vermögen durch ihre einzelnen Zeichen nur dem
dächtnisse dessen zu Hülfe zu kommen der mit ihrem Sinne bereits
traut ist. Folgendes Beispiel wird dieß klar machen.

Im Jahre 1500 wurde das Wasser einer Quelle, welche der G
Chalchihuitlicue heilig war, unter vielen Wachtelopfern und an
Ceremonien von Seiten der Priester jener Göttin nach Mexico gel
wo in Folge davon eine große Ueberschwemmung entstand. Dieses E
niß wurde durch die Bilder „8 Feuerstein (Bezeichnung des Jahres),

tin Chalchihuitlicue, Nopalstrauch auf einem Stein (Bezeichnung von Mexico)" dargestellt, alles Andere aber dem eigenen Verständniß des Lesers überlassen, der das Ereigniß kennen, den Namen und Ort der Quelle, den König der ihre Zuleitung nach Mexico befahl und alle übrigen Nebenumstände wissen muß. Man ersieht hieraus, daß die Bilderschrift der Mexicaner, weit entfernt eine einigermaßen vollständige und treue Aufbewahrung ihrer Geschichte geben zu können, vielmehr durchgängig einer Unterstützung durch mündliche Ueberlieferung bedurfte und ohne diese völlig werthlos war. Sie in den Tempelschulen lesen zu lernen war der mexicanischen Jugend nur vermittelst eines gleichzeitigen Geschichtsunterrichts möglich der dort ertheilt wurde. Auf diesen Unterricht wurde große Sorgfalt verwendet, man kam dabei dem Gedächtniß durch Verse und Gesänge zu Hülfe die ebenso wie alle Reden welche wörtlich aufbehalten werden sollten, nicht abgelesen werden konnten, sondern ganz memorirt werden mußten, und wenn wir hören daß die Mexicaner später das Vaterunser, Ave Maria und Glaubensbekenntniß in Bildern aufschreiben und lesen konnten, so ist auch dieß nur so zu verstehen, daß die Bilder ihrem Gedächtniß zu Hülfe kamen dem sie die Worte eingeprägt hatten (Acosta, Clavigero a. a. O.). Der nothwendige Ausgangspunkt für die Entzifferung der Bilderschrift liegt allerdings in der richtigen Deutung der Eigennamen (vgl. die Zusammenstellung derselben von Ternaux zu Ixtlilx. Hist. Append.), aber es beruht auf einer Verkennung der Sache wenn man glaubt es zu einer wirklichen Lesung derselben bringen zu können, oder sogar dieses Ziel für leichter erreichbar hält als die Deutung der ägyptischen Hieroglyphen, weil einige der noch vorhandenen mexicanischen Bilderschriften mit einer spanischen oder italienischen Erklärung versehen sind.

Der dargelegte Charakter der Bilderschrift läßt erkennen, daß die mexicanische Geschichte nicht sowohl in dieser selbst enthalten, als vielmehr in der ergänzenden Interpretation und traditionellen Belehrung niedergelegt war die von Generation zu Generation forterbte und nur in den Hauptsachen durch die Bilder gestützt und fixirt war, während die Nebendinge ganz und gar der mündlichen Erzählung überlassen blieben. Wir dürfen demnach behaupten daß die Geschichtskenntniß der mexicanischen Gelehrten selbst, insofern sie die ältere Zeit betraf, nur in Rücksicht der großen und wichtigen Ereignisse, zuverlässig war, insofern sie sich aber etwa auf das jüngst vergangene Jahrhundert bezog,

allerdings auch in Rücksicht minder bedeutender Begebenheiten Z
trauen verdiente; ja dieses Urtheil bedarf sogar einer noch weiter
Einschränkung, da wir aus Ixtlilxochitl ersehen daß die alten B
der-Annalen selbst in ihrem Inhalte keineswegs überall miteinanl
übereinstimmten. Dieser nämlich erhielt zwar im Jahre 1608 ein
ficielles Zeugniß über die Richtigkeit seiner historischen Darstellung
und deren Uebereinstimmung mit den alten Bilderschriften (King
borough IX, 448), aber er hat nicht eine, sondern etwa ein halb
Dutzend voneinander nicht unerheblich abweichender Berichte über
alt-mexicanische Geschichte geschrieben, indem er wahrscheinlich b
dem einen bald dem andern Codex und den über sie gegebenen tra
tionellen Erklärungen folgte. Welche von diesen Quellen die rein
sei, ist für uns kaum möglich zu entscheiden. Nur so viel läßt
aus den angeführten Umständen entnehmen, daß nur wenige Da
der mexicanischen Geschichte, welche mehr als hundert Jahre vor
spanischen Eroberung liegen, mit Sicherheit festgestellt werden kö
nen. Zu demselben Resultate wird uns später die nähere Betrachtu
der mexicanischen Geschichte selbst führen.

In zweiter Linie hängt die Glaubwürdigkeit dieser letzteren dav
ab, ob die Männer welche aus den Bilderschriften schöpften, welche
sich von einheimischen Gelehrten erklären ließen und die alten Gesän
und Traditionen benutzten, ihre Quellen verstanden und richtig wi
dergegeben haben. Diese Frage zu beantworten fehlt es uns fast gän
lich an Anhaltspunkten, da jene Quellen selbst großentheils zerstö
sind und das Wenige von ihnen das noch übrig ist, für uns aus d
angegebenen Gründen höchst wahrscheinlich für immer ein verschlos
nes Buch bleiben wird, daher wir mit Gallatin, obwohl aus ve
schiedenen Gründen, den Werth des Verlorenen kaum sehr hoch a
schlagen können. Die auf uns gekommenen, größtentheils spanisch
Berichte liefern für die Zeit der Eroberung eine Menge von wich
gem Material, für die ältere Zeit aber sind sie meistentheils von g
ringer Bedeutung, da sie ihre Angaben fast durchgängig erst aus zw
ter oder dritter Hand haben, gegen die Eingeborenen, von denen d
Spanier vielfach absichtlich irre geführt wurden (wie u. A. Ixtlilx
chitl a. a. O. 334 versichert), sehr parteiisch sind und natürlich Mi
verständnisse in großer Anzahl enthalten. Die beste Gewähr für d
frühere Geschichte von Mexico geben nächst Sahagun, der seit 152

in Mexico selbst diesen Gegenstand eifrig studirte, Torquemada, Ixtlilxochitl und Tezozomoc.*

Der erste, welcher sein Werk 1569 vollendete (Prologo zu II), einen Theil desselben 1547 in mexicanischer Sprache schrieb und 30 Jahre später selbst in's Spanische übersetzte, hat zwar in seiner Weise äußerst sorgfältig viele Jahre hindurch untersucht und kann als vollkommen gewissenhaft gelten; da er sich aber vorzüglich mit dem socialen und religiösen Leben der Mexicaner, weit weniger mit ihrer alten Geschichte beschäftigt hatte, so sind seine Nachrichten über die letztere vielfach verworren, und er scheint überhaupt wenig fähig gewesen zu sein das Material welches er von den einheimischen Gelehrten erhielt, kritisch zu sichten und zu verarbeiten. Torquemada, der nach sechzehnjährigen Studien (IX 28) erst um 1610 zu schreiben begonnen hatte und jenen fleißig benutzte, hat fast alle Hauptsachen aus den Berichten der ältesten spanischen Missionäre und aus der einheimischen Tradition geschöpft, wie er erzählt. Trotz der Verbrennung der alten Bilderschriften durch die spanischen Bischöfe, die er öfters erwähnt, war es ihm gelungen sich in den Besitz von drei oder vier alten Handschriften zu setzen (XIV, 6 u. sonst). Ixtlilxochitl (Hist. des Ch. I, 355) bezeichnet ihn als den Ersten der die alt-mexicanischen Bilderschriften und Gesänge zu erklären verstanden habe. Das Gerettete verwerthete er mit großer Sorgfalt,** doch entsprach sein kritisches Talent diesem Eifer nur wenig. Seine Quellen citirt er häufig, aber trotz seines großen Fleißes ist er oft unbrauchbar wegen der Widersprüche, Unklarheiten und Unmöglichkeiten die er enthält. Ixtlilxochitl, von mütterlicher Seite Indianer, von väterlicher Spanier, giebt alte Bilderschriften des ehemaligen Archives von Tezcuco

* Vgl. über sie Sybel's historische Zeitschrift VI, 78 ff., Prescott Mex. I, 47, 78, 187, Gallatin 149 ff.

** Hauptsächlich solche Bilderschriften welche Besitztitel, Tributverzeichnisse u. dgl. enthielten, waren von den Eingeborenen sorgfältig verborgen gehalten worden um sie vor dem Untergange zu schützen; auch eine Anzahl von Schriftwerken theils in mexicanischer theils in spanischer Sprache hat ihre Sorgfalt vor der Zerstörung durch civilisirte Europäer bewahrt (Echevarria y V., Discurs. prelim.). Bis zum Anfange des 17. Jahrh. pflegte in Mexico die Bilderschrift vor Gericht in den Prozessen der Eingeborenen angewendet zu werden um das streitige Object und die Behauptungen der streitenden Theile darzustellen; auch die alten Genealogien, die Tributregister und die alten Gesetze des Landes waren noch damals den Gerichten unentbehrlich (Humboldt, Ans. d. C. I, 76), und man verdankt ohne Zweifel diesen Umständen allein die Erhaltung mancher alten Denkmäler dieser Art.

und deren Erklärung durch kundige Eingeborene öfters als seine Quellen an. Höhere Bildung scheint er nicht besessen, sondern nur aufgezeichnet zu haben was er von Anderen mitgetheilt erhielt. Offenbare Uebertreibungen finden sich mehrfach bei ihm, doch betrachtet Ternaux seine Geschichte als das zuverlässigste Werk das je über diesen Gegenstand geschrieben worden sei. Nach Echevarria y Veitia (Discurso prel.) hat er noch viele alte Documente zusammenzubringen gewußt und galt im 17. Jahrh. — er schrieb um das Jahr 1600 — für den größten Gelehrten in der mexicanischen Geschichte. Veitia selbst, der 1758 in Mexico lebte und von Boturini, dessen Freund er war, Vieles gelernt hat, scheint die überlieferten Nachrichten bisweilen etwas willkürlich behandelt und gleich seinem Lehrer hier und da in phantastischer Weise ausgedeutet zu haben. Ueber Tezozomoc, dessen Buch kurz vor dem Jahre 1600 entstanden ist (II, 67), wissen wir nichts Näheres. Clavigero's Buch, das erst nach 1780 erschien, ist unter den späteren Werken in jeder Hinsicht das bedeutendste, und mit Recht haben sich Humboldt u. A. vorzugsweise an dasselbe gehalten, obwohl man Gallatin zugestehen muß daß die Berichtigungen älterer Angaben die es bietet, oft nur auf kritischen Vermuthungen beruhen.

Nach diesen Erwägungen muß man gestehen daß der Zustand der Quellen welche uns für die alt-mexicanische Geschichte zu Gebote stehen ein ziemlich hoffnungsloser ist, daß wir den Annalen der mexicanischen Völker nicht nur das unbedingte Zutrauen versagen müssen, welches neuerdings Brasseur ihnen geschenkt, sondern auch sie weit entfernt glauben müssen von dem hohen Grade von Genauigkeit den Humboldt ihnen zugeschrieben hat. Richtiger sind sie ohne Zweifel von Prescott und Gallatin gewürdigt worden, obwohl der letztere in mancher Beziehung zu weit gegangen zu sein scheint. Eine fast ganz verwerfende Kritik wie die seinige gewährt dem Forscher die ebenso verführerische als bedenkliche Annehmlichkeit sich des eingehenden Studiums in alle Detailangaben der alten Chronisten enthalten zu dürfen.

Gallatin hat das Verdienst, zuerst hervorgehoben zu haben daß unter den sämmtlichen Bilderschriften die wir noch besitzen, nur äußerst wenige von historischem Inhalte sind und daß diese wenigen fast sämmtlich nur geringen historischen Werth haben: es sind dieß

der Codex aus Boturini's Sammlung, die letzten Theile des Vaticanus 3738 und des Tellerianus, der erste Theil von Mendoza's Sammlung und Gemelli Careri's Abbildung der Azteken-Wanderung, welche letztere (auch bei Humboldt wiedergegeben) keine Kopie, sondern offenbar nur eine europäische Nachahmung eines mexicanischen Bildes ist. Alle, außer vielleicht dem zuerst genannten, stammen erst aus der Zeit nach der Eroberung, aber nur für Mendoza's Sammlung, welche auf Befehl dieses Vicekönigs und also zwischen 1535 und 1551 compilirt wurde, läßt sich der Ursprung nachweisen, und die beigegebene Erklärung trifft der Vorwurf daß sie für die Mexicaner parteiisch ist, da sie diese als Eroberer hinstellt zu einer Zeit da sie noch an Azcapozalco tributär waren. Der größte Theil des Vaticanus stammt (nach Gallatin) wahrscheinlich aus der Zeit von 1546—60; das Ganze besteht offenbar aus einer Menge von gar nicht zusammengehörigen Theilen, deren letzter die Geschichte der Mexicaner bis zum Jahre 1562 fortführt, und der italienische Text welcher dazu gehört, zieht so viele Parallelen mit christlichen Vorstellungen und Gebräuchen, daß man ihn ohne Anstand mannigfacher Verdrehung des Gegenstandes beschuldigen darf. Der Tellerianus scheint, wie schon bemerkt, nur einen Auszug aus dem Vaticanus zu liefern; der Erläuterung die ihn begleitet, darf man jedoch keinen Vorwurf daraus machen, wie Gallatin gethan, daß sie weit mehr enthält als die Bilder erkennen lassen, da dieß, wie wir gesehen haben, der Natur der Sache nach nothwendig war. Alle übrigen Codices entbehren des erklärenden Textes und wenn daher auch das Bodlejische Manuscript in 40 Blättern geschichtlichen Inhaltes ist, wie es scheint, so führt uns dieß doch in der Kenntniß der mexicanischen Geschichte selbst keinen Schritt weiter.

Möchte aber auch weit vollständiger nachgewiesen sein als durch Gallatin geschehen ist, daß die Bilderschriften die wir noch besitzen* von zu neuem Datum und von zu gedankenloser Arbeit sind als daß sie für brauchbare Geschichtsquellen gelten könnten — für unsere Geschichtskenntniß ist dieß sehr gleichgültig, denn wir sind ganz unvermögend sie aus den Bilderschriften selbst zu schöpfen, und finden uns in dieser Hinsicht ganz an die Schriftwerke derer verwiesen die

* Vgl. über die Sammlungen derselben vorzüglich Buschmann 1852 p. 648 ff., nach dessen Urtheil ebenfalls die ihnen in spanischer oder aztekischer Sprache beigefügten Erklärungen nicht immer ganz unverdächtig sind.

sich in früherer Zeit in Mexico mit dem Studium der jetzt verlorenen Schätze dieser Art beschäftigt haben und sie von gelehrten Indianern erklärt erhielten. Ebensowenig würde die Annahme gerechtfertigt sein, die Gallatin zu machen scheint, daß jene Bilderschriften aus denen Sahagun, Ixtlilxochitl u. A. schöpften, und daher auch deren Berichte, gleich unzuverlässig und werthlos gewesen seien wie die geringen Reste die sich aus der Jahrhunderte lang fortgesetzten Verwüstung der einheimischen Denkmäler und aus dem allgemeinen Schiffbruch der einheimischen Gelehrsamkeit bis auf unsere Zeit gerettet haben; vielmehr dürfen wir voraussetzen daß jene einheimischen Annalen auf deren Bewahrung und Studium so viele Sorgfalt und so großer Fleiß verwendet zu werden pflegte, sich in jeder Rücksicht sehr zu ihrem Vortheil von den schlechten Compilationen unterschieden die uns jetzt leider allein noch zu Gebote stehen, aber allerdings vermögen wir in dem was uns die alten Chronisten erzählen, nicht die authentische Geschichte des alten Mexico zu erblicken, sondern nur eine Summe von mündlichen Ueberlieferungen die wahrscheinlich aus sehr verschiedenen Quellen stammen, deren Hauptinhalt aber durch die Tradition verhältnißmäßig nur wenig angegriffen und verändert worden sein mag, da er durch Bilder fixirt war die den Erzähler einen festen Leitfaden an die Hand gaben.

Ferner hat Gallatin durch eine Tafel, die wir hier zum Theil berichtigt und noch weiter vervollständigt wiedergeben, gezeigt, daß die Chronologie der alt-mexicanischen Geschichte wenig zuverlässig ist. Die Gründung der Stadt Mexico-Tenochtitlan setzt der Mendoza-codex in's Jahr 1324; Chimalpain, Siguenza (nach Gemelli), Veytia und Clavigero auf 1325; Tezozomoc auf 1326; Siguenza (nach Vetancurt) auf 1327; Torquemada auf 1341; Ixtlilxochitl giebt an verschiedenen Orten dafür die Zahlen 1140, 1142, 1220.

	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k
Acamapich	1375	1399	1384	1361	21	51	1271 (1281)	1361	1352	1384
Huitzilihuitl	1396	1406	1424	1403	21	—	1353	1402	1389	1403
Chimalpopoca	1417	1414	1427	1414	10	—	1424	1414	1410	1417
Itzcoatl	1427	1426	1437	1427	14	14	1441	1427	1423	1428
Montezuma I.	1440	1440	1449	1440	30	1440	1468	—	1436	1440
Axayacatl	1469	1469	1481	1468	14	14	1481	—	1464	1469
Tizoc	1482	1483	1471	1481	4	5	1485	—	1477	1481
Ahuitzol	1486	1486	1492	1486	18	1486	1505	—	1482	1486
Montezuma II.	1502	1502	1503	1502	19	1503	—	—	1502	—

Anm. a bezeichnet den cod. Mendoza, b den Tellerianus, c Acosta.

d Siguenza (bei Vetancurt), e Sahagun, f Ixtlilxochitl Hist. des Ch., g Id. Relaciones, h Veitia, i Clavigero, k den cod. Chimalpopoca bei Brasseur. Die Zahlen geben die Jahre des Regierungsantritts der vorstehenden Könige, nur in der Columne g ihr Todesjahr an, die kleinen Zahlen unter e und f gelten für die Regierungsdauer. Daß unter c die Zahl 1481 vor 1471 steht, kommt daher daß Acosta den König Tizoc vor Axayacatl stellt.

Man muß Gallatin Recht geben wenn er sagt, daß nach Beiseitesetzung Acosta's dessen Angaben als unzuverlässig erscheinen, die Jahreszahlen sich erst abwärts vom König Itzcoatl (1427) übereinstimmender zeigen, dagegen läßt sich nicht billigen daß er hinzusetzt, auch auf diese Uebereinstimmung der späteren Zahlen lasse sich nur wenig geben, weil Tizoc's Regierungsantritt, der durch eine Sonnenfinsterniß bezeichnet war und vermittelst dieser von Gama auf 1481 festgestellt worden ist, nur von Siguenza in dieses Jahr gesetzt werde, denn dieselbe findet sich dafür zwar nur unter k, doch sind die Abweichungen davon sowohl unter c und g als auch unter a e und f wohl nur scheinbar. Eine Differenz von einem Jahre nämlich kann deshalb in der vorstehenden Tafel gar nicht in Anschlag gebracht werden, weil sie entweder daraus entsprungen sein kann, daß der Anfang des mexicanischen Jahres mit dem des unsrigen nicht zusammenfällt, oder auch daraus, daß die Regierungsdauer eines Königs der z. B. wie Axayacatl 13 Jahre und mehrere Monate herrschte, sich ebensowohl zu 13 als zu 14 Jahren in runder Summe angeben läßt und die hiernach berechnete Zeit des Regierungsantrittes also bei Tizoc bald auf 1481 bald auf 1482 gesetzt werden konnte. War nun, wie dieß unter b geschehen ist, der Regierungsantritt des Königs Axayacatl bereits auf 1469 verlegt, da die 28 Jahre und mehrere Monate welche Montezuma I. geherrscht hatte, zu 29 Jahren berechnet worden waren, und wurde Axayacatl's Regierungszeit auf 14 Jahre angenommen, so erhielt man für Tizoc's Regierungsantritt sogar die Zahl 1483: es scheint demnach daß auch die Angabe des cod. Tellerianus (unter b) nur deshalb zu groß ausgefallen ist, weil man sie aus vorhergehenden Daten unrichtig berechnet hatte, und man wird auch aus dieser Abweichung von der Wahrheit noch keine Unzuverlässigkeit der Quelle überhaupt folgern dürfen in welcher sich dieser Irrthum findet. Da die Angabe Clavigero's (1477 unter i) nur durch Räsonnement gewonnen ist und sich nirgends in den alten Bilderschriften findet, läßt sich ihr kein großes Gewicht beilegen, und wir erhalten demnach als hinreichend sicherstehende Zahlen für den Regierungsantritt der Könige von Itzcoatl abwärts:

1427, 1440, 1468, 1481, 1486, 1502. Von früheren chronologi schen Daten scheint allerdings nur noch das Gründungsjahr der Stad Mexico 1325, über das Clavigero ausführlich gehandelt hat, Zutraue zu verdienen. Außerdem ist noch hervorzuheben daß Sahagun's An gaben (unter e) fast durchgängig mit denen des cod. Mendoza (un ter a) übereinstimmen.

Die Chronologie der auf uns gekommenen Darstellungen alt-me xicanischer Geschichte ist demnach allerdings nicht die starke Seite dersel ben. Wenn indessen Gallatin betont, es lasse sich keine Spur von Beweis dafür beibringen daß zur Zeit Sahagun's irgend ein älteres zuverlässiges Datum als die vorhin angeführten vorhanden gewesen sei, so kann man dieß zugeben ohne es besonders wichtig zu finden, denn der Mangel eines Beweises in Dingen über die wir so unvoll ständig unterrichtet sind, kann nicht befremden und ist, wenn irgen ein Grund, jedenfalls ein äußerst schwacher für die Behauptung daß es zu Sahagun's Zeit keine solchen Daten mehr gegeben habe oder daß die Mexicaner selbst vor der Zerstörung des größten Theiles ihrer lite rarischen Schätze durch fanatische Mönche nicht im Besitze solcher Zeit bestimmungen gewesen seien. Dagegen ist zu vermuthen daß durch dies Zerstörung, welche mit dem Fortschritt der spanischen Eroberung übera Hand in Hand gegangen ist, grade die chronologischen Angaben,* dere Sicherheit immer von schriftlicher Aufzeichnung vorzüglich abhängt, v allen andern betroffen wurden, während das Andenken der historisch Hauptereignisse selbst dem Gedächtnisse Vieler eingeprägt war u nicht so schnell sich verwirren oder verloren gehen konnte. Der Ma gel an Uebereinstimmung in dem Inhalte und in der Auslegung d kümmerlichen Reste einheimischer Bilderschriften, die man später mü sam zusammengesucht hat um sie zu studiren und in denen man vi leicht manches nur aus dem Gedächtniß wieder ergänzt hat, kann u nicht wundern, und wir sind gewiß nicht berechtigt daraus zu schl

* Wenn die Stelle des Ixtlilxochitl bei Buschmann 1852 p. 644 verstanden werden müßte, daß in den mexicanischen Bilderschriften ein Künst die Bezeichnung der Zeit, ein anderer aber die Ereignisse gemalt hätte, so wür sich eine gewisse Verwirrung der Chronologie leicht erklären, jene Worte schein aber vielmehr nur zu besagen daß es besondere Maler gab für die historisch Ereignisse, andere für die Genealogien der Fürsten und des Adels, wieder a dere für die Grenzen der Dörfer Städte und Provinzen mit Angabe der Lan eigenthümer und ihrer Besitzungen, noch andere für die Gesetze Gebräuche u Ceremonien.

die alten Mexicaner selbst in ihrer historischen Chronologie
unsicher gewesen seien als wir es jetzt sind. Sahagun (X, 29,
ihlt daß einst die Gelehrten mit einem Theile des mexicanischen
fortzogen und die Bilder-Urkunden sämmtlich mit sich nahmen
i später zur Zeit des Königs Itzcoatl viele derselben verbrannt
um sie nicht in die Hände des Volkes fallen zu lassen oder
rasseur's III, 209 Vermuthung) um die demüthigende Er-
g an die Niedrigkeit zu tilgen in der die Mexicaner früher ge-
ten. Sind diese Angaben gegründet, deren Richtigkeit näher
n uns freilich kein Mittel zu Gebote steht, so würde es erklär-
ug sein, wenn die Kunde ihrer eigenen Vorzeit bei den Mexi-
elbst nicht weit hinaufreichte. Jedenfalls aber muß die Frage
n Werthe des historischen Wissens das jene besessen haben
wohl unterschieden werden von der Frage nach dem was wir
r alten Geschichte wissen, und die Kritik wird sich vor dem
so oft begangenen Fehler sorgfältig hüten müssen Kenntnisse
tungen den eingeborenen Völkern von America abzusprechen,
erst durch die Verwüstung der einheimischen Civilisation von
er Europäer verlustig gegangen oder selbst unfähig gewor-

erheblichen Abweichungen in den chronologischen Daten rau-
die Hoffnung eine hinreichend verbürgte Geschichte des alten
herzustellen, aber sie beweisen zugleich den wichtigen Satz daß
chterstatter von denen sie herstammen, aus verschiedenen Quel-
höpft und jedenfalls nicht voneinander abgeschrieben haben.
nahme daß die Jahreszahlen willkürlich erdichtet seien, scheint
Vilson bis jetzt noch niemand für wahrscheinlich gehalten zu
Ueberdieß läßt sich nicht behaupten daß die Glaubwürdigkeit
hichte überall da zu Ende sei wo es keine sicheren Zeitbestim-
mehr giebt, wie Gallatin vorauszusetzen scheint. Allerdings
n wir bei mangelnder Sicherheit der letzteren nicht leicht mehr
er Genauigkeit und Zuverlässigkeit den historischen Kern von
sätzen zu scheiden, mit denen ihn die Tradition im Laufe
umhüllt hat, was aber insbesondere die Mexicaner betrifft,
endeten sie nach dem einstimmigen Urtheil unserer Gewährs-
sowohl auf ihre Jahresrechnung als auch auf die unverfälschte
ahrung ihrer Geschichte die größte Sorgfalt und den mühevoll-

sten Fleiß, es wurde in ihren Tempelschulen ein wohlgeordneter U
terricht über historische Gegenstände ertheilt und mit schweren Stra
bedrohten die Gesetze jeden Mangel an Treue und Gewissenhaftigk
in der Behandlung dieser Dinge. Dieß Alles läßt kaum bezweifeln d
ihre historischen Traditionen mehr als ein bloßes Gewebe von Fab
waren, und daß die uns aufbehaltenen, meist sehr sorgfältig gesamm
ten Berichte einen weit größeren Theil geschichtlicher Wahrheit entha
ten als die genannten neueren Kritiker ihnen zuzugestehen geneigt si
(vgl. Buschmann 1852, 659). Verlieren sie sich auch für die älte
Zeit in das Gebiet der Sage, so tragen sie doch keineswegs durchgä
gig das Gepräge dieser letzteren. Wir werden im Folgenden den fre
lich gewagten Versuch machen aus ihnen abzusondern was uns vo
historischem Werthe scheint.

Das älteste Volk der mexicanischen Geschichte sind die Toltek
oder Tultekn, d. i. die Bewohner von Tollan oder Tula. Ixtlilxochi
(Cruantés 64 vgl. Relaciones 453) und Sahagun (X, 29, 1 u.
bezeugen mit Bestimmtheit daß sie die mexicanische oder aztekische Spr
che redeten. Alle Völker mexicanischer Zunge, sagt letzterer, „heiße
Naoas und sind Nachkommen der Tolteken." Auch aus Montezuma
Rede an Cortes geht dieß hervor, denn er hielt die Spanier bei ihr
Ankunft für die Nachkommen seines großen Ahnherrn Quetzalcoa
dieser aber wird allgemein als Heros der Tolteken bezeichnet. Ixtl
xochitl (Relaciones) spricht öfters von Culhuas Tultecas, ein Au
druck der ebenfalls darauf hinweist daß das spätere Aztekenreich, w
ches von den Eingeborenen Culhua genannt wurde (Cortes 5
Gomara 432), ein toltekisches war, und giebt anderwärts an (Hi
des Ch. I, 35) daß die in Culhuacan nach dem Falle der Toltek
herrschaft sitzen gebliebenen Tolteken den Namen Culhuas führt
Damit übereinstimmend berichtet Torquemada (I, 14) daß die
nige von Culhuacan, in deren Dienstbarkeit die später eingewan
ten Azteken eine Zeit lang lebten, aus dem alten Herrscherhause
Tolteken stammten, und es ist unter diesem Culhuacan der Cent
theil von Mexico selbst zu verstehen, wie sich daraus ergiebt, daß
lilxochitl (Relac. 333, 349 ff.) den ersten König der Azteken, Aca
pich, König von Culhuacan nennt. Huei-Colhuacan, das alte C
huacan dagegen, das sich als eine der Stationen angegeben findet a
welche die Wanderung der Nahuatlaken ihren Weg nahm, ist das

tige Culiacan (Torquemada III, 43) und Mühlenpfordt nennt noch neuerdings in Cinaloa einen Stamm der Hueicolhues die zu den Coras gehören sollen (Buschmann 1852 p. 692), was sich wohl damit vereinigen läßt daß das Cora, eine der vier Hauptsprachen von Sonora, unter diesen sowohl grammatisch als auch lexicalisch dem Aztekischen sich am meisten nähert (ders. 1854 Suppl. II, 9). Waren die Culhuas ein Zweig der Tolteken, wie wir als wahrscheinlich annehmen dürfen, so scheint sich demnach ihre Herrschaft in alter Zeit weit nach Norden erstreckt zu haben.

Nach einer anderen Ueberlieferung waren die Ulmecas (Olmecas), welche mit den Xicalancas zusammengenannt zu werden pflegen, noch älter als die Tolteken und schon vor ihnen eingewandert (Ixtlilx. Rel. 459). Sie sollen die Riesen welche sie im Lande vorfanden, vertilgt haben, und lassen sich nur mit zweifelhaftem Rechte als historische Völker betrachten, da sie seitdem fast ganz aus der Geschichte verschwinden. Nur Torquemada (III, 8) führt sie, wohl irrthümlich, erst unter den später eingewanderten Stämmen auf und giebt ihnen dieselbe Sprache wie den Zacatecas. Eine alte „anonyme Geschichte der Tolteken" soll die Nachricht enthalten haben daß die Ulmecas und Xicalancas erst nach den Tolteken anlangten, während andere Angaben diese Völker gleichzeitig ankommen und die Ulmecas das berühmte alte Bauwerk der Toltekenstadt Choyolan (Chollolan, Cholula) gründen lassen, dessen runde kegelförmige Gestalt (Echevarria y V. I, 12, 13, 20) ein Heiligthum des Quetzalcoatl erkennen läßt. Hiernach muß man geneigt sein die Ulmeken für Tolteken zu halten, wenn ihnen überhaupt eine historische Existenz zugesprochen werden darf. Die freilich in diesem Punkte sehr verwirrten und selbst widersprechenden Angaben Sahagun's (X, 29, 12 u. 18) bestätigen im Wesentlichen diese Annahme und scheinen wenigstens so viel durchblicken zu lassen, daß die Ulmeken gleich große Fortschritte in den Künsten gemacht hatten wie die Tolteken, daher man sie nie zu den Chichimeken zählte. Wenn Torquemada (I, 12), offenbar nach Gomara (432), den Iztac Mixcuatl als Stammvater der Mexicaner in Chicomoztoc bezeichnet und als dessen 6 Söhne Xelhua (Culhua), Tenuch, Ulmecatl, Xicalancatl, Mixtecatl und Otomitl angiebt, so weist die Erwähnung des Tenuch, nach welchem Mexico-Tenuchtitlan benannt ist, darauf hin daß wir es hier mit einer Sage von verhältnißmäßig

spätem Ursprunge zu thun haben und die Anführung der Mixteken und Otomis welche mit den Mexicanern nicht verwandt sind, zeigt, daß jene angebliche Genealogie ethnographisch werthlos ist wie so viele andere dieser Art; überdieß ist nicht Chicomoztoc (die sieben Höhlen), sondern Aztlan die Urheimath der Mexicaner, wie wir später sehen werden.

Daß auch die Xicalancas wahrscheinlich Tolteken waren ergiebt sich daraus, daß in dem Orte Xicalanco der an der Lag. de Terminos lag, sich die 1545 ankommenden Dominikaner eines alten Conquistadors Namens Ximenez, der aztekisch sprach, als Dolmetscher bedienen konnten (Remesal V, 9), daher findet sich bei Sahagun (IX, 4 vgl. 2) von einem Anaoac Xicalanco gesprochen, zu welchem auch Coazacoalco gehörte, im Gegensatz zu Anaoac Ayotlan, das südlich von Mexico an der Grenze des Landes der Zapoteken lag: letzteres ist wahrscheinlich das von ihm später (X, 29, 14) erwähnte Land der Anaoaca Misteca. Gomara (186) bezeichnet jenes Xicalanco als einen wichtigen Handelsplatz der Eingeborenen und gleich Cozumel in Yucatan als ein hochgeehrtes Nationalheiligthum: die Entdecker fanden dort gemauerte Tempel mit Idolen von Holz und von Thon, die theils Männer und Weiber theils Schlangen darstellten.

Die Tolteken galten als die eigentlichen Begründer der einheimischen Cultur von Mexico: ihr Name erhielt daher später die Bedeutung „geschickter Arbeiter, Künstler," ja wir müssen vermuthen daß jene, die als unkriegerische Menschen von sanftem Naturell und größerer Statur als die Azteken geschildert werden (Sahagun X, 29, 1), sich sogar zu einer höheren Stufe der Bildung emporgeschwungen hatten als diese letzteren, welche an Ehrgeiz Kühnheit und Eroberungslust ihre Vorgänger übertrafen, in Künsten und Kenntnissen aber nur deren Schüler und Erben wurden.

Als den Schöpfer der Welt verehrten die Tolteken Tloque Nahuaque, der in späterer Zeit zwar vernachlässigt worden zu sein scheint, von Netzahualcoyotl aber, den durch seine Weisheit berühmten König von Tezcuco (gest. 1472), wieder hervorgezogen und mit Verleugnung aller untergeordneten Götter als der einzig würdige und wahre Gegenstand der Anbetung hingestellt wurde (Ixtlilx. Rel. 321, 409, 454). Die Hauptgottheiten der Tolteken waren außerdem Tonacateuhtli, der Sonnengott, auch Ometecutli, der große Herr genannt, und sein

tecihuatl, die Göttin des Mondes, welche in dem obersten
immel wohnten (ebend. 326, Sahagun a. a. O.). Ihr Poly-
war nicht so vielgestaltig als der der Azteken und ihr Cultus
utig, doch opferten sie dem Sonnengotte zu Zeiten einen
r und dem Regengotte Tlaloc alljährlich 5—6 kleine Mäd-
n sie das Herz ausrissen (Ixtlilx. 327, 458). Quetzalcoatl
dessen Cultus bei einem Theile der Tolteken später fast aus-
zur Herrschaft kam, war gleich dem Hauptgott der Azteken,
ochtli, ursprünglich nur ein Heros, ein vergötterter Mensch.
Tolteken bauten große Tempel, unter denen namentlich der
m Priester Quetzalcoatl benannte äußerst prächtig war, führ-
Bauten ohne Mörtel auf und ohne alles Holzwerk und ori-
ie nach den Himmelsgegenden; auch unter der Erde sollen
leste ihrer Kunst zurückgelassen haben. Sie fertigten schöne
, Silber- und Federarbeiten, wußten edle Steine und Me-
llerisch zu verwenden, betrieben den Anbau des Maises und
nwolle, die sie zu trefflichen Webereien benutzten, und hatten
aften Handel, in welchem sie außer Gold, gewebten Zeu-
Federarbeiten namentlich zweifingerbreite Kupfermünzen als
ttel benutzten, wie sie später noch in Tututepec an der Süd-
brauch waren. Ueberhaupt werden sie als Meister in allen
geschildert welche später bei den Azteken blühten. Auch Bil-
besaßen und verwendeten sie zu dem Zwecke der Aufbewah-
rischer Ereignisse, Knotenschnüre von verschiedenfarbigen Fä-
demselben Gebrauch schreibt ihnen erst Echevarria (I, 1) zu.
logie, Traumdeuterei und die genaue Jahresrechnung der
rührten nach den besten Quellen ebenfalls von ihnen her.
n in volkreichen Städten und bildeten geordnete Staaten.
an war ihr nationales Heiligthum, Cholula einer ihrer
, daher Clavigero (II, 2) wohl mit Recht sie als die Er-
dortigen Pyramiden bezeichnet hat, womit es nicht streiten
ß Siguenza den Tempel von Cholula vielmehr auf die Ol-
rückführt, da diese letzteren wahrscheinlich ein Toltekenvolk
Humboldt (Ans. d. Cord. I, 32) hält mit Wahrscheinlichkeit
Pyramide von Papantla für eins ihrer Werke. Zu Saha-
it sah man noch einen ihrer steinernen Tempel in Tullan-
d beim Dorfe Xicotitlan, dem späteren Tula, zwei von ihnen

errichtete Stein-Pfeiler, deren Fuß den Kopf und deren Obertheil d
Schwanz einer Klapperschlange darstellte.

Als der älteste Sitz der Tolteken wird allgemein Huehue Tlap
lan genannt, das auch Huey Xalac hieß (Ixtlilx. Rel. 321 ff., 392 f
von wo sie in Folge innerer Zerwürfnisse auswanderten* und
zweites Tlapalan, Tlapalan conco, Klein-Tlapalan gründeten.
jener Ursitz der Tolteken lag, findet sich nirgends angegeben. Cla
gero und nach ihm Humboldt suchen ihn, wie die Heimath der m
xicanischen Völker überhaupt, im Nordwesten. Torquemada (I, 1
und Ixtlilxochitl (Rel. 323, Hist. I, 9) sprechen sich in demselb
Sinne aus: sie lassen die Tolteken über Jalisco nach Tullanzingo wa
dern und dort in geringer Entfernung von dem späteren Mexico
Hauptstadt ihres Reiches, Tollan (Tula) gründen. Dieses Reich, de
eine Dauer von 5—600 Jahren zugeschrieben wird, ging theils
Folge eines allgemeinen Verfalls der Sitten und innerer Unruhe
theils durch verheerende Krankheiten, Dürrung, Wassersnoth und a
dere Plagen zu Grunde unter dem König Topiltzin, der einen groß
Theil seines Volkes nach Süden führte — Guatemala, Tehuantep
Coazacoalco, Campech werden insbesondere als die Zufluchtsstätt
desselben genannt — weil dort, wie er gesagt haben soll, sei
Vorfahren blühende Reiche besäßen (Ixtlilx. Rel. 329, 332, 38
den Zurückbleibenden aber stellte er seine einstige Wiederkehr in Aussi

Dieser Erzählung gemäß kann man nicht umhin Topiltzin u
Quetzalcoatl für identisch zu halten, da von diesem das Nämli
berichtet wird, nur in ausführlicherer und so motivirter Weise, daß
zugleich in die Ursachen jener Auswanderung einige Einsicht erhalt
Quetzalcoatl war ein berühmter Priester der Tolteken, Zauberer u
Prophet (Torquemada VI, 7). Die Menschen hatten durch ihr s
diges Leben die Götter erzürnt und waren in Folge davon sch
von ihnen heimgesucht worden. Quetzalcoatl's fromme Gebete
Büßungen, erzählt die Sage, bewogen sie jedoch der Erde ihre Fru
barkeit wiederzugeben. Ueberfluß herrschte aufs Neue, die goldene
brach an, Quetzalcoatl schuf einen neuen Cultus, der sich rasch
breitete (cod. Tellerianus bei Kingsborough V, 167). Er le

* Die Zeitangaben welche Ixtlilxochitl mit Hülfe der biblischen C
nologie berechnet hat und in denen er mit sich selbst nicht übereinstimmt, la
wir hinweg. Clavigero nennt für die Auswanderung das J. 544 n. Ch.

es gebe nur einen Gott, der mit ihm selbst den gleichen Namen habe (Sahagun X, 29, 1), und soll über die Tolteken ebenso die geistliche oder priesterliche Herrschaft geführt haben, wie deren König Huemac die weltliche (Torq. VI, 24). Diese Rivalität beider scheint die Empörung herbeigeführt zu haben die unter letzterem ausbrach. Huemac, welcher bisweilen auch Tezcatlipoca Huemac genannt wird, vertrat in diesem Kampfe wahrscheinlich den Gott Tezcatlipoca gegen seinen nach Alleinherrschaft in religiösen Dingen strebenden Gegner Quetzalcoatl (ebend. III, 7). Dieser mußte vor ihm zunächst nach Cholula flüchten (VI, 45), das wahrscheinlich erst seit dieser Zeit Mittelpunkt des religiösen Lebens und berühmter Wallfahrtsort geworden ist (Torq. III, 19), und ging später nach Coazacoalco um von dort aus sich nach Tlapàllan zu begeben. Der Zauberer Titlacahua, dessen Zaubertrank er erlag, scheint nicht eine dritte Person zu sein welche in diesem Religionsstreit auftrat, denn jener Name, „der dessen Diener wir sind," war ein Beiname des Tezcatlipoca selbst (ebend. VI, 20), dessen Cultus seitdem zu so unbestrittener Herrschaft gelangte, daß er als ungeschaffener höchster Gott, als Welt-Seele galt und ganz in die Stelle des alten Tloque Nahuaque eintrat, während die Anhänger des Quetzalcoatl diesen letzteren selbst nicht allein als Culturheros und großen Wohlthäter der Menschheit, sondern auch als ihren höchsten Gott zu verehren fortfuhren.

Was wir hier aus Torquemada gewonnen haben, findet im Wesentlichen auch bei Sahagun (VIII Prologo, X, 29, 1, III, 4 ff.) seine Bestätigung, nur mischt dieser in den Kampf der alten Götter mit den neuen, wie wir uns kurz ausdrücken können, auch noch den späteren Hauptgott der Azteken, Vitzilopuchtli, ein, indem er erzählt, daß Quetzalcoatl von drei Zauberern überlistet, großes Unglück über Tula gebracht und sich endlich genöthigt gesehen habe mit den Seinigen nach Tlapallan zu fliehen: jene drei Zauberer nämlich nennt er Titlacaoan, Tlacavepan (nach I Append. identisch mit Tlaloc) und Vitzilopuchtli. Wie der letztere (nach Ixtlilx. Rel. 354, 401) der Nationalgott des Toltekenstammes der Mexitzin war, von denen Mexico seinen Namen erhielt, so scheint Tezcatlipoca der Nationalgott anderer toltekischer Stämme gewesen zu sein, nämlich der gleich jenen von Jalisco her eingewanderten Colhuaques, Huiznahuaques, Tepanecas und der von Süden gekommenen Tlailotlaques, die sein Bild mit sich führten (ebend. 399, 453).

Wenn man geneigt ist in der Auswanderung des Quetzalcoa[tl]
nach Südosten ein historisches Factum zu sehen, so folgt daraus un
mittelbar daß das alte Hauptland der Tolteken, Huhuetlapallan, i[n]
der Richtung von Coazacoalco und Guatemala gelegen haben mus[s]
denn dorthin wendete sich jener um das Land seiner Väter zu erre
chen. Mag man aber selbst den Kern jener Erzählungen für bloß
Fabel halten, so beweisen diese doch wenigstens so viel, daß in spät
rer Zeit bei den Tolteken sehr allgemein der Glaube herrschte daß ih[re]
ältesten Sitze im Süden lägen; und wenn trotzdem eine nicht minde[r]
weit verbreitete Sage die mexicanischen Völker von Nordwesten her
kommen ließ, so könnte dieß allerdings auch auf noch ältere Wande
rungen derselben gedeutet werden, läßt sich aber mit einiger Wahr
scheinlichkeit nur auf die später gekommenen Azteken allein beziehe[n]
(S. unten). Für die Herkunft der Tolteken von Süden lassen sic[h]
folgende in ihrer Gesammtheit nicht unwichtige Gründe anführen.*

Montezuma hielt die Spanier unter Cortes, wie er diesem sagte
vor Allem deshalb für die Nachkommen des Quetzalcoatl, weil sie zu
erst im Osten seines Reiches, nämlich im äußersten Südosten dessel
ben, in Coazacoalco erschienen waren: er selbst suchte also das Vater
land in das die Tolteken zurückgekehrt waren, im Südosten. Der We[g]
von Mexico nach Tlapallan sollte über Xochimilco führen, das un
mittelbar südlich von ersterer Stadt lag — eine Angabe Sahagun's
auf die bereits Humboldt (Vues 318) aufmerksam gemacht hat
auch hat letzterer (ebend. 228) den Palmbaum auffallend gefunden de[n]
die Tafel des Gemelli Careri (Giro del Mondo, vgl. Humbold[t]
a. a. O. pl. 32) abbildet, wo die Auswanderung der mexicanische[n]
Völker aus ihrer Urheimath dargestellt wird, die seiner Ansicht na[ch]
doch im Norden wenigstens unter 42° n. B. gelegen haben müsse, un[d]
bemerkt daß weder die Namen noch die Zeichen der mexicanischen Mo
nate verrathen daß sie einem nördlicheren Klima ihren Ursprung ve[r]
danken. Kamen die Tolteken von Süden, so erklärt sich dieß All[es]
von selbst, und ohnehin ist es wenig wahrscheinlich daß ihre Cultu[r]
über deren Entstehung und Entwicklung jede Nachricht fehlt — den

* Das mißbilligende Urtheil welches ich früher (Sybel's Hist. Zeitsch. V
86) über Brasseur's Ansichten gefällt habe, gründet sich auf den Mangel [an]
haltbarer Motivirung seiner Behauptungen und kann insofern nicht zurückgenom
men werden, obgleich mich fortgesetzte Studien dahin geführt haben, mich ihm
in Rücksicht ihres Inhaltes in mehreren Punkten zu nähern.

sie werden stets als ein von Alters her hochgebildetes Volk beschrieben —, in jenen nördlichen Gegenden ihren Ursprung genommen haben sollte, welche dafür so viel ungünstigere Bedingungen darboten als der Süden. Ixtlilxochitl (Hist. des Ch. II, 117) nennt als alte Toltekensitze: Huimolan, Acalan (aus Cortes Zug nach Honduras bekannt), Verapaz und Nicaragua; ferner Mixteca und Zapoteca, Quauhtemalan (Guatemala) und Coatzaqualco. Alvarado (459, 463) fand in Guatemala (1524) eine sehr starke Bevölkerung die in gut gebauten Städten wohnte, man erzählte ihm dort von wunderbar großen Städten und Gebäuden die weiter im Süden lägen, und insbesondere von Tapalan (Tlapallan?) das 15 Tagereisen von dem neu gegründeten Santiago* im Innern sich finden und ebenso schön gebaut und bedeutend sein sollte als Mexico. Bedenkt man daß die berühmtesten Ortsnamen des Alterthums von Guatemala der aztekischen Sprache angehören die sich von der toltekischen nicht mehr sondern läßt (Buschmann 1852 p. 718),** daß ein Dialekt dieser Sprache von den Pipils, die von Escuintla bis S. Salvador reichten, und von den Bewohnern vieler andern Orte von Guatemala gesprochen wurde (ebend. 743), und daß aus Oviedo's Wortangaben die weite Verbreitung der Mexicaner über Nicaragua zur Zeit der Eroberung so wie die Anwesenheit aztekischer Ortsnamen in Honduras jetzt voll-

* Ueber die Lage des von P. de Alvarado gegründeten Santiago wissen wir leider nichts weiter, als daß sie auf der Stelle der alten Stadt Cuxcaclan sich befand, bis zu welcher er vorgedrungen war. Auf dem Wege dahin von Guatemala aus passirte er die Orte: Atiepar, Tacuilula, Taxisco, Nacendelan, Pazaco, Mopicalco, Acatepeque, Acaxual (an der Küste gelegen), Tacuxcalco, Miacuaglan und Atehuar, deren keiner einen Anhalt zur näheren Bestimmung dieses interessanten Punktes zu gewähren scheint. Dürfen wir indessen Cuxcaclan, wie der Name und die Lage des Ortes andeuten, mit Cuzcatlan für identisch halten, welches das jetzige S. Salvador ist, so ergiebt sich daraus mit einiger Wahrscheinlichkeit daß jenes Tapalan an der Stelle der großen Ruinenstadt Copan stand. Eine weitere Bestätigung dafür daß diese letztere vermuthlich das Huhuetlapallan der Tolteken ist, wird sich weiter unten in dem Abschnitt über Honduras finden. Brasseur indentificirt, wie vor ihm Cabrera (bei del Rio), Huhuetlapallan mit Palenque, doch entbehrt diese Annahme aller Begründung.

** Dahin gehören Cozcatlan, der Name eines großen Reiches dessen Hauptstadt an der Stelle von S. Salvador stand; Mixco, die Hauptstadt der Cachiquels; Ocotzingo; Tecpan-Atitlan an der Stelle des jetzigen Solola; Utlatlan, jetzt S. Cruz dcl Quiche, Hauptstadt des alten Quiche-Reiches, nach Juarros von den Tolteken gestiftet, u. a. Die aztekischen Namen Chontalli, Popoloca, Mazahua bezeichnen zugleich Völker von Guatemala und solche von Mexico (Buschmann ebend. 739).

kommen bewiesen ist (ebend. 746 ff., 780), so wird man die Ansic
kaum abweisen können daß die ältesten und wahrscheinlich bedeuten
sten Culturländer dieser Völker in Guatemala lagen, denn die Mac
der Azteken-Könige hat sich wenigstens auf die Dauer niemals üb
die Nordgrenze des letzteren Landes hinauserstreckt, weder zu ihrer Z
noch unter der Herrschaft der Spanier haben so zahlreiche Uebersied
lungen eingeborener Mexicaner in diese südlichen Länder stattgefunde
als daß sich daraus das angegebene Verhältniß erklären ließe (vg
ebend. 708), und die Existenz der Pipil-Sprache ist wohl schwerli
mit Juarros erst von einem mexicanischen Heere abzuleiten das s
zu Ende des 15. Jahrh. hier niederließ (ebend. 731).

Daß Huehuetlapallan an der Stelle von Palenque gestanden hab
wie Cabrera und später Brasseur wollte, ist unwahrscheinlic
Nach Juarros, auf dessen Zuverlässigkeit sich freilich nicht baue
läßt, hätte Palenque in alter Zeit vielmehr den toltekischen Name
Culhuacan, Ocosingo aber den Namen Tulha geführt, un
Brasseur (I, 167, 428) citirt aus dem unedirten Manuscripte da
er Tecpan Atitlan nennt, eine Stelle in der es heißt, ein Tullan lieg
im Osten von wo vier Männer ausgingen, ein anderes sei Xibalba
(nach Brasseur in der Nähe von Palenque), ein drittes finde si
im Westen, ein viertes „im Westen wo Gott ist." Dürfen wir in die
sem Zusammenhange auch hierin eine nicht unwichtige Bestätigun
der Ansicht erblicken daß der älteste Toltekensitz in Guatemala lag –
von Yucatan kann keine Rede sein, da sich dort nach Buschman
keine aztekischen Ortsnamen finden und die Maya-Sprache zur azt
kischen keine Verwandtschaft zu haben scheint —, so läßt sich en
lich auch noch eine Vermuthung wagen über den Weg auf welche
die Tolteken von dort nach Mexico gekommen sein mögen.

Neben der allgemein verbreiteten Sage daß die mexicanischen Vö
ker von Norden und Nordwesten eingewandert seien (Sahagun VI
Prologo, Oviedo XXXIII, 52 u. A., vgl. Buschmann 1852
660 ff.) fand sich auch die andere daß sie im grauen Alterthum üb
das Meer gekommen und in Panutla oder Pantlan (dieß ist der u
sprüngliche Name für Panuco) gelandet, von dort sich nach Süd
ausgebreitet hätten (Sahagun X, 29, 14, Echevarria I, 13).
der Name von Guatemala, so sind auch die von Panuco und T
maulipas ächt aztekisch (Buschmann 1852 p. 709). Neuerdings h

den Norman (Rambles by land and water, vgl. darüber Brantz Mayer II, 194—207 und Lyon (I, 54 ff.) in der Umgegend der letztgenannten Orte große Ruinenfelder entdeckt, die noch nicht genügend untersucht sind, aber bereits mit einiger Sicherheit hier einen alten Culturſitz vermuthen lassen. Norman erzählt namentlich von einem Stein-Relief das einen Mann von edler Gesichtsform in weitem gegürteten Gewande mit einem Helm auf dem Kopf und Sandalen an den Füßen darstellt. Auch findet sich dort ein Ort Tula auf dem Wege von Tamaulipas nach S. Luis Potosi unter 52° 22′ n. B. und 0° 59′ westlich von Mexico (Lyon 142, Burkart II, 222). Darf man zwischen jenen Ruinen* und den südlicheren von Papantla und Tusapan, welche Humboldt auf die Tolteken zurückzuführen geneigt war, einen Zusammenhang annehmen, so würde es in Verbindung mit den Alterthümern die man auf der Insel Sacrificios und in Misantla, 30 engl. Meilen von Jalapa (Brantz Mayer a. a. O.) gefunden hat, als keine zu gewagte Hypothese erscheinen daß die Tolteken an der Ostküste von Mexico hinaufgegangen und sich von Panuco dann südwestlich nach Mexico gewendet hätten, so daß sie von Guatemala aus über Coazacoalco und von da, vielleicht zum Theil über das Meer, der Richtung nach denselben Weg eingeschlagen hätten den Quetzalcoatl später rückwärts durchmessen haben soll. Ixtlilxochitl (Rel. 323) nennt als Stationen der nach Mexico einwandernden Tolteken Zacatula, Tuzapan, Mazatepec und Tullanzinco, die sämmtlich in der Richtung von Panuco liegen; Siguenza giebt an daß die Olmeken (wahrscheinlich ein Toltekenvolk, wie wir sahen) von Osten gekommen seien (Clavigero II, 12) und die Xicalanken hatten sich an der Küste von der Lag. de Terminos bis nach Vera Cruz hin ausgebreitet, denn in diesen Gegenden gab es mehrere Orte die ihren Namen trugen (Torquemada I, 12, Ritos antig. 7). Im Innern sollen die letzten beiden Völker namentlich die Gegend von Tlaxcallan (Tlascala) besessen haben (Torq. III, 8).

Alle diese Umstände würden sich mit der Ansicht wohl vereinigen lassen daß die Tolteken sich aus Guatemala zunächst nach Norden der

* Nach Vetch (J. R. G. S. VII, 6 ff.) soll eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen manchen Alterthümern der Gegend von Panuco mit denen von Palenque bestehen — ein Umstand dessen nähere Untersuchung von besonderer Wichtigkeit zu werden verspricht, da die Huastekas im Lande Panuco ein Zweig des Maya-Stammes sind, der die Halbinsel Yucatan inne hat.

Küste des atlantischen Meeres zuwendeten, an dieser fortzogen bis nach Panuco und von dort in südwestlicher Richtung nach Mexico gelangten. Man kann dieß um so annehmbarer finden als die Gegend von Panuco den aztekischen Königen nicht unterworfen gewesen und daher nicht wahrscheinlich ist daß die dortigen Baureste von einem Volke herrühren das seine Cultur erst den Azteken verdankte; aber man muß gestehen daß die positiven Gründe nur schwach sind welche sich für die Sache geltend machen lassen. Dieß zeigt sich besonders an den vielfach widersprechenden Nachrichten die über diese Wanderungen gegeben werden: Sahagun macht, wo er die Wanderung von Panuco her bespricht, ebenso wie Oviedo (XXXIII, 50), den Zusatz von Mexico aus seien die Tolteken dann nach Guatemala gegangen und hätten sich in Tamoanchan niedergelassen. Oviedo, dessen Nachrichten über diese Dinge überhaupt ungenau und oberflächlich sind läßt die Mexicaner mit offenbarer Verwechselung der Zeiten und Götter auf diesem Zuge von Orchilobos (Vitzilopuchtli) geführt werden während Torquemada (III, 7) von Quetzalcoatl erzählt, er sei mit seinem Volke von Panuco nach Tullan gekommen, habe aber von Huemac befehdet, sich nach Chollullan und dann nach Süden gewendet, wo Huaxyacac (Oaxaca) Mixteca und Zapoteca durch ihn bevölkert und civilisirt worden sei,* bis er endlich auch von dort vertrieben angeblich das Land Onohualco (Tabasco und Yucatan) aufgesucht habe.

Die Verwirrung mit Sicherheit zu lösen welche in diesen Angaben liegt, fehlt es uns an festen Anhaltspunkten. Die einfachste und nächstliegende Ansicht scheint indessen die zu sein, daß man den Quetzalcoatl als den Nationalgott und Repräsentanten eines einzelnen Toltekenvolks auffasse, das von Panuco gekommen, zur Zeit des Sturzes der Toltekenmacht in Mexico von dort nach Süden fortgezogen sei. Bezieht man die zuletzt angeführten Aeußerungen Sahagun's und Torquemada's auf diese Zeit, so würde sich die wahrscheinliche Gesammtansicht über die Wanderungen der Tolteken so gestalten, daß sie sich von ihrer Urheimath in Guatemala aus über die Ostküste von Mexico verbreitet, später ein Reich gestiftet hätten dessen Mittelpunkt in der Gegend von Mexico selbst lag und nach dessen Untergang zum

---

* Einen Ort Tula giebt es 4 lieues südöstlich von Oaxaca (Tempsky 249).

Theil wieder in südliche Länder zurückgekehrt wären. Daß die Tolteken überhaupt erst nach dem Falle dieses nördlichen Reiches nach Guatemala gelangt sein sollten, ist allerdings eine mögliche Annahme, doch empfiehlt sich diese aus den früher entwickelten Gründen und besonders wegen der weiten Ausbreitung und des Glanzes weit weniger, zu welcher ihre Macht in jenen südlichen Gegenden schon in alter Zeit gelangt zu sein scheint.

Ueber welche Länder im Norden sich die Toltekenherrschaft erstreckte, läßt sich ebensowenig mit Sicherheit ermitteln; da aber die aztekischen Ortsnamen von Nicaragua im Süden bis 37° n. B. hinaufgehen und selbst in Ländern gefunden werden wo die aztekische Sprache niemals geherrscht hat, denn die Anwesenheit der Azteken ist selbst bis zu 50° n. B. erweislich (Buschmann 1852 p. 618, 1854 Suppl. II, 152), sind wir berechtigt uns ihre Grenzen in dieser Richtung als weit ausgedehnt zu denken, und es erscheint demgemäß für jetzt die glaublichste Annahme daß man die mannigfaltigen Reste alter Bauwerke die sich in den von Mexico nördlich gelegenen Ländern finden als Ausläufer toltekischer Cultur betrachte, da die Macht der späteren Azteken nach allen über sie vorliegenden Berichten keine solche Ausdehnung erlangt hat um sie von diesen abzuleiten. Aztekische Ortsnamen finden sich in Cinaloa und Chihuahua, in Durango, dem südlichen und nördlichen Theile von Sonora und von dort bis zu den Tule-Seen in Californien (Buschmann 1852 p. 709, 1854 Suppl. II, 58); zwar fehlen sie in Coahuila, doch sind die Orts- und vorzüglich die Flußnamen von Texas zum Theil aztekisch, ohne daß sich dieß aus dem aztekischen Gehalte der Comanchen-Sprache genügend erklären ließe (ebend. 416), und es erscheint als bemerkenswerth, daß de Soto auf seinem Zuge durch Florida einen Ort Namens Tula sogar im Osten des Mississippi antraf (s. oben III, 38 Anm.): der Gedanke eines möglichen Zusammenhanges der vorhistorischen Cultur des Mississippithales mit den Tolteken taucht in dieser Verbindung als eine entfernte Möglichkeit auf, welche an der Aehnlichkeit der pyramidalen tumuli in den Staaten am Nordrande des mexicanischen Meerbusens (s. oben III, 65) mit den aztekischen Tempeln (teocalli) einen weiteren Anhaltspunkt findet.* Wann die Völker von denen jene aztekischen Namen

* Prinz Maximilian (c. I, 234) hat auf die Habichtsnasen aufmerksam gemacht die sich durchgängig auf den alt-mexicanischen Bildern finden und auf

herrühren, aus den Ländern im Norden von Mexico verdrängt wo
den sein mögen, darüber enthalten wir uns am besten selbst je
Vermuthung. Die Tradition des ehrgeizigen und herrschsüchtigen Vo
kes der Azteken, von dem wir allein nähere historische Kunde hab
oder wenigstens die späteren Ausleger ihrer Tradition bezeichnen fr
lich jene alten Bauten als Denkmäler welche die Azteken selbst auf i
rer Einwanderung nach Mexico im Norden zurückgelassen haben, u
es mag wohl sein daß einige derselben diesem letzten Erben toltekisch
Cultur wirklich ihren Ursprung verdanken, aber die Menge und Z
streuung sowohl der Ruinen als auch der Ortsnamen läßt es als ga
unglaubhaft erscheinen, daß neben und vor diesem jüngsten, zu gr
ßer Berühmtheit gelangten Gliede der toltekischen Völkerfamilie, d
Azteken, keine anderen Völker desselben Stammes im Norden von M
xico weiter gesessen haben sollten. Die von Buschmann entdeckte s
norische Sprachgruppe, welche sich über einen großen Theil von So
nora Chihuahua und Cinaloa erstreckt und viele aztekische Bestandthei
enthält, scheint insbesondere darauf hinzuweisen daß längst ve
schwundene Toltekenvölker in alter Zeit auch diese Länder im Besi
hatten. Die Culturzustände in denen diese Völker im Norden gele
haben, mögen sehr verschieden von denen ihrer Stammverwandten i
Süden gewesen sein; jedenfalls liegt kein Grund zu der Voraussetzun
vor daß die Tolteken aller Zeiten und aller Länder eine gewisse Gleic
förmigkeit in dieser Hinsicht gezeigt hätten.

Nach dem Falle des großen Toltekenreiches in Mexico, erzählt die Sa
weiter, bemächtigten sich die Chichimeken unter ihrem König Xol
des Landes. Sie kamen weit von Norden her, langten erst an als d
größte Theil der Tolteken schon seit längerer Zeit nach Süden fortgezog
war und fanden das Land verwüstet und menschenleer (Torquema
I, 14 f.). Indessen war jene Auswanderung der Tolteken doch keine so vo
ständige als oft angegeben wird, denn letztere besaßen noch Chapulte
Culhuacan, Chololan, Quauhquechollan und andere Städte des In
nern, hatten Tozapan und andere Orte der Ostküste inne (Ixtlilx. Hi
I, 32); auch Toluca, Matlazinco und viele andere Plätze des südöst
chen Mechoacan blieben ihnen (Tezozomoc I, 321), und die toltek
schen Namen welche sie ihren Städten gegeben hatten, wurden au

eine Verwandtschaft der Mexicaner mit den Indianern der Vereinigten Staat
hinzudeuten scheinen.

als sie nicht mehr das herrschende Volk waren, unverändert beibehalten: dieß war von Anfang an der Fall mit Azcaputzalco und, was besonders wichtig ist, späterhin mit Tezcuco, wo im 13. Jahrhundert den Tolteken erlaubt wurde sich neben den Chichimeken niederzulassen (Ixtlilx. Rel. 339, 367, Hist. des Ch. I, 85). Jene waren demnach allerdings noch in größerer Anzahl im Lande ansässig, aber sie geriethen von nun an, wenn nicht in eine dienstbare, doch in eine untergeordnete Stellung. Für Ludewig's Ansicht (s. Bullet. soc. de géogr. 1855 I, 6 ff., Buschmann 1856 p. 336), daß Tolteken Chichimeken und Azteken nicht sowohl verschiedene und nacheinander eingewanderte Stämme, sondern nur verschiedene Stände einer und derselben Nation, Adel, Volk und Priesterkaste, gewesen wären, welche nacheinander zur Herrschaft kamen, scheint es an Begründung auf Thatsachen gänzlich zu fehlen.

Der Name Chichimeken hat keine ethnographische Bedeutung, sondern bezeichnet im Gegensatz zu den Tolteken, „den Künstlern," zunächst nur rohe uncivilisirte Menschen. Sie wohnten in Höhlen oder Strohhütten, kleideten sich in Häute, verehrten die Sonne als ihren Vater, die Erde als ihre Mutter, sonst aber hatten sie weder Götter noch Götzen (Ixtlilx. Hist. I, 45,66, Gomara 431): wir dürfen in ihnen die naturkräftigen, noch nicht durch Cultur verweichlichten Völker sehen welche um die Zeit des Verfalles den die Erschlaffung und Entsittlichung der Tolteken für deren Macht herbeigeführt hatte, leicht die Oberhand gewannen; darauf deutet insbesondere die Angabe hin daß die Chichimeken nur ein Weib besessen hätten und daß dieses keine nahe Verwandte sein durfte (Ixtlilx. Rel. 335, Sahagun X, 29, 2). Eine speciellere Charakteristik der Chichimeken läßt sich natürlich nicht geben, da sie aus verschiedenen Völkern mit verschiedenen Sprachen bestanden (Herrera VII, 2, 12). Dieser collective Gebrauch des Wortes hat sich auch später erhalten: Villa-Señor (III, 10) sagt z. B. daß in Guadalcazar (S. Luis Potosi) lauter Chichimeken wohnen, welche die Mazcarra-, Pizona- und Xanambra-Sprache reden; eine besondere Chichimeken-Sprache findet sich daher, außer beiläufig und (wie sich später ergeben wird) wahrscheinlich irrthümlich bei Herrera (III, 3, 9), nirgends erwähnt, und wenn Oviedo (XXXIII, 49) nach Diego de Loaysa mittheilt die Mexicaner hätten als sie nach Mexico einwanderten, dort die Chondales vorgefunden, so sind auch mit diesen nur

wilde barbarische Horden, die Chichimeken, nicht aber ein besonderes und bestimmtes Volk gemeint, wie wir später zeigen werden.

Daß gleichwohl Ixtlilxochitl (Rel. 345) die mexicanischen Völker in zwei Hauptstämme unterscheidet die er Chichimeken und Tolteken nennt, kann, wenn es überhaupt einen bestimmten Sinn hat, wohl nur so verstanden werden, daß die letzteren die seit alter Zeit civilisirten Völker, die ersteren aber diejenigen sind, welche erst späterhin mehr oder weniger in die Culturbewegung mithineingezogen wurden. Barbarische Völker, theils den Tolteken stammverwandt theils fremd, bemächtigten sich des Landes derselben und gelangten als Eroberer und Herrscher zu solchem Ruhme, daß die Benennung „Chichimeke" ein Ehrenname wurde, den sich auch die Tolteken späterhin gern beilegten (ebend. 392); mit diesen mischten sie sich, lernten von ihnen und eigneten sich zum großen Theile deren Cultur an. Dieß Wenige ist so ziemlich Alles was wir mit Sicherheit von den Chichimeken wissen. Es erklärt sich daraus zugleich die Dunkelheit in welche ihre Geschichte gehüllt ist und der Widerspruch, daß man bei ihrem Namen nur an rohe Horden dachte, während andererseits doch auch von Chichimekenvölkern die Rede ist welche ein geordnetes Gemeinwesen gehabt hätten (ebend. 335): mit letzteren können nur solche gemeint sein welche toltekische Elemente in sich aufgenommen hatten.

Daß die überlieferte Geschichte des Chichimeken-Reiches und ihrer Herrscher auf historische Wahrheit nur geringen Anspruch machen kann, ist leicht zu erkennen. Wird den meisten toltekischen Königen eine Regierung von 52 Jahren, also gerade von der Länge eines mexicanischen Säculums zugeschrieben, so sollen mehrere Chichimekenfürsten sogar doppelt so lange geherrscht haben, und selbst Sahagun (VIII, 4), welcher in dieser Hinsicht noch die annehmbarsten Angaben macht, zählt nur 13 Regenten in einem Zeitraum von 480 Jahren, also durchschnittlich 37 Regierungsjahre für einen jeden; den ersten derselben, Xolotl, betrachtet er aber selbst (VII, 2) als eine mythische Person. Auch die ungeheuren Zahlen für die Stärke der Heere mit denen die Chichimeken in Mexico eingefallen sein sollen, sind offenbar fabelhaft. Ihre ursprüngliche Heimath wird weit nach Norden gesetzt (Ixtlilx. Rel. 335) und bald Chicomoztoc (Ixtlilx. Hist. I, 30), ein Ort der sonst ausschließlich der aztekischen Sage angehört, bald Amaqueme oder Amaquemecan genannt, doch lag ein Ort dieses Namens auch

)sten von Mexico an dem Vulkan Popocatepetl (Torque-
, 15, III, 9). In Mexico sollen sie von Westen her eingedrun-
(Ixtlilx. Rel. 392, Oviedo XXXIV, 1): das Land der Chi-
nach späterem Sprachgebrauch begann 30 leguas westlich von
und reichte von da bis zur Südsee und unbestimmt weit hin-
Norden (Herrera VIII, 6, 14). Hier waren es die oft mit
sammengenannten Otomies welche man unter jenem Namen
(vgl. Villa-Señor III, 3 ff.). Sahagun (X, 29, 2) zählt
Chichimeken auf: Otomies, Tamimes und Teuchichimeken oder
himeken, bemerkt aber zugleich daß der zweite Name kein Völ-
sei, sondern „Bogenschützen" bedeute, und fügt hinzu daß
che dieser Völker, je nach der Sprache die sie noch neben ihrer
redeten, Nahoas Chichimecas, Oton Chichimecas oder Cuex-
ichimecas genannt hätten, wodurch wahrscheinlich die Ver-
ng bezeichnet wird die sie mit anderen Nationen, auch solchen
kischem Stamme, eingingen. Diese Verschmelzung wird ferner
angedeutet, daß es heißt, Nopaltzin, Xolotl's Sohn und
ier, habe eine Enkelin des Toltekenkönigs Topiltzin geheirathet
Rel. 341 Torquemada I, 29), Huetzin oder Tlotzin, der
hichimekenherrscher, habe für die Ausbreitung des Landbaues
etragen und Quinantzin, der vierte, sein Volk zu civilisiren
und es angewiesen Städte zu bauen (Ixtlilx. Hist. I, 63, 75);
chotlalatzin aber sollen die Chichimeken und Tolteken bereits
ändig zu einem Volke vereinigt gewesen sein, daß dieser das
, welches er selbst gelernt hatte, zur officiellen Sprache seines
erhob (ebend. 85).

Teochichimeken, nach Torquemada (III, 11) mit den Oto-
ntisch, ließen sich namentlich in der Nähe von Tezcuco nieder
II, 9, Sahagun VIII, 5), wendeten sich später von dort theils
rdosten theils nach Südosten und breiteten sich über Cholula
nco und Tlaxcallan aus. Tezcuco als Stadt — nach Ixt-
itl (Hist. I, 69) schon von den Tolteken gegründet — wurde
den Aculhuas oder Acolhuas erbaut (Torq. III, 27), gelangte
urzer Zeit zu solcher Bedeutung, daß es Quinantzin zur Haupt-
Chichimekenreiches erhob und dieses selbst seitdem gewöhnlich
Namen der Acolhuas benannt wurde, welcher inzwischen zu
Glanze emporgestiegen war: daher berichtet Sahagun (VIII, 3)

daß nur die ersten, nicht mehr die späteren Regenten von Tezcuco „Herrscher der Chichimeken“ bezeichnet wurden.

Die Ankunft Xolotl's, der gleich den Toltekenfürsten als weiß u bärtig bezeichnet wird (Ixtlilx. Rel. 343), wird bald auf 962, b auf 1009, sein Tod bald in das Jahr 1074, bald in das Jahr 11 gesetzt (ebend. 395, 451, 397, 343). Unter ihm, heißt es weiter, se aus dem entferntesten Theile von Michoacan die Acolhuas ein wandert (1011, 1063), die ebenfalls als uncivilisirt geschildert u wohl vorzüglich deshalb den Chichimeken verwandt genannt werd Sie bestanden aus den eigentlichen Acolhuas, den Tepanecas, den unter ihrem Anführer Acolhua erlaubt wurde sich in Azcapuzalco n derzulassen, und den Otomies, welche als Vasallen von ihnen mit bracht wurden. Drei Brüder, wird erzählt, standen an der Spitze d ser Völker und von diesen verheiratheten sich zwei mit Töchtern X lotl's, der dritte mit einer Toltekin (Ixtlilx. Hist. I, 37, Rel. 341, 39 Wir dürfen es demnach als wahrscheinlich betrachten daß die Acolhu und Tepaneken ebenfalls schon in früher Zeit in die Verschmelzu eingingen welche zwischen den im Lande sitzen gebliebenen Toltel und den neu angekommenen Chichimeken stattfand. Daß die Acolhu und Tepaneken zu den Mexicanern im engeren Sinne d. h. zu d Toltekenvölkern (Nahoas) gehörten, wird sowohl von Sahagu (X, 29, 14) als auch von Ixtlilxochitl (Rel. 453) bestimmt bezeu und Gomara (431), dessen Bericht über diese Dinge freilich verw ren genug und nach Echevarria's Urtheil (Discurso prel.) n wenig werth ist, behauptet daß die Aculuas dieselbe Sprache gere hätten wie die Azteken. Deutet schon ihr Name auf ihre Stammv wandtschaft mit den alten Culhuas hin, so scheint insbesondere d Uebergewicht zu welchem sie in dem Chichimekenreiche gelangten da zu sprechen, daß sie es waren welche toltekische Cultur demselben e impften und es dadurch zu seinem späteren Glanze erhoben.

Hatten sich die Toltekenvölker in ältester Zeit von Süden n Norden verbreitet, so ist in späterer eine Rückwanderung derselben entgegengesetzter Richtung erfolgt. Die letzte Bewegung dieser Art v welcher berichtet wird, ist das Vordringen der Nahuatl-Völke unter denen die Azteken die jüngsten waren, nach Anahuac.

Die Nahuatlakas, von Sahagun Nahoas genannt, sind die V ker welche die Sprache Nahuatl (d. i. helltönend, wohlklinge

Buschmann 1852 p. 612) reden. Clavigero und Andere haben unrichtiger Weise ihren Namen mit dem Worte Anahuac, „in der Nähe des Wassers“, in Verbindung gesetzt. Als ihre Urheimath wird allgemein Aztlan genannt, das zunächst nur das Vaterland der Azteken (sing. Aztecatl, Buschmann) bezeichnet und in weite Entfernung von Mexico nach Nordwesten gesetzt zu werden pflegt, da jene Völker auf ihrer Wanderung von dort zunächst nach Huey Culhuacan (Culiacan) gekommen sein sollen (Torquemada II, 1). Dieser Andeutung folgend giebt Brasseur (II, 196) an daß die Tolteken und Mexicaner von zweien seiner ungedruckten Documente Yaquis genannt würden, der Fluß Yaqui in Sonora aber nach Herrera (IV, 8, 1) und einem Manuscripte Aubin's das in der Nahuatlsprache abgefaßt sei, sonst den Namen Aztatlan oder Aztlan geführt habe, der jedoch auch von ihm (Brasseur I, 548) als Ortsname in der Nähe von Tehuantepec erwähnt wird. Müssen wir dieß dahingestellt sein lassen, so ist es doch zur Aufklärung dieser Verhältnisse von Wichtigkeit zu bemerken, daß die Sprache der Hiaquis (Yaquis) sehr nahe verwandt mit der Sprache der ihnen benachbarten Mayas oder Mayos und nur dialektisch verschieden ist von der Cahita, welche im nördlichen Cinaloa heimisch, zu den vier sonorischen Hauptsprachen gehört, deren Beziehung zum Nahuatl wir schon früher erwähnt haben (Buschmann 1854 Suppl. II, 270 f.); und obgleich sich die Lage des Landes Aztlan nicht näher bestimmen läßt, dürfen wir doch nicht mit Stillschweigen übergehen daß Nuño de Guzman (bei Ramusio III, 339) einen Ort Aztatlan drei Tagemärsche von Omitlan, der Hauptstadt von Mechoacan, und wie es scheint nach Norden von dieser anführt, obwohl er ihn nicht selbst besuchte; wahrscheinlich ist er nicht verschieden von dem Exatlan oder Aztlan das von Remesal (IV, 1, 5) 18 leguas östlich von Jalisco gesetzt wird und sich auch auf neueren Karten noch findet. Ferner lag im Osten 20 leguas südöstlich von Valles (am Panuco-Fluß) eine Mission S. Catarina Aztla und südlich von dort bei Jalacingo ein Dorf Atzalan dessen Name „pueblo entre dos rios“ übersetzt wird (Villa-Señor I, 19, II, 8).

Die Annahme einer Einwanderung der Nahuatlaken von Nordwesten her, deren Ausgangspunkt sich nach Gallatin nicht über das Thal von Neu Mexico nach Norden verlegen läßt, hat keine Schwierigkeit,*

* Eine Einwanderung der mexicanischen Völker aus Nordwesten oder Nor-

wenn man sich unter ihnen, wie wir dieß wahrscheinlich zu machen
sucht haben, Toltekenvölker denkt die sich zu der Zeit da das alte T
tekenreich in Mexico bestand über die nördlicher gelegenen Länder v
breitet hatten. Ihr Einzug in Mexico wäre demnach nur als ei
Rückwanderung in Gegenden zu betrachten, die ihre Vorfahren o
doch stammverwandte Völker schon besessen und im Grunde niem
gänzlich verlassen hatten. Nächst der Allgemeinheit mit welcher
Tradition erzählt daß die Nahuatlaken aus Nordwesten gekomm
seien, liegt das wichtigste Zeugniß dafür in dem Umstande, daß
mexicanischen Bilderschriften deutlich die Ankunft der Ausgewandert
in Culhuacan nach dem Uebergange über ein großes Wasser darstelle
das man für den californischen Meerbusen zu halten pflegt, und d
sie als Stationen der Reise Hieroglyphen von Oertern zeigen die i
den nördlichen Gegenden liegen.* Weniger dürfte darauf zu geben se
daß nach Hervas die Spanier bei der Entdeckung der casas grande
in Chihuahua, und nach Clavigero im Jahre 1606 sogar 600 m
glie nordwestlich von Neu Mexico aztekisch redende Indianer angetro
fen hätten (Buschmann 1854 Suppl. II, 66). Dagegen scheint ma
einer Stelle bei Ixtlilxochitl (Hist. I, 71) welche wichtige Finge
zeige giebt, noch nicht die Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, die
verdient.

Der Toltekenfürst Huezin zog sich, wird erzählt, als das Toltek
reich zu Grunde ging, über Michoacan in das Land Aztlan zurü
seine Nachfolger aber führten später ihr Volk, die Mexicaner, wied
in ihr früheres Vaterland zurück: demnach wären die Mexicaner n
ein aus Anahuac vertriebener und später wieder dahin zurückgekehrt
Toltekenstamm. Merkwürdig genung nennt Ixtlilxochitl selbst ku
vorher einen Huezin oder Huezin-Pochotl als den dritten Beher
scher des Chichimekenreiches, statt dessen er anderwärts (Relaciones 34

---

den von jenseits 36° n. B. hat, wie Möllhausen (a, II, 144) ausführt,
Natur durch die physische Beschaffenheit des Landes unmöglich gemacht: nur
Küste von Sonora bis zur Mündung des Gila würde sich als das Thor der Ei
wanderung betrachten lassen, es sei daher wahrscheinlich daß jene Völker den
lifornischen Meerbusen überschritten und dann sich zum Theil Mexico, zum Th
dem Gila und dessen Zuflüssen zugewendet hätten. Wir bemerken hierzu nur d
nach der bisher von uns entwickelten Ansicht durchaus kein Grund vorliegt a
zunehmen daß die Mexicaner aus höheren nördlichen Breiten gekommen seien

* Buschmann hat das Verdienst dieses wichtige Argument Boturini
neuerdings wieder gebührend hervorgehoben zu haben.

wie Torquemada (I, 45), der im Uebrigen in der Regentenliste der Chichimeken mit ihm übereinstimmt, Tlozin anführt, läßt ihn bis zum Jahre 1141 regieren und giebt dasselbe Jahr für die Einwanderung der Mexicaner von Jalisco her an. Dieß führt uns von selbst auf die Vermuthung daß Huezin nicht der Herrscherfamilie der Chichimeken angehörte, sondern das Haupt eines Toltekenstammes war und daß er mit seiner Partei zur Zeit der Chichimekenherrschaft nach Norden zu entweichen gezwungen, später an der Spitze seiner Nahuatlaken nach Mexico zurückkam. Eine weitere Bestätigung dieser Auffassung finden wir bei Torquemada (II, 1). Durch den Ruf eines Vogels gelockt, heißt es bei ihm, wanderten die Mexicaner von Aztlan aus unter der Anführung des Huitziton und des Tecpatzin; sie kamen nach Huey Culhuacan und zogen von dort von ihrem Gotte Huitzilopochtli geführt weiter. Daß hier Huitziton mit jenem Huezin oder Huezin-Pochotl identisch und troz Clavigero's (VI, 6) Widerspruch von Huitzilopochtli nicht verschieden ist, macht zunächst die Namensähnlichkeit wahrscheinlich und geht weiter daraus hervor, daß die Bedeutung des lockenden Vogels dadurch klar wird: der Vogel ist der Colibri, Huitzilopochtli bedeutet „Colibri links"; der Gott war am linken Fuße mit Colibrifedern geschmückt. Ob man bei Tecpatzin an Tezcatlipoca denken dürfe, dessen Bild die Mezitzin und andere Toltekenstämme bei ihrer Einwanderung nach Anahuac ebenfalls mitbrachten (Ixtlilx., Rel. 354 vgl. 401), ist zweifelhafter. Zugleich gewinnen wir aus dem Vorstehenden die wichtige Ueberzeugung, daß die spätere Hauptgottheit der Azteken, Huitzilopochtli, ebenso wie Quetzalcoatl und vielleicht auch Tezcatlipoca ein Heros, ursprünglich Mensch ist, dessen spätere Vergötterung mit ziemlich großer Sicherheit sich nachweisen läßt. Von Torquemada (III, 6) wird Huetzintecuhtli* als der erste Herrscher von Azcaputzalco genannt und seine Identität mit Xolotl's Schwiegersohne Aculhua vermuthet.

Das Jahr der Einwanderung der Nahuatlaken zu bestimmen müssen wir unterlassen, da das Ereigniß, wie sich gezeigt hat, der Heroenzeit dieser Völker angehört. Humboldt (Vues 186, 139) ist der Angabe Gama's (19) gefolgt, der ihren Ausgang von Aztlan auf das Jahr 1064, ihre Ankunft in Tlalixco auf 1087 und den, wie es

* Tecuhtli ist Titel des hohen Adels.

heißt, erst dort von ihnen gemachten neuen Anfang der Jahresre
nung und -zählung „die Bindung der Jahre" auf 1091 berechi
hat,* während Clavigero den Aufbruch von Aztlan allerdings m
der wahrscheinlich (vgl. Gallatin 128) in das Jahr 1160 setzt u
Andere noch andere Zahlen angeben.

Auf Befehl des Gottes der sie führte, erzählt Torquema
(II, 1) weiter, trennten sich die Azteken von den übrigen Stämmen
Chicomoztoc, „den sieben Höhlen," und blieben vorläufig dort alle
zurück. Die Sage setzte diesen Ort nur etwa 50 leguas nördlich v
Mexico (Herrera II, 10, 31): daher ihn Clavigero in den Ruin
südlich von Zacatecas wiederzufinden glaubte. Als die sechs Nahua
lakenstämme welche vor den Azteken einzogen, werden, und zwar
der folgenden Ordnung, gewöhnlich genannt: die Suchimilcas, Ch
cas, Tepanecas (Hauptstadt Azcapuzalco) und Culhuas (Hauptsta
Tezcuco), welche sich hauptsächlich an den Seen von Mexico niederli
ßen, die minder gebildeten Tlatluicas, deren Hauptsitz Quaunahu
(Cuernavaca) wurde, und die Tlascaltecas (Acosta VII, 3). Diese Lis
welche Clavigero (II, 15) unverändert wiedergegeben hat, findet si
auch bei Herrera (III, 2, 10), nur mit dem Unterschiede, daß er d
Tepeacas statt der Tepanecas nennt, anderwärts aber (II, 10, 31
die Bewohner von Tepeaca, einem Orte am See in der Nähe vo
Azcapuzalco (s. d. Karte bei Clavigero) Tepaneken nennt. Ga
dieselbe abweichende Angabe macht Garcia (V, 3) der die Tepeac
als Gründer von Azcapuzalco bezeichnet. Es liegt nahe hierbei
eine Verwechselung zu denken welche in der Art stattgefunden hab
mag, daß die bekannteren Tepaneken, welche, wie wir oben sahe
schon früher mit den Akolhuen eingewandert waren, an die Stelle d
selten genannten Tepeaken gesetzt wurden, und diese Verwechselung
um so wahrscheinlicher als die meisten jener sechs Völker nur nach d
Städten benannt sind die sie erst nach ihrer Ankunft in Mexico sel
gründeten — ein Umstand der freilich wenig dafür spricht daß je

* Wenn Tlalixco, wie es scheint, mit Tlalxicco, „dem Nabel der Erd
(Torquemada VIII, 12) identisch ist — so hieß der Palast Mictlantecuhtli
des Gottes der Unterwelt, den man sich im Erd-Innern gelegen gedacht zu h
ben scheint —, so würde die Erzählung daß „die Bindung der Jahre" zuerst
Tlalixco erfolgt sei, schwerlich als der Ausdruck eines historischem Factums, so
dern wohl nur als eine symbolische Bezeichnung angesehen werden dürfen, d
ren Sinn für uns dunkel ist: chronologische Bestimmungen darauf zu gründe
wie Gama gethan, wäre alsdann jedenfalls unzulässig.

Namen wirklich die Namen der eingewanderten Nahuatlakenstämme selbst seien für die sie ausgegeben werden. In diesem Zweifel werden wir bestärkt durch Tezozomoc (I, 4) welcher die sieben Stämme folgendermaßen benennt: Yapica (Jopas? bei Clavigero II, 14), Tlacochcalca, Huitznahuac, Cihuatepaneca, Chalmeca, Tlacatecpaneca, Itzquiteca; noch weiter aber dadurch daß mehrere der besten Quellen die Siebenzahl entweder gar nicht erwähnen oder ihr doch nicht die Bedeutung beilegen wie die meisten späteren Schriftsteller. Es scheint daß die Sage von sieben Nahuatlakenstämmen erst dem Namen Chicomoztoc ihren Ursprung verdankt, obgleich letzterer Ort keineswegs wie Acosta, Herrera und Gomara unrichtig angeben, der ursprüngliche Ausgangspunkt dieser Völker war (Torquemada II, 2, Sahagun X, 29, 14). Hiermit hängt auch das offenbare Mißverständniß zusammen, mit welchem die alten Erklärer des cod. Vaticanus 3738 (Tafel 91) und Tellerianus (bei Kingsborough V, 205 u. 147) übereinstimmend als die sieben mexicanischen Stämme welche von Chicomoztoc kamen, folgende nennen: Olmecaxicalanga, Cuexteca, Totonaca, Couixca, Michiuaca, Nonoalca, Chichimexi. Der erste dieser Namen umfaßt die Ulmeken und Xicalanken, zwei Völker, die allerdings wahrscheinlich zu den Tolteken gehörten, der zweite bezeichnet die Huasteken welche so wenig als die Totonaken sich zu den Tolteken rechnen lassen (s. unten), während die Cohuixken wahrscheinlich allerdings, wie wir sehen werden, ein Glied dieser Völkerfamilie waren, und ebenso vielleicht die Michiuaca (Mechoaca), welche Sahagun (a. a. O.) von Chicomoztoc aus nach Mechoacan einwandern läßt; nur dürften alsdann darunter nicht die Tarascos verstanden werden, deren Sprache nicht aztekischen Ursprungs scheint (Buschmann 1852 p. 618). Die Nonoalca welche Sahagun (ebend.) mit den Olmeken zusammen nennt scheinen die Bewohner des oben (p. 24) genannten Landes Onohualco zu sein und daher nicht verschieden von den Olmeken und Xicalanken; die Chichimeken aber lassen sich nur theilweise zum Toltekenstamme rechnen: jene Erklärer haben demnach wahrscheinlich die einer späteren Zeit angehörige Sage über Chicomoztoc auf die ältesten Völker, die sie zur Toltekenfamilie gehörig glaubten, bezogen und übertragen. Auch bei Torquemada (I, 14 ff. u. 21) spielt die Siebenzahl eine ungebührlich große Rolle: die Tolteken standen, wie er erzählt, ursprünglich unter sieben Herren, deren Namen

er angiebt; Xolotl zog als der Siebente mit sechs andern großen Häu lingen in das Land Mexico ein, und unter seiner Regierung kan noch sechs weitere Fürsten mit ihren Völkern dort an. Diese letz sechs, von deren Einwanderung er vor der Ankunft der Acolhuen zählt, hält Clavigero (II, 15 u. Dissert. II) für die sechs Nahua Völker welche den Azteken vorausgingen, und ist daher der Ansi daß die Acolhuen erst nach ihnen gekommen seien, obgleich Torqu mada selbst (I, 11) in Uebereinstimmung mit den übrigen Quel sagt, daß die Acolhuen für ältere Bewohner des Landes gegolt hätten als „die Mexicaner" und unter den letzteren hier wohl ni die Azteken allein verstehen kann, da er den Schluß seines ersten B ches mit der Ankunft „der Mexicaner" unter Quinantzin, dem He scher der Chichimeken und Acolhuen, macht, und im zweiten damit ginnt die Auswanderung der mexicanischen Stämme von Aztlan u Chicomoztoc zu erzählen, hierbei aber (II, 8) eine Zeit vor Augen h zu welcher die Acolhuen eines der vier Hauptvölker des Reich waren.

Die Verwirrung welche in den vorstehenden Angaben herrscht, so groß, daß wir nicht daran denken können die Namen der Nahu laken-Stämme noch herauszufinden, da sie in unsern Quellen f durchgängig mit denen der viel früher eingewanderten Toltekenvöl vermischt zu sein scheinen. Welche Unsicherheit in Hinsicht ihrer Nam und selbst ihrer Anzahl auch bei Sahagun, Ixtlilxochitl u Torquemada sich zeigt, ergiebt sich aus Folgendem. Ohne die ten Tolteken von den Nahuatlaken zu unterscheiden erzählt erste (X, 29, 14): nach einem längeren Aufenthalte in dem Thale der sie Höhlen zogen die Tolteken von dort aus und gründeten Tullantzin dann Xicocotitlan oder Tulla; die Michoaken wanderten von Chi moztoc aus nach Westen in ihr Land ein; die Nahoas aber gin nach Mexico. Als Nahoas bezeichnet er zunächst fünf Völker: die panecas, Acoloaques, Chalcas, Vexotzincas und Tlascaltecas, nen er später (wie beiläufig) noch die Tlateputzcas und Chololte hinzufügt, ohne die Absicht zu verrathen daß er die Zahl der erste dadurch zu sieben vervollständigen wolle, da er ja ohnehin drei Hau stämme genannt hat als von den sieben Höhlen ausgegangen, de letzter sich erst in sieben Zweige theilen würde. Während ein Ma script Aubin's vom Jahre 1576 (Brasseur II, 263 note) (

Stämme der Azteken aufzählt, darunter die Chichimeken, sagt Torquemada (II, 1), es seien deren nach Einigen vier, nach Anderen neun gewesen. Nach Ixtlilxochitl (Rel. 453) bestanden die Mexicaner in engerem Sinne aus den Aztlanecas (Azteken), Aculhuas, Tepanecas und Huiznaques, diese kamen erst unter Techotlalatzin an und es gab vor dieser Zeit keine Mexicaner im Lande. Was das Letztere betrifft, so widerspricht er sich freilich selbst, da er die Ankunft der Acolhuen und Tepaneken anderwärts (Rel. 341, Hist. I, 37) und wohl richtiger in ältere Zeit, nämlich in die Regierungszeit Xolotl's, die der Aztlaneken aber (Rel. 347) unter dessen Urenkel Quinatzin oder Quinantzin setzt, den Vorgänger des Techotlalatzin. Die Aztlaneken, heißt es an letzterer Stelle, seien zu dieser Zeit (im Jahre 1140 nach p. 398) eingewandert und von Aculhua, an den sie sich wendeten um sich in seinem Lande niederlassen zu dürfen, benutzt worden um Quinatzin, dessen Thron durch innere Unruhen bedroht war, in seine Würde wieder einzusetzen. Unter den Aztlaneken sind demnach, wie auch die angeführte Jahreszahl lehrt, jene Tolteken zu verstehen die unter der Anführung des Huetzin oder Huitzilopochtli nach Anahuac kamen, und es bestätigt sich auch hier wieder daß sie als das dritte Hauptvolk erst nach den Acolhuen und Tepaneken dort eingezogen sind. Daß Aculhua nicht eine historische Person, sondern bloßer Stammesname und Torquemada's oben erwähnte Vermuthung über seine Identität mit Huetzin unrichtig ist, ergiebt sich von selbst. Ixtlilxochitl (Rel. 349, Hist. I, 71) weiß nur von zwei Zweigen der Aztlaneken, die nach den beiden Haupttheilen der späteren Stadt Mexico Tenuchcas und Tlatelolcas genannt, sich beide unter den Schutz der Acolhuen stellten und von diesen ihre Herren erhielten.

Das Vorstehende genügt um uns wenigstens einen Blick in die Verhältnisse thun zu lassen welche zu der Zeit obwalteten da die Azteken nach Anahuac kamen. Das Reich der Chichimeken ging seinem Verfalle rasch entgegen, der hauptsächlich durch innere Kämpfe herbeigeführt wurde. Die Acolhuen waren zu einer gefährlichen Uebermacht gelangt; neben ihnen, doch von ihnen beherrscht, standen die Tepaneken von Azcapuzalco — ihr König Tezozomoc wird ein Sohn des Aculhua genannt (Ixtlil., Rel. 344, 456) —, die alten Tolteken oder Culhuas aber die von früher her im Lande sitzen geblieben waren, nahmen äußerlich jedenfalls keine hervorragende Stellung ein, so groß

ihr Einfluß auch auf die Künste und die Gesittung gewesen sein m
welche die herrschenden Stämme sich von ihnen aneigneten. Diese d
Völker bildeten nach Torquemada (II, 8) und Tezozomoc (I, 1
nebst den Chichimeken, mit denen jetzt auch die Mezoteken und Ot
mies als synonym genannt werden, die Hauptbestandtheile des R
ches in der dermaligen Zeit, und wir können uns unter diesen U
ständen nicht wundern daß sich die einwandernden Azteken an die Ac
huen wendeten und unter deren Schutz stellten. Daß diese Einwand
rung nicht auf einmal sondern in mehreren Abtheilungen und zu v
schiedenen Zeiten erfolgte, wird allgemein berichtet, doch scheint s
Genaueres hierüber kaum noch ermitteln zu lassen. Der Toltekenstam
der Xuchimilcas soll schon unter Tlotzin, Xolotl's Enkel, angeko
men sein (Ixtlilx., Rel. 458), die Metzizin von denen der Name „M
xico“ herrühren soll, die Colhuaques, Huiznahuaques, Tepanec
unter Techotlalatzin (ebend. 354). Es scheint an dem Faden zu fehl
der uns leiten könnte dieses Namengewirre zu lösen, zumal da nic
bloß von Norden und Nordwesten, sondern auch von Süden her eini
Toltekenvölker herzugeströmt sein sollen, wie die Tlailotlaques u
Chimalpanecas aus der Mizteca (ebend. 399, 453, Hist. I, 81). N
einige Andeutungen sind noch zu erwähnen welche auf die Geschich
der Azteken-Wanderung ein, wenn auch nur schwaches Licht werfen

Nach der ersten Trennung dieser Völker in Chicomoztoc, in Fol
deren ein Theil derselben in Mechoacan sitzen blieb, wie wir nach S
hagun bereits angeführt haben (vgl. auch Garcia V, 3), schei
eine zweite in Malinalco erfolgt zu sein (Acosta VII, 5), es heiß
auf Veranlassung einer bösen Zauberin die man dort zurückließ. Di
wird von Tezozomoc (I, 9) Malinalxoch und eine Schwester d
Huitzilopochtli genannt, die bei den Texcaltepeken in Coatepec ein A
gefunden und dort einen Sohn Cohuil geboren habe. Daher werd
die Malinalca als eins der neun mexicanischen Völker von Torqu
mada genannt die von Aztlan ausgingen; sie sind, nach dem Nam
„Cohuil“ zu schließen, wahrscheinlich identisch mit den von Clav
gero (II, 14) als ein nicht näher bekanntes Volk angeführten Coh
ixcas, wofür auch noch der Umstand spricht daß der von Cort
(75) erwähnte Ort Malinalco südöstlich von der Hauptstadt und d
her in derselben Richtung liegt in welcher sich die Cohuixken auf Cl
vigero's Karte finden. Von Coatepec und Tula im Norden d

Stadt Mexico wendete sich der Zug nach Zumpango und Chapoltepec. Als die Zeit ihrer Ankunft an diesem Orte, die sich schon wegen ihres allmälichen Vordringens in verschiedenen Abtheilungen und wahrscheinlich auch in verschiedenen Richtungen schwerlich genau bestimmen läßt, betrachtet man die Mitte des 13. Jahrhunderts.

Von dieser Zeit bis zur Gründung ihrer Hauptstadt (1325) waren die Mexicaner machtlos und verachtet. Sogleich bei ihrem Eintritt in das Thal von Anahuac in die inneren Kämpfe des Reiches von Tezcuco verwickelt und von mehreren Seiten feindlich behandelt, unterlagen sie der List oder der Gewalt des Königs von Culhuacan, eines Toltekenfürsten, der selbst nur eine untergeordnete Stellung einnahm. Da sich indessen später die Culhuas genöthigt sahen sie gegen die Xochimilcas zu Hülfe zu rufen und sich die Mexicaner bei dieser Gelegenheit ebenso tapfer und grausam als listig bewiesen, fanden es jene gerathen sie der Dienstbarkeit zu entlassen (Torquemada II, 4 f., 9 f.), indessen blieben sie auch noch nach der Gründung von Mexico-Tenuchtitlan ein ärmliches Fischervolk, wie schon die Lage der Stadt auf den kleinen Inseln im See erkennen läßt. Diese letztere hieß mit ihrem einheimischen Namen Tenuchtitlan entweder nach dem Nopalstrauch mit dem Adler, den ihnen der Gott als Zeichen des Ortes verheißen hatte wo sie sich anbauen sollten — vielleicht, wie Brasseur (II, 446) glaubt, eine erst später von den Priestern erfundene Sage zur Deutung des Wortes „Tenuchtitlan," oder nach Tenuch, der bald als Stammvater der Mexicaner, (Torquemada I, 12 vgl. jedoch ebend. III, 22) bald als Gründer der Stadt bezeichnet wird (Erklärer bei Kingsborough V, 40, Herrera II, 7, 14). Der Name „Mexico,"* den Cortes nur selten und erst in seinem 4. Berichte für die Stadt, früher nur bisweilen für das Land im Ganzen gebraucht (Koppe 443 not.), scheint erst durch die Spanier allgemein üblich geworden zu sein. Gomara (347) und Torquemada (III, 23) leiten ihn von Mexitli ab, das synonym mit Huitzilopochtli sei. Ixtlilxochitl (Hist. I, 85, Rel. 354) giebt Mexitin nur als eines der Häupter und die Mezitzin als einen der einwandernden Stämme an, welcher letztere auch Mexica genannt wird (Torquemada II, 1), während das Land Meztitlan geheißen zu haben scheint (ebend. II, 6).

* Herrera (a. a. O.) sagt daß Tenuchtitlan die Stadt, ihre beiden Hälften aber Mexico und Tlatelulco geheißen hätten.

Trotz der mißlichen Lage in welcher sich die Mexicaner damals b-fanden blieben sie in feindliche Parteien gespalten und ihre Uneini(g)keit führte zur Gründung von Tlatelolco (1338), der zweiten abg(e)sonderten Hälfte der Stadt, die lange Zeit von Tenuchtitlan unab(h)hängig und selbstständig blieb. Der Adel dieses zweiten Stadttheil(s) stammte von den Tepaneken (Torq. II, 14), und vielleicht dürfen w(ir) in diesem Umstande nicht allein die Hauptursache der so lange festgeha(l)tenen Eifersucht und Feindseligkeit gegen Tenuchtitlan, sondern au(ch) den ursprünglichen Grund der Spaltung erblicken. Die Tepaneken vo(n) Azcapuzalco waren es, denen die Mexicaner bald nach der Gründun(g) ihrer Hauptstadt tributpflichtig wurden und unter deren Druck s(ie) während eines halben Jahrhunderts standen (Sahagun X, 29, 14 Torq. II, 15); aus ihrem Königshause soll auch der erste Herrsche(r) von Tlatelolco stammen (ebend. 12).

Ueber den ersten König den sich die Mexicaner wählten, lauten di(e) Nachrichten, abgesehen von seinem Namen Acamapich oder Acama(pichtli), pichtli, sehr verschieden. Ixtlilxochitl (Rel. 353, 457), der sei(n) Todesjahr bald auf 1271 bald auf 1281 setzt, nennt ihn öfters de(n) ersten König von Mexico und zugleich den fünften von Culhuacan — nicht zu verwechseln mit Acolhuacan, dem großen Reiche von Tezcuco — das er mit Hülfe des Herrschers von Azcapuzalco an sich zu reißen ge(-)wußt habe (Hist. I, 93). Ihn selbst läßt er, wie früher bemerkt, vo(n) den Acolhuen stammen, was Torquemada (II, 13) ebensoweni(g) wahrscheinlich findet als daß er, wie Acosta (VII, 8) und Herrer(a) (III, 2, 12) behaupten, mütterlicher Seits ein Enkel des Königs vo(n) Culhuacan gewesen sei. Was das Richtige sein mag, wird sich schw(er) entscheiden lassen; mit größerer Sicherheit dürfen wir die Eroberunge(n) in Abrede stellen die vom Erklärer des cod. Mendoza (Kingsbo(-)rough V, 40) dem Acamapich und seinem Nachfolger Huitzilihuitl z(u)geschrieben werden. Dazu war das mexicanische Volk noch zu schwac(h). Da Sahagun (VIII, 5) den Regierungsantritt des Acamapich er(st) auf 1384 setzt, so würde man, wenn Ixtlilxochitl's Chronolo(-)gie nur einiges Vertrauen verdiente, mehrere Könige dieses Namen(s) anzunehmen geneigt sein, wofür sich an Gomara (433) eine Stü(t)ze fände; indessen ist die Autorität des letzteren in der einheimische(n) Geschichte des alten Mexico zu gering um dieser Ansicht ein bedeuten(-)deres Gewicht zu verleihen. Allerdings ist es leicht möglich daß meh(-)

rere Regenten im Anfange der uns überlieferten Reihe ganz ausgefallen sind.

Auf Acamapich folgten seine drei Söhne, Huitzilihuitl, Chimalpopoca und Itzcohuatl, unter denen der letztere, obgleich von einer Sklavin geboren, bei weitem der bedeutendste war. Huitzilihuitl (Vitzilouitli und Vitzilocutli von Acosta und Herrera geschrieben) verheirathete sich mit einer Königstochter von Azcaputzalco (Torquemada II, 16 f.). Die Mexicaner wurden in Folge des freundschaftlichen Verhältnisses das sich gebildet hatte, wie Tezozomoc erzählt, aus der Dienstbarkeit entlassen, doch entstanden nach kurzer Zeit neue Streitigkeiten. Im Acolhuen-Reiche (Tezcuco) war Ixtlilxochitl auf seinen Vater Techotlalatzin gefolgt. Gegen diesen empörte sich Tezozomoc, König der Tepaneken, dem es nach Ixtlilxochitl's Ermordung gelang sich des Thrones zu bemächtigen; die Mexicaner, welche in diesem Kriege auf seiner Seite gestanden hatten, erhielten von ihm die Herrschaft über Tezcuco zugestanden (Ixtlilx., Rel. 356 ff., Hist. I, 97, Torquemada II, 19 ff.). Chimalpopoca, nach Acosta und Herrera der Sohn, nach Torquemada u. A. vielmehr der Bruder seines Vorgängers, war König von Mexico als der Usurpator Tezozomoc starb, zwei Söhne hinterlassend, Tayauh (Tayatzin) und Maxtla. Chimalpopoca rieth jenem seinen Bruder Maxtla zu stürzen, dieser aber kam dem Plane zuvor, ließ Tayatzin umbringen und setzte Chimalpopoca gefangen: letzterer starb im Gefängniß, sei es daß er sich selbst erhing oder durch gedungene Mörder fiel (Ixtlilxoch., Rel. 371 ff., Hist. I, 148, 163, Torquemada II, 26 ff.). Hatte Maxtla die Mexicaner schon vorher als tributpflichtige Vasallen behandelt und mit Hohn beleidigt, so hatten sie nach Chimalpopoca's Tode noch härteren Druck zu leiden. Aber kurze Zeit darauf wendete sich das Glück und zwar auf eine solche Weise, daß zugleich mit dieser Wendung der Grund zu der künftigen Größe der Mexicaner gelegt wurde.

Ixtlilxochitl hatte einen Sohn hinterlassen der mütterlicher Seits ein Enkel des mexicanischen Königs Huitzilihuitl, und daher schon durch Familieninteresse den Mexicanern verbunden war. Dieser Fürst, der berühmte Netzahualcoyotl (geb. 1402), von dessen Tapferkeit Klugheit und Edelsinn viele merkwürdige Beispiele erzählt werden, hatte sich zu wiederholten Malen und oft auf wunderbare Weise allen Nachstellungen des Tyrannen Maxtla glücklich zu entziehen gewußt.

Er gewann eine große Partei für sich, versöhnte und verbündete s
mit den Mexicanern, die nach Chimalpopoca's Tode Itzcoatl (Itz
huatl) auf den Thron erhoben hatten, und stürzte unter wesentlich
Mitwirkung des letzteren die Herrschaft der Tepaneken: Maxtla, w
cher drei Jahre den Thron behauptet hatte, fiel in seine Hände, wur
geopfert und seine Hauptstadt Azcapuzalco zerstört (Ixtlilx. 37
381, Hist. I, 206, Torquemada II, 23, 31 f., 36). Netzahualcoyo
zog als Sieger in Tezcuco ein (1427, Ixtlilx., Hist. I, 203), die T
paneken aber wurden von da an Vasallen der ihnen bisher dienstb
gewesenen Mexicaner; nur der Fürst von Tlacopan (Tlacupa, Tacub
der, obgleich Tepaneke, nicht mit gegen diese gekämpft hatte, blieb
seiner Würde, und nicht bloß geschont wurde er, sondern sogar vo
jenen beiden weit mächtigeren Herrschern als selbstständiger Bunde
genosse aufgenommen. Die Hauptbestimmung dieses bis zum Unte
gang der einheimischen Könige aufrechterhaltenen Bündnisses war, da
der König von Tezcuco (Aculhua Tecuhtli und Chichimecatl Tecuhtl
der von Tenuchtitlan (Culhua Tecuhtli) und der von Tlacopan (Te
panecatl Tecuhtli) an Rang einander gleich sein, gemeinsame E
oberungen aber nach verschiedenen Verhältnissen unter sich theilen sol
ten: der letzte sollte 1/5, jeder der anderen 2/5, oder, wie Andere ang
ben, nach Abzug des Fünftels für den König von Tlacopan der ers
1/3 und der zweite 2/3 erhalten (Ixtlilx., Hist. I, 219, Rel. 467, Zu
rita 11, Torquemada II, 39). Waren bis dahin die Acolhuen un
Tepaneken die Hauptmacht im Lande gewesen, so wurden dieß von nu
an die Acolhuen und Mexicaner. Das Reich der ersteren war weit ä
ter als das mexicanische und der äußere Glanz wie die Civilisation d
Mexicaner verdankt dem alten Cultur- und Herrschersitze von Tezcuc
der auch in späterer Zeit aus diesem Grunde noch in hohen Ehr
stand, die wesentlichsten Elemente der Größe. Ohne diese Vorgänger
und Verbündete würde die rasche Erhebung und Machtentwickelun
Mexico's nicht möglich gewesen sein.

Vor dieser Zeit scheinen nur die Fürsten, denen das Volk willi
folgte, um den Besitz der Macht vielfach miteinander gekämpft zu ha
ben; wir hören von keinen Aufständen des Volkes die später, wen
auch nur selten, vorkamen. Einen eigenen Willen zeigte das letzte
zum ersten Male in dem Kriege gegen Maxtla: dem Kampfe abgeneig
konnte es vom Adel nur dadurch gewonnen werden, daß dieser ve

tragsmäßig versprach sich im Falle eines unglücklichen Ausganges ganz in seine Hand zu geben, wogegen das Volk im Falle des Sieges sich zur Dienstbarkeit gegen den Adel verpflichtete. Der Erfolg des Kriegs führte daher zu einer Befestigung der Aristokratie und zu einer scharfen Scheidung derselben von dem hörigen Volke, und es ist dieß ohne Frage das wichtigste Ereigniß auf dem Gebiete des inneren Staatslebens in dieser Zeit. Von dem Fortgange der inneren Entwickelung wissen wir außerdem nur wenig. Unter Chimalpopoca hatte man den Bau der Wasserleitung von Chapoltepec begonnen und einen großen runden Stein mit einem Loche in der Mitte zum Zwecke der Menschenopfer nach Mexico gebracht. Unter Itzcoatl war das Streben nach äußerer Ausbreitung der Macht entschieden vorherrschend: Cuyoacan, das den Tepaneken gehörte, Xochimilco, Cuitlahuac und andere Städte wurden überwunden, daß sich aber die Eroberungen schon in dieser Zeit bis zum Meere und weit nach Süden ausgedehnt hätten (Tezozomoc I, 41) ist wenig glaubhaft. Durch neue Tempelbauten sorgte Itzcoatl auch dafür das äußere Ansehn der Hauptstadt zu heben (Torquemada II, 42), doch mußte er sich, wenn wir anders dem für Tezcuco parteiischen Ixtlilxochitl (I, 229) hierin trauen dürfen, eine Demüthigung von Seiten Netzahualcoyotl's gefallen lassen den er durch Anmaßung beleidigt hatte: die 30 Großen der verbündeten Reiche, der hohe Adel welcher keinen Tribut zu zahlen, sondern nur mit seinen Vasallen Kriegsdienste zu leisten hatte, wurde durch letzteren in seine von Itzcoatl bedrohten Rechte wieder eingesetzt und reich mit Land belehnt.

Montezuma (eigentlich Moteukzoma) Ilhuicamina, Montezuma I, Sohn des Huitzlihuitl und einer Tochter des Königs von Quauhnahuac (Torquemada II, 17), setzte die Eroberungen seines Vorgängers mit dem glänzendsten Erfolge fort. Sie erstreckten sich zunächst auf das benachbarte Chalco, das er zweimal schwer züchtigte um dessen Macht und Uebermuth zu brechen. Hauptsächlich nach Osten und Süden wurde das Reich durch ihn erweitert: er unterwarf sich dort das Land Tepeacac und die Küste am Golf von Mexico, andererseits dehnte er seine Herrschaft bis jenseits Chilapan und über Huaxjacac (Oaxaca) aus (ebend. II, 44, 46, 50, Tezozomoc I, 145*,

* Die dortige Kapitelüberschrift spricht von den „Huastecas am Südmeer," ein Ausdruck dessen Bedeutung sich erst weiter unten aufklären wird. Nach Ixt-

166, 169, 189). Acosta (VII, 16) schreibt den größten Theil die Eroberungen und viele andere Kriegsthaten dem Helden Tlacaellel ; „dem Manne mit dem großen Herzen," dieser selbst aber ist (n Clavigero III, 19) von Montezuma nicht verschieden, welcher sc vor seiner Thronbesteigung, namentlich in dem Kampfe gegen Max durch seine außerordentliche Tapferkeit hohen Ruhm erworben ha Auch die neu gewonnenen Länder auf die Dauer dem Reiche zu erh ten, war er bemüht. Hatte schon der Chichimekenherrscher Techot latzin zu gleichem Zwecke eine theilweise Vertauschung der Bevöl rung besiegter Länder mit einander vorgenommen (Torquemada 8), so suchte Montezuma durch Aussendung von Kolonien seine neu Eroberungen zu befestigen, was man später nach seinem Beispiele i ters wiederholt hat (Tezozomoc I, 203, II, 19). Krankheiten u Ueberschwemmung, dann Dürrung und Hungersnoth (1450—5 Ixtlilx., Hist. I, 290) drückten freilich unter seiner Regierung so schw auf die Mexicaner, daß es selbst zum Verkaufe der eigenen Kinder g gen Lebensmittel kam und viele auswanderten (Torquemada II, 4 Tezozomoc I, 207); indessen scheint der Aufschwung des Reich nur vorübergehend durch dieses Unglück gehemmt worden zu sei denn die großen Tempelbauten, vorzüglich für den Gott Huitzilopocht wurden unter Montezuma weiter geführt und der Luxus seiner Ho haltung soll dem des zweiten Montezuma nur wenig nachgestand haben (Torq. II, 46, Tezozomoc I, 151, 185).

Die drei folgenden Könige, deren erste beiden Acosta und na ihm Herrera in falscher Reihenfolge gegeben haben, weil Tizoc t älteste Sohn der drei Brüder war, wurden von dem sterbenden Mo tezuma als seine Nachfolger empfohlen und kamen in der Ordnu zur Regierung in welcher er sie genannt hatte: Axayacatl, Tiz Ahuitzotl, drei Enkel des Montezuma (nach Clavigero IV, 14 d Acamapich), die Söhne seiner einzigen legitimen Tochter (Ixtlilx., Hi II, 22; Tezozomoc I, 306, 327, 341 macht darüber verschiede Angaben, vgl. Torquemada II, 54 f.). Axayacatl unternah sobald er zur Regierung gelangte, einen Kriegszug nach Tehuan pec, das jedoch nicht durch ihn, sondern erst später (1499) dauer unterworfen wurde (Ixtlilx., Hist. II, 64, 72, Torquemada II, 6

lilxochitl (Hist. I, 287) wäre es vielmehr Netzahualcoyotl gewesen der d Huasteken besiegte.

vorzüglich aber erweiterte er die Grenzen des Reiches nach Westen durch seine wiederholten Siege über die Matlazincas im Thale von Toluca und sein Vordringen bis nach Tlaximalojan. Mißhelligkeiten mit dem Herrscher von Tlatelulco, den man nicht mit Acosta und Tezozomoc (I, 215) einen Empörer nennen darf, da er bisher von Mexico unabhängig gewesen war und keinen Tribut gezahlt hatte (Ixtlilx., Hist. II, 8) führten letzteren zu dem verrätherischen Plane die Macht der Mexicaner zu stürzen; dieser mißlang jedoch und erst seit dieser Zeit war die Herrschaft der Mexicaner über Tlatelulco entschieden (Torquemada II, 55, 58). Die lange Existenz dieses kleinen Staates in unmittelbarster Nähe der aztekischen Hauptstadt läßt deutlich erkennen daß das mexicanische Reich keine hinreichend gesicherte und consolidirte Macht besaß, so ausgedehnt seine Grenzen auch schon damals waren. Dieß zeigt sich ebenso an dem feindlichen Verhältniß in das sich erst seit Itzcoatl die Tlascalteken und Huexozinken zu Mexico gesetzt hatten (Torq. II, 48). Zu Netzahualcoyotl's Leichenfeier, welche in die ersten Regierungsjahre des Axayacatl fiel, wurden zwar Tlascala Huexozinco und Cholula eingeladen und ließen sich dabei durch Gesandte vertreten (Ixtlilx., Hist. II, 2), auch bei Axayacatl's Tode kamen die Herren dieser Städte mit Geschenken nach Mexico, standen aber diesem gleichwohl feindlich gegenüber (Tezozomoc I. 297, 299).

Tizoc war unkriegerisch und überließ dem Cihuacoatl, Montezuma's I. Bruder, factisch die Gewalt, die dieser auch unter Ahuitzotl bis zu seinem Tode behielt (ebend. 341, II, 54). Die Regierung des letzteren ist vor Allem ausgezeichnet durch die Vollendung und Einweihung des großen steinernen Tempels für Huitzilopochtli (1487). Die massenhaften Menschenopfer bei diesen und ähnlichen religiösen Festen, während deren man alle Feindseligkeiten ruhen ließ, hatten vorzüglich den Zweck unter den fremden Fürsten und Gesandten, die dazu geladen waren und reich beschenkt wieder entlassen wurden, Schrecken zu verbreiten und ihnen überhaupt durch die Großartigkeit der Feier zu imponiren; namentlich auch feindliche Fürsten wurden zur Theilnahme herbeigezogen, obwohl man diese alsdann sorgfältig vor dem eigenen Volke verbarg um nicht dessen Wuth gegen sie herauszufordern (Torq. II, 63, Ixtlilx., Hist. II, 47 f., Tezozomoc I, 379, 393, II, 100). Ixtlilxochitl (Hist. II, 11, 44, 128) schreibt zwar dem Könige von Tetzcuco Netzahualpilli oder Netzahualpilzintli, Ne-

zahualcoyotl's Sohne und Nachfolger (reg. 1470—1515), die Er
berung des Landes bis gegen Panuco hin auf der einen und bis C
apa auf der anderen Seite zu, aber den Hauptantheil an der Vergr
ßerung des Reiches scheint vielmehr Ahuitzotl gehabt zu haben, der i
Norden Xilotepec überwand, im Westen gegen Xalisco Kriege füh
und außer mehreren Provinzen die in dieser Richtung lagen, mehr
andere an der Küste der Südsee, namentlich Zacatula unterwarf,
das Land der Zapoteken und nach Chiapa vordrang, Tehuantep
einnahm und seine Truppen bis nach Guatemala sendete (ebend. 6
Torq. II, 63, 66, Tezozomoc I, 341, 393, II, 25). Auch un
ihm hatte Mexico von Ueberschwemmungen zu leiden, denen zu b
gegnen er den großen Damm der den Salzsee von dem Süßwasser
schied, bauen und Wasserleitungen anlegen ließ.

Die Herrschaft der Mexicaner erstreckte sich vom atlantischen bis zu
stillen Meere als Montezuma II, der dritte Sohn des Axayaca
(Ixtlilx., Hist. II, 23), wie es scheint, mit Hülfe grober Verbrechen* d
Thron bestieg. Ehrgeiz in Verbindung mit religiösen Motiven hatt
hauptsächlich die Mexicaner zu großen Eroberern gemacht: Alles si
und ihrem Gotte Huitzilopochtli zu unterwerfen bis sie selbst besie
würden, betrachteten sie als ihren Beruf (Tezozomoc II, 53). Mon
tezuma, bis zu seiner Erwählung Oberpriester des Huitzilopochtl
scheint diese Motive vollkommen getheilt zu haben: auch er begi
den verhängnißvollen Fehler mehrerer seiner Vorgänger seine Waff
in weite Ferne zu tragen ohne seine Feinde in der Nähe für sich
gewinnen oder niederzuwerfen, und ohne für den sicheren Besitz d
erst kürzlich Erworbenen gehörig zu sorgen. In vielen der südlich
Länder brachen Empörungen aus, bei den Mixteken und Zapoteke
in Tototepec und Tehuantepec, aber gleichwohl beschränkte er sich nic
darauf das Gefährdete zurückzugewinnen, sondern sendete seine Hee
in weit entlegene Länder, nach Guatemala, Vera Paz, und wie
heißt selbst nach Nicaragua um sich dort festzusetzen (Ixtlilx., Hist. I
102, 108, 115, Torquemada II, 75, 81). Seine Kriege in der Nä
gegen Huexocinco Cholula und Tlaxcallan fielen aber zum Theil u

* Tezozomoc (II, 219) erzählt daß er von den Spaniern bedrän
auf seine Anfrage an den Herrscher der Unterwelt über sein Schicksal, von d
sem die Antwort erhielt, da er seine Verwandten umgebracht habe, müsse er
sten und Buße thun. Sein unsicheres Benehmen gegen die Spanier erklärt si
großentheils aus einem bösen Gewissen.

glücklich aus. Gegen letzteres, das vom mexicanischen Reiche schon seit längerer Zeit ganz eingeschlossen war, ließ sich von ihm das Volk der ersten beiden Städte gebrauchen; die Tlascaltcken waren aber mit Hülfe der Otomies in diesem Kriege anfangs dennoch siegreich. Daß sie von den Mexicanern absichtlich geschont worden wären um Kriegsgefangene, die man in den Tempeln opfern könnte, jeder Zeit in der Nähe machen zu können, wie freilich auch Ixtlilxochitl (Hist. I, 293) erzählt, ist offenbar eine Fabel die nur der mexicanische Ehrgeiz ersonnen hat (Torq. II, 70, 72, 82, vgl. Tezozomoc). Montezuma wird von Ixtlilxochitl (Hist. II, 119, 128) des Verrathes gegen seinen Verbündeten Nezahualpilli in diesem Kriege und beleidigenden Hochmuthes gegen ihn beschuldigt; gewiß ist wenigstens dieß, daß er durch große Härte und ungemessene Hoffarth, die ein hervorstechender Zug seines Charakters war, sich viele Feinde machte. Nach Nezahualpilli's Tode brach Streit unter dessen Söhnen um die Herrschaft über Tezcuco aus. Montezuma, eifrig bemüht seinen Einfluß geltend zu machen und die Macht von Tezcuco zu schwächen, begünstigte hierbei den Cacamatzin, doch kam es schließlich zu einem Vergleiche durch welchen das Reich zwischen diesem und seinem Bruder Ixtlilxochitl getheilt wurde (ebend. 132, Torq. II, 83 ff.).

Unter solchen Umständen ist es wohl begreiflich daß das große, zu rasch gewachsene Reich des Montezuma durch ein paar kräftige und geschickt geführte Stöße zertrümmert werden konnte. Die älteren spanischen Berichte über Cortes' Eroberung von Mexico leiden weniger in Folge von Parteilichkeit als von Unkenntniß der inneren Zustände des Landes an Einseitigkeit. Ueber die mächtige Hülfe welche den Conquistadoren von dieser Seite kam, hat erst Ixtlilxochitl Licht verbreitet und die richtigen Gesichtspunkte aufgestellt. Mag der Antheil den er seinem Verwandten, dem Fürsten Ixtlilxochitl, an dem Erfolg des Cortes zuschreibt, mehrfach übertrieben sein, so läßt sich doch nicht leugnen daß die Größe und Wichtigkeit des Beistandes den jener von Tlascala und später bei der Belagerung außer von Tlascala auch von Tezcuco, Huexotzinco, Cholula und anderen Städten erhielt, erst von ihm gebührend hervorgehoben worden ist; und nicht minder richtig scheint es zu sein daß jener Fürst, der mit Montezuma über die Thronfolge in Tezcuco verfeindet war, begierig die Gelegenheit ergriff sich auf Cortes' Seite zu stellen und bereitwillig Christ wurde um als

Abtrünniger sein eigenes Volk unter das spanische Joch beugen zu
sen, da er nach dem Falle seines überlisteten Nebenbuhlers Cacai
zin es nicht verschmähte dessen Thron hauptsächlich der Gunst
fremden Eroberers zu verdanken.

---

2. Ueber die Ausbreitung der toltekisch-aztekischen Stäm
vor der Eroberung des Landes durch die Spanier sind wir nur u
vollkommen unterrichtet. Wir wissen zwar, wie bemerkt, daß sie s
einst von 37° n. B. bis zum See von Nicaragua erstreckt haben, u
die Spuren ihrer Sprache lassen sich in dieser ganzen Ausdehnu
noch heutzutage nachweisen (Buschmann), aber es ist nicht mind
gewiß, daß sie auf dem großen Ländergebiete das innerhalb jener Gre
zen liegt, nur das bedeutendste und meist das herrschende, aber k
neswegs das einzige Volk gewesen sind. Dieß gilt sogar von ihr
Hauptlande dem alten Anahuac, dessen Grenzen nach Clavige
(I, 1) das Reich des Montezuma und seiner Verbündeten nebst d
von ihnen eingeschlossenen Staaten und Mechoacan umfaßten, v
14—21° n. B. (Humboldt, N. Sp. I, 7), wenn nicht vielmehr, v
Echevarria (I, 1) angiebt, in allgemeiner und etwas vager W
die Länder welche zwischen dem atlantischen Ocean und der Süd
lagen unter diesem Namen begriffen wurden (S. oben p. 16). E
genaue Bestimmung dessen was zu Anahuac gehörte, scheint ni
mehr möglich, und es ist zweifelhaft ob die alten Mexicaner selbst
nen scharf begrenzten Begriff mit diesem Worte verbanden. Wie
bei einem Erobervolke erwarten müssen, waren sie zwar bemüht
Herrschaft ihrer Sprache auszubreiten: diese wurde überall verstan
wohin Montezuma's Macht reichte; aber bei weitem nicht alle Vö
des mexicanischen Reiches waren von toltekisch-aztekischem Stam
Dieser letztere erstreckte sich, wie wir oben gesehen haben, in älte
Zeit außer dem Land an den Seen von Mexico, wahrscheinlich
der Küste in der Gegend von Panuco bis zur Laguna de Termin
über einen großen Theil von Oaxaca und über Guatemala bis
nach Nicaragua — auch anderwärts, namentlich weiter im Nord
mag er sich ausgebreitet haben, es fehlt aber darüber an näheren
storischen Nachweisen.

Auch für die spätere Zeit Montezuma's sind bestimmte Angaben über die Verbreitung der Azteken nur in geringer Anzahl vorhanden. Ihr Hauptsitz und der Mittelpunkt ihrer Macht war auch damals die unmittelbare Umgebung jener Binnenseen, von wo 12 leguas südlich Quauhnahuac (Cuernavaca), die Hauptstadt des Nahuatl-Volkes der Tlatluicas oder Tlahuicas lag (S. oben p. 34, Torquemada III, 21). Oestlich von dort hatten sich in früherer Zeit die Teochichimeken (Otomies) der alten Toltekensitze, namentlich Cholula's bemächtigt und die bisherigen Bewohner dieser Gegenden theils verdrängt theils unterworfen (Torq. III, 11), später aber kamen — wir wissen nicht zu welcher Zeit und auf welche Weise — aztekische Stämme, insbesondere Tlascalteken, wieder zur Herrschaft, obwohl die Städte die sie inne hatten, großentheils von stammfremden Völkern umgeben blieben.* Ebenso war in Tepeaca südöstlich von Tlascala das Mexicanische nur die Sprache der Herrscher, das umwohnende Landvolk aber gehörte einer fremden Nationalität an (Herrera II, 10, 31); und in ähnlicher Weise giebt auch für die neuere Zeit Humboldt (Neu Sp. II, 138) in der Provinz Puebla die mexicanische Sprache als herrschend nur im nordwestlichen Theile an, nämlich in den Städten Puebla Cholula und Tlascala. Nach Gallatin erstreckte sie sich nördlich von Mexico nach Meztitlan in eine Entfernung von 25 leguas, obwohl diese Gegend nicht zum Azteken-Reiche gehörte und,

* Tezozomoc I, 373 läßt den Herren von Cholula ausdrücklich sagen daß er und die Seinigen mit den Mexicanern und Tlascalteken eines Stammes sei. Was Clavigero (II, 12 u. 16) von den Tlascalern erzählt, indem er sie mit den Teochichimeken identificirt, ist aus Torquemada (III. 9) entnommen, der die letzteren in jener Gegend bestimmt als Otomies bezeichnet, daher was er sagt nicht von dem aztekischen Theile der Bevölkerung von Tlascala (eigentlich Tlaxcallan) verstanden werden darf. Die weiteren Nachrichten von den Kämpfen zwischen Huexotzinco und Tlaxcallan, an denen sich auch die Tepaneken betheiligten, und die Kriege zwischen Cholula und Tlaxcallan (Torq. III, 12 ff.), werfen nur insofern ein Licht auf die ethnographischen Verhältnisse, als sie erkennen lassen daß hier bereits von aztekischen Völkern die Rede ist Wenn die Tlascaler (nach Herrea II, 6, 15) ihr Land erst seit 400 Jahren, d. i. seit dem 13. Jahrh. bevölkert glaubten, so ist dieß wahrscheinlich so zu deuten, daß sie nur die Ankunft des Aztekenstammes welcher sich Tlascala's bemächtigte, in diese Zeit setzten. Tlascala und Huexocinco waren bis auf Montezuma I. mit den Mexicanern befreundet und verbündet gewesen (Torq. II, 48) und ersteres hatte namentlich dem Netzahualcoyotl kräftig beigestanden (Ixtlilx., Hist. I, 276), aber seit dieser Zeit herrschte eine sehr erbitterte Feindschaft unter ihnen — namentlich reizten Cholula und Huexocinco die Mexicaner vielfach zum Angriff auf Tlascala —, doch scheinen diese Feindseligkeiten nicht durch einen nationalen Grund, sondern durch religiöse Streitigkeiten hervorgerufen worden zu sein (ebend. II, 266).

wie aus B. Diaz (32) hervorgeht,* südöstlich bis zum Flusse Co
zacoalco, oder, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, wahrschei
lich bis zur Laguna de Terminos (s. oben p. 16). Obgleich aber
lerdings nicht alle Bewohner von Anahuac mexicanisch sprachen o
diese Sprache auch nur verstanden (Tezozomoc II, 34), so dürf
wir doch annehmen daß sie viel weiter verbreitet war als sich aus d
Vorstehenden unmittelbar ergiebt, wenn sie auch wohl nicht in d
größten Theil der Länder einheimisch war welche Montezuma a
Herren anerkannten, denn die Azteken waren ein rasch vordringend
Kriegsvolk, deren sprachliche Eroberungen schwerlich mit denen ihr
Waffen einigermaßen gleichen Schritt zu halten vermochten.

Die Namen der sieben Nahuatlakenvölker welche gewöhnlich a
von Aztlan nach Mexico eingewandert angegeben werden (s. oben
34), finden sich, so weit sie überhaupt eine nähere Deutung zulasse
sämmtlich in bestimmten Oertlichkeiten in der Umgegend der mexican
schen Seen wieder. Dasselbe gilt von den bei Torquemada (II,
angeführten Namen, welcher anstatt sieben Stämmen neun angiel
Sie sind folgende: Chalca, Matlazinca, Tepaneca, Malinalca, Xoc
milca, Cuitlahuaca, Chichimeca. Mizquica, Mexica. Von dies
hatten die Matlazincas den größten Theil des Thales von Tolu
inne und verbreiteten sich von da nach Westen bis nach Tlaximaloya
Sahagun (X, 29, 8) nennt sie auch Tolucas oder Quaquatas u
bemerkt daß ihre Sprache von der mexicanischen verschieden sei, o
gleich auch Mexicaner (vielleicht erst seit Axayacatl's Eroberung d
Landes) unter ihnen lebten; ihr Hauptgott hieß Coltzin und Me
schenopfer waren bei ihnen in Uebung. Ob sie zum Stamme der Az
ken gehörten oder nicht, bleibt demnach unentschieden. Mit etwas gr
ßerer Sicherheit läßt sich dieß von den Cohuixken vermuthen l

* Er erzählt nämlich daß Marina, die bekannte Dolmetscherin des Cort
aus Coazacoalco, nicht aus Jalisco stammte, wie Gomara und Herre
angeben, und daß dort aztekisch, in Tabasco dagegen, wohin sie verkauft word
war, die Sprache von Yucatan gesprochen wurde. Clavigero (VIII, 5),
nicht mit Unrecht daran Anstoß nahm daß Marina aus dem über 900 miles e
fernten Jalisco gebürtig, nach Coazacoalco gekommen sein sollte, hat das D
Painalla für ihren Geburtsort erklärt das auf seiner Karte ganz in der Nähe v
Huilotla im Lande Coazacoalco liegt, während Ixtlilxochitl (Hist. des C
II, 159) sagt sie sei aus Huilotla in Jalacingo (Xalatzinco) gewesen. Letzt
hat das Meiste für sich, da sich die abweichenden Angaben daraus durch V
wechselung theils der beiden gleichnamigen Orte (Huilotla) theils der Länder (
lisco und Jalacingo) am einfachsten erklären.

mit den Malinalca wahrscheinlich identisch sind welche Torquemada nennt (s. oben p. 38). Ihr Land umfaßte die Küste von Acapulco und erstreckte sich von dort in's Innere. Vielleicht gehörten zu ihnen die Tlapaneken, welche im Lande der Cohuixken in der Jurisdiction von Tlapa, 70 leguas südöstlich von Mexico wohnen, wo sie mit den Misteken zusammengrenzen (Villa-Señor II, 18, Humboldt N. Sp. II, 138). Von gleich zweifelhafter Nationalität sind die Cuitlateken, die westlichen Nachbarn der Cohuixken am stillen Meer. Wenn nämlich Torquemada die Cuitlahuacas unter den Aztekenvölkern nennt, so sind allerdings vielleicht unter diesen nur die Bewohner des kleinen Ortes Cuitlahuac zu verstehen der auf einer Insel im See von Chalco lag — Cuetlauac hieß auch der Gebieter der nur 2 leguas von Mexico entfernten Stadt Iztacpalapan (Gomara 340) —, doch wäre es auch möglich dabei an die Cuitlateken zu denken, da sich z. B. die Mazateken auch öfters Mazahuas oder Mazaoaques (Mazahuacas) genannt finden. Ob die Cuicateken, welche Villa-Señor (IV, 7 u. 20) in Cuicatlan und Teutila, jenes nördlich, dieses nordöstlich von Oaxaca, nennt, mit den Cuitlateken identisch seien, ist unbekannt. Nach einer Andeutung de Laet's (bei Vater, Mithrid. III, 3, 32) hätten auch die Popoluken eine der aztekischen verwandte Sprache geredet; da indessen der Name dieses Volkes nur „Barbaren, Ausländer mit fremder Sprache" bedeutet (Buschmann 1852 p. 621), so entspricht ihm wahrscheinlich kein bestimmter ethnographischer Begriff. Villa-Señor (II, 28, 30) giebt Popoluken in der Gegend von Acayuca westlich vom Flusse Coazacoalco an, welche sich bis jenseits desselben nach Osten erstrecken und weiter westlich von dort in der Jurisdiction von Cozamaloapan; auch Quecholac in der Provinz Tepeaca, wo sie schon Herrera (II, 10, 31) nennt, ist von ihnen bevölkert (Alcedo).

Für die spätere Zeit fließen die Quellen reichlicher, die Nachrichten aber die sie über die Ausbreitung der Mexicaner liefern, reden zum Theil bestimmt nur von Versetzungen der Eingeborenen durch die Spanier, zum Theil lassen sie es zweifelhaft ob wir an solche oder vielmehr an ältere eigene Wanderungen derselben zu denken haben. So erzählt schon B. Diaz (277, 287) daß Mexicaner in größerer Anzahl mit den Spaniern nach Honduras Guatemala und anderen südlichen Ländern zogen — daher finden sich Cholultecas in Tegucigalpa

(Buschmann 1852 p. 734) — und auf dieselbe Weise nach Mech
can und Jalisco kamen, obwohl es leicht möglich ist daß die mex
nische Sprache in Mechoacan und die vielfachen Aehnlichkeiten der
wohner dieses Landes mit den Mexicanern (Herrera III, 3,
nicht erst aus dieser späteren Zeit herstammten. So mögen nam
lich die Niederlassungen der Mexicaner in Oaxaca, wo Remesal
16) das Mexicanische unter den einheimischen Sprachen nennt und
Tehuantepec (Villa-Señor IV, 2 u. 19) schon aus der Zeit der
oberung dieser Länder durch die aztekischen Könige herrühren, obsch
von ihnen jetzt nur noch schwache Spuren übrig zu sein schei
(Mühlenpfordt I, 208). In der Provinz Mexico selbst wie in
von Puebla und Vera Cruz sind sie noch neuerdings wie ehemals
vorherrschende Bevölkerung. Queretaro, das sonst auch den Nam
Taxco („tlacho, das Ballspiel" aztekisch) führte, ist 1531 gegründ
die Spanier siedelten Mexicaner und Taraskos dort an (Espino
I, 3). Kolonien der ersteren finden sich daselbst auch gegenwärtig no
ebenso in Guanaxuato und von da nach Zacatecas hinüber (Mü
lenpfordt a. a. O.), doch sollen sie auch hierher erst durch die S
nier gebracht worden sein (ebend. II, 471, Vetancurt, Tratado
la ciudad de Mex. § 46). Dieses Letztere gilt in gleicher Weise
den Tlascalteken und Azteken in S. Luis Potosi (Villa-Señor
9), von den Tlascalteken welche Rivera an mehreren Orten in
hahuila und Neu Leon bis zu 27° n. B. hinauf zerstreut fand,
den Azteken welche Mühlenpfordt an den Grenzen von Neu L
und Tamaulipas und in geringer Anzahl in Durango und Chih
hua angiebt. Ferner nennt Villa-Señor (III, 11) Mexicaner in
ravatio, östlich von Valladolid; ihre Sprache herrscht im Süden
Guadalajara in Zayula und am Chapala See, im Nordosten und O
wie im Westen der Hauptstadt in Tepic und Jalisco (V, 4, 7
doch wissen wir nicht ob ihre Verbreitung erst von Nuño de Guzm
Zug in diese Gegenden herrührt, der viele derselben hierher füh
oder aus früherer Zeit datirt. Die Mazapilen im OSO von
adalajara redeten wahrscheinlich die mexicanische Sprache (Bus
mann 1854 Suppl. II, p. 56, 155 nach Hervas). An der K
des stillen Meeres gehen die Mexicaner bis fast zur Breite der St
Durango hinauf, bis nach Copala und Charcas, wo sie mit Tepe
anas zusammenleben; auch noch nördlicher finden sie sich in Co

am Tabala, zwischen den Flüssen Tabala und Elota und selbst im Osten der Stadt Cinaloa ist S. Benito noch eine Mission der Mexicaner (Villa-Señor VI, 10—14). In Cinaloa wurde nach einer Nachricht bei Hervas (Buschmann a. a. O.) das Mexicanische neben dem Hiaqui, in zwei mit Chinipas vereinigten Missionen dagegen neben dem Tepehuana gesprochen. Daß diese weite Verbreitung der Mexicaner nach Nordwesten durchgängig erst durch die Spanier herbeigeführt worden sei, ist möglich, doch kann man es kaum wahrscheinlich finden: die Einwanderung von Nordwesten her erhält dadurch eine neue wichtige Stütze und wir dürfen vielleicht auf die Art der Vertheilung jener Azteken-Kolonien eine Vermuthung über die Linie gründen in welcher sich jener Völkerzug bewegte.

In dem Gebiete der Mexicaner und von diesen großentheils beherrscht, lebte eine Menge von verschiedenen Völkern unter denen sich ebensowenig eine gegenseitige Verwandtschaft als eine solche zu den Azteken hat nachweisen lassen. Die meisten von ihnen standen auf einer tieferen Stufe der Cultur als diese und man hält sie gewöhnlich für die eigentlichen Urbewohner des Landes, doch fehlt es hierüber an näheren bestimmten Nachrichten, und wenn es z. B. heißt die Otomies seien von den einwandernden Mexicanern schon vorgefunden worden (Tezozomoc I, 10), so bezieht sich dieß offenbar nur auf ihr höheres Alter im Vergleich mit den Azteken, da die Chichimeken häufig mit den Otomies identificirt werden und die Sage den Stammvater der letzteren als einen Bruder des Ahnherrn der Olmeken, Xicalanken und anderer Völker bezeichnet (Torquemada I, 12), deren Ankunft in Anahuac der vorhistorischen Zeit angehört.

Die Huasteken-Sprache (Huaxtecatl) ist der in Yucatan heimischen Maya-Sprache verwandt, wie von Vater (Mithrid. III, 3, 15) hervorgehoben und durch Gallatin (8) bestätigt worden ist. Hierauf gestützt, läßt Brasseur (I, 102) das Huasteka und Nahuatl beide vom Maya als der Sprache des ältesten Culturvolkes in America abstammen und Squier (a, 199) redet von einer Sprach- und Völkerfamilie der Huasteka, die in alter Zeit über Guatemala Chiapas und Yucatan verbreitet gewesen sei — Theorien die zu willkürlich gebildet sind um einer ernsten Prüfung Stand halten zu können. Sahagun (X, 29, 10) schreibt den Namen dieses Volkes Guaxteca oder Guexteca nach ihrem Lande Guextlan und fügt hinzu daß sie auch Toveio-

auch übrigens die Verschiedenheit beider Sprachen ist die scho
rera (IV, 9, 5) hervorhebt. Neuerdings findet man sie in Par
Tampico, in der Umgegend von Valles und Tamiagua und fül
dort angeführt (Villa-Señor I, 19, 21, II, 12). In zwei
von Panuco herrscht ihre Sprache ausschließlich (Lyon I, 6
alten Schriftsteller schildern sie als Menschen von höchster kri
Tapferkeit, die ihren Kriegsgefangenen die Köpfe abschnitten
auf Pfählen aufpflanzten. Vielleicht haben nur ihre sägefö
gefeilten Zähne ihnen den Vorwurf des Cannibalismus zuge
welchem Gomara (182 f.) auch noch den eines ausgebreiteter
zu unnatürlichen Lastern fügt. Möglich daß sich hierauf grü
Brasseur (I, 400) über die religiöse Secte der Cuextecas sag
würdiger Weise erwähnt Tezozomoc (I, 145 in der Ka
schrift) nicht allein Huasteken am Südmeer, sondern bezeichnet
sie auch als Bundesgenossen der Bewohner von Quetzaltepec
Tututepec hin (letzteres am Südmeer) liege. Es würde eine
selung dieses Tututepec mit Totoltepec im Nordwesten vo
(s. Clavigero's Karte) zu vermuthen sein, wenn nicht von S
(X, 29, 14) die Cuextecas einmal mit den Mixteken zusamme
würden und nicht eine Stadt Huaxtepec oder Huasttepec i
von Mexico unweit des Popocatepetl und eine gleichnamige
Südwesten nicht fern von der Küste sich fände, wozu no
kommt daß jenes Quetzaltepec wahrscheinlich das Cuetzpalte
Clavigero's Karte nördlich von Huaxjacac angiebt. Jedenfa

mexicanisch, Otomi oder Gyasteca: demnach wären sie Huasteken und auch keine Huasteken. Eine Nachricht Tezozomoc's (I, 182) löst dieses Räthsel: die eigentlichen Bewohner des Landes Cuextlatlan oder Cuetlachtlan sind Totonaken, die Senatoren aber, unter denen wohl der Adel zu verstehen ist, werden als Huasteken, die Häuptlinge als Tlascalteken bezeichnet. Dieß bestätigt im Wesentlichen auch die Kunde welche Torquemada (III, 18) im Jahre 1600 über dieses Volk von einem seiner alten Häuptlinge erhielt: die Totonaken, erzählte dieser, seien zusammen mit den Xalpaneken und wie diese in 20 Familien von Chicomoztoc ausgegangen und nach Teotihuacan gekommen, wo sie die beiden großen Tempel der Sonne und des Mondes gebaut hätten; die Chichimeken, unter denen hier die Huasteken gemeint scheinen — denn diese werden bisweilen ausdrücklich als Chichimeken bezeichnet (Tezozomoc I, 320) — seien erst nach ihnen eingewandert, sie selbst aber ins Gebirge und nach Cempoala fortgezogen; die monarchische Herrschaft unter der sie standen, zerfiel, sie wurden theilweise den Chichimeken und später den Mexicanern unterthänig. Da ihre Hauptstadt Mizquihuacan hieß, sind sie wahrscheinlich die Mizquica welche Torquemada (II, 1) als einen der 9 mexicanischen Stämme nennt. B. Diaz (60, 36, 39 f.) unterscheidet zwar die Bewohner von Cempoal von den Totonaken im dortigen Gebirge (Gomara 319), wo sie 30 Dörfer inne hatten, doch folgt daraus nicht, daß die ersteren keine Totonaken gewesen wären; physisch und sprachlich von den Mexicanern verschieden, hatten sie sich damals erst kürzlich den siegreichen Waffen Montezuma's unterwerfen müssen und ließen sich daher leicht von Cortes zum Aufstand gegen diesen gewinnen. Indessen läßt sich schwer annehmen daß die Herrschaft der Mexicaner, wenn auch allerdings die des Montezuma über dieses Volk so neu war als es hiernach scheinen würde, da im Lande der Totonaken (nach Villa-Señor II, 8) die Dörfer lauter mexicanische Namen haben: die oben mitgetheilte Andeutung des Tezozomoc legt uns daher die Vermuthung nahe, daß dieses Volk, bevor es von Montezuma unterjocht wurde, den Tlascalteken dienstbar war. Vielleicht freilich schreiben sich die mexicanischen Namen auch nur daher, daß diese Gegenden wie so viele andere den Spaniern nur durch die Mexicaner bekannt geworden sind. Die Totonaken breiten sich südlich von Panuco über den Bezirk von Tlacolula aus und über die Umgegend von Guauchinango,

auch leben solche westlich von letzterer Stadt, nordöstlich von Jalapa (ebend. 8, 12 f.), und westlich von Jalapa in Zacatlan unweit Tlascala (Humboldt, N. Sp. II, 138). Brasseur (I, 161, 156), der unbegründete Sätze mit zweifelloser Sicherheit auszusprechen pflegt, macht sie zu einem Zweige der Otomies und nennt zugleich ihre Sprache dem Maya verwandt.

Die Otomies, deren einsilbige Sprache Veranlassung gegeben hat sie zu den Chinesen in nähere Beziehung zu bringen (vgl. darüber Pott, die Ungleichheit menschl. Rassen p. 252), nennen sich selbst Hiaihiu oder ñahñu Buschmann 1852 p. 624) und saßen im Gebirgslande, hauptsächlich im Norden, jedoch auch im Osten Südosten und Westen von Mexico. Ihr Gebiet begann 2 leguas von Azcapuzalco und erstreckte sich nördlich von da über Tepexic, Tula, Xilotepec, Chiapa (?), Xiquipilco, Actopan und Queretaro (Torquemada III, 21). Namentlich wird Xilotepec (nördlich von Tula auf Clavigero's Karte) häufig als einer ihrer Hauptorte angegeben, von wo sie sich bis in die Gebirge von Guanajuato ausdehnten (Tezozomoc 341, Herrera III, 4, 19, IV, 9, 5, VIII, 10, 22 u. A.). Westlich von Mexico lebten im Gebiete von Toluca außer den Ocuiltecas, die sprachlich von dem dortigen Hauptvolke, den Matlazincas verschieden waren, die Mazaoaques (Sahagun X, 29, 9) oder Mazahuas, welche nach Clavigero (II, 14) sich durch ihre Sprache als einen Zweig der Otomies ausweisen und höchst wahrscheinlich dasselbe Volk mit den weiterhin von ihm genannten Mazateken oder Mezoteken sind, die Torquemada (II, 8) nicht von den Otomies und Chichimeken unterscheidet. Cortes (75) und mit ihm übereinstimmend Herrera (IV, 9, 5) nennt die Otomies als die Hauptbevölkerung von Toluca und ihre Sprache als eine der vier Hauptsprachen von Mechoacan (ebend. III, 3, 9), für die neuere Zeit aber giebt Humboldt (N. Sp. II. 153) das Otomi in Valladolid und Villa-Señor (III, 11 f.) das Mazahua in Maravatio und Tlalpujahua an. Das Hauptland der Mazateken war Mazatlan, südöstlich von Tepeaca; ihre Sprache herrschte daher, wo sie Villa-Señor (IV, 7 u. 20) später angiebt, in Izcatlan, 12 leguas nördlich von Cuicatlan, und in Teutila, nordöstlich von Oaxaca höchst wahrscheinlich schon vor der spanischen Eroberung. Ferner redete das Landvolk der Umgegend von Tlascala die Otomi-Sprache, während in der Stadt selbst das Nahuatl die Sprache der Vornehmen war, in einem Quartiere

derselben aber Pinomex geredet wurde (Gomara 329, 334; Gage I, 85 wiederholt dieselbe Angabe, die für seine Zeit indessen schwerlich richtig ist): Herrera (II, 6, 12 u. 10, 31) bezeichnet daher die Otomies als das vorherrschende Volk im Gebiet von Tlascala und im Südosten von dort in Tepeaca. B. Diaz (64) gebraucht den merkwürdigen Ausdruck daß die Tlascalteken den Anfang des Krieges auf die Chontales estomies geschoben hätten, in denen wir leicht die Otomies erkennen. Chontalli bedeutet gleich Popoloca im Aztekischen einen Fremden oder Ausländer (Buschmann 1852 p. 739); Chontal heiße die rohe gemeine Sprache, lingua rustica sagt schon Herrera (IV, 8, 3). Wir dürfen daher wenn Chontales anderwärts z. B. in Tabasco (ebend. III, 7, 3) und in Huamelula westlich von Tehuantepec (Villa-Señor IV, 11 u. 18) angeführt werden, nicht etwa auf Otomies schließen, sondern wie in der früher (p. 27) erwähnten Aeußerung des D. de Loaysa nur auf Völker von unbestimmter nicht-mexicanischer Nationalität und geringer Cultur. Auch nach der spanischen Eroberung hat das Gebiet der Otomies keine bedeutenderen Veränderungen erfahren. Es reichte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Zumpango, 8 leguas nördlich von Mexico, nach Xilotepec und Queretaro, umfaßte den größten Theil von Guanajuato, namentlich S. Luis im Osten, Leon im Westen, Zelaya im Süden nebst S. Miguel el Grande und Salvatierra, endlich den südwestlichen Theil von S. Luis Potosi (Villa-Señor I, 15, 17, 26 ff., III, 3—9). Westlich von Mexico fanden sich Otomies in der Jurisdiction von Lerma, nordöstlich 60 leguas von der Hauptstadt entfernt in Guayacocotla und in der Umgegend von Guauchinango im Lande der Totonaken (ebend. I, 46, II, 8 u. 31) — dort scheinen die Mazateken zu ihnen zu gehören welche Alcedo (Art. Suyaltepeque) in der Provinz Jalapa angiebt —, endlich auch noch 8 leguas nordöstlich von Tepeaca (Villa-Señor II. 2). Im Wesentlichen dieselbe Vertheilung der Otomies giebt auch Mühlenpfordt (I, 208, II, 477) an.

Ihren Namen sollen die Otomies von ihrem Führer Oton haben. Sie hatten zwei Hauptgötter, Otontecutli, wahrscheinlich mit jenem Heros eine und dieselbe Person, und Yocipa, der obgleich der zweite, doch hauptsächlich verehrt wurde; man baute ihm eigenthümlich geformte Tempel von Stroh (Sahagun X, 29, 6). Menschenopfer gehörten nicht zum Cultus der Otomies, die Kriegsgefangenen aber

wurden von ihnen getödtet und verzehrt (Herrera III, 4, 19). D
ungünstigen Schilderungen die von ihrem schmutzigen Wesen, ih
Dummheit und Rohheit gemacht werden, scheinen von Uebertreibu
nicht frei zu sein: allerdings galten sie den übrigen Völkern sprü
wörtlich als Beispiel der Faulheit und Verschwendung, doch hat
sie ein ziemlich geordnetes Gemeinwesen, gingen gut gekleidet (Sah
gun a. a. O.), und es wird ausdrücklich hervorgehoben daß sie zu
arme Gebirgsbewohner, aber keine Nomaden waren wie die eigent
chen Chichimeken (Garcia V, 3). Zu ihren hervorstechenden Eige
schaften gehörte namentlich ihre große Tapferkeit (son como los T
descos que mueren y no huyen, Sahagun VIII, 7), und wah
scheinlich führten mit Beziehung auf diese, nicht um ihrer Abstammu
willen, die Häuptlinge der zweiten Klasse am Hofe des Montezum
Ilhuicamina den Namen Otomies (Tezozomoc I, 187). Die al
Toltekenstadt Tula die sie inne hatten, hieß bei ihnen Mamheni (Ve
tancurt II, 1, 33).

Die einheimische Bevölkerung von Mechoacan erhielt von de
Spaniern den Namen Tarasco (Herrera III, 3, 9), welcher vo
ihrem Gotte Taras hergenommen sein soll; sie hießen auch Quaoch
panme von ihrer Sitte sich das Kopfhaar abzuscheren (Sahagun X
29, 13). Nach Villa-Señor (I, 48, III, 6 f., 12, 16) leben neuerding
Tarascos in Tlalpujahua, in Zamora und von da bis zum Chapal
See, erstrecken sich nach Süden bis gegen den Balsas-Fluß hina
nach Norden in die Jurisdiction von Guanajuato und nordwestli
von dort nach Leon. Die Zaresco-Sprache welche Lyon (II, 72) i
Tsinsunsan der alten Hauptstadt der Tarascos unweit Valladolid a
giebt, ist wahrscheinlich das Tarasco welches (nach Buschmann 185
p. 618) nicht-aztekischen Ursprunges ist; es sollen sich dort noch ung
mischte Reste dieses Volkes finden. Daß die Tarasken mit den Me
canern von einem Stamme seien (Tezozomoc I, 274), ist ein Ir
thum der dadurch entstanden sein mag, daß ein Theil der Mexicane
wie wir oben gesehen haben, bei ihrer Einwanderung von Nordw
sten her in Mechoacan sitzen geblieben ist. Die Bewohner von Mecho
can werden stärker und schöner geschildert als die Mexicaner (Go
mara 394). Es scheint dieß, dem Zusammenhange nach zu urtheile
namentlich von den Teochichimeken zu gelten, die allein neben de
Tarasken dort von Gomara, wie auch von Ixtlilxochitl (Hi

II, 284) genannt werden. Daß wir aber unter den Teochichimeken hier, wie öfters auch anderwärts, Otomies zu verstehen haben, müssen wir deshalb vermuthen weil sich diese letzteren nicht allein ebenfalls unter den Völkern von Mechoacan aufgeführt finden, sondern auch von ihrer körperlichen Bildung dasselbe gilt (Gomara 432), was über die Teochichimeken von Mechoacan soeben bemerkt wurde: die vier angeblich dort geredeten Sprachen (Herrera a. a. O.): Chichimeca, Otomi, Tarasca, Mexicanisch, würden daher vielmehr auf drei zu beschränken sein (s. oben p. 27). Indessen könnten mit den Chichimeken allerdings auch die Pirinda-Indianer gemeint sein die Villa-Señor (III, 2) in Charo bei Valladolid angiebt (vgl. Vater, Mithrid. III, 3, 125). Die Culturstufe auf welcher die Tarasken standen, werden wir später näher zu bezeichnen Gelegenheit finden.

Jenseits des Gürtels den die Otomies um das Hauptland der Mexicaner bildeten, namentlich im Norden und Nordwesten von Mechoacan, lag das Land der sogenannten Chichimeken, der Nomaden- und Jägervölker, deren ethnographische Verhältnisse uns fast ganz unbekannt sind. Nach Zacatecas hin lebte das Volk der Cazcanes, in Guadalajara die Guachichiles und die Guamares, deren Sprachen von der mexicanischen verschieden waren. Die dortigen Eingebornen werden als große kriegerische Leute mit vergifteten Pfeilen (Herrera IV, 9, 11 u. 13), die von Jalisco und nördlich von dort als Cannibalen und Götzendiener geschildert (Gomara 287). Die Guachichiles sind nach de la Marcha (bei Ternaux, Recueil de documents 1840 p. 182) mit den Bewohnern von Zacatecas identisch, wo die Spanier bei ihrem ersten Eindringen nomadisch lebende Jäger fanden (Torquemada III, 21). Ihr Name scheint mexicanisch und von der eigenthümlichen Weise auf die sie ihr Haar schnitten, hergenommen zu sein, wie aus folgenden Worten Sahagun's (IX, 16) hervorgeht: Al otro (dios) componian como hombre los cabellos cortados por media de la cabeza como lomo que llaman Quachichiquilli. Die Spanier hatten gegen sie im Jahre 1569 und um 1590 zu kämpfen (Torq. V, 22 u. 35). Alcedo (Art. Quachichiles) bezeichnet sie als Chichimeken die im Anfange des 17. Jahrhunderts bekehrt wurden: man siedelte Tlascalteken unter ihnen an und gründete mit ihnen S. Luis Potosi, S. Miguel de Mezquitic und Colotlan in Guadalajara. Cabeza de Vaca (545) fand auf seinen Irrfahrten von Florida

les. 18 leguas westlich von Bolanos (Guadalajara) leben
chola-Indianer, die den Eskimos im Aeußeren sehr gleich
obschon sie nicht so dick und untersetzt sind wie diese, und
den dortigen Resten der eingeborenen Bevölkerung noch ih
Sprache haben (Lyon I, 296, 321). Mühlenpfordt (I,
welcher eine möglichst vollständige Aufzählung dieser Völke
hat, die wir hier unterlassen, nennt in Guanajuato und
die Chichimekenvölker der Pamos, Capuces, Samues,
Guamanes, Guachichiles, letztere auch in Jalisco, wo sie
Bogen und Pfeile führen, die nur selten mit kupfernen Spi
hen sind, und manches Eigenthümliche in ihren Sitten be
ben (ebend. II, 378). Die Völker von Durango und Sina
huahua Sonora und Neu Mexico behalten wir dem folge
schnitt vor.

In Oaxaca führt Remesal (XI, 16) zehn Sprachen an:
Zapoteca, Misteca, Negicha, Chinanteca, Mixi, Zoque,
Chontal, Cuycateca. Von der ersten und den beiden letzten
die Rede gewesen; Negicha ist die Sprache der Zapoteken d
ges im Osten, Guavis reden die Fischer von Tehuantepec.
pfordt (II, 141 ff.), der 19 Völker mit meist ganz verschieden
chen in Oaxaca aufzählt, nennt die Zoques, die an den
von Chiapas wohnen und von dort nach Tabasco hinü
(Herrera III, 7, 3, de Laet V, 30), nahe sprachverwan
Mixes (Miges), welche von Buschmann (1852 p. 618

Bei Herrera III, 3, 15) heißt es daß die Mixes Tehuantepec unterworfen gewesen seien. Die Hauptvölker des Landes waren die Mistteken oder Mixteken und Zapoteken.

Die Mixteca erstreckte sich von Acatlan am Rio Nasca bis nach Tututepec am Süd Meer (Villa-Señor II, 17 u. 22, Alcedo III, 475). Im gebirgigen Theil derselben (Misteca alta) herrschte eine andere Sprache als im Niederlande (Misteca baja), ja es soll in dem Reiche der Mistеken sogar 13 verschiedene Sprachen gegeben haben (Herrera III, 3, 12 u. 14). Wahrscheinlich beruht es auf einem Irrthum daß bei Tezozomoc (III, 198) die Bewohner von Huaxaca selbst als Mistеken angeredet werden, da das Thal von Oaxaca vielmehr der Hauptsitz der Zapoteken war. In späterer Zeit lebten allerdings beide Völker miteinander gemischt in geringer Entfernung von Oaxaca zusammen namentlich in nordwestlicher Richtung von dort; der Handel führte die Mistеken aber auch im Südosten über jene Stadt hinaus nach Miahuatlan und weiter; wie in der Gegend von Tututepec ließen sie sich auch nördlich von Nejapa und selbst in Tehuantepec nieder (Villa-Señor IV, 2 f., 6, 11 f., 19). Die Zapoteken und Mixes, sagt Cortes (109) wohnen mitten inne zwischen Tehuantepec, Chinanta, Oaxaca und Guazacualco. Wo Chinantla zu suchen ist, der Sitz der Chinanteken auch in späterer Zeit (Villa-Señor II, 30), ergiebt sich aus der Angabe daß dort tägliche Kämpfe mit denen von Tustepec stattfanden (Cortes 69*): es lag im Nordosten von Oaxaca. B Diaz (208 ff., 219, 226) drückt sich zwar ziemlich unklar über das Gebiet der Zapoteken aus, doch geht aus seinen Worten wenigstens mit Bestimmtheit hervor, daß sie sich über ein großes Gebiet ausbreiteten: sie hatten außer Tutepec (Tututepec) und Tehuantepec, zwei miteinander verfeindeten Städten, Xaltepec inne, wo sie freilich zum Theil von den Chiapaneken unterjocht worden wa-

* Der spanische Herausgeber der Briefe Cortes (in den Historiadores primitivos de Ind.) macht darüber, wie es scheint, eine ebenso unrichtige Angabe als die Karte bei Koppe. Gomara (394) scheint zwar zu sagen daß Tustepec an der Küste des atlantischen Meeres gelegen habe, doch müssen seine Worte nicht nothwendig auf diese Weise gedeutet werden (Huatuxco, Tochtepec y otros lugares de la costa); dagegen ergiebt sich aus einer Stelle bei Sahagun (s. weiter unten das über den Handel von Mexico Gesagte) daß Tochtepec oder Tustepec höchst wahrscheinlich im Innern des Landes nördlich von Oaxaca lag, während aus der Erzählung bei Gomara (a. a. O.) zugleich hervorgeht daß es weiter als Guatusco von Mexico entfernt war (mehr als 90 leguas nach B. Diaz 174), aber nicht so weit als Coazacoalco.

ren; im Innern besaßen sie Guazpaltepec (Cuetzpaltepec am R. Alvarado auf Clavigero's Karte). Als ihre Hauptstadt wird Teozapotlan oder Zapotitlan genannt (Herrera III, 3, 14); sie gehören nach Einigen zu den ältesten Völkern von Anahuac und sollen schon mit den Olmeken und Xicalanken eingezogen sein (Echevarria I, 13). Villa-Señor giebt ihre Sitze noch in derselben Ausdehnung an wie die älteren Schriftsteller und liefert specielle Nachrichten über die Vertheilung der östlichen Zapoteken des Gebirges und der westlichen des Thales von Oaxaca, deren Sprachen völlig verschieden voneinander sind, obwohl sie von älteren Schriftstellern oft zusammengeworfen werden. Außerdem nennt er noch (IV, 7 und 16) im nördlichsten Theile von Oaxaca die Ixcateco- und die Chocho-Sprache, im östlichen aber, in der Jurisdiction von Teozaqualco die Chatino-Sprache. Brasseur's (III, 34 ff.) Angaben über diese Länder, größtentheils, wie es scheint, aus Burgoa genommen, sind in wesentlichen Punkten unrichtig: es soll in Oaxaca nur die vier Sprachen der Mixteken, Zapoteken, Mixi und Wabi geben, von denen die ersten drei einander sehr ähnlich und das Mixi dem Maya nahe verwandt sei; die Wabi (Guavis bei Remesal, s. oben), angeblich aus Nicaragua stammend und zu Schiffe nach Tehuantepec gekommen, sollen weit ins Innere vorgedrungen sein und Jalapa gegründet haben.

Die Eingeborenen von Mexico zeigen im Allgemeinen in ihrer physischen Bildung dieselben Charaktere als die von anderen Theilen der neuen Welt, namentlich kleine Stirn und schlichtes grobes schwarzes Haar, etwas vorstehende Backenknochen und starke Lippen. Ihre Hautfarbe ist weit dunkler als bei den Bewohnern der heißesten Länder von Süd America (Humboldt, N. Sp. I, 115 ff.). Gomara (440) giebt sie als lohfarbig an, Clavigero (I, 15) als olivenbraun, Löwenstern (174) nennt sie hell- bis dunkelbraun, Mühlenpfordt (I, 214) kupferig bis schwärzlich braun, Burkart (I, 49) röthlich, seltener schwärzlich braun. Die Statur ist untersetzt und mittelgroß, nach Clavigero häufiger über als unter mittelgroß. Kleine Stirn und flacher Hinterkopf gelten bei ihnen als Schönheit, und sie sorgen durch die Form der Wiege für die Abplattung des letzteren (Gomara). Humboldt (Ansichten der N. I, 66) bemerkt über die großen gebogenen Nasen und die zugespitzte Kopfform bei stark zurücklaufender Stirn die sich an allen mexicanischen Bildwerken finden, daß die erstere Ei-

genthümlichkeit vielleicht einer von den gegenwärtigen Bewohnern verschiedenen Raçe zugehöre, die andere aber für eine Schönheit gehalten worden sein möge. Einen sehr eigenthümlich comprimirten Schädel von der Insel de los Sacrificios, von ähnlicher Form wie die Masken von terra cotta aus den mexicanischen Teocallis hat Gosse (38) erwähnt. Die Schädel welche aus alten Gräbern von Otumba und Tacuba stammen, fand Morton (230) dem Typus der Inca-Peruaner zum Theil sehr ähnlich.* Mühlenpfordt bezeichnet die Kopfform der Mexicaner als eckig mit nur wenig gewölbtem Hinterhaupt und das Gewicht des Schädels gewöhnlich als verhältnißmäßig gering.

Obwohl die Stirn nur schmal ist, soll es ihr doch nicht an Wölbung fehlen (algo de hechura de martillo o navio sagt Torquemada XIV, 25). Der äußere Augenwinkel (Burkart sagt: der innere) ist etwas in die Höhe gezogen (Humboldt, Mühlenpfordt), eine Eigenthümlichkeit die in den nördlicheren Gegenden noch stärker hervortreten soll (Löwenstern); die starken Augenbrauen bilden einen wohl geformten Bogen, die Nase ist stumpf, doch kräftig entwickelt (Mühlenpf.), oft regelmäßig gebogen (Löwenstern), die Nasenlöcher weit geöffnet (Gomara), die Ohren groß, das Gesicht etwas breit mit ausgewirkten Zügen und kleinem Gesichtswinkel (Mühlenpfordt). Krauses Haar kommt bisweilen, doch selten vor (Gomara). Clavigero behauptet daß es früher grau werde und ausfalle als bei den Spaniern, während bei den meisten eingeborenen Völkern von Amerika sonst das Gegentheil stattfindet. Der Bart ist meist nur gering und der Körper gewöhnlich unbehaart, doch giebt es in beider Hinsicht Ausnahmen (Clavigero Append. V, 1, anders Brasseur I, 350 note). Ulloa fand 1540 an der Nordwestküste von Mexico einen alten Indianer mit einem fast bis auf die Kniee reichenden Barte (Herrera VI, 9, 10). Nach Humboldt (N. Sp. 120) besitzen besonders die Azteken und Otomis mehr Bart als die meisten anderen amerikanischen Stämme. Unter den südlichen Völkern zeichneten sich die Mixes in Oaxaca durch große Bärte aus (Herrera IV, 9, 7). Die Hände und Füße der Mexicaner sind klein, krumme Beine aber häufig

---

* Die Aehnlichkeit der mexicanischen Schädel mit denen der Inca-Peruaner wird von Morton besonders betont, doch ist sie, nach seinen Abbildungen zu urtheilen, nur eine ziemlich entfernte, und die mexicanischen Schädel sind untereinander zu verschieden um eine allgemeine Charakteristik zu gestatten.

(Löwenstern), der Gang und die Kniee etwas nach auswärts g richtet (Mühlenpfordt). Ihre Singstimmen sind nach Gomai (453) schlecht.

Die Tolteken soll Ixtlilxochitl fast so weiß wie die Europäer nen nen (Brasseur I, 282). Er sagt indessen nur (Relac. 326) von d toltekischen Königen daß sie von großer Statur, weiß und bärtig g wesen seien. Wie sich der Adel bei so vielen Völkern durch etwas he lere Hautfarbe auszeichnet, war dies auch in Mexico der Fall. E wird dieß auch in späterer Zeit öfter erwähnt und fiel z. B. an Tec coltzin (Ixtlilx., Cruautés 28) und Quauhtemotzin besonders a (B. Diaz 191, Solis II, 375). Nach dem Vorstehenden wird man k kaum noch besonders merkwürdig finden daß die Culturheroen der tol tekischen Völker als weiß und bärtig vorgestellt werden.

Die Huasteken hatten große Stirn, platten Kopf und feilten sic die Zähne spitzig (Sahagun X, 29, 10). Im Norden von Panuc lebten vorzüglich große und starke Menschen (Gomara 182).

Den Totonaken schreibt Sahagun (X, 29, 9) helle Farbe und hübsche Züge zu bei großem Gesicht und plattem Kopf; nach Gomara (314) dagegen waren die Bewohner von Cempoallan größer und häßlicher als die Mexikaner, letzteres besonders in Folge des vo luminösen Lippen-, Nasen- und Ohrenschmuckes den sie trugen. Neuer dings hat Gratiolet (Mém. de la Soc. d'Anthrop. de Paris I, 391 einen Totonaken-Schädel von reiner Raçe genau beschrieben. E fand ihn im Ganzen dem vorhin erwähnten Schädel von Sacrificio sehr ähnlich, wenn man von der künstlichen Verunstaltung des letzte ren absieht. Seine Länge beträgt 162, seine größte Breite (zwischen den Scheitelhöckern) 142 mm., bei einer Stirnbreite von nur 113 mm Die Scheitel- und Schläfegegend ist demnach stark entwickelt; nach hinten ist der Schädel sehr merklich abgeplattet, die Mittellinie zeig eine leichte Depression, das Hinterhaupt ist convex und vorspringend Aus dem Gesichte tritt die Nase stark hervor, deren Wurzel eingedrück ist, die Wangenbeine erheben sich nur wenig. Der Unterkiefer ist nich massiv entwickelt, der Oberkiefer etwas prognathisch gebildet, doch stehen die Zähne senkrecht.

Die Otomies werden als die größten Leute von Anahuac geschi dert und zeichneten sich im Aeußeren auch dadurch aus, daß sie de Kopf kahl schoren (Gomara 432).

An den Mistecken wie an den Mazateken fielen Mühlenpfordt (I, 214) die Köpfe als ungewöhnlich groß auf; auch bemerkt er, daß im alten Mitla im Lande der Zapoteken die Sitte geherrscht habe den Schädel vorn von unten nach oben zu comprimiren.

---

3. Von den drei verbündeten Reichen welche die Spanier in Mexico vorfanden, war das des Montezuma bei weitem das größte und die Uebermacht seines Herrschers über die von Tezcuco und Tlacopan so entschieden, daß er im Besitze der Oberanführung die ihm im Kriege zustand (Zurita 11), mit geringer Anstrengung seine Bundesgenossen zu bloßen Vasallen herabzudrücken vermocht haben würde. Er erschien den Spaniern als Alleinherrscher. Sie hatten auf ihrem Wege nach Mexico, mit Ausnahme des unabhängigen Tlascala, nur Länder durchzogen die ihm unterworfen waren und nur von ihm gehört; seine Herrschaft erstreckte sich von einem Meere bis zum anderen, über ein Gebiet von 200 leguas im Innern, Mechoacan Panuco und Tehuantepec wurden ihnen als die nächsten Länder bezeichnet die ihr nicht untergeben waren (Gomara 346 und nach ihm Herrera II, 7, 13). Indessen entsprach, wie wir schon bemerkt haben, die Macht über die Montezuma zu gebieten hatte, dem äußeren Umfang seines Reiches nicht, und selbst dieser erscheint bei genauerer Erwägung als minder bedeutend.

Allerdings dehnte sich das Reich bis an die Küste in der Gegend von Vera Cruz aus wo die Spanier landeten (Cortes 14), aber schon unweit Cempoal das von dort nur 4 leguas landeinwärts lag, werden Dörfer erwähnt, die wahrscheinlich von Totonaken bewohnt, dem Montezuma keinen Tribut zahlten (B. Diaz 53), und wir müssen vermuthen daß ein großer Theil der Gebirgsvölker, namentlich Totonaken und Otomies entweder von der mexicanischen Herrschaft factisch ganz unabhängig oder ihr doch nicht fest unterworfen war, da die rasch in die Ferne vorgedrungenen Eroberungen der Herrscher schwerlich erlaubt hatten sie zu fesseln. Hatte sich doch in großer Nähe Mechoacan im Westen und das kleine Tlascala im Osten unabhängig erhalten, dessen Gebiet sich nur 10 leguas von Norden nach Süden erstreckte und nur 15 von Osten nach Westen (Torquemada III,

16, Cortes giebt ihm 90 leguas im Umkreis). Daß die Schonun welche Tlascala von Seiten der Mexicaner erfahren haben sollte, ei bloße Fabel war, ergiebt sich vor Allem daraus, daß das benachbar Huexocingo ebenfalls nicht zum mexicanischen Reiche gehörte und de her sogleich mit Tlascala auf die Seite der Spanier trat, als diese g gen Mexico vorrückten (B. Diaz 60, Gomara 335), Cholula ab seit Kurzem und zwar durch Geschenke von Montezuma gewonne worden war (Cortes 21). Wenn nun weiter erzählt wird daß in de einzelnen Provinzen des Reiches und besonders an dessen Grenze ständige Garnisonen gehalten wurden (B. Diaz 94), in dem spätere Almeria zwischen Tuzapan und Panuco, in der Gegend von Coaza coalco, das indessen selbst den Mexicanern nicht unterworfen wa (ders. 104, Cortes 29), in Xicalanco nicht weit vom Tabasco-Fluß und in Zimatlan (Herrera III, 7, 3, de Laet V, 30), in Cinacant lan (Chiapa, Remesal V, 13), in Oaxaca (Herrera, Descr. c. 10) und anderwärts, so würde man doch sehr irren wenn man die zwischenliegenden Länder ohne Unterschied für feste mexicanische Besitzungen halten wollte: jene festen Plätze mit ständiger Besatzung scheinen vielmehr zum Theil vereinzelte Punkte gewesen zu sein, an denen sich die erobernden Azteken glücklich festgesetzt hatten, aber nicht ohne Anstrengung hielten. Dieß ergiebt sich aus Folgendem.

Panuco und die Huasteken sind, wie schon früher erwähnt, niemals von ihnen wirklich unterworfen worden. Queretaro wurde durch Montezuma I. (1445) besiegt und dort eine Grenzfestung gegen Mechoacan und die Chichimeken errichtet, welche bis kurze Zeit nach der Eroberung von Mexico in ungestörtem Besitze der nördlicheren Länder blieben (Espinosa I, 1 und 3 nach Siguenza). Im Nordwesten scheinen die unabhängigen Chichimeken und Otomies bis auf gering Entfernung an die Hauptstadt herangetreten zu sein. Im Westen wa Tlaximalojan die Grenze gegen Mechoacan, das sich nach Clavigero's Karte, welcher Humboldt's Angabe entnommen ist, vom Flusse von Zacatula bis zum Hafen Navidad und landeinwärts von den Gebirgen von Xala und Colima bis zum Lermafluß und Chapala See erstreckte, so daß allerdings die Herrschaft des Montezuma in ihrer größten Länge von Colima an der Küste bis nach Soconusco hinab reichte (Clavigero, Append. dissert. VII,1). Daß diese Linie ununterbrochen gewesen wäre, läßt sich indessen nicht nachweisen und wir können

dieß kaum voraussetzen, da die Mexicaner keine Seefahrer waren. Dazu kommt noch daß Herrera (III, 3, 11) von einem Herrscher von Tututepec am Südmeer erzählt der mit Montezuma mehrere Kriege führte und dessen Herrschaft von dort bis zum atlantischen Meere reichen sollte, daß die Zapoteken* so wenig als das tiefer im Inneren gelegene Chinantla den Mexicanern unterworfen waren (Cortes 69, B. Diaz 103), ja daß selbst das nähere Tepeaca, welches nicht als unterthänig sondern nur als verbündet gelten wollte, vollständig zu besiegen ihnen niemals gelungen war (Acosta VII, 21, Herrera II, 10, 31). Wenn es daher heißt daß sich Montezuma's Reich noch 60 leguas über den Fluß von Tabasco hinauserstreckt habe (Cortes 34), so ist dieß entweder bloße Uebertreibung oder nur so zu verstehen, daß ein isolirter Posten bis dahin vorgeschoben worden war. Ein kleinerer Theil von Chiapa war allerdings tributpflichtig; Ahuitzol hatte selbst Guatemala erobert, das seit 23 Jahren dem Herrscher von Mexico gehorchte, als P. de Alvarado (1522 ff.) dort eindrang (Remesal V, 13 u. I, 1), aber daß die Mexicaner eine befestigte oder weit ausgebreitete Macht in diesen Ländern besessen hätten, läßt sich nicht wohl annehmen. Torquemada (II, 81) erzählt zwar daß unter Montezuma sogar Nicaragua erobert worden sei, aber Clavigero (a. a. O.) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht daß er selbst anderwärts (III, 40) die aztekische Bevölkerung dieses Landes vielmehr von einer alten Kolonisirung desselben aus der Gegend von Soconusco ableite.

Das Reich von Tezcuco wäre nach Torquemada (II, 57, 83) ebenso groß gewesen als das von Mexico und hätte sich hauptsächlich nach Norden erstreckt, während das letztere sich vorzüglich nach Süden ausdehnte. Clavigero (a. a. O.) läßt es von Chalco im Süden bis zu den Huastecas im Norden und von Tlascala bis gegen Zumpango hinüber reichen, das von Tlacopan aber einerseits bis zur Grenze von Mechoacan, andererseits vom Thale von Toluca bis zu den Otomies. Die drei verbündeten Staaten wurden zusammen das Reich der Culhuas Aculhuas und Tepaneken genannt — diesen Namen legt Ixtlilxochitl (Hist. II, 236) dem Montezuma selbst in den Mund. Ihr Gebiet war gegen Tlascala und vermuthlich ebenso gegen andere Länder durch Grenzsteine bestimmt bezeichnet (B. Diaz 54).

* Die Macht ihres Herrschers Zaachilla hat Brasseur (III, 46 ff.) nach Burgoa geschildert, der allein über diese Länder einige Auskunft zu geben scheint.

Der Herrscher besaß unumschränkte Gewalt, denn er g
Stellvertreter Gottes auf Erden. Die strenge und allgemeine F
keit in seinen Willen hat sich von Seiten des Volkes bei mehre
legenheiten in unzweideutiger Weise gezeigt: auf einen Wink vo
tezuma blieb Alles ruhig sogar als er selbst von Cortes gefan
setzt wurde, und mit der Eroberung der Hauptstadt hörte jeder
stand auf, nicht bloß weil die Großen des Reiches dort alle v
waren, sondern auch weil mit dem Falle des Herrschers für
zum Aeußersten standhaft gebliebenen Mexicaner die Pflicht d
theidigung hinwegfiel. Revolutionen des Volkes waren — ab
von neu eroberten Ländern — fast unbekannt (Herrera III,
Bei seiner Thronbesteigung schärfte der Herrscher dem Volke i
Rede seine Pflichten ein (Sahagun bei Kingsborough V, 89
Pflicht des Gehorsams aber verstand sich so sehr von selbst, daß
darin nicht einmal erwähnt findet. Die Reden welche bei diese
genheit gehalten wurden, theils um dem Herrscher den Ernst
Berufes mit aller Strenge zu vergegenwärtigen, theils um die
thige Anerkennung seiner Pflichten von ihm entgegenzunehmen
ren zu dem Schönsten und Erhabensten was von den Azteke
übrig ist und charakterisiren sehr bestimmt die Stellung welche
Volke einnahm: er steht vor diesem als das Bild und der Re
tant der Gottheit, die durch seinen Mund redet, als die linke
derselben. „Ich bin deine Flöte," spricht er selbst zur Gottheit
det, „dein Mund und Gesicht, dein Ohr, deine Zähne und dei
gel." Gieb mir deinen Willen kund, betet er zu ihr, blase mir
Hauch ein gleich Flöten, wie du dieß den früheren Regenten
hast; wie du ihnen Augen und Ohren geöffnet hast und den
um Gutes zu reden, so thue auch mir: ich übergebe mich ganz
Führung, denn ich bin blind, bin Nebel Staub und Unrath (
gun VI, c. 9 f., Zurita 32). Aus der Rede an den Herrsch
Sahagun) die ihm die schwere Verantwortung vorstellt welche
sich nimmt, und die möglichen Wechselfälle des Glückes vorhält
wir zur Charakteristik, nur den Wortreichthum beschränkend, s
des heraus.

Gnädig und demüthig empfange die welche geängstet und g
dir nahen. Sprich und thue nichts in Leidenschaft. Höre ruh
vollständig die Klagen und Berichte die an dich gerichtet w

Schneide dem Redenden nicht das Wort ab, denn du bist das Ebenbild Gottes und stellst seine Person dar, er ruht auf dir und gebraucht dich wie seine Flöte durch die er spricht und hört durch deine Ohren. Strafe niemand ohne Grund, denn die Gewalt zu strafen die du hast, ist von Gott, sie ist wie die Nägel und die Zähne Gottes um Gerechtigkeit zu üben. Uebe Gerechtigkeit, mag daran sich ärgern wer will, denn dieß ist Gottes Gebot. Unser Gott hat nicht dafür zu sorgen, denn er hat dieß in deine Hand gelegt. Sorge dafür, Herr, daß vor Gericht Alles geordnet und ohne Uebereilung vor sich geht und nichts aus Leidenschaft geschieht. Nie falle es dir ein zu sagen, ich bin Herr und werde thun was ich will, dieß bringt Verderben deiner Macht, es setzt dich in der Achtung der Menschen herab und verletzt die Majestät. Deine Würde und Macht sei dir kein Anlaß zu Stolz und Hochmuth, sie erinnere dich vielmehr an die Niedrigkeit aus der du emporgestiegen bist ohne dein Verdienst. Ergieb dich nicht dem Schlafe, nicht der Sorglosigkeit und sinnlicher Freude, nicht der Schwelgerei. Vergeude nicht den Schweiß und die Arbeit deiner Unterthanen. Die Gnade die dir Gott erwiesen hat, mißbrauche nicht zu unheiligen thörichten Zwecken. Herr, unser König, Gott sieht auf die Lenker der Staaten, und wenn sie fehlen, verspottet er sie und schweigt, denn er ist Gott und thut was er will und verspottet wen er will, denn uns Alle hält er in seiner Hand und schaukelt uns und lacht über uns, wenn wir von einer Seite zur anderen fallen.

Der Oberpriester sprach (nach Zurita 21): „Herr, sehet die Ehre die euch euere Vasallen erzeigt haben. Da ihr als Herrscher anerkannt seid, müßt ihr die größte Sorge für sie tragen, sie als euere Kinder betrachten, sie vor Leid schützen und die Kleinen nicht von den Großen drücken lassen. Ihr sehet hier die Häupter eueres Landes und aller euerer Vasallen, ihr seid ihr Vater und ihre Mutter und als solche müßt ihr sie schützen gegen Druck, denn Aller Augen ruhen auf euch. Ihr sollt befehlen und herrschen. Die Angelegenheiten des Kriegs müßt ihr mit der größten Sorgfalt behandeln, die Schuldigen überwachen und strafen, den Adel wie die Andern; die Aufrührer müßt ihr züchtigen. Der Dienst der Gottheit und ihres Tempels sei euere größte Sorge. Laßt nichts den Opfern mangeln, denn dadurch wird eueren Unternehmungen das Glück und euch selbst der Schutz der Gottheit gesichert werden."

Wer ein Amt hat und Anderen vorgesetzt ist, heißt es weiterhin bei Sahagun, ist deren Vater und Mutter, der Herrscher aber ist dieß in noch höherem Sinne als selbst der leibliche Vater und die leibliche Mutter. Die Zurückführung seiner Gewalt auf Gott tritt auch in dem folgenden Gebete des neuerwählten Herrschers hervor.

Gütiger Gott, du hast mir Gnade erzeigt. Es wäre Thorheit zu glauben daß dich mein Verdienst dazu bewogen hat die schwere Last der Regierung auf meine Schultern zu legen. Was soll ich von mir Armen sagen? Wie soll ich dein Volk regieren? Ich, der ich blind und taub bin und mich selbst nicht kenne noch mich regieren kann! Was ich verdiene ist im Staub zu wandeln und zu vermodern; ich selbst bedarf der Leitung. Du hast beschlossen mich der Welt zum Spotte hinzustellen, und so erfülle sich denn dein Wille. Vielleicht hast du mich nicht ganz gekannt, du hättest sonst wohl einem Besseren dieses Amt übertragen. Oder vielleicht ist es nur ein Traum was mir begegnet. O Gott, der du alle meine Gedanken weißt und alle Gaben austheilst, möge es dir gefallen deine Worte und deine Weisheit mir nicht zu verbergen. Ich weiß den Weg nicht den ich gehen soll. Verbirg mir dein Licht nicht und den Spiegel der mich leiten soll. Laß mich nicht in die Irre gehen, laß die ich führen soll durch mich nicht auf die Pfade des Wildes gerathen; schütze uns vor Krieg und Krankheit. O wie ungeschickt und unwissend bin ich! Was soll ich thun, wenn ich der Wollust verfalle und den Staat zu Grunde richte? Wenn ich durch Faulheit und Nachlässigkeit verderbe? Mein Gott, ich bitte dich, verlaß mich nicht, steige oft zu mir in mein armes Haus herab, ich werde hier deiner warten. Mit großem Durste harre ich und bitte flehend um dein Wort, welches du deinen alten Freunden und Erwählten eingehaucht hast, daß sie mit Rechtschaffenheit und Fleiß deinen Staat regierten, welcher der Stuhl deiner Majestät und Ehre ist, zu dessen Seite deine Räthe und Großen sitzen, die in deinem Namen reden und durch deren Mund du sprichst.

Der Herrscher sollte, wie hieraus hervorgeht, durch den Gedanken an die Hoheit seiner ihm von Gott selbst verliehenen und in dessen Namen zu führenden Würde weit mehr zu tiefer eigener Demuth und zu religiösem Ernste gestimmt werden als sich über das Volk durch die Wahl und Gnade Gottes erhoben fühlen. Sein Wille entschied endgültig Alles allein; ihm zur Seite standen aber nach Sahagun (bei

Kingsb. V, 425) zwei höchste Beamte, deren einer Pilli (im Tempel erzogen?) und für die Regierungsgeschäfte bestimmt war, während der andere im Kriege gebildet, für das Militärwesen zu sorgen hatte. Nach Acosta (VI, 25) und Herrera (III, 2, 19) war er in allen wichtigen Angelegenheiten an den hohen Rath gebunden der aus den in vier Klassen getheilten großen Würdenträgern des Reiches bestand, und er selbst mußte um zur Herrschaft gelangen zu können diesem Rathe angehört haben an dessen Spitze die vier Electoren (Kurfürsten) standen. Als Abzeichen seiner Würde trug er eine Art von Diadem oder Mitra, die vorn hoch zugespitzt, hinten niedriger war (Torquemada XI, 31, Clavigero VII, 8). Ueber die Theilung der Staatsgeschäfte sind wir nur unvollkommen unterrichtet: die Justiz, die Finanzen und das Heerwesen scheinen im Allgemeinen voneinander getrennt gewesen zu sein. Für jede große Stadt und deren Gebiet ernannte das Staatsoberhaupt einen Statthalter (Cihuacohuatl), welcher der Verwaltung und der Justiz zugleich vorstand und die höchste Instanz in Criminalfällen bildete (Torquemada XI, 25). In Tezcuco setzte Nezahualcoyotl vier Ministerien ein, deren jedem einer seiner Söhne präsidirte: eines für die Regierungsgeschäfte, ein anderes für Musik Poesie und Beredtsamkeit, das dritte für den Krieg, das vierte für die Finanzen (Ixtlilx., Rel. 455). Solange der König minderjährig, d. h. noch nicht 30 Jahre alt war, hatte er einen Vormund, der in Mexico von Tezcuco und Tlacopan aus bestellt wurde (nach Torq. XI, 27 war es der Vatersbruder) und lebenslänglich in einer höchst einflußreichen Stellung blieb. Dieselbe Bestimmung galt auch für den Adel (Zurita 44). Um ihre Macht zu befestigen verliehen namentlich die Könige der Acolhuen an ihre Verwandten kleine Herrschaften, deren es in Folge hiervon eine große Menge im Lande gab, wie aus Torquemada hervorgeht.

Es ist nicht unwahrscheinlich daß die Regierungsform bei den Mexicanern in alter Zeit aristokratisch war und erst später monarchisch wurde, und daß vielleicht alsdann zuerst das ganze Volk den König wählte, später aber (wie de Laet V, 9 sagt) der Adel allein, dessen Uebergewicht seit den Kämpfen gegen Maxtla entschieden war (s. oben p. 43). Ueber das Gesetz der Thronfolge lauten die Nachrichten äußerst verschieden, und es gelingt nur einigermaßen sie zu entwirren, wenn man im Auge behält daß die Succession in dem alten Acolhuen-Reiche

anders geordnet war als in dem viel jüngeren mexicanischen. In Tez cuco ging wie in Tlacopan der Thron auf den ältesten Sohn der legi timen oder vornehmsten Frau des Königs über (Torquemada II 45, Clavigero VII, 9). Dieß war das älteste Herkommen und wir daher öfter als das Gewöhnliche und allgemein Verbreitete bezeichne (Ixtlilx., Hist. II, 130, Torq. XI, 27, Zurita 12). In Mexico in dessen war der Thron überhaupt nicht erblich im strengen Sinne. De älteste Sohn hatte, wenn er zugleich auch von mütterlicher Seite einem der drei verbündeten Königshäuser angehörte, allerdings ein nahes An recht, doch stand er den Brüdern seines Vaters, und wenn diese älter al sein Vater waren, selbst deren Söhnen nach, so daß die Thronfolg zunächst auf den Vatersbruder und dann auf den ältesten Sohn de ältesten unter den Brüdern des Vaters überging (Zurita 18, Go mara 433 f.): daher wurde Tizoc erst auf den Thron erhoben als de Bruder Montezuma's I., dem die Krone (wie Tezozomoc I, 30 ihn sagen läßt) von Rechtswegen zukam, diese abgelehnt hatte. In Tezcuco soll nach Einigen (Ritos ant. 6) der Vatersbruder ebenfall dem Sohne vorgegangen sein; in Mexico aber scheint man in der stren gen Erblichkeit des Thrones überhaupt eine zu große Gefahr für de Staat gesehen zu haben um sie zu gestatten. Begabung und Charakte des Thronfolgers kamen mehr in Frage als jene erblichen Ansprüche hatte er sich unfähig gezeigt oder ein Verbrechen begangen, war er ehr geizig und eitel, so schloß man ihn von der Nachfolge aus. Dieß führt natürlich zu weitläufigen Verhandlungen über die Ansprüche und Ta lente der einzelnen Prätendenten; sie dauerten oft mehrere Tage (Zu rita 19). Bisweilen bestimmte der Herrscher selbst den würdigsten un ter seinen legitimen Söhnen oder Enkeln zu seinem Nachfolger, doc ist es zweifelhaft ob eine solche Anordnung für die Wähler bindend und ihre Wahl nur frei war, wie Zurita angiebt, wenn es jenen an Descendenten fehlte. Daß sie ganz unbeschränkt gewesen wär wird nur von Sahagun (VIII, 18) behauptet; dem Herkommen nac hielt sie sich an die vorhin besprochene Successionsordnung, wich abe von ihr ab wo es das Staatsinteresse zu erheischen schien (Torq XI, 27): Montezuma II. erhielt unter den 9 Söhnen Axayacatl's den Vorzug (Tezozomoc II, 72), Itzcoatl war nicht einmal ein legiti mer Sohn, sondern von einer Sklavin geboren. Die Wahl wurde voll zogen durch die Großen des Reiches und von den Königen von Tez-

cuco und Tlacopan bestätigt (Zurita). Sahagun nennt als Wähler die bisherigen Räthe der Krone, Hauptleute und eine große Anzahl Vornehmer, welche dem neuen Herrscher unmittelbar auch vier seiner künftigen Räthe bestellten. Seit Itzcoatl gab es vier Electoren (Acosta VI, 24), die nach Clavigero (IV, 3, VII, 6) von dem versammelten Adel gewählt wurden; die beiden verbündeten Könige scheinen kein Wahlrecht, sondern nur die feierliche Bestätigung gehabt zu haben, welche sie schwerlich verweigern durften. Ebenso ging beim Adel die Erbfolge im Allgemeinen vom Vater auf den Sohn, jedoch unter Vorbehalt der Bestätigung von Seiten des Herrschers (Zurita 16); überhaupt erbte vom Vater zunächst der Sohn, bei tributpflichtigen Leuten gewöhnlich der älteste Sohn allein, dann der Bruder und der Neffe (Gomara 434, Clavigero VII, 13, vgl. Herrera II, 6, 17).

Der Erwählte begab sich in großer Prozession, doch fast unbekleidet in den Tempel des Huitzilopochtli. Dort wurde er vom Oberpriester ganz mit schwarzer Farbe bestrichen und mit dem heiligen Wasser einer gewissen Quelle besprengt (Torquemada XI, 28, Gomara 434), was man nicht als eine Salbung zum Könige, sondern nur als Demüthigung vor Gott und den Menschen, Buße und Reinigung wird verstehen dürfen. Darauf legte man ihm königliche Kleider und Rüstung an, versah Nase Lippen und Ohren mit Schmuck und vollzog die üblichen Räucherungen, zu denen man ihm selbst ein Rauchbecken in die Hand gab (Tezozomoc II, 72). Der Oberpriester stellte ihm in ernster langer Rede (S. dieselbe bei Zurita 21 und den vorhin daraus gegebenen Auszug) seine religiösen und politischen Pflichten vor, denen er in seiner Antwort genau nachzukommen gelobte.* Dann opferte der König mehrere Male in verschiedenen Tempeln, indem er sich Blut aus mehreren Körpertheilen zog und eigenhändig einige Wachteln schlachtete (Tezozomoc I, 306). Nachdem er die Huldigung des Adels und des versammelten Volkes im Hofe des Tempels entgegengenommen hatte, blieb er selbst noch vier Tage lang im Tem-

* Wenn es wahr ist, daß er, wie Gomara erzählt, bei dieser Gelegenheit schwören mußte die Sonne gehen, die Flüsse laufen zu machen und für die Fruchtbarkeit der Erde sorgen zu wollen, so kann dieß nur hyperbolisch von seiner Verwendung bei den Göttern um ihre Gunst und von dem mittelbaren Einfluß verstanden werden den man seiner Lebens- und Regierungsweise auf diese Dinge zuschrieb.

pel, fastend betend und opfernd, ganz mit religiösen Handlungen beschäftigt, zuletzt zog er in seinen Palast, wo die Feier mit glänzenden Festlichkeiten beschlossen wurde (Sahagun VIII, 18, Herrera III, 4, 15). In Tlascala Huexocinco und Cholula wurde das Staatsoberhaupt mit ähnlichen Ceremonien in seine Würde eingesetzt; in ersterer Stadt hatte sich der neue Herrscher vorher zu diesem Zwecke bisweilen sogar einem ein- oder zweijährigen schweren Tempeldienst mit harten Fasten, Nachtwachen und schmerzhaften Bußübungen zu unterziehen (Zurita 24 f.).

Von der beschriebenen Inauguration des Königs war die Krönung verschieden, die erst später und zwar durch den König von Tezcuco erfolgte. Zu dieser wurden nämlich seit Montezuma I. eine größere Anzahl von Gefangenen als Opfer erfordert: sie durch einen Kriegszug zu gewinnen war daher die erste Sorge des neu erwählten Herrschers (Acosta VI, 24).

Cholula und Huexocinco hatten gleich Tlascala, mit dem sie befreundet und stammverwandt waren, in älterer Zeit eine monarchische Regierung, wurden dann zu Republiken und standen zuletzt unter vier Fürsten (Torq. II, 70, 35, III, 19, XI, 24). In Tlascala hatten zwei Brüder die Herrschaft freiwillig unter sich getheilt; da aber später zu verschiedenen Zeiten noch zwei Parteien von Einwanderern hinzukamen, bildete sich eine Tetrarchie (ebend. III, 14 u. 16). Die Stadt war in vier Quartiere getheilt, deren jedes selbstständig von seinem Fürsten regiert wurde. Einer derselben wurde im Kriege zum Oberanführer ernannt (Cortes 18, Gomara 328). Sie vererbten ihre Würde auf den ältesten Sohn der Hauptfrau, doch nur unter Zustimmung der drei übrigen Tetrarchen, sonst ging sie auf den Bruder oder einen anderen nahen Verwandten über; die Geschwister des Thronerben aber erhielten Häuser und Grundbesitz um standesgemäß leben zu können. Die Regierungsangelegenheiten blieben nächst den Fürsten selbst ganz in der Hand des Senates den der Adel bildete. Dieser allein erhielt die Aemter und besaß 30 Majorate, bei welchen dieselbe Succession stattfand wie für die Tetrarchen selbst (Torquemada XI, 22 f.) Indessen war auch dort der Adel nicht ausschließlich durch die Geburt bestimmt, sondern konnte durch Tapferkeit, politische Klugheit und Reichthum erworben werden (Herrera II, 6, 17).

Der König von Mechoacan, als dessen Hauptstadt gewöhnlich Tzinsonsan, von Gomara (394) Chincicila, von Torquemada (III, 29) aber Pazquaro bezeichnet wird — Tangapan nennt ihn Ixtlilxochitl (Hist. II, 284) Cazonzin, eigentlich Tangajuan Herrera (III, 3, 8) — stand nach Sahagun (X, 29, 13) dem Herrscher von Mexico nicht nach, dessen natürlicher Feind und alter Nebenbuhler er war (Gomara 394, 437). Er pflegte einen seiner Söhne zu seinem Nachfolger zu wählen und dieser nahm, sobald dieß geschehen war, sogleich an der Regierung theil (Zurita 17, Torq. XI, 18). Von der Verfassung Mechoacan's, dessen Cultur Brasseur (III, 57) für sehr alt hält*, wissen wir nichts Näheres. Herrera (III, 3, 10) berichtet nur daß die tapfern Tarascos in tiefer Knechtschaft unter ihrem König gelebt hätten.

In Matlazinco standen bis zur Eroberung des Landes durch Azayacatl drei Männer von abgestufter Macht an der Spitze des Staates die einander nach der Reihe succedirten, und zwar konnte ein Sohn oder Bruder des höchstgestellten unter ihnen zuerst immer nur in den dritten Platz eintreten. Die Häuptlinge besaßen dort nur unveräußerliche Güter die sie für sich verwalten ließen oder verpachteten; alles übrige Land gehörte den Gemeinden (Zurita 389 und nach diesem Herrera III, 4, 18.)

Demnach bestand im alten Anahuac und bei den aztekischen Stämmen selbst eine ziemlich große Mannigfaltigkeit der politischen Verfassung, nur besitzen wir meist keine speciellere Kenntniß derselben, da sich die alten Berichterstatter fast ausschließlich mit dem Reiche des Montezuma zu beschäftigen pflegen. Ueber die Klassen und Verhältnisse des Adels, den Grundbesitz und zum Theil auch die Steuervertheilung denen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden, fehlt es unter ihnen sehr an Uebereinstimmung. Wir geben im Folgenden was uns nach sorgfältiger Vergleichung der Angaben und der Gewährsmänner von denen sie herrühren, das meiste Zutrauen zu verdienen scheint.

Zurita (46) und Herrera (III, 4, 15), der jenen ungenau copirt zu haben scheint, zählen nur drei Klassen des Adels auf, obgleich sie bemerken, es habe deren vier gegeben. In die erste die von beiden

* Er theilt a. a. O. einige historische Sagen des Landes aus einer spanischen Handschrift mit.

vielleicht als selbstverständlich hinweggelassen worden ist, gehörte nächst dem Könige die Großen des Reiches oder Reichsfürsten, zu großen Theile wahrscheinlich dem Königshause selbst angehörig, welch ihre Güter erb- und eigenthümlich besaßen, sie verkaufen oder auf ihn Majorate stiften konnten, oft auch sie verpachteten (Torquemad XIV, 7, Zurita 253). Sie besaßen dreierlei Ländereien: eigen liches Herren-Land, Land das zu ihrem Palast gehörte und Land de sie einem bestimmten Stadtquartier oder einer bestimmten Gemein (Calpulli) verliehen hatten. Das Palast-Land war gegen eine se unbedeutende Abgabe denen zur Benutzung überwiesen welche die her schaftlichen Paläste und Gärten in Ordnung zu halten hatten. D Calpulli besaß sein Land als unveräußerliches Gesammteigenthu oder vielmehr nur als ein gemeinschaftliches Erblehen in der Art, da beim Aussterben einer Familie ihr Antheil an Grund und Boden a eine andere Familie desselben Capulli übergehen mußte: wer diesen ve ließ, verlor sein Land wie jeder der das seinige 3 Jahre unbebaut li gen ließ. Unbebautes Land des Capulli durfte kein Fremder bestelle und selbst nur ausnahmsweise pachten, aber wer zum Capulli gehört erhielt Land von diesem wenn er besitzlos war, und vererbte es auf d gewöhnliche Weise. Die Vorsteher des Calpulli wurden durch Wa bestellt, zu der jedoch wahrscheinlich die Bestätigung von Seiten d Lehnsherren hinzukommen mußte, und bildeten die dritte Adel klasse; sie hatten die Bilder-Urkunden aufzubewahren, in denen d Eigenthümer und Grenzen der Ländereien dargestellt waren, die R gister über die Vertheilung derselben zu führen und neue Verleihung zu vollziehen wo es nöthig war. Die an die Scholle gefesselten Mi glieder des Calpulli hießen Macehuales (Ixtlil., Hist. I, 24: Zurita 50, 61). Nach Gomara (434) vererbte jedes Mitglied d Calpulli oder Gemeindeverbandes das ihm zugehörige Land auf seine ältesten Sohn, der von da an die auf denselben haftenden Steuern z zahlen und die Familie deren Haupt er wurde, zu ernähren hatte; fehl es dem Verstorbenen an einem Sohn oder Neffen, so fiel die Erbscha dem Vorsteher des Calpulli zu, der sie aber entfernten Verwandte desselben mit der Verpflichtung zu den entsprechenden Abgaben zu übe tragen pflegte, oder es traten die Gemeindeglieder selbst in den e ledigten Grundbesitz ein. Die zweite Klasse des Adels, die Te Tecutzin oder Teutley, ging aus der freien Wahl des Herrschers he

vor, welcher zur Belohnung des Verdienstes ihnen, jedoch nur auf Lebenszeit, Güter und ein bestimmtes Einkommen zuwies: ihre Untergebenen, die sonst weiter keine Abgaben zahlten, waren gegen sie zu persönlichen Diensten und zu Lieferungen an Naturalien verpflichtet (Zurita 46 ff.). Die Ländereien, welche diesem rein persönlichen Adel verliehen wurden, fielen nach ihrem Tode an die Krone zurück: es gab, bemerkt Clavigero (VII, 14), in Bezug hierauf unrichtig keine wahren Erblehen, da die Investitur alljährlich wiederholt werden mußte und der Adel nicht steuerfrei war. Daß man nämlich die Bedeutung der jährlichen Huldigungsfeste, bei welchen der niedere Adel dem Könige freiwillige Geschenke brachte die von ihm mit kostbaren Mänteln vergolten wurden (Zurita 240), in einer Erneuerung der Investitur zu suchen habe, ist mindestens unwahrscheinlich, da auch Kaufleute bei diesen Gelegenheiten prächtige Geschenke zu geben pflegten (Herrera III, 4, 17); daß aber der Adel mit einziger Ausnahme der zweiten Klasse (Zurita 221) keine Abgaben entrichtete, sondern an der Spitze seiner Vasallen nur Kriegsdienste that, scheint sicher zu stehen (ebend. 64, Torquemada II, 89, Herrera III, 4, 15). Die Pipiltzin endlich, die vierte Klasse des Adels, besaßen weder Güter noch Würden, waren aber von adeligem Blute und lebten abwechselnd stets in bestimmter Anzahl im Palaste des Herrschers und auf dessen Kosten um zu seinem Dienste bereit zu sein (Zurita a. a. O.).

Die einzelnen Adelsklassen hatten alle ihre besonderen Abzeichen. Um in die höchste derselben als vollberechtigtes Mitglied einzutreten, wurden außer hoher Geburt und Reichthum ein gewisses Alter und namentlich große Kriegsthaten erfordert, von denen die Befugniß Edelsteine und Schmuck zu tragen abhing (Zurita 20). Die Aufnahme unter den hohen Adel geschah in Tlascala Cholula und Huexocinco im Tempel des Camaxtle unter peinlichen religiösen Ceremonien und verlieh das Recht überall einen Schemel zum Sitzen mit sich zu führen und einen Diener hinter sich zu haben (Gomara 435, Torquemada XI, 29 f.).

Eroberte Länder pflegten fast ganz unter die drei verbündeten Könige vertheilt zu werden (Ixtlilx., Hist. I, 242); sie behielten aber meist ihre einheimischen Fürsten, das Volk blieb ungestört in seinen Sitten, nur hatte es von den Feldfrüchten Abgaben zu entrichten, Kriegsdienste zu thun (Zurita 67) und mußte sich stets die theilweise Einführung der

mexicanischen Sprache gefallen lassen (Herrera IV, 9, 5. III, 7, 3). Die Herren der unterworfenen Länder wurden angewiesen als Vasallen des Königs einige Monate hindurch in Mexico zu leben, von wo sie sich nur mit besonderer Erlaubniß entfernen durften unter Zurücklassung eines Sohnes oder Bruders (Cortes 33 f., Gomara 345, Torquemada II, 89). Sie gehörten dort zum hohen Adel der Residenz und dienten dazu den Glanz der Hofhaltung zu vermehren.

Wie wir es in einem Staate erwarten müssen der durch eine Reihe rasch aufeinander folgender Eroberungen groß geworden war, befand sich alles Landeigenthum fast ausschließlich in den Händen des Königs und des hohen Adels, denn auch der Grund und Boden des Calpulli war, wie gesagt, wahrscheinlich nicht Eigenthum, sondern nur Erblehen im Besitze des Volkes. Außer jenen scheint nur noch der Tempel Grundeigenthum gehabt zu haben: das ihm gehörige Land wurde theils verpachtet, theils von den Zöglingen des Tempels selbst bestellt, doch flossen dessen Einkünfte nur zum kleineren Theile aus dieser Quelle (Zurita 386).

Steuerpflichtig waren zuerst die Teccallec welche auf den Gütern des Verdienstadels saßen und nur diesem tributär waren, der (wie bemerkt) seinerseits in die königliche Kasse Steuer zahlte; ferner die Mitglieder des Calpulli (Calpullec, Plur. Chinancallec), die eigentlichen Landbauern, welche sowohl dem König als auch ihrem eigenen Häuptling Abgaben entrichteten — doch scheinen die letzteren mehr nur durch das Herkommen bestimmt gewesen zu sein —, auch waren sie zu persönlichen Leistungen verbunden. Die dritte Klasse der Steuerzahlenden waren die Kaufleute Künstler und Handwerker, die nur im Falle der Noth auch mit ihrer Person einstehen mußten, die vierte die an der Scholle haftenden Arbeiter auf fremdem Grund und Boden (Tlamaïtes oder Mayegues), welche gegen den König zum Kriegsdienst verbunden, sonst aber bloß ihrem Lehnsherrn zinspflichtig waren und Frohnen zu leisten hatten, der sie mit dem Lande auf dem sie saßen unter seine Kinder durch seinen letzten Willen beliebig vertheilen konnte (Zurita 221, vgl. Gomara 434). Die Eintragung in die Steuerliste erfolgte bei der Verheirathung (ebend. 135). Steuerfrei war außer dem größten Theile des Adels und den unverheiratheten Leuten Alles was zum Hofstaat gehörte bis auf die Diener der Hofbeamten herab, welche jedoch wechselten und daher zeitweise wieder in die Klasse der Steuerpflichtigen zurücktraten; ferner das ganze im Tempeldienst beschäftigte Personal,

die Wittwen und Waisen, Arbeitsunfähigen und Armen. In Hungerjahren und bei anderem allgemeinen Unglück wurden die Abgaben erlassen und der Noth so viel als möglich aus dem Staatsschatze abgeholfen (ebend. 231, 250, Herrera III, 4, 17 f.), wovon sich viele Beispiele berichtet finden.

Eine gewisse Humanität und Milde ist in diesen Einrichtungen unverkennbar, und wir lesen daher mit Verwunderung von der Ueberlastung mit Steuern und Frohnen unter welcher nach Gomara (346) Oviedo (XXXIII, 46) und Herrera (II, 7, 12) das Volk gelitten haben soll, bis es unter spanischer Herrschaft einige Erleichterung erhalten habe: den dritten Theil ihres gesammten Einkommens* habe die arbeitende Klasse steuern, dabei Kriegsdienste thun und durch Frohnen die herrschaftlichen Paläste bauen müssen. Geradezu Unglaubliches erzählt Torquemada (II, 89); das Volk habe von Allem was es besaß oder producirte ⅓ zu steuern gehabt, und die Pächter fremder Güter hätten nicht allein den Ertrag derselben abliefern, sondern außerdem auch noch Steuern zahlen müssen! Mag die Herrschaft des letzten einheimischen Königs allerdings drückend genug vom Volke empfunden worden sein, so war doch schwerlich dasselbe auch unter den früheren Regenten der Fall. Daß der Druck im Allgemeinen nicht so schwer war als er von den Spaniern meist geschildert worden ist, geht aus Folgendem hervor. Herrera selbst bemerkt (II, 7, 13, III, 4, 17) daß gewisse Gemeinden nicht neben den Steuern die sie zu zahlen hatten, sondern anstatt derselben zum Bau und zur Ausbesserung der königlichen Gebäude, zu Holz- und anderen Lieferungen verpflichtet waren, daß niemand an zwei Herren zugleich Abgaben zu entrichten hatte; Zurita (238 f.) aber hebt bestimmt hervor daß es nicht viel gewesen sei was der Einzelne zu zahlen gehabt habe, obwohl eroberte Länder stärker belastet waren. Wie hoch sich die Steuern beliefen wissen wir nicht, doch ist die Angabe daß sie ⅓ oder ¼ des Einkommens betragen hätten gewiß unrichtig, da sie überhaupt niemals auf den Kopf, sondern nur dörferweise, auf die einzelnen Stadtquartiere oder deren Ländereien, auch wohl auf eine gewisse Klasse von Handwerkern in einer Stadt ausgeschrieben waren (Zurita 236, 254), wie sogar Herrera in seiner zum Theil etwas gedankenlos angefertigten Compilation selbst

---

* Bei Gomara (451) heißt es: den vierten Theil.

mittheilt. Eine wesentliche Erleichterung bestand für die Besteuert
darin, daß jedes Land und jede Stadt nur ihre eigenen Boden- od
Arbeitsprodukte zu entrichten hatte: während z. B. einige Orte Baun
wolle zu liefern hatten, war es anderen aufgegeben die gelieferte Baun
wolle auf die vorgeschriebene Weise zu verarbeiten; das besteuerte Do
oder Quartier aber hatte für den Gesammtbetrag der Steuer od
Leistung einzustehen und sich darein zu theilen. Bestand dieser in Pr
dukten des Bodens, wie in den meisten Fällen, so waren gewisse Lä
dereien für die Aufbringung der Steuer bestimmt und diese wurden g
meinsam bebaut, ja es scheint daß der Ertrag dieser Länderei
mochte er nun größer oder geringer ausfallen, als Abgabe in den kön
lichen Schatz floß (Zurita 252, vgl. 360), obwohl es auch Domän
gab (Tlalocamilli) von denen eine feste Rente gezahlt werden muß
(ebend. 229, 254). Die Angaben der Steuerlisten im codex Mendoz
welche neben den tributären Orten die Lieferzeit und die Art und A
zahl der zu liefernden Gegenstände bezeichnen, sind demnach wohl n
auf das Minimum oder auf das gewöhnliche Maaß der Steuer zu b
ziehen. Unter solchen Umständen können wir kaum glauben daß d
Volk unter den einheimischen Regenten durch Abgaben schwer gedrü
gewesen sei, wenn auch zugegeben werden mag daß der vielfache Krieg
dienst den die kühne Eroberungspolitik der Herrscher forderte, eine e
hebliche Last war — nur dürfte diese mit Rücksicht auf die verschieden
Verhältnisse dem Drucke der Militärpflicht in manchen Staaten d
modernen Europa schwerlich zu vergleichen sein.

Manche Orte hatten alle Monate, d. h. nach je 20 Tagen, and
nach je vier Monaten Steuern zu zahlen: man hatte so kurze Zwische
räume, damit der Staatsschatz allezeit gefüllt wäre, und jene Termi
beziehen sich nur auf die Zahlung überhaupt, nicht auf die der einz
nen Contribuenten welche den auf sie fallenden Betrag in zwei od
drei Raten entrichteten, was sehr bereitwillig und ohne vorausgehen
Mahnung zu geschehen pflegte. Da keine Familie ihren Wohnort ä
derte, blieb auch die Vertheilung der Steuern sich gleich (Zurita 247
Die Steuereinnehmer, welche einen Hakenstock und Fächer trugen, ha
ten die Steuern in die königlichen Magazine abzuliefern, wo Rechnu
darüber geführt wurde (B. Diaz 40, Herrera II, 7, 18). Sie schein
auf eine strenge Handhabung ihres Amtes angewiesen gewesen zu sei
da als Sklave verkauft oder geopfert werden sollte wer in Folge vo

Faulheit die Zahlung unterließ (Torquemada XIV, 8.) Dagegen war der Einnehmer für Unterschlagung und Erpressung mit dem Tode und selbst seine Familie mit Strafe bedroht (Ixtlilx., Hist. I, 274). Ob trotzdem diese Verbrechen häufiger vorkamen, wissen wir nicht.

Von den eingehenden Steuern wurden die Hofhaltung, die Besoldung der Würdenträger und Beamten, deren jedem entsprechende Räume im Palaste angewiesen waren, und die Kosten des Kriegs bestritten (Zurita 228). Kaufleute und Handwerker steuerten nur für den Krieg (Herrera III, 4, 17), und wie die Einkünfte von gewissen Ländereien nur für eben diesen Zweck bestimmt waren (Torq. XIV, 7), so hatten die Steuerpflichtigen anderer Bezirke — es wird namentlich Tezcuco nebst 15 anderen größeren Städten und ihren Dependenzen genannt — nur für den Bau und die Bedürfnisse des Tempels zu sorgen (Zurita 386, Oviedo XXXIII, 51), wieder anderen lag, wie erwähnt, die Erhaltung der königlichen Paläste und Gärten ob: auf diese Weise scheint die Verwendung der Steuern und Leistungen größtentheils im voraus fest geregelt gewesen zu sein, und darin lag bei der mangelhaften Entwickelung des Verkehres und namentlich des Geldwesens ohne Zweifel auf der einen Seite eine wichtige Vereinfachung für die Verwaltung und auf der anderen, bei zweckmäßiger Vertheilung der Lasten, nicht minder eine wesentliche Erleichterung für die Besteuerten.

Nächst den gewöhnlichen Feldfrüchten, Mais Aji Bohnen und Baumwolle, wurden die Steuern entrichtet in Gold und edlen Steinen, Zeugen Gewändern und Federbüschen, Kakao Papier Waffen Bauholz u. s. f. An manchen Orten, und besonders in Mechoacan, waren die Armen angeblich, um doch etwas zu geben, wenigstens zu einem Tribut von ihrem eigenen Ungeziefer verpflichtet (Herrera II, 6, 17 und 8, 5), was von Brasseur (IV, 13 note) auf eine schädliche Art von Erdflöhen gedeutet wird. Nach Gallatin (120) wäre die Hauptstadt des Reiches von Abgaben frei gewesen; besser verbürgt ist daß an ihren Thoren Octroi erhoben wurde (Cortes 34).

Daß in Tezcuco und wohl auch anderwärts die Handwerker und Künstler jeder Art stets in einem bestimmten Quartiere zusammenwohnten (Ixtlilx., Rel. 455), erklärt sich leicht aus der besprochenen Art der Besteuerung. Wahrscheinlich war ihr Gewerbe erblich wie es der Stand der Kaufleute (Zurita 221), der Macehuales und des größten Theiles der Aristokratie ebenfalls war.

Ueber die Organisation des Gerichtswesens weichen die Berichte ebenfalls stark voneinander ab. In den Provinzen und kleineren Städten des Reiches gab es Richter welche unbedeutendere Streitsachen selbstständig zu entscheiden, die wichtigeren aber zu instruiren und an den höheren Gerichtshof in der Residenz abzugeben hatten (Zurita 106, Gomara 442, Torq. XI, 25 f.). Diese niederen Richter, welche wahrscheinlich von den durch das Volk selbst gewählten Centurionen, die über je hundert Familien gesetzt waren (Torq. XI, 12) unterschieden werden müssen, waren zugleich Kassenbeamte, sie hatten die eingegangenen Steuern in Empfang zu nehmen, und es gab außer ihnen in den großen Städten wo ein königlicher Statthalter residirte und diesem untergeordnet, ein aus drei Personen bestehendes Gericht, dessen Stellung und Befugnisse jedoch unklar sind (Torq. XI, 25 f.) * Das Reich von Mexico scheint wie das von Tezcuco in 6 große Gerichtssprengel getheilt gewesen zu sein, für deren jeden in der Hauptstadt des Reiches zwei Richter bestellt waren, die eine bestimmte Besoldung bezogen und im Palaste des Königs residirten (Zurita 95). Sie bildeten für alle bedeutenderen Angelegenheiten die erste Instanz und es konnte von ihnen an den höchsten Gerichtshof appellirt werden, welcher aus 12 oder 13 Personen bestand (Sahagun VIII, 17) und alle 80 Tage unter dem Vorsitze des Königs oder seines Stellvertreters auf zehn bis zwölf Tage versammelt wurde, daher selbst der verwickeltste Prozeß nicht länger als 80 Tage dauern konnte (ebend. 14, Zurita 100, Torq. II, 53, Herrera III, 4, 16, vgl. Vetancurt II, 2, 1). Die Richter, welche ihr Amt nicht vererbten, sondern vom Könige selbst mit großer Sorgfalt gewählt und bestellt wurden, hatten im Palaste, wo Bogen und Pfeil als das Symbol der richtenden Gerechtigkeit angebracht waren (Tezozomoc I, 185), den ganzen Tag über ihres Amtes zu warten bis zwei Stunden vor Sonnenuntergang; nur das Mittagessen, das sie ebenfalls dort einnahmen, unterbrach ihre Thätigkeit auf kurze Zeit (Ixtlilx., Hist. II, 81). Sie durften nicht das kleinste Geschenk annehmen; Bestechung, Nachlässigkeit, Parteilichkeit oder Trunk zogen ihnen drei scharfe Verweise, dann Entsetzung mit der beschimpfenden Strafe des Kahlscheerens oder selbst den Tod zu

* Prescott (I, 26 ff.) ist in der Darstellung des Gerichtswesens Clavigero (VII, 16) gefolgt der seinerseits sich in dieser Hinsicht zu ausschließlich an die angeführte Stelle bei Torquemada gehalten und diese überdieß auf eine Weise gedeutet hat welche sich schwerlich ganz rechtfertigen läßt.

(Ixtlilx., Hist. I, 274), wie dieß insbesondere unter Montezuma vorgekommen ist. Es scheint daß sie ihr Amt auf Lebenszeit erhielten, wenigstens war dieß mit den vier höchsten Richtern der Fall welche in Tepeaca vom Staatsoberhaupte aus dem Adel ernannt wurden (Herrera II, 10, 31). Eine Anzahl von Gerichtsdienern und Häschern stand ihnen zur Verfügung, und obgleich der Adel seine besondere Gerichtsbarkeit gehabt haben soll (Sahagun VIII, 14; Zurita stellt dieß in Abrede), so scheint für ihn bei gleichem Vergehen keine Milderung, sondern unter Montezuma wenigstens vielmehr eine Schärfung der Strafe eingetreten zu sein (Tezozomoc II, 210).

Es giebt viele Beispiele unerbittlich strenger Gerechtigkeit der mexicanischen Könige gegen hohe Würdenträger des Staats und selbst gegen ihre eigenen nächsten Verwandten (Zurita 107, Torq. XII, 15). Netzahualpilli ließ seine Gemahlin, die der Königsfamilie von Mexico angehörte, hinrichten, da sie sich grober Ausschweifungen schuldig gemacht und ihre Liebhaber hatte um's Leben bringen lassen (Ixtlilx., Hist. II, 65); dasselbe geschah, obgleich er selbst schwer darunter litt, zweien seiner Söhne, deren einer sich ohne seine Erlaubniß einen Palast gebaut hatte (ebend. 80, Torq. II, 65). Netzahualcoyotl, der sich oft verkleidet haben soll um sich sowohl von dem Gehorsam seiner Unterthanen gegen seine Gesetze als auch von ihrer Lage überhaupt persönlich zu überzeugen und zu helfen wo es nöthig war, zeigte dieselbe Strenge (Torq. II, 51 f.): sein einziger legitimer Sohn gerieth in Folge der Intriguen einer vornehmen Dame, die am dortigen Hofe öfters erwähnt werden, in den Verdacht des Hochverraths und wurde mit dem Tode bestraft, ebenso wie in Tlascala Xicotencatl seinen Sohn verurtheilt haben soll als sich dieser gegen die Spanier verschworen hatte (Ixtlilx., Hist. I, 308, B. Diaz 139). Nur einmal scheint jener sonst so gepriesene Fürst durch die Leidenschaft für die Braut eines Andern zu Hinterlist und Verrath hingerissen worden zu sein: er ließ jenen aus dem Wege räumen, was in solchen Fällen durch Erdrosseln mit einem Blumenkranze zu geschehen pflegte der wie zum Gruße dem unglücklichen Opfer übergeworfen wurde.

Die beiden Könige von Tezcuco, von welchen soeben die Rede war, haben eine großen Theil ihrer Thätigkeit der Gesetzgebung und Rechtspflege zugewendet: die Bestimmungen welche sie und ihre Vorfahren getroffen hatten, waren es hauptsächlich die auch den Königen von

6*

Mexico und Tlacopan zur Richtschnur dienten (Zurita 94). Schwerlich ist es richtig daß es an geschriebenen Gesetzen fehlte und nur nach dem Herkommen entschieden wurde (Solis I, 369), da eine Art von pädagogischem Strafcodex noch jetzt existirt (cod. Mendoza pl. 59 ff.) und ein wesentlicher Theil des Gerichtsverfahrens selbst darin bestand die Prozeßacten in Bilderschrift anzufertigen: sie stellten den streitigen Gegenstand, die Parteien und die richterliche Entscheidung dar (Sahagun VIII, 14, Torq. XI, 26, Zurita). Der großen Offenheit Ehrlichkeit und Billigkeit die mit Ausschluß jeder Intrigue und Chikane in den Rechtsstreitigkeiten herrschten, wird rühmend gedacht. In Criminalfällen galt nur der Zeugenbeweis (Clavigero VII, 16), doch war dem Angeklagten auch ein Reinigungseid gestattet, bei welchem zuerst die Erde, dann die Zunge mit dem Finger von ihm berührt wurde (Gomara 442): man hegte dabei die Ueberzeugung daß die Götter den Meineidigen strafen würden. Wer zum Tode verurtheilt war, wurde in einen festen Käfig von Holz eingesperrt, den man in einem kleinen dunklen Hause bis zur Hinrichtung aufstellte (Sahagun VIII, 14, Torq. XI, 25). Auf bereits abgeurtheilte Sachen kamen die Richter nicht wieder zurück (Zurita).

Die Strafgesetze waren außerordentlich hart: auf allen schwereren Verbrechen stand die Todesstrafe, welche auf die verschiedenste Weise vollzogen wurde, bald mehr bald minder grausam, und namentlich bald mehr bald weniger entehrend je nachdem es nöthig schien sie noch zu verschärfen oder nicht; bisweilen stand sie z. B. für den Hochverräther in Verbindung mit dem Niederreißen seines Hauses und dem Verkauf seiner Familie in die Sklaverei (Ixtlilx., Hist. I, 264). Die Art der Hinrichtung war zum Theil auch nach dem Stande verschieden: die Vornehmen wurden erdrosselt (Torquemada II, 67). Sklaverei wird als Strafe öfter erwähnt: der Dieb wurde Sklave des Bestohlenen, doch, wie es scheint, nur dann wenn er keinen Ersatz zu leisten vermochte (Ixtlilx. a. a. O., Gomara 441, Herrera IV, 9, 8). Auch Verstümmelungen kamen vor, doch nur selten: dem Lügner — vielleicht ist insbesondere der falsche Zeuge vor Gericht darunter zu verstehen (Zurita 100) — wurde die Lippe durchstochen oder ein Stück derselben abgeschnitten (Vetancurt III, 3, 89). Netzahualcoyotl's Gesetze straften mit dem Tode den Mord, Menschenraub und Ehebruch, letzteren auch dann wenn der beleidigte Theil keine Anklage

deshalb erhob; ferner unnatürliche Laster, die jedoch sehr selten vorkamen (Zurita 107), Kuppelei und Zauberei, Aneignung fremden Grundes und Bodens und Verrückung der Grenzsteine, Verleumdung, Trunk und Ausschweifungen der Priester und unmittelbaren königlichen Diener (Ixtlilx., Rel. 387, Hist. I, 264). Selbst wer nur einige Maisähren von fremdem Felde sich aneignete, wurde am Leben gestraft, obwohl dem hungrigen Wanderer gestattet war sich satt zu essen. Insubordination des Soldaten, befehlswidriger Angriff auf den Feind, Entfernung von der Fahne, Raub fremder Beute wurden als Capitalverbrechen behandelt, nicht minder ein falscher Bericht an den König, Betrug des Vormundes und Verschwendung des väterlichen Vermögens (Torquemada XII, 5—7). Nach Gomara (442) waren auch künstlicher Abortus und Verkleidung des Mannes als Weib todeswürdige Verbrechen. Der Dieb mußte das Gestohlene nicht allein ersetzen, sondern noch außerdem an den Fiscus Buße zahlen, im Wiederholungsfalle oder bei erschwerenden Umständen erlitt er den Tod: Cortes (18) erzählt von einem solchen der an einer Estrade auf dem Markte aufgestellt und nach Ausrufung seines Verbrechens erschlagen wurde.

Mit auffallender Härte wurde gegen den Trunk verfahren, obschon die Volksmoral die Handlungen des Trunkenen nicht ihm selbst, sondern dem Gotte des Weines zurechnete (Sahagun I, 22). Zum Genuß geistiger Getränke, des Pulque insbesondere, bedurfte es einer Erlaubniß vom Häuptling oder Richter; er wurde nur als Arzneimittel und im höheren Alter, nach Torquemada (XIV, 10),* vom 50. Jahre an zugestanden, daher erst nach der Eroberung des Landes durch die Spanier das Laster der Trunksucht sich unter den Eingeborenen ausgebreitet hat. Daß ein gewisser Hang dazu sich bei ihnen schon in früherer Zeit zeigte, dürfen wir daraus schließen, daß die Rede des Herrschers bei Kingsborough (V, 393) vorzüglich dringend vom Trunke abmahnt. Nur bei großen Festen, Hochzeiten und dergl. wurde den mehr als dreißigjährigen Männern gestattet zwei Schalen Pulque zu trinken; auch wer besonders erschöpfende Arbeit zu thun hatte, erhielt diese Erlaubniß. Der Trunk war verabscheut; wer sich ihm hingab, wurde kahl geschoren, sein Haus niedergerissen und er ging jedes Amtes verlustig (Zurita 110, Gomara 441). Am Adel soll der Trunk selbst

* Der Erklärer des cod. Mendoza bei Kingsborough (V, 172) giebt das 70ste Jahr an.

beim ersten Male, am gemeinen Manne erst im Wiederholungsfalle mit dem Tode bestraft worden sein (Ixtlilx., Hist. I, 264).

Abgesehen von den Strafen ist uns der Geist der Gesetze nach denen die Mexicaner regiert wurden, nur wenig bekannt. In Rücksicht des Eherechtes ist es bemerkenswerth daß auch die Frau eine Scheidungsklage erheben konnte (Ixtlilx., Rel. 387), daß aber die Richter, ohne deren Spruch überhaupt keine Scheidung eintreten konnte, unter den uneinigen Ehegatten stets wieder Frieden zu stiften bemüht waren (Zurita 95), und die Scheidung, um sie nicht zu autorisiren, wenigstens nicht selbst aussprachen, auch wenn ihr Bemühen um die Wiederherstellung der Eintracht erfolglos blieb. Erst zur Zeit der spanischen Herrschaft sind die Ehen häufiger aufgelöst worden (Torquemada XIII, 15). Ehebruch wurde nicht an der Frau allein, sondern auch am Manne und, wie es scheint, an beiden mit gleicher Strenge gestraft (Gomara 440, Clavigero VII, 17). Obgleich auf Diebstahl und Verkauf eines fremden Kindes Sklaverei als Strafe stand, so durfte doch jeder, wie sich selbst, so auch seine eigenen Kinder verkaufen. Arme oder Faule, Spieler und Verschwender gaben ihre Freiheit gewöhnlich für 20 Mäntel hin, auch ausschweifende Frauen denen es an Geld fehlte, verkauften sich selbst (Ixtlilx. a. a. O., Gomara 441, Torquemada XIV, 16 f.). Es waren hierzu vier Zeugen erforderlich. Eins der eigenen Kinder einem Herren zum Dienst zu verkaufen, das man später bisweilen mit einem anderen vertauschte, entschloß man sich in drückender Noth, oder verpflichtete sich jenem einen Sklaven für immer zu stellen, so daß die Familienglieder abwechselnd diesen Dienst zu versehen hatten, der alsdann sogar erblich war (Torq.). Da indessen die Unfreiheit des Volkes in Folge dieser Einrichtung allzu sehr überhand nehmen mochte, wurde sie von Netzahualpilli abgeschafft. Wenn das Gesetz erlaubte das eigene Kind in fremde Dienstbarkeit hinzugeben, so scheint es darauf gerechnet zu haben daß die Festigkeit der Familienbande es nur in der äußersten Noth dahin kommen lassen würde von diesem Rechte Gebrauch zu machen, denn dem Herren war es nicht gestattet seinen Sklaven zu verkaufen um sich selbst dadurch vor Mangel zu schützen, und überhaupt erscheint jener Verkauf der eigenen Kinder erst dann im rechten Lichte, wenn man die Stellung berücksichtigt welche die Sklaven in Mexico einnahmen.

Allerdings wurden auf dem Markte Sklaven gleich anderen Waa-

ten feil geboten (B. Diaz 89), doch durfte dieß nur in gesetzlich bestimmten Fällen, insbesondere mit denjenigen geschehen welche unverbesserlich faul und widerspenstig, vergebens vor Zeugen deshalb vermahnt und dann nach Richterspruch mit dem Halsband versehen worden waren als Zeichen der Verkäuflichkeit. Waren sie schon mehrmals auf diese Weise verkauft worden, so durften sie selbst geopfert werden, doch kam dieß selten vor, weil zu den meisten Opfern vielmehr Kriegsgefangene erforderlich waren. Sogar diesen schlechten Sklaven aber wendete das Gesetz noch die Vergünstigung zu, daß sie bei Strafe der Sklaverei von niemand festgehalten werden durften, wenn sie auf der Flucht zum Palaste des Königs begriffen waren, und daß sie frei wurden wenn sie diesen wirklich erreichten (Gomara, Torq. a. a. OO.). Die Eingeborenen behandelten ihre Sklaven weit besser als die Spanier (Ritos 53). Sie waren mit Arbeit nicht schwer belastet, konnten im Allgemeinen nicht wider ihren Willen verkauft werden; manche von ihnen hatten selbst Vermögen und eigene Sklaven, waren nur zu bestimmten Diensten verpflichtet und wurden nach einiger Zeit wieder frei. Nicht selten erhielten sie auch beim Tode ihres Herren die Freiheit (Prescott). Ehen zwischen Freien und Sklaven waren nicht selten und nach einem neuen Gesetze Nezahualpilli's (Ixtlilx., Hist. II, 87) waren die Kinder der letzteren frei. Die Ermordung eines Sklaven wurde gleich jedem andern Mord mit dem Tode bestraft (Clavigero VII, 17). Daß der Verführer einer Sklavin selbst als Sklave dem Herrn derselben zugefallen wäre, leugnet Torquemada gegen Gomara, beide aber sind darüber einig daß es keine eigentliche, d. h. keine erbliche Schuldsklaverei gab, sondern diese erst von den Spaniern eingeführt worden ist, deren Herrschaft in so vieler Hinsicht auf die Eingeborenen weit härter gedrückt hat und weit inhumaner war als die der strengen einheimischen Regenten. Unter den drei Klassen von Sklaven die es in Mexico gegeben zu haben scheint, Kriegsgefangenen, verurtheilten Verbrechern und Schuldsklaven, mögen die letzteren die beste Stellung gehabt haben, daß aber die beiden anderen minder gut behandelt worden seien, haben wir keinen Grund anzunehmen.

Was wir sonst noch von den Rechtsverhältnissen und der Gesetzgebung der Mexicaner wissen, ist nur Weniges. Geld auf Zinsen auszuleihen war ihnen unbekannt (Zurita 121). Für die Armen wurde aus Staatsmitteln möglichst gesorgt, doch gab es Bettler — ein Uebel

erkennen. Ein eigenthümlicher Zug derselben sind die Verbo
zus mit ihren ins Einzelne gehenden Bestimmungen, na
z. B. der gemeine Mann sich nur irdenen Geschirres bedienen,
der von Henequen und keine Schuhe tragen durfte, währen
Gefäße und kostbare Stoffe dem Adel, und auch diesem viel
schiedener Weise seinen einzelnen Abstufungen entsprechend
ten blieben (Acosta VI, 26, Herrera III, 2, 19).

Vorzüglich war es Montezuma II. der diese Rangunterſch
lichst weit ausbildete und streng festhielt, denn sie dienten de
seiner Eitelkeit. Religiöse Bigotterie, verbunden mit einer n
lichen Demuth, und maaßlose Hoffahrt scheinen die Hauptz
Charakters gewesen zu sein. Er war Priester bis er den Thr
Sobald er zur Herrschaft gelangt war, schloß er sich und s
ganz ab vom Volke: alle Hof- und Staatsämter übertru
schließlich dem Adel, führte ein demüthigendes Ceremoniell
gerte die Pracht und das Gepränge seiner Hofhaltung bis z
maaß und ließ sich fast wie einen Gott verehren. Der Adel a
ihn zu bedienen: 600 Cavaliere, deren jeder wieder ein Ge
drei bis vier oder noch mehreren Personen hatte, versahen t
sen Dienst (Torquemada II, 69, Herrera III, 2, 14,
345). Zur Audienz mußte jeder ohne Unterschied vor ihm oh
und in schlechten Kleidern erscheinen, es war verboten, den
bei Todesstrafe, ihn anzusehen oder zu berühren, auch d
ihm nie den Rücken zukehren, und im Palaste war nur leise

wache umgeben seine Jagden, bei denen er jedoch nur den Zuschauer machte (B. Diaz 89, 99, Vetancurt II, 1, 182). Für jedes Staatsgeschäft hatte er einen besonderen Anzug, aber aller Kleider wie aller Geräthe bediente er sich nur einmal (Torq. XIV, 5, Gomara 342), daher er trotz des sonstigen Ueberflusses seiner Tafel, bei welcher er keine Gesellschaft hatte, nur von irdenem Geschirre zu speisen pflegte (ausführlich darüber Gomara a. a. O., Torq. II, 88 nach Sahagun, Herrera II, 7, 7). Von Allem was sein Land producirte, soll er genaue Nachahmungen in Gold besessen haben (Cortes 31). Die Pracht und der Glanz mit denen er sich umgab, sind so oft geschildert worden daß wir darüber kurz sein können. Es werden ihm zwar nur zwei rechtmäßige Frauen von fürstlichem Geblüte, aber 3000 Concubinen zugeschrieben, die ihm zur Auswahl aus dem ganzen Lande geliefert wurden und leicht Männer fanden wenn er sie entließ; künstliche Fehlgeburten sollen bei ihnen häufig gewesen sein (B. Diaz 86, Torq. II, 89). Nezahualpilli hatte nach Ixtlilxochitl (Hist. II, 35, 88) 2000 Weiber und von den 40 bevorzugten 144 Kinder, darunter 11 legitime; es war gewöhnlich daß die Könige und der hohe Adel ihre weiblichen Verwandten vom dritten Grade an als Concubinen annahmen. Bei solcher Ueppigkeit müssen wir bezweifeln daß der Freimuth von großer Wirkung war, mit welchem ein eigens dazu bestellter Redner alle 80 Tage vor der versammelten königlichen Familie die Handlungen und den Charakter des Königs selbst und seiner Angehörigen besprechen durfte und besprechen sollte (ebend. I, 259). Wie die vortrefflichen Staatsreden welche bei der Wahl und Inauguration des Königs gehalten wurden, bisweilen nur die Arbeit solcher Redner waren (Sahagun) und als Kunstleistungen die verdiente Bewunderung fanden, so ging auch bei anderen Gelegenheiten — und nicht blos in Mexico — der Erfolg solcher Vorträge nicht über den befriedigenden ästhetischen Eindruck hinaus den sie machten, und es mochte dem Mächtigen schon hoch angerechnet werden daß er sie sich wenigstens gefallen ließ.

Aus der Dienerschaar Montezuma's verdienen die Läufer hervorgehoben zu werden, welche einen Weg von 4—5 leguas bisweilen in einer Stunde zurückgelegt haben sollen, und mit Hülfe von Ablösungen, deren Stationen nur etwa 6 englische Meilen voneinander entfernt lagen, innerhalb 24 Stunden im Stande waren eine Botschaft

er in großen Menagerien hegen ließ, wurden nur die Vög
gemacht; sie hielten sich in großen Gärten auf die ihre besond
und Häuser hatten und waren so zahlreich, daß sie ein Dien
von 300 Menschen erforderten; man hielt sie der Federn we
Schilden und einer Menge von andern Gegenständen verarb
den; Raubvögel richtete man zur Jagd ab (Gomara 34
III, 25, Herrera II, 7, 9 f.). B. Diaz (88) versichert die
seien zum Theil mit Menschenfleisch gefüttert worden.

Läßt man die vorstehenden Nachrichten über die Hofhalt
tezuma's im Wesentlichen als richtig gelten, so erscheinen
Angaben Clavigero's (IV, 15) über die Lieferungen welc
last erhielt, immer noch unglaublich, keineswegs aber die d
xochitl (I, 240, vgl. jedoch ebend. II, 33 wo sie in ab
Weise gemacht werden). Nach letzterem wurde der königliche
täglich versorgt mit 31 Fanegas (Centner) Mais, 3¾ Fan
nen, 400000 Maiskuchen, 4 Xiquipiles Cacao (à 8000 Caca
100 Hähnen, 20 Salzkuchen, 20 großen Körben Pfeffer u
viel petil, 10 Körben Liebesäpfel und ebensoviel pepitas. Jä
len 574000 Stücke Zeug zu feinen Kleidern an die Diene
schenkt worden sein. Die Hofhaltung Nezahualcoyotl's wir
als sehr kostspielig beschrieben: 29 Ortschaften hatten die Li
für sie zu stellen und mußten ein halbes Jahr dafür arbeit
quemada II, 52). Zur Aufbewahrung solcher Vorräthe wu
Räumlichkeiten erfordert und in noch weit größerem Maaß

20 Thüren die auf verschiedene Plätze und Straßen mündeten. Er war solid von Stein erbaut und enthielt außer vielen Sälen — darunter einen von 150' Länge und 50' Breite — gegen hundert Zimmer, die 25—30' lang, an den Wänden mit guten Steinen der verschiedensten Art und mit wohlriechenden Hölzern ausgelegt, mit Teppichen und Thierfiguren geschmückt waren und zum Theil Bäder enthielten die durch unterirdische Wasserleitungen versorgt wurden. Nur der Mangel an Nägeln und die schlechten Betten, welche bloß in Tragsesseln, mit Matten und Decken von Zeug belegt, bestanden oder Heu zur Unterlage hatten, fielen den Spaniern auf (Gomara 344, B. Diaz 84, Torq. III, 25, Herrera II, 7, 9). Noch großartiger beschreibt Ixtlilxochitl (Hist. I, 247) den Palast von Tezcuco: er war 1234 varas (à 3 Fuß) lang, 978 breit und mit einer 2 varas dicken Mauer umgeben die aus Luftbacksteinen mit Cement gebaut war, umfaßte zwei Höfe deren einer als Markt diente, während auf dem anderen die höchsten Gerichtshöfe neben einem ewig brennenden Feuer ihre Sitzungen hielten. Die Säle, meist 50 varas lang und etwas weniger breit (es gab solche die bequem mehr als 3000 Menschen faßten — Anonymus bei Ramusio III, 309), waren für die verschiedenen Ministerien bestimmt, andere dienten zur Aufnahme hoher Gäste, als Archive oder Magazine; das ganze Gebäude soll über 300 Gemächer enthalten haben. Außer einer Anzahl von Palästen in und außer der Hauptstadt besaß Montezuma noch eine Menge von Lustschlössern (Cortes 34), die großentheils mit ausgedehnten Gärten verbunden waren. Neben schönen Baumgruppen boten diese alle möglichen Zierblumen (Liste derselben bei Clavigero I, 6) in Menge dar, die Arzneipflanzen fehlten nicht, nur andere nutzbare Gewächse und namentlich die Gemüse waren daraus als zu gemein verbannt. Manche von ihnen waren mit künstlichen Felsenpartieen verziert und als Wild- und Jagdparks eingerichtet; in anderen gab es große Galerien und Teiche mit Fischen und Wasservögeln; einer derselben in Iztapalapan enthielt einen ausgemauerten Wasserbehälter von 1600 Schritten im Umfang, doch lassen die menschlichen Figuren die man in den Gärten aus Blumen und Blättern anlegte und die Beschreibung ihres sonstigen Schmuckes mehr auf geschmacklose Pracht als eigentlich schöne Ausstattung schließen (Cortes 24, Gomara 340, 345, Herrera II, 7, 4 f. u. 11, III, 1, 8, Ixtlilx., Hist. I, 300). Die schönsten und reichsten

Gärten dieser Art waren in Huastepec unweit Mexico und in Tetzcinco (B. Diaz 161), obwohl der erstere nicht dem Montezuma, sondern dem Herren jener Stadt selbst gehörte. So wird öfter von Palästen erzählt die nicht königliches, sondern Privateigenthum großer Vasallen des Reiches waren, an Größe und Pracht aber den Besitzungen Montezuma's nur wenig nachgaben. Sämmtliche Spanier, etwa 400 an der Zahl, fanden mit ihrem ganzen Gefolge in ihnen Aufnahme, und Cortes selbst sagt bewundernd daß sie „in Europa nicht ihres Gleichen hätten." Als vorzüglich bewundernswerth hebt Solis (I, 356) das sogenannte Trauerhaus des Montezuma hervor, dessen ganze äußere Ausstattung einen äußerst düsteren Eindruck gemacht habe.

Die Stadt Mexico lag an dem Westende des salzigen See's von Tezcuco und zugleich auf der Ostseite eines kleineren und höher gelegenen Süßwasser-See's, welcher von jenem in seiner ganzen Länge durch einen Steindamm getrennt war und sich durch mehrere Kanäle in ihn ergoß. Auf allen Seiten von Wasser umgeben, das sich jedoch seit 1524 schnell zurückgezogen hat, so daß Mexico seitdem auf dem Lande liegt (Torq. III, 28), hatte es nur drei Zugänge, deren zwei von Norden und Süden über jenen Damm führten; der eine von ihnen war 1½, der andere 2 leguas lang bei einer Breite von etwa 30 Schritten, die für 8 bis 10 Reiter nebeneinander Raum ließ. Der dritte und kürzeste Zugang von Westen her scheint zugleich für die Wasserleitung gedient zu haben die von Chapoltepec herkam und in zwei gemauerten Röhren von 2 Schritten Breite und 1 Klafter Höhe bestand, obwohl die eine von ihnen allein mit Wasser gefüllt war, da die Benutzung der anderen nur eintrat, wenn jene gereinigt werden mußte (Cortes 24, 33, Anonymus bei Ramusio III, 309, Gomara 346 f., Torq. III, 23, Clavigero VII, 55, IX, 3, Herrera II, 7, 5). Ueberdieß war die Stadt wenigstens auf der Straße von Süden her durch eine zwei Klafter hohe Mauer geschützt die an beiden Seiten mit zwei Thoren, in der Mitte aber mit einer Brustwehr und zwei Thürmen versehen war; auch konnten die Straßen welche über die Dämme führten, durch Aufziehung von Zugbrücken gesperrt werden, ein Vertheidigungsmittel das auch vielen anderen von den Ortschaften zu Gebote stand die über 50 an der Zahl, theils in jenen Seen theils an deren Rande erbaut waren (Gomara 340, 381).

Nach der geringsten Angabe zählte die Stadt Mexico 50000 Fa

milien (vecinos, Oviedo XXXIII, 49) oder 60000 und darüber; meist werden ihr eben so viele Häuser zugeschrieben, in deren jedem von zwei bis sechs Familien gewohnt haben sollen (Anonymus, Gomara 346, Herrera II, 7, 13: nach B. Diaz 141 hätte Gomara die Einwohnerzahlen um mehr als das Fünffache übertrieben: die erste Angabe nähert sich der Wahrheit wohl mehr als die letzte). Die Anlage der Stadt war der von Venedig ähnlich; die meisten Straßen waren Wasserstraßen und mit vielen Brücken versehen, neben ihnen aber hatte man an den Häusern hin Wege für Fußgänger geführt. Auf letztere, die meist kaum für zwei Personen Raum gaben, mündete der Haupteingang der Häuser, während das Hinterhaus an welchem Gartenbeete von Gräben durchschnitten lagen, unmittelbar auf die Wasserseite stieß (Torquemada III, 23). Außerdem gab es auch Landwege, namentlich die ⅓ legua (Cortes 25 sagt ⅔ legua) lange Hauptstraße, welche zu den großen Plätzen führten wo die Tempel standen und die Märkte waren. Für die Gesundheit und Reinlichkeit der Stadt wurde trefflich gesorgt und es war streng verboten Unrath in die Kanäle zu werfen.

Außer Mexico selbst gab es eine große Menge anderer bedeutender Städte (Zusammenstellung bei Clavigero, Append. VII, 2). Tezcuco auf der Ostseite des nach ihm benannten See's, wäre nach Gomara (376) ebenso groß als Mexico selbst gewesen, wenigstens stand es in der Pracht seiner Bauten ihm nicht nach (Torq. III, 27), und Cortes erzählt von einer großen Anzahl von Orten in der nächsten Umgebung des See's die 3—5000 Einwohner (d. h. Familien) hatten. Tlascala nennt er (18) viel größer und in jeder Hinsicht weit besser versorgt als Granada, Tzimpantzinco soll 20000, Cholula doppelt so viele Häuser gehabt haben (Gomara 331, 337, Las Casas Beschr. 28). Von gleicher Größe waren Huexocinco und Tepeaca (Torq. III, 20), doch wurden sie von Xochimilco noch an Einwohnerzahl übertroffen (Clavigero). Ferner lagen im Gebiete von Oaxaca sehr bedeutende Orte (Cortes 51), und wie Mechoacan fand Nuño de Guzman auch Guadalajara meist sehr stark bevölkert; es hatte Städte von 6000 Häusern und daüber (Oviedo XXXIV, 5 f.). Mag auch manche Uebertreibung in diesen Angaben mit untergelaufen sein, daß es eine Menge wirklich bedeutender Städte gab und das Land eine dichte Bevölkerung hatte, läßt sich nicht in Abrede stellen.

Die Bauart der Häuser war in Mexico sehr verschieden, zunäch
nach dem Rang und Reichthum der Bewohner: die Vornehmen hatt
Häuser die aus Mauersteinen mit Kalk sehr solid gebaut und zum Th
zweistockig waren (Torquemada III, 23), die gemeinen Leute n
solche von Luftbacksteinen und Erde. Da die Häuser überdieß me
durch Wasser voneinander getrennt waren, vermochten die Erober
nicht die Stadt durch Feuer zu zerstören (B. Diaz 130, 179). Izt
palapan das zur Hälfte im Wasser lag, war nach Cortes' Urth
(24) so gut gebaut wie die besten Städte in Spanien und seine Häu
ser, abgesehen von Luxusgegenständen, vortrefflich ausgestattet. D
steinernen Gebäude hatten zwar meist nur kleine niedrige Zimmer, wa
ren aber zum Theil so umfangreich daß sie bis zu fünf Höfen umschlos
sen, die von großen Galerien umgeben auf erhöhten Terrassen lage
wo die Adoratorien standen. Dieser Terrassenbau scheint namentlich
in den Küstengegenden aus Gesundheitsrücksichten allgemein gewöhn
lich gewesen zu sein (Cortes 9 f., Gomara 317, Anonymus be
Ramusio III, 304, 309). Die Außenwände waren in manchen Städ
ten mit Gyps oder Kalk beworfen, die Dächer platt und bisweilen
so groß daß 30 Reiter zu einem Turniere darauf Platz gehabt haben
würden. Die Häuser der ärmeren Klasse waren mit Gras oder Blät
tern gedeckt, klein und oft überfüllt (Gomara 346). Daß man aus
Furcht vor Erdbeben meist einstockig gebaut habe (Chevalier 18),
wird nirgends erwähnt. Nach Herrera (III, 4, 8) hätten die Mexi
caner Steine in größere Höhe nur über einen Damm von aufgeschüt
teter Erde hinweg zu heben vermocht, wogegen Clavigero (VII, 53
der Ansicht ist daß man sich eines solchen Anwurfes an die Grund
mauer zu diesem Zwecke nur in der Mixteca bedient habe. Die Stra
ßen von Tlascala waren eng und krumm, die Häuser hatten weder
Thüren noch Fenster, sondern anstatt der ersteren nur eine Matte, an
welcher ein Metallstück, eine Schnur von Muscheln und Anderes dergl
so befestigt war, daß ein Geräusch entstand wenn jemand sie hinweg
nahm um einzutreten; doch wohnte der aus 60 Familien bestehend
Adel der Stadt in sehr schönen Palästen (Herrera II, 6, 12 und 1
Torq. XII, 5), die Armen dagegen lebten zum Theil selbst in unter
irdischen Räumen (B. Diaz 56). Bei den Totonaken, deren Cult
der mexicanischen nur wenig nachgestanden zu haben scheint (Sah
gun X, 29, 9), herrschte dieselbe Bauart; Cempoallan besaß ein

großen mit einer Mauer umgebenen Platz der mit Frauenglas belegt war und auf dessen einer Seite sich einer Reihe von Wohnungen gegenüber 6 oder 7 einzeln stehende Thürme befanden (Gomara 317). In Guadalajara bestanden die Häuser aus Luftbacksteinen und hatten platte Dächer (Oviedo XXXIV, 7), in Tututepec waren sie wie in Mechoacan (Sahagun X, 29, 13) meist nur von Stroh, besaßen aber zum Theil große Räume (B. Diaz 211), wogegen sie im Gebiete von Oaxaca besseres Mauerwerk hatten als sonst irgendwo (Cortes 51). Nach Dupaix (2me expéd. p. 45) ist es sicher daß in jenen Gegenden auch gebrannte Backsteine als Baumaterial verwendet wurden. Die neuere ärmliche Bauart der eingeborenen Mexicaner findet sich bei Mühlenpfordt (I, 223) beschrieben.

Die bedeutendsten Bauten der Mexicaner waren ihre Tempel, von denen wir später zu reden haben werden. Daß sie sich auf Wasserbaukunst verstanden, geht schon aus der Lage ihrer Hauptstadt hervor, die auf mehrere kleine Inseln gegründet war. Da es dort vielfach an festem Boden fehlte, mußte größeren Häusern eine Unterlage von starkem Balkenwerk gegeben werden (Clavigero VII, 53). Um den Ueberschwemmungen zu begegnen denen die Hauptstadt ausgesetzt war, wurden Dämme von großen Dimensionen angelegt; der bedeutendste von diesen, 39400′ lang und 65′ breit, von beiden Seiten mit Palisaden eingeschlossen, wurde von Montezuma I. errichtet und später von Ahuizol noch vergrößert. Die Reste desselben sind noch jetzt sichtbar (Mühlenpfordt II, 255). Die große Wasserleitung von Chapoltepec haben wir schon erwähnt; eine noch größere von 30 englischen Meilen Länge wurde nebst den ungeheuern für sie erforderlichen Brücken um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter der Leitung des Franciscaners Franc. Tembleque in Cempoallan von den Eingeborenen gebaut (Clavigero VII, 55). Brücken construirten sie nicht, wie Brasseur (III, 632) sagt, am gewöhnlichsten von Stein, sondern aus Lianen, aber mit Unrecht hat Clavigero (Append. VI, 3) überhaupt in Abrede gestellt daß es dergleichen gegeben habe. Unweit Los Reyes finden sich zwei Brücken die aus unregelmäßig gestalteten, aber genau aufeinander gepaßten und mit Kalk verbundenen Steinen bestehen; an den 4 Ecken sind ungefähr 40′ hohe Obelisken von eigenthümlicher Form aufgestellt. Im Dorfe Chihuitlan sieht man eine steinerne Brücke mit einem Bogengewölbe, das von zwei aneinander gelegten krummlinig

ausgeschnittenen großen Steinen gebildet wird (Dupaix 2me e[illegible] pl. 68, 3me exp. pl. 6). Auf den mexicanischen Seen wurde die V[illegible] bindung durch eine große Menge von Kähnen hergestellt die zieml[illegible] roh, ohne Segel und nur aus einem Stücke gearbeitet waren (G[illegible] mara 347, 452); außerdem führte von Mexico nach Tezcuco, [illegible] Solis (I, 317) erzählt, eine etwa 20′ breite gepflasterte Kunststr[illegible] deren Steine mit Kalk verbunden waren. Wenn eigentlicher Gewöl[illegible] bau den Mexicanern bekannt war, wie Clavigero (a. a. O.) aus [illegible] Ruinen von Tezcuco, der Form der Schwitzbäder und dem von V[illegible] lades gegebenen Bilde eines kleinen Tempels schließen zu dürfen glau[illegible] so war er, wie an der erwähnten Brücke, jedenfalls doch nur in sch[illegible] chen Anfängen vorhanden: insbesondere zeigt er sich, wie es schei[illegible] an dem unterirdischen Bau von Xochicalco und den unterirdischen Gä[illegible] gen der tumuli von Monte Alvan, westlich von Antequera (Dupa[illegible] 1re expéd. pl. 32, 2me exp. pl. 22 et 27).

Wie der Hausbau wurde auch die Bodencultur durch den gänzl[illegible] chen Mangel an Zug- und Lastthieren sehr erschwert. Die Dienste [illegible] letzteren mußten durchgängig Menschen, die Tlamama oder Tlamem[illegible] versehen, deren gewöhnliche Belastung 60 Pfund für einen Tagemars[illegible] von drei deutschen Meilen betrug (Clavigero VII, 40). Desto gr[illegible] ßeres Lob verdient der schon von Cortes (18, 21) hervorgehoben[illegible] Fleiß mit welchem der Landbau betrieben wurde: nicht leicht sah ma[illegible] ein Stück Land unbenutzt, Männer und Weiber nahmen mit ihr[illegible] ganzen Familie an der Feldarbeit theil, und außer dem hohen Ad[illegible] gab es niemand der nicht den Acker gebauet hätte (Torquemad[illegible] XIII, 31); auf seinen Ertrag war die Subsistenz des Volkes fast au[illegible] schließlich begründet. Nach Humboldt (Neu Spanien I, 7) wäre [illegible] Fluß Santiago die Grenze der Ackerbauvölker von Mexico und M[illegible] choacan gegen die Chichimeken und Otomies gewesen; indessen schein[illegible] die letzteren, wie wir oben bemerkt haben, wenigstens zum Theil eb[illegible] falls Landbau getrieben zu haben, andererseits aber fehlte dersel[illegible] schon im Süden jenes Flusses in den Küstenländern von Jalisco, [illegible] ren Bewohner nur von Fischen, wildwachsenden Früchten u. der[illegible] sich nährten (B. Diaz 292). Wie sorgfältig in Mexico der Boden [illegible] nutzt wurde und wie viele Mühe man sich mit dem Feldbau gab, [illegible] rauf weisen namentlich die Chinampas oder schwimmenden Gemü[illegible] felder hin, die etwa 100 Meter lang und 5—6 breit auf einem [illegible]



flechte von Weiden und Wurzeln angelegt waren und mit langen Stangen nach Bedürfniß auf dem Wasser hin- und hergeschoben werden konnten (Clavigero VII, 27, Humboldt, N. Sp. II, 78). Auf dem Lande wurden die Felder mit Steinmauern oder Aloezäunen umgeben und wo es nöthig war, mit Gräben zu künstlicher Bewässerung versehen (Gomara 373). Als Werkzeug bediente man sich zu diesen Arbeiten nächst der kupfernen Axt zum Niederlegen des Holzwerkes in verschiedenen Gegenden verschiedener Geräthe, vorzüglich aber eines spitzigen Stockes um Löcher in die Erde zu stechen in die man die Maiskörner fallen ließ.

Unter den Nutzpflanzen der Mexicaner (S. darüber Humboldt, N. Sp. III, z. A.) waren Mais und Baumwolle die wichtigsten, nächstdem Bananen und Manioc, dann Bohnen, Kürbisse, Cacao, Capsicum (Aji) und die Aloe oder Agave (Mayuey, in Sinaloa Mezcal genannt — Alcedo), die besonders wegen des vielseitigen Gebrauches interessant ist den man von ihr machte, denn außer Speise und Trank lieferte sie Kleidung und Papier, Stricke Zwirn und Nadeln.* Der Mais wurde mit etwas Kalk in Wasser gekocht, dann die Schale abgestreift und gestoßen oder, wie noch neuerdings geschieht (Mühlenpfordt I, 225), auf einer geneigten Steinplatte mit einer oben und unten zugespitzten Walze zu Mehl gerieben und in einer Pfanne zu den Tortillas verbacken, deren Bereitung die Spanier von den Eingeborenen gelernt haben, zu Grütze (Atolle) verarbeitet oder mit mancherlei Zuthaten versehen um daraus verschiedene schmackhafte Gerichte zu gewinnen (Näheres bei Clavigero VII, 64, de Laet VII, 3 u. A., vgl. Mühlenpf. I, 218). Unter den Speisen ist besonders bemerkenswerth die schlammige käseartige Substanz welche die Mexicaner aus dem See auffischten (B. Diaz 190), und die von Brasseur (III, 641) als beliebtes Gericht angeführte Paste von Fliegeneiern die mit Salpeter gekocht werden. Im Essen waren die Mexicaner von jeher mäßig; weniger als ein halbes Kilogramm von ihrem Manioc-

* Namentlich in den nördlicheren Gegenden des Landes bis nach Sonora hin gewinnt man noch jetzt aus dem Mayuey nächst dem berauschenden Getränk, das dort Mezcal heißt, viele wichtige Produkte: die Fasern liefern ein grobes Gewebe (Kaffeesack), die großen Blätter werden zur Dachung verwendet, die zarteren rollt man zu Kugeln zusammen um sie dann zu zerstoßen und daraus ein Surrogat für die Seife zu erhalten, die Wurzeln aus denen man den Mezcal bereitet, werden von Indianern und weißen Mexicanern auch gebacken und gegessen (Bartlett I, 290.)

oder Cassavebrod genügt ihnen für den Tag (Humboldt a. a. O. 29
Ihre Nahrung war in alter Zeit wie jetzt überwiegend vegetabilisc
Fleisch aßen sie fast nur bei festlichen Gelegenheiten, doch hatten s
Truthühner Wachteln und anderes Geflügel in sehr großer Men
(Torquemada XIV, 14). Außerdem waren Kaninchen und fet
Hunde eine beliebte Speise. Die Bereitung des Pulque (Octli; da
Wort Pulque ist araucanisch — Clavigero), des gegohrnen Sa
tes der Agave, ist oft beschrieben worden (B. Diaz 154, Humbold
N. Sp. III, 97, Brantz Mayer II, 59 nach Ward u. A.). Neb
demselben hatten sie andere berauschende Getränke die sie aus Ma
und Honig, Zuckerrohr oder Manioc gewannen (Gomara 44
Humboldt a. a. O. I, 122). Aus Cacaomehl und Wasser bereitet
sie, bisweilen mit der Zuthat von etwas Honig, einen kalten Tran
den jedoch nur die Vornehmen genossen; als warmes Getränk war d
Cacao zwar in Guatemala gewöhnlich, in Mexico wurde er es erst i
Laufe des 16. Jahrhunderts (Torquemada XIV, 10, 14, 42). Zu
cker lieferten ihnen der Mais und die Agave, die Bienen Honig (Go
mara 349), Salz der See dessen Wasser sie durch Kochen verdunstete
Letzteres machte einen wichtigen Handelsartikel aus, namentlich wa
ren Tepeaca und Tlascala von Mexico dadurch abhängig, daß beide
das Salz und letzterem auch die Baumwolle mangelte (Herrera I
10, 31, Gomara 340, 332). Zu den berauschenden Mitteln gehör
auch der Tabak, dessen zusammengerollte Blätter aus Röhren vo
Silber Holz oder Schilf geraucht wurden und zwar so, daß man d
Nase zuzuhalten und den Rauch hinunterzuschlucken pflegte. Neben de
Rauchen, das späterhin bei den Eingeborenen mehr abgekommen is
war auch das Schnupfen des Tabaks verbreitet (Clavigero VII, 6
Humboldt a. a. O. III, 134).

Beim Essen herrschte Reinlichkeit: man gebrauchte dabei Tücher fü
Mund und Hände und pflegte sich beide sowohl vor als nach der Mah
zeit zu waschen (Anonymus bei Ramusio III, 306, Sahagun V
22). Zum Reinigen der Kleider bediente man sich der Wurzel des Se
fenbaumes und des Fleisches einer gewissen Frucht, dagegen wurde
zur Beleuchtung weder Wachs noch Oel, bisweilen aber Fackeln od
auch Leuchtkäfer verwendet (Gomara 440, Clavigero VII, 70, 68
Ueberhaupt waren die häuslichen Bequemlichkeiten in älterer wie i
neuerer Zeit nur gering: wenige irdene und hölzerne Geräthe, Kü

bisschalen und Matten genügten; die Speisen wurden vor niedrigen Sitzen auf Tücher gestellt, doch scheint die Kohlpfanne zum Wärmen derselben eine Erfindung der Eingeborenen zu sein (Brasseur III, 645) und die Spanier sollen manche Kochkünste von ihnen gelernt und nach Europa verpflanzt haben (Solis I, 362).

Die Männer waren mit einem Schurz und einem großen viereckigen Tuche bekleidet das auf der Schulter befestigt oder vorn zugebunden wurde, die Weiber trugen einen oder mehrere Unterröcke die bis auf die Füße herabreichten und darüber eine Art von Hemd. Sandalen aus den Fasern der Agave hatten nur die Männer, die Vornehmen Schuhe von demselben Material oder von Baumwolle. Für den Winter gab es auch Federmäntel (Anonymus bei Ramusio III, 305, Gomara 440, Vetancurt II, 2, 26, Clavigero VII, 66). In Guadalajara war die Tracht wenigstens der Weiber dieselbe wie in Mexico (Oviedo XXXIV, 7). Von Cholula bemerkt B. Diaz (73) daß Baumwollenkleider von derselben Art getragen worden seien wie von den Zapoteken. Sahagun (VIII, 8, 12, 15) hat ausführlich von der Kleidung und dem Putze vornehmer Herren und Damen, so wie von der Kriegsrüstung der ersteren gehandelt (vgl. auch die im cod. Vaticanus 3738 und bei Humboldt, Ansichten der C., abgebildeten Trachten, woselbst sich auch Montezuma's gewöhnliche Hauskleidung dargestellt findet). Unter dem Putze sind besonders die Blumen hervorzuheben, die sowohl zu diesem Zwecke als auch zu dem der Opfergabe in Mexico in großer Menge gezogen wurden. Neuerdings kleiden sich die Eingeborenen in selbstgewebte Baumwollenstoffe oder Leder: ein bei den Azteken gewöhnlich blau und weiß gestreiftes Hemd das bis unter das Knie reicht und mit einem Gürtel gebunden wird, ist oft das einzige Kleidungsstück, oft auch kommt noch ein kurzes Beinkleid von Ziegenleder oder Baumwolle bei den Männern hinzu; auf dem Kopfe tragen sie große Filzhüte, seltener Strohhüte. Gegen Kälte und Regen schützen sie sich durch ein wollenes Tuch, das in der Mitte ein Loch hat um den Kopf durchzustecken und zugleich als Bettdecke zu dienen pflegt; die Weiber sind mit einem Hemde bekleidet und schlagen eine viereckige, meist baumwollene Decke um die Hüften (Mühlenpfordt I, 220).

Der Hausbau und alle Handwerke die nicht großes Talent, vielfache Uebung oder besondre Werkzeuge erforderten, verstand jedermann

(Zurita 183), doch scheint man die Theilung der Arbeit nicht vernac lässigt zu haben: in Tlascala nennt Gomara (334) Goldschmie und Federarbeiter, Töpfer und Barbiere. Manche Orte zeichneten si durch ihre Industrie, andere durch ihre Handelsthätigkeit aus: in A capuzalco lebten hauptsächlich Gold- und Silberarbeiter (B. Diaz 15 Tlascala trieb vorzüglich Landbau und Handel (Cortes 18, Tor II, 70). In Cholula herrschten Handel und Gewerbfleiß vor, man fe tigte dort treffliche Arbeiten in Gold und guten Steinen, der kriege sche Sinn war nur gering (ebend. 71, Oviedo XXXIII, 45); dag gen waren die Bewohner der Hauptstadt selbst dem Handel abgeneig zu dessen Mittelpunkt sie Tlatelolco machten sobald sie es sich unte worfen hatten, um sich selbst ganz dem Kriegshandwerk zu widme (Tezozomoc I, 245).

Gesponnen wurde auf der Spindel die sich in einer durchbohrte Schüssel drehte (Abbildung bei Ramirez no. 37). Die gewebte Baumwollenzeuge, welche nebst dem Salz die Hauptartikel der Märk in Mexico ausmachten, waren zum Theil so fein wie Seide und nu durch das Gefühl von dieser zu unterscheiden (Gomara 348, Co tes 31). Außer Baumwollenzeugen, in die bisweilen auch Feder eingewebt wurden, fertigte man auch Zeuge von Kaninchen- und H senhaar und von Magueyfäden. Das Töpfergeschirr wurde zwar nic glasirt, aber man verstand es mit Farben zu bemalen die dem Wass auf die Dauer widerstanden (Torquemada XVII, 1, Vetancu II, 2, 23 f.).

Die Märkte, deren größter in Mexico 60—100000, in Tlasca 30000 Menschen gefaßt haben soll, boten alle fünf Tage das Scha spiel eines außerordentlich lebendigen, bis in die benachbarten Str ßen ausgedehnten Verkehrs, zugleich aber auch einer streng geregelt Ordnung dar (Cortes 32, Gomara 348 f., 334, Sahagun I Append.). Täglich versammelten sich dort 20—25000 Menschen und Markttagen doppelt so viele (Anonymus bei Ramusio III, 309). Je Waare und jedes Geschäft hatten auf dem Markte ihren bestimmt Platz, jeder Verkäufer zahlte ein gewisses Standgeld, die Längen- u Hohlmaaße nach denen verkauft wurde, unterlagen der Controle da bestellter Beamten, und in einem besonderen Hause saß ein Geri das die beim Handel entstehenden Streitigkeiten zu entscheiden hat Auf dem Markte stand auch, 30 Schritte breit und 2½ Klaftern ho

eine viereckige gemauerte Bühne auf welcher theatralische Spiele aufgeführt wurden. Daß die Mexicaner die Waage kannten und im Handel gebrauchten, was Clavigero (VII, 36) gegen Gomara (451) angenommen hat, scheint sich, wie Brasseur (III, 629) bemerkt, allerdings aus einer Stelle bei Sahagun (X, 16) zu ergeben.* Daß aber die Zapoteken die Waage und das Gewicht mit einheimischen Wörtern bezeichnen, beruht wahrscheinlich nur auf einem Mißverständniß (vgl. Prescott II, 185). Der Tauschhandel herrschte vor; man pflegte nicht dabei zu sprechen, sondern gab nur durch das Gesicht seine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit dem Angebot des Anderen kund (Torquemada XIV, 23). Die Stelle des Geldes vertraten am gewöhnlichsten Cacaobohnen, die noch jetzt die Scheidemünze des Landes sind (Humboldt, N. Sp. III, 122); sie wurden zu diesem Zwecke in Säcke zu 24000 Stück (d. i. zu 3 Xiquipilli) gefüllt, doch fand fast nur die weniger nahrhafte größere Sorte des Cacao diese Verwendung (Clavigero, Append. VI, 1). Ferner dienten Stücke Baumwollenzeug und Goldstaub in Gänsekiele eingeschlossen als Tauschmittel, anderwärts 3—4 Finger breite Stücke Kupfer von der Form eines T oder kleine Zinnplatten (Torquemada XIV, 14, Cortes 111). Brasseur (III, 628) bemerkt daß Sahagun ohne weiteren Zusatz überdieß „Adler" erwähnt deren man sich auf diese Weise bediente, und daß wohl auch die Goldziegeln mit denen Montezuma seine Verluste im Spiel an die Spanier bezahlte, als eine Art von Geld zu betrachten seien.

Den Reichthum des Marktes hat Cortes (32) beredt geschildert, zugleich mit Rücksicht auf den Gewerbfleiß der Bewohner. Es gab dort rohe und behauene Steine, an der Sonne und am Feuer getrocknete Backsteine, bearbeitetes und unbearbeitetes Holz von verschiedenen Arten. Diese und andere umfangreichere Gegenstände blieben in den Kähnen auf dem Wasser. An Lebensmitteln jeder Gattung, die nicht bloß auf den drei Märkten von Mexico sondern auf jedem freien Platze feilgehalten wurden (Herrera II, 7, 15) und in besonderen Häusern unmittelbar zum Essen bereit standen, war Ueberfluß. Cortes nennt außer dem Mais und einer Menge von verschiedenen Gemüsen Kräu-

* Die betreffenden Worte lauten: El que rescata plata... sabe el valor del oro y plata conforme al peso y quilates... y en el pesar no defrauda, antes pone mas que quita en el peso.

tern und Früchten, namentlich viele Arten von Geflügel, Kaninchen Wildpret und gemästete Hunde, Vogeleier, Fische, Maisbrod, ein große Anzahl fertig zubereiteter mannigfaltiger Gerichte und Back werk, Zucker, Honig und süße Getränke aus dem Saft des Maise und des Maguey. Es fehlte nicht an den verschiedensten Arten vo Töpfergeschirr, Kohlen und Kohlenbecken, gegerbten und ungegerbte Wildhäuten, Matten in großer Auswahl, Vogelbälgen besonders vo Raubvögeln, die noch ihre Federn und Klauen, Kopf und Schnab hatten. Ferner bot der Markt alle möglichen Medicinalpflanzen un in besonderen Läden fertige Arzneitränke Salben und Pflaster da Lastträger standen in Menge bereit und Barbiere um Bäder zurecht zu machen oder den Kopf zu rasiren. Von den vortrefflichen Malerfarben die sich dort fanden, waren manche den Spaniern unbekannt (Gomara 348). Ohne Zweifel war darunter eine der hauptsächlichsten die Cochenille, deren Cultur in Mexico sehr alt und besonders in Oaxaca sehr ausgedehnt war (Humboldt, N. Sp. III, 150). B. Diaz (89) erwähnt außerdem als Marktwaaren noch Tabak und Papier Messer von Feuerstein, Zwirn, Cacao, Menschenkoth zum Gerben un Sklaven. Von Metallen fanden sich Gold und Silber, Kupfer Bl und Zinn auf dem Markte, theils in rohem Zustande theils zu mar cherlei Schmuck geformt, nebst anderen künstlichen und kostbaren Ar beiten von edlen Steinen, Knochen, Muscheln und Federn. Eisen un Quecksilber waren den Mexicanern wahrscheinlich ganz unbekannt, ob wohl sie Zinnober und gelben Ocker als Malerfarben benutzten; Mes sing, das nur von Cortes angeführt wird, fehlte ihnen wohl auch Dagegen hatten sie Bronze.

Der Handel spielte in Mexico eine große Rolle und war sehr aus gebreitet. Wesentlich gefördert wurde er ohne Zweifel dadurch, da die mexicanische Sprache in vielen und weit entlegenen Ländern theil heimisch war theils wenigstens verstanden wurde. Schon unter Mon tezuma I. erstreckte er sich bis nach Tabasco und Tehuantepec (Tezo zomoc I, 189, II, 25). Cortes (127, 140) erzählt von einem star ken und reichen Handel mit Cacao, Baumwolle, Sklaven und and ren Artikeln, der von der Laguna de Terminos bis an die Küste de Südmeeres und bis nach Nito und Trujillo in Honduras reichte, un noch im 17. Jahrhundert gab es eingeborene Kaufleute in der Mixtec die mit 30—40 Maulthieren reisten und ein Vermögen bis zu 1500

Ducaten besaßen (Gage II, 63). Zu dieser Entwickelung des Handels hat vor Allem beigetragen daß der Kaufmannsstand hochgeehrt war und manche Vorrechte genoß um des politischen Nutzens willen den er gewährte: Kaufleute dienten vielfach als Spione und Auskunftspersonen über fremde Länder und wurden öfters sogar selbst auf Eroberungen ausgeschickt, wenn man nicht vorzog Soldaten als Händler zu verkleiden, denn sie pflegten in größeren Karavanen zu reisen. Sie nannten sich Pochtecas, von Pochtlan, einem Orte der Mixteca, welcher einer ihrer Hauptsitze gewesen zu sein scheint,* und hießen als Adel des von ihnen eroberten Landes wo sie sich niederließen, Pipilti, woraus wir wohl schließen dürfen (s. ob. p. 77) daß ein Theil dieser Kaufleute aus unbegüterten Adeligen bestand die in der Ferne ihr Glück suchten (Sahagun I, 19, IX, 2 f.). Solange sie auf Reisen waren, führten die Ihrigen zu Hause ein ascetisches Leben und thaten Buße um die Gunst der Götter ihnen zu gewinnen (Torquemada XIV, 27). Sie nahmen von der Hauptstadt gewöhnlich zunächst ihren Weg nach Tochtepec, das dem Folgenden gemäß nördlich von Oaxaca im Innern des Landes gelegen haben muß. Von hier an verkleideten sie sich und legten zum Schutz vor Gefahr die Tracht des Landes an das sie besuchen wollten, denn sie gingen nun entweder nach Coazacoalco hin, oder wendeten sich zu den Misteken und Zapoteken und zogen in dieser Richtung weiter bis nach Xoconochco (Soconusco, Sahagun IX, 4 ff.). Unterwegs trugen sie als Bild des Gottes Yiacatecutli der ihren Stand beschützte, einen Stock den sie sehr in Ehren hielten und nach glücklicher Rückkehr von der Reise im Tempel aufstellten. Waren sie zu größerem Reichthum gelangt, so gaben sie glänzende Gastmähler bei denen bisweilen unter weitläufigen Feierlichkeiten ein ihrem Schutzgotte gleich geschmückter Sklave geopfert und von den Gästen verzehrt wurde. Außer Yiacatecutli verehrten sie hauptsächlich noch Xiuhtecutli, den Gott des Feuers. Sie hatten ihre besonderen Cultushandlungen und Begräbnißceremonien und standen unter einer eigenen Gerichtsbarkeit; die Beamten des Marktes gehörten ihrem Stande an (Sahagun a. a. O.).

Unter den Kunstprodukten der Mexicaner verdient zunächst die Bearbeitung und die Verwendung der Metalle eine genauere Aufmerk-

---

* S. die Karte bei Clavigero. Sahagun sagt Pochtlan sei der Name des ersten von ihnen gewesen (IX, 3, vgl. jedoch ebend. 14).

samkeit. Die Anstalten zum Bergbau welche man in Mechoacan gefunden hat, wo treffliche Arbeiten in Holz und in Kupfer ausgeführt wurden (Herrera III, 3, 9 u. Descr. c., 10), waren von sehr primitiver Art und beschränkten sich auf das Ausschmelzen des Metalles unmittelbar aus dem Berge selbst (Villa-Señor III, 13). Die Azteken waren hierin weiter: sie verstanden Galerien zu ziehen und Schachte zur Communication wie zur Lüftung anzulegen; die Mixteken und Zapoteken hatten Goldwäschereien (Humboldt, N. Sp. IV, 4). Tasco, 30 Stunden südwestlich, und Pachuca, 24 Stunden nördlich von der Hauptstadt, werden als die ältesten Silberminen bezeichnet (Sartorius 338). Das zerkleinerte Erz wurde, wie Sahagun erzählt, mit drei verschiedenen Arten von Kräutern gemischt und dann in Oefen geschmolzen; die Abbildung eines mexicanischen Goldschmiedes (S. Ewbank bei Schoolcraft IV, 448) zeigt diesen vor einem oben verengten Ofen sitzend mit dem Schmelztigel in der Hand und durch ein Rohr blasend. Das Handwerkszeug scheint mangelhaft genug gewesen zu sein. Mit hölzernen Keilen wurden Steine gebrochen, ein großer hölzerner Hammer genügte um durch einen geschickt geführten Schlag Messer und Schwertklingen aus Obsidian (iztli) zu gewinnen (Gomara 440, Torquemada XVII, 1). Dieses durchsichtige und spröde vulkanische Glas ist von verschiedenen Farben und Härten, das grünschwarze am härtesten: man bediente sich desselben vorzugsweise um Holz zu behauen und zu schnitzen; nächstdem gebrauchte man dazu Werkzeuge von Kupfer, das mit Gold, Silber oder Zinn versetzt einen größeren Härtegrad erhielt und in dieser Mischung zu Aexten Bohrern und Meißeln verarbeitet wurde. Die meisten ihrer Aexte von Bronze enthalten 9—10 % Zinn (Ramicez no. 21). Diese Legirungen, in Rücksicht deren Humboldt (N. Sp. IV, 11) zweifelte ob sie von den Azteken künstlich hergestellt oder in der Natur vorgefunden worden seien, dienten ihnen zur Bearbeitung der härtesten Gesteine, wie Basaltporphyr Grünstein u. a. Außerdem arbeiteten sie mit Steinmeißeln. Smaragde und andere Edelsteine bohrten sie mit Hülfe von Kieselpulver wie Torquemada (XIII, 34) erzählt, während Herrera (II, 7, 11) nur von einer gewissen Flüssigkeit spricht die sie zu Hülfe genommen hätten um mit Obsidianspitzen Holz und die härtesten Steine zu durchbohren. Sartorius (337) ist der Ansicht daß sie auch die damals in Europa noch unbekannte Amalgamation verstan-



den, wie sie auch noch jetzt künstliche Figuren aus Gold- und Silberamalgam bilden und dann das Quecksilber verflüchtigen. Es ist dieß um so wahrscheinlicher, da der Amalgamationsprozeß in Mexico (1557) obwohl von einem Spanier erfunden worden sein soll, und würde erklären auf welche Weise die Eingeborenen manche von den Kunstwerken herzustellen vermochten die den europäischen Goldschmieden jener Zeit ein ungelöstes Räthsel blieben. Cortes (111) bemerkt selbst daß nach der Eroberung die Künste und bewunderten Kunstprodukte der Eingeborenen schnell verschwanden, und dieser rasche und vollständige Verfall läßt nur geringen Zweifel darüber daß der verspäteten Aufmerksamkeit europäischer Beobachter Vieles und Wichtiges auf diesem Felde entgangen ist. Die Goldarbeiterkunst hat man späterhin den Eingeborenen ganz verboten (Brasseur IV, 727), und überhaupt die einheimischen Künste zu unterdrücken gesucht; indessen zeigte sich das große mechanische Talent der Mexicaner unter Anderem auch darin, daß sie die ihnen unbekannten Handwerke welche die Spanier mitbrachten, schnell erlernten, und sogar oft heimlich diesen absahen was sie zu verbergen strebten (Torquemada XVII, 2). Nur Nachahmungstalent, aber keine Erfindungskraft ihnen zuzusprechen erklärt Clavigero (I, 15) mit Recht ausdrücklich für einen Irrthum.

Die kunstvollen Goldsachen welche die Spanier in Mexico theils geschenkt erhielten theils raubten, sind oft mit Bewunderung beschrieben worden, namentlich von Gomara (184, 298 f., 313, 322 f., 348), P. Martyr (358) Sahagun (XII, 4) und Herrera (II, 7, 15). Letzterer bezeichnet sie sämmtlich als gegossen, da die Mexicaner nicht zu löthen verstanden hätten; Vieles wurde auch nur gehämmert (Sahagun XII, 15). Die Künstler welche diese Dinge herstellten — Weiber machten keine Arbeiten dieser Art, bemerkt Herrera (II, 7 2) gegen Gomara — führten vorzugsweise den Namen Tulteca. Der Guß wurde in Formen von sehr hartem Thon ausgeführt (S. Ramirez no. 4); die Mixteken und Zapoteken gebrauchten auch solche von Kohle (Brasseur III, 31). Aehnliche Kunstwerke herzustellen ging über die Kräfte der damaligen Goldarbeiter in Europa, und wenn sich ihnen nach P. Martyr's Urtheil wahre Schönheit nicht zuschreiben ließ, so sagt er doch über die Arbeit: si quid unquam honoris humana ingenia in hujusmodi artibus sunt adepta, principatum jure merito ista consequentur. Viele dieser Schätze sollen nach Gomara, dessen



verschiedensten Art, darunter Kessel mit beweglichem Henl
Schellen, Ohrgehänge und Kopfputz theils von feinem
nur vergoldet oder mit Goldblech überzogen; Masken Th
Götzenbilder mit eingelegtem Gold, Perlen, kostbaren Stei
saiken verziert; mancherlei Thiergestalten, namentlich Fr
Adler und dergl. mit ähnlichem Schmuck versehen; alle
eines Mannes erforderlichen Stücke von Gold (vgl. Cort
dere Rüstungen mit Goldblech überzogen. Als Geschenk s
tezuma später an Cortes einen goldenen Mond auf einer silbe
und eine goldene Sonne, 10 Palmen breit und 30 Palm
Laubwerk und Thierfiguren in Relief verziert. In Gold
Federn wurden selbst Schmetterlinge, Bäume, Blumen ab
achteckige Teller gegossen deren Viertel abwechselnd aus G
Silber bestanden ohne gelöthet zu sein, wie man auch Fisch
Schuppen regelmäßig abwechselnd aus dem einen und dem
talle gebildet waren; vorzügliche Bewunderung aber erregt
geien deren Zunge Kopf und Flügel sich bewegten, und d
Affen die mit beweglichen Gliedern versehen an der Spin
oder einen Apfel aßen.

Von den öfter gerühmten Holzschnitzereien der Mexica
licher Weise nur noch sehr Weniges übrig. Dupaix (II,
zwei Trommeln von Tlascala abgebildet, deren eine die
auf dem Bauche liegenden Menschen hat; Gesicht und Kop
von sorgfältiger Arbeit, an den Füßen sieht man Sanda

„der schön gefiederten Schlange“ (quetzalli „schöne Feder“ war ein Liebkosungswort), eine aufgerollte, mit Laubwerk oder vielmehr wohl mit Federn reich und zart verzierte Schlange, die bisweilen mit einem Menschenhaupte versehen ist (Dupaix II, pl. 61, Kingsborough IV, Samml. von Latour Allard no. 6 und 11, Ramirez 32). Wenig kunstvoll, aber interessant wegen ihrer häufigen Wiederholung in Basalt, Marmor, Alabaster, Serpentin, terra cotta und anderem Material, ist eine nur 0,32 Meter hohe sitzende Figur mit übereinander geschlagenen Armen (Ramirez 2). Zu dem Vorzüglichsten gehören durch Reinheit und Charakteristik des Stiles ein paar trefflich gearbeitete Köpfe und eine menschenähnliche Gestalt (no. 8, 11 und 12 der Samml. Latour Allard) deren Kopf halb Pferd halb Eber ist. Der Kopf und die Jaspismaske von Cholula bei Dupaix (I, pl. 13, 15) scheinen dem beigegebenen Texte zufolge ihre ideale Form erst dem Zeichner zu verdanken; der halb menschliche Kopf aus Tepeaca (ebend. I, pl. 2) zeigt, abgesehen von dem monströsen Munde, ebenfalls schöne Dimensionen; die Augensterne sind deutlich und rein dargestellt. * Die Steinmaske von grünlichem Nephrit (jade, ebend. II, 65) ist eine der schönsten Skulpturen die man gefunden hat. Ferner heben wir hervor die in Stein gearbeiteten Todtenköpfe, die steinernen Becken (8′ 4″ und 13′ im Umfang) von Cuitlahuac, innen und außen mit sehr hübschen Reliefs verziert, und den trefflich gearbeiteten, nach unten sich erweiternden viereckigen Deckelkasten von grauem Stein (ebend. II, pl. 6, 9 f., I, pl. 25). Bekannter ist der sog. Opferstein von Basaltporphyr mit der Darstellung von Siegern und Besiegten auf seinem breiten Rande, der von Humboldt und Gama verschieden erklärt, neuerdings aber erst von Ramirez (no. 26) wahrscheinlich richtig als ein vom König Tizoc aufgestelltes Votivmonument gedeutet worden ist. Die Aehnlichkeit welche Brantz Mayer (I, 114) zwischen dem daran befindlichen Bildwerke mit einem anderen zu finden geglaubt hat das Stephens in Yucatan gesehen habe, scheint nur auf einer Verwechselung der planche supplément. III et IV bei Dupaix zu beruhen, die beide aus Humboldt's Werk entlehnt sind. In Chapoltepec, wo

* Der bis unter das Gesicht herabreichende Kopfputz von der Form einer abgestumpften Pyramide an no. 5 der mexicanischen Skulpturen des British Museum (bei Kingsborough IV) gleicht sehr dem einer in Guatusco gefundenen Büste bei Dupaix (I, pl. 10, vgl. II, pl. 17).

die Fürstengruft der mexicanischen Könige deren Bilder und die Darstellung ihrer Thaten aufbewahrte (Tezozomoc I, 294, II, 206) sah man noch zu Torquemada's (XIII, 34) Zeit zwei in den Felsen gehauene Bilder, welche Montezuma's Vater und Onkel in voller Rüstung und mit ihrem Federschmuck darstellten, so zart und nett gearbeitet daß man es kaum für Stein halten konnte; das eine war von gigantischen Dimensionen, das andere kleiner. Zur Seite führte eine Treppe auf die Spitze des Berges wo ein Tempel stand (Oviedo XXXIII, 49) *

Wie vortrefflich die Mexicaner das Schleifen und Poliren der härtesten Steine verstanden, zeigen insbesondere die ausgezeichnet schönen Masken von Serpentin und Obsidian (Ramirez 40), der durchsichtige mandelförmige Agat von 2" Länge bei Dupaix (I, pl. 17), die Spiegel, durchbohrten Kugeln und Streitäxte von Obsidian (Burkart I, 125), und die unbegreifliche Arbeit an dem in Mechoacan gefundenen nach außen und innen gekrümmten cylindrischen Ringe aus demselben Material, dessen Dicke noch kein Millimeter beträgt (Humboldt, Vues 297, pl. 66).

Es verdient Beachtung daß sich, wie Dupaix hervorhebt, an den Bildwerken der Mexicaner nirgends obscöne Dinge finden. Höchst bemerkenswerth ist ferner daß die Masken und Vasenbilder des Museums von Mexico die namentlich in der mexicanischen Bilderschrift hervortretenden Habichtsnasen und kleinen Stirnen durchaus nicht in auffallender und bestimmt ausgeprägter Weise zu zeigen scheinen, und im Hinblick auf das Beste was von mexicanischer Kunst bis jetzt bekannt ist, bedürfen wir nur in geringem Maaße noch der entschuldigenden Motivirung welche Humboldt (a. a. O. 215) für die incorrecte Darstellung der menschlichen Gestalt und die geringen Fortschritte der Kunst bei ihnen überhaupt gegeben hat. In der Malerei mögen sie allerdings weniger geleistet haben; der Gebrauch derselben zur Schrift scheint, wie Clavigero (VII, 49) bemerkt und Humboldt (Ansichten der N. II, 17 f.) weiter ausgeführt hat, den Geschmack abgestumpft und an das Häßliche gewöhnt zu haben. Auch späterhin liebten sie diese Kunst nicht: zwar gab es Maler die 5 pesos täglich verdienen konnten, sie

* Oviedo schreibt offenbar irrthümlich Tapustepeque statt Chapultepec. Gama (80), der diese Reliefs für Axayacatl und Montezuma selbst erklärt, fügt hinzu daß sie noch im 18. Jahrh. existirten.

trieben aber lieber bequemere Arbeit; Thiere malten sie gut, Menschen dagegen schlecht (Torquemada XIII, 34). Treuer sind sie ihrer alten Kunst geblieben Bilder aus Federmosaiken Blättern und Blumen herzustellen; besonders lieferten sie gelungene Kopien von Gemälden in Muscheln oder Federn (Clavigero VII, 52). Vorzüglich feine Federmosaiken zu fertigen lernten sie nach Sahagun (IX, 19) erst seit der Eroberung der südlich gelegenen Länder unter Ahuitzol, doch stand diese viel bewunderte Kunst auch bei den Tarascos in Mechoacan in älterer und neuerer Zeit auf einer hohen Stufe (Torquemada XVII, 1, Clavigero I, 13, Beltrami II, 52), und man erzählt Außerordentliches von der Sorgfalt und Feinheit mit welcher sie getrieben wurde.

Die einheimischen Monumente sind bekanntlich bei weitem zum größten Theile dem blinden Eifer der systematisch zerstörenden Spanier erlegen, wie dieß die Berichte der Eroberer selbst vielfach bezeugen. Am stärksten wurde natürlich die Hauptstadt des Reiches und ihre nächste Umgebung hiervon betroffen. Eine Uebersicht über die noch vorhandenen mexicanischen Alterthümer hat Brantz Mayer außer seinem Buche auch bei Schoolcraft (VI) und in den Smithsonian Contribetions (IX) gegeben, über die Bauten besonders Mühlenpfordt (II, 87 ff., vgl. Gama II, 82 nota); von Gama (II, 80 ff.) werden die ihm selbst bekannt gewordenen Alterthümer, hauptsächlich Darstellungen von Göttern beschrieben. Wir müssen uns hier darauf beschränken das Wichtigste herauszuheben.

Die Ruinen des Palastes von Tezcuco, der aus 4—5′ langen und 2½—3′ dicken Basaltsteinen terrassenförmig gebaut und 300′ lang gewesen sein soll, dienten noch neuerdings als Steinbruch für Neubauten (Bullock 386). 3 englische Meilen östlich von dort liegt auf einem Hügel, der sonst von Bauwerken aller Art und von Gärten bedeckt gewesen zu sein scheint, in einer Höhe von 80—100′ das sog. „Bad Montezuma's", das seinen Namen von einem großen Porphyrbassin hat zu welchem Stufen hinabführen. In seiner Mitte ist eine gefaßte Quelle und am Rande der Fassung ein Sitz zu sehen. Die gegen 2′ weite Wasserleitung mit etwa 10″ dicker Röhre welche zu dem Becken führt, ist theils über den künstlich geebneten Hügel theils über hohe Erdaufwürfe 12—15 engl. Meilen weit fortgesetzt. Auch an der Seite des Hügels findet sich noch ein großes Wasserreservoir (ebend. 390,

W. Thompson 143 ff., Brantz Mayer II, 276, welcher letzte ebend. 282 ein Fragment eines ornamentirten Pfeilers von Otumb beschreibt). Von den beiden Pyramiden von Teotihuacan, 1½ leguas von Otumba, gewöhnlich „Haus der Sonne" und „Haus de Mondes" genannt, ist die größere an der Basis 208 Meter lang bei eine senkrechten Höhe von 55 Meter. Beide sind genau nach den Himmels gegenden orientirt und bestehen im Innern ganz aus einer Mischung von Thon mit kleinen Steinen; die äußere Bedeckung bildet eine dick Lage von porösem Mandelstein mit Kalküberzug. Von den vier Terrassen, zu denen eine Treppe hinaufführte, sind nur noch drei erkennbar. Auf ihren Seitenflächen genau senkrecht stehen parallele Reihen von mehreren Hunderten kleiner, nur 9—10 Meter hoher Pyramiden (Humboldt, N. Sp. II, 59 ff.), welche von W. Thompson (140) vielmehr für Reste von Straßen einer großen Ruinenstadt erklärt werden. Letzterer fügt hinzu daß „das Haus des Mondes" auf der Südseite ungefähr in der Mitte der Höhe einen Eingang habe, von welchem steinerne Stufen in's Innere zu einem Brunnen hinabführen. Brantz Mayer (II, 280) spricht nur von zwei etwa 15' tiefen Hohlräumen die sich darin finden. Auf der Höhe dieser Pyramide hat man 3' dickes Mauerwerk von 47' Länge und 14' Breite entdeckt; auf der größeren dagegen ist nichts dieser Art zu sehen, wohl aber lagen Austerschalen und porzellanähnliche Scherben dort umher (Bullock 411 ff.).

Die Pyramide von Cholula ist von ähnlichem Bau, aus abwechselnden Lagen von ungebrannten Ziegeln und von Thon aufgeführt und nach den Himmelsgegenden orientirt. Sie besteht ebenfalls aus 4 Absätzen, ihre Maaße sind: 45 Meter senkrechte Höhe, 439 Meter Länge der Basis, 4200 Quadratmeter Oberfläche der Plattform (Brantz Mayer II, 230 macht darüber andere Angaben). B. Diaz erzählt daß 120 Stufen hinaufführten. Im Inneren des ersten Absatzes hat man einst ein viereckiges Todtenhaus mit zwei Leichen, mehreren Basaltidolen und künstlich gearbeiteten Gefäßen gefunden. Der Hohlraum im Innern wurde, da der Gewölbebau unbekannt war, dadurch gewonnen, daß man die Ziegeln immer eine über die andere etwas vorspringend übereinander legte (Humboldt, Ansichten der N. I 37, 42, N. Sp. II, 132).

Auf der Insel Sacrificios haben sich alte Gräber und schön Thongeschirre, Idole und eine Alabastervase gefunden, beim Cerro d

Estillero, etwa 30 engl. Meilen von Jalapa (Misantla), Reste einer großen Stadt und ein Platz der von einer mit Mörtel gebauten Mauer umfaßt wird und in dessen Mitte eine Pyramide von 3 Absätzen steht, welche 80' Höhe und 40' auf 49' Basis hat. Weiter östlich, 3½ engl. Meilen von Puente nacional, sieht man eine Pyramide von höchst eigenthümlich gestalteter Grundfläche mit einspringenden Winkeln und krummen Linien. Sie ist aus Sand Kalk und großen Steinen erbaut und hat einen Eingang auf der Westseite (Brantz Mayer II, 200, Smithsonian Contrib. IX, 18, vgl. namentlich Museo Mejicano II, 465). Die Ruinen des Partido de jalacingo welche sehr bedeutend sein sollen, sind noch nicht näher untersucht (Mühlenpfordt).

Eines der interessantesten Monumente ist die Pyramide von Papantla. Sie hat 7 Absätze welche alle unter demselben Winkel aufgesetzt sind, und in einen Fries von Sandstein endigten der mit Schlangen Krokodilen und anderem Schmuck versehen war (Brantz M. II, 197), und ist ganz aus behauenen Prophyrquadern von außerordentlicher Größe erbaut die mit einem sehr feinen Mörtel verbunden sind. Eine Haupttreppe von 57 Stufen geht bis hinauf, zwei kleinere neben ihr führen nur bis zu zwei Nischen auf dem sechsten Absatze. Die Grundfläche von 25 Meter Seite ist genau quadratisch, die senkrechte Höhe des Bauwerkes beträgt ungefähr 18 Meter. Vorzüglich merkwürdig sind an ihm die 378 kleinen Nischen die darauf (außer den schon erwähnten) in symmetrischer Vertheilung angebracht sind, nämlich 12 derselben in der Mitte der Treppe und 366 auf den vier Seitenflächen. Da das gewöhnliche mexicanische Jahr 365, das Schaltjahr 378 Tage hatte, vermuthet Marquez, dessen Beschreibung Humboldt (N. Sp. II, 178, Ansichten der C. I, 35) wiedergegeben hat, daß sie die Kalenderzeichen für die Tage des Jahres enthielten. In der Nähe stehen Ruinen einer ausgebreiteten Stadt. Auch verdient es Beachtung daß die Ornamente eines dort gefundenen Steines nur denen gleichen sollen welche in Oaxaca vorkommen. Die Ueberreste von Tusapan befinden sich 15 leguas weiter westlich: eine einstockige Pyramide welche einen viereckigen Thurm trägt; Menschen und Thierbilder liegen umher, deren Arbeit jedoch nicht besonders gut ist (Brantz Mayer, Nebel).

Der meilenweit ausgebreiteten Trümmerfelder in der Gegend von

Panuco und Tamaulipas und des dort gefundenen steiner Reliefs eines Mannes in weitem Gewande haben wir oben (p. 23) s gedacht. In Panuco selbst fand Lyon (I, 54 ff.) die Straßen alten irdenen Scherben bedeckt. Oft werden von den Wasserlä dort ganze Gefäße ausgewaschen. In der Nähe sieht man 30— hohe Erdhügel; Pfeilspitzen von Obsidian, kleine Thonfiguren wie noch jetzt von den dortigen Indianern als Amulete getragen werd finden sich häufig (Brantz Mayer II, 194 nach Norman). Un den bis jetzt im südlichen Tamaulipas entdeckten Alterthümern, die genauerer Untersuchung auffordern, sind die bedeutendsten: eine rief hafte Schildkröte mit einem Menschenhaupte und zwei Köpfe in Reli der eine von schöner Arbeit in dunkelrothem Sandstein, der andere sonders insofern auffallend als seine Züge denen der mexicanisch Indianer durchaus nicht gleichen (ebend. 207). Uhde (98) spricht a von Tempelruinen in dieser Gegend.

Unter 22° 56′ 14″ n. B. und 0° 59′ westlich von Mexico, legnas südwestlich von Zacatecas stehen unter dem Namen Los Ed ficios bekannt, die Reste einer alten Stadt, deren gerade gepflaste Straßen, 13—14′ breit, zum Theil von einem kreisförmigen Pla ausgehen. Das Mauerwerk ist von unbehauenen Steinen die m schwarzer Erde und Gras verbunden sind; nur eine einzige bearbeit Steinplatte mit den Umrissen eines Fußes und einer Hand hat sich do gefunden. In dem östlichen Gebäude, das 138′ auf 100′ mißt, steh 11 gut erhaltene 18′ hohe runde Steinpfeiler, in dem westlichen, dess Größe 232′ auf 194′ beträgt, in der Mitte ein gemauertes Becken welchem vier breite Treppen hinabführen, und in dessen Mitte wied eine kleine Pyramide. Ueber terrassenförmige Erhöhungen steigt ma zu einem ähnlichen viereckigen Gebäude mit zwei Pyramiden auf; au sonst finden sich noch pyramidalische Baureste in der Nähe, deren grö ter eine Basis von 54′ Länge hat (Burkart II, 97 ff., Lyon 225 ff.), und das Vorherrschen dieser Form läßt mit Wahrscheinli keit auf ein aztekisches Volk als deren Urheber schließen, obwohl w keine Veranlassung haben mit Clavigero das mythische Chicomozt hierher zu verlegen. Die Ruinen von Quiotepec, 32 leguas nö lich von Oajaca, sind nach den Angaben des Museo Mejicano (I 329, woselbst Abbildungen derselben) in Rücksicht des Baustiles d eben beschriebenen von Zacatecas ähnlich (Brantz Mayer).

Löwenstern (276 ff., J. R. G. S. XI, 104), welcher weiter im Süden in geringer Entfernung von Guadalajara Pyramiden entdeckt hat, deren bedeutendste die von Tepatitlan ist, glaubt bloß alle diejenigen Bauwerke dieser Art welche aus thoniger Erde und Kies bestehen und nicht massiv, sondern nur einfach in natürliche Hügel eingeschnitten sind (die von Teotihuacan, Tepatitlan, Xochicalco und Remedios in der Nähe von Mexico selbst) auf die Azteken zurückführen zu lassen, und macht darauf aufmerksam daß die Pyramiden im Osten des Landes nach dem atlantischen Meere hin aus behauenen Steinen erbaut und wahrscheinlich älter sind. Indessen macht die Pyramide von Cholula in Rücksicht des Baumateriales eine bemerkenswerthe Ausnahme, und die Tradition bezeichnet gerade diese Stadt als eines der ältesten Heiligthümer der Tolteken. Daß die Denkmäler von Papantla und weiter nördlich ebensowenig als die in Oaxaca erst von den Azteken herrühren können, ergiebt sich mit größerer Sicherheit aus ihrer Lage, denn die Macht der Azteken hat diese Gegenden erst in später Zeit erreicht und sich kaum jemals in ihnen vollkommen befestigt. Auch Lenoir (bei Dupaix II, 16) und Andere haben verschiedene Epochen der mexicanischen Kunst, namentlich der Baukunst unterscheiden wollen, doch fehlt es bis jetzt diesen Versuchen an genügender Begründung. Je nach der Größe und Art der zu Gebote stehenden Mittel, den Fähigkeiten der Künstler und den verschiedenen Zwecken ihrer Arbeit pflegen in derselben Zeit Werke von sehr verschiedenen Graden der Vollkommenheit geschaffen zu werden, und schon aus diesem Grunde fallen bei dem Mangel anderer Anhaltspunkte die Bestimmungen selbst nur ihres relativen Alters meist sehr willkürlich aus. Wo aber vollends wie in den mexicanischen Ländern die Arbeiten einer Reihe von verschiedenen Völkern vorliegen deren gegenseitige Verhältnisse und Einflüsse fast ganz unbekannt sind, kann man nur in wenigen Fällen wagen bestimmt zu unterscheiden was dem einen und was dem andern zugehört, was älteren und was jüngeren Ursprunges ist.

Das Monument von Xochicalco südwestlich von Cuernavaca scheint ein Tempel und zugleich eine Festung gewesen zu sein. Es liegt auf einem Basaltkegel dem man durch Kunst eine regelmäßige Form gegeben hat, und ist von Prophyr erbaut, eine 117 Meter hohe Pyramide in 5 Absätzen von je 20 Meter, das Ganze mit einem tiefen Graben umgeben. Oben auf der Plattform, die 86 Meter lang, 70 breit,

und von einer über 2 Meter hohen Brustwehr umgeben ist, steht in der Mitte eine zweite Pyramide von etwa 20 Meter Höhe in 5 Absätzen, doch ohne Spur einer Treppe daran. Unten an der ersten Terrasse des Hügels findet sich ein Loch durch das man in unterirdische Gänge gelangt und durch diese in einen Saal (Plan dieser Räumlichkeiten bei Dupaix I, pl. 32), dessen Decke von zwei Pfeilern getragen wird und an dessen Ende sich eine verticale Röhre (cataratta) von konischer Form zur Communication mit den oberen Räumen befindet. Der Fußboden der Gänge, mit Kalkmörtel belegt und mit Zinnober angestrichen, besteht wie die Decken und Wände aus behauenen Steinen und Kalk. Das Aeußere der Pyramide, die ihren Namen „Haus der Blumen" schwerlich mit Recht führt, ist geschmackvoll verziert mit wasserspeienden Krokodillköpfen und menschlichen Gestalten die mit gekreuzten Beinen sitzen (Marquez 14 ff., Humboldt, Ansichten der C. I, 50, N. Sp. II, 63).

Unterirdische Gemächer ähnlicher Art, deren Eingang ebenfalls am Fuße einer aus behauenen Steinen gebauten Pyramide liegt, finden sich weiter im Südosten an der Grenze von Oaxaca beim Dorfe Chila (Dupaix II, pl. 18), und das Monument von Guatusco, unweit des R. Blanco in Vera Cruz, dem das unvollkommnere von S. Antonio im nördlichen Oaxaca in der Anlage sehr gleicht, besteht wie das von Xochicalco aus zwei aufeinander gesetzten abgestumpften Pyramiden (ebend. I, pl. 9): über die 3 Absätze der unteren Pyramide führt eine große breite Treppe an der Westseite zu einem Oberbau, dessen Außenwände oben mit runden Figuren reihenförmig verziert sind; er ist ganz aus Kalk und Steinen gebaut, hat unten einen großen auf drei Pfeilern stehenden Saal und im oberen Stockwerk zwei Gemächer. Außerdem sind in dieser Gegend noch die Pyramide von Teapantepec (Tanepantla?) östlich von Tepeaca und die alten Festungswerke von Tepexe südlich von Puebla zu nennen (ebend. I, pl. 3, III, pl. 1).

Die Denkmäler im Lande der Zapoteken, denen sich die zuletzt beschriebenen nähern, zeigen mehrere Eigenthümlichkeiten durch die sie sich von den mexicanischen unterscheiden. Regelförmige tumuli sind häufig, deren Gestalt an die runden Tempel des Gottes Quetzalcoatl und daher an toltekischen Ursprung denken läßt; sie werden meist ganz oder doch fast ganz von ausgemauerten unterirdischen Gängen

t, welche 3' oder 6' breit und 12' oder 9' hoch sind. Die
yramiden, z. B. die im Westen von Tehuantepec, werden auf
Treppen und meist von mehreren Seiten erstiegen, und eine
rung an die runde Form findet sich an manchen derselben we-
dadurch angebahnt, daß der Querdurchschnitt der zwischen den
Treppen liegenden Ecken ein Trapez mit zwei abgerundeten Sei-
tellt (Dupaix III, pl. 22 ff., III, pl. 3 ff.). Diese Bauten be-
urchgängig, wie es scheint, aus solidem Mauerwerk mit Kalk.
en gefundenen Bildwerken zeigt ein Basrelief (ebend. II, pl. 50)
r von gutmüthigerem, minder strengem Ausdruck als bei den
tern gewöhnlich ist, Arme und Hände sind sehr nachlässig behan-
ei der dargestellten Personen haben Bärte. Die dortigen Idole
Tanguitlan ebend. II, pl. 20) weichen von den mexicanischen
Menschengestalt ist an cylindrischen, drei- oder viereckig prisma-
Steinblöcken nur noch angedeutet, obwohl Hände und Füße bei
a von guter Arbeit sind. Sie haben hinten ein seitliches Loch,
einlich um sie an einem Faden aufzuhängen, und sind nur 2—
. Die zapotekischen Figuren sind im Allgemeinen plumper dicker
ter als die mexicanischen, Augen Nasen und Ohren oft ganz
stisch gebildet und verschnörkelt wie in einem über und über
rten Gesichte, auch findet sich grotesker Kopfputz der sich weit
n Seiten ausdehnt, und hier und da fratzenhafte Bewegungen.
n fehlt es nicht ganz an Skulpturen von wohlgefälligeren For-
Dupaix II, pl. 41); die Zerrbilder sind wahrscheinlich typische
zum Theil wohl auch phantastische Verzierungen von Geräthen
n u. dergl., und die Architektur wie die Ornamente des Pa-
on Mitla (Miguitlan, südöstlich von Oaxaca) scheinen nach Hum-
's Urtheil (Ans. d. C. I, 66) vielmehr dafür zu sprechen daß
iste in diesem Lande auf einer noch höheren Stufe standen als
ico selbst. Bemerkenswerth unter den zapotekischen Alterthü-
st außerdem namentlich noch eine ankerförmige Axt aus gegos-
nicht gehämmertem Kupfer. Die vielen künstlichen Hügel bei
enthalten meist Idole und Menschenknochen. (Dupaix).
e sogenannten Gräberpaläste von Mitla zeigen nach
z Mayer (II, 215) einige Aehnlichkeit mit den von Ste-
s auf seiner zweiten Reise in Yucatan untersuchten Bauwerken:
lls haben wir weitere Aufschlüsse über den Zusammenhang und

die alte Geschichte der mittelamerikanischen Völker hauptsächlich von einer genaueren Erforschung ihrer Denkmäler zu erwarten. Die Ruinen von Mitla sollen aus zwei Gruppen bestehen, deren jede von vier Gebäuden gebildet wird welche einen Hof einschließen (Tempsky 250). Es finden sich dort einzelne Bausteine von ungeheuern Dimensionen: Glennie giebt einen solchen von 18' 8", 4' 10" und 3' 6" an (Brantz Mayer). Die Mauern des 40 Meter langen Hauptgebäudes, eines langen Saales mit drei durch Pilaster voneinander getrennten Thüren, zu denen man über eine große Treppe gelangt, steigen schief auf nach auswärts und sind außen in 9 Felder abgetheilt, deren Ornamentirung in erhabener Arbeit mit äußerst zierlichen Labyrinthen à la grecque durch eine Mosaik von rechtwinklig zugeschnittenen länglichen Steinen gebildet wird. Diese Steine messen 7", 1" und 2⅙", stehen mit ihrer Längsrichtung senkrecht auf die Mauer (Tempsky) und sind durch einen außerordentlich festen Mörtel verbunden. Die Innenwände des Saales waren mit Kalk und einem glänzenden Roth von Eisenoxyd überzogen, der Fußboden mit einer Mischung von Kalk und Sand (Dupaix II, zu pl. 29 ff.), von den vielen Stuckarbeiten aber, die Torquemada's wahrheitsgetreue Beschreibung (III, 29) dort erwähnt, ist nichts mehr zu sehen. Das Interessanteste sind die in dem Saale stehenden 6 Prophyrsäulen von 3—4' Dicke und 5,8 Meter Höhe, ohne Capitäl und oben etwas verjüngt (Humboldt, N. Sp. II, 165, Vues 270). Decke und Fußboden der kleineren Bauten die hinter dem Hauptgebäude liegen, waren von Holzwerk. Die unterirdischen Gemächer welche sich finden, mögen als Begräbnißplätze gedient haben (Dupaix, Beschreibung nach Burgoa bei Brasseur III, 25). In der Nähe liegt ein großer Felsen, dessen Benutzung als Festung sich aus zwei auf ihm erbauten Mauern ergiebt (Dupaix II, pl. 45 f.). In der Umgegend soll es auch noch andere Baureste geben; eine halbe englische Meile weiter westlich hat man eine große dunkelrothe Porphyrsäule entdeckt (Brantz M. in Smithson. Contrib. IX, vgl. über die Ruinen von Oaxaca Museo Mejicano I, 401, III, 135). Die Eingeborenen verkaufen kleine Idole von Thon oder Sandstein mit platten Köpfen, die aus den Palästen von Mitla stammen sollen (Tempsky 254).

Wie die Ausbreitung ihrer Herrschaft und ihres Glaubens der Zweck war den die Spanier in Amerika vor Allem verfolgten, so hatten es vor ihnen auch die Azteken als ihren Beruf angesehen alle ihnen bekannten Länder sich selbst und ihrem Gotte Huitzilopochtli zu unterwerfen: Krieg und Religion waren ihr eigentliches Lebenselement. Sie bekämpften andere Völker nicht selten um ihnen ihre Religion aufzudringen und strebten im Kriege mehr danach Gefangene zu machen die sie ihren Göttern opfern könnten — diese wieder freizulassen wurde als Tempelraub mit dem Tode gestraft — als den Feind zu vernichten (Gomara 442 f.). Der neuerwählte König mußte, wie wir oben bemerkt haben, vor seiner Krönung für die Erbeutung von Kriegsgefangenen zum Opfer sorgen. Die Priester zogen dem ausrückenden Heere voran mit ihren Götterbildern auf dem Rücken, sie mußten ein neues Feuer anmachen und das Zeichen geben zum Angriff (Sahagun III, 17); dem Kriegsgotte, den die Mexicaner vor allen andern verehrten, und den Schutzgöttern des zu bekriegenden Landes wurden vor dem Auszuge Opfer gebracht (Clavigero VII, 25); nach errungenem Siege baute man zum Andenken und zum Danke besondere Tempel die den Namen eines der überwundenen Orte erhielten und von Eingeborenen desselben bedient wurden (Gama II, 66), und schon äußerlich trat in dem Bau und der Anlage ihrer Tempel, welche im Falle der Noth zugleich als Festungen dienen konnten, die innige Verbindung hervor in welcher Krieg und Gottesdienst bei ihnen standen.

Daher kann es nicht befremden daß die persönliche Tapferkeit ihnen als die erste Tugend des Herrschers galt. Seine Kriegsthaten wurden hoch gefeiert, aber er mußte auch den auszeichnenden Schmuck von Federn und guten Steinen gleich jedem Anderen sich selbst verdienen (Torquemada XIV, 4) und eine glänzende Laufbahn als Feldherr gab nächst dem Rechte der Geburt immer die sicherste Anwartschaft auf den Thron. Netzahualcoyotl erschlug mit eigener Hand im Felde 12 feindliche Häuptlinge (Ixtlilxochitl, Rel. 408), Axayacatl und Netzahualpilli wurden lahm von einer im Kriege erhaltenen Schenkelwunde (Torq. II, 59 und 61). Vom 15. Jahre an wurden die Söhne des Adels im Kriegswesen unterwiesen und rückten vom 20. Jahre selbst mit aus um die Ehrenzeichen und Ehrennamen zu erwerben, die in strenger Abstufung dem Grade des Verdienstes entsprechend nach Beendigung des Kampfes feierlich verliehen wurden. Rang und Stand hin-

gen hiervon vor Allem ab: es heißt sogar daß die jungen Adelige zuerst nur als gemeine Lastträger hätten mitziehen müssen (Solis 372), und selbst nach den Orten aus denen die gemachten Gefangene herstammten, waren die Ehren verschieden die sie dem Sieger eintrugen denn man schätzte die Tapferkeit des einen Ortes höher als die des anderen (Sahagun VIII, 20 f., Torquemada XIV, 5). Die verschiedenen Grade wurden durch die Farbe der Kleidung und der Federbüsche, den Schmuck in Ohren Nase und Lippen bezeichnet, und selbst die Priester nahmen an diesen Ehren theil (S. die bildliche Laufbahn des Kriegers im cod. Mendoza bei Kingsborough I, pl. 65 f. Tezozomoc I, 129, 317 und oben p. 77). Montezuma II. stiftete mehrere militärische Orden mit besonderen Abzeichen (Acosta VI, 26) Nach Clavigero (VII, 21) gab es deren drei: Fürsten Adler und Tiger; Solis (I, 373) nennt Adler Tiger und Löwen, deren Bilder am Halsband getragen worden seien zur Auszeichnung. Beweise von Tapferkeit, selbst vom geringsten Sklaven gegeben, wurden mit hohen Ehren belohnt (Anonymus bei Ramusio III, 305), vor Allem aber verlangte man sie vom Adel: ein Kriegsgefangener der nach Hause entfloh, hatte als Feigling den Tod zu erleiden, wenn er ein Vornehmer, erhielt aber Lob, wenn er ein Gemeiner war; dagegen wurde die Leibwache welche einem Adeligen beigegeben war, am Leben gestraft, wenn sie ihn hatte in Gefangenschaft gerathen lassen (Ixtlilx., Hist. I, 264 Torq. XIV, 3). Von dem Krieger der im Kampfe fiel, glaubte man daß ihm im anderen Leben die höchste Seligkeit zutheil werde.

So war Alles in Mexico auf Kriegstüchtigkeit berechnet; der Feldherr selbst trug in der Schlacht die Standarte. Das Heer floh, wenn diese mit ihm fiel; daher gelang es Cortes auf solche Weise die Schlacht von Otumba persönlich zu entscheiden (B. Diaz 137, Gomara 442 Die Kühnheit Einzelner ging so weit, daß sie selbst Waffen und Rüstung verschmähend, fast unbekleidet sich in den Kampf wagten (Kingsborough V, 202). Bei der Eroberung des Landes durch die Spanier zeigte sich das ganze Volk von dem gleichen Geiste der Tapferkeit beseelt Pferde und Feuerwaffen hörten auf sie zu schrecken, sobald sie einige Erfahrungen an ihnen gemacht hatten, sie hielten ihnen mehrere Stunden im Kampfe Stand und wiederholten ihre Massenangriffe, so daß Cortes z. B. vor Tlascala mehrere bedeutende Schlachten zu liefern hatte Der durch Hungersnoth und Krankheiten auf's Aeußerste erschöpft

hauptstadt bot er vergebens Frieden an, er erhielt keine oder eine höhnische Antwort, und es blieb ihm nur übrig sie gänzlich zu zerstören um sich in ihren Besitz zu setzen; die geschossenen Breschen wurden regelmäßig über Nacht wieder geschlossen, und selbst geschlagen machten die Eingeborenen häufig einen geordneten Rückzug. Sie hatten erklärt daß sie zufrieden sein würden wenn für tausend ihrer Krieger auch nur ein Spanier fiele, und es fehlte wenig daß dieß wörtlich in Erfüllung ging, denn man kann den Verlust an Menschenleben den sie bei der fünfundsiebzigtägigen Belagerung erlitten, etwa auf 200000 schätzen.

Die Waffen der Mexicaner waren Schleudern und Lanzen, theils gabelförmig gespaltene die mit Hülfe eines Strickes oder Riemens geschleudert, theils solche die an den Seiten mit Obsidian-Messern besetzt waren und aus der Hand geworfen wurden; dann Schwerter in Form eines mit einer Handhabe versehenen Stockes in welchen auf beiden Seiten eine Reihe solcher Messer mit ausgezeichnet haltbarem Leim eingefügt waren; sie schnitten nach B. Diaz (87) selbst besser als die Spanischen Schwerter, wurden aber nach kurzem Gebrauche schartig. Ferner führten sie Keulen, Bogen und Pfeile, doch waren letztere niemals vergiftet; zur Vertheidigung Schilde mit Baumwolle und Federn dick überzogen, die sie zusammengerollt unter dem Arme tragen konnten. Die Rüstung bestand in zwei Finger dick gefütterten Baumwollenwämsen oder Federkleidern, die bei den Vornehmen mit Gold oder Silber überzogen waren, Arm- und Beinschienen und hölzernen Sturmhauben denen man die Gestalt von Thierköpfen gab (ebend. 70, Anonymus a. a. O., Gomara 345). Außerdem trug jeder Soldat im Felde einen Stein zum Mahlen des Mehles bei sich, einen Kochtopf und eine Matte (Vetancurt II, 2, 5). Gleich gute Ausrüstung und dieselbe Tapferkeit wie in Mexico fand N. de Guzman in Mechoacan (Ramusio III, 338).

Wie jede Stadt ihr Wappen gehabt zu haben scheint, das Bild oder Sinnbild ihres Namens — für Mexico war es der auf dem Cactusstrauch sitzende Adler —, so hatte auch Montezuma selbst ein solches das am Thore seines Palastes und auf den Feldzeichen seines Heeres angebracht war: ein adlerähnliches Thier das einen Tiger gepackt hatte oder nach anderer Angabe ein fabelhaftes Thier das halb Adler halb Tiger war (Gomara 344, Herrera II, 7, 9). Die Standarte von Tlascala zeigte einen goldenen Kranich mit ausgebreiteten Flügeln, und

jede Abtheilung des mexicanischen Heeres hatte ihr besonderes Feldzeichen (B. Diaz 57, Anonymus). Auch an Muschelhörnern, Trommeln, Trompeten fehlte es nicht die zum Signalisiren gebraucht wurden (Gomara 328, 442); in größerer Ferne gab man Signale mit Rauchsäulen die man aufsteigen ließ (Cortes 61). Der anonyme Eroberer giebt dem Heere das Zeugniß daß es sehr gut aussah und in trefflicher Ordnung aufmarschirte; eine Abtheilung war weiß und roth, eine andere blau und gelb uniformirt u. s. f., doch scheinen sich die einzelnen Truppentheile nicht leicht in der Schlacht nach einem gemeinsamen Plane bewegt zu haben, wenn sie auch bisweilen combinirte Angriffe auf den Feind an mehreren Punkten zugleich machten (Prescott III, 113), und der von dem Könige entworfene Feldzugsplan von dem Sahagun (VIII, 17) spricht, mag sich nur auf die allgemeinsten Dispositionen bezogen haben. Die Heere waren nach Xiquipilli zu 8000 Mann eingetheilt und sollen eine Stärke von 200000 erreicht haben (Tezozomoc I, 171), doch sind hierbei wahrscheinlich auch die Weiber hinzugerechnet, welche häufig mitzogen um das nöthige Brot zu backen (Gomara 399). Besser war die Einrichtung daß es eine Art von Vorbereitungsdienst gab; man theilte nämlich junge Leute gedienten Kriegern im Felde zur Begleitung zu (Tezozomoc).

Vergehen Einzelner gegen die Angehörigen eines anderen Landes wenn sie ungesühnt blieben, besonders auch Plünderung oder Ermordung von Kaufleuten oder Gesandten führten gewöhnlich zum Krieg nicht selten wurde er aber auch durch schimpfliche Anforderungen von Seiten Mexico's an andere Staaten provocirt, von denen es unberechtigter Weise Tribut und Bundesgenossenschaft verlangte. Gesandte, die im Allgemeinen auch vom Feinde heilig gehalten und mit vielen Förmlichkeiten empfangen zu werden pflegten (Herrera II, 6, 4), forderten zunächst Genugthuung für geschehene Beleidigung und Tribut als Sühne. Eine zweite Gesandtschaft und ebenso eine dritte (sie wurden nach Clavigero VII, 25 beziehungsweise an den Herrscher des Landes, den Adel und das Volk geschickt) gaben dann noch 20 Tage Frist zur Unterwerfung (Ixtlilx., Hist. I, 269), zu welcher namentlich Aufnahme der mexicanischen Götter von Seiten des fremden Volkes in seine Tempel gehört haben soll (Vetancurt II, 2, 12). Wurde auf der Weigerung bestanden, so erfolgte die Kriegserklärung, welche durch Uebersendung von Schilden und baumwollenen Mänteln geschah (Zurita 118 ff.).

Die große Rolle welche die Kaufleute als Kundschafter gewöhnlich bei kriegerischen Unternehmungen spielten, haben wir oben schon erwähnt. Offene Feldschlachten, für die sogar gewisse begrenzte Plätze vorzugsweise bestimmt waren (Gomara 442), gaben die Entscheidung; aber auch Einzelkämpfe zwischen hervorragenden Häuptlingen der feindlichen Parteien waren während des Krieges nicht selten (Prescott III, 32, 153). Die Herausforderung dazu geschah dadurch daß Einer dem Andern Waffen darreichte, das Haupt des Gegners salbte und wie das eines Todten mit Federn schmückte (Clavigero III, 20). Auf den Angriff mit Schleuder und Lanze folgte das Handgemenge, Bogen und Pfeil wurden erst gegen den fliehenden Feind gebraucht (Vetancurt II, 2, 14). Ueberstürzung beim ersten Angriff brachte das mexicanische Heer häufig in allgemeine Verwirrung, doch lernten namentlich die Bundesgenossen der Spanier von diesen in kurzer Zeit bessere Ordnung und Disciplin halten. Nächtliche Ueberfälle wurden nicht leicht und erst im Kampfe gegen die Spanier unternommen. Das Skalpiren der anderen Nordamerikaner war ihnen fremd; dagegen machten sie wie diese immer große Anstrengungen dafür ihre Verwundeten und Todten dem Feinde zu entreißen. Wie man mit eroberten Ländern verfuhr, ist schon früher (p. 77) angegeben worden.

Unter den Festungswerken des Landes nennt die Eroberungsgeschichte zunächst die von einem Berge zum andern reichende 1½ Klafter hohe Mauer welche den Weg nach Tlascala sperrte. Sie war von Stein mit sehr festem Mörtel erbaut und mit einem tiefen Graben versehen, 6 englische Meilen lang und 20' dick, hatte einen gewundenen Eingang der nur 10 Schritte breit war, trug oben eine Brustwehr und stand noch im 17. Jahrhundert (Cortes 15, B. Diaz 55, Gomara 326, Solis II, 180, Clavigero VII, 26). Quauhquechollan (Huacacholla, Guacachula) nicht weit von Tepeaca war durch seine natürliche Lage auf einem felsigen Berge und durch zwei parallele Flüsse geschützt die vorbeiflossen, besaß aber auch eine 14' breite und nach außen 4 Klafter hohe Mauer mit einer Brustwehr die nur vier enge Auswege durch dreifach gewundene Gänge hatte (Cortes 50, Gomara 373, Herrera II, 10, 16, Clavigero IX, 28). Auch Hzucan und Quaunahuac waren sehr stark befestigt (Herrera III, 1, 8). Die Hauptstadt von Mechoacan hatte einen Wall aus Holzwerk von 1 Klafter Dicke und 2 Klafter Höhe (ebend. III, 3, 3.).

Einem Eroberervolke wie die Mexicaner waren, das kriegerische Ehren über Alles schätzte, ist man geneigt ein heftiges und leidenschaftliches Temperament zuzuschreiben. Sie werden aber vielmehr als langsam in ihren Bewegungen, als schweigsam und ernst, außerordentlich beharrlich und geduldig, auch Vorwürfen und Beleidigungen gegenüber, und im höchsten Grade friedfertig geschildert: erst die unter den Spaniern aufgewachsenen sollen zu streiten gelernt haben (Clavigero I, 15, Zurita 24, Torquemada XVII, 10). Humboldt (N. Sp. I, 137) bemerkt daß selbst Musik und Tanz ohne Fröhlichkeit bei ihnen seien und in der ersteren meist ein melancholischer und klagender Ton herrsche; aber freilich werden wir die Ursache hiervon wohl ebenso wie die ihrer großen Genügsamkeit und ihrer Unlust zu Arbeit und Erwerb (Torquemada), wohl richtiger in dem langen und schweren Drucke suchen unter dem sie gelebt haben als in ihrem Temperamente selbst. Den schwermüthigen Zug den sie in ihrem Wesen haben, erklärt wenigstens Sartorius (97) für einen bloßen Schein da sie im Grunde vielmehr recht fröhliche Menschen seien. Daß es ihnen an innerer Lebhaftigkeit nicht fehlt, zeigt vor Allem, wie schon Las Casas und Andere bemerkt haben (Prescott I, 267 note), ihre äußerst beredte Geberdensprache. Auch die Menge von Spielen, Tänzen, Gesängen und belustigenden Kunststücken die sie trieben, legt davon Zeugniß ab (Acosta VI, 28, Sahagun VIII, 10, Clavigero VII, 46). Von diesen letzteren können wir nur einige hier berühren.

Eines der beliebtesten und wichtigsten war das Ballspiel,* zu welchem man sich eines sehr elastischen Balles von Ulli-Harz bediente der nicht mit der Hand, sondern nur mit dem Rücken oder der Hüfte berührt werden durfte. In dem dazu bestimmten länglich viereckigen Saal der sich nach oben erweiterte und auf den Seiten höher als an der Fronte war, kam es darauf an den Ball so zu treffen, daß er durch eines der Löcher flog welche an zwei Stellen wie in Mühlsteinen in der Höhe angebracht waren. Im Ballhause waren die Bilder der beiden Götter des Spieles aufgestellt und der Sieger hatte demjenigen von ihnen zu opfern der ihn begünstigt hatte. Ehe das Haus in Gebrauch genommen werden konnte, mußte es die Weihe durch den Priester erhalten (Gomara 343, Torquemada XIV, 12, Herrera II, 7, 8,

* Nach Clavigero, der es etwas anders beschreibt als Torquemada, scheint es verschiedene Arten desselben gegeben zu haben.

der Ausgang des Spieles wurde als eine Art Gottesurtheil und das Spiel selbst daher als eine ernsthafte und wichtige Angelegenheit betrachtet (Torq. II, 77, 59). Um so mehr erscheint es als sträflicher Leichtsinn daß König Axayacatl einst sein Reich, oder wenigstens den See und Markt seiner Hauptstadt (Ixtlilx., Hist. II, 16), dem Herrn von Xochimilco dabei als Einsatz anbot: der König unterlag, dem Sieger aber kostete es in der Folge das Leben, daß er nicht zu rechter Zeit zu verlieren verstanden hatte. — Unter den athletischen Spielen, Seiltänzer- und Jongleurkünsten gehört das Fliegespiel, bei welchem sich Männer in Vögel verkleidet von der Spitze eines hohen Pfostens an Seilen herabließen um mit deren Hülfe sich um jenen in der Luft herumzuschwingen, zu denen welche die größte Geschicklichkeit erforderten (Näheres darüber bei Torquemada X, 38, Abbildung bei Clavigero I, pl. 17).

Die Vornehmen hielten sich nicht allein Tänzer und Sänger, sondern auch Leute denen die Erfindung der aufzuführenden Tänze und Spiele oblag (Torq. XIV, 11). Jene bestanden in graziösen Touren welche von einem Vortänzer geleitet und mit Liedern zum Preise des Sieges, der Thaten ihrer Könige, oder mit Gesängen von lustigem Inhalt bisweilen in responsorischer Form begleitet wurden; auch gab es Tänze die man in Thiermasken aufführte und die Zahl der Theilnehmer stieg bisweilen bis zu Tausenden (Herrera II, 7, 8). Es waren pantomimische Spiele in denen Reden und Gesänge — unter letzteren soll es auch gereimte gegeben haben — miteinander abwechselten, und sie dienten nur dem geselligen Vergnügen (Gomara 343). Acosta (a. a. O.) erzählt namentlich von Possenspielen, in denen verschiedene Thiere, Kranke, Krüppel u. dergl. auftraten. In späterer Zeit setzte man theatralische Vorstellungen an ihre Stelle zu denen der Stoff aus der biblischen Geschichte genommen wurde. Die ausführliche Beschreibung derselben in den Ritos antiguos (35 ff.) zeigt daß man viele Mühe auf sie wendete und keine Kosten scheute (vgl. auch Clavigero VII, 43, Brasseur III, 674).

Sowohl in den dienstlichen Verhältnissen als auch im Verkehr des täglichen Lebens fand Cortes (34) bei den Mexicanern so ziemlich dasselbe Benehmen und dieselbe Lebensart wie in Spanien, mit Ausnahme einiger eigenthümlichen Sitten, wie z. B. des Verbrennens von Weihrauch bei ehrfurchtsvoller Begrüßung wie sie zunächst den Göt-

tern, dann auch Gesandten und großen Herren (Clavigero VI, 20), den siegreich zurückkehrenden Kriegern (Tezozomoc) und den Spaniern selbst bei ihrer Ankunft zutheil wurde (Gomara 312). Indessen mußte sowohl dieß wie die Weise des freundlichen Grußes durch einen dargereichten Blumenstrauß, welche Ixtlilxochitl öfter erwähnt, ihnen leicht verständlich sein, während der Gebrauch seine voll Unterwürfigkeit durch Bedeckthalten des Kopfes zu bezeigen (Solis I, 105) für sie allerdings befremdender sein mußte.

Von Seiten ihres moralischen Charakters schildert Clavigero (I, 15) die Mexicaner als freigebig ohne Eigennutz und sehr dankbar; träge und indolent, sagt er, könne man sie nicht nennen, doch giebt er selbst zu daß Fleiß Muth und Ehrgefühl bei ihnen geschwunden seien in Folge des Druckes der Verhältnisse. Denselben Einfluß erkennt man leicht in den Charaktereigenschaften die Sartorius (100 ihnen beilegt: Mißtrauen Verschlossenheit und berechnendes Wesen nicht bloß den Weißen gegenüber, sondern auch untereinander; sie bauen sich abgelegen und verborgen an, vermeiden es ihren Namen zu nennen und geben keine Auskunft über Andere. Sie haben ohne Zweifel seit der Zerstörung ihrer einheimischen Cultur durch die Spanier in sittlicher und intellectueller Hinsicht sich sehr wesentlich verändert. Die Lebensansicht im Ganzen und den sittlichen Maßstab der Lebensverhältnisse die ihnen in früherer Zeit eigen waren, glauben wir nicht besser charakterisiren zu können als durch die Mittheilung einer der Reden welche nach Sahagun (bei Kingsb. V, 426) als ein Vermächtniß der Weisheit der Vorzeit, als die goldenen Worte ihrer Ahnen von ihnen bezeichnet wurden, „die ein vollkommneres Leben in dieser Wel führten.“ Die Gründe welche es unmöglich machen sie für erdichtet oder im Wesentlichen gefälscht zu halten habe ich anderwärts entwickelt (Sybel's Histor. Ztsch. VI, 79).* Die Rede eines Vaters aus de

* „Wenn Gallatin“, sagte ich dort, „an den Reden Anstoß genommen hat die von Sahagun und Torquemada mitgetheilt werden, weil sie wegen der Reinheit ihrer Moral und Religiosität unmöglich für ächt mexicanisch gehalten werden könnten, so hat er wohl übersehen daß Torquemada selbst sich durch sie an die Bibel und insbesondere an Paulus erinnert findet, daß e hinzufügt, wie auch die Christen über diese Dinge nichts Besseres zu sagen wüßten, und wie sowohl die Dominicaner als auch die Franciscaner und Augustiner deshalb diesen Gegenstand mehrfach untersucht, alle aber gleiche Berichte über denselben gegeben hätten (Torq. IX, 23, XIII, 28). Dieses Zeugniß wiegt schwer bei der bekannten Eifersucht und Feindschaft der beiden ersten der genannten Orden untereinander, und es erscheint als vollkommen zuverlässig, wenn man be

höheren Ständen an seine Tochter (Sahagun VI, 18) lautet folgendermaßen.

„Meine Tochter, mir theuer wie Gold, wie eine kostbare Feder, von mir entsprossen und erzeugt, mein Blut und mein Ebenbild, höre mit Aufmerksamkeit was ich dir sagen will, denn du bist jetzt erwachsen. Unser Gott der überall und der Schöpfer unserer aller ist, hat dir Vernunft gegeben um zu denken, und im Besitze derselben vermagst du jetzt die Dinge dieser Welt zu verstehen und zu erkennen daß in ihnen keine wahre Freude und Ruhe zu finden ist, sondern nur Mühe Trauer und Last, Elend und Armuth in Menge ... Merke wohl auf, meine Tochter, diese Welt ist schlimm und voll Plage, es giebt in ihr keine Freude ohne Leid, wie das Sprüchwort sagt das von den Alten stammt, die es uns überliefert haben, damit niemand sich einem Uebermaaß von Kummer hingebe. Unser Gott hat uns die Gabe des Lachens und den Schlaf, er hat uns Essen und Trinken gegeben um uns damit zu erhalten. Er hat uns den Fortpflanzungstrieb gegeben um uns zu vermehren. Dieß Alles gewährt uns eine kurze Lust, damit wir nicht in beständiger Trauer leben. Es ist der Lauf der Welt daß einige Freuden mit vielen Mühen und Plagen gemischt sind im Leben, doch denkt niemand an den Tod, man achtet nur auf das Gegenwärtige, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, sich Häuser zu bauen, sich zu verheirathen ...“

„Bis jetzt, meine Tochter, hast du das Leben durchträumt, nun bist du erwacht. Sieh und höre jetzt selbst daß das Leben so ist wie ich dir gesagt habe. Ich bitte Gott daß du viele Tage leben mögest. Du mußt aber wissen wie du leben, welchen Weg du gehen sollst, denn siehe, meine Tochter, meine Taube, der Weg des Lebens ist sehr schwer. Bedenke daß du aus edlem Geschlechte bist, daß deine längst verstorbenen Ahnen Fürsten waren, daß sie dieses Reich gegründet und der Würde die sie bekleideten Ruhm und Ehre gebracht haben. Du

---

denkt daß gerade die Mönche welche jene Reden mittheilen, sich keine Gelegenheit entgehen lassen um zu zeigen wie diese elenden Heiden, die sie bekehren wollen und die sie nie besser, sondern nur oft schlechter darstellen als sie wirklich waren, in Allem was sie denken thun und treiben nur durch die Künste des Teufels verblendet und der ewigen Verdammniß entgegengeführt worden seien. Konnte es diesen Mönchen wohl in den Sinn kommen, solche Reden zu erdichten und den Heiden in den Mund zu legen als deren eigene Lebensansicht? Und wenn sie selbst es nicht thaten, wer hätte diesen Betrug begangen und die Missionäre getäuscht?“



„Du bist ein Weib. Bedenke was du als solches zu
Tag und Nacht laß nicht ab vom Gebet und Seufzen zu
baren körperlosen Gott. Rufe ihn an und wirf dich auf
ihm und kreuze die Arme,* rufe zu ihm aus deinem Herz
dich hören und sich deiner erbarmen, er wird dir geben
ist und was du verdienst. Und wenn dir vor Anbeginn
glück beschieden war und du unter einem unglücklichen S
bist, so wird Gott es bessern auf dein Gebet und dein
Bleibe nicht faul in deinem Bette, stehe auf, kehre fleißig
Mund der Götter und zünde ihnen Weihrauch an. Dann
häußlichen Geschäfte, bereite Cacao, mahle Mais, spinn
und lerne die feineren Speisen wohl bereiten, wie sie fü
bestimmt sind. So wirst du Ehre und Liebe und Reichthu
wen dir auch Gott zur Ehe geben mag. Wende allen
Erlernung der weiblichen Arbeiten, auf das Spinnen und
Malen und Färben. Unterlaß es nicht aus Nachlässigkei
da du jung bist, ist die Zeit dazu, jetzt ist dein Verstan
und geschickt, und dein Herz gleicht einem glänzenden E
es noch rein von jeder Sünde ist. Wir, deine Eltern, ha
zeugt nach Gottes Willen und Ordnung, der gewollt hat
schen sich mehren. Solange wir noch leben und ehe uns
mußt du, meine innig geliebte Tochter, dieß Alles wisse
nach unserem Tode in Ehren leben könnest. Kräuter zu
zu sammeln. Salz feil zu halten an den Ecken der Str

chen daß wir dich nichts lehrten? Und wenn wir dann vielleicht schon todt sind, wird man uns verwünschen und dich schelten und du wirst selbst Schuld daran sein. Wenn du aber tüchtig bist, wird kein Tadel auf dich fallen, du wirst Lob und Ehre ernten wie der Krieger für tapfere Thaten, und man wird uns Ehre und Segenswünsche geben. Wenn du aber schlecht wirst, wird man dich mißhandeln und steinigen. Welcher von diesen beiden Fällen eintreten wird, weiß nur Gott.

„Gieb wohl acht, meine Tochter, auf meine Rede. Hüte dich daß du deine Ahnen nicht entehrst, daß du nicht Schmutz und Staub unter ihre Bilder säest, die ihre ruhmwürdigen Thaten bezeichnen. Hüte dich vor Ausschweifungen. Hüte dich dich in den Koth zu werfen, und wenn es dahin kommen sollte, besser wäre es du stürbest sogleich. Wenn dich Einer zur Ehe begehrt, weise ihn nicht zurück, schätze den Willen unseres Gottes nicht gering, denn dieser ist es der ihn sendet. Wenn du auch unsere Tochter und aus edlem Geschlechte bist, überhebe dich dessen nicht, denn du beleidigest damit Gott und er wird zulassen daß du in Schande und Schmach verfällst durch schlechten Lebenswandel, und man wird deiner spotten. Wähle nicht unter den Männern wie man einen Mantel wählt den man auf dem Markte kaufen will. Nimm den der um dich wirbt, ziehe nicht den schöneren vor und verliebe dich nicht mit Leidenschaft. Laß dich nicht von den Männern betrügen, gieb dich dem nicht hin den du nicht kennst, und überhaupt keinem außer dem der dich zur Ehe verlangt; harre aus bei ihm, verlasse ihn nicht bis zum Tode, auch wenn er dich verlassen will, auch wenn er ein armer Landmann oder Beamter ist oder ein gemeiner Mann. Auch wenn er nichts zu leben hat, verlasse und verachte ihn nicht, denn Gott der Herr ist mächtig für euch zu sorgen, denn er weiß alle Dinge und ist gnädig wem er will. Dieß, meine Tochter, ist meine Lehre. Ich habe vor Gott hiermit meine Pflicht erfüllt, und wenn du sie vergissest, ist es deine Schuld. O, meine geliebte Tochter, meine Taube, sei glücklich, unser Gott schütze dich!"

Die Mutter stellt in einer ähnlichen Rede der Tochter ihre ganze Liebe vor. Sie legt ihr eindringlich ans Herz, sie solle sich nicht zu sehr putzen, aber auch nicht zu wenig auf Kleidung und Schmuck halten und sich nicht vernachlässigen, und giebt ihr ausführliche Rathschläge über Haltung und Gang, Rede und Betragen, aus denen hervorgeht daß Anstand und Bescheidenheit, gefälliges Entgegenkommen



auch niemand dich sieht und dein Gatte es auch nicht
Gott es sieht der überall gegenwärtig ist und dich strafe

Diese Reden wurden auswendig gelernt und erbten
zu Geschlecht fort. Sie waren verschieden nach dem Sta
und dem künftigen Berufe der Kinder angemessen (T
XIII, 36). Die Lebensansicht welche in ihnen niederg
von tiefem Ernste: „die Welt ist voll Täuschungen und
es in der Ermahnung des Sohnes zur Frömmigkeit und
„in ihr ist keine Wahrheit, Alles zieht sie herab und v
ihrem Spott.“ Alles in ihnen legt ein unverwerfliche
von einer höheren gesellschaftlichen Bildung und mild
findet sich nichts dem wir unsere Zustimmung und unse
müßten. Es mag sein daß in Mexico (wie bei uns) die
meinen Lebens von den Lehren der Weisheit ziemlich w
ren erhabene Wahrheit man bewunderte und den Kin
zu prägen bemüht war, aber dieß reicht nicht hin die bi
verbreitete Ansicht zu begründen daß es den Mexicaner
tender Fortschritte in äußerer materieller Cultur, an w
tion, an geistiger und sittlicher Entwicklung gefehlt ha
scheidendem Gewichte in dieser Hinsicht scheint uns der
Religion und Moral bei ihnen in der innigsten Verbin
wie aus den mitgetheilten Reden hervorgeht, denn es g
zuverlässigeres Kennzeichen und ein sichereres Maaß fü
tionshöhe eines Volkes als den Grad in welchem die Ko

lultus dieser Art nicht gänzlich abgesprochen, aber doch nur in be-
schränktem Maaße zugeschrieben, und der Reformator Quetzalcoatl
ll denselben bei ihnen gänzlich abgeschafft haben, wie wir weiter
nten noch erwähnen werden. Haben wir auf die Tolteken, wie man-
e der vorhin gegebenen Andeutungen vermuthen lassen, auch die Le-
nsansicht und Lebensweisheit zurückzuführen die in jenen Reden ent-
lten ist,* so erscheinen uns auch hier wieder die Azteken als der letzte
prößling und Erbe einer bewundernswerthen Civilisation, die von
nen ebensowenig fortgebildet als geschaffen, vielmehr nur unvoll-
mmen angeeignet, unter ihrer Hand einem raschen Verfalle entge-
ngegangen und mit barbarischen Elementen von ihnen versetzt wor-
n ist.

Zur Erläuterung der nahen Beziehung welche zwischen der Reli-
n und Sittlichkeit bei den Mexicanern stattfand, haben wir insbe-
ndere noch das Sündenbekenntniß zu erwähnen, das jeder einmal
seinem Leben dem Priester abzulegen hatte (Sahagun I, 12 und
i Kingsborough V, 367 ff.). Unschuldig, rein wie Gold und ein
lnzender Edelstein ist nach der Ansicht der Mexicaner der Mensch aus
: Hand des Quetzalcoatl hervorgegangen. Durch seinen eigenen Wil-
ı, der indessen nicht vollkommen frei ist, sondern unter dem Einfluß
Gestirnes steht unter welchem er geboren ist, beschmutzt sich der
ensch mit der Sünde. Beichtet er Alles ehrlich und offen — „Gott
ht das Herz und die Gedanken aller Sterblichen" —, und verspricht
fortan nicht mehr zu sündigen, so erhält er Verzeihung: die klare
uelle des göttlichen Mitleids wäscht den Schmutz der Sünde von ihm
, er wird dadurch neu geboren und fängt ein neues Leben an. Zur
theuerung seiner Wahrhaftigkeit und an Eides statt berührte der
ichtende vorher mit der Hand die Erde und führte sie dann zum
unde;** auch entkleidete er sich zum Zeichen daß er jede Verhüllung
lege. Der Priester wendete sich nach gehörter Beichte mit einer Rede
den Gott Tezcatlipoca und empfahl dem Sünder nächst Reue und
serung Fasten, Blutziehen aus den Gliedern und andere religiöse

* Daraus erklärt sich zugleich daß der Menschenopfer in ihnen fast gar nicht
acht wird, was sicherlich nicht der Fall sein würde, wenn sie ganz von den
ken selbst herrührten; in dem Gebet vor dem Kriege (bei Kingsborough
56) und in dem sogleich näher zu besprechenden Sündenbekenntniß der
icaner ist indessen allerdings von ihnen die Rede.

** Nach Ixtlilxochitl (Hist. II, 215) war diese Ceremonie eine ehr-
tsvolle Weise der Begrüßung.

Handlungen, die Opferung eines Sklaven, Wohlthätigkeit gegen Arme und Kranke. Durch den Vollzug der auferlegten schweren Büßungen entging das Vergehen auch der bürgerlichen Strafe mit der es bedroht war; damit aber kein Mißbrauch mit dieser Einrichtung getrieben werde, bestand zugleich das Gesetz daß jeder nur einmal im Leben beichten konnte, was daher erst in höherem Alter zu geschehen pflegte: Sünden welche nach ertheilter Absolution begangen wurden, mußten ohne Vergebung bleiben. Die Misteken pflegten in Krankheitsfällen eine ähnliche Beichte abzulegen (Sahagun bei Kingsb. V, 371).

Die Frauen der Mexicaner nahmen zwar eine untergeordnete und abhängige, mehr dienende Stellung ein, ohne jedoch unterdrückt zu sein. Sie wurden im Allgemeinen sanft und milde behandelt, nahmen an den öffentlichen Festlichkeiten theil, man verlangte aber von ihnen, besonders in den höheren Ständen, ein eingezogenes Leben in ihren Gemächern und große Zurückhaltung; die Mädchen blieben bis zu ihrer Verheirathung fast ganz im Hause, wo sie mit großer Strenge zu Fleiß und Sittsamkeit angehalten wurden, und auf der Straße gingen sie gesenkten Blickes (Zurita 124 ff., Herrera III, 4, 16).

Die Monogamie war im Princip anerkannt; es war, wenn nicht Staatsgesetz, doch die Lehre der Weisen: Gott hat gewollt daß ein Weib einem Manne und ein Mann einem Weibe angehöre (Sahagun bei Kingsb. V, 428). Mehrere Weiber hatten überhaupt nur die Reichen und Vornehmen (Franc. di Bologna bei Ternaux, Voy., Rel. et Mém. rel. à la conq. du Mex. 1838 p. 210) und unter diesen galt nur eine als legitim. So war es auch bei den Chichimeken, Mazateken und Otomies. Die Ehe mit Verwandten des ersten Grades, auch die zwischen Stiefeltern und Stiefkindern war bei Todesstrafe verboten; in Mechoacan dagegen kam es öfter vor daß ein Mann mit Mutter und Tochter zugleich verheirathet war (Gomara 439, Torquemada XII, 4, XIII, 7). Bei den Misteken, deren Sitten denen der Zapoteken und Mexicaner sonst sehr ähnlich waren, gab es keine verbotenen Ehen und der Herrscher pflegte sogar eine seiner Verwandten zu heirathen (Herrera III, 3, 12). Starb der Mann, so war in Mexico sein Bruder der natürliche Vormund der Wittwe und nahm sie zur Ehe oder sorgte doch für sie und ihre Kinder wie für seine eigenen und überhaupt hatten Stiefeltern die volle elterliche Gewalt über ihre Stiefkinder (Sahagun X, 1 f.).

Grijalva hatte an der Küste die Frauen und Mädchen keusch und zurückhaltend gefunden (P. Martyr 338), und wenn es in Cempoallan und anderwärts vorgekommen ist, wie erzählt wird, daß die befreundeten Eingeborenen den Spaniern Mädchen gaben, so müssen wir billig bezweifeln ob sie dieß aus eigenem Antrieb thaten und ob jene einer geachteten Klasse der Bevölkerung angehörten. In Mexico gab es allerdings öffentliche Dirnen; Bezahlung erhielten diese zwar nicht, aber gleichwohl lebten sie in Verachtung. Manche von ihnen zogen mit dem Heere und suchten im Kampfe den Tod aus Verzweiflung. Kuppelei und Päderastie, welche letztere B. Diaz (309) im heißen Küstenlande als häufig angiebt, waren nicht allein verabscheut, sondern wurden auch streng bestraft (Torquemada X, 35, XII, 2 u. 4, XIV, 16). Selbst der Verführer einer Sklavin wurde Sklave ihres Herren, wenn sie während ihrer Schwangerschaft starb. Liebschaften vor der Ehe waren gesetzlich nicht verboten, galten aber für unehrenhaft und wurden bei Mädchen von Stande von den Eltern nicht geduldet, da man auf die Reinheit der Braut streng zu halten pflegte; im Falle der Schwangerschaft war der Mann verbunden seine Geliebte entweder für immer zu verlassen oder zu heirathen (Acosta V, 26, Torq. XII, 3, Vetancurt II, 3, 85). Concubinate wurden verborgen gehalten. Es kam wohl vor daß zwei Leute heimlich zusammenlebten und erst später die Eltern um ihre Einwilligung baten, die alsdann nicht leicht verweigert wurde, aber ohne Erlaubniß der Eltern zu heirathen wurde als sehr schimpflich angesehen (Zurita 114, 132, Torq. XIII, 5). In Tlascala wurden die jungen Leute welche den Tempeldienst versahen, wenn sie über 20 Jahre alt waren und nicht heirathen wollten, der beschimpfenden Strafe des Kahlscherens unterworfen und ausgestoßen (Vetancurt II, 3, 54), sei es daß man sie dann im Verdachte von Ausschweifungen hatte oder solchen durch diesen indirecten Zwang zur Ehe vorbeugen wollte, und die an den Sohn gerichtete Ermahnung beschränkte sich nicht darauf ihm Keuschheit überhaupt zur Pflicht zu machen, sondern empfahl ihm auch in der Ehe eine gewisse Enthaltsamkeit (Sahagun bei Kingsb. V, 429).

Die Brautwerbung geschah von Seiten der Eltern durch eine Matrone welche an die Eltern des Mädchens geschickt wurde, von diesen aber bei der ersten Anfrage stets eine abschlägliche oder ausweichende Antwort erhielt. Bei Gelegenheit der Bewerbung verständigte man

sich über die Mitgabe (Zurita 114, Sahagun VI, 23, Torquemada XIII, 5). Waren zwei Bewerber da und diese aufeinander eifersüchtig, so konnte die Entscheidung zwischen ihnen durch eine Art von Duell herbeigeführt werden (Torq. XII, 15). Die Eltern der Braut erhielten zwar Geschenke, doch läßt sich die Ehe der Mexicaner nicht als wirklicher Kauf bezeichnen. War man in der Sache selbst einig, so wurden die Astrologen um einen glücklichen Tag befragt: an diesem nahm man die Ceremonie vor, welche damit begann daß die Brautleute einander beräucherten, wohl zum Zeichen gegenseitiger Achtung und Liebe. Darauf wurden sie zusammen auf eine Matte an den Herd des Hauses niedergesetzt und aßen mit einander, die Hauptsache aber war daß der dazu bestimmte Priester, welcher eine feierliche Ermahnungsrede zu halten hatte, ihre Kleider zusammenband. Hierauf hatte das junge Paar vier Tage zu fasten und ganz zurückgezogen im Hause zu leben, nur mit gottesdienstlichen Handlungen, Räucherungen und Blutentziehungen beschäftigt. Nach Ablauf dieser Zeit brachte ihnen der Priester zwei neue Matten und dann erst wurde die Ehe vollzogen (Gomara 439, Sahagun VI, 23, Torq. XIII, 5 f., bildliche Darstellung im codex Mendoza pl. 62). Nach Veitia wurden jene Ceremonien zum Theil im Tempel verrichtet (vgl. Ixtlilx., Rel. 340), wo der Priester ein Tuch über die Brautleute legte auf welchem ein Skelet abgebildet war; erst in späterer Zeit aber ist die rohere Sitte aufgekommen das Brauthemd festlich umherzuführen (Anm. zu Zurita 114). Bei den Misteken schnitt man den Brautleuten eine Locke ab, sie gaben sich die Hände und das Mädchen wurde vom Manne eine Strecke weit auf dem Rücken fortgetragen. Anderwärts herrschten noch andere Gebräuche (Torq. XIII, 5). Solche Feierlichkeiten fanden natürlicher Weise nur statt bei der Verheirathung mit der legitimen oder Hauptfrau, welche auch nur wegen Bosheit Schmutz oder Unfruchtbarkeit verstoßen werden konnte (Gomara 440). Der Mann welcher seine ehebrecherische Frau der gesetzlichen Strafe durch Steinigung (Abbildung im codex Tellerianus) entzog und sie wieder bei sich aufnahm, wurde streng gestraft (Torquemada XII, 4). Im Falle der Scheidung wurde das Vermögen von Mann und Frau getrennt und jener erhielt die Söhne, dieser folgten die Töchter (Acosta V, 26).

Der Eintritt der Schwangerschaft bei der Neuvermählten wurd

mit einem Feste gefeiert, und die dabei üblichen Reden warnten sie das ihr bevorstehende Glück nicht ihrem eigenen Verdienste zuzuschreiben und sich nicht zum Stolze darauf hinreißen zu lassen, denn nur Gottes Gnade sei es der sie es zu verdanken habe. Die Frau antwortete darauf in entsprechendem Tone. Bei einem späteren Feste wurde ihr unter ähnlichen Reden eine Hebamme bestellt (Sahagun VI, 24 ff.), von der sie gebadet wurde und mancherlei Rathschläge erhielt. Die Frau welche im ersten Wochenbett starb, wurde verehrt wie eine Heilige; man begrub sie im Tempel einer bestimmten Göttin und glaubte daß ihre Seele nicht in die Unterwelt, sondern nach Westen ins Haus der Sonne eingehe; ihr Haar und ihre Finger galten als Talisman für den Krieger, ihr linker Vorderarm als Zaubermittel um Menschen in einen todtenähnlichen Schlaf zu versenken, daher die Leiche stets Gefahr lief dieser Theile beraubt zu werden (ebend. 29, IV, 31, Torquemada XIV, 22).

Das Verfahren welches man mit den Neugeborenen beobachtete, hat vielfach die Aufmerksamkeit erregt. Die abgeschnittene Nabelschnur wurde am Herde begraben und darauf das Kind von der Hebamme gewaschen: es wurde der Göttin des Wassers dargeboten und diese gebeten allen geistigen und leiblichen Schmutz von ihm zu nehmen den es von seinen Eltern überkommen habe, sein Herz zu reinigen und ihm ein gutes und vollkommenes Leben zu verleihen. Ometecuhtli und Omecihuatl, welche das Kind in dem obersten Himmel geschaffen, wurden in dieser Rede angerufen, und die Sonne als „der Vater alles Lebendigen" und die Erde als „die Mutter unserer aller" gebeten das Kind in ihren Schutz zu nehmen. Darauf folgten die Glückwünsche der Freunde und das Ueberreichen von Geschenken an Eltern und Verwandte; Alles unter vielen feierlichen Reden, in denen es unter Anderem hieß: Richtet euere Worte an den überall gegenwärtigen Gott; er ist der Vater, der Schöpfer, der Herr dieses Kindes; seinen Willen wissen wir nicht, wissen nicht ob er es uns lassen wird ... Solche und ähnliche Gedanken treten überall hauptsächlich hervor (Sahagun VI, 31 ff., Torq. XIII, 16, Clavigero VI, 37). Das Nächste war dann daß die Astrologen dem Kinde die Nativität zu stellen hatten. Die „Taufe" und Namengebung — der christlichen ebenso ähnlich als unähnlich, wie Prescott treffend bemerkt — wurde entweder sogleich vorgenommen oder um einige Tage verschoben, damit sie auf einen glücklichen

Tag falle. Der Neugeborene wurde dabei an manchen Orten mit den Worten begrüßt: „du bist in die Welt gekommen um zu leiden: leide geduldig und schweige!" (Gomara 437) Die Feierlichkeit selbst bestand darin, daß die Hebamme mit dem Gesichte nach Westen gekehrt unter ähnlichen Reden wie die früheren Mund und Brust, darauf auch den Kopf des Kindes mit Wasser benetzte, das alle Sünde wie alles ihm beschiedene Uebel und Unglück von ihm nehmen sollte. Diese Ceremonie geschah im Hofe des Hauses bei Fackelschein, dem Kinde, das man viermal zum Himmel erhob, bot man dabei die Embleme seines Standes und Geschlechts dar (Bogen und Pfeil oder Handwerkszeug, dem Mädchen Spindel Weberschiffchen und Besen), welche dann den Göttern geweiht wurden, und drei andere Kinder nannten es bei dem ihnen von der Mutter bezeichneten Namen, der von seinem Geburtstage selbst oder einem andern zufälligen Ereigniß hergenommen war. Bei seiner späteren Darstellung im Tempel wurde ihm ein zweiter, und den Söhnen des hohen Adels zur Bezeichnung ihrer Würde noch ein dritter Name gegeben. Ein großer Taufschmauß beschloß das Fest (Sahagun VI, 36 ff., Erklär. zu cod. Mendoza, Torq. XIII, 19 ff. Ritos ant. 22, Acosta V, 26, Gomara 438, Zurita 188). Duran erzählt gleich Acosta daß der Priester dem Kinde, wenn es von der Mutter mit Geschenken in den Tempel gebracht wurde, einen kleinen Schnitt in das Ohr und die Vorhaut machte (Brasseur III, 526). Hatte dieß nur die Bedeutung eines ersten Blutopfers welches das Kind den Göttern gab, und daher keine Aehnlichkeit mit der Beschneidung, so sollen dagegen die Totonaken am 28. oder 29. Tage nach der Geburt allerdings etwas der Art vorgenommen haben (Torq. VI, 48).

Alle Mütter, die Königin nicht ausgeschlossen, nährten ihre Kinder selbst. Die Entwöhnung trat gegen das dritte oder vierte Jahr ein und wurde ebenfalls mit einem religiösen Feste gefeiert (Torquemada XIII, 24, Gomara 438, Vetancurt II, 3, 69 f.). Die Söhne der Vornehmen blieben (nach Sahagun VIII, 20) bis zum 6. oder 7. Jahre im Hause bei der Mutter, erhielten alsdann einen oder mehrere mit Sorgfalt gewählte Gesellschafter und wurden mit 10 bis 12 Jahren den Priestern zur Erziehung im Tempel übergeben, was nach Gomara (438) und Zurita (123) schon im 5., nach Cortes (33) im 7. oder 8., nach dem Erklärer des cod. Mendoza erst im

15. Lebensjahre geschehen wäre. Torquemada (IX, 11 ff.) giebt an daß vom 6. bis 9. Jahre alle Kinder zum Unterricht in den Tempel geschickt, aber nur die der höheren Stände zu Hülfeleistungen im Tempeldienst zugelassen worden seien. Die Zöglinge dieser Schulen wurden äußerst streng gehalten, durften den Tempel nicht verlassen, wurden an schwere Arbeit und schlechte Kost gewöhnt, mußten Mühe und Entbehrungen ertragen lernen, fasten beten und ascetisch leben, und schwere Strafen drohten jeder Uebertretung. Der Unterricht in den Tempelschulen erstreckte sich auf geistliche und weltliche Dinge, und nach Vollendung desselben wurden die Zöglinge mit einer Vermahnung vom Priester entlassen um fortan eine selbstständige Stellung im bürgerlichen Leben einzunehmen (Sahagun III, Append. 5 ff., VI, 39 f., Acosta VI, 27, Anonymus bei Ramusio III, 306, Torq. IX, 11—13, Herrera III, 2, 19, vgl. die Bilder des codex Mendoza pl. 63). Auch die Mädchen erhielten zum Theil eine ähnliche klösterliche Erziehung im Tempel. Sie mußten dazu schon 40 Tage nach ihrer Geburt dem Priester angemeldet werden; wie die Knaben hatten sie mancherlei Dienste für die Bedürfnisse des Tempels zu leisten und wurden zu einem streng religiösen Leben angehalten. Ihre Entlassung geschah erst wenn sie sich verheirathen sollten; manche von ihnen traten auch nur auf ein oder zwei Jahre in den Tempel ein um dann zu heirathen (Vetancurt II, 3, 61 ff.). Außer jenen Klosterschulen im Tempel gab es Militärschulen, in denen die künftigen Krieger herangebildet wurden, so daß jeder junge Mann von Stande entweder, wie wir sagen können, eine gelehrte oder eine militärische Erziehung erhielt (Zurita 131, Erkl. des cod. Mendoza). Nezahualcoyotl hat dafür Sorge getragen diese Anstalten für die Berufsbildung noch zu vervielfältigen und weiter zu entwickeln (Ixtlilxochitl, Rel. I, 386).

Die Bilder des codex Mendoza welche Erziehung und Unterricht betreffen (pl. 59—61 u. 71, ausführlich besprochen von Clavigero VII, 2), stellen dar wie viel die Kinder vom 3. Jahre an täglich zu essen bekommen und was ihnen gelehrt werden sollte; von 4—6 Jahren haben sie kleine Lasten zu tragen und geringe Hülfen zu leisten, das auf dem Markte Verschüttete aufzulesen u. dergl. Mit 7 Jahren lernt der Knabe mit dem Netze fischen, das Mädchen spinnen u. s. f., mit 13—14 Jahren holt der Knabe Holz und Rohr im Kahne und

fährt auf den Fischfang aus, das Mädchen kehrt, reibt Mehl, bäckt Tortillas und webt. Die Söhne der Handwerker wurden von ihren Vätern in dem Gewerbe unterrichtet. Stechen mit Magueydornen und Schläge, Peitschen mit Nesseln und Räuchern mit Aji in Nase und Augen waren die gewöhnlichen Strafen des Ungehorsams; dem Lügner wurde die Lippe gespalten. Die Mädchen, auch die aus den höheren Ständen, hielt man mit gleicher Strenge zu ausdauerndem Fleiß und zur Reinlichkeit an. Ihren Vater sprachen sie nur selten; wünschte sie dieser zu sehen, so wurden sie von der Erzieherin zu ihm geführt, doch nur um in tiefer Demuth und stillschweigend anzuhören was dieser ihnen zu sagen hatte (Zurita 127, Torq. XIII, 28 u. 30). Auch die geselligen Formen und die Höflichkeit blieben in der Erziehung nicht unberücksichtigt: außer trefflichen moralischen Lehren die der Vater dem Sohne gab, ermahnte er ihn auch niemand bei der Hand oder am Kleid zu fassen, weil dieß zudringlich sei, mit gesenktem Haupte zu essen und damit nicht vor Anderen fertig zu werden, nicht geschwätzig zu sein, zu klatschen oder die Leute miteinander zu verhetzen (Zurita 136). Daß die Lehren über Kleidung und äußeres Benehmen in der Rede der Mutter an die Tochter noch stärker und breiter in den Vordergrund treten, wird man nur natürlich, und darum Prescott's (III, 373) Urtheil zu hart finden der darin „eine eigenthümliche Mischung von Einfalt und kindischem Wesen mit erhabener Moral“ erblickt.

Wie man auch über die Mexicaner urtheilen möge, man wird zugeben müssen daß ihre große Sorgfalt und wohlüberlegte Strenge in der Erziehung der Jugend nicht bloß verbietet sie für „Barbaren“ zu erklären, sondern auch nicht erlaubt ihnen eben nur einen schwachen Anfang zu wahrer Civilisation zuzugestehen.

Zu demselben Resultate führt eine nähere Betrachtung ihrer Religion. In den von Sahagun aufgezeichneten Gebeten wird das Verhältniß des Menschen zur Gottheit in einer Weise aufgefaßt, gegen welche wenig einzuwenden sein dürfte. Vom Herrscher bis zur Hebamme herab bekennen die zu einem bestimmten Amte Erwählten stets ihre Unwürdigkeit dazu in Demuth. „Wer bin ich,“ spricht der König, „daß du mich aus dem Staube hervorgezogen und unter deine Geliebten und Erwählten gestellt hast ... Es ist nicht mein Verdienst daß du mir diese Gnade erweisen wolltest ... Da es aber dein Wil

ist, so geschehe dein Wort." „Dein Auge und Ohr durchdringt Stein und Holz," heißt es in einem anderen Gebete; „die Menschen sind dir ein Schauspiel über das du lachst und an dem du dich freuest." „Wir sind vor dir wie ein wenig Rauch und Nebel der aus der Erde aufsteigt." „Unsere Wege und Werke stehen nicht sowohl in unserer Hand als in der Hand dessen der uns bewegt, durch dessen Kraft wir leben, von dessen Willen wir abhängen." Anderwärts wird ein ergreifendes Bild der Armuth und des Elendes der Menschen entworfen und in tiefster Demuth Gott um Barmherzigkeit und Mittheilung seiner Gaben angefleht (Kingsborough V, 376, 359 ff., 353).

In allen diesen Gebeten und Reden wird auffallender Weise fast nur von dem höchsten allgegenwärtigen Gotte und Weltregierer (Tezcatlipoca) gesprochen; die übrigen Götter finden sich zwar erwähnt, treten aber stark zurück, ganz so als ob ein reinerer religiöser Glaube der alten Weisen, von denen die Reden herstammen, dem späteren polytheistischen Volksglauben der Azteken gegenübergestanden hätte; denn schwerlich richtig ist Gallatin's (210) Vermuthung daß uns nur eine Ueberarbeitung der Originale vorliege die unter christlichem Einflusse entstanden sei, da spanische Mönche unmöglich geneigt sein konnten den Eingeborenen reinere religiöse Vorstellungen anzudichten als sie wirklich bei ihnen fanden. Ebenso wenig Glauben verdient wohl die Angabe Zurita's (136), es sei in der Uebersetzung der Name des wahren Gottes an die Stelle der einheimischen Götter getreten. Daß eine solche Vertauschung, deren Absicht kaum begreiflich sein würde, stattgefunden habe, ist vorzüglich deshalb unwahrscheinlich, weil es den Mexicanern keineswegs an dem Begriffe des höchsten Gottes fehlte. Sie nannten ihn Tloque Nahuaque, der Alles in sich hat, die Ursache aller Dinge, und Ipalnemoani, der durch den wir leben, und führten den Glauben an dieses allumfassende und allbelebende Wesen auf die Tolteken zurück (Torquemada VI, 8, Clavigero VI, 1). Er wurde als unsichtbar und körperlos vorgestellt, obwohl man mit dem Namen Homeyoca den besonderen Ort bezeichnet haben soll wo er sich aufhielt (Spiegazione bei Kingsborough V, 161), und erhielt keine Opfer, weil man glaubte daß er keine wolle (ebend. 135). Wenn er, wie die letztere Stelle besagt, Tonacateotle genannt wurde und also zunächst Sonnengott war (vgl. oben p. 16), so würde sich daraus die früher schon von Torquemada (VI, 16) ausgesprochene Ansicht

Gama's (I, 89) wenigstens für die alte Zeit als richtig ergeben, daß die Hauptgottheit der Mexicaner (Tolteken) die Sonne war oder vielmehr unter dem Bilde der Sonne vorgestellt wurde. Dieß scheint von vielen Seiten bestätigt zu werden.

Die Mexicaner nannten sich nicht etwa Söhne des Huitzilopochtli oder des Tezcatlipoca, sondern Söhne der Sonne (Tezozomoc II, 69 u. A.), ihre Zeitrechnung richtete sich nach dem Sonnenlaufe und ihre religiösen Feste, vor Allem das „der Sonne in ihren vier Bewegungen", standen zu diesem in nächster Beziehung (Gama I, 89, II, 59). An jedem Morgen wurde die Sonne in den Tempeln mit Gebet und Hornsignalen begrüßt und ihr Wachtelopfer dargebracht; dasselbe geschah auch zu bestimmten anderen Zeiten des Tages und der Nacht (Sahagun II, Append., Torq. IX, 34); bei ihrem Aufgang sprachen sie: die Sonne beginnt ihr Werk, was wird diesen Tag geschehen! beim Untergang: die Sonne hat ihr Werk vollendet (Sahagun VII, 1). Eine solche tägliche Verehrung scheint, außer von Seiten der Priester und Tempeldiener der einzelnen Götter, sonst keiner Gottheit zu theil geworden zu sein. Zwar hatten die Mexicaner eine wenig sinnreiche Sage über die Entstehung von Sonne und Mond (ebend. VII, 2), aber es wurde gleichwohl die Suprematie der ersteren über die übrigen Götter bestimmt anerkannt: als sich in Teutiocan die Götter versammelt hatten, sprachen sie: wer soll die Welt regieren? und als die Sonne erschien, starben sie alle; auch wird das Feuer vom Priester als „der älteste Gott, als Vater und Mutter der Götter" angeredet (ebend. III, 1, I, 12), und Quetzalcoatl ausdrücklich erst als geschaffen durch den Hauch des Tonacateotle bezeichnet (Kingsborough V, 135, 184).

Der weise König von Tezcuco Netzahualcoyotl erklärte Tloque Nahuaque in seinen Poesien für den einzigen wahren Gott und Schöpfer der Welt, und verwarf alle übrigen die, wie er sagte, nur aus Furcht verehrt würden; zwar nannte er poetisch die Sonne seinen Vater und die Erde seine Mutter, doch leugnete er ausdrücklich daß Sonne und Mond göttliche Wesen seien. Dem „unbekannten Gotte und Schöpfer" zu dem er betete, baute er eine Tempelpyramide mit einem Thurme von neun Stockwerken, der kein Idol enthielt und dessen goldenes Dach mit Sternen verziert war (Ixtlilxochitl, Rel. 409, 454, Hist. I, 327, 353, Prescott I, 173 f.). Nur Blumen und Wohlgerüche, nicht blutige Opfer durften ihm dargebracht werden. So groß

Bewunderung Nezahualcoytl um dieses reineren Glaubens willen verdient, so war er doch schwerlich der Urheber, sondern vielmehr nur der Wiederhersteller desselben, da sowohl der Name und Begriff des höchsten Gottes als auch die Verehrung desselben unter dem Bilde der Sonne auf die Tolteken zurückgeführt wird, denen Veitia außerdem auch eine Verehrung des Mondes als des Weibes und der Sterne als Schwestern der Sonne zuschreibt.

Der, wie es scheint, plan- und systemlose Polytheismus der späteren Azteken, welcher nach Gallatin's Urtheil (352) weder metaphysisch noch poetisch bedeutsam ist, steht zu der Reinheit jener alten Lehre in einem solchen Gegensatze, daß Prescott's Vermuthung (I, 51), die Religion der Mexicaner sei zwei (wenn nicht mehreren) verschiedenen Quellen entsprungen, dadurch sehr wahrscheinlich wird. Zunächst mag bei den Tolteken selbst der reinere Glaube auf die Blüthezeit ihrer Macht, vielleicht sogar nur auf ihre Weisen beschränkt geblieben sein, denn sie verehrten ebenfalls viele Götter. Ihre einzelnen Stämme scheinen ihre besonderen Nationalgötter gehabt zu haben (Tezcatlipoca, Quetzalcoatl) die später nach eingetretener Mischung derselben nebeneinander fortbestanden, während andere Götter, wie z. B. Tlaloc, ihnen gemeinsam gewesen sein mögen (S. oben p. 17 und 19); die Azteken aber als der zuletzt gekommene und uns allein näher bekannte Toltekenstamm, eigneten sich von ihren Nachbarn und Vorgängern in deren Dienstbarkeit sie anfangs lebten und deren Cultur sie in sich aufnahmen, auch die Götter an welche sie im Lande vorfanden, und fügten diesen ihren eigenen Nationalgott Huitzilopochtli hinzu, dessen Cultus mit der fortschreitenden Entwickelung ihrer Macht zu immer wachsendem Ansehen gelangte. Die Planlosigkeit und Verworrenheit der mexicanischen Götterlehre erklärt sich auf diese Weise einfach und natürlich genug; jeder Versuch sie zu systematisiren verbindet willkürlich miteinander was verschiedenen Zeiten und Völkern angehört. Dieß gilt auch von Ternaux's sonst ganz sinnreicher Ansicht, welche Tezcatlipoca zum höchsten Gott und Schöpfer macht und diesem untergeordnet einen Cultus der 4 Elemente nachzuweisen sucht (Xiuhteuctli, Tlaloc, Quetzalcoatl, Centeotl: Feuer, Wasser, Luft, Erde), denen als Symbole nach der Reihe die 4 Kalenderzeichen: Feuerstein, Rohr, Kaninchen, Haus, entsprechen (Echevarria I, 5); denn Centeotl ist Hauptgottheit der Totonaken, die drei anderen Götter zu coordiniren ist ebenfalls unstatthaft,

und die besten Quellen geben überhaupt nicht vier, sondern zwölf oder dreizehn Hauptgötter an. Verzichten wir also vielmehr auf alle Systematik und versuchen wir nur die Stellung und Bedeutung der einzelnen Götter richtig zu erfassen.

Der höchste Gott Tezcatlipoca, „glänzender Spiegel", ist, wenn nicht mit Tloque Nahuaque identisch, doch später mit ihm identificirt worden und ganz in dessen Stelle eingetreten: er wird in den Gebeten der Priester als unsichtbar und unberührbar bezeichnet wie die Nacht und die Luft (Sahagun bei Kingsb. V, 349) und heißt daher auch Yoalliehecatl (ders. X, 29, 5); er ist die Seele der Welt, selbst ungeschaffen, ewig jung und allmächtig: Moyocayatzin, der thut was er will, Titlacahua, dessen Diener wir sind (Torquemada VI, 15, 20). Seine Embleme (Feuer, Fluß, Pfeile, Schlange) bezeichnen ihn als den Schöpfer der 4 Elemente (Spiegazione bei Kingsborough V, 164). Die bildliche Darstellung desselben bleibt sich nicht gleich: bald hat er ein Menschengesicht bald einen Adlerschnabel, bald Flügel an den Armen bald Krallen statt der Hände (cod. Vatic. 3738). Die Attribute der Götter drückten ihre Kräfte und Thaten aus, und wie sie nach diesen oft eine Menge verschiedener Namen hatten, wurden sie auch verschieden aufgefaßt und dargestellt (Gama I, 40); bisweilen erhielten sie auch Attribute verwandter Götter, daher der erklärende Text der Bilderschriften bisweilen die Götterfiguren unrichtig deutet (Gallatin 338, 351). Clavigero und Ternaux beschreiben die äußere Darstellung der Hauptgötter ausführlich. Tezcatlipoca's Bild war aus glänzend schwarzem Stein gearbeitet. Vorzüglich bemerkenswerth erschienen an ihm die doppelten Augen, der Spiegel den er nebst 4 Pfeilen in der Rechten führte und die gemalte Rauchwolke vor seinem Ohre; die ersteren drückten seine Allgegenwart und Allwissenheit aus — Alles was in der Welt geschieht durchdringt er mit seinem Blick und sieht es in seinem Spiegel; die Pfeile bezeichneten seine Strafgerechtigkeit — er schickt Krankheiten Dürrung und Hungersnoth die sündigen Menschen zu züchtigen; aber er vergiebt auch dem reuigen Sünder, dessen Bitten um Verzeihung (sie werden durch die Rauchwolke vor dem Ohre dargestellt) sich an ihn wenden (Acosta V, 9, Sahagun III, 2, Herrera III, 2, 15, Gama II, 97). Er ist der Gott der Reue und Sündenvergebung, vertritt als höchster Gott zugleich das Princip der Sittlichkeit und giebt dadurch ein lebendiges Zeugniß für die Thatsache

daß den Mexicanern die wichtigsten Elemente wahrer Civilisation nicht fremd geblieben sind. Bei dem Feste des Tezcatlipoca im Monat Toxcatl wurde allgemeine Buße gethan und ein Sündenbekenntniß von allgemeiner Form abgelegt; die Uebelthäter zitterten, Entdeckung fürchtend, wenn der dem Gotte geweihte Jüngling welcher diesen vorstellte und zum Opfer bestimmt war, nach den 4 Himmelsgegenden gewendet, die Flöte blies: die Sklaven wurden bei dieser Gelegenheit mit Milde und Wohlwollen behandelt und ihnen alle Strafen erlassen die sie verwirkt hatten — so wollte es der Gott (Acosta V, 28, Torquemada X, 14, 8). Der große Haupttempel in Tezcuco (vielleicht der von Netzahualcoyotl erbaute?) war dem Tezcatlipoca geweiht, und an jedem Kreuzwege war in einer Laube für ihn ein Stuhl aufgestellt (Torq. III, 27, VI, 20).

Daß Quetzalcoatl ursprünglich Mensch war, ein Priester in Tula der unter den Tolteken als religiöser Reformator auftrat, von den Anhängern des Tezcatlipoca aber vertrieben wurde, haben wir schon früher gezeigt. Das Erstere ergiebt sich schon daraus daß er allein unter allen Göttern, trotz seiner hohen Stellung — er findet sich hier und da sogar als Weltschöpfer bezeichnet — als Mensch dargestellt wurde (Sahagun I, 5), wenn auch bisweilen mit einem Vogelkopfe um ihn als Gott der Luft dadurch kenntlich zu machen (Acosta V, 9, Kingsb. V, 135), und daß die Sage ihn als Menschen von einer Jungfrau auf übernatürliche Weise geboren werden läßt (ebend. 167, Torq. VI, 45). Sein Verschwinden an der Meeresküste in der Gegend von Coazacoalco scheint den Glauben an sein ewiges Fortleben und seine einstige Wiederkehr bei seinen Anhängern veranlaßt zu haben (Gomara 432), und vielleicht wurde er wegen eben dieses geheimnißvollen Entweichens zum Gotte der Luft erklärt. Die Schiffe der Spanier hielten die Mexicaner anfangs für die Tempel die der zurückkehrende Gott auf seinem Rücken trage und die Spanier selbst für seine Söhne (ebend. 313, 341, Cortes 25, Herrera II, 7, 6 u. A.). Als Reformator des Cultus wollte er daß nur Thiere und Früchte, keine Menschen geopfert würden — der Ursprung der Menschenopfer scheint demnach in sehr alte Zeit zurückzugehen —, und führte das Fasten und Blutziehen aus Zunge und Ohren als Cultushandlung ein, aus der Zunge, wie es heißt, um die Menschen der Lüge zu entwöhnen (Sahagun III, 3, Gomara 437, 432, 438); überhaupt suchte er überall Frieden und Eintracht

herzustellen und war von mildem liebreichem Wesen. Ferner wird ih[m] die Verbesserung der Jahresrechnung zugeschrieben, und die Kun[st] Steine zu schneiden und Gold und Silber in Formen zu gießen a[uf] ihn zurückgeführt (Torquemada VI, 24). Die Hauptorte sein[es] Cultus waren diejenigen welche den Quetzalcoatl zugleich als ihre[n] Gründer betrachteten, wie namentlich Cholula; sie zeichneten sich vo[r]züglich durch künstlerische und Handelsthätigkeit aus: er wurde do[rt] hauptsächlich als Gott des Handels verehrt (Acosta V, 9, Herrer[a] III, 2, 15). Cholula, das nach B. Diaz (77) über hundert, nac[h] Gomara (337) so viele Tempel hatte als Tage im Jahre sind, wa[r] der Mittelpunkt dieses Cultus und als solcher so berühmt, daß selbs[t] die Könige von Mexico öfters dahin wallfahrteten um dem Quetzalcoatl ihre Verehrung zu beweisen (Torq. II, 76). Sein größter Tempel, nach Gomara (448) der größte in Neu Spanien überhaupt, wa[r] aus Stein und Luftziegeln erbaut, weit über 40 Klafter hoch und hatt[e] mehr als ¼ legua im Umfang (Torq. III, 19). Nach der großen Fluth, erzählt die Sage, war in Cholula eine große Pyramide erbaut worden, der Zorn der Götter aber gegen die übermüthigen Sterblichen hatt[e] sie durch Blitz zerstört (Ritos 34, Spiegazione bei Kingsborough V, 172). Die Tempel des Quetzalcoatl wichen im Aeußeren von dene[n] anderer Götter dadurch ab, daß sie rund waren, d. h. sie hatten kein[e] terrassenartigen Absätze, sondern die Form eines abgestumpften Kegels den man in gewundenen Gängen erstieg, in Mexico selbst stand ein solcher dessen Eingang die Gestalt eines furchtbaren Schlangenrachen[s] hatte (Ritos 19, Torq. VIII, 11, Herrera II, 7, 17): Quetzalcoatl nämlich heißt „die schön gefiederte Schlange". Seine Priest[er] trugen, gleich ihm selbst und ebenfalls abweichend von den übrigen weiße Baumwollenkleider.

Tlaloc bezeichnete die Sage als den ältesten Gott des Lande[s]. Schon die Aculhuas sollen, als sie nach Mexico einwanderten, auf eine[m] Berge in der Gegend von Tezcuco die Statue dieses Gottes von weiße[m] Bimsstein vorgefunden haben (Torq. VI, 23). Er ist der Gott de[s] Wassers und daher der Fruchtbarkeit: in seiner Wohnung, dem ird[i]schen Paradiese auf dem Gipfel der Berge, hält er die Wolken zurü[ck] und läßt Dürrung auf der Erde entstehen oder läßt sie sich über die ergießen und sie befruchten (Sahagun I, 4, VI, 8, VII, 6). Da d[as] Wetter von den Bergen kommt, wo die Wassergötter ihren Sitz hab[en]

denn es wird häufig von ihnen auch in der Mehrzahl gesprochen —
te man von ihnen auch die Krankheiten her die man durch die Wit-
ng, vorzüglich durch Kälte verursacht glaubte: Opfer von Papier
Wein vor einem vom Priester gemachten Bilde des Gottes, das
ann enthauptete und mit sich nahm, wurden gebracht um Heilung
rlangen (ebend. I, 21). Außerdem mag auch die häufige Wassers-
welche Mexico zu leiden hatte, zu der hohen Verehrung beigetra-
haben welche Tlaloc dort genoß. Er hatte die Farbe des Wassers,
n und blau, und führte einen schlangenförmigen Blitz von Gold
rq. VI, 37). Als Gott der Fruchtbarkeit der Felder trug er eine
Kugel die mit vielen Sämereien besetzt war, und Quetzalcoatl hieß
Gott des Windes sein Gesandter. Bei den Tlascalteken vertrat die
verehrte Göttin Chalchihuitlycue oder Matlalcueye, die auch Tla-
Schwester genannt wird (Sahagun I, 11), seine Stelle (Torq.
23).

Daß Huitzilopochtli gleich Quetzalcoatl nur vergötterter Mensch
Anführer der nach Anahuac einwandernden Azteken ist, haben wir
n (p. 33) nachzuweisen gesucht. Er ist demnach einer der jüngsten
ter, drängte aber durch sein wachsendes Ansehen in späterer Zeit
übrigen stark zurück. Nur aus diesem Uebergewicht das er als Natio-
gott des herrschenden Stammes erlangte, ist es erklärlich daß man
als „Tag und Nacht, Erde und Wasser, Himmel und Erde" an-
n konnte (Tezozomoc I, 285); seinem Wesen nach war er nur
particulärer Gott, nämlich Gott des Krieges, denn er war es dem
Azteken ihre Eroberungen verdankten. Erst spätere Uebertreibung
er Verehrer hat ihn gleich Tezcatlipoca zu einem rein geistigen all-
senden Wesen machen wollen und ihm deshalb ebenfalls Spiegelau-
beigelegt; die Sage läßt vielmehr wie Quetzalcoatl als Menschen
oren werden von einem Weibe, das ihn auf übernatürliche Weise
fing (Sahagun III, 1, Torq. VI, 21, 37; über seine Attribute
seine äußere Darstellung überhaupt Sahagun I, 1, Acosta V,
* Als Anführer des Toltekenstammes der Mexitzin hieß er auch Me-
(Ixtlilx., Rel. 354, 401, Torq. III, 23), welchen Toribio Mo-
lia (Coleccion 67) wohl unrichtig mit Tezcatlipoca identificirt

* Das 1790 auf dem großen Platze von Mexico gefundene furchtbare stei-
: Idol von 9' Höhe und 5½' Breite (Humboldt, Vues pl. 29, Brantz
rer I, 108) stellt wahrscheinlich die Gefährtin des Huitzilopochtli, Teoya-
ui, dar (Gama I, 36).

hat. Der von Tezozomoc (II, 29) erwähnte Kriegsgott Maltetco ist wahrscheinlich nicht von ihm verschieden, dagegen war Paynal oder Painalton d. i. „schnell, plötzlich“ (Clavigero VI, 6) ein anderer Kriegsgott, den man anzurufen pflegte wenn man, wie bei Ueberfällen, in Bedrängniß gerieth und rascher Hülfe bedurfte (Torq. VI, 22).

Camaxtle war Hauptgottheit der Teochichimeken (Otomies) und insofern er durch sein Orakel ihnen auf der Wanderung den Weg wieß, dem Huitzilopochtli analog, doch schwerlich mit diesem oder gar mit Quetzalcoatl identisch, wie Torquemada (III, 9, X, 31) angiebt. Mit letzterem stand er nur insofern in Beziehung, als bei dem großen nur alle 4 Jahre gefeierten Feste das man in Tlascala und Huexocinco dem Camaxtle, in Cholula dem Quetzalcoatl gab, der erstere Gott durch Priester des andern mit dessen Kleidern bekleidet wurde und ebenso umgekehrt (Gomara 447 f.), womit vielleicht eine spätere Verschmelzung beider ursprünglich verschiedenen Götter angedeutet werden soll, obwohl der Unterschied blieb daß der eine Gott Menschenopfer erhielt, der andere nicht. Alle drei Städte sollten von Quetzalcoatl gegründet sein (Gomara 432); dieser scheint es nach seiner Vertreibung aus Tula demnach vorgezogen zu haben sich mit den alteinheimischen Göttern dieser Gegenden lieber in ein friedliches Verhältniß zu setzen als sie zu bekämpfen. Camaxtle nämlich — Herrera (II, 10, 31) nennt ihn Camaztleque — der außer den genannten Orten auch in Chalco, Tepeaca und Zacatula als höchster Gott verehrt wurde (Tezozomoc I, 91, 135, 352, Ritos 32), war identisch mit Mixcoatl (Gomara 334), dem einzigen Gotte der Chichimeken von dem sie ein Bild machten (Sahagun bei Kingsb. V, 371) und zwar ein menschliches mit Pfeilen in der Hand (so erzählt Torq. VI, 37 von Camaxtle), da ihm als Gott der Jagd Bogen und Pfeil heilig waren (ebend. VIII, 12). Nach Sahagun (X, 29, 13) wäre der Gott Taras, dem die Tarascos keine Menschen, sondern nur Thiere opferten, von Mixcoatl nicht verschieden. Letzterer hatte auch in Mexico selbst einen Tempel und es wurden ihm dort jährlich zwei Feste gefeiert.

Centeotl, „das Weib oder die Mutter der Sonne“, war die Göttin der Erde und des Maises, die Ceres der Mexicaner, und wurde hauptsächlich von den Totonaken verehrt, die ihr keine Menschenopfer, sondern nur kleine Thiere, Vögel Kaninchen u. dergl. darbrachten (Torq. VI, 25, VIII, 6); die Mexicaner dagegen vergossen dem Wesen

dieser milden Gottheit zuwider, auch bei ihrem Cultus Menschenblut (ebend. IX, 13). Der Widerspruch welchen Gama (II, 102 nota) in dieser Hinsicht bei Torquemada zu finden glaubte, ist nicht vorhanden, und schon Clavigero (VI, 5) hat dieß richtiger aufgefaßt.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich von selbst weshalb die mexicanische Götterlehre systemlos war und sein mußte, denn in Mexico wurden nicht allein ältere und neuere Götter verschiedener Toltekenstämme nebeneinander verehrt, sondern es waren zu ihnen auch noch die Götter stammfremder, aber altverbündeter und in den Staatsverband aufgenommener Völker hinzugetreten. Anders freilich verfuhr man mit den Göttern der in späterer Zeit eroberten Länder: sie wurden in einem besonderen Gefängniß in dem großen Tempel der Hauptstadt eingeschlossen gehalten (Sahagun II, Append.). Die zwölf oder wohl vielmehr dreizehn oberen Götter der Mexicaner bildeten jedenfalls kein geschlossenes eng verbundenes Ganze, und es ist daher von keinem großen Belang daß sich weder bei Sahagun (I, 13) noch bei Clavigero (VI, 2) oder anderwärts (vgl. Gallatin 349 f.) ihre Namen vollständig und bestimmt angegeben finden; am ersten würden sie sich wohl aus der Beschreibung der religiösen Feste (Sahagun II, Torq. X) ermitteln lassen, da sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen läßt daß jeder der oberen Götter besonders gefeiert wurde.

Ometeuctli und Omecihuatl, auch Citlalatonac und Citlalicue genannt, waren eine männliche und eine weibliche Gottheit, die über den elf Himmeln lebten und von dort die Welt regierten. Sie scheinen nicht der Götterwelt der alten Tolteken, sondern erst den späteren Chichimeken und Azteken anzugehören, da in den albernen und verworrenen Sagen welche sich an sie knüpfen (über die Entstehung von 1600 niedern Göttern, der Sonne und des Menschen) der Ort Chicomoztoc und als der erste Mensch Iztac Mixcoatl erwähnt werden (Torq. VI, 19, 41 ff., vgl. I, 12, Humboldt, Vues 317). Von Tezozomoc (I, 337) wird Ometeuctli als Gott der Kaufleute bezeichnet. Verschieden von Omecihuatl scheint Teteoynnan oder Toci, die Mutter aller Götter, und Cihuacohuatl, „das Weib-Schlange", die Mutter des Menschengeschlechts, gewesen zu sein (Torq. VI, 31, Sahagun I, 6). Wenn von einer Mutter der Götter die Rede ist, so verträgt sich dieß freilich schlecht damit daß man sich Tezcatlipoca überhaupt ungeschaffen dachte, aber solche Widersprüche können da nicht befremden wo die ein-

zelnen Städte verschiedene Sagen über die Schöpfung der Welt u
des Menschen hatten (Torquemada a. a. O., die der Misteken l
Garcia V, 4), wo die Namen der Götter wie ihre Idole und Tem
und viele Einzelheiten des Cultus von Ort zu Ort bisweilen versch
den waren (Gomara 445 ff., B. Diaz 92), und Alles darauf hinwi
daß das was wir mit einem Worte als das Religionswesen der Me
caner zu bezeichnen uns gewöhnt haben, aus einem Zusammenfluß vo
Elementen entsprungen ist die sowohl zeitlich als auch national au
weit verschiedenen Quellen stammen.

Aus der Menge der mexicanischen Götter, die Gomara (444) i
runder Summe auf 2000 angiebt, heben wir nur hervor: Xiuh
teuctli, den Gott des Feuers, und Yiacateuctli, den Gott de
Kaufleute, als dessen Symbol letztere die Stöcke ansahen welche si
auf Reisen führten; diese banden sie Abends zusammen und brach-
ten ihnen Opfer dar (Sahagun IX, 5 f., Torq. VI, 28). Oma-
catl wurde bei Gastmälern und Hochzeiten aus dem Tempel geholt
und aufgestellt, außer ihm aber gab es noch 400 Götter des Weines
und der Trunkenheit, aus deren Gegenwart man sich das so äußerst
mannigfaltige und verschiedenartige Gebaren der Berauschten erklärte
(Torq. VI, 29, X, 5, Gama II, 92). Tlazolteotl war die Göttin
der Fleischeslust und Unzucht (Sahagun I, 12); von Phallusdienst
findet sich indessen, wie Humboldt (Ans. der C. II, 66) bemerkt, bei
den Mexicanern keine Spur. Gleich den Kaufleuten hatten die Gold-
arbeiter Steinschneider Mattenflechter Jäger und Fischer ihre eigenen
Götter; jede Kunst, jedes Handwerk, jedes Geschäft überhaupt, wie
Essen und Trinken, Heilen und Zaubern stand unter einem besonderen
Schutzherren. Der Unterwelt, Mictlan, im Innern der Erde gelegen,
gebot Mictlanteuctli, dessen Tempel Tlalxicco „der Nabel der Erde"
hieß (Torq. VIII, 12), und sein Weib Mictlancihuatl; Tezo-
zomoc (II, 219) nennt ihn Huecmac. Unter den Sternen wurde be-
sonders die Venus* verehrt, welche Einigen für älter als die Sonne
galt und selbst Menschenopfer erhielt (Kingsb. V, 140, Sahagun
II, Append.). Man schrieb ihr vorzüglich großen Einfluß auf die

* Sie hieß nach Humboldt (Vues 283) „der Stern der raucht". Da
sich indessen bei Kingsborough (V, 155) das Ereigniß „daß ein Stern
rauchte" vielmehr als etwas Außergewöhnliches mit Erdbeben zusammen ange-
führt findet, ist es wohl richtiger darunter mit Sahagun (VII, 4) vielmehr
Kometen zu verstehen, worauf auch der Ausdruck selbst unmittelbar hinweist.

Schicksale der Menschen zu (Gomara 446). Auch den Kalenderzeichen standen besondere Götter vor und mehrere derselben die für besonders wichtig und glücklich galten, hatten ihre eigenen Tempel (Torq. VIII, 13, Gama II, 104, 107 f.). Es gab ferner Laren und Penaten, welche Tepictoton hießen: bei einigen Völkern hatten die Herrscher deren sechs in ihrer Wohnung, der Adel vier, die gemeinen Leute zwei (Torq. VI, 34). Auch der Thiercultus der Mexicaner soll sehr ausgedehnt gewesen sein und sich bis auf den Frosch als Gott des Fischfanges, auf Schmetterlinge und Ungeziefer erstreckt haben (Ritos 21, Gomara 444, Torq. VI, 16). Ein Grab das ein unbekanntes Thier enthielt, hat man 1790 in Mexico mit dem Kalenderstein zugleich gefunden (Gama I, 12). Die Schlange welche auf mexicanischen Monumenten häufig vorkommt* und deren Verehrung namentlich B. Diaz (158) erwähnt, ist vermuthlich nur Symbol des Gottes Quetzalcoatl. Der Cultus des Kreuzes den die Christen mit Verwunderung bei den Mexicanern fanden — ein solches von Holz war z. B. auf der großen alten Tempelpyramide von Cholula aufgepflanzt (Echevarria I, 20) — galt dem Gotte des Regens und der Fruchtbarkeit (Tlaloc?): das Kreuz selbst nannte man deshalb „den Baum der Nahrung oder des Lebens“ (Ixtlilxochitl I, 5, II, 204).

Da Alles was in der Welt geschah nach dem Glauben der Mexicaner unter der Obhut gewisser Götter stand, unterschieden sie natürlicher Weise gute und böse Gottheiten: die Gesandten von Tlascala richteten nach Chimalpain an Cortes die Worte: „wenn du ein grausamer Gott bist, so trinke das Blut dieser Sklaven; bist du ein guter Gott, so nimm diese Federn und diesen Weihrauch“ (Ixtlilx. II, 139 note), und B. Diaz (54, 58), selbst einer der Conquistadoren, bemerkt naiv, die Mexicaner welche die Spanier als teules (Götter) bezeichneten, hätten unter diesen vorzugsweise böse Geister (cosas malas como demonios) verstanden. Für das böse Princip hatten sie zwar den besonderen Namen Tlacatecolototl** „vernünftige Eule,“ doch scheint der Gegensatz zwischen dem guten und bösen Princip in ihrer Religion keine hervorragende Stelle eingenommen zu haben.

* Dieß ist das Einzige was sich auf Phallusdienst deuten lassen würde, da unter den 20 verschiedenen Zeichen welche den einzelnen Körpertheilen entsprechen (cod. Vatic. 3738 und Erkl. bei Kingsb. V, 197 zu Tafel 75), die Schlange das Symbol des Zeugungsgliedes ist.

** In einer von Kendall (II, 418) erzählten Sage spielt dieses Wesen eine große Rolle als Berggeist des Cofre de Perote.



übertrafen durch phantastische Ungeheuerlichkeit der Com
les was unsere Phantasie zu schaffen vermag (S. Borg
Kingsb. III). Die großen Götzenbilder waren bisweilen a
auf der hinteren Seite den Orakel gebenden Priester in s
men (Davila Pad. I, 24). In der Hauptstadt giebt Solis
Anzahl der Tempel (teocalli d. i. Gotteshaus) gegen 20
dieß aber auch übertrieben sein, so war sie doch jedenfa
dentlich groß denn in einem nicht weiter bekannten Ort
Häusern, in Izcuzan, sollen nach Gomara (373) deren
standen haben; auch an den Ufern der Flüsse, auf Berge
und in den Feldern waren Tempel und Kapellen erbaut (To

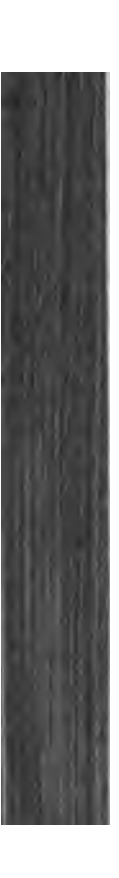
Die gewöhnliche Anlage der Tempel war die, daß inn
Tempelhofes, dessen 4 Thore nach den Himmelsgegenden
ren und gewöhnlich auf die Hauptstraßen der Stadt mü
Anzahl abgestumpfter Stufen-Pyramiden stand, welche mi
nach Westen gerichtet, auf der Ostseite je nach ihrer Grö
zwei Kapellen von mehreren Stockwerken trugen. Diese K
Thürme waren nur dem Oberpriester zugänglich, da sie d
Altäre enthielten, vor welchen letzteren gewöhnlich in ei
nen Becken ein ewiges Feuer brannte (Ritos 33, Anony
musio III, 307, Torq. VIII, 9).

Der große Tempel in Mexico selbst hatte im Wesentli
Einrichtung. Er findet sich abgebildet bei Ramusio (a.

ter im Gevierte (Hernandez) und war mit einer 8′ hohen Mauer umgeben, welche nischenförmige Bastionen trug und die Schlangen-Mauer hieß, weil sie mit Schlangen in Reliefarbeit verziert war (Acosta V, 13). Dem Haupteingang im Westen gegenüber befand sich die große Schädelpyramide* auf einer Plattform zu welcher 30 Stufen führten; sie bestand aus einem großen Gerüst von Stangen mit vielen Tausenden von Schädeln geopferter Menschen (Andr. de Tapia will deren 136000 gerechnet haben), und zu beiden Seiten desselben waren kleine Thürme angebracht, in deren Wänden man ebenfalls Schädel eingemauert sah (Acosta ebend., Gomara 350; etwas abweichende Angaben macht Vetancurt II, 3, 32). Die Schädel der Geopferten pflegten auch sonst zusammengereiht und neben den Tempeln aufgestellt zu werden (Ritos 29). Jedes seiner vier Thore war befestigt, oben mit einem Waffenmagazine versehen und mit einem Götterbilde geschmückt; die Garnison des Tempels betrug in Kriegszeiten 10000 Mann (Anonymus bei Ram. III, 309, Gomara, Acosta). An der inneren Seite der Mauer standen, den ganzen Hof umgebend die kleinen Häuser, in denen der Adel und die Beamten alle 20 Tage ihre viertägigen Fasten und Nachtwachen abhielten (Hernandez). In dem Hofe, der ganz mit glatten Steinplatten gepflastert war, so daß die Pferde leicht darauf stürzten (B. Diaz 130), befanden sich 78 verschiedene Bauwerke, darunter über 20, nach Anderen sogar über 40 Tempelpyramiden. Die größte derselben von fünf Absätzen hatte unten eine Seitenlänge von 360′ oben von 70′, und es führte nur an der Nordwestecke eine Treppe von 113 Stufen so hinauf,** daß man auf jedem der vier unteren Absätze die Pyramide erst ganz umkreisen mußte ehe man den folgenden ersteigen konnte. Oben waren zwei Kapellen von drei Stockwerken erbaut, die neben Kriegsbedarf und Waffen (Ixtlilx., Hist. I, 259) je einen 5 Palmen hohen Altar mit einem großen Götzenbild enthielten, vor dem auf einem Opfersteine außerhalb der Kapelle geopfert wurde. Der Tempel selbst war dem Huitzilopochtli und dem Tlacahuepancuexcotzin, d. i. Tlaloc, geweiht, deren Bilder dort aufgestellt waren (Hernan-

* Merkwürdiger Weise sagt Hernandez gar nichts von dieser Schädelpyramide am Eingang des Tempels, sondern erwähnt nur innerhalb der großen Tempelmauer mehrere ähnliche Schädelstätten, die jedoch von weit geringerem Umfange waren.

** Andere Tempel hatten Treppen auf mehreren Seiten (Gomara 349).



wir nur einige heraus. Dem Haupttempel zunächst stan
Wassergötter (Tlaloques); auch Quetzalcoatl, Mixcoatl
zincatl, der Gott der Matlazincas, hatten dort besonder
Tezcatlipoca gehörte das „Haus der Spiegel," dessen Wä
Spiegeln bestanden; eine andere Pyramide war dem H
der eine andere den Großen des Reiches zur Verrichtung
dienstes bestimmt. Ferner lagen dort die Priesterwohnu
ziehungshäuser für die Jugend, über 400 Säle (nach Ixt
da das gesammte hier wohnende Dienstpersonal der
5000 Menschen betrug, für welche große Vorräthe von
und Holz aufgespeichert werden mußten; was davon ü
hielten Arme und Kranke, für die es besondere Hospitäle
VIII, 20). Cortes (33) beschreibt dort ein vorzüglich
bäude dessen Zimmer Säle und Corridore mit Stukat
ziert waren; es hatte 40 kleine Thürme welche dem hoh
Begräbniß dienten (vgl. Gomara 349). Waffenmaga
voll Magueydornen die zum Blutziehen gedient hatten, s
bewahrung abgezogener Menschenhäute, ein anderes z
fremder Gäste des Königes, ein Haus zum Ballspiel, ei
Unterricht auf musikalischen Instrumenten fanden sich d
Quellen und Teichen zum Baden fehlte es nicht, in der
diejenigen wuschen welche Buße gethan hatten, und auf
Platze stand ein großer runder Stein über 1 vara hoch,
um mit Laubwerk in Relief geziert und durchbohrt wie

wurde er frei und erhielt all sein Eigenthum zurück (Ternaux, Recueil de pièces rel. à la conq. du Mex. 1838 p. 61 f., Clavigero VI, 19). Nach der gewöhnlichen Auffassung wurde dieser Kampf nur als Auszeichnung der Tapferkeit einem Gefangenen gestattet, nach Sahagun (II, 20 f.) gehörte er bei einigen Festen namentlich als Schlußfeierlichkeit (Torq. X, 10) vielmehr zum Ritus, wurde aber von dem dazu Erkorenen bisweilen zurückgewiesen.

In Mechoacan wo Tucapacha als Hauptgottheit verehrt wurde, scheinen Tempel Cultus und Mythologie denen von Mexico sehr ähnlich gewesen sein (N. de Guzman bei Ramusio III, 336, Herrera III, 3, 10). Von den Misteken und Zapoteken, bei denen die Priester fast eine unbeschränkte Gewalt hatten, gilt dieß in geringerem Grade: die ersteren benannten das Feuer und die Gottheit mit demselben Worte (ñuhu, Brasseur III, 17 ff. nach Burgoa), doch verehrten sie in den heiligen Höhlen wo sie ihren Cultus ausübten auch andere Götter, wie z. B. den des Wassers unter dem Bild einer Säule (Davila Pad. II, 90).

Die Priester, über deren Abstufungen und Amtsverrichtungen Sahagun II, Append.) und Torquemada (IX, 3 ff.) ausführlich gehandelt haben, bildeten in Mexico eine sehr zahlreiche Körperschaft die von großem Einfluß selbst auf die Staatsgeschäfte war: kein Krieg wurde ohne ihre Zustimmung unternommen. Ihr Ansehn war so groß daß auch Mitglieder der königlichen Familie häufig in den Priesterstand eintraten; die gelehrtesten und gebildetsten Männer zählten zu ihnen. Nach Torquemada standen unter dem Oberpriester (Teotecuctli), dessen Abzeichen eine baumwollene Quaste auf der Brust war, zunächst die Hueyteupixques und unter diesen die Teupixques; Sahagun (III, Append. c. 9) dagegen berichtet daß es zwei an Rang einander gleiche Oberpriester gab, deren einer dem Huitzilopochtli diente, der andere dem Tlaloc, daß diese beiden vom König und Adel nur nach Verdienst und Würdigkeit frei gewählt wurden aus allen denen welche die drei niederen Priestergrade bereits durchlaufen hatten, und den Namen Quequetzalcoa (Quetzalcoatl?) führten. Letzteres ist schwerlich richtig, obwohl es allerdings gewöhnlich war daß die Oberpriester großentheils nach den Göttern benannt wurden denen sie dienten (Sahagun bei Kingsb. V, 386) und bei manchen Gelegenheiten sogar in der Kleidung und dem Schmucke dieser Götter selbst erschienen

(Tezozomoc I, 386). Acosta (V, 14) und nach ihm Herrera (II 2, 15) erzählen daß der Priester des Huitzilopochtli stets einer bestimmten Familie angehört und seine Würde von seinem Vorgänger ererbt habe, die Priester der anderen Götter aber durch Wahl bestellt worden seien. Neben ihnen gab es (nach Clavigero VI, 16) auch Priesterinnen und eine große Menge anderer Tempeldiener und Beamten, Schatzmeister, Lehrer verschiedener Art u. s. f. (Torq. IX, 6, 10 ff.).

Wie die Tempelgebäude, so machten auch die Priester auf die Spanier durch ihr Aeußeres einen höchst widrigen Eindruck: jene waren dick mit Blut beschmiert, von Rauch geschwärzt und voll ekelhaften Leichengeruches, diese trugen langes verwirrtes Haar, das weder gekämmt noch geschnitten werden durfte, lange Nägel, färbten sich alle Morgen schwarz und rieben sich mit Ocker ein, den sie indessen später wieder abwuschen (B. Diaz 67, Oviedo XXXIII, 49, Torq. IX 28), daher sie in der Bilderschrift stets an ihrer grau-schwarzen Farbe kenntlich sind. Die Salbe mit der sie sich den Kopf bestrichen, schützte sie, wie man glaubte, gegen alle Gefahr; sie diente auch als Arzneimittel und wurde den Göttern als Speise vorgesetzt (Acosta V, 26, vgl. Torq. IX, 7, Clavigero VI, 14). Ueber einem weißen Kleide trugen sie einen Mantel der auf der rechten Schulter befestigt war (Gomara 443; über das Priesterwesen bei den Totonaken und Mixteken vgl. auch Torq. IX, 7 u. 28).

Die Priester hatten die Opfer darzubringen, zu verschiedenen Zeiten des Tages und der Nacht zu räuchern und Musik zu machen, die Tempel reinigen zu lassen und zu schmücken und vor Allem die Sterne zu beobachten (Tezozomoc II, 189); sie trieben die Wahrsagekunst, stellten die Nativität und sorgten für den Kalender, waren Lehrer der Jugend, malten und bewahrten die Bilderschriften religiösen Inhaltes in deren Verständniß sie allein eingeweiht waren (bildliche Darstellung ihrer Geschäfte im cod. Mendoza pl. 64). Manche derselben blieben ehelos und durften keinen Umgang mit Weibern haben; alle waren von ernstem und strengem Benehmen und lebten äußerst mäßig und enthaltsam (Gomara, Oviedo a. a. OO., Torq. IX, 5). Das Blutziehen, namentlich aus den Ohren und Lippen, der Zunge und den Geschlechtstheilen, welches durch Magueystacheln oder Rohrstücke geschah die man durch Haut und Fleisch stieß, wurde von den jungen Priestern besonders weit getrieben (Ritos 28), und hatte die Bedeu-

tung einer Buße und Peinigung an dem Körpertheil mit welchem gesündigt worden war oder welcher einer solchen Ascetik am meisten zu bedürfen schien (Herrera II, 6, 16). Die harten achtzigtägigen Fasten der Priester bei etwas Salz Maisbrod und Wasser, welche alljährlich wiederkehrten, werden als höchst anstrengend beschrieben; ähnliche Fasten mit vielen Nachtwachen verbunden traten vor hohen Festen ein; nur im Sitzen wenige Stunden zu schlafen war alsdann gestattet, und wer der Regel zuwider einschlief, wurde mit Magueystacheln gestochen (Ritos 28, 32, Sahagun II, Append.).

Räucherungen mit Copal gingen allen Cultushandlungen voraus; sie geschahen regelmäßig beim Auf- und Untergang der Sonne, um Mittag und Mitternacht, und wurden stets mit Pfeifen und Muschelhörnern signalisirt (Acosta V, 14, Torq. IX, 34 vgl. Gama II, 120). B. Diaz (90) erwähnt unter den Musikinstrumenten im Tempel eine große Trommel, die man über 2 leguas weit hörte und bei Ramirez findet sich außer einer solchen die mit 4 Metallplatten versehen, 4 verschiedene Töne gab, ein der Klarinette ähnliches Instrument abgebildet; indessen war sowohl die Musik beim Cultus, zu dem sie wesentlich gehörte, als auch die Tafelmusik Montezumas nur schlecht, und der Gesang, der allerdings nicht fehlte (wie Gomara 342 und Herrera II, 7, 7 angeben), bewegte sich stets nur im Unisono (Torquemada II, 88). Manche heiligen Handlungen, besonders das Räuchern, wurden nach den vier Himmelsgegenden hin verrichtet (Acosta V, 28, Sahagun II, Append.). Der Betende, welcher nicht eine knieende, sondern eine kauernde Stellung annahm (Torq. VI, 46), wendete sich wie der Opfernde nach Osten, daher die Zugänge zu den Tempeln gewöhnlich, obwohl nicht allgemein, auf der Westseite lagen (Gomara 349). Vor dem Genuß von Speise und Trank wurde immer etwas davon auf den Rand des Herdes oder Hausaltares niedergelegt. Speise brachte man vorzüglich den Hausgöttern dar. Ferner wurden Thiere geopfert, besonders viele Wachteln und andere Vögel, Kleider, Mais und Maiskuchen, Bohnen, Blumen (Gomara 444, Sahagun II, Append.), Wein von Maguey oder Mais, die Erstlinge des Getreides, sobald es aufgegangen war, wenn es die Frucht ansetzte und bei der Ernte (Torq. VII, 9 f., VIII, 21), Ulli-Harz das man auf Papier tröpfte, und Copal (Ritos 26). Die Chichimeken welche weder Idole noch Tempel noch Priester hatten, sollen nur un-

blutige Opfer gekannt haben die in Blumen und Früchten bestanden. Die Azteken, bei denen Fasten und schmerzhaftes Blutlassen theils als Büßung theils zur Vorbereitung auf religiöse Feste sehr häufig und allgemein waren, boten auch das Blut das sie sich selbst entzogen auf Papier gestrichen ihren Göttern dar, oder besprengten diese damit (Ritos 23, Gomara 446), oder rieben es sich selbst an die Schläfe und hingen die Stacheln mit denen sie sich gestochen hatten im Hof des Tempels auf (Acosta V, 17). Den Tempel zu kehren, das heilige Feuer zu unterhalten, Fasten und Nachtwachen, Enthaltsamkeit und Selbstpeinigung waren nächst den Opfern die gewöhnlichsten gottesdienstlichen Handlungen. Wer von Krankheit genaß, ließ den Gott der ihm geholfen auf Papier malen, verbrannte dieses und begrub dessen Asche im Hofe. Auch Gelübde um die Erfüllung einer an die Götter gerichteten Bitte zu erlangen, waren häufig (Sahagun II App.). Ihr höchster Schwur, dem man stets Glauben schenkte, bestand in den Worten: „Sieht mich nicht unser Gott?", und sowohl bei diesen Worten wie beim Herausgehen aus ihrem Hause und in der Nähe heiliger Orte „aßen sie Erde," d. h. sie berührten diese und führten die Hand dann zum Munde (ebend., Torq. XIII, 27); auch bezeigten sie den Göttern ihre Demuth indem sie sich Erde auf den Kopf legten (Acosta V, 24). Zu feierlicher Betheuerung bedienten sie sich bisweilen auch der Worte: „beim Leben der Sonne und unserer Herrin der Erde" (Sahagun).

Daß die Mexicaner ein tief religiöses Volk waren und in ihrem Gottesdienst, so Schweres er auch oft von ihnen forderte, große Gewissenhaftigkeit und Hingebung bewiesen, ist nach dem Vorstehenden unbestreitbar, und schon Cortes (10) hat es anerkannt. Außer den Priestern, insbesondere den mit der Aufzeichnung der Geschichte beschäftigten der Centeotl (Torq. IX, 8), gab es auch gewisse religiöse Orden deren Mitglieder sich durch ein streng mönchisch ascetisches Leben auszeichneten. Sie wohnten in einer Art von Kloster zusammen; manche dieser Religiosen lebten in Armuth und Keuschheit und durften sich erbetteln was sie brauchten (Acosta V, 16); in Teohuacan gab es vier Asceten, welche vier Jahre lang vorzüglich schwere religiöse Uebungen machten, dafür aber auch als Heilige und Vertraute der Götter in ganz besonderem Ansehn standen und gleich Orakeln befragt wurden (Torq. IX, 9). Ferner hatte man einen dem Tezcat

lipoca geweihten Orden für Jünglinge und Mädchen, einen anderen von noch größerer Strenge der dem Quetzalcoatl heilig war, ebenfalls für beide Geschlechter, und schon in den ersten Lebensjahren pflegten die Eltern ihre Kinder zum Eintritt in denselben zu bestimmen (ebend. 30 f.). Manche dieser Asceten und Büßer steckten sich täglich mehrere Rohrstücke durch die Wunden die sie sich geschlagen hatten und sollen es bisweilen bis auf 60 gebracht haben, was natürlich für äußerst verdienstlich galt (Clavigero VI, 22). Indessen pflegte man sich einem solchen Leben und (nach Clavigero VI, 16) zum Theil selbst dem Priesteramte nicht für immer, sondern nur auf eine bestimmte Zeit zu widmen. So blieben auch die Mädchen in den für sie bestimmten Häusern beim Tempel, wo sie zwei weibliche Idole, Göttinnen der Ehe, verehrten (B. Diaz 92) meist nur bis zu ihrer Verheirathung (Sahagun II, App.), oft auch nur ein oder zwei Jahre lang. Sie widmeten sich während dieser Zeit dem Tempeldienst und führten ein strenges Leben, was sowohl für ehrenvoll als auch für glückbringend galt (Ritos 29). Die niederen Dienste, Brod backen u. dergl. scheinen sie nicht verrichtet zu haben (Vetancurt II, 3, 35); Spinnen und Weben waren nächst religiösen Handlungen ihre Hauptaufgabe (Gomara 438); sie standen unter strenger weiblicher Aufsicht und Unkeuschheit wurde an ihnen sogar mit dem Tode bestraft, nur an hohen Festen erhielten sie Fleischkost (Torq. IX, 14), mußten Nachts aufstehen um Gebete Büßungen und andern Tempeldienst zu verrichten, und fasteten jeden vierten Tag bei Wasser und Brod (Tezozomoc I, 392, Garcia IV, 19, 4). Nach Herrera (III, 2, 15) mußten die Tempeljungfrauen einem bestimmten Stadtviertel angehören; ihre Anzahl betrug ungefähr 40 (Tezozomoc) und sie waren ganz weiß gekleidet.

Die religiösen Feste der Mexicaner und ihre ausführliche Beschreibung (bei Sahagun II, Torq. X, 10 ff., Brasseur III, 502 ff., vgl. die bildliche Darstellung des cod. Vatic. 3738 und Tellerianus) sind fast durchgängig nur wenig lehrreich, da die Bedeutung der einzelnen Cultushandlungen die dabei vorgenommen wurden, für uns meist völlig dunkel ist. Wir beschränken uns daher in dieser Hinsicht auf wenige Bemerkungen.

Einer der hervorstechendsten Züge, der nur dem letzten Feste im Jahre fehlte (Clavigero VI, 35), und selbst diesem nicht wenn es

ein Schaltjahr war (Torq. X, 30), waren die Menschenopfer. Bestimmte Spuren derselben fanden die Spanier zuerst auf der Insel Sacrificios, wo neben einem männlichen Idole das Bild eines Löwen stand der mit einem Kanale für das abfließende Opferblut durchbohrt war (P. Martyr 337), dann an jener ganzen Küste (Cortes 10). Minder ausgebreitet waren sie bei den Totonaken (S. ob. p. 144 und Prescott I, 308). Die Misteken brachten Menschenopfer nur bei vorzüglich wichtigen Gelegenheiten (Brasseur III, 17 ff. nach Burgoa); daß sie in Mechoacan ebenso üblich waren wie in Mexico und daß dort namentlich beim Tode des Herrschers Freie und Sklaven, besonders aber Weiber geopfert wurden, ist hinreichend beglaubigt (N. de Guzman bei Ramusio III, 332, Gomara 437, gegen Clavigero II, 13). In Tezcuco scheinen sie seltener gewesen zu sein als in Mexico selbst; der dortige König Nezahualcoyotl verabscheute sie, vermochte sie jedoch nicht abzuschaffen, sondern nur auf die Sklaven und Kriegsgefangenen zu beschränken (Ixtlilx., Hist. I, 323, 353, Torquemada II, 56). Da die letzteren ohnehin ganz vorzugsweise von ihnen betroffen wurden, — nach Herrera (II, 7, 12) wären sie nebst verurtheilten Verbrechern die einzigen Opfer gewesen — konnte Montezuma sie gegen Cortes mit den Worten entschuldigen: „wir haben das Recht unsere Feinde im Kriege zu tödten wie ihr es auch thut, warum ist es also Unrecht, wenn wir die ohnehin zum Tode Verurtheilten zu Ehren unserer Götter tödten?" (Clavigero, Append. VIII). Daß sie ein wesentliches Mittel gewesen seien um sich gefährlicher Feinde zu entledigen oder gar eine politische Nothwendigkeit (Br. Mayer I, 106, 112) ist entschieden unrichtig; dagegen haben sie in älterer Zeit sehr erfolgreich dazu gedient Feinde in Schrecken zu setzen (Torq. II, 10 vgl. oben p. 45). Der letzte Grund derselben liegt aber wahrscheinlich darin daß man glaubte das Herz der Menschen als Sitz des Lebens und hauptsächlich das Blut sei den Göttern eine angenehme Speise, und da die Mexicaner selbst sich nicht scheuten ihr Leben den Göttern darzubieten wenn diese es verlangten (Ternaux, Recueil de pièces rel. à la conq. du Mex. p. 85 f., Davila Pad. I, 25) — auch um tiefer Ehrenkränkung oder Pflichtverletzung zu entgehen, haben manche ihrem Leben freiwillig ein Ende gemacht (Beispiel bei Clavigero III, 15, IV, 13) —, brachten sie um so bereitwilliger ihre und ihrer Götter Feinde diesen zum Opfer dar.

Gewiß unrichtig ist daß die Menschenopfer erst in dem Kriege Montezuma's I. gegen Chalco ihren Anfang genommen hätten (Kingsborough V, 151; Herrera III, 2, 13 vgl. ebend. 11 widerspricht sich selbst in dieser Hinsicht ebenso wie Tezozomoc I, 151 vgl. 191). In ältere Zeit und noch vor die Gründung der Hauptstadt Tenochtitlan im Jahre 1325 setzen Acosta (VII, 5) und Torquemada (II, 2, VII, 17) ihren Ursprung; ein noch höheres Alterthum schreibt ihnen Gallatin (142) zu. Da eine Sage (bei Torq. VI, 41 ff.) ihre erste Einrichtung auf die Götter selbst zurückführt und von Quetzalcoatl behauptet daß er sie abgeschafft habe (S. oben 141), so mag es zwar sein daß die Azteken bei ihrer Einwanderung nach Mexico sie erst in diesem Lande einführten (Torquemada nach Fr. A. de Olmos), aber die wahrscheinlichste Ansicht ist die Brasseur's (I, 187), daß sie von ihnen nur erneuert wurden, ihr Ursprung aber in der ältesten, jedenfalls in vorhistorischer Zeit zu suchen ist. Bei keinem der mexicanischen Völker früherer oder späterer Zeit scheint auch nur annähernd eine so große und mit dem Fortgange der Eroberungen noch wachsende Ausbreitung derselben vorgekommen zu sein wie bei den Azteken, und hauptsächlich aus diesem Grunde werden wir schwerlich irre gehen wenn wir annehmen daß die letzteren die toltekische Cultur die sie in sich aufgenommen hatten, nicht fortgebildet, sondern vielmehr nur einem raschen Verfalle entgegengeführt haben.

Die Anzahl der Menschenopfer welche im ganzen mexicanischen Reiche in letzter Zeit alljährlich fielen, hat der Bischoff Zumarraga auf 20000 geschätzt (Torq. VII, 21); in der Hauptstadt selbst und den Orten welche an den Seen lagen, belief sie sich nach Angabe der Mönche auf mehr als 2500 (B. Diaz 309). Nach Oviedo (XXXIII, 45) hätte Montezuma jährlich über 5000 Menschen den Göttern schlachten lassen; bei dem großen Feste des Camaxtle in Tlascala fanden 800 solche Opfer statt (Ritos 31) und der zweite Monat des Jahres Tlacaxipehualiztli war wegen der vielen Menschenopfer die dem Gotte der Silberarbeiter, Xipe, gebracht wurden, von der Schlaflosigkeit der Menschen benannt (Torq. X, 34). Eine mehrjährige Dürrung die einen Theil der Bevölkerung nach Nicaragua auszuwandern genöthigt hatte, führte zu vermehrten Opfern dieser Art für Tlaloc (Gomara 445); die Einweihung des Haupttempels von Mexico (19. Febr. 1487 nach Gama) durch Ahuitzotl, welcher nebst den



stimmten kleineren Anzahl derselben. Die Uebertreibunge
Theil in den vorstehenden Angaben liegen auf ihr rechte
rückzuführen, fehlt es uns an hinreichend beglaubigten
auf die wir uns stützen könnten; nur im Allgemeinen lä
daß die kleinsten der angeführten Zahlen die meiste Wah
für sich haben.

Das gewöhnliche Verfahren bestand darin, daß das L
in der Mitte etwas gewölbten Opferstein gelegt und
stern am Kopf, den Armen und Beinen gehalten wurde,
Oberpriester (Papa, Topiltzin), der dabei stets den Name
führte (Clavigero) die Brust rasch aufschnitt und das
riß; dieses wurde meist der Sonne, bei gewissen Geleg
Monde (Acosta V, 29) dargereicht, damit die Schwell
berührt und die Lippen des Idoles gerieben, oder man
in ein Becken, das am Altare stand; die alten Priester d
zehren oder es wurde verbrannt und die Asche desselben
(Ritos 24, Gomara 446, Acosta V, 20, Sahagun I
VII, 19, Clavigero VI, 18). Die dabei thätigen Priest
Gesicht und Hände geschwärzt und stürzten die Leiche die
hinab unter die Menge, die zu beiden Seiten des Tempel
gewendet stand, Männer und Weiber getrennt, und m
schäftigt (Herrera II, 7, 17) des Festmahles harrte das
der geopferten Kriegsgefangenen zu geben pflegte. War d
Sklave eines Privatmannes, so wurde es nicht hinabge

pel aufgehängt oder einem angesehenen Manne umgelegt wurde der in dieser Kleidung tanzte (Gomara 444, Ritos 24), war nur bei gewissen Festen, doch schon in früher Zeit gebräuchlich (Torq. VII, 18, 20). Der Gott Xipetotec (Xipe? vgl. Torq. X, 11), der gewisse Krankheiten schickte und vorzugsweise auf diese Art gefeiert wurde, war selbst mit einer Menschenhaut bekleidet (Sahagun I, 18). Außer dem Schlachten des Opfers kamen bei besonderen Gelegenheiten auch andere Todesarten vor: Ertränken, Lebendigschinden, Verbrennen, Verhungernlassen (Ritos 25, Torq. X, 10 f., 30). Beim Feste des Xiuhteuctli wurden Sklaven ins Feuer geworfen und wenn sie halb verbrannt waren, wieder herausgezogen und geschlachtet (Sahagun II, 10, 29, Torq. X, 22). Kinder wurden bei mehreren Gelegenheiten und, wie es scheint, immer dem Tlaloc geopfert: ein Knabe und ein Mädchen aus edlem Geschlechte wurden ins Wasser versenkt, wenn die Saat aufging; war sie größer geworden, so mußten vier Kinder den Hungertod in einer Höhle sterben (Torq. VII, 21, X, 10, 12). Verkauf von Kindern zum Zwecke des Opfers soll häufig gewesen sein (Herrera II, 6, 16).

Befremdend ist es daß bei vielen Festen nicht bloß, wie erwähnt, der Opferpriester, sondern auch das Opfer selbst die Kleidung des Gottes trug und diesen vorstellte: die Priester erhielten alljährlich einen Sklaven um ihn als lebendiges Bild ihres Gottes aufzuputzen umherzuführen und verehren zu lassen, ehe sie ihn opferten (Gomara 444, Acosta V, 21, 29). Namentlich geschah dieß mit dem jungen Menschen der für das Fest des Tezcatlipoca bestimmt war: man unterrichtete ihn sorgfältig darüber wie er sich zu benehmen habe, lehrte ihn das Flötenspiel und gab ihm 20 Tage vor seinem Tode vier junge Mädchen zur Gesellschaft. Beim Ersteigen des Tempels unmittelbar vor dem Opfer zerbrach er eine Flöte auf jeder Stufe (Sahagun II, 5, 24). Die zum Opfer ausersehenen Gefangenen wurden in Käfigen gehalten und förmlich gemästet oder man ließ ihnen wenigstens alles Wohlleben zutheil werden (B. Diaz 71, 78, Acosta V, 10).

Zur Feier der Feste gehörte nächst Musik Gesang und Tanz, bei welchem streng darüber gewacht wurde daß nichts Unanständiges vorkam (Sahagun II, 24, 27), ein reicher Schmuck mit Laubwerk und Blumen, den die Mexicaner vorzüglich liebten. Bei manchen Festen war Trunkenheit nicht nur erlaubt, sondern auch herkömmlich für Alt

und Jung, Männer und Weiber, und man berauschte sich außer i
tränken auch durch den Genuß gewisser Schwämme (ebend. 38
17); vorzüglich reich geschmaust und getrunken wurde bei dem F
zwölften Monate das der Rückkehr der Götter galt, welche ma
Zeit hinweggegangen und nun zurückkommend glaubte, an de
des Zuges den ewig jung bleibenden Tezcatlipoca, die bejahrte
folgend (Sahagun II, 12, Torq. IX, 27, X, 24). Zu der Zeit
Vorräthe an Lebensmitteln knapper wurden, trat ein Fest ein, d
einer allgemeinen acht Tage lang dauernden Speisung der Ar
gann, bei welcher jedoch jeder von ihnen nur eine Portion e
durfte (Sahag. II, 27, Torq. X, 19). Auffallend ist daß die
götter (Tlaloques) die meisten, nämlich vier jährliche Feste hat
1., 3., 6. und 16. Monat (Torq. X, 10, 12, 17, 28). Der le
zwanzigste Tag jedes Monates war Opfertag (Gomara 44
größte Fest im Jahre aber lag am Schlusse desselben; es wur
dieser Gelegenheit den Kindern Ohren und Lippen durchboh
ihnen Lehrer bestimmt, man hielt eine große Jagd, löschte di
Feuer und zündete neues an (Torq. X, 30). Die achttägige
meinen Fasten, welche nach Gomara (446) stets dabei gehalte
den, fanden nach Sahagun (IV, Append.) vielmehr nur alle
statt. Am Ende der Periode von 52 Jahren wurde selbst das
Feuer ausgelöscht, nachdem man alle Hausgötter und Mahlstei
Wasser geworfen, die Geräthe zerbrochen oder, wie die Häuser,
tig gereinigt hatte. Die Priester führten das Volk in feierliche
auf einen Berg bei Iztacpalapan 2 leguas von Mexico (Gomar
Sahagun VII, 10 f. sagt „bei Vixchatlan", worunter wohl H
oder Ajotla zu verstehen ist); die Furcht vor gespenstischen Ung
und dem Untergang der Welt hielt Alles in Spannung, und m
sah man um Mitternacht der Anzündung des neuen Feuers d
Priester entgegen. Sie geschah (nach Torq. X, 33) auf der Bru
Gefangenen, der verbrannt wurde sobald dieser Zweck erreicht w
Freude war dann allgemein, da man darin eine Bürgschaft da
daß die Götter den Menschen ein neues Säculum schenkten.
Fest führte den Namen Toxiuhmolpia, „Bindung der Jahre".

* Wir haben früher (III, 208 u. 219) darauf hingewiesen daß die
deren Königsfamilie sich das Geschlecht der Sonne nannte, und die
Florida ein „Fest der ersten Früchte" hatten, bei welchem ebenfalls die

Für das Hauptfest des Huitzilopochtli im 15. Mon. des Jahres wurde von den Tempeljungfrauen (Acosta V, 24) ein großes Bild dieses Gottes (nach Torq. X, 27 auch ein solches des Tlacahuepan oder Tlaloc) aus Sämereien und Kinderblut gemacht durch dessen Berührung man Vergebung der Sünden erhielt (Gomara 350, Torq. VI, 38). Am Tage des Festes holte dann ein Priester in der Kleidung des Quetzalcoatl den Kriegsgott Paynalton und brachte ihn nach einer langen Procession, die durch bestimmte benachbarte Orte ging, zu Huitzilopochtli. Nach vollbrachten Menschenopfern schoß er einen Pfeil auf das Bild ab und theilte die einzelnen Stücke desselben — der König erhielt das Herz — unter das Volk aus. Wer davon mitaß, verpflichtete sich dadurch gegen Huitzilopochtli zu gewissen Diensten Geschenken und Bußübungen (Sahagun III, 1). Das bei diesem Feste geweihete Wasser tranken die Heerführer bevor sie in's Feld zogen (Torq. VI, 48). „Das Fleisch Gottes“ zu essen (Herrera III, 2, 17) war in derselben Weise beim Feste des Huitzilopochtli im 5. Monat, bei dem der Tlaloques im 16. (Torq. X, 16, 28), beim Feste des Gottes Omacatl und einigen anderen Gelegenheiten gewöhnlich (Sahagun I, 15, II, 16), und es ist nicht zu leugnen daß diese Feier mit der christlichen Communion nach Form und Zweck eine mehr als bloß oberflächliche Aehnlichkeit hatte. In manchen Gegenden unterwarf sich der Oberpriester 9—10 Monate langen Fasten und Kasteiungen und nahm die Sünden des Volkes auf sich (Torq. IX, 25). Die Totonaken opferten alle 3 Jahre 3 Kinder, aus deren Blut mit Ulliharz vermischt sie kleine Kuchen machten welche sie „das Brod unseres Lebens“ nannten (ebend. VI, 48).

Die Ansicht der Mexicaner von der Natur ist allerdings nicht so gespensterhaft wie bei Völkern die auf einer tieferen Stufe der Entwickelung stehen geblieben sind, aber mit mythologischen Elementen ist sie gleichwohl reichlich versetzt und abergläubische Vorstellungen der mannigfaltigsten Art haben in ihr einen weiten Spielraum.

Interessant, aber leider sehr verwirrt sind die Nachrichten über die mexicanische Lehre von den Weltaltern. Das Ende des fünften Weltalters, dem sie selbst anzugehören glaubten, fürchteten die Mexicaner bei

bung des neuen Feuers durch einen weiß gekleideten Priester geschah und die aufgehende Sonne ängstlich erwartet wurde. Die dabei herrschende Vorstellung einer Reinigung von Sünde und der Genuß eines geweihten Getränkes durch den man größere Tapferkeit zu erlangen hoffte, finden ebenfalls bei den Mexicanern eine genaue Parallele.

jedem ihrer Säcularfeste; die vier ersten lagen hinter ihnen. Diese wa[illegible] je nach dem Elemente benannt das in ihnen vorherrschte und ein[illegible] jeden den Untergang bereitete. Die Ordnung und Dauer derselben w[illegible] sehr verschieden angegeben, nur darin bleiben sich die Berichte größt[illegible] theils gleich, daß im Weltalter des Wassers die Menschen (vielleicht s[illegible] vielmehr die lebenden Wesen überhaupt zu verstehen) sich, wenn a[illegible] nur in geringer Anzahl, entweder in einem hölzernen Hause rettet[illegible] oder in Fische verwandelt wurden, daß im Weltalter der Luft viele Aff[illegible] ankamen, die nach Einigen verwandelte Menschen waren, daß die Me[illegible] schen in dem des Feuers da die Sonne still stand, nur durch Verwan[illegible] lung in Vögel dem Untergange entflohen, und daß das Weltalter d[illegible] Erde welches durch Erdbeben sein Ende erreichte, das der Riesen w[illegible] (Ixtlilx., Rel. 321 und Hist. I, 2 ff.,* Gomara 431, Gama I, 9[illegible] Humboldt, Vues 204). Die richtige Reihenfolge scheint von Ix[illegible] tlilxochitl (Rel. 321) gegeben worden zu sein, mit welchem der E[illegible] klärer des cod. Vatic. 3738 (bei Kingsb. V, 164 ff.), der cod. Chima[illegible] popoca bei Brasseur (I, 426) und selbst Humboldt übereinstimmt, wenn man nämlich die von ihm gegebene Reihe gerade umkehrt, wa[illegible] bei der Lesung der mexicanischen Bilderschrift (S. unten) keine wesent[illegible] liche Veränderung ausmacht. Man erhält alsdann folgende Ordnung der Weltalter: Wasser, Luft, Feuer, Erde, und findet sich dadurch au[illegible] die Vermuthung geführt, daß in dieser Lehre eine alte Kosmogonie ve[illegible] borgen sei** welche sich die Fische zuerst, nach diesen die vierfüßigen Thiere (Affen), dann die Vögel und zuletzt ein Geschlecht von Riesen entstanden dachte, auf welches das jetzige Menschengeschlecht gefolg[illegible] wäre. Darin daß das Wasser die erste Stelle einnimmt, stimmen all[illegible] älteren Quellen überein, und außer Humboldt setzt nur Gama die Erde zuerst, auf die er Luft, Feuer, Wasser folgen läßt. Boturini nennt (nach Echevarria I, 4) an erster Stelle das Wasser, dan[illegible] Erde, Luft, Feuer (wie Ixtlilx., Hist. I, 2), bei Gomara finden si[illegible]

* An dieser Stelle werden nur vier Weltalter, nicht fünf unterschieden. Gomara's Bericht über diesen Gegenstand bezeichnet Echevarria (I, 4) al[illegible] unrichtig welcher seinerseits mittheilt, die Lehre von den Weltaltern sei auf eine[illegible] Congreß von Astrologen festgestellt worden.

** Brasseur (III, 495) giebt nach seinem cod. Chinalpopoca eine a[illegible] dere kosmogonische Lehre: unter dem Zeichen Tochtli (Kaninchen), heißt es, wur[illegible] die Erde geschaffen, unter dem Zeichen Acatl (Rohr) der Himmel, unter dem Ze[illegible] chen Tecpatl (Feuerstein) die Thiere, der Mensch aber wurde aus Asche gebild[illegible] und belebt am 7. Tage, Ehecatl.

die Plätze der beiden letzten, in gewissen Bilderschriften dagegen (nach Echevarria) die von Erde und Luft miteinander vertauscht, und diese letztere Folge (Wasser, Luft, Erde, Feuer) soll der Reihe entsprechen, welche die vier Elemente nach der Ansicht der Mexicaner von unten nach oben ihrem Werthe gemäß bilden, daher im mexicanischen Kalender die Zeichen: Rohr, Kaninchen, Haus, Feuerstein, welche nach der Reihe die Symbole von Wasser, Luft, Erde und Feuer sind (S. oben p. 139), in gerade umgekehrter Ordnung auftreten. Daß am Ende eines jeden Weltalters mit dem Menschengeschlechte auch die Sonne untergegangen sei (Prescott I, 56), wird nicht berichtet, und darf schwerlich daraus gefolgert werden daß die Mexicaner den Ausdruck „Sonne des Wassers“ u. s. f. statt „Weltalter des Wassers“ gebrauchen. Bemerkenswerth ist aber noch daß Gomara erzählt, am Anfange des gegenwärtigen fünften Weltalters seien auch die alten Götter gestorben und neue an deren Stelle getreten.

Die Sage von der großen Fluth und von Coxcox, dem Noah der Mexicaner, welcher auf dem Berge Colhuacan (Culiacan?) landete (Clavigero VI, 1) stand mit jener Lehre von den Weltaltern wahrscheinlich in Verbindung. Die bildliche Darstellung derselben die Gemelli Careri zuerst publicirt hat, zeigt einen Vogel auf einem Baume welcher an 15 Menschen Zungen austheilt, da diese nach der großen Fluth stumm geboren waren: die Aehnlichkeit mit der biblischen Erzählung beschränkt sich also auf die Rettung eines Menschenpaares im Kahne der auf einem Berge sitzen blieb; Ixtlilxochitl, (Rel. 321) spricht nicht einmal von einem Menschenpaare, sondern von einigen wenigen, Echevarria (I, 2) von acht Menschen die dem Tode entgangen wären: von einem Paare zu reden war den christlichen Berichterstattern natürlich geläufiger. Eine ähnliche Sage wie die von Mexico gab es in Mechoacan (Herrera III, 3, 10), bei den Tlascalteken Mizteken und Zapoteken (Humboldt, Vues 226 f.).

Daß die Mexicaner aus den Sternen die Schicksale der Menschen lasen, haben wir oben schon berührt. In späterer Zeit war vorzüglich der König Nezahualpilli als Astrolog berühmt; er soll die Ankunft weißer bärtiger Menschen von Osten her vorausgesagt haben (Torq. II, 64). Der sog. Priesterkalender,* welcher aus 20×13 Tagen be-

* Die bildliche Darstellung desselben im cod. Tellerianus und Vaticanus 3738 stimmt vielfach, doch nicht durchgängig zusammen.



dem Gottlosen verscherzt, wie deren Ungunst von dem Fr
Besseren gewendet werden, obgleich im Allgemeinen der Glau
daß manche Menschen zu Feiglingen, Trunkenbolden, Räu
geboren würden. Die vier letzten Zeichen jedes Monates
bis dreizehnte, galten stets für glücklich, auch in dem des
welcher sonst nur aus mehr oder minder unglücklichen Ta
während der ganze dem Huitzilopochtli geweihte Monat nu
hatte. Der dritte Monatstag war glücklich, der neunte
unglücklich; daneben gab es auch indifferente Tage (Sah
8, 11, 13 f., 21). Auch die Zahlen von 1 bis 7 hatten e
Bedeutung und dienten astrologischen und anderen Zwec
Art (Gama II, 136).

Von übler Vorbedeutung war es ein wildes Thier bri
wisse Vögel singen oder schreien zu hören; Axtschläge des
über den Weg laufendes Wiesel, unter Umständen auch Ame
Mäuse, zeigten Schlimmes an. Eine Eule, der Götterbo
welt, die sich auf das Haus setzte, ließ den Tod eines seine
eine Zwillingsgeburt den Tod von Vater oder Mutter
daher von Zwillingskindern oft eines getödtet wurde. Wei
der viel welche geopfert werden sollten, so deutete dieß auf
begegnete ein Wassersüchtiger einem Festzuge, so hatte man
ter zu erwarten (Sahagun V, 1, 4 f., II, 20, Ritos 6C
48). Außer vielen Thieren wurden Omina vom Knacken
von Erdbeben und Sonnenfinsternissen hergenommen, be

Mais nicht aufzusammeln war gefährlich, denn dieser beklagte sich bei der Gottheit über Mißachtung. Unerlaubte Liebesverhältnisse werden von den Mäusen verrathen die stets darum wissen und dann Matten und Geräthe benagen. Wird über ein Kind hinweggeschritten, so wächst es nicht mehr; trinkt der jüngere Bruder vor dem älteren, so begegnet ihm dasselbe. Wer den Mahlstein beleckt dem fallen die Zähne aus. Ein gewechselter Zahn muß in ein Mauseloch gelegt werden, sonst wachsen die Zähne nicht wieder. Wer niest, von dem wird Uebles geredet hinter seinem Rücken. Vorzüglich vieler Aberglaube, den wir anzuführen unterlassen, knüpfte sich wie überall so auch bei den Mexicanern an den Zustand der Schwangerschaft (ebend. Append.).

Das Meiste von diesem Aberglauben ist sehr unschuldig, manches hat sogar, wie man sieht, einen verständigen Zweck. Den Priestern schrieb man (nach Oviedo XXXIII, 45) eine Art von Zaubermacht zu, so daß ihr Wille und Ausspruch einen Menschen sogar um das Leben zu bringen vermöchte. Sonst scheint man sich mit Zauberei nur wenig abgegeben zu haben. Wenn jemand Fieber hatte, machte man einen kleinen Hund von Mehlteig und setzte ihn auf einen Magueystrauch, in dem Glauben daß der erste Vorübergehende das Uebel mit sich nehme. Wenn jemand etwas verlor, abwesend oder krank war, sah man unter gewissen Ceremonien in ein Gefäß mit Wasser und erblickte darin den Ort wo das Verlorene sich befand, sah den Abwesenden lebendig oder todt, den Kranken sterbend oder genesend. Auch Mais zu werfen um den Ausgang einer Krankheit zu erfahren war ein gewöhnliches Mittel (Ritos 60, Torq. VI, 48).

Nur die Otomies glaubten daß die Seele mit dem Leibe zugleich sterbe, die Mexicaner nahmen ein anderes Leben, ein Paradies für die guten Menschen an und eine Art von Hölle, Unterwelt (Mictlan) zur Strafe für die Bösen (Torq. VI, 45, 47, Sahagun bei Kingsb. V, 427); indessen richtete sich das Schicksal der Menschen im Jenseits keineswegs nach ihrer Moralität allein: den Vornehmen wurden höhere Genüsse zutheil als den gemeinen Leuten (ebend. 357), jene wurden nach dem Glauben der Tlascalteken in glänzende Wolken, schöne Vögel und edle Steine, diese in häßliche verwandelt (Torq. a. a. O.). Ferner kamen die an Krankheit Gestorbenen, nachdem sie nach einiger Zeit auf der Erde umhergewandert waren und dann einen Fluß passirt hatten, in die Unterwelt, vor deren Herren sie mit gewissen Geschenken zu er-

scheinen hatten (Sahagun III, App. 1). Auch die Vornehmen hatten dieses Schicksal, daher es von König Ahuitzotl, der an einer Körperverletzung starb, heißt daß er in die neunte Unterwelt hinabgestiegen sei (Tezozomoc II, 68): es gab nämlich Abtheilungen derselben, in deren einer (nach Gama I, 44) die Seelen ganz vernichtet wurden. Nur die Aussätzigen Gichtbrüchigen und Wassersüchtigen theilten nicht das Loos der anderen Kranken, sondern kamen wie die vom Blitz Erschlagenen und Ertrunkenen zu den Tlaloques in „das irdische Paradies" (Tlalocan), die im Kriege Gefallenen oder in Feindeshand Umgekommenen aber, die im Wochenbett gestorbenen Frauen und nach Gomara (436) auch die im Tempel Geopferten gelangten an einen Ort noch größerer Glückseligkeit, nämlich in den Himmel zur Sonne (Sahagun III, Append. 2 f., VI, 29, Torq. XIII, 48). Die kleinen Kinder welche starben, genossen die besondere Liebe der Götter, sie kamen nach dem Tode zu einem Baume von dem stets Milch herabträufelte oder wurden zu Mittelspersonen zwischen der Götter- und Menschenwelt bestellt (Sahag. bei Kingsb. V, 427, Spiegazione ebend. V, 163). Das irdische Paradies lag im Osten, die Unterwelt im Norden, die Wohnung der Sonne und der Göttinnen Cioapipilti setzte man in den fernen Westen, den Sitz der Götter Vitznaoa in den Süden (Sahagun VII, 5, vgl. VI, 29). Auch die Seelen der Thiere galten nach Clavigero (VI, 1) den Mexicanern für unsterblich.

Der Todte wurde mit vielen Papierschnitzeln behängt, man goß ihm etwas Wasser auf den Kopf und kleidete ihn gleich dem Gotte der sein Leben vorzüglich geleitet zu haben schien oder durch den er gestorben war, den Krieger wie Huitzilopochtli, einen Ertrunkenen wie Tlaloc (Sahagun III, Append., Gomara 436). Die Papierschnitzel erhielt er zum Schutz gegen die Gefahren des Weges der ihm bevorstand, denn er hatte aneinander schlagende Berge, eine Schlange, ein Krokodil u. A. dergl. zu passiren; auch einen Hund schlachtete man der ihn begleiten sollte und gab ihm Wasser zum Trunke mit (Torq. XIII, 47). Die gewöhnlichste Weise des Begräbnisses war die Beerdigung: der Todte wurde in einem ausgemauerten Grabe auf einen Stuhl gesetzt und ihm Schwert und Schild, der Frau Rocken und Spindel in die Hand gegeben, und etwas Speise und Trank nebst dem werthvollsten Eigenthume hinzugefügt (Anonymus bei Ramusio III, 310). Gemeinsame Begräbnisse scheint es nicht gegeben zu haben; das Grab wurde im

Hause, im Hofe eines Tempels oder in deren Umgebung gemacht, auch wohl auf Bergen wo geopfert wurde (Herrera II, 7, 17, III, 2, 18). Beerdigt wurden insbesondere diejenigen welche in Folge ihrer Todesart in das irdische Paradies gelangten; andere (nach Gomara die Vornehmeren) verbrannte man und begrub dann die Asche in einem Topfe mit einem Edelstein (Torq. XIII, 47 f.) oder stellte sie im Tempel auf (Acosta V, 8). Nach 20, dann immer nach 4 mal 20 Tagen und am Jahrestage des Todes wurde die Klage um den Todten erneuert und diesem eine Gabe dargebracht; nach Ablauf von 4 Jahren aber stellte man dieß ein (Ritos 20). Auch die Chichimeken und Otomies verbrannten ihre Todten, die Misteken Zapoteken und Mixes begruben sie mit den Füßen nach Osten, nahmen aber die Gebeine wieder aus der Erde und stellten sie in Krügen in den Höfen der Tempel auf (Kingsborough V, 130, vgl. 193).

Die Beschreibung der Leichenfeierlichkeiten mit welchen die im Kriege Gefallenen, die Großen des Reiches und die Anführer des Heeres bestattet wurden, hat Tezozomoc (I, 289 vgl. II, 147) gegeben. Der vornehme Todte wurde am vierten oder fünften Tage in 15 bis 20 feine Tücher eingewickelt und kostbar geschmückt. Er erhielt eine gemalte Maske, die Kleidung des Gottes dem er im Leben hauptsächlich gedient hatte, wurde auf ihn gelegt; dann fand die Verbrennung statt. Weiber und Sklaven folgten ihm in den Tod und diese am vierten Tage dargebrachten Menschenopfer wurden am zwanzigsten, vierzigsten und achtzigsten Tage wiederholt. Seine Asche legte man mit Idolen und zwei Haarlocken, deren eine ihm schon bei der Geburt abgeschnitten worden war, zusammen in ein Kästchen auf welchem sein Bild zu sehen war und brachte vor diesem einige Zeit lang Gaben dar (Torq. XIII, 45, Acosta V, 8). Das Leichenbegängniß des Königs, bei dessen Erkrankung das Idol des Gottes dem er vorzugsweise diente, Tezcatlipoca oder Huitzilopochtli, eine Maske erhielt oder mit einem Schleier bedeckt wurde, fand im Wesentlichen auf dieselbe Weise statt. Die Menschenopfer dabei stiegen manchmal bis zu 200 (Gomara 436, ausführlich Ixtlilxochitl, Rel. 369 f.). In älterer Zeit verbrannte man nur eine Puppe die den verstorbenen König darstellte, später die Leiche selbst, und hielt zur Trauer achtzigtägige Fasten (Tezozomoc I, 303, II, 70). Die Lade mit der Asche desselben auf welcher ein gut gearbeitetes Bild von ihm stand, wurde zur Seite des Altars des Tezcatlipoca aufgestellt, wie



Die Leistungen der mexicanischen Völker sind in mehr al
sicht so bedeutend, daß es einer einigermaßen unbefangen
tung nicht möglich ist ihre geistigen Fähigkeiten gering a
Von älteren Schriftstellern hat, um von früher schon
Zeugnissen abzusehen, namentlich Acosta (VI, 1) diese An
sprochen, unter den späteren Clavigero (I, 15, Append.
der genauesten Kenner ihres Lebens und Wesens, sich dahin
ihre Begabung selbst für abstracte Wissenschaften nicht schl
die der Europäer, und an ihrer Sprache nachgewiesen (V
pend. VI, 6, note) daß es ihnen an abstracten Begriffe
nicht mangelte. Ferner hat der Vicekönig Mendoza (153
schritte sehr günstig beurtheilt welche die eingeborenen
neu gestifteten Collegiums in wissenschaftlichen Studien, nc
Lateinischen und in der Grammatik, machten (Coleccion
der Bischoff Jul. Garces von Tlascala in einem Briefe an
III. die große Lernfähigkeit der Kinder in jeder Art des Un
rühmt, und zu zeigen gesucht daß alle gegentheiligen Be
nur entweder von der Herrschsucht und Habsucht ihrer Unte
von der Faulheit derer eingegeben seien die sie bekehren sollt
Padilla I, 43). Auch Humboldt (N. Sp. I, 136) ben
Eingeborenen leicht lernen, richtig und gesund räsonniren
eine gewisse Neigung zu Subtilitäten zeigen; daß er höher
keit und Schöpferkraft des Geistes ihnen abspricht, wird ma
sicht auf die Schicksale, unter denen sie seit der Eroberung

unter günstigen Verhältnissen einen unbegrenzten Fortschritt auf dieser Bahn erwarten zu lassen, womit freilich schwer zu vereinigen ist daß Mexico's Fall im Interesse der Civilisation gelegen habe, weil die dort gebräuchlichen Menschenopfer und der Cannibalismus auf eine tiefe innere Verwilderung neben äußerer Cultur hinweise. Tezcuco, die älteste Residenz und seit früher Zeit ein Sitz der Tolteken (Ixtlilx., Rel. 367), welche wahrscheinlich die eigentlichen Schöpfer und Träger aller höheren Bildung in diesem Lande waren, stand unter seinen letzten einheimischen Fürsten in dieser Hinsicht entschieden höher als Mexico selbst, es war der eigentliche Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften und zeichnete sich besonders auch durch die Reinheit der Sprache aus welche dort geredet wurde (Torq. III, 27). Netzahualcoyotl, von dessen Weisheit Gerechtigkeit Wohlthätigkeit und Wohlwollen viele einzelne Züge erzählt werden (Ixtlilx., H. I, 332) — den bei seinem Regierungsantritt bezwungenen Empörern verzieh er mit den königlichen Worten: „ein König straft, aber er rächt sich nicht“ — Netzahualcoyotl und kaum in geringerem Grade sein Sohn Netzahualpilli (Ixtlilx., Rel. 409 f.) pflegte die Poesie Musik und Beredtsamkeit, die Geschichtschreibung Astrologie und Wahrsagekunst an seinem Hofe mit aller Sorgfalt, stiftete besondere gelehrte Gesellschaften die sich nur diesen Studien widmen sollten, richtete Schulen zur Vorbereitung auf sie ein (Torq. II, 41) und gab sogar durch seine eigenen Leistungen ein hervorragendes Beispiel. Er soll 60 Hymnen zu Ehren der Götter, eine Elegie auf die Zerstörung von Azcapuzalco und eine andere auf die Unbeständigkeit menschlicher Größe und menschlichen Glückes gedichtet haben. Erfüllt von dem Gefühl der Vergänglichkeit alles irdischen Glanzes prophezeit er selbst den Fall seines Reiches in poetischer Sprache mit gut gewählten Bildern (Ixtlilx. I, 360 ff., vgl. Prescott I, 175, Brasseur III, 292, 673). Die beiden Hymnen von ihm welche Boturini im Original besaß, sollen zu Cortes' Zeit in römischen Charakteren aufgeschrieben und von Ixtlilxochitl, Netzahualcoyotl's Großneffen, in spanische Verse übersetzt worden sein (Humboldt, Vues 319) — was natürlich ein sicheres Urtheil über den Werth und die Authenticität der auf uns gekommenen Schriftstücke unmöglich macht, um so mehr als Echevarria (Discurso prelim.) versichert daß viele der späteren Sprache ganz fremde Wörter in den Gesängen des Netzahualcoyotl vorkämen. Eine dieser Hymnen, deren spanischer und französischer Text sich



Gesang, welcher auf des Königs Lebensansicht eingeht,
als vor ihm, nicht als von ihm selbst gesungen gedacht
gante altmexicanische Verse hat, wie Clavigero (VII,
bemerkt, P. Orazio Carocci in seiner Grammatik der
Sprache mitgetheilt.

In den früher theilweise von uns mitgetheilten Reden
eine so eindringliche wahrhafte Beredtsamkeit, daß wir w
für die Blüthe dieser Kunst im alten Mexico nicht anfüh
glauben. Wir verweisen nur noch auf ein Beispiel diese
rita (189), auf die Rede eines Häuptlings von Tezcuco
nahme des Christenthums bewegen soll, und ohne Zwe
besser ist als eine große Anzahl ähnlicher Versuche unser
Die Bilder welche in der Rede der Mexicaner gebraucht
natürlicher Weise bisweilen nicht nach unserem Geschm
sind äußerst treffend, der Ausdruck steigert sich nicht selten
fenden und Erhabenen, und es läßt sich nicht in Abre
man im Ganzen nach diesen Proben auch über die Gesch
der Eingeborenen nur günstig urtheilen kann.

Aus Sahagun (VI, 22, 41 f.) fügen wir hier als ni
sant nur noch ein paar Sprüchwörter und Kinderräthse
ner bei, die zum Theil an Bekanntes erinnern und wohl
einheimischem Ursprung sind. Die Gerechten werden fü
bezahlen (müssen). Der Tropfen höhlt den Stein. Ein W
kleide. Er hat den Balken im Auge und sieht ihn nicht.

in Mexico bis zu 3 Meter lang und 2 Meter breit machte (Humboldt, Ess. p. N. E. II, 15, I, 70). Dieses Papier aus den Fasern der Aloe gleicht dünner geschmeidiger Pappe und wurde theils gerollt, theils wie ein Tuch zusammengelegt; man hatte aber auch noch andere Arten von Papier, namentlich solches das aus den Fasern einer Palme bereitet wurde (Clavigero VII, 48). Der Papierverbrauch war sehr bedeutend in Mexico: Montezuma ließ sich jährlich 10000 Ballen liefern. Die kleinen Zwischenräume des Pflanzenbastes aus welchem man Papier machte, wurden mit Harz ausgefüllt, oder man weichte ihn auf, knetete ihn aus und überstrich ihn mit Gyps, so daß man darauf schreiben und dann das Geschriebene wieder auslöschen konnte. Bei großen Einkäufen auf dem Markte pflegten sich die Eingeborenen solcher Tafeln zum Rechnen zu bedienen (P. Martyr 354), auch hatten sie häufig kleine Bücher von Papier im Hause um in ihnen die Zeit und merkwürdige Ereignisse mit Zeichen zu notiren (B. Diaz 309): wir müssen daraus auf eine ausgebreitete Kenntniß einer gewissen Art von Bilderschrift und auf einen ziemlich allgemeinen Gebrauch derselben in Mexico schließen. Die Bücher bestanden nicht aus einzelnen Blättern, sondern aus langen Streifen die in quadratische Blätter zusammengelegt und mit ihren Enden an ein paar Holztafeln angeheftet waren, so daß sie zusammengefaltet unseren Büchern ganz glichen (P. Martyr a. a. O.). Diese Streifen waren oft 60—70' lang und die einzelne Seite 100—150 Quadratzoll groß (Humboldt, N. Esp. I, 131). Die auf Baumwollenzeug (algodon y engrudo) gemalten Bilder wurden mit Oel (Firniß) bestrichen um sie vor Feuchtigkeit zu schützen (Gomara 324, 449); auch diese Bilderschriften faltete oder rollte man zusammen; außerdem gab es auch solche auf Holz und Stein (ebend. 429).

Dem Inhalte nach hatten die Mexicaner fünf Arten von Büchern (Ritos 4); die einen betrafen die Zeitrechnung, stellten den Kalender dar und dienten als historische Annalen, andere enthielten den Festkalender, gaben die Opfertage an, die Gottheiten denen sie heilig waren und den Ritus welchen man zu beobachten hatte; die dritte Klasse von Büchern bezog sich auf Traumdeutungen, Wahrsagekunst und Astrologie, die vierte auf die Nativität und die Namengebung, die fünfte beschäftigte sich mit den Heirathsgebräuchen. Indessen sind hiermit die Gegenstände nicht erschöpft von denen wir wissen daß sie von den Mexicanern in Bilderschrift aufgezeichnet wurden, denn wir besitzen noch mexicanische



schriften bis auf zwei, den Berliner Codex welchen Hum
von Mexico mitgebracht hat und den Dresdner über de
noch zu reden haben werden, enthalten die bekannten
Zeichen für die Tage und Jahre: Gallatin (306) hat da
sen daß sie sämmtlich mexicanischen Ursprunges seien. Di
ist indessen unsicher, denn nicht allein finden sich unter
Darstellungsweise Anordnung und Ausführung beträc
schiede, sondern wir wissen auch daß außer den Mexica
Aculhuas, Misteken (Brasseur III. 17 ff. nach Burgos
Völker im Besitze von ähnlichen Büchern waren, und daß
scheinlich derselben Zeitrechnung wie jene bedienten. Unt
schriften bei Kingsborough hat der Codex welcher B
men trägt, durchgängig nur schwarze Bilder, ist aber we
kischen Ursprungs. Mit geringerer Zuversicht läßt sich
Bodley'schen Handschriften behaupten, welche in ihren Ha
einander ähnlich sind und dem Laud'schen Codex am n
während sie sich zugleich durch ein eigenthümliches oft wi
Zeichen, durch die zum Theil abweichende Gestalt der B
Schwerter) und die größere Seltenheit des aztekischen
von den übrigen aztekischen Bilderschriften (cod. Vatic. u
doza) unterscheiden, denen namentlich das Laud'sche M
ner zu stehen scheint. Die Anzahl der Farben mit denen
ist wahrscheinlich nicht wesentlich, da deren Identität of
festgehalten wird. Dasselbe gilt wohl auch von der Abthei

deren aztekischen Malereien nicht unerheblich ab, ohne sich jedoch in wesentlichen Punkten den hieroglyphischen Zeichen von Copan zu nähern.

Ueber die Richtung in welcher die Bilderschrift zu lesen sei, gehen die Ansichten auseinander: Acosta (VI, 8) sagt, sie laufe senkrecht von unten nach oben, Gama (I, 16), sie gehe immer von rechts nach links, Humboldt (Vues 132) nimmt beides an und Gallatin (308 ff.), der zugleich die Ordnung der einzelnen Blätter in mehreren Handschriften umkehren zu müssen glaubt, stimmt ihm darin bei, bezeichnet aber die gerade umgekehrte Richtung des Lesens für einen Theil des Borgia-Manuscriptes als die richtige. Clavigero (VII, 49) macht noch andere Angaben. Sicheren Aufschluß hierüber gewährt die Wiener Handschrift: in dieser nämlich finden sich 11 verschiedene Symbole welche regelmäßig zusammen vorkommen, obwohl in verschiedener Anordnung (Tafel 5, 10 ff.), und von diesen steht in einem Falle der eine Theil rechts unten auf dem Blatte und der andere Theil links unten auf dem folgenden Blatte. Da überdieß jedes Blatt in zwei Columnen gespalten, die Spaltung aber oben nicht durchgeführt ist, so daß man jedenfalls von unten nach oben, dann in horizontaler Richtung und dann wieder von oben nach unten lesen mußte, so ergiebt sich daß man links unten anfing und rechts unten aufhörte — vorausgesetzt daß die Reihenfolge der einzelnen Blätter nicht etwa selbst umgekehrt werden muß. Ferner kommen Seiten von vier Columnen, aber stets mit abwechselnd bald oben bald unten nicht ganz durchgeführter Spaltung vor, welche sich nur durch doppeltes Auf- und Absteigen lesen lassen, endlich findet sich dieselbe Eintheilung der Seite auch in horizontaler Richtung anstatt in verticaler, so daß von links unten nach rechts, dann auf der nächst höheren Zeile wieder nach links (βουστροφηδόν) u. s. f. gelesen wurde. Allerdings scheint man bisweilen auch in der Richtung von rechts nach links das Lesen angefangen zu haben, es ging aber, wie sich aus dem Vorstehenden ergiebt, stets von unten aus, stets abwechselnd in entgegengesetzter Bewegung, dabei aber entweder senkrecht oder horizontal.

Daß die Mexicaner in älterer Zeit auch Quipos (Knotenschnüre) hatten als Hülfsmittel des Gedächtnisses für wichtige Ereignisse, bezeichnet Clavigero (VII, 49) als zweifelhaft und Prescott (I, 89 note) wohl mit Recht als unwahrscheinlich. Boturini will solche noch bei den Tlascalteken in Gebrauch gefunden haben (Humboldt,



hauptsächlich an der Hand der Eingeborenen (Clavige
Aus seinem Werke, das nur auszugsweise veröffentlich
hat Nieremberg (Hist. naturae maxime peregrinae. A
vielfach geschöpft. Ueber die vielen verschiedenen Heilmi
die Eingeborenen bedienten, und das Heilverfahren das
ten, hat Sahagun (X, 28) ausführlich gehandelt.
wurden von ihnen sorgfältig geschient und mit aufgeleg
behandelt, die Ränder von Hautwunden mit einem Men
sammengenäht. Daneben mögen auch mancherlei aberg
ren im Schwange gegangen sein; wenigstens erzählt der
cod. Vaticanus (bei Kingsb. V, 197) daß sich die Maßreg
nach dem symbolischen Zeichen zu richten pflegten, welche
den Organe entsprach.

Unter allen Leistungen der Mexicaner auf geistigen
von jeher ihre Zeitrechnung, die allgemein als ein Werk
gilt (vgl. Gama I, 13), die größte Bewunderung erregt,
neuerer Schriftsteller (Kottenkamp I, 210) ist, offen
kenntniß der Sache darüber ganz anderer Meinung gew
höchst einfache Rechnung wie die der Zeit (bei den Mexic
ein nothwendig verwirrendes Verfahren ersetzt sei.“ Am a
und genauesten haben über den mexicanischen Kalender
Gallatin gehandelt.

Das bürgerliche Jahr, Tonalpohualli „Rechnung
war ein Sonnenjahr von 18 Monaten zu je 20 und 5 i



nd dem des Monates selbst (Meztli bezeichnet zugleich
d den Monat) weist nichts darauf hin daß die Mexica-
ch dem Mondlauf gerechnet hätten — Echevarria
hreibt ihnen und wohl nur vermuthungsweise Mond-
6 Tagen in alter Zeit zu. Nur in der Bezeichnung und
Tage des Jahres blieb jene Eintheilung nach 20mal
ehen und wir dürfen deshalb wohl annehmen daß sie in
allerdings die wirkliche Grundlage der Zeitrechnung ge-
e Tage eines jeden Monates waren nämlich nach 20 Zei-
* wollte man aber einen bestimmten Tag im Jahre an-
nnte man nicht etwa den Namen eines dieser Zeichen
Monates, wie dieß uns am einfachsten und natürlichsten
e, sondern fügte zu dem Namen des Zeichens eine Zahl
schen 1 und 13 lag: die 20 Tage des ersten Monates
zeichnet daß zuerst die Zahlen von 1—13 und dann die
den 20 Namen der Tage successiv hinzutraten, die des
iß die Zahlen von 8 bis 13, dann die von 1—13 und
derselben wieder die Zahl 1 hinzugesetzt wurde u. s. f.
Bezeichnung nur für 20mal 13 Tage ausreichte ohne
deutigkeit entstand, fügte man zu jener Verbindung des
iner Zahl immer noch den Namen eines der sogenannten
ten hinzu welche ebenfalls in regelmäßiger Reihenfolge
hr hindurch abwechselten. Die große Rolle welche bei
ung die Zahl 13 spielte, beruhte nach Siguenza da-
3 obere Götter gab (Clavigero VI, 25); wenn aber
terstatter (z. B. Gomara 429) von einer dreizehntägi-
echen welche die Mexicaner gehabt hätten, so ist dieser
fern nicht passend als die dreizehntägige Periode nur für
nd Festkalender, nicht aber für das bürgerliche Jahr und
ng selbst von Bedeutung war. Dagegen bestanden die
n Monate des bürgerlichen Jahres aus 4 Wochen von

id: Cipactli, Seeungeheuer; Ehecatl, Wind; Calli, Haus;
idechse; Cohuatl, Schlange; Miquiztli, Tod; Mazatl, Reh;
ichen; Atl, Wasser; Itzcuintli, Hund; Ozomatli, Affe; Ma-
schel; Acatl, Rohr; Ocelotl, Tiger; Quauhtli, Adler; Coz-
anderer Vogel; Ollin, Bewegung der Sonne; Tecpatl, Feuer-
l, Regen; Xochitl, Blume. Man ist indessen nicht einig darü-
ate jedes Jahres mit Cipactli begannen (vgl. Gallatin 67).

je 5 Tagen und an jedem fünften Tage, auf welchen eines der Zeiche
Kaninchen, Rohr, Feuerstein oder Haus fiel, wurde Markt gehalte
52 solcher Wochen oder 52mal 5 Tage füllten nun allerdings e
Priesterjahr von 20mal 13 Tagen gerade aus. Da aber das bürge
liche Jahr aus (18. 20 + 5) Tagen bestand, die nach der Rechnun
der Priester als (28. 13 + 1) Tage gezählt wurden, so behielten die
in jedem bürgerlichen Jahre einen Tag übrig und erst nach Abla
von 13 Jahren konnte das Ende einer ihrer dreizehntägigen Periode
mit dem Ende des bürgerlichen Jahres zusammenfallen. Wenn nu
die religiösen Feste, wie man erwarten sollte, durch den Priesterkalen
der unveränderlich geordnet gewesen wären, der nur 20mal 13 Tag
umfaßte, so verstände sich von selbst daß sie sich innerhalb des bürger
lichen Jahres nicht etwa wie Echevarria sagt (I, 5 u. 11) nur un
wenige Tage verschoben hätten, sondern abwechselnd auf sehr verschie
dene Jahreszeiten gefallen wären. Sahagun behauptet indessen daß
die Feste der Mexicaner theils beweglich theils unbeweglich gewesen
seien, während Gama (II, 56) sie sämmtlich für unbeweglich erklärt
was nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß ihre Feier vielmehr
durchgängig nach dem bürgerlichen Jahr geregelt war. Für die letzten
Annahme spricht die Beschreibung derselben bei Torquemada (X
10 ff.) insofern, als sie für jedes einzelne Fest einen bestimmten Mona
des Sonnenjahres angiebt in den es gefallen sei.* Wenn außerdem
hier und da auch noch von einem Gerichtskalender und einem Acker
baukalender die Rede ist, so hat man darunter keine verschiedene Zeit
rechnung, sondern nur Zusammenstellungen der Gerichts- und Audienz

---

* Die Namen dieser 18 Monate, welche theils nach regelmäßig wiederke
renden Naturerscheinungen theils nach gottesdienstlichen Handlungen benann
sind, waren nach Torquemada folgende: Atlacahualco, Wassermangel
oder Quahuitlchua, Ausschlagen der Pflanzen; Tlacaxipehualiztli, Schlaflo
sigkeit der Menschen (wegen der vielen Menschenopfer); Tozozontli, klein
Wache (der Priester); Hueytozoztli, große Wache; Toxcatl, mildere Witterung
Etzalqualitztli, von dem Brei benannt der gegessen wurde; Tecuhilhuitontl
kleineres Fest des Herren; Hueytecuhilhuitl, großes Fest des Herren; Tlaxo
chimaco, Vertheilung der Blumen, oder bei den Tlascalteken Hueymiccayl
huitl, großes Todtenfest; Xocotlhuetzi, Ende der Früchte; Uchpaniztli, Keh
monat; Teutleco, Ankunft der Götter; Tepeilhuitl, Fest der Berge; Quechol
nach einem Zugvogel benannt; Panquetzalitzli, Aufpflanzung der Fahnen
Atemutzli, Regenfall; Tititl, drückende Zeit; Izcalli, Auferstehung (Anfa
des Frühlings). Humboldt (Vues 132), der mit Gama den Monat Titi
für den ersten des Jahres hält, führt einige andere Namen, und bisweilen meh
rere als synonym an. Vgl. auch Clavigero I, 457 ff.

tage, der ländlichen Geschäfte u. dergl. mit beigefügter Zeitangabe zu verstehen.

Die Jahre, deren 4mal 13 eine Periode und 2mal 52 ein Säculum ausmachten, wurden durch die Zahlen 1—13 in Verbindung mit den Zeichen: Kaninchen, Rohr, Feuerstein und Haus * gezählt, so daß das erste Jahr als 1 Kaninchen, das zweite als 2 Rohr . . ., das fünfte als 5 Kaninchen . . ., das vierzehnte als 1 Rohr, das fünfzehnte als 2 Feuerstein u. s. f. gezählt wurden bis zu 52. Das Jahr der Gründung von Tenochtitlan wurde z. B. angegeben als nahui xiuhmolpilli ome calli d. i. 4 Perioden, 2 Haus. Beginnt nun die Aera der Azteken, wie Gama (I, 19) lehrt, mit dem Jahre 1091 und fiel diese erste „Bindung der Jahre" auf das Zeichen ome acatl, 2 Rohr, so erhält man: 1090 + 4. 52 + 27 = 1325. Die 52jährige Periode stellten die Mexicaner durch einen Kreis mit dem Sonnenbilde dar, welcher in einen grünen blauen rothen und gelben Quadranten getheilt war, deren jeder in je 13 auf die angegebene Weise bezeichnete Theile zerfiel (Abbildung bei Clavigero I, 296, vgl. Acosta VI, 2, Solis I, 376), und man verzeichnete bei jeder dieser Abtheilungen auf einem größeren Kreise in Bilderschrift die wichtigsten Ereignisse des entsprechenden Jahres.

Um ihre Jahresrechnung von 365 Tagen in Uebereinstimmung mit dem Laufe der Sonne zu bringen, schalteten die Mexicaner nach übereinstimmender Angabe aller alten Berichterstatter nach Ablauf einer Periode von 52 Jahren 13 Tage ein; nur Gama (I, 23, 53), dessen genauen Studien wir fast alle Aufklärung des mexicanischen Kalenderwesens verdanken, behauptet daß alle 52 Jahre vielmehr 12½ Tage eingeschaltet worden seien, und zwar so, daß man die Tage der einen 52jährigen Periode von Mitternacht, die der folgenden Periode aber von Mittag an gezählt habe. Im ersten Falle würde, wie Humboldt (Vues 184) bemerkt, das mexicanische Jahr = 365,25 Tage, im zweiten = 365,240 Tage sein, welche Jahreslänge (nach Laplace's Bemerkung) noch genauer wäre als die von Hipparch angegebene. Diese Genauigkeit ist um so befremdender und (wir müssen hinzusetzen) verdächtiger, da Gama selbst (II, 115) eigentliche mathematische

* Diese Zeichen waren zugleich auch die Symbole der vier Jahreszeiten, der Solstitien und Aequinoctien (Humboldt, Vues 175) und, wie wir schon früher bemerkt haben, der vier Elemente.

Kenntnisse den Mexicanern abspricht, und der Meinung ist daß sie zu ihrer Zeiteintheilung und Zeitrechnung nur auf praktischem Wege durch lange fortgesetzte Beobachtungen gelangten. Es scheint kaum zulässig anzunehmen daß sie hinreichend scharfer Beobachtungen fähig waren um ein solches Resultat zu erreichen. Gama stützt seine Behauptung auf die von ihm berechnete Sonnenfinsterniß des Jahres 1477, doch bekämpft Gallatin (80) wohl mit Recht die Statthaftigkeit der Folgerung. Die Stelle aus Acosta auf die er sich beruft, ist offenbar ungenau im Ausdruck* und erlaubt deshalb nicht mit Gama zu schließen daß das neue Feuer bisweilen am Tage angezündet worden sei, zumal da Sahagun und Torquemada ganz bestimmt sagen, daß dieß immer um Mitternacht geschah. Es bleibt daher nur übrig eine abwechselnde Einschaltung von bald 12 bald 13 Tagen oder besser nur eine solche von 13 Tagen anzunehmen.

Ueber die Hülfsmittel deren sich die Mexicaner zu ihren astronomischen Beobachtungen bedienten wissen wir nur äußerst Weniges. Sie corrigirten nach Gama (I, 51) ihr bürgerliches Jahr nach der Culmination der Sonne zur Zeit des Wintersolstitiums. Die von Nebel an der Pyramide von Xochicalco gefundene verticale Röhre die von oben in einen dunkeln unterirdischen Raum führte (vgl. Rohrbach in Ausland 1857 p. 1123), scheint zu Beobachtungen des Durchganges der Sonne durch das Zenith gedient zu haben. Der Kalenderstein, 4½ varas lang und breit und 1 vara dick, war genau horizontal gestellt und nach den Himmelsgegenden orientirt. An mehreren Stellen seines Randes sind Löcher, welche zur Aufstellung von Gnomonen dienten, deren je zwei einander correspondirende durch einen Faden verbunden wurden. Diese Einrichtung und die Art auf welche sie benutzt wurde, folgert wenigstens Gama (I, 104 ff.) aus dem was er in Chapultepec gefunden und aus eigener Beobachtung beschrieben hat. Er sah nämlich dort auf einem horizontal geebneten Stein drei Pfeile abgebildet, deren Spitzen einander unter gleichen Winkeln schnitten und nach Osten wiesen, und zwar so, daß die beiden äußersten Pfeile die Solstitialpunkte, der mittlere aber den Aequinoctialpunkt bezeichneten. Quer durch die Pfeile war eine kleine Linie gezogen die genau von Norden nach Süden gerichtet war und auf zwei Löcher zeigte die in zwei

* Die Worte lauten: sacaban el dia que amanecia para principio de otro siglo, lumbre nueva.

men, zu beiden Seiten des ersten Steines stehenden Steinen ange-
ht waren, so daß der Schatten eines von einem Loche zum andern
annten Fadens zur Mittagszeit auf jene Linie fallen mußte. Dieß
also ein Instrument durch das die Mexicaner den wahren Ost-
Westpunkt, die wahre Mittagszeit, die Solstitien und Aequinoc-
zu bestimmen vermochten; zugleich diente es als eine Sonnenuhr
e die Tageszeiten angab (vgl. Gama II, 111 ff.), und da die
achtung der Mittagszeit nur für Mexico selbst gültig war, konnte
f keiner bloßen Tradition beruhen, sondern mußte mit dem dazu
derlichen Instrument am Orte und von den Azteken selbst ange-
werden. Daß der Tag wie die Nacht in je 8 Theile getheilt wurde,
Gama (121) mit Wahrscheinlichkeit aus der Einrichtung der
nenuhr geschlossen.

Der Anfang des mexicanischen Jahres wird sehr verschieden ange-
n und bald in den Januar oder Februar bald in den März oder
l gesetzt (Sahagun VII, z. E., Gama I, 46); Torquemada
0) setzt ihn auf den 1., Sahagun (II, 1) auf den 2. Februar,
rera (III, 2, 18) auf den 23., Acosta (VI, 2) auf den 26. Fe-
r (vgl. auch Brasseur III, 465, 475 note). Am wahrscheinlich-
richtig ist Gama's (I, 52) Angabe, nach welcher das erste Jahr
52jährigen Periode mit dem 9. Januar begann, das fünfte mit
8., das neunte mit dem 7. Januar u. s. f., da die Mexicaner we-
der erst nach 52 Jahren vorgenommenen Einschaltung alle 4 Jahre
vergleich mit unserer Rechnung einen Tag verloren, so daß das
Jahr ihrer Periode am 27. December anfing, und wenn man die
motemi oder unnützen Tage in Abzug bringt, mit dem Wintersol-
m am 21. December als dem letzten Tage der ganzen Periode zu
e ging. Auf diesen folgten die 5 nemotemi, auf deren letzten die
r besprochene angstvolle Feierlichkeit der Anzündung des neuen
rs fiel; dann kamen die 13 Schalttage, welche Freuden- und
tage waren, aber zu keinem der beiden Jahre die sie verbanden,
hnet wurden: und nun begann am 9. Januar das neue Jahr und
eue Periode, wie dieß zum letzten Male im Jahre 1506 stattge-
en hat (Clavigero V, 10).

Die Tolteken sollen wie wir alle 4 Jahre einen Tag eingeschaltet,
zteken aber dieß auf die eben bezeichnete Weise geändert haben
vigero VI, 26). Bei allen Völkern von Anahuac bestand die-



tancurt II, 2, 35 ff.). Bei den Mixteken und Zapotek
fang des Jahres später gefallen sein als bei den Mexic
auf den 16. März (Spiegaz. bei Kingsb. V, 190). In
und Soconusco traten an die Stelle der Namen „Fe
Kaninchen, Rohr" die anderen: Votan, Lambat, Been
der andere Namen hatte man statt derselben in Mechoa
eben solche Verschiedenheit fand in der Bezeichnung d
statt (Echevarria I, 11, Humboldt, Vues 307).

Daß die wahre Ursache der Sonnenfinsterniß den
kannt gewesen sei, hält Humboldt (Vues 282) und n
cott (I, 110) wegen der Darstellung für wahrscheinlich
der Bilderschrift gegeben zu werden pflegt und wegen
bräuche (?). Läßt nun zwar die bei ihm selbst (pl. 56)
dung keinen Zweifel darüber daß sie die Projection ein
eine andere zeigen soll, so erlaubt doch die des cod. T
Kingsb. pl. 15, 22 und sonst) kaum einen solchen Sch
den beiden aufeinander projicirten Bildern die man f
Mond halten kann, ein Kreisausschnitt fehlt, als ob a
den solle daß die Sonne aufgezehrt werde, und es übe
felhaft erscheint ob das zweite Bild den Mond vorstelle
Darstellung der Sonnenfinsterniß bleibt sich indesse
(Kingsb. VI, 142 note). Von den Mondfinsternissen, d
erklärte daß die Sonne den Mond auffresse, nahmen
keine weitere Notiz (ebend. V, 154).

eicht die Keime höherer Bildung, wenn sie aus Asien gekom-
n, von Mexico bis nach Peru hinab gelangen zu lassen. Hat
iun zwar in neuerer Zeit genöthigt gesehen die früher allge-
:nommene Einwanderung der Amerikaner aus Asien aufzu-
blieb doch eine Menge interessanter Vergleichungspunkte zwi-
Culturvölkern beider Erdtheile bestehen, die eine nähere Un-
verdienten, und vorzüglich von Humboldt mit großer
verfolgt worden sind. Die Lehre der Mexicaner von den Welt-
ıre Bilderschrift, ihre Bauwerke und ihre gesellschaftlichen
ıgen schienen ihm zu dem Beweise des Ursprunges ihrer Cul-
sien hinzureichen. Der Werth der allerdings vorhandenen
läßt sich jedoch schwerlich so hoch anschlagen und einer un-
ı Betrachtung der Sache dürfte es leicht als das äußerste
niß erscheinen welches sich in dieser Hinsicht machen läßt,
geringe Anzahl von Individuen aus der gebildeten Priester-
:s ostasiatischen Culturlandes vielleicht den Anstoß zu „gro-
ıderungen" in dem Culturzustande des westlichen Amerika
ıt (Humboldt, Ans. d. Nat. I, 214). Wir wollen hier nicht
üfung der sämmtlichen Einzelheiten eingehen aus denen man
ı Verkehr zwischen Ost-Asien und West-Amerika hat schließen
ı das Meiste davon sehr wenig beweiskräftig ist, sondern
ın die Hauptsachen halten.

uignes (Mém. de l'acad. des inscr. XXVIII, 505) hatte aus
ßzu, der „Geschichte des Südens" der Chinesen, zu erwei-
t daß diese schon im 5. Jahrhundert (458) mit Amerika be-
esen seien. Seine von Klaproth (N. Ann. des voy. 1831)
Ansicht haben neuerdings Paravey (L'Amérique sous le
ou-Sang citée dans les annales de la Chine. Paris 1844)
nann (im Ausland 1845) vertheidigt. Die Beschreibung
chinesische Buch von dem Land Fusang giebt, ist der Deu-
Amerika im Ganzen wenig günstig. Die Angabe über die
lben würde sich zwar auf dieses beziehen lassen, aber was
demselben erzählt wird, ist zum Theil vag und fabelhaft,
r Theil desselben paßt nicht auf Amerika und ein dritter ent-
enigstens nichts zu seinen Gunsten: es giebt dort Pferde
d Hirsche die als Zugthiere benutzt werden, von den Hirsch-
d Milch und Butter gewonnen, Waffen und Krieg sind dort

unbekannt; die Eingeborenen fertigen Zeuge aus Pflanzenfasern, besitzen keine Häuser von Stein, sondern nur solche von Holz, haben Schriftzeichen und Papier das aus der Rinde eines Baumes gemacht ist, bedienen sich von Metallen nur des Kupfers, nicht des Eisens. Die angebliche Einführung des Buddhismus in Fusang verträgt sich schlecht mit den Menschenopfern die, wie wir gesehen haben, bei den mexicanischen Völkern seit alter Zeit in Gebrauch gewesen sind, und die Hirschkuh welche auf dem chinesischen Bilde von einem bärtigen Eingeborenen jenes Landes gemolken wird, ist gefleckt dargestellt, was nach Castelnau's (IV, 249) Bemerkung ebenfalls nicht auf Amerika, sondern auf Japan zu deuten scheint.

Man hat ferner auf den merkwürdigen Umstand hingewiesen daß die Sage der amerikanischen Culturvölker und insbesondere die der Mexicaner und Muiscas (Chibchas), weiße Männer mit langen Bärten als die Urheber der höheren Bildung nenne welche sich in alter Zeit bei ihnen Bahn gebrochen hat. Obgleich Humboldt (Vues p. XV) bemerkt daß chronologische Gründe verbieten an eine Abstammung jener Männer aus Europa zu denken, das damals selbst noch nicht civilisirt war, neigt sich Brasseur doch der Ansicht zu die Keime der hohen mittelamerikanischen Cultur von dort herzuleiten. Ist es überhaupt sehr gewagt auf jene Angabe einen Schluß dieser Art zu gründen, da in ihr nur ausgesprochen scheint daß die Mexicaner hellere Menschen als sie selbst waren für die Begründer ihrer Cultur galten, und daß langer Bart, der bei ihnen etwas Ungewöhnliches war, für sie etwas Imponirendes und Ehrfurcht Erweckendes hatte, so läßt sich gewiß noch weniger daraus auf Ost-Asien schließen, da dort gelbe Menschen wohnen, deren Bart meist nur gering ist. Im Codex Vaticanus 3738 findet sich Quetzalcoatl als grauschwarz und unbärtig dargestellt gleich anderen mexicanischen Priestern. Dagegen bemerkt Ixtlilxochitl (Relac. 326) ausdrücklich die Könige der Tolteken seien von großer Statur, weiß und bärtig gewesen, was indessen nur wenig auffallend ist, da namentlich die Azteken und Otomis sich durch stärkeren Bart vor den übrigen Indianern auszeichnen (Humboldt, Neu Sp. I, 120).

Bei weitem das Wichtigste von Allem was sich für den Ursprung der mexicanischen Cultur aus Asien anführen läßt, ist die theilweise Uebereinstimmung zwischen den mexicanischen Namen der Monatstage

und denen der Thierkreiszeichen bei den Mandschu-Tataren Japanern und Tibetanern. Die letzteren, deren 12 sind, heißen: Maus (Wasser), Ochse, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Bock, Affe, Vogel, Hund, Schwein; der Monatstage aber sind bei den Mexicanern 20 und unter ihren Namen finden sich: Wasser, Seeungeheuer, Ozelotl, Hase, Schlange, Affe, Vogel, Hund, von denen Humboldt (Vues 152) nachzuweisen gesucht hat daß sie mit den Zeichen 1—4, 6, 9—11 jener Reihe zusammenfallen. Die Uebereinstimmung ist indessen zweifelhaft für das erste und zweite Zeichen und der Vogel kommt unter den mexicanischen Namen der Monatstage doppelt vor, einmal als Adler, dann als eine andere Gattung. Die Ordnung der Zeichen ist im mexicanischen Kalender eine andere als bei jenen asiatischen Völkern. Daß die Mexicaner mit den angeführten Namen jemals Sternbilder die in der Sonnenbahn lagen benannt, und einen Thierkreis wie die Asiaten gehabt hätten, findet sich nirgends angedeutet. Die toltekischen Namen der Monatstage aber die in Chiapa und Soconusco gebräuchlich waren, wichen nach Boturini's Angabe von den mexicanischen durchaus ab (Humboldt a. a. O. 307). Man würde demnach geneigt sein die Uebereinstimmung für bloß zufällig zu halten, wenn nicht die Namen jener Thierkreiszeichen wahrscheinlich aus denen der Mondhäuser bei den Hindus entsprungen wären und sich unter diesen letzteren außer Mahara (ein Seeungeheuer), Schlange, Affe und Hundeschwanz, auch die Zeichen: Rohr, Messer Sonnenbahn (Fußspuren des Vischnu) und Haus fänden, welche ebenfalls unter den Monatstagen der Mexicaner vorkommen.

Daß der mexicanische Kalender unter asiatischem Einfluß entstanden sei, wird man hiernach als einigermaßen wahrscheinlich anerkennen müssen, und erst dadurch erhalten die übrigen Analogien zwischen den Völkern beider Welttheile einen gewissen Werth, namentlich die Bezeichnung der Jahre und Tage durch die Verbindung je zweier Reihen von Zeichen miteinander, wie sie bei den Japanern Chinesen und Tibetern zur Zählung der Jahre üblich ist (Humboldt, Vues 149), die Lehre von den Weltaltern, deren die Mexicaner 5 annehmen, während die Hindu's und Tibeter deren nur 4 haben, und die Sage von der großen Fluth, in welcher freilich Gallatin, der sonst die Tradition so geringschätzt, sonderbarer Weise eine historische Erinnerung erkennen zu müssen geglaubt hat. Unbefangener und gesunder ist sein

Räsonnement, wenn er geltend macht (p. 184 ff.) daß man
xicanern wenigstens die einheimische Vervollkommnung ihrer
mischen Kenntnisse und ihrer Zeitrechnung werde zugestehen
daß ihr System der Intercalation eine allmäliche einheimisch
serung des Kalenders vermuthen lasse und daß der Mangel d
stabenschrift, der Eisenbearbeitung und der Cerealien nicht
statte ihre Cultur als von Asien her eingewandert zu betracht
daß das Hirtenleben und die Milch als Nahrungsmittel den
nern fehlte, stellt sie den Asiaten ferner. Im Vergleich mit die
tigen und durchgreifenden Unterschieden in der ganzen Lebens
sich Uebereinstimmungen in den Ehegebräuchen, dem Priest
klösterlichen Einrichtungen u. dergl. (vgl. Prescott III, 343
da sie verschiedenen asiatischen Völkern entnommen sind,
Gewicht mehr beilegen. Dasselbe gilt von dem ohnehin in Mex
felhaften Gebrauche der Quipos, welcher den Chinesen in a
eigen (vgl. Humboldt, Ans. d. C. II, 20), sich in Peru au
gefunden hat. Wäre es Najera (Transactt. Americ. philos.
new series) gelungen die Verwandtschaft des einsilbigen Ot
dem Chinesischen zu beweisen, was freilich von den Sprach
nicht zugegeben wird (vgl. Pott, d. Ungleichheit menschl. Rass
so dürfte man den culturhistorischen Zusammenhang beider
als erwiesen betrachten, während freilich so vereinzelte Analo
die des mexicanischen Wortes teotl mit dem griechischen θεός,
telamerikanischen Votan mit Odin und dergleichen kaum n
werth sind.

Nichts ist geeigneter die Irrgänge erkennen zu lassen in wel
bei der Verfolgung solcher Analogien so leicht geräth als die
kung daß Aegypten ebenso wie Ost-Asien eine Reihe von P
darbietet, ja daß in Mexico sogar eine Menge von Erscheinun
kommen welche christlichen Völkern entnommen zu sein scheine
ten. Der Kopfputz der Isisbilder, die Bilderschrift, die 5 Ergä
tage des Jahres und der Pyramidenbau bieten sich zur Verg
in der ersteren Hinsicht dar (Humboldt, Ans. d. C. I, 8);
pelpyramiden beider Länder aber, die man oft einander sehr
hat finden wollen, unterscheiden sich nicht allein in Rücksicht de
denen sie zu dienen bestimmt waren (ebend. 42 ff.), sondern au
ihre äußere Gestalt im Einzelnen, größtentheils auch durch da

rial aus dem sie erbaut waren (S. Löwenstern 272, Rohrbach im Ausland 1857 p. 1123, vgl. auch Prescott III, 359 ff.). Einen christlichen Anschein hat bei den alten Mexicanern vorzüglich die Ceremonie der Abwaschung welche sie mit den Neugeborenen vornahmen, die Vertheilung und der Genuß des aus Maismehl gekneteten Götterbildes, das reuige Sündenbekenntniß beim Priester, die klösterlichen Einrichtungen für Männer und Weiber, die Tradition von der Zerstörung der alten Pyramide von Cholula durch den Zorn der Götter und mehreres Andere (Humboldt, Ans. d. C. II, 42). In allen ihren Hauptzügen steht aber die mexicanische Cultur vielmehr so eigenthümlich und selbstständig da, daß man Prescott's Endurtheil (III, 369) beistimmen muß: höchstens an die Einführung einzelner Culturelemente aus Asien im fernen Alterthum läßt sich denken, nicht an eine Verpflanzung asiatischer Bildung in größerem Umfange nach Amerika. Auch dafür daß in Amerika die Cultur von Norden nach Süden, von Mexico nach Peru gewandert sei, fehlt es an thatsächlichen Belegen.* Neben manchen Aehnlichkeiten an denen es nirgends ganz mangelt, finden sich wesentliche Verschiedenheiten. Man kennt bis jetzt keine bestimmten Spuren eines alten Zusammenhanges zwischen beiden Ländern und hat keinen Grund die Cultur des einen von ihnen für jünger zu halten als die des anderen; sollten sie aber in beiden aus Asien her stammen, so würde (wie Gallatin treffend bemerkt hat) schon die Verschiedenheit der peruanischen Zeitrechnung von der mexicanischen zu der Annahme nöthigen daß sie verschiedenen auswärtigen Völkern ihren Ursprung verdanke.

Die unmittelbaren Folgen der Eroberung von Neu Spanien waren für die Eingeborenen von höchst trauriger Art. Die alten spanischen Berichte selbst erzählen vielfach von der Noth jeder Art in die sie geriethen und den massenhaften Verlusten an Menschenleben die das Land erlitt. Cortes verfuhr noch mit einer gewissen Milde oder wenigstens ohne unnöthige Grausamkeit, dagegen tragen die Thaten P. de Alvarado's in Mexico und Guatemala wie die N. de Guzman's in Mechoacan (neuerdings von Brasseur IV, 630 ff. und 733 ff. ge-

* Das von Kottenkamp (I, 56) hierüber Beigebrachte ist von geringem Belange.

schildert) den Stempel empörender Unmenschlichkeit. Mag es sein d
die Mexicaner von Montezuma schwer gedrückt, seiner Herrschaft mi
waren, wie die Eroberer erzählen, mag es sein daß sie sich zum Th
nach Erlösung von dem Blutdurste ihrer Götter sehnten (Acosta
22), selbst Gomara (390), der zum Preise des Cortes und der sp
nischen Waffen schreibt, gesteht offen daß weder Weiber noch Kinder v
seinen Landsleuten geschont wurden und daß ihren Verbündeten un
den Eingeborenen sogar der Cannibalismus unverwehrt blieb.

Zurita hat gezeigt wie das mexicanische Volk hauptsächlich d
durch in das äußerste Elend gerieth, daß alle Grundlagen seiner bi
herigen politischen und socialen Organisation von den Siegern zerstö
wurden. Vom mexicanischen Adel überlebten nur wenige den Fall de
Hauptstadt und diese wenigen waren meist noch Kinder (Ixtlil
Cruautés 107). Eine Petition sechs vornehmer Indianer an Car
V. (ebend. Append. 261) legt dar wie der Rest des Adels, von de
Spaniern niedergetreten und in's Volk zurückgeworfen, in Armuth un
Elend umkam. Eine Tochter Montezuma's, über dessen Stammbau
und Nachkommen Siguenza ausführlich gehandelt hat, ist im tiefsten
Elend gestorben, wogegen allerdings einer seiner Söhne, der nach de
Eroberung längere Zeit verborgen geblieben war, später den spanische
Adelstitel und eine Rente erhielt (Zurita 328 ff., Vetancurt III, 1
184). Cortes (95) bemerkt zwar selbst daß es hart scheine die Ein-
geborenen ebenso wie die der Antillen zur Dienstbarkeit gegen die Spa-
nier zu zwingen, da sie weit bedeutendere Fähigkeiten zeigten, doch hab
er, da ihre Dienste unentbehrlich seien, vorbehaltlich kaiserlicher Geneh-
migung, eine Vertheilung derselben unter die Eroberer vorgenommen
um deren Verdienste zu belohnen. Auch die bisherigen Herren des Lan-
des wurden von dieser Vertheilung nicht ausgenommen: ihre Besitztitel
wurden mißachtet, sie mußten Steuern zahlen und Frohndienste thun
wie die Gemeinen. Dasselbe Verfahren, die Einrichtung der Encomien-
das, fand überall statt wo und soweit das Land erobert wurde. Die
Eingeborenen geriethen dadurch in ein Verhältniß das der Leibeigen-
schaft ähnlich war, und dieses bestand hier wie auf den großen Antillen,
wo es durch Columbus eingeführt war, factisch fort, obgleich es von
der spanischen Regierung aufgehoben wurde.

Hätte man die Spanier getrennt von den Indianern und zur Nie-
derlassung in besonderen Dörfern oder Städten genöthigt, wie dieß in

Peru großentheils geschehen ist, meint Torquemada (XVII, 22), so würde sich die einheimische Bevölkerung nicht so stark vermindert haben. Es geschah aber vielmehr das Gegentheil, angeblich weil man diese durch einen möglichst nahen Verkehr mit den Spaniern dem Christenthum zu gewinnen hoffte (Herrera III, 7, 2). Torquemada sieht wie Zurita (264) den furchtbaren Druck und die ungeheuere Ueberarbeitung unter der sie litten als die Hauptursache ihres Hinschwindens an. An harte Arbeit von früher her meist nicht gewöhnt, mußten sie diese umsonst leisten, dabei für ihre Wohnung und ihren Unterhalt selbst sorgen und noch das Baumaterial bezahlen das sie herbeizuschaffen hatten. Ein großer Theil konnte in Folge der Noth die ihn drückte, nicht daran denken sich zu verheirathen und eine Familie zu ernähren. Nicht selten erschien ihnen der Tod als die einzige Erlösung von ihren Leiden und gar manche haben sich erhängt aus Verzweiflung. Bei den Mixes und Chontales in Oaxaca machten sich viele untereinander verbindlich keine Kinder ferner zu zeugen oder künstlichen Abortus auszuüben um nicht ihre Nachkommen demselben Elend preiszugeben in dem sie selbst lebten (ebend. 324). Widerspenstige Eingeborene ließ Cortes (98 und sonst) als Sklaven zeichnen und verkaufen. Dasselbe geschah denen welche den verlangten Tribut an ihren Encomendero nicht zahlten (Oviedo XXXIII, 51): um diesen zu befriedigen blieb den eingeborenen Häuptlingen nichts Anderes übrig als ihre Untergebenen auf's Aeußerste zu bedrücken; oft thaten sie dieß auch aus Eigennutz und Herrschsucht, und zu dem doppelten Druck unter welchem das Volk stand, von Seiten der Dorfhäuptlinge und der spanischen Grundbesitzer, kam meist noch der des Gouverneurs, der seine berechtigten Forderungen bisweilen vervierfachte und selbst verzehnfachte (S. das Schreiben des Erzbischofs von Mexico an Carl V. v. J. 1554 bei Ixtlilx. Cruautés 255). Die Blattern, welche ein Neger vom Gefolge des Narvaez (1520) eingeschleppt hatte (B. Diaz 127), rafften viele hin, später traten die Masern unter ihnen auf (Gomara 426); andere erlagen in Menge einem gezwungenen Wechsel des Klima's (Zurita).

Die Eroberung der Hauptstadt führte hier, wie später in Peru, zur Zerstörung der alten Wasserleitungen: ein großer Theil des Landes wurde dadurch zu einer Wüste gemacht. Mit dem Untergange des Adels und der Priester gingen alle höheren Kenntnisse und alle frühere Bildung der Mexicaner verloren; mit der Zerstörung der Hauptstadt und

der Knechtung des Volkes wurden die Künste und der Gewerbfleiß
Grunde gerichtet; mit der Auflösung der politischen und socialen V
fassung trat (wie besonders Zurita nachweist) eine allgemeine Dem
ralisation des Volkes ein, und es wird daraus nur zu begreiflich d
man die alten Mexicaner nicht wiedererkennt in denen der späteren Ze
Selbst der Mönch Sahagun (X, 27) hebt hervor daß der allerdings v
Allem nothwendige Umsturz des Heidenthums eine wesentliche V
schlechterung für sie zur Folge gehabt habe, denn Trunkenheit und Au
schweifungen, denen ihre alte Verfassung zu widerstehen vermochte, hä
ten unter der Herrschaft des Christenthums erst überhand genomme
neben welchem freilich die heidnische Religion im Geheimen und in d
Herzen der Eingeborenen immer fortbestehe.

In demselben Jahre in welchem der Real y Supremo Consejo d
las Indias von Carl V. gestiftet wurde (1524), kamen die Franciscane
in größerer Anzahl nach Mexico, zwei Jahre später die Dominicane
und sieben Jahre nach diesen die Augustiner (Torq. XV); schon zu
Zeit von Cortes' Zug nach Honduras standen aber die spanischen Er
oberer den christlichen Heidenbekehrern feindlich gegenüber, verfolgten
und mißhandelten sie, da sie sich der Eingeborenen gegen ihre Bedrän
ger annahmen (Ixtlilx., Cruautés 167, 242). Besonders predigten
die Dominicaner freimüthig dagegen daß man sie versklave, umsonst
arbeiten lasse, wie Lastthiere behandle, in die Minen schicke und berau
(Remesal II, 4), obgleich ein Beschluß des Consejo von 1529 dies
Alles verboten und befohlen hatte daß sie nur zur Arbeit auf eigenem
Grund und Boden und zur Ausbeutung der Minen für ihren eigenen
Vortheil angehalten werden und davon die gesetzliche Steuer entrichten
sollten (ebend. 5). Freilich mußte schon nach wenigen Jahren das Last
tragen, wenn es freiwillig und gegen Bezahlung geschähe, wieder er
laubt werden, nur sollte die Last nicht über 2 Arroben betragen (Torq.
XVII, 19); andere Gesetze beschränkten den Gebrauch der Indianer als
Lastträger (tamemes in Mexico, apires in Peru) „auf das Nothwen
digste“ (Solorzano II, 13). Ihren geistlichen Beschützern schlossen sich
die Eingeborenen fast überall leicht an (Ritos 44 ff.): die Bekehrung
ging so rasch von statten daß es nach 20 Jahren schon mehrere Milli
onen Christen unter ihnen gab, die freilich nicht wie Gomara (450
kühn erzählt, „aus Liebe zu Cortes“ ihren alten Glauben aufgaben
sondern durch die Macht der Verhältnisse dazu bewogen wurden. D

sollen 80 bis 100000 Menschen zu den Predigten der Mönche zusammengeströmt sein, obwohl nur wenige davon etwas zu hören bekommen konnten. „Diese Leute haben so großes Vertrauen zu uns“, sagt Franc. di Bologna (bei Ternaux, Pièces rel. à la Conq. de Mex. p. 219), „daß es keiner Wunder mehr bedarf ... sie kommen 100 lieues weit her um uns predigen zu sehen“. Die Neubekehrten waren nicht selten außerordentlich gewissenhaft und zeigten sich trotz der äußersten Armuth in der sie lebten in ihrer frommen Einfalt zu jedem Opfer für den neuen Glauben bereit (Schilderung in Ritos 52 ff.).

Die Könige von Spanien suchten durch Gesetze und Verordnungen für die Christianisirung der Indianer zu sorgen: sie befahlen (1533) daß ein Viertel des von ihnen zu zahlenden Tributes zu Kirchenbauten und anderen religiösen Zwecken verwendet werde und verpflichteten (1536) die Encomenderos Geistliche für die Indianerdörfer zu bestellen (Torq. XVII, 19). So friedlich und leicht aber auch im Allgemeinen das Bekehrungswerk gegangen war — nur im Lande der Chichimeken und besonders in Jalisco fielen ihm viele Märtyrer zum Opfer (Torq. XV) —, so vereitelte doch die fortgesetzte Knechtung der einheimischen Bevölkerung durch die Spanier das Bemühen der Missionäre, und die 1574 (1571 nach Torq. XIX, 29) in Mexico eingeführte Inquisition hat durch ihre Autos da fe, bei denen sie nicht selten über hundert Ketzer auf einmal hinrichten ließ, jedenfalls das Ihrige gethan um die günstige Wirkung der übrigen Verordnungen auf die Indianer zu vernichten die Philipp II. zu ihrem Besten erließ (Torq. XVII, 20), sie vom Christenthum abzuschrecken und ihnen zu zeigen daß sie ihren blutdürstigen Göttern auch jetzt noch nicht entronnen waren (Anonymus bei Kingsb. VIII, 153 ff.). Mit der Bekehrung trat daher kein Wechsel in ihren Ueberzeugungen ein, es wurde nur eine äußere Form des Cultus an die Stelle einer anderen gesetzt (Humboldt, N. Sp. II, 134 f.), und das alte Heidenthum blieb heimlich, besonders in den südlichen Ländern, Jahrhunderte lang fortbestehen (s. darüber Brasseur IV, 822 ff.); vielfach ist es auch mit Christlichem, zum Theil wohl sogar absichtlich von den Missionären gemischt worden (Mühlenpfordt I, 251 ff.), wie z. B. das große Todtenfest der Indianer mit seinen Opfern von Hühnern und Sklaven mit dem Feste Allerseelen verschmolzen ist (Sartorius 265).

Die Eroberung von Mexico kostete nach Clavigero's Schätzung

mehr Menschenleben als die Azteken während der ganzen Dauer ihres Reiches ihren Göttern geopfert hatten, und die Bevölkerung des Landes, wenn sie auch nicht wie jener (I, 2) angiebt, bis auf ein Zehntel ihres früheren Betrages sich vermindert hat, ist doch unzweifelhaft unter spanischer Herrschaft stark gesunken. Um den Druck zu rechtfertigen unter dem die Indianer schmachteten, schilderte man sie als ganz verthierte Wesen (dieß that z. B. Tomas Ortiz), und schenkte dergleichen Behauptungen gern Glauben. Gegen solche Darstellungen hauptsächlich richtete sich die Bulle Pauls III. von 1537* (S. Torq. XVI, 25), welche sie vor Sklaverei und grober Mißhandlung schützen sollte. Sie scheint wesentlich mitgewirkt haben zu der Erlassung der sog. „neuen Gesetze" vom J. 1542 welche das Loos der Eingeborenen zu verbessern bestimmt waren, und wie überall in den Kolonien so auch in Mexico große Unzufriedenheit erregten, daher man sogleich durch Abgesandte in Spanien gegen sie zu suppliciren beschloß (Herrera VII, 6, 5). Schon früher hatte S. Ramirez (1531) als Präsident den Encomenderos ihre Indianer entzogen und der Krone zugewiesen, d. h. für frei erklärt, wenn sie dieselben schlecht behandelten, hatte die eigentliche Sklaverei und die Zeichnung mit dem Eisen abgeschafft und für Unterricht und Gesundheit der Indianer Sorge getragen; die Spanier aber wurden dadurch so aufgebracht daß sie (1533) Unruhen gegen ihn erregten (ebend. IV, 9, 14, V, 1, 6 und 5, 9). Unter den Vicekönigen strebten besonders Mendoza und Luis de Velasco (1551—66) den Eingeborenen Erleichterung zu verschaffen. Schon öfter waren sog. repartimientos vorgenommen worden: man hatte bestimmte Procente der Indianerbevölkerung den spanischen Grundbesitzern zum Zwecke des Landbaues oder auch der Minenarbeit zugewiesen, aber sie zu persönlichem Dienst und namentlich zum Lasttragen zu pressen, wurde wiederholt und auf's Strengste in den Gesetzen verboten (Solorzano II, 13); ebenso war es untersagt sie als Sklaven zu halten, aber alle diese Bestimmungen blieben unbeachtet bis sie Velasco wirklich zur Ausführung brachte (Torq. V, 14, 24).



* Die Hauptstellen aus derselben sind folgende: Indos ipsos, utpote veros homines, Christianae fidei capaces existere... Indos et omnes alias gentes ad notitiam Christianorum in posterum deventuras sua libertate ac rerum suarum dominio privatos seu privandos non esse, imo libertate et dominio hujusmodi uti et potiri et gaudere libere et licite posse nec in servitutem redigi debere... decernimus.

Den Tribut welchen die Indianer zahlen sollten, hat Carl V. 1518 auf 3 pesos de oro festgesetzt. Er wurde gewöhnlich von den erwachsenen Männern gefordert die zwischen 18 oder 20 und 50 Jahren standen, doch wechselten darüber die Bestimmungen; nur in Neu Spanien waren meist auch die Weiber dazu verpflichtet, die Häuptlinge waren ganz und die Neubekehrten auf 10 Jahre frei; bei Hungersnoth und anderen allgemeinen Unglücksfällen pflegte aber der Tribut erlassen zu werden (Solorzano II, 20). Hätten sich die Encomenderos, denen gesetzlich nicht die Dienste der Indianer, sondern nur deren Abgaben zugewiesen waren, hiermit begnügt, so würden sich diese sehr wohl befunden haben, da sie seit 1590 nur 1 peso (8 Realen, nämlich 7 Realen und ein Huhn) zu steuern hatten (Torq. V, 27, Vetancurt, Tratado de la ciudad de Mex. §. 45). Nach Humboldt (N. Sp. I, 148) entrichteten sie 1601 32 Silberrealen Tribut und 4 für den servizio real, was zusammen etwa 23 francs ausmacht, in einigen Intendantschaften aber allmälich so herabgesetzt wurde, daß die Summe nur 15 oder selbst nur 5 francs betrug; Villa-Señor (I, 6) giebt den Tribut im 18. Jahrh. für je zwei Indianer zusammen auf 2 pesos, anderwärts (I, 19), auf 18 Realen an, und bemerkt daß er verpachtet wurde. Die Zählungen der Bevölkerung wurden oft betrügerisch vorgenommen um eine größere Steuersumme zu erzielen, Verstorbene und Entflohene blieben in den ursprünglich schon zu hoch angesetzten Listen stehen und die übrigen mußten für sie mitbezahlen (Zurita, Solorz. II, 19). Ferner verwandelte der Encomendero den Tribut den er beziehen sollte, häufig in persönliche Dienstleistungen, was 1549 und später wiederholt vergebens verboten wurde (Torq. XVII, 19 f.), oder nahm solche noch außer dem Tribut in Anspruch. Außerdem boten die repartimientos zur Ueberbürdung reiche Gelegenheit: ein Versuch statt derselben die bloße Vermiethung zur Arbeit einzuführen (1602) fiel noch drückender für sie aus. Philipp III. verordnete daher (1609) daß jene zum Zwecke des Landbaues, der Viehzucht und der Minenarbeit fortbestehen, nie aber mehr als $^1/_7$ der Bevölkerung jedes Dorfes auf diese Weise verwendet werden sollte, und verbot bei hohen Strafen diese Leute aus weiter Ferne zum Dienste herzuholen, sie weiter zu verleihen oder zu veräußern (ebend. V, 59, XVII, 20). Um 1600 hatte der Vicekönig Graf von Monterey die zerstreut lebenden Indianer mit großen Kosten in bestimmte Dörfer und Wohnplätze zusammengezogen: auch dies gab zu den gröbsten Will-

kürlichkeiten und Bedrückungen Veranlassung, denn jene verloren nach kurzer Zeit alles eigene Land, verarmten gänzlich und starben in Menge hin (ebend. V, 43). Mit dem Namen naborias (yanaconas in Peru) bezeichnete man dienstpflichtige Eingeborene, die nicht verkauft oder vertauscht werden konnten wie die im Kriege gefangenen, außer mit besonderer Erlaubniß des Gouverneurs, der auch beim Tode ihres Herren über sie zu verfügen hatte (Oviedo XXIX, 8, Herrera I, 9, 15). Die Encomiendas wurden gewöhnlich auf zwei Leben ertheilt, so daß sie von ihrem ursprünglichen Inhaber bloß auf dessen nächsten Erben übergehen durften, für Neu Spanien allein wurde erlaubt sie bis in's dritte und selbst bis in's vierte Glied zu vererben, um sie dann erst an die Krone zurückfallen zu lassen (Solorzano III, 17). Auch Mönche, hohe Beamte und außerhalb Amerika lebende Personen, denen das Gesetz dieß verbot, waren oft im Besitze derselben. Erst im 18. Jahrh. wurden sie theils aufgehoben, theils erloschen sie von selbst (Humboldt, N. Sp. I, 144).

Anstatt des Schutzes und der Sorge für ihr leibliches und geistiges Wohl welche die Eingeborenen von ihren Patronen hatten genießen sollen, waren sie vielmehr allenthalben einem System rücksichtsloser Ausbeutung preisgegeben. Wenn sich gleichwohl die Spanier im 17. Jahrh. in Mexico so sicher vor inneren und äußeren Feinden fühlten, daß ihre Städte weder Mauern noch Thore bedurften und daß sie meist nicht einmal Kanonen und Pulver hatten (Gage I, 158, II, 64), so war diese Sorglosigkeit doch nicht ohne Gefahr. Auf die Empörung in Jalisco (1542) waren die Unruhen im Lande der Chichimeken (1568) gefolgt, welche eine Militärkolonisation desselben herbeiführten, und bei ihrer Erneuerung in Zacatecas (1591) die Gründung von Potosi und anderen Städten veranlaßten. Im Süden standen (1550) die Zapoteken auf und später (1661 f.) die Indianer von Tehuantepec (Brantz Mayer I, nach Cavo y Bustamante, Los tres siglos de Mejico dur. el gobierno Español). Viele Tausende von Eingeborenen wurden durch die kolossalen Bauten aufgerieben welche (1607 ff.) zur Ableitung des Wassers aus dem Thale von Mexico gemacht wurden (Desague von Huehuetoca, Humboldt N. Sp. II, 107, 119), und diese neue Bedrängniß war es hauptsächlich welche die gefährliche Empörung von 1617 hervorrief.

Wodurch noch neuerdings jeder Fortschritt den Indianern unmög-

lich gemacht wurde, stellt der Bericht des Bischoffs von Mechoacan an den König von Spanien (1795) in's Licht, den Humboldt (N. Sp. I, 150) im Auszug mitgetheilt hat: sie waren auf einen zu engen Raum beschränkt und lebten gedrückt und verachtet von den Weißen, abhängig von diesen, doch streng von ihnen geschieden, sowohl räumlich als auch social, denn Ehen zwischen beiden waren zwar in früherer Zeit erlaubt (seit 1514, Solorzano II, 26), später aber verboten; ein Indianer konnte keinen gültigen Vertrag schließen und keine Schuld über mehr als 5 Piaster contrahiren, ihre Alcalden zwangen sie ihnen Vieh abzukaufen und sich dann als ihre Schuldner jede Willkür gefallen zu lassen; die Justiz war käuflich. Die gute Absicht der Regierung diese Uebelstände zu bessern dauerte fort, aber auch ihre Kraftlosigkeit. An der Universität in Mexico gab es besondere Lehrstühle für die mexicanische und die Otomi-Sprache (Villa-Señor I, 7), die obwohl zeitweise suspendirt, sich doch bis in die neueste Zeit gehalten haben (v. Richthofen 118). Gezwungener Minenarbeit waren die Indianer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. nicht mehr unterworfen, sondern trieben diese freiwillig und gern, da sie dabei einen Wochenverdienst von wenigstens 20—30 francs hatten und nicht den großen Temperaturdifferenzen ausgesetzt waren welche anderwärts diese Arbeit in so hohem Grade gefährlich machen (Humboldt, N. Sp. I, 102, IV, 104). In den Tuchmanufacturen von Queretaro und Puebla dagegen arbeiteten sie mit den Sträflingen zusammen welche die Regierung in die Fabriken vertheilen ließ um für Taglohn zu arbeiten; sie waren mager und abgefallen, mit Lumpen bedeckt und wurden für das geringste Versehen ausgepeitscht (ebend. IV, 262). Nur um Weniges hat sich in der letzten Zeit der spanischen Herrschaft über Mexico die Lage der Indianer gebessert, alle intellectuelle Bildung und fast aller Reichthum blieb im Besitze der Weißen allein (ebend. I, 176), und diese bezeichneten sich hier wie im ganzen spanischen Amerika den Eingeborenen und Negern gegenüber stets ausschließlich als „vernünftige Menschen" (gente de razon).* Der Aufstand des Hidalgo (1810) zeigte daß ihr Haß gegen

* In Rücksicht dieses Ausdruckes ist zu bemerken daß in Californien neuerdings selbst die schwarzen Sklaven unter dem Namen gente de razon mitbegriffen werden, nur die Eingeborenen nicht (Roquefueil II, 261). Er kommt schon bei Gomara (243) vor, jedoch in anderer Bedeutung: dieser erzählt nämlich daß die Spanier unter Gonzalo Pizarro von Quijos nach Cumaco und Coca vordrangen, wo die Indianer ganz unbekleidet gingen, endlich aber zu

die Spanier noch nicht erstorben war; er spornte sie bei dieser wie bei anderen Gelegenheiten, namentlich auch in dem späteren Revolutionskriege, zu großen Anstrengungen und außerordentlicher Tapferkeit (S. das Beispiel bei Lyon II, 46),

Als Mexico Republik wurde (1824), hörte die Sklaverei auf, die Indianer wurden selbstständig. Ward (I, 25) berichtet 1827 daß die früher von Spanien genährte Eifersucht der Kasten aufeinander immer mehr schwinde vor der Rechtsgleichheit Aller, in Folge deren reine Indianer Mitglieder des Abgeordnetenhauses geworden, und Mulatten die sich auszeichneten zu hohen Stellen gelangt seien. Viele der hervorragendsten Männer der Revolution waren Mischlinge: General Guerrero, Zambo von Geburt, vor der Revolution Maulthiertreiber, war 1829 Präsident der Regierung; die Indianer werden neuerdings häufig Officiere und Kaufleute, vorzüglich aber Weltgeistliche und Mönche (Mühlenpfordt I, 203, 244). Aus früherer Zeit erwähnt Alcedo (Art. Mixteca) den Indianer Nicolas del Puerto welcher ein berühmter Jurist und Bischoff von Oaxaca war. Im Ganzen ist jedoch seit der Revolution die Stellung der Eingeborenen mehr nur scheinbar und in der Theorie als wirklich besser geworden, denn sie werden von den Machthabern willkürlich behandelt und in Dienstbarkeit gehalten (Mühlenpf. I, 231, Brantz M. I, 314, v. Richthofen 120). Sklaven können sie allerdings nicht werden, aber sie gerathen durch Schulden, die sie meist leichtsinnig machen, in eine gesetzliche Dienstbarkeit auf Lebenszeit bei ihren Gläubigern, und wenn sie auch dadurch den gewissenhaften unter den Gutsbesitzern, die dieß ungern sehen und darunter Schaden leiden, lästig genug fallen mögen (Sartorius 121, 289), so scheinen sie doch von anderen vielmehr in dieses Verhältniß unauflöslicher Abhängigkeit (peonage) aus eigennützigen Absichten hineingezogen zu werden (Löwenstern 184, Brantz M. II, 30 ff.).

Die Indianerbevölkerung von Neu Spanien hat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. beträchtlich zugenommen (Humboldt, N. Sp. I, 106, vgl. V, 6), und es ist unwahrscheinlich daß sie neuerdings sich vermindere (Lyon II, 240); sie beträgt 4/7 der gesammten Volks-

---

„vernünftigen Menschen" (gente de razon) kamen, die Brot aßen und baumwollene Kleider trugen. Der spätere Gebrauch nach welchem sich die Spanier diesen Namen allein und im Gegensatz zu den Indianern beilegten, verdankt erst dem Streben diese zu versklaven und sich selbst darüber zu rechtfertigen seinen Ursprung.

zahl, während $^{2}/_{7}$ Mischlinge und $^{1}/_{7}$ Weiße sind; Neger giebt es nur wenige (6600). In Durango, Chihuahua, Neu Leon, Coahuila und Neu Mexico sind fast gar keine Indianer mehr zu finden. Im Norden giebt es solche nur noch in Cinaloa und Sonora (Mühlenpfordt I, 205 f., Brantz M. II, 43); die Hauptmasse derselben lebt mit den Weißen zusammen in den mittleren und südlichen Theilen des Landes — in Oaxaca bilden sie (nach Humboldt) 88 Proc. der Bevölkerung —, während die beiderseitigen Küsten hauptsächlich mit Negermischlingen besetzt sind, da die Neger von jeher vorzugsweise zur Arbeit in diesen ungesunden Gegenden verwendet wurden (Ward I, 21, II, 296). In mehreren Departements des Staates Vera Cruz leben noch Indianer von reinem Blute in größerer Anzahl, besonders Totonaken, die wie die unvermischten Azteken des Dorfes Acapanzingo in der Nähe von Cuernavaca, ihre alten Sitten bewahrt haben. Letztere leisten Hülfe in der Noth, arbeiten aber nicht im Taglohn bei den Weißen um nicht in unbezahlbare Schulden zu gerathen; sie haben reinliche nette Hütten und Gärten, bewässern ihre Felder zweckmäßig und halten sie gut und sind von anständigem ernsten Betragen (Mühlenpfordt II, 47, 283). Von den reinen Indianern der nördlichen Landestheile sprechen nur wenige spanisch (Lyon II, 238).

Die jetzigen Indianer sind schweigsame und ernste verschlossene Menschen, die kein lautes Lachen, nur selten einen Scherz hören lassen und sich oft gleichgültig und dumm stellen um ihre Schlauheit zu verbergen. Drohungen und Strafen bewegen sie nicht, Stolz beleidigt sie und macht sie hartnäckig; nur durch Bitten und Schmeicheleien sind sie zu gewinnen (Mühlenpfordt I, 236 ff.). Auf Neuerungen gehen sie nicht ein; der Gebrauch des Pfluges auf den Hochebenen ist die einzige Verbesserung die sie im Landbau angenommen haben (Sartorius 119). Gleich groß wie ihre Anhänglichkeit an die alten Sitten, unter denen die Vorliebe für den Schmuck mit Blumen und der Gebrauch der Dampfbäder hervorzuheben sind, ist die an den Grund und Boden auf dem sie geboren sind (Brantz M. II, 30 ff.). Man wirft ihnen Trägheit vor, doch sind sie stets fleißiger als die Mischlinge (Lyon II, 178, 189) und von jeher die Hauptarbeiter im Lande gewesen. Es giebt sehr wohlhabende Leute unter ihnen, oft aber vergraben sie das Geld das sie durch den Anbau von Maguey, Bereitung von Pulque oder Cochenillezucht erworben haben, und entdecken selbst ihren Erben

das Geheimniß nicht (Sartorius 117, Mühlenpf. I, 240). Si
arbeiten in den dichtbevölkerten Landestheilen meist als Taglöhne
Wo sie Gemeindeländereien besaßen, deren Eigenthumsverhältnisse i
doch vielfach unklar waren und daher sehr willkürlich behandelt wu
den, durften sie meist nicht getheilt werden, so daß der Einzelne zu ke
nem Privateigenthum gelangte, bei ganz verkehrter Verwaltung u
die Früchte seines Fleißes kam und daher nothwendig die Arbeit aufg
(v. Richthofen 126 ff.). Nur an der Nordgrenze, besonders in d
Gegend von Matamoros, zeigen sie sich regsamer und dem Fortschritt g
neigter (ebend. 124). Der Schulunterricht den sie genießen ist schlecht
und wird oft von den Geistlichen absichtlich nicht verbessert; die hohe
Gebühren an die letzteren erschweren die Ehe (Sartorius 118, 157)
unter den Kindern herrscht in Folge verkehrter Diät eine große Sterb-
lichkeit (ebend. 111). Die Mehrzahl der Indianer ist dem Trunke nicht
ergeben (Lyon II, 132). Gewerbe treiben sie meist nicht; diese, der
Kleinhandel und Waarentransport sind hauptsächlich in den Händen
der Mestizen (Sartorius 122, 135). Indessen fertigen sie treffliche
Wachsfiguren (Menschen, Thiere, Früchte u. dergl.) und treiben Malerei
und Bildschnitzerei, aber freilich ganz im alten Stile (Mühlenpfordt
I, 242). Die Vorstände ihrer Dörfer wählen sie aus sich selbst wie vor
Zeiten unter spanischer Herrschaft (Herrera V, 2, 8); sie beachten bei
dieser Wahl sorgfältig die ihnen noch wohlbekannten alten Adelsge-
schlechter und haben noch nicht vergessen daß sie einst die Herren des
Landes waren (Mühlenpf. I, 244). — Die Mestizen, eine höchst
brauchbare Menschenklasse, zeigen sich als Dienstboten im Ackerbau und
in der Viehzucht wie bei der Minenarbeit kräftiger als die Europäer,
nur läßt sie ihre ungezügelte Leidenschaftlichkeit, die im Spiel, in der
Liebe und in übermäßigem Ehrgeiz hervortritt, meist nicht zu regel-
mäßiger Arbeit und festbegründetem Wohlstand kommen (Sarto-
rius 135 f.).

Die Völker im Norden von Mexico.

Obgleich wir die älteste Heimath toltekischer Cultur wahrscheinlich in Guatemala zu suchen haben (S. oben p. 20 ff.), läßt sich doch nicht behaupten daß die Länder im Norden von Mexico erst ein später Besitz toltekischer Völker gewesen seien; denn nicht allein scheint das Aztekenvolk von Norden und Nordwesten her nach Mexico vorgedrungen zu sein, sondern es haben sich auch bestimmte Spuren seiner alten Verbreitung bis mindestens zum 50. Breitengrade gefunden (S. oben p. 24 f., 31 ff.). Mag der Ursprung der Cultur der zu dieser Familie gehörigen Völker tief im Süden liegen, so ist der Norden, wenn er auch nicht als das eigentliche Stammland derselben mit Sicherheit bezeichnet werden kann, doch ohne Zweifel schon in sehr alter Zeit ihre Heimath gewesen, und es sind gerade die minder hochgebildeten Stämme dieser weit verzweigten Verwandtschaft welche die nördlichen Länder von jeher inne gehabt haben. Dieß ist es was wir kurz als das ethnographische Hauptresultat von Buschmann's linguistischen Untersuchungen über diesen Gegenstand hinstellen zu dürfen glauben. Die wichtigsten Thatsachen auf die es sich stützt, sind folgende.

Die sonorische Völkerfamilie, welche aus den Tarahumara Tepeguana Cahita und Cora besteht, besitzt in ihren Sprachen viele aztekische Wörter, und es sind nicht geistige Dinge oder Handlungen, sondern sinnliche Gegenstände und die einfachsten menschlichen Thätigkeiten, welche diese Wörter bezeichnen, daher man sie nicht von einem höher gebildeten an ein minder gebildetes Volk nur abgegeben und übergegangen glauben kann: wir dürfen daraus mit Sicherheit auf ein langes gemeinschaftliches Zusammenleben der Azteken mit jenen Völkern schließen. Ob aber eine wirkliche Stammverwandtschaft jener vier untereinander und mit den Azteken stattfinde, läßt sich nicht entscheiden, da sich neben einem großen gemeinsamen Besitz auch sehr durchgreifende Verschiedenheiten im Wortschatz und vorzüglich in dem grammatischen Baue dieser Sprachen finden (Buschmann 1854 Suppl. II, p. 5 f.). Die weitere Verfolgung dieser Entdeckung hat zu der Erkenntniß geführt daß die sonorische Sprachfamilie nicht auf die genannten vier Völker allein beschränkt ist, sondern weit nach Norden reicht, wo diesseits

des Gila-Flusses die Pimos, Opatas und andere, jenseits desselben die Moqui in Neu Mexico, weiterhin die Utahs, die Schoschonis im Felsengebirge und mehrere kleinere Stämme in Californien zu ihr gehören. Sie stehen sämmtlich, wenn auch in verschiedenem Maaße, in einem ähnlichen Verhältniß zu den Azteken, deren sprachlicher Einfluß demnach weit nach Norden bestimmt nachweisbar ist. Was freilich aus dem aztekischen Urstamm geworden sei, dessen Sprachstoff sich bis dorthin verbreitet hat und sich so vielen Sprachen beigemischt findet, wo er geblieben, wissen wir nicht. „Sind", sagt Buschmann (a. a. O. 666), „die jetzigen sonorischen Völker, was ich am meisten geneigt bin zu glauben, eine Verbindung eines großen Volkes und der Nahuatlaken, so nehmen die Geschichte dieser Vorgänge und die nahuatlakische Wanderung ein bedeutendes Alterthum in Anspruch".

Die Tarahumara haben ihren Hauptsitz in Durango, verbreiten sich zum Theil aber auch südlicher über einen Theil von Guadaljara, die Tepeguana besitzen den ganzen Westen der Südhälfte von Chihuahua und den Norden von Durango (ebend. 161 f.) Die ersteren, neben denen sich (besonders im Norden derselben) die Aztekenkolonien der Chinarras und Conchas finden, lebten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. mit mehreren anderen wenig bekannten Stämmen in der Mission S. Francisco de Conchos unter 27°57' zusammen (Rivera), und namentlich gehörte dort auch S. Pedro zu ihrem Gebiete (Villa-Señor VI, 6); den Namen Tepeguana aber führte das ganze westliche Durango von Paral nach Süden, das Presidio dieses Namens lag am Flusse Nasas; auch die Dörfer südlich von Sombrerete und der Stadt Durango waren von Tepeguanas bewohnt (ebend. 2 und 5, Rivera). Die Cahita-Sprache ist im nördlichen, die Cora-Sprache im südlichen Cinaloa zu Hause, von wo die letztere sich über den nordwestlichen Theil von Guadalajara erstreckt, obwohl in Cinaloa außer diesen beiden Sprachen auch noch mehrere andere heimisch sind (Buschmann a. a. O. 5, 154 f., Ausführliches über die Sitze der genannten vier Völker ebend. p. 14 ff.) Die Landschaft Nayar oder Nayarit, die Heimath der Coras und Tecoalmes, wird 90 leguas westlich von Zacatecas angegeben, (Rivera); sie erstreckte sich westlich von Xeres nach Norden bis in die Sierra Madre (Villa-Señor V, 32). Die dortigen Eingeborenen, welche sich im Jahre 1710 den Spaniern zu unterwerfen versprachen, erwiesen damals ihren Herrschern göttliche Ver-

ehrung, namentlich den Gebeinen der Verstorbenen; es wird von einer gewissen Pracht erzählt mit der sich diese Herrscher umgaben und von Menschenfleisch das als Opfer in marmornen Gefäßen vor ihnen niedergelegt wurde (ebend. 38). Dem Trunke waren sie nicht ergeben (Arricivita I, 19). Die Tarahumaras werden als fleißig im Berg- und Landbau geschildert (Villa-Señor VI, 6). Sie wohnten nach Alcedo in großen Höhlen, kleideten sich in Zeuge aus Aloefasern und hatten große gemeinsame Begräbnißplätze. Er schildert sie als friedliche Menschen, die Tepeguanas dagegen als sehr kriegerisch. Im Jahre 1628 begann die Mission der Jesuiten bei den ersteren; da sie indessen durch alle möglichen Mittel gezwungen werden sollten ihren alten Glauben zu verleugnen und schweren Druck zu leiden hatten (Näheres darüber bei Neymann) erregten sie Aufstände (1648—53, 1688), in denen sie längere Zeit gegen die Spanier glücklich waren. Auch die ihnen verhaßten Mönche fanden bei dieser Gelegenheit keine Schonung; indessen gelang es (1688) dem Jesuiten Salvatierra die Ruhe wiederherzustellen (S. Brantz Mayer I, 203, 217). Schon Pater Ribas hat im 17. Jahrh. die Verwandtschaft der Sprachen von Cinaloa mit der aztekischen erkannt (vgl. Vater, Mithridates III, 3, 131 ff.) und von allen alten und kundigen Leuten einstimmig die Nachricht erhalten daß die Bewohner des Landes von Norden her eingewandert seien (Buschmann a. a. O. 44). Die Cora-Sprache steht unter den genannten grammatisch wie lexikalisch dem Aztekischen am nächsten (ebend. 9).

Der sonorischen Familie, und zwar ihrer zweiten Abtheilung, während die bisher genannten vier Sprachen die erste bilden (Buschmann a. a. O. 656), gehört die Tubar-Sprache an, welche am oberen Laufe des Cinaloa-Flusses heimisch ist und von dort nach Chihuahua hinüberreicht; ferner die Sprache der Hiaqui oder Yaqui die von der Cahita nur dialektisch verschieden ist, und die der Mayos oder Mayas welche wiederum den Yaquis sehr nahe sprachverwandt sind (ebend. 163, 210 f.). Wahrscheinlich hat man die beiden letzteren Völker zusammen zu verstehen, wenn Herrera (V, 1, 8) erzählt, N. de Guzman sei 1532 zu den Indianern am Fluß Yaquimi (Yaqui) gekommen, bei denen er Männer und Weiber im Gesicht tättowirt gefunden habe, sie hätten als ein Volk sich von dort bis zum Flusse Petatlan, zwischen Cinaloa und Culiacan, erstreckt und die Sprache und die Sitten der Eingeborenen von Cinaloa gehabt. Von den Yaquis heißt es zwar

daß sie ihren Namen wegen ihrer bleichen Hautfarbe von den Sc
ern erhalten hätten (Gesch. v. Calif. III, 135), doch werden sie
kelkupferfarbig schlank und kräftig geschildert (Mühlenpf. II
Sie reichen von der Mündung des gleichnamigen Flusses bis nac
vista und Rio chico (Villa-Señor VI, 15, v. Richthofe
sind fleißig treu ehrlich und von sanftem Charakter; sie bilden d
tende Klasse in Ures, den centralen und niederen Gegenden v
nora, dienen als Perlenfischer im Golf von Californien, als B
und beim Feldbau (Hardy 91, Bartlett I, 442 f.), kleiden
in ein Stück Baumwollen- oder Wollenzeug und sind mit Bo
Pfeil bewaffnet (Mühlenpfordt II, 419). Vor ihrer Bekehru
die Jesuiten waren sie sehr kriegerisch. Im J. 1734 boten sie d
sionären 500 Mann Hülfstruppen gegen die „Rebellen" im Sü
Norden von Californien an (Gesch. v. Calif. III, 31); spä
(1826) empörten sie sich selbst und schlugen sich mit ihrem au
neten Führer Banderas vortrefflich gegen die Spanier; es gelan
in Folge des Schreckens den sie verbreiteten, das spanische Jo
werfen, sie kehrten aber, als sie diesen Zweck erreicht hatten, z
friedlichen Arbeiten wieder zurück (Hardy 185, 392). Die Ma
ebenfalls fleißige Bergleute und leben theils an dem Flusse ih
mens theils in vier Missionen am R. del Fuerte (Villa-Se
14). Rivera fand sie außer am Norduser des Mayo auch in d
und nördlich von der Stadt Cinaloa, Mühlenpfordt (II, 40
sie hauptsächlich im Norden und Nordwesten von Alamos an. A
gehören zu ihnen auch die Ahome am Zuaque welche von A
schon vor ihrer Versammlung in die Mission am Ausfluß des R.
als halbcivilisirte Indianer bezeichnet werden.

Weitere Glieder dieser zweiten Abtheilung des sonorischen S
sind die Opatas und Eudebes (Buschmann a. a. O. 230)
deren Missionen nach der Ostgrenze von Sonora hin in der
von Bavispe liegen (Villa-Señor VI, 16), fand Rivera
und südlich von Arispe und an den nördlichen Zuflüssen des
Ternaux (N. Ann. des v. 1842 III, 319) giebt sie auch am Ho
an und v. Richthofen (449) noch weiter westlich am S.
Von Farbe sind sie dunkelkupferroth. Die Opatas, das civilisirt
heimische Volk von Sonora, stehen in anständigem äußeren A
den Mexicanern nicht nach (Mühlenpfordt II, 420, Bar

444). Ihre kriegerische Tapferkeit und tüchtige militärische Einübung hat das Land oft vor den räuberischen Apachen geschützt oder von ihnen wieder befreit, obwohl sie übrigens friedliche Menschen sind die Gesetz und Ordnung lieben. Ungerecht von den Spaniern behandelt, haben sie auch diesen (1821), die ihnen an Zahl weit überlegen waren, kühnen Widerstand geleistet (Hardy 438, 164). Sie sind seit langer Zeit zum Christenthum bekehrt, schließen sich den Weißen leicht an und haben sich mit ihnen vielfach vermischt (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. VI, 80). Wells (463) erzählt daß ein Opata-Häuptling einst nach Madrid reiste um die Erlaubniß zur Gründung von Schulen zu erhalten und ein anderer 30 Jahre seines Lebens daran setzte diesen Zweck zu erreichen, alle diese Bemühungen aber erfolglos geblieben sind. Während die übrigen christianisirten Indianer von Sonora im Wesentlichen roh und barbarisch geblieben sind, haben die Opatas und Eudebes in Gesittung Fleiß und Kunstfertigkeit aller Art bedeutende Fortschritte gemacht (Pfefferkorn II, 284 ff.), und außer ihrer Gelehrigkeit wird besonders auch ihr zuverlässiger braver Charakter gerühmt. Die Opatas spinnen und weben Baumwolle und Wolle. Ihr Webstuhl besteht aus vier in die Erde geschlagenen Pfählen auf die sie einen Rahmen befestigen für den Aufzug; der Einschlagfaden wird auf ein längliches Stück Holz gewickelt das als Schiff dient, durchgeworfen und dann mit einem Lineale fest angedrückt. Sie fertigen Decken, Tischzeug, Bänder die mit hübschen Zeichnungen durchwebt und sehr dauerhaft sind, außerdem machen sie Sattlerarbeiten von mancherlei Art und die Frauen stricken feine Strümpfe (Mühlenpfordt II, 425). Auch in der Dichtkunst und Musik zeichnen sie sich aus (Beispiel eines Duettes und anderer Lieder bei Hardy 440), und man hat Ursache zu zweifeln ob sie erst durch das Vorbild der Spanier und den Unterricht der Missionäre auf die höhere Stufe gehoben worden sind auf welcher sie stehen. Den Opatas im Westen leben die Eudebes (Pfefferkorn I, 13). Rivera, nach welchem diese eigentlich Egues heißen, giebt sie im Süden der Opatas an in der Mission Matape und weiterhin am Yaqui von Onavas aufwärts.

Die Sprache der Pimas, welche ziemlich allgemein in Sonora verstanden wird (Pfefferkorn II, 242), bildet die dritte Abtheilung der sonorischen Sprachen; sie ist ein sehr eigenthümliches und selbstständiges Glied dieser Familie, das unter den vier sonorischen Haupt-

sprachen der Tepeguana noch am nächsten steht (Buschmann 1854, Suppl. II, p. 656 u. 1856 p. 352, 372). Nach ihren Wohnsitzen im Hoch- oder Niederland (Pimeria alta und baja) werden sie in Pimos altos und bajos unterschieden, zu deren ersteren die ihnen benachbarten Sobaypuris (Villa-Señor VI, 16) und die Pápagos oder Papabotas, eigentlich Papabi-Ootam, gehören, da diese, obwohl verachtet von den übrigen, doch dieselbe Sprache reden (Pfefferkorn I, 10). Etwas zweideutig sagt Bartlett (II, 298), in S. Xavier del Bac wohnten Pimos, obwohl sie gewöhnlich Papagos genannt würden. Arricivita und Villa-Señor erwähnen diese letzteren öfters als Nachbarn der Pimas Gileños (Pimas am Gila) und der Seris; von Richthofen (449) bezeichnet als ihren Wohnplatz die Wüste zwischen dem Gila, dem Golf von Californien und den Presidios von Altar und Tucson. Die Pimas leben theils an beiden Ufern des Gila, theils weiter im Süden wo sie mit den Eudebes die westlichen Nachbarn der Opatas sind (Pimas bajos), und erstrecken sich von dort nach Nordwesten (Pimas altos) bis zu den Papagos (Pfefferkorn I, 5, 13). Rivera nennt sie selbst noch weiter südlich als die Eudebes, mit denen sie zum Theil zusammenwohnen. Die fünf Missionen der Pimas bajos liegen nördlich von Rio chico (Villa-Señor VI, 15). Ihrer Sage noch wären sie von Osten her* eingewandert (Johnston bei Emory 601) in das Land das vor ihnen die (Navajos oder?) Moquis inne gehabt hätten (Schoolcraft III, 296). Ist dieß richtig, so würden wir in der Gegend der casa grande am Gila, wo Vater Garzes (1775) den Eingeborenen „in der Sprache seiner eigenen Mission" (S. Xavier del Bac), d. i. in der Pimos-Sprache predigte (Arricivita IV, 3), und von dort nach Osten im Mündungslande des Salinas (Emory) ihre alten Wohnsitze vermuthen müssen. Neuerdings finden sie sich auf beiden Ufern des Gila am Ausfluß des Asuncion und des S. Pedro (Mühlenpfordt) und reichen auf der Nordseite des zuerst genannten Flusses bis zu 60 leguas oberhalb seiner Mündung hinauf (v. Richthofen).

Die Eingeborenen von Sonora sind meist von großem starken Körperbau (Mühlenpfordt I, 214) und kastanienbrauner oder etwas hellerer und röthlicher Hautfarbe (Pfefferkorn II, 6), die Pimos dunkelbraun (Bartlett II, 263). Die Neugeborenen haben die

* Gallatin p. LXXXIX sagt unrichtig „von Norden".

Farbe europäischer Kinder, werden aber in wenigen Tagen in dieser Hinsicht ihren Eltern gleich. Die Stirn der Indianer von Sonora ist sehr klein, die Ohren groß, das Gesicht breit mit kleinen stechenden Augen; der Bart fehlt ihnen fast ganz, obgleich sie ihn nicht ausreißen; nur im Alter zeigen sich einige Haare am Kinn. Sie sind von lebhaftem Temperament, sehr geschwätzig und begleiten die Rede mit starker Gesticulation (Pfefferkorn II, 8, 13, 38). Die Pimos sollen nach Bartlett (II, 260) im Aeußeren den Coco-Maricopas (siehe unten) durchaus gleichen, obschon sie sprachlich von ihnen völlig verschieden sind und erst seit neuerer Zeit mit ihnen zusammenleben; indessen fand Emory (86 f.) zwischen beiden in ersterer Rücksicht nicht unbedeutende Unterschiede. Der Culturzustand beider Völker die am Gila ganz zusammenwohnen, scheint allerdings der nämliche zu sein, so jedoch daß die Pimos in allen höheren Kunstfertigkeiten die Lehrer der Coco-Maricopas gewesen sind. Sie tragen Sandalen und kleiden sich in Tücher die sie um den Leib schlagen, nur wenige werfen ein solches auch um die Schultern; nur Männer und Knaben zeigen sich öfters unbekleidet, niemals aber die Mädchen, welche mit zwei blauen Streifen zwischen den Mundwinkeln und dem Kinn tättowirt werden. Ihre Gärten und Felder hegen sie ein, leiten ihnen das nöthige Wasser in Gräben vom Gila zu und bestellen sie sorgfältig (Bartlett II, 228 ff.). Außer Mais Weizen und Baumwolle werden auch Melonen Kürbisse und Bohnen von ihnen gezogen; Vieh, Pferde und Kühe, haben sie nur wenig (Emory 83 ff.). Feldbau und Viehzucht, die einzigen Geschäfte der Männer (Bartlett II, 223), werden auch weiter südlich in der Pimeria alta fleißig von ihnen betrieben (Villa-Señor VI, 16), und die als sehr roh geschilderten und unbekehrt gebliebenen Papagos helfen ihnen dort vielfach bei diesen Arbeiten. Die Wohnungen der Pimos am Gila sind Hütten mit einem Dach von Erde das auf Pfählen ruht welche in einem Kreise von 12—15' Umfang aufgestellt und mit Stroh zusammengeflochten sind (Johnston bei Emory 601). Sie dienen fast nur als Schlafstätten und sind großen Heuschobern ähnlich (Bartlett II, 233 beschreibt die Construction derselben etwas anders). Sie spinnen die Baumwolle an der Spindel und weben sich ihre Tücher selbst, doch ohne sie mit bunten Farben oder Figuren zu verzieren (ebend. 224). Unter den Erzeugnissen ihres Kunstfleißes sind besonders die wasserdichten Körbe und Kästen bemerkenswerth die sie



Verachtung als in Geldbuße oder körperlicher Züchtig
132). Die Eltern der Braut erhalten Geschenke, abe
wird nicht zur Ehe gezwungen. Ihre religiösen Vorstell
sich auf einen vagen Glauben an ein höchstes Wesen
(Bartlett II, 222). Nach Angabe der älteren Missi
Brief II, 80) verbrennen sie ihre Todten, nach Bartle
schähe dieß bei den Coco-Maricopas, während die Pin
begrüben.

Die durch Pater Kino (Kühn, gest. 1710) bekehrten
den von den Spaniern in die Bergwerke geschleppt un
gang der Mission bei ihnen gestört. Später (1751) rie
nenheit des Gouverneurs von Sonora einen Aufstan
hervor der den Spaniern gefährlich geworden sein wü
jene nicht kurz darauf ihnen von selbst wieder unter
(Pfefferkorn I, 16 ff., Gesch. von Calif. II, 13). Un
ständen ist es nicht zu verwundern daß die Pimas alto
Christen waren (Villa-Señor VI, 16) und die am G
kehrt geblieben sind. Im Jahre 1768 gab es indessen i
alta 8 Missionsdörfer und 8 Filiale (visitas) mit 2018
ria baja 8 Missionen und 7 Filiale mit 3011 Zögling
lich im Norden durch die Ueberfälle der Apachen und in
die der Seris oft zu leiden hatten (Näheres über die dort
und ihre Geschichte bei Arricivita III, 13 ff.).*

Die ganze Südküste von Neu Californien, nur mit

ist im Besitze der Völker welche die vierte Abtheilung der sonorischen Sprachfamilie ausmachen (Buschmann 1854, Suppl. II, p. 656). Zu ihr gehören die Kechi in S. Luis Rey, die Netela in S. Juan Capistrano, die Cahuillo zwischen den Quellen der Flüsse S. Ana und S. Gabriel, die Chemehuevi oder Chimewhuewe am unteren Colorado oberhalb der Yumas (Möllhausen a, I, 201), wohl die Chemevet bei Arricivita (IV, 4), die Chemeguaba der alten spanischen Missionäre (Möllhausen 403); ferner die Kizh von S. Gabriel, endlich die Indianer der Mission S. Fernando. Turner hat diese Völker nebst den Utahs und Comanches zur Familie der Schoschoni gerechnet (Buschmann a. a. O. 552), von welcher sogleich weiter die Rede sein wird, die Sprachen Kizh und Netela unterscheiden sich jedoch vom Schoschoni und Comanche namentlich dadurch, daß der aztekische Sprachstoff den sie besitzen, reicher, die athapaskischen Elemente aber die sie in sich aufgenommen haben, von geringerem Umfange sind als bei den letzteren Sprachen (Buschmann 1855 p. 526 ff.).

Die Indianer in der Nähe von S. Luis Rey sind mittelgroß und wohlgebildet, zur Arbeit und zum Handel geneigt und den Spaniern freundlich (Bryant 227). Die Chimewhuewe, die in ihren Sitten und Gebräuchen ganz den später zu besprechenden Mohave gleichen (Möllhausen a, I, 123), sind nicht so groß und muskulös als diese und die Yumas, aber von auffallend schöner Gesichtsbildung, deren bisweilen ganz römisches Profil keine Spur des indianischen Typus zeigt (ebend. 220). Sie sind in Rücksicht ihrer Körperformen den Pah-Utahs, zu denen sie Whipple gezählt hat, und den Cutchanas sehr ähnlich (Möllhausen 381).

Wahrscheinlich gehören zu dieser Gruppe der sonorischen Familie auch die Völker zu denen Oñate im Jahre 1600 im Süden von Neu Californien vordrang (Torquemada V, 37 ff.), und die von Vizcaino 1602 hier an der Küste und auf der Insel S. Catalina besucht wurden (ebend. 53). Die letzteren, deren Kinder von heller Farbe („weiß und roth“) waren, lebten in großen Hütten und trieben Handel nach den umliegenden Inseln und nach dem Festlande. Sie hatten einen Tempel oder eine Opferstätte von der Gestalt eines großen Hofes auf welchem ein kreisförmiger Platz mit bunten Vogelfedern eingehegt war. In der Mitte desselben befand sich ein gemaltes Idol und neben die-

sem zu beiden Seiten die Bilder von Sonne und Mond; auch wurden zwei große heilige Raben dort gehalten. Oñate fand in jenen Gegenden (Torq. V, 40) namentlich den Hausbau ganz ähnlich dem der Moquis (s. unten): die Eingeborenen wohnten in Häusern von 2 bis 5 und selbst 7 Stockwerken die von Stein Luftziegeln und Erde, in ihrem oberen Theil von Holz gebaut und außen mit einem Corridor umgeben waren. Das Erdgeschoß hatte keine Thüre, sondern der Zugang geschah auf Leitern von oben. Im Winter lebten die Eingeborenen in Estufas oder unterirdischen Schwitzhäusern, von denen jedoch die Kinder ausgeschlossen blieben. Sie bauten das Land, die Weiber spannen, webten Baumwolle und verfertigten hübsche Federmäntel. Diebstahl, Streit, Trunk waren ihnen fremd, ihr einziges Getränk war Wasser, dem Spiel aber gaben sie sich mit Leidenschaft hin. Als Waffen führten sie Pfeile und Schwerter von Holz. Für Fischfang Jagd und andere gemeinschaftliche Geschäfte hatten sie besondere Anführer und außer diesen noch einen Häuptling welchem im Range der öffentliche Ausrufer zunächst stand. Die höchste Strafe die bei ihnen vorkam, bestand in dem Abschneiden einer Locke. Ihre drei Götter nannten sie Cocapo, Cacina und Homace und verehrten sie in Tempeln die 20′ lang, 10′ breit und ganz bemalt waren. In diesen befand sich ein sitzendes Idol von Stein oder Erde, das in der einen Hand eine Schale mit drei Eiern, in der andern eine solche mit Maisähren hielt und einen Topf voll Wasser vor sich hatte. Die Fähigkeiten dieser Menschen werden als sehr gut bezeichnet. Ob auch Cabrillo's Nachrichten (1542) über die Bewohner der californischen Küste unter 35° n. B. (Coleccion 180 ff.) auf diese Völker zu beziehen seien, erscheint als zweifelhafter: er erzählt von einer dichten Bevölkerung die in bedeutenden Dörfern mit großen Häusern wohnte und sich in Thierfelle kleidete. Die Häuser, sagt er, seien „von der Art derer in Neu Spanien" gewesen. Auf Plätzen die mit Steinen eingefaßt waren, hatte man bemalte Stangen aufgerichtet um welche herumgetanzt wurde. In dem Viage hecho por las goletas Sutil y Mexicana (ed. Navarrete 1802) finden sich Völker von Neu Californien erwähnt welche das Jahr mit dem Sommersolstitium anfangen und in 14 Monate von je 20 Tagen theilen sollen mit Hinzufügung zahlreicher Schalttage (L'art. de vérif. les d. X, 54) — eine Jahresrechnung die mit der altmexicanischen übereinstimmen würde, wenn

man, wie zu vermuthen steht, anstatt 14 vielmehr 18 Monate zu lesen hat.

Die fünfte Abtheilung des sonorischen Sprachstammes ist die Gruppe der Schoschoni-Völker, deren einen Zweig die Comanche, Moqui, Yutah (Utah) und Piede oder Pah-Yutah bilden, während der zweite aus den Schoschoni und Wihinascht besteht (Buschmann 1854 Suppl. II, p. 656). Wir beginnen mit dem am höchsten entwickelten Volke dieser Gruppe.

Die Moqui oder Moquinos, im Norden von Sonora (Pfefferkorn I, 5), leben in sieben Dörfern westnordwestlich von Zuñi jenseits des Gila im Süden des Landes der Navajos (vgl. oben III, 7) und grenzen im Osten an Neu Mexico, wenn man nämlich unter letzterem nach älterem Sprachgebrauch nur den schmalen Streifen Landes versteht der sich zu beiden Seiten des R. del. Norte von Santa Fe südwärts zieht. Die Namen der Dörfer sind nach Villa-Señor (VI, 17) folgende: Hualpi, Tanos, Moxonavi, Xongopavi, Quianna, Aguatubi, Rio grande de Espeleta. Man findet sie neuerdings häufig zu den sogenannten Pueblos gezählt, den halbcivilisirten Indianern von Neu Mexico die in Dörfern (Pueblos) von eigenthümlicher Bauart wohnen, und hat sie sprachlich bald den Queres oder Keres, bald den Teguas, welche zu den Pueblos von Neu Mexico gehören, anschließen wollen oder selbst den Navajos (Davis 115 f.), sie sind aber vielmehr zur sonorischen Familie zu rechnen, deren Sprachen sämmtlich aztekische Wörter enthalten (Buschmann 1854 Suppl. II, 281). Alle sieben Dörfer der Moquis mit Ausnahme von Harno* haben dieselbe Sprache (Schoolcraft IV, 87).

Physisch sind die Moquis durch sehr helle Hautfarbe ausgezeichnet (Atlant. Stud. IV, 210 nach Walker). Sie tragen ein Stück Tuch oder Leder das in der Mitte mit einer Oeffnung versehen ist um den Kopf hindurch zu stecken; bei den Weibern fällt es länger herab und wird mit einer Schärpe gebunden. Ein Tuch um die Schultern, das von den Weibern auch über den Kopf gezogen wird, gehört für beide Geschlechter zum vollständigen Anzug; ebenso Ledergamaschen und Mocassins; außerdem haben die Männer noch dunkelrothe lederne Knie-

* Villa-Señor (a. a. O.) nennt diesen Namen freilich ebensowenig als den von Oraivaz oder Musquins, das außer Harno sich bei Schoolcraft (a. a. O.) allein noch angeführt findet.

hosen mit Messingknöpfen und blaue Strümpfe (Schoolcraft VI 76). Ihre Dörfer haben nach Pater Garzes' Beschreibung (1776 bei Arricivita (IV, 5) eine breite Straße die von einem Ende bis zum andern führt und auf den übrigen Straßen rechtwinklig steht und zwei kleine freie Plätze. Die Häuser bestehen aus mehreren Stockwerken und zwar so, daß sich von der Straße aus zunächst eine 1½ varas hohe Mauer erhebt, auf welcher der Hof des Hauses liegt den man auf einer beweglichen hölzernen Treppe oder Leiter ersteigt; ebenso gelangt man vermittelst einer Leiter vom Hofe aus, an welchem mehrere Gemächer liegen die man mit hölzernen Schlüsseln öffnet, zu den großen Sälen und Zimmern der oberen Stockwerke und auf das platte Dach. Neuere Berichte fügen hinzu daß die Häuser meist zwei- oder dreistockig, von Stein und Mörtel oder von Erde gebaut sind (Davis 420, Walker a. a. O.). Die Höhe jedes Stockwerkes beträgt nur wenig über 6′; Thüren und Fenster fehlen meist, da man von oben hineinsteigt; die inneren Räume sind weiß getüncht; das Sparrwerk von Holz dient zur Stütze der Balken welche der Länge nach das Gebäude durchsetzen; das Dach besteht aus einer Lage von Balken die mit Binsen und Erde bedeckt ist (Schoolcraft IV, 82). Die Dörfer sind mit einer Umfassungsmauer umgeben (Möllhausen a, II, 238). Der Landbau, an welchem sich die Männer betheiligen (ebend.), wird sehr sorgfältig betrieben auf künstlich bewässerten Feldern und erstreckt sich hauptsächlich auf Mais und Baumwolle, doch ziehen sie auch Melonen Kürbisse und Pfirsiche, Bohnen und Zwiebeln; die Viehzucht ist weniger bedeutend: sie haben zwar große Schafherden, scheren die Thiere aber nur wenn sie gestorben sind, auch sollen sie deren Häute nicht gerben (Schoolcr. IV, 86, 72). Sie spinnen an der Spindel, weben schöne Tücher, stricken Strümpfe (ebend. 76) und fertigen Irdengeschirr.

Schon in früher Zeit sind die Moquis und die ihnen benachbarten Völker zum Christenthum bekehrt worden, seit der großen Empörung der Eingeborenen von Neu Mexico im Jahre 1680 aber sind sie zum Heidenthum wieder zurückgekehrt, und noch neuerdings hat man daher bei ihnen ihre alten Tänze, von denen manche als sehr anmuthig geschildert werden, und ihre dramatischen Maskenspiele in Uebung gefunden (Schoolcr. IV, 74, 80, 86). In einigen ihrer Dörfer lebt wie bei den Navajos (S. oben III, 7) die Erinnerung an Montezuma

und die Eroberung Mexico's durch die Spanier in Gesängen fort (Schoolcr. IV, 73, 79), woraus sich freilich nicht auf einen unmittelbaren alten Zusammenhang dieser Völker mit den Mexicanern schließen läßt. Was ihre religiösen Vorstellungen betrifft, so sollen die Moquis ihren „großen Vater," den sie als Urheber alles Uebels bezeichnen (?), sich im Osten, und ihre „große Mutter," die Quelle alles Guten, im Westen wohnend denken, von wo sie unter Führung der letzteren in ihr jetziges Land eingewandert seien. Sie bringen mit dieser Sage eine alte Eintheilung ihres Volkes in neun Stämme in Verbindung die zum Theil nach Thieren benannt sind, und glauben daß sie nach dem Tode in diese Thiere verwandelt würden (ebend. 85 f.). Die Gebeine ihrer Todten graben sie nach einiger Zeit wieder aus um sie an einem besonderen Orte aufzubewahren; für die Geister derselben pflegen sie an einem bestimmten Tage des Jahres Nahrungsmittel auf einen Hügel auszusetzen (ebend. 78). Außerdem ist in Rücksicht ihrer Religion noch zu bemerken daß sie ein heiliges Feuer unterhalten (ebend. 76).

Jedes Dorf wird von einem gewählten Häuptling regiert der einen Rath der Alten neben sich hat. Die Rathsversammlungen werden in der estufa, dem Schwitzhaus, gehalten (ebend.). Die Moquis sind durchaus ehrliche zuverlässige Menschen. Trunk ist bei ihnen unbekannt. Waffen gebrauchen sie nicht leicht und sollen kein Menschenblut vergießen (Simpson a, 81, Davis 420). Andere amerikanische Berichterstatter, denen sie überhaupt als minder civilisirt erschienen sind, behaupten dagegen daß sie im Kriege skalpiren und bei siegreicher Rückkehr einen Skalptanz aufführen (Schoolcraft IV, 78). Auf die Treue der Frauen, die (nach Walker) nur im Hause arbeiten sollen, halten sie streng (Simpson); Polygamie giebt es nicht bei ihnen, aber Scheidung ist erlaubt und die Großeltern übernehmen in einem solchen Falle die Kinder. Das Mädchen pflegt sich ihren Bräutigam selbst zu wählen und der Vater den Antrag alsdann an dessen Eltern zu stellen (Schoolcr. IV, 86 f.). Das Jahr der Moquis wird zu 12 Mondmonaten gerechnet (ebend.).

Nördlich von den Moqui gehören die vier Hauptvölker von Utah zum sonorischen Stamme: die Utah oder Yuta, die Pah-Utah oder Wasser-Utah, die Schoschoni und die verkommenen Diggers (root-diggers, Wurzelgräber). Die Verwandtschaft der ersteren mit den Co-

manchen und Schoschonen hat nach Pike auch Hale ausgesprochen, Gallatin sie bezweifelt, Buschmann aber sie bestätigt und erwiesen.

Die Utahs sind ein ehrliches freundliches und gastfreies, aber kriegerisches Volk, das einen großen Landstrich im Süden des Salz-See's bewohnt, im Osten und Südosten der Schoschoni und gegen Santa Fe hin (Stansbury 148, Parker 79, 301), und von Jagd und Fischfang, Wurzeln und Beeren lebt. Mühlenpfordt (II, 537) bezeichnet die Gegend des Flusses Dolores als ihren Sitz. Wenn die Abbildung treu ist welche Stansbury von ihnen gegeben hat, so sind sie von nichts weniger als widrigem Aeußeren. Die Pah-Utahs, Payuches (Piutes bei Dunn), auch Piedes genannt, welche sich am Colorado oberhalb der Mohaves und noch unterhalb der Mündung des R. Virgin von 34° an nach Norden finden (Möllhausen a, I, 360, 480), unterscheiden sich im Aeußern wenig oder nicht von den Chimewhuewes und Cutchanas. Sie sind schöne athletische Gestalten von dunkler Kupferfarbe und meist über 6' groß, ihre Weiber aber, die einen Rock von Baststreifen tragen, während sich die Männer nur mit einem Schurz bekleiden, sind klein dick und untersetzt (Möllhausen 381 f.). Sie nähren sich von Sämereien und Wurzeln, doch verschmähen sie auch Frösche Eidechsen und Schlangen nicht (ebend. 417). Man bezeichnet sie als tückisch und verrätherisch. Farnham (Travels 376 ff.) giebt nach Lyman die Paiuches am nördlichen Colorado an und von diesem nach dem großen Salz-See hin: er bezeichnet sie als schwächliche, ganz nackte und durchaus rohe Menschen, die zum Theil in Erdhöhlen wohnen, von ihren Nachbarn, den Utahs, wegen ihrer Feigheit tief verachtet und nicht einmal zu Sklaven gemacht werden, und obwohl im tiefsten Elend lebend, doch so zufrieden mit ihrer Lage sind daß sie in der Fremde oft an Heimweh leiden. Die Pah-Utahs scheinen demnach, wenn nicht die beiden zuletzt erwähnten Berichterstatter unter diesem Namen von ganz verschiedenen Völkern reden, nicht überall in denselben Verhältnissen zu leben, und in Folge davon ziemlich bedeutende Verschiedenheiten zu zeigen. Farnham's Schilderung derselben kommt am nächsten mit derjenigen überein welche sich mehrfach von den Diggers gegeben findet. Diese nämlich bezeichnet Kelly (N. Ann. des v. 1854 III, 145), der sie von den Quellen des Sacramento bis zur nördlichen Grenze von Alt-Californien reichen läßt, als äußerst tiefstehende thierische Menschen von kleiner Statur und sehr

niedriger Stirn. Nach Borthwick (Three years in Californ. Edinb. 1857, p. 128 ff.) sind sie fast schwarz und äußerst häßlich, nähren sich hauptsächlich von Bucheckern, und haben ihren Namen daher erhalten daß sie ihre Winterwohnungen in die Erde graben; als Produkte ihres Kunstfleißes hebt er ihre dicht geflochtenen Körbe hervor — ähnliche Körbe werden von den Schoschoni verfertigt — in denen sie Wasser durch erhitzte Steine zum Kochen bringen. Schiel (R. durch d. Felsengeb. Schaffhs. 1859 p. 131) sieht in ihnen kein besonderes Volk, sondern erklärt sie nur für den Auswurf der ihnen benachbarten Stämme. Ersteres wird durch Bartlett (II, 29) insofern bestätigt als er bemerkt daß alle Eingeborenen, und wie es scheint ohne Unterschied der Nationalität, Diggers genannt werden, welche zwischen dem Sacramento-Fluß und der Küste oder in dem noch ganz unbekannten Innern des Staates Californien leben. Da auch ein Theil der Schoschoni, nämlich die ihrer Pferde beraubten kümmerlich lebenden Schoschoni (W. Irving), und die Bonaks als Diggers oder root-diggers bezeichnet werden (Johnston bei Schoolcraft IV, 223), ist die Bedeutung dieses Namens zu unbestimmt um ethnographisch brauchbar zu sein.

Ueber die eben erwähnten Bonaks, Bonnacks oder Panascht, lauten die bis jetzt vorhandenen Nachrichten ebenfalls noch zu unbestimmt als daß sich entscheiden ließe, ob man sie für ein besonderes Volk oder nur für eine verkommene Abtheilung der Schoschoni zu halten habe, denen sie nahe sprachverwandt zu sein scheinen (Buschmann 1854 Suppl. II, p. 657). Wyeth hat sie wahrscheinlich mit den Schoschoni verwechselt, da er von ihnen erzählt daß sie Pferde besäßen und Büffel jagten, die letzteren aber nur von Wurzeln und Fischen lebten (ebend. 637). Die Bonaks halten wie die Moquis ihre Rathsversammlungen Tänze und Spiele in einem Schwitzhause; als ihren ältesten Stamm bezeichnen sie die Coyotes oder Wölfe, aus denen, wie sie sagen, erst allmälich wirkliche Menschen geworden seien; die Todten verbrennen sie; ihre Lehre von einer Vergeltung im anderen Leben verdankt vielleicht erst den Lehren californischer Missionäre ihren Ursprung (Johnston a. a. O.).

Die Schoschoni, Snake oder Schlangenindianer, welche in früherer Zeit das Quellgebiet des Missouri inne hatten, sind, wie wir schon früher erwähnt haben (III, 29), durch die Schwarzfüße und As-

fineboin, welche durch Händler der Hudsonsbai-Compagnie in de Besitz von Feuerwaffen gelangten, stark bedrängt, ins Felsengebirg und über dasselbe hinausgetrieben worden (Morse 35 note, W. Irving 193). Die verschiedenen Angaben des Gebietes über das sie sich verbreiten, finden sich ausführlich bei Buschmann (a. a. O. 634 ff. Nach Morse erstrecken sie sich bis zu 47° n. B., Violet setzt sie zwischen 38° und 43°, die Karte der U. St. Exploring Exped. zwische 42° und 45° 35'. Sie reichen vom südlichen Theil des Oregongebietes, wo sie im Südwesten des Sahaptin oder Snake-Flusses wohnen, bis zum Südende des großen Salz-See's, und vom Felsengebirg bis zu den Blauen Bergen (Parker 79, 301, Stansbury 148 Wyeth bei Schoolcraft I, 206). Wenn Schoolcraft das Thal de Saskatchewan zu ihrem ältesten Sitze macht und sie sich bis nach Neu Californien und Texas ausdehnen läßt, so beruht Ersteres wohl nu auf einer willkürlichen Erweiterung der von Morse gemachten Angabe, was aber Letzteres betrifft so versichert wenigstens Kennedy (I, 193) daß die ersten Landvermesser von Texas im äußersten Nordwesten auf Schlangenindianer gestoßen seien. Die Sprache der Wihinascht oder westlichen Schoschoni, welche durch die Bonaks von den östlichen getrennt sind (Hale), steht der Schoschoni-Sprache seh nahe. Dasselbe gilt auch von der Sprache der Comanche. Alle dre enthalten aztekische Wörter, obwohl in geringerer Menge als die vie sonorischen Hauptsprachen, und besitzen außerdem merkwürdiger Weis auch einige athapaskischen Elemente (Buschmann a. a. O. 390 f 399, 402).

Das Land der Schoschoni ist fast eine Wüste und hat nur sehr weniges Wild: im Innern des Oregongebietes begegnete Reisenden au einer Strecke von 800 engl. Meilen einst nichts als ein Wolf (Pickering). Die Eingeborenen leben meist in der tiefsten Armuth und sind wo sie Pferde haben, bisweilen genöthigt selbst diese zu schlachten um sich selbst zu erhalten (Lewis et Cl. 188). Ohne Landbau und ohn gesellschaftliche Organisation, aber gleichwohl sehr gastlich (ebend. 197) nähren sie sich die Hälfte des Jahres hindurch nur von Wurzeln Samen und kleinen Thieren aller Art die ihnen zufällig aufstoßen; zu Lachszeit werden sie fett, im Frühling und Winter aber wieder mager und genießen dann oft die zerstoßenen Knochen von Thieren (Fremont 80, Wyeth bei Schoolcr. I, 206). Alle Winter hungern sie i

anderen Gegenden, sie legen sich aber gleichwohl keine Vorräthe von Fischen an die sie haben könnten (Fremont 102). Die Schoschoni am Green River (Nordarm des Colorado) leben in bessern Verhältnissen, da es dort Büffel giebt (Wyeth a. a. O. 227). Sie dienen dem den sie fürchten, sind minder dankbar aber auch minder rachsüchtig als andere Indianer (Wyeth); geistige Getränke verschmähen sie, weil sie durch deren Genuß schwach zänkisch und untüchtig zu werden fürchten (Dunn 326). Ihr Gruß besteht darin daß sie den Arm um den Hals dessen schlingen der ihnen begegnet (Lewis et Clarke).

Die Comanche, Camanche oder Cumanche, als deren Hauptstämme Uhde (171) die Tuzamekes, Jupes, Jamparicas und Tenawas angiebt, streifen nach Norden hin im Quellgebiete des R. grande del Norte und des Arkansas bis zu den Pawnies und Osagen hinauf und vom oberen Colorado in Utah, wo im Osten des großen Salz-See's die Yamparicas leben (Mühlenpfordt II, 537), bis an die Grenzen von Louisiana (ebend. I, 212, Burnet bei Schoolcr. I, 230); als ihr ausschließliches Eigenthum aber nehmen sie das Land zwischen dem oberen Colorado von Texas und dem Puerco, namentlich den Norden der Guadalupe Berge bis zur Breite von Santa Fe hin in Anspruch (Kennedy I, 344). Villa-Señor (in der bei Buschmann a. a. O. 362 mitgetheilten Stelle) erzählt daß sie mehr als 500 leguas weit nach Nordwesten schweifen und vermuthlich aus dem fernen Westen von dem Küstenlande der Südsee herstammen. Ihre Herkunft von Westen wird auch durch ihre eigene Tradition bestätigt (Schoolcr. V, 683); eine andere Sage soll ihnen jedoch vielmehr einen nördlichen Ursprung zuschreiben. Sie werden auch Jetaus, Tetaus oder Tetaus genannt (Mühlenpfordt), sich selbst aber geben sie den Namen Nauni (Neighbors bei Schoolcraft II, 127) oder Niyuna (ebend. V, 575) oder Jamparicka (Pr. Maximilian). Pope beschreibt sie als klein von Statur, doch rasch und lebhaft; sie tragen Bärte und langes Haar (Buschmann a. a. O. 369); letzteres wachsen zu lassen ist nur den Weibern nicht gestattet (Gregg). Die Augenbrauen und Wimpern reißen sie aus um sich ein furchtbares Ansehn zu geben und zeichnen sich mit einem rothen Streifen um die Augen (Kriwitz in Berghaus' Ztsch. f. Erdk. X, 401 ff.) Es soll nur noch wenige von reinem Blute unter ihnen geben (Neighbors a. a. O.), denn sie verstärken sich hauptsächlich dadurch, daß sie Weiber und Kinder in großer

Anzahl rauben: von Texas aus dringen sie tief nach Mexico ein bis auf 250 miles von der Hauptstadt (Pope), richten große Verwüstungen unter den Viehherden an, da sie tödten was sie nicht mit sich fortbringen und wegwerfen was sie nicht aufessen (Bartlett II, 447), und schleppen namentlich spanische Mädchen mit fort, die oft übel genug von ihnen behandelt werden (v. Tempsky 97 ff.). Gefangene Kinder werden Sklaven und heirathen später unter ihnen, Männer erleiden bisweilen den Tod und manchmal wird ein Stück Fleisch von ihnen gegessen, gewöhnlich aber werden sie drei Tage lang gequält, am grausamsten von den Weibern der Cumanchen, und dann als Sklaven behandelt (Burnet a. a. O.). Durch diese Räubereien der Cumanchen, Apachen* und anderer Indianer sollen die nördlichen Staaten von Mexico alljährlich wenigstens 600 Weiber und Kinder verlieren (Brantz Mayer II, 123), denn obgleich sie meist nur angreifen wo sie sich sicher wissen, ist die Kraftlosigkeit der dortigen Creolen doch so groß, daß oft Orte von 5—6000 Seelen Indianerhorden die nur 60—80 Mann stark sind, nicht zu widerstehen vermögen (v. Richthofen 18), und daß selbst die neuerdings gegen diese Ueberfälle angelegten Militärkolonien wegen ihrer schlechten Einrichtung die Gefahr eher vermehrt als vermindert haben (ebend. 451). Meist hat sich die mexicanische Regierung damit begnügt solche Presidios (Militärposten) gegen die Indianer der Nordgrenze zu errichten, die seit langer Zeit gegen die Weißen erbittert, keinen Vertrag achten den sie mit ihnen schließen, doch haben einzelne Vicekönige, z. B. Flores, selbst einen förmlichen Krieg gegen sie eröffnet (B. Mayer II, 258). Ein wirksamerer Schutz ist den Ansiedlern von Texas aber erst zutheil geworden, seit die Regierung der Vereinigten Staaten dieses Land an sich gezogen und eine Reihe von Militärposten dort gegründet hat (Pope), die freilich hier wie überall wo sie entstanden sind, den Eingeborenen alle nur denkbaren Laster mitgebracht haben (Möllhausen a, I, 437): die Cumanchen, welche früher den Branntwein verschmähten und „Narren-Wasser" nannten (Gregg, Kennedy I, 347), sind jetzt dem Trunke ergeben.

* Ueber die Verwüstungen der Apachen in Chihuahua und dem nördlichen Sonora s. Villa-Señor IV, 7 ff. u. 16. In Chihuahua wird für jeden lebendig oder todt eingebrachten Apachen eine Prämie von 200 Thalern bezahlt; für eine Frau oder ein Kind je 150 und 100 Thaler (Ausland 1858 p. 365 nach Fröbel).

Die Cumanchen treiben keinen Ackerbau, in Banden von 20—100 Familien umherschweifend leben sie von der Büffeljagd und vom Raube. Ihr Jagdgebiet betrachten sie als Gesammteigenthum. Sie kleiden sich in Rehfelle die sie selbst gerben, und tragen Mocassins; ihre Wohnungen sind Erdhütten mit platten weißen Dächern von Thon (Maillard 240 f.), oder Zelte von Büffelhäuten die sie beim Wechsel des Wohnplatzes ihren Hunden aufladen (Humboldt, N. Sp. II, 197). Außer einer langen Flinte (rifle) und einem großen Messer führen sie den Lazo, eine Lanze und den Bogen. Daß ihre Pfeile vergiftet seien (Maillard) scheint ebenso unrichtig als daß Flintenkugeln ihre Schilde nicht zu durchdringen vermöchten. Als Schützen sind sie außerordentlich geschickt: in einer Entfernung von weniger als 150′ treffen ihre Pfeile so sicher wie eine Büchse, sie verstehen sich trefflich auf Bogenschüsse und senden 12 Pfeile ab während man eine Büchse ladet. Auch im Laufe und zu Pferde schießen sie sicher, und es soll öfter vorgekommen sein daß ein Büffel von ihnen vollständig durchbohrt wurde (Gregg II, 19). Auch von ihrer Reitkunst erzählt man Außerordentliches, sie werfen sich im Kampfe ganz auf die eine Seite des Pferdes so daß sie unter dessen Hals hinweg ihre Pfeile abschießen. An ihren Schilden befestigen sie kleine Spiegel um bei Sonnenlicht den Feind zu blenden (v. Tempsky 80). Als so roh und wild, treulos hinterlistig und grausam sie auch gelten bei den Mexicanern und gegen diese, haben sie doch nur selten Streitigkeiten untereinander. Der große Geist hat nach ihrer Ansicht einem jeden volle Freiheit des Handelns gegeben (Burnet, Neighbors). Gleichwohl berichtet Maillard (244) von einer allgemeinen Versammlung die alljährlich auf 9 Tage von dem Oberhaupte zusammenberufen, die Bestrafung begangener Verbrechen vornehme, und von einem damit verbundenen Feste das zur Erinnerung an Montezuma gefeiert werde. Nach Kennedy (I, 345) würde jenes Oberhaupt vom ganzen Volke gewählt und stände über den Häuptlingen der einzelnen Banden. Burnet (a. a. O.) leugnet daß eine wirkliche Wahl der Häuptlinge stattfinde, deren Ansehn von rein persönlicher Art sei. Es wird versichert daß die letzteren dem Fortschritt zur Civilisation sehr geneigt und bereit seien für denselben zu wirken (Neighbors). Die Glieder einer jeden Familie, auch die angeheiratheten inbegriffen, halten fest und solidarisch zusammen, obgleich Ausschweifungen gewöhnlich sind und die Vielweiberei ausgedehnt. Dem



Den „großen Geist“ erkennen die Cumanchen zwar
sten Gott an, verehren aber hauptsächlich die Sonne a
Tages, den Mond als den der Nacht und die Erde als
same Mutter. Bei heiligen Versicherungen nehmen sie
Geist als ihren Vater und die Erde als ihre Mutter zu
Glauben an ein besonderes böses Wesen, dessen Wohnpla
Kennedy (I, 347) unter der Erde denken sollen, spricht ih
bors ab, da sie Alles was geschehe auf den großen Geis
ten. Feuer wird von ihnen bei allen religiösen Ceremoni
Die Medicin-Männer spielen bei ihnen dieselbe Rolle wie
licheren Indianern der Vereinigten Staaten. Die Traue
die Bekannten und Freunde bei einem Todesfalle ansti
von der Familie des Verstorbenen mit Geschenken gestil
bors). Im Grabe erhält der Todte die sitzende Stellu
Gesicht wird nach Osten gerichtet (Schoolcr. V, 685).
ihm seine Waffen mit und schlachtet seine besten Pferde,
Blut in dasselbe hinabfließt (Kriwitz a. a. O.).

Auf ihren Wanderungen dient ihnen der Polarstern
(Burnet) und sie besitzen eine sehr genaue Ortskenn
Quina, „der dicke Adler,“ einer ihrer Häuptlinge, erz
(II, 8), schien „mit der ganzen Grenze von Mexico vo
bis Chihuahua und selbst mit dem Meerbusen und de
Prärieen sehr gut bekannt zu sein;“ man veranlaßte ihn i
Fort (in der Nähe des Canadian) eine Landkarte mit

det.** Maillard (247, 250) der von Bilderschrift und Quipos bei ihnen spricht (die Beispiele der ersteren bei Schoolcraft IV, pl. 31 ff. würden diesen Namen kaum verdienen), schreibt ihnen eine Jahresrechnung nach 18 Monaten von je 20 Tagen, einen Cyclus von 52 Jahren und die Intercalationen des altmexicanischen Kalenders zu. Ihre Monatsnamen sollen folgende sein: Tetit Itzcalli, dessen Anfang angeblich auf den 9. Januar fällt, Itzcalli Xochilhulil, Xilomanatitzli, Tlacuxipehualitzli, Tozoztontli, Hueytozotli, Toxcatl, Etzalhualitzli, Tecuihuitontli, Hueytecuiltontli, Hicailhuitontli, Hueymixcuithuitl, Ochpanitztli, Pachth, Hueypactli, Quecholli, Panquitzalitzli, Atemoztli. Die Richtigkeit dieser Angaben vorausgesetzt, die freilich noch keine weitere Bestätigung gefunden haben, würde allerdings eine Vergleichung dieser Namen mit den bei Humboldt (Vues 132, vgl. oben p. 176 Anm.) angeführten keinen Zweifel über ihren mexicanischen Ursprung lassen.

Außer den Schoschoni, dem nördlichsten Volke der sonorischen Sprachfamilie, findet sich in Oregon zwar kein hierher gehöriges Volk weiter, doch besitzen die Wailaptu Chinuk und Kalapuya (s. ob. III, 321), obschon sie unter sich nicht verwandt sind, nicht nur gemeinsame Wörter überhaupt, sondern auch einigen aztekischen und sonorischen Sprachstoff; namentlich sind die aztekischen Elemente unzweifelhaft und als Bestandtheile aus einer fremden Sprache aufgenommen (Buschmann 1854 Suppl. II, p. 628 ff.). Endlich sind auch in den Wörtern der Sprache von Nutka und noch mehr in ihren Lauten und Consonantenverbindungen Aehnlichkeiten mit dem Aztekischen vorhanden; solche Lautähnlichkeiten kommen auch noch in weiter nördlich gelegenen Sprachen vor, eine wirkliche Verwandtschaft zu den aztekischen oder sonorischen Sprachen läßt sich aber nicht mehr in diesen Gegenden nachweisen (Buschmann 1857 p. 368 ff.).

Keine so genauen Untersuchungen wie die Buschmann's über die sonorische Familie liegen über den Yumasprachstamm vor welcher am unteren Colorado zu Hause ist.

Die Yumas, deren nahe Verwandtschaft mit den Cocomari-

* Bei Möllhausen (a, I, 434) findet sich eine Zeichnung des Colorado von einem Yuma und eine andere von einem Pah-Utah-Indianer.



rado (v. Richthofen 449) und erstreckt sich von da bi
les oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Gila nach R
hausen a, I, 123 vgl. 430) an beiden Ufern des Fluss
II, 177) und in dem Dreieck das er mit dem Gila bildet
großer und starker, wohlgebauter Menschenschlag, ihre
und Gelenke klein und zierlich gebildet; nur die Weiber
und untersetzt mit blauen Punkten und Linien am K
und in einen kurzen dicken Rock von Baststreifen geklei
die Männer nur einen schmalen Schurz von Baumwoll
(Möllhausen a. a. O.). Ihre Waffen sind Bogen u
kurze Keule und ein Messer. Sie bauen Mais, Melon
Früchte, sind von lebhaftem, heiterem Temperament ('
Buschmann a. a. O. 541), gelehrige, friedliche und fr
schen, ihre Weiber aber weniger sittsam und zurückhalt
Pimas (Ausland 1858 p. 365 nach Fröbel). Diese l
eine völlig freie Stellung und treten oft sogar als Verm
Friedens zwischen feindlichen Völkern auf (ebend. 185
Schon vor ihrer Berührung mit den Weißen waren sie r
ten (Arricivita III, 17), so richtig es übrigens auch
sie in Folge ihrer Gemeinschaft mit diesen noch weiter
(Möllhausen). Sie nehmen einen mächtigen Gott an
geschaffen hat und ein schwächeres gutes Wesen. Wer e
erschlagen hat, sei es auch im Kriege, gilt ihnen als un
eine Art von Buße thun; ebenso die Wöchnerin. Die T

pas oder Maricopas am Südufer des Gila gefunden haben, von dessen Mündung aufwärts in einer Ausdehnung von fast 150 miles (Whipple a. a.O); indessen geben Villa-Señor (VI, 16) und Pfefferkorn (I, 7 u. 9, vgl. Gesch. v. Calif. III, 53) zwei Abtheilungen derselben an, die eine am Flusse Asuncion und in der Nähe von dessen Mündung am Gila, die andere auf dem Westufer des Colorado. Sie scheinen demnach erst in neuerer Zeit, wie Bartlett (I, 221) berichtet, auf der Flucht vor den Yumas auf das linke Ufer des Gila gekommen zu sein, und leben noch jetzt in so erbitterter Feindschaft mit diesen, daß sie an eine Fortsetzung des Kampfes mit ihnen selbst im anderen Leben glauben. Ob sie vom californischen Meerbusen her eingewandert sind (Emory 89) erscheint als zweifelhafter, doch scheint dafür zu sprechen daß dort an der Mündung des Colorado die Cócapas oder Cocopas leben, welche ein Zweig der Cocomaricopas sind (Bartlett II, 179, Möllhausen a, I, 123). Auch die Opas reden nach einer handschriftlichen Nachricht des Pater Font dieselbe Sprache (Bartlett II, 268, Arricivita III, 16). Im Jahre 1826 fand Carson Cocomaricopas an der Mündung des Gila (Emory). Da sie auf der Südseite des Gila jetzt mit den Pimas zusammenleben, deren Sitten und Lebensweise sie theilen, wie wir schon oben angeführt haben, ist es erklärlich daß man sie für Verwandte derselben gehalten hat (Gesch. v. Calif. III, 53), doch ist dieß ebenso unrichtig als Gallatin's Vermuthung (LXXXIX) nach welcher sie zu den Apachen gehören sollten. Die Cocomaricopas sind größer und stärker gebaut als die Pimas und haben eine mehr gebogene Nase, bei den Weibern ist diese aufgestülpt (Emory 86). Ihre Kleidung besteht nur in einem Paar grober Beinkleider (Bartlett I, 452).

Ferner gehören zum Yumastamme die Indianer von S. Diego (Diegeños) und die Mohaves (Buschmann a. a. O. 538, 541). Die ersteren sind wahrscheinlich mit Unrecht (ebend. 539) von Bartlett (II, 7) mit dem Volke der Comeya identificirt worden, das sich von S. Diego 100 miles nach Osten in's Innere erstrecken und von der Küste je 50 miles nach Norden und nach Süden reichen soll. Er schildert sie als dunkelbraun, elend und abgemagert, während anderwärts (Journal of expedd. 17) die Eingeborenen von S. Diego vielmehr als thätig, groß und wohlgebildet bezeichnet werden, wie ihre Verwandtschaft zu den Yumas erwarten läßt. Sie sind nur mit einem



Hauptnahrung besteht in Mais und Weizen aus deren
chen backen, sie bauen aber auch Bohnen Melonen und
Vorräthe speichern sie in bienenkorbartigen Magazin
Durchmesser auf. Sie wohnen in Hütten die bald vier
auf Pfählen gebaut sind und ein Dach aus Zweigen
haben (Möllhausen 393 ff., ders. a, I, 299). Das
haben die Indianer dieser Gegenden erst von den Weiß
II, 35). Ein bestimmter Berg am Colorado gilt ihne
enthalt der abgeschiedenen Seelen (ebend. 357). Von C
sie sich durchaus ehrlich und brav, wogegen die Wal
lapays bei Arricivita), welche dieselbe Sprache zu red
unter 34° 52′ im Gebirge leben, in dieser Hinsicht w
zu ihnen in einem auffallenden Contraste stehen: sie si
und den Diebstahl angewiesen, tragen eine schlechte Led
klein und hager, von kleinen Augen und falschem Blick
II, 37 f.).

Die Cutchanas, Cutganes des Pater Kino (Möl
Cutguanes bei Pfefferkorn (I, 8), treten bei letztere
späteren Berichterstattern als ein von den Yumas ve
auf, obwohl Whipple das Cuchan als die Sprache d
bezeichnet (Buschmann a. a. O. 541). Pfefferkorn
mit den Quiquimas (die er auch auf der Südseite des
Colorado angiebt), Bagiopas und Hoabonamas zusa
von der Vereinigung des Gila und Colorado, theils

Yumas gehören, doch werden sie nur mit geringer Sicherheit zu ihnen gerechnet (Turner bei Buschmann a. a. O. 542, Whipple bei Möllhausen a, I, 431). Sie sind durch ihre großen Bärte ausgezeichnet. Nach Arricivita (IV, 1 u. 9) führen sie bei den Yumas den Namen Riforas, und sind ein Volk das im Elend lebt und seine Kinder für Pferde an jene verkauft. Anderwärts (IV, 4 f.) spricht er von Yavipais Tejua welche Apachen und den Yumas befreundet seien, und von Yabipais Jabesuas, d. i. Yabipais aus dem Orte Jabesua, wonach sich vermuthen läßt daß auch der Zusatz Tejua* ein Ortsname sein möge. Möllhausen (a, I, 428) fand in einem Manuscript des Don J. Cortez vom Jahre 1799 ein Volk Yabipais Mucaoraive erwähnt, das er für die Mohave zu halten geneigt ist. Ob die Yabipais wirklich zu den Apachen gehören, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden. Die Riforas scheinen die friedlichen Nijoras zu sein welche nach Villa-Señor (VI, 16) von den Cocomaricopas bekriegt und von Pfefferkorn (I, 7) als deren Nachbarn (Nichoras) auf der Nordseite des Gila, am R. Azul (Gesch. v. Calif. III, 53) angegeben werden.

Auf dem Ländergebiet mit welchem wir uns bisher beschäftigt haben, lebt außer den Völkern der sonorischen Familie und des Yumastammes noch eine große Anzahl von anderen die mit jenen nicht verwandt oder deren Beziehungen zu ihnen uns doch nicht bekannt sind. Von vielen derselben wissen wir nur die Namen, deren Verzeichnung von uns um so eher unterlassen werden kann, als die Länder im Norden von Mexico in geographischer historischer und ethnographischer Hinsicht von Buschmann äußerst sorgfältig und umfassend behandelt worden sind.

Eine Menge von Völkern die namentlich den Staaten Coahuila und Neu Leon, Chihuahua und Durango (Neu Biscaya) angehören, sind bei Rivera angegeben, ein noch größerer Reichthum findet sich bei Villa-Señor. Die Völker im Norden von Panuco bis nach Texas hat neuerdings Uhde (120) nach älteren spanischen Quellen auf-

* Der Name Tejua erinnert einerseits an die Tiguas und Teguas welche wir weiter unten nach Villa-Señor als zwei verschiedene Stämme der sog. Pueblos-Indianer von Neu Mexico anzuführen haben werden, andererseits wegen der Vertauschung von x und j in der alt-spanischen Orthographie an das Wort Texia und Texas (vgl. oben III, 218).

gezählt, und die zum Theil fabelhaften Berichte über ihre Sitten un Gebräuche (135 ff.) hinzugefügt. In Rücksicht der nordöstlichen Sta ten von Mexico, über welche auch Mühlenpfordt (I, 209) zu ve gleichen ist, begnügen wir uns damit folgende hervorzuheben. Die To bosos und Gabilanes (d. i. Geier, Raubvögel) werden auf d Cuesta de los muertos (im südlichen Coahuila westlich von Saltill in den Wüsten zwischen Coahuila und Durango, und mit Xicarillas (Ap chen, s. oben III, 6) zusammen im bolson de Mapimi genannt (Villa Señor V, 40, VI, 3) als Räubervölker welche lange Zeit hindur diese und die benachbarten Länder unsicher machten; vielleicht gehöre zu ihnen die jetzt untergegangenen Cocoyomes, von deren Angriffe S. Bartolome in früherer Zeit viel zu leiden hatte (ebend. VI, 4). Im Südsüdosten von Monterey (Neu Leon) wohnten die Nazones, Na zas und Pilones (ebend. 3).

Die Huraba-Sprache welche N. de Guzman in Culiacan fand (Coleccion 94), und die Primahaitu-Sprache, welcher Cabeza de Vaca (545) dort eine östliche Ausbreitung von 400 leguas zu schreibt (s. oben p. 58), werden später, wie es scheint, nirgends mehr erwähnt. Letzterer erzählt von großer Fruchtbarkeit des Landes und reichem Maisbau, und wir dürfen aus seinem Berichte schließen daß die Eingeborenen die Sonne verehrten, denn sie schätzten die verirrten Spanier welche von Florida her zu ihnen gelangten, höher als die anderen welche nicht aus der Gegend des Sonnenaufganges zu ihnen gekommen waren. Aehnlich erzählt später F. Alarcon daß die Eingeborenen der mexicanischen Westküste, worunter hier wahrscheinlich die in der Gegend des unteren Colorado zu verstehen sind, sich ihm durchaus nachgiebig und gehorsam zeigten, da er sich bei ihnen für einen Sohn der Sonne ausgab (Castañeda 299 ff.). Auch von den Tahus, Pacasas und Acaxas welche Castañeda (150) in Culiacan erwähnt, wissen wir nichts Näheres. Daß indessen die Völker des Festlandes welches Alt Californien gegenüberliegt, in jener Zeit (1540) nicht ganz roh waren, geht daraus hervor, daß sie Häuser hatten in denen mehr als hundert Menschen zusammenwohnten, Bauten von sieben Stockwerken (ob denen der Moquis ähnlich?) errichteten die ihnen als Festungen dienten, und von einem Rathe alter Männer mit einem Häuptling an der Spitze regiert wurden (ebend. 49, 61, 80). Zwei Jahrhunderte später freilich (1756) entwirft Pfefferkorn (II

40 ff.) ein sehr ungünstiges Bild von den heidnischen Indianern in Sonora. Manche Züge desselben erinnern an die Eingeborenen der Vereinigten Staaten. Als Eigenthümlichkeiten von Interesse heben wir daraus nur hervor, daß sie einen festlichen Tanz hatten den sie Montezuma nannten, und ein im Winkel gebogenes Stück Holz das sie von Ochsen ziehen ließen, als Pflug benutzten (II, 82, 156). Unter den isolirt stehenden Völkern von Sonora nennen wir folgende.

Die Seris oder Ceres haben das unfruchtbare Küstenland inne das von der Mündung des Yaqui gegen Norden liegt, wenn auch schwerlich wie es bei Arricivita (III, 15) heißt, in einer Ausdehnung von 90 leguas. Sie leben bis gegen Pitiqui (Pitic) hin und sind die südlichen Nachbarn der Pimas, deren Missionen sie häufig angefeindet und in ihrer Entwickelung gestört haben. Auch die Insel Tiburon soll seit alter Zeit in ihrem Besitz gewesen sein, und nach Hardy (437) und Bartlett (I, 464) wäre sie es noch, doch spricht Arricivita (III, 18, IV, 12) andererseits von den Tiburones auch wieder in solcher Weise als ob sie von den Seris des Festlandes, mit denen sie in alter Feindschaft leben, verschieden wären (vgl. Mühlenpfordt I, 210, II, 419). Die Seris sind von heller Farbe und haben mehr asiatische als amerikanische Formen, hohe Backenknochen und rundes Hinterhaupt bei mehr winkelig gebildetem Gesicht (Bartlett). Nach P. Gilg gab es bei ihnen zu Ende des 17. Jahrhunderts weder Abgötterei noch Zauberei, weder Polygamie noch Trunkenheit, sie waren regelmäßige Ackerbauer geworden; sie tättowirten sich das Gesicht und trugen Schmuck in Nase und Ohren; Blutrache galt ihnen als strenges Gesetz (Allerh Brief II, 77). Nach dem Jahre 1710 wurden sie zum Christenthum bekehrt, fielen aber schon 1748 wieder ab, empörten sich gegen die Spanier die sie vergebens zu unterwerfen suchten, und zogen sich dann ins Gebirge zurück (Pfefferkorn I, 404), doch lebt auch noch neuerdings ein Theil von ihnen christianisirt in einem Dorfe bei Hermosillo, dem alten Pitic (Bartlett). Sie allein unter den Indianervölkern von Mexico führen vergiftete Pfeile (Pfefferkorn I, 418), und wenn die Beschreibung richtig ist die Hardy von ihnen und den Aruas gegeben hat, welche die weiter nördlich gelegene Küste besitzen, so müssen sie jetzt äußerst roh und barbarischer als früher sein; die letzteren leben in tiefem Elend und verkaufen ihre Kinder oft an die Weißen; weniger glaubhaft ist daß es in diesen Gegenden

noch Indianer geben sollte die mit dem Gebrauche des Feuers unbekannt wären (Hardy 371 ff.). In dem Lande von Pitiqui bis zur Küste werden neben den Seris auch die Tepocas genannt, denen im Süden, durch den Fluß von Pitiqui von den Seris geschieden, die Gueimas oder Guaymas und Jupangueimas lebten (Villa-Señor VI, 16, woselbst sich noch mehrere Völker von Sonora angeführt finden). Die Guaymas sind gleich den Pimas Opatas und Eudebes zum Christenthum bekehrt und von den Missionären an der Mündung des Yaqui versammelt worden (Pfefferkorn I, 13, II, 318), jetzt aber ausgestorben; eine starke Verminderung durch Seuchen und geringe Fruchtbarkeit der Weiber erleiden auch die übrigen Indianer welche Christen geworden sind (ebend. 342).

Am unteren Colorado fand Alarcon eine gutmüthige, doch kriegerische Bevölkerung. Die dortigen Eingeborenen verehrten die Sonne, wie schon erwähnt, hatten keine Vielweiberei und hielten streng auf die Keuschheit der Mädchen vor der Ehe, doch herrschte bei ihnen der barbarische Gebrauch dem gefallenen Feinde das Herz auszureißen und es zu verzehren (Castañeda 299 ff., Herrera VI, 9, 14). Ob wir diese Angaben auf die Völker beziehen dürfen welche Pater Garzes (1774) dort fand — ihre Namen (bei Arricivita IV, 4, vgl. Mühlenpfordt II, 537 f.) sind jetzt zum Theil verschwunden — wissen wir nicht; auch von den Cajuenches am Westufer des Flusses, die von ihm mit den Yumas ausgesöhnt wurden und wegen der Idole merkwürdig sind die er bei ihnen fand (Arricivita IV, 1), ist später keine Rede mehr. Wir erwähnen aus neuerer Zeit nur noch die Cosninas am unteren Yaquesila, westlich von den Moquis, und südlicher unter 35° im Osten des Colorado die Tonto-Indianer, welche von dunklerer Hautfarbe als die anderen Völker, untersetzt gebaut und von widerlicher Physiognomie sind: der Kopf ist groß, Stirn und Backenknochen stehen hervor, die Augen sind eng geschlitzt, die Nase dick und die Lippen aufgeworfen (Möllhausen 359).

Interessanter als diese uncultivirten Indianer sind die bedeutend höher stehenden Eingeborenen des nordöstlichen Neu Mexico, welche wir unter dem neueren Namen der Pueblos schon oben (p. 211) beiläufig erwähnt haben. Villa-Señor (VI, 17) giebt folgende Namen derselben: Piros, Tiguas, Mansos, Queres, Zuñis, Tolonas, Xemes, Xeres, Picuries, Thanos, Pecos, Teguas (= Tiguas?), Thaos,

Sumas. Rivera läßt nur die Mansos und Teguas hinweg und nennt Alonas statt der Tolonas. Andere Quellen liefern noch andere Angaben (vgl. Buschmann 1857 p. 263). Die meisten ihrer Dörfer, deren nach Davis (115) 26 sind, liegen im Thale des R. del Norte von Taos bis nach Isleta hin. Während Pike (II, 104) von 24 alten Indianerstämmen spricht deren Reste die Pueblos seien, nimmt Davis nur vier Sprachen derselben an: Piro, Tegua, Queres, Tagnos oder Tanos, von denen die letztern jedoch jetzt ausgestorben scheinen; J. H. Simpson aber, der die Vocabulare derselben gegeben hat, theilt sie, abgesehen von den Moqui, die wir als zur sonorischen Sprachfamilie gehörig schon früher behandelt haben, in fünf der Sprache nach sehr wesentlich verschiedene Völker: 1. Zuñi, dessen Bewohner sich Ahscheewai nennen und von Westen hergekommen sein wollen (Backus bei Schoolcr. IV, 220), während sonst die Tradition einer Einwanderung von Norden her als allgemein bei den Pueblos bezeichnet wird (Lane bei Schoolcr. V, 689). 2. Die Queres, Keres oder Keras, einst das bedeutendste Volk von allen und auch noch jetzt die zahlreichsten (Mühlenpfordt II, 537). Sie selbst nennen sich Kiwomi (Whipple bei Buschmann 1857 p. 297); ihre Sprache heißt (nach Lane a. a. O.) Chuchacas oder Keswhawhay, und wird gesprochen in S. Domingo, S. Felipe, S. Ana, Silla, Laguna, Pojuate, Acoma, Cochiti (Simpson a, Davis giebt zum Theil andere Dörfer an). 3. Die Jemez, denen auch der ältere Ort Pecos gehört. Davis nennt ihre Sprache Tanos. 4. Die Sprache von Tezuque in S. Juan, S. Clara, S. Ildefonso, Pojuaque und Nambe, von Lane Taywaugh, von Davis Tegua genannt, und nach ersterem zugleich in einem der sieben Moquidörfer (wahrscheinlich Harno, s. oben p. 207) heimisch. 5. Die Sprache der Picuries in Taos, Picoris, Sandia und Isleta. Bei Davis heißt sie Piro, bei Lane Enaghmagh, herrscht nach Angabe beider auch in Tezuque (Zesuqua) und nach Lane außerdem noch in zwei Dörfern von Texas bei el Paso. Neben ihrer Muttersprache reden die Bewohner aller genannten Orte auch spanisch, Laguna Acoma und Zuñi ausgenommen, wo, wie in den Moquidörfern, nur wenige spanisch verstehen (Lane).

Ganz unrichtige Angaben über die Sprachen der Pueblos haben Ruxton (N. Ann. des v. 1850 II, 47) und Gregg gemacht; das wahre Verhältniß scheint dieses zu sein, daß die angeführten fünf Spra-



einstige Wiederkehr ist sonderbar gemischt mit Element
Glaubens (Möllhausen 217). Die Bevölkerung von
tet Montezuma als ihren Stammvater (Simpson a,

Die Indianer der Pueblos sind gut proportionirt
rem Aussehen als andere Völker dieser Gegenden. Ihr
kupferfarbig, sondern braun und fällt ins Gelbliche
228). In Zuñi giebt es und gab es von jeher weiße
hellem braunem Haar und blauen Augen (Whipple
Die Queres sind groß und von vollem Gesicht, in mar
den Osagen ähnlich (Mühlenpfordt II, 528).

Von den Spaniern sind seit 1594 Missionen un
Lande gegründet worden, die sich erhalten, aber keine
fluß auf die Eingeborenen erlangt haben (Mühlenp
der Culturzustand der letzteren scheint zu jener Zeit i
derselbe gewesen zu sein wie jetzt. Färben sie ihre Zeu
dings mit spanischer Cochenille und mögen auch die e
Coronado's Expedition (1542) zu ihnen gekommen
craft IV, 436)*, so folgt daraus doch keineswegs da
des Webens und Färbens erst von den Spaniern gele
diesen haben sie allerdings stets in freundlichen Verhä
den, gegen die Apachen und andere Räubervölker abe
gekämpft und bereitwillig Hülfe geleistet. Nur einmal
ben Jahre in welchem auch in Queretaro die christlich

brachte. Santa Fe fiel nach einer zehntägigen Belagerung in ihre Hände und die Spanier flohen nach Paso del Norte; da sich aber die Indianer mit der Wiedereroberung des Landes begnügten und dann zurückzogen, begann die militärische Besetzung des Landes schon 1682 wieder (Buschmann 1857 p. 227 ff., Brantz Mayer I, 213, Davis 133).

Die Indianer der Pueblos — so schildern sie Rivera und Villa-Señor im vorigen Jahrhundert — gehen stets ordentlich bekleidet und beschuhet, treiben den Ackerbau zu dem sie mit hinreichendem Geräthe versehen sind, sehr fleißig, weben Wolle und Baumwolle, besitzen sämmtlich Pferde, und es giebt keine Armen bei ihnen. Sie wohnen in Häusern von 3—4 Stockwerken welche ganz den früher beschriebenen der Moquis gleichen, sind dem Trunke nicht ergeben und grüßen mit den Worten: Ave Maria. Die neueren Berichte stimmen hiermit überein. Die Bauart ist überall dieselbe, nur wird das untere Stockwerk meist als Magazin benutzt und ist mit einem besonderen Eingang versehen, der bei den Moquis zu fehlen scheint (Abert bei Emory 471, Abbildungen bei Schoolcr. IV, pl. 2 u. 5). In Taos giebt es Häuser bis zu sieben Stockwerken (Abert ebend. 489). Bald sind die Häuser nur klein und schließen einen viereckigen Hof ein, bald stoßen zwei oder drei große Gebäude aneinander welche einer Festung ähnlich, die Seiten eines freien Platzes einnehmen und für 1000 bis 1500 Menschen Raum haben (Davis 141). In Zuñi, dessen Straßen zum Theil überbaut sind, bestehen die meisten Häuser aus Stein, anderwärts nur aus Luftbacksteinen, wie z. B. in S. Domingo wo man Gypsplatten zu Fenstern benutzt hat (Simpson a, 13, 90). Die Estufa ist wie bei den Moquis Rath- und Versammlungshaus; dort werden auch die religiösen Tänze aufgeführt, die nächst der Sonne (ihrer Hauptgottheit) auch dem Montezuma gelten; vom katholischen Glauben sind nur noch schwache Spuren bei ihnen vorhanden (ebend. 21 ff., Davis 144). Jedes Dorf ist unabhängig von dem andern und wählt sich alljährlich seine Beamten selbst: neben dem Häuptling, dessen Wahl in Santa Fe jedesmal angezeigt werden muß, steht ein hoher Rath: außerdem giebt es einen Richter, einen Polizeibeamten und einen Anführer für den Krieg. Streitigkeiten schlichten sie indessen meist untereinander und ohne Zuziehung des Richters (ebend.). In Zuñi ist die Häuptlingswürde erblich (Schoolcr. IV, 220). Das



runden hölzernen Schüssel und gleicht der altmexicanisch
bildungen bei **Schoolcraft** IV, pl. 36 ff.). Wie die Na
schoni u. a. flechten sie vollkommen wasserdichte Gefäße
a, 97). Die Männer kleiden sich in ein Wams von Rehf
felleder, die Weiber in zwei Tücher die um die Taille bef
die Arme frei lassen; beide tragen Gamaschen und Mocass
Demnach gleichen die Indianer der Pueblos in Lebe
Charakter und Sitten den Moquis sehr, und es scheint
turstufe auf der sie jetzt stehen, seit der Ankunft der Spa
Lande keine bedeutende Veränderung erfahren hat.

Letzteres wird vorzüglich wahrscheinlich aus den Ber
Züge welche die Spanier im 16. Jahrhundert, angeregt
zählungen des Fray Marcos de Niza von einem cultivir
reichen Lande im Norden, von Mexico aus in diese Ge
nommen haben (Ausführliches darüber bei **Buschma**
222 ff., **Schoolcraft** IV, 22 ff., **Brackenridge** b).
Marcos nämlich wollte sieben Städte entdeckt haben, dere
bedeutender als Mexico sei, und in der Nähe sollte noc
reiche Stadt Quivira mit Häusern von sieben Stockwerke
seinen Bericht bei **Ramusio** III, **Herrera** VI, 7, 7
ñeda ed. **Ternaux**). Sicherlich hatte er nicht selbst g
erzählte, vielleicht nur fremde Lügen gläubig nachgespr
den Ruhm eines großen Entdeckers zu erwerben. Merkw

nur an ein Jagdgebiet voll Büffel. Ein Ort Quivira existirt (nach Davis 69 f.) zwar noch jetzt im Süden der Salzseen von Manzana, aber seine Ruinen scheinen erst aus späterer Zeit und christlichen Ursprunges zu sein (ebend. 124), daher es wohl möglich daß auch der Name dort (unter 34° auf der Karte bei Schoolcr. IV, pl. 1) nicht älter ist (vgl. Buschmann 1854 Suppl. II, p. 360).

Im Jahre 1540 trat Franc. Vazquez Coronado auf Befehl des Vicekönigs Mendoza seine Expedition nach Cibola an, die zur See durch Alarcon, den wir schon oben erwähnt haben, unterstützt werden sollte. Er durchzog, wie er selbst berichtet (Coleccion 147), ein Land das von Culiacan bis zu 50 leguas südlich von Cibola selbst von einem und demselben Volke bewohnt war, welches Mais und etwas Baumwolle baute, sich aber meist in Thierhäute kleidete. Cibola giebt er als 300 leguas von Culiacan entfernt unter 37° n. B. an, wo es sich auch auf der alten handschriftlichen Karte des Castillo angegeben findet von welcher Humboldt spricht (N. Sp. II, 222). Er fand dort fünf Dörfer mit je 2—300 Häusern von 3—4 Stockwerken (Castañeda 163), die von Stein und Lehm gebaut waren — die Bausteine bestanden aus Kugeln von Erde die mit Asche von Rohr und Gras zusammengeknetet war (Castañeda) —, und hier wie in der Provinz Tiguex,* wo sich sogar einige siebenstockige Häuser fanden, und in Cicuye werden diese Häuser namentlich von Castañeda (163, 168, 176) und Gomara (287) so beschrieben, daß über die völlige Gleichheit ihrer Bauart mit denen der Pueblos und Moquis kein Zweifel bleibt. Auch die mit gelben Steinen ausgelegten Estufas unter der Erde, die nur für die Männer bestimmt sind, werden erwähnt. Alles wurde sehr reinlich gehalten. Die Eingeborenen bauten Mais, auf den sie nach der Einsaat keine weitere Sorgfalt zu verwenden brauchten (Castañeda); auch Bohnen und Melonen wurden von ihnen gezogen (Coleccion 148). Sie kleideten sich in Thierhäute und Baumwollenzeug (Jaramillo ebend. 157); letzteres trugen namentlich die Weiber (Herrera VI, 9, 11), obwohl es von den Männern verfertigt wurde (Castañeda); auch lederne Schuhe und eine Art von Stiefeln (Gomara), Federmäntel und Mäntel von Henequen**

* Dieß ist nach Buschmann (1857 p. 225) unzweifelhaft der Name des früher erwähnten Volkes der Tiguas.

** Jeniquen (Henequen) ist der Name eines in Chile und anderwärts wach-



n. B. gesetzt, was indessen kaum möglich ist, da die Richt
ges dahin von Cibola aus als ostsüdöstlich und die En
150 leguas angegeben wird, so daß es wohl die Lage de
wähnten Quivira unter 34° n. B. gehabt haben könnte
durch das Vorstehende und vor Allem durch de Laet's (
drückliches Zeugniß berechtigt sind Cibola mit Kern (s.
bei Schoolcraft IV, pl. 3) für das jetzige Zuñi zu h
Cibola aus durchzogen die Spanier große Ebenen in den
geheuere Büffelherden und Nomaden lebten: so fanden si
Quivira, dessen Dörfer nur aus Strohhütten bestanden
Bewohner keine Baumwolle, sondern nur Thierfelle zur K
ten, kein Irdengeschirr besaßen wie die Bewohner von
mit ihrer ganzen Existenz von den Büffeln abhingen de
nachzogen (Jaramillo in Coleccion 158 ff., Gomar

Antonio de Espejo welcher 40 Jahre nach Coronado
Norden von Mexico durchzog, fand die Jumanos oder P
zu denen er von den Conchos aus gelangte, in steinern
wohnend, und bestätigte die Nachrichten über Neu Mexic
ronado's Expedition geliefert hatte in allen wesentlichen P
Bevölkerung von Zuny und den benachbarten Orten trug
lenkleider und Sandalen und wohnte in mehrstockigen H
ist nur daß es dort viele Idole gab, fast in jedem Hause,
ratorien an den Wegen standen und daß sich als Waf

Schwerter mit Feuersteinklingen wie die altmexicanischen im Gebrauche fanden (**de Laet** VI, 22 ff.)

Diese Berichte lassen keinen Zweifel darüber daß es vor der Ankunft der Spanier im Norden von Mexico Völker gab, welche ohne Verwandtschaft zu den Mexicanern und vielleicht unvergleichbar mit diesen in Rücksicht ihrer Leistungen, doch eine Culturstufe erreicht hatten, vermöge deren sie in einem noch größeren Gegensatze als zu jenen zu den Nomadenstämmen standen von denen sie umgeben waren. Gleich merkwürdig wie der Mangel einer nachweisbaren Beziehung dieser Völker zu den Azteken ist der Umstand, daß sie selbst troß der Gleichheit ihrer ganzen Lebenseinrichtung und ihrer Sitten untereinander nicht wirklich verwandt sind, so daß es bei der Beschränkung ihrer verschiedenen Sprachen auf einen oder mehrere kleine Orte allein, nahe liegt in ihnen die Trümmer von großen und mächtigen Völkern der Vorzeit zu vermuthen, die einst durch ein festes politisches Band zusammengehalten, eine gewisse Gleichförmigkeit der Bildung erlangt haben mögen. Ohne dieser Annahme ein bedeutendes Gewicht beizulegen, können wir doch nicht unterlassen auf zwei Thatsachen hinzuweisen die aus diesem Gesichtspunkte besonderes Interesse gewinnen. Die eine besteht darin, daß bei weitem die meisten Völker welche zur sonorischen Sprachfamilie gehören, wie wir gesehen haben, fleißige Menschen von friedlichem Charakter, wesentlich Ackerbauern sind seit alter Zeit und demnach den wichtigsten Schritt schon gethan hatten der sie aus dem Zustande der Culturlosigkeit heraus und auf den Weg zu höherer Entwickelung führte. Ackerbau treibende Völker wohnten, wie **Gallatin** (Transactt. Am. Ethnol. Soc. II, p. LIV u. LXIX) mit Recht hervorgehoben hat, im Norden von Mexico bis nach Culiacan hin und erstreckten sich, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, von dort bis nach Cibola, über das Thal des Rio del Norte, zwischen 31° und 38° n. B. und einen Theil des Colorado-Gebietes. Rohe Jäger-Nomaden gab es nur wenige und sie scheinen von jeher zu jener friedlichen seßhaften Bevölkerung überall in feindlichen Verhältnissen gestanden zu haben. Der Rio del Norte ist die Grenzscheide zwischen rohen und friedlichen civilisirten Menschen schon vor Alters gewesen (**Humboldt**, N. Sp. II, 216).

Die andere Thatsache, welche noch größere Aufmerksamkeit verdient, ist das Vorhandensein von alten Bauten die in dem Gebiete der bis-



Spanier zurückzuführen, obwohl die Bauart derselben
schien wie die der Pueblos. Ebenso urtheilt Simpson
die Trümmer die sich in der Nähe von Zuñi finden, und
sein daß auch ein Theil der alten Baureste am Gila, die
fallen sind als daß sich ihre Construction noch erkennen l
Spaniern herrührt die entweder vor den Apachen und
berhorden oder in Folge des Aufstandes der Indianer vo
im Jahre 1680 dorthin flüchteten (Emory). Aber d
meisten dieser Ruinen stammen unzweifelhaft aus älterer
die Menge und Ausbreitung als auch die Beschaffenheit
bietet an einen anderen als alteinheimischen Ursprung z
mehrere dieser alten Bauten zeigen in ihrer Anlage eine
ausgesprochene Aehnlichkeit mit der aus alter und neuer
ten Bauart der Pueblos, daß wir nach ihren Urhebern a
suchen keine Ursache haben.

Dieß gilt vor Allem von den Resten des Pueblo Pin
westlich von Santa Fe am Fluß Chaco liegt. Sie bestel
größeren Anzahl von Gebäuden die in geringer Entfern
ander aus grauem Sandstein erbaut sind, obwohl diese
in Neu Mexico nicht mehr als Baumaterial verwendet
solche Fichten- und Cedernstämme giebt es im Lande ni
diejenigen aus denen die Fußböden der Zimmer bestehen.
welche nach oben an Dicke abnehmen, sind außen mo
glatten Sandsteintafeln ausgelegt und überhaupt sehr f

(der Grundplan eines dieser Gebäude zeigt deren 120 bis 140) sind meist klein; ein erhaltenes Zimmer mißt 7½' auf 14'. Die Gewölbe welche sich finden, sind oben nicht abgerundet, sondern die Verengerung nach oben wird durch stufenförmig von beiden Seiten übereinander hervorspringende Winkel gebildet. Sandsteinfelsen in der Nähe sind mit Bildern von Thieren und anderen Figuren versehen (Simpson a, 34 ff.). Weiter westlich am Cañon Chelly liegen ähnliche Ruinen (ebend. 74). Aus minder gut gearbeitetem Mauerwerk bestehen diejenigen welche sich ½° östlich von Zuñi finden, wo der Weg meilenweit mit gemalten irdenen Scherben bedeckt ist, und es steht dort ebenfalls ein Felsen der theils mit Zeichnungen der Eingeborenen theils mit spanischen Inschriften bedeckt ist. Die älteste der letzteren hat die Jahreszahl 1606 (ebend. 88, 101). Auf demselben Felsen sind Mauern von 307' und 206' Länge erbaut, welche einen großen Hof einschließen innerhalb dessen ebenfalls noch Spuren von alten Bauten zu sehen sind (Möllhausen 269). Ferner liegen unweit Laguna die Trümmer einer alten Stadt die in ihrer Bauart mit den Pueblos übereinkommt, und die erstaunliche Menge von Ruinen im Westen des Rio del Norte zwischen 34° und 36° n. B. sind wahrscheinlich von ähnlicher Art wie diejenigen am Colorado chiquito (ebend. 256, 270, 305), dessen Nebenfluß der Zuñi ist. Eine hinreichend genaue Untersuchung derselben liegt bis jetzt noch nicht vor. Ob auch die alten Bauten hierher gehören, welche man 100 milles (französische) südlich vom großen Salzsee in Utah sowie östlich vom Colorado an sehr ungenau bezeichneten Stellen gefunden haben will (s. d. Berichte darüber bei Buschmann 1854 Suppl. II, p. 358), läßt sich bis jetzt nicht entscheiden.

Seit längerer Zeit als die eben besprochenen Alterthümer sind die Casas grandes bekannt die 1 legua südlich vom Gila liegen, und man ist gewohnt sie gleich allen ähnlichen Bauresten als eine der Stationen bezeichnet zu sehen wo sich die Azteken auf ihrer Wanderung von Norden her niedergelassen hätten. Daß diese Annahme keinen thatsächlichen Grund, sondern nur eine vage Möglichkeit für sich hat, ist von Gallatin (a. a. O. LXXXV) richtig bemerkt worden, dagegen läßt sich der Sicherheit schwerer beistimmen, mit welcher er nach Humboldt's (N. Sp. II, 207, 216) Vorgang jene Ruinen, wie sie von Pater Font (1775) beschrieben worden sind,* in ihrer Anlage den Pueblos ent-

* Die älteste Beschreibung derselben ist von Lieutenant Monge (1697,



sprechend findet; denn die Aehnlichkeit scheint nur darin zu liegen, daß das Bauwerk früher drei Stockwerke und im Ganzen die Gestalt eines länglichen Viereckes hatte (Kingsborough VI, 539, Arricivita IV, 3 vgl. Schoolcraft III, 296 ff.). Auf eine Legua Entfernung, erzählt Font, ist der Boden mit Töpferscherben besäet die zum Theil so schön bunt bemalt sind wie dieß die Pimas nicht herzustellen vermögen. Auch Stücke von Obsidian finden sich in der Nähe. Die äußere Umfassung ist genau nach den Himmelsgegenden orientirt und mißt von Norden nach Süden 420′, von Osten nach Westen 260′;* auf den Ecken derselben scheinen Kastelle oder Warten gestanden zu haben. Das Gebäude selbst, an welchem Stufen oder Treppen nicht zu sehen sind, mißt 70′ auf 50′, hat 4′ dicke Mauern und besteht aus Lehmziegeln von verschiedener Größe (de tapia fabricada con cajones de varios tamaños), auch Fichten-Holzwerk ist darin verwendet. Im Innern hat es 5 Säle, von denen die drei mittleren 26′ auf 10′, die beiden äußeren 38′ auf 12′ halten; die Höhe derselben beträgt 11′, die Höhe der Thüren durch welche sie mit einander verbunden sind, 5′. Die Bewohner der Umgegend, Pimas und Cocomaricopas, bauten damals (1775) Baumwolle, Mais, Weizen, Kürbisse und andere Früchte, bewässerten ihre Felder durch ähnliche Gräben wie derjenige war, der sich von der Ruinenstätte bis zum Gila angelegt fand, und trugen Mäntel von Baumwolle und Wolle. Dem Christenthume, das Vater Garzes ihnen predigte, zeigten sie sich zwar geneigt, doch wiesen sie das Anerbieten einen Alcalden einzusetzen zurück, weil, wie sie sagten, Diebstahl bei ihnen nicht vorkomme und Streit selten sei. Wenn Garzes von den Eingeborenen im Lande hörte daß die Pimas so wenig als die Apachen, sondern nur die Moqui im Stande seien solche Häuser wie die casas grandes zu bauen, so liegt darin wohl kein hinreichender Grund mit Möllhausen (a, II, 156) die Urheber derselben mit Bestimmtheit nicht unter den Vorfahren der Pimas zu suchen. Erinnern wir uns aber der früher (p. 202) erwähnten Sage

---

Scholcraft III. 301; Mangi und 1694 bei Bartlett II, 281). Garzes und Font geben alle Maaße etwas größer an als die neueren Berichterstatter, was sich hauptsächlich aus dem Maaßstabe erklärt den sie gebraucht haben.

* Pater Font (bei Kingsborough a. a. O.) giebt diese Dimensionen bereits bestimmt als die der äußeren Umfassungsmauer an, daher es sich nicht mit Buschmann (1856 p. 320) erst als ein Verdienst Bartlett's ansehen läßt einen in dieser Beziehung herrschenden Irrthum berichtigt zu haben.



ıs jetzige Land der Pimas vor Zeiten im Besitze der Moqui ge-
sei, so gewinnt es allerdings eine gewisse Wahrscheinlichkeit daß
auwerke von diesen letzteren herrühren. Für Emory's (133)
ıthung, daß sie von einem den Pimas verwandten Volke her-
en, läßt sich aus Bartlett (II, 226) anführen, daß die bunten
n mit denen diese Kopfband und Gürtel verzieren, wie diejeni-
:lche sie auf ihrem schwarzen und dunkelbraunen Töpfergeschirr
ıgen, den Mustern gleichen welche sich an den alten Töpferscher-
:ser Gegenden finden. Dieß Wenige scheint aber so ziemlich Al-
s sich über die Urheber dieser alten Bauten mit einigem Grunde
läßt.

ie neueren Berichte über die Casas grandes, welche Mühlen-
t (II, 435) durch ein Versehen an den S. Francisco gesetzt hat,*
daß keine bedeutendere Veränderung mit ihnen vorgegangen
as Neue welches sie zu den vorstehenden Angaben hinzugefügt
, ist Folgendes. Bartlett (II, 272) glaubt drei Gebäude und
Mitte des bedeutendsten von ihnen die Trümmer eines höheren
artigen Bauwerkes unterscheiden zu können. Die Mauer ist
etwas gebogen, beworfen und rauh, innen dagegen steht sie
ht und ist hart und glatt, wie polirt. Die Enden der Balken
daß die Zerstörung durch Feuer geschehen ist. Die Gemächer
keine Fenster, sondern nur Oeffnungen von oben; wenn aber
Letztere für eine Aehnlichkeit der Bauart mit der bei den Mo-
nd Pueblos spricht, so liegt auf der anderen Seite ein nicht un-
cher Gegensatz zu dieser darin, daß das Hauptgebäude in der
einer jeden seiner vier Seiten eine Thür hat. Die Dimensionen
en werden übereinstimmend von Bartlett und Johnston
mory 598) zu 50' auf 40' und die Höhe zu 4 Stockwerken an-
n. Nach letzterem ist das Ganze aus weißer Erde und Kieseln
, vermuthlich mit Hülfe von Kalk, der zerstreut umherliegt. In
ähe sieht man einen ringförmigen Wall der ein Becken von
rds Durchmesser einschließt, dabei eine Terrasse mit einer 8'
abgestumpften Pyramide von 25 Quadratyards Oberfläche auf
ıitze. Von sonstigen Alterthümern hat man dort einen Mörser
treide zu stoßen gefunden, wie er in jenen Gegenden auch sonst

---

Ausführlich darüber Buschmann (1856 p. 327 ff.).



gaben einen Hof auf drei Seiten, was freilich, wie wir
auch bei den Pueblos eine gewöhnliche Anlage ist. Di
ser Bauten, welche bis 109½ ° w. L. Gr. nach Osten
der schon allzusehr zerstört um Bestimmteres erkennen
Mauern stehen meist rechtwinkelig aufeinander und bei
sich Spuren von Wassergräben (ebend. 64 ff., 81, 134

Unter den zahlreichen Ruinen am Salinas soll
50 miles von dessen Mündung ein großes dreistockige
polirten Innenwänden auszeichnen (ebend. 134, 600).
242 ff.) beschreibt das dort Gefundene in jeder Beziehu
was wir über die Casas grandes wissen. Auch hier
sehr weit fortgeschritten, doch ließ sich ein Gebäude v
Länge und 60—80′ Breite noch erkennen. Die Wass
sich dort angelegt finden, sind zum Theil von bedeutend
sagt bis zu 30 miles lang. Aehnliche Trümmer solle
cisco oder Verde (Nebenfluß des Salinas) liegen, beso
Quellen (Möllhausen a, II, 164, vgl. Hardy 466).
(II, 93) alte Bauten am S. Francisco zu denen ein sc
ster Mörtel verwandt worden sei — doch scheint hier d
fluß des Gila unter 109 ° w. L. verstanden werden zu
ehemals jenen Namen trug. Endlich sind noch Bilde
Stellen am unteren Gila unterhalb der Cocomaricopa
wähnen: sie sind mit eingeritzten Zeichnungen von M
und anderen grotesken Figuren bedeckt, die meist roh

Theil älteren Ursprunges, manche von ihnen rühren von Auswanderern her (ebend. I, 170).

Ob die Casas grandes in Chihuahua (vgl. Buschmann 1852, p. 671 f.), welche zwischen den Presidios Buenaventura und Janos (Llanos) liegen, mit den bisher besprochenen am Gila zusammengehören, läßt sich zwar bei der großen Zerstörung derselben nicht mehr mit voller Sicherheit entscheiden, doch hat sich Bartlett (II, 349) nach ihren allgemeinen Eigenthümlichkeiten dafür ausgesprochen, und Wislizenus (95) ihre Bauart für dieselbe erklärt welche noch jetzt bei den Moquis gebräuchlich sei. Aus des letzteren Beschreibung, wenn sie vollkommen richtig ist, würde dieß allerdings hervorgehen: die vorhandenen Bauten bilden ein Viereck, dessen Seiten nach Rivera je 250 Toisen lang sind — Bartlett giebt die Mauern zu 800′ und 250′ Länge an —, sie hatten drei Stockwerke und waren von Luftziegeln (Adoben) und Holz erbaut. Die einzelnen Bausteine sind 3′ lang, 22″ dick und von verschiedener Breite (Bartlett). Das Erdgeschoß hatte keinen Zugang, sondern eine hölzerne Treppe führte von außen zu einer hölzernen Galerie die das Gebäude umgab (Wislizenus). Rivera (1727) spricht nur von einigem Holzwerk das noch daran sichtbar sei. Das Bauwerk war nach den Himmelsgegenden orientirt und bestand in den oberen Stockwerken aus kleineren Zimmern mit engen Thüren. Die in der Nähe befindliche von Stein erbaute Festung hat Bartlett nicht näher untersucht. Weiter nach Süden hin giebt es noch andere Ruinen in Menge, in denen man Irdengeschirr und steinerne Mörser gefunden hat. Im Südosten von Chihuahua etwa unter 25½ ° n. B. soll man im Jahre 1836 eine Höhle entdeckt haben, in welcher eine ganze Versammlung wohlerhaltener, in schöne Decken gekleideter und vollständig geschmückter Indianer-Leichen mit gefalteten Händen auf dem Boden saß (Wislizenus 112).

Die beiden Californien gehören in ethnographischer Hinsicht noch zu den am wenigsten bekannten Theilen von Amerika. Die Trennung der Bevölkerung in eine große Anzahl von Stämmen, die meist keine Sprachverwandtschaft untereinander besitzen — Mühlenpfordt (I, 212) zählt deren 17 allein an der Küste zwischen S. Diego und S. Francisco auf—, erschwert die Untersuchung in hohem Grade und hat es



samkeit zu theil geworden. Die Goldgräber der neu
nicht einmal an ihrer Dienstbarkeit, sondern nur an
ein Interesse zu nehmen. Daher hat selbst die Ausbeu
des Landes zu keiner näheren Kenntniß seiner Bewoh

Die Völker von Neu Californien finden sich
kannt sind, vollständig verzeichnet und behandelt b
(1854 Suppl. II, 533 ff.). Noch vor wenigen Jahren
sten (Runsclen) und Eslen (Eskelen) in der Nähe von
einigen anderen (s. Humboldt, N. Sp. II, 237) fast
ren Namen genannt zu werden pflegten, denn in den
die Nationalität der Völker außer Frage. Neuerdi
Kenntniß derselben vorzüglich durch die Berichte bei
durch Hale's Mittheilungen erweitert (vgl. auch S
506, III, 99, IV, 406, VI, 710).

Bei manchen der californischen Völker hat man S
wanderung von Norden her gefunden (Beechey 4
365), doch sind sie zu vag und unbestimmt als daß s
durch andere Gründe, ernstliche Beachtung verdient
läßt es sich bezeichnen daß die einheimische Bevölkerung
schiffbrüchige Polynesier verstärkt hat theils mit eini
der Nordwestküste von Amerika in Gemeinschaft getre
Weiber am Bodega-Hafen ebenso tättowirt sind wie di
inseln, hat schon Vancouver (II, 96) bemerkt; be
kern kommt ihre Kleidung ganz dem Maro der Polyne

so tättowirt wie die der Eskimo und sah dieselbe Form des Bogens bei beiden Völkern; die Spanier welche im Jahre 1775 unter Heceta und Bodega nach Trinidad Bay kamen (41° n. B.) bemerkten bei den dortigen Eingeborenen Pfeilspitzen Messer und andere Geräthe von Kupfer und Eisen (Greenhow 118). Aus welcher Quelle diese stammten läßt sich mit Wahrscheinlichkeit daraus entnehmen, daß an der Nordwestküste von Amerika bis nach Nutka herab ein lebhafter Handel unter den Eingeborenen besteht und daß Aleuten und Kadjaken von den Russen bis in die Gegend von S. Francisco geführt worden sind (s. oben III, 326, 302 f.), eine Reise die überdieß durch die Meeresströmungen in hohem Grade begünstigt wird (Karte bei Wilkes V, 457).

Die Eingeborenen von Neu Californien sind meist unter mittelgroß, an der Küste, wo sie hauptsächlich von Fischen leben, nur 5½', schlank, kleiner und schwächlicher als die Bewohner der Thäler weiter im Innern, welche meist Jäger sind; das Haar steht struppig um den Kopf, da sie es abschneiden, unverkürzt würde es bis auf die Hüften herabreichen (Farnham, Trav. 364). In der Gegend von Fort Ross sehen die Männer sogar schwächlicher aus als die Weiber, da diese größere körperliche Anstrengungen machen (Wrangell 73 ff.). Von S. Diego bis nach S. Francisco sind die Indianer dunkelfarbig und von unkräftiger Bildung, nur am „Erdbeben-Fluß" soll es weiße Eingeborene mit rothem Haar geben die gut proportionirt sind (P. Fages — 1775 — bei Bryant 226 f.). Duhaut-Cilly (II, 166) beschreibt sie dunkel braunroth, von sehr kurzem Hals, kleiner Stirn, nur wenig geöffneten Augen und wenig vorspringender, aber weit offenstehender Nase, bei sehr großem Munde mit aufgeworfener Oberlippe, obwohl die Lippen übrigens nur mäßig dick sind; auch die Füße sind groß; die Weiber haben starke Hüften, aber magere schwache Beine. Es kann daher nicht befremden daß man sie oft, abgesehen vom Kopfhaar, sehr negerähnlich gefunden hat. In geringerem Grade gilt dieses Letztere von den größern und kräftigern Eingeborenen auf der Nordseite der Bai von S. Francisco (v. Langsdorff II, 168). Der Bart der Californier ist zwar nur gering (ebend. 142), doch stärker als bei den meisten andern Indianern. Arricivita (IV, 3) hebt ihn an den Eingeborenen von S. Francisco besonders hervor, und Bartlett (II, 84) bemerkt über die des Napa-Thales in jener Gegend daß





sie haben nur schlechte Hütten und überhaupt keinen
(bei Monterey, Bryant 236); die von der Küste entfe
leben in größeren Dörfern zusammen, sind geselliger u
(ebend. 238). Eicheln, aus denen sie Kuchen machen (
to, Hale), Kastanien Sämereien und andere Früchte s
nahrung im Binnenlande; im Sommer schlafen sie im
oben zusammengeflochten, unten aber zum Theil au
Rum und andere starke Getränke, die sie „schlechtes W
werden von ihnen verschmäht (Umgegend von Fort Ro
73, 81). Hier und da haben sie Flöße von zwei 8' la
deln die durch Querbreter verbunden sind (Duhaut-C
oder Kähne die sie aus Binsen oder Weiden flechten
Gesch. v. Calif. III, 101). Zur Erleichterung des S
brauchen sie Körbe die sie vor sich herstoßen (ebend. II,
tigsten von ihnen sind die Bewohner der Inseln im C
Küsten des Kanales von S. Barbara: diese leben zu
Familien zusammen in halbkugelförmigen Hütten die bi
Durchmesser haben, und tragen in kaltem Wetter Mänte
Otterfellen, zusammengeflochtenen Riemen oder Fede
bekleiden sich mit einem Gürtel und einem weiten R
auch hübsche Korbflechtereien Holzarbeiten und steiner
den von ihnen verfertigt (Duhaut-Cilly II, 165,
pedd. 27 f.), ähnlich wie von den Gebirgsbewohnern

ter Erde bestehen, 12—30' Durchmesser haben und 3' tief in der Erde liegen; manche derselben sind nur von oben auf einer Leiter oder auf Stufen zugänglich (Bartlett II, 29).

Das Elend und die Rohheit in der sie leben, haben ihre Fähigkeiten häufig unterschätzen lassen. Von den Missionären, denen sie freilich oft und gern entliefen um zu ihrem freien Wanderleben zurückzukehren, haben sie nicht bloß Handarbeiten, sondern auch die spanische Sprache leicht erlernt, und Kostromitonow versichert, daß sie nur in Folge ihrer großen Trägheit und Sorglosigkeit als dumm erscheinen, in der That aber sehr fähig sind (Wrangell 77, 81). Namentlich sind die Küstenvölker nördlich von S. Francisco besser begabt als man meist glaubt: sie zeigen sich lernbegierig, sind leicht und ohne Zwang zum Arbeiten zu bringen (Schoolcraft VI, 711), und Humboldt (N. Sp. II, 235) hat bereits auf die äußerst raschen Fortschritte aufmerksam gemacht welche seit 1790 unter der Leitung der Missionäre im Ackerbau geschehen sind, obgleich dieser den Eingeborenen 20 Jahre früher gänzlich fremd war.

Von Charakter sind die Californier sanguinisch und leidenschaftlich, doch weichherzig und ohne Rachsucht; der Feind wird im Kampfe erschlagen, doch meist nicht skalpirt (Wilkes V, 187), als Gefangener nicht zum Sklaven gemacht, sondern ausgewechselt und den Seinigen zurückgegeben (Wrangell 77). Große Anhänglichkeit an die Eltern, warme Kinderliebe und sorgsame Krankenpflege werden an ihnen gerühmt (Beechey 402, Farnham, Trav. 369). Ihre Trägheit ist freilich oft schwer zu überwinden, und erwerbslustig zeigen sie sich meist nur um ihre Leidenschaft zum Spiel zu befriedigen, bei dem sie jedoch nicht streiten (Kostromitonow a. a. O.). Dieberei und Todtschlag kommen bei ihnen fast gar nicht vor, ungereizt, sind sie friedlich und harmlos gegen Fremde. Die Bewohner der Berge von Monterey pflegten sonst immer nur mit Geschenken zu den Spaniern zu kommen (Journal of expedd. 44), und wenn sie anderwärts scheu mißtrauisch und feindselig sind (Möllhausen 328), so ist dieß eine natürliche Folge der Behandlung die sie erfahren haben. „Sie hatten nur wenig Weiße von Zeit zu Zeit gesehen," sagt Gibbs (bei Schoolcraft III, 116) von einem dieser Völker, „und dieses Zusammentreffen hatte bei ihnen den lebhaften Wunsch erregt keine Weißen wieder zu sehen, außer wenn sie ihnen an Zahl stark überlegen wären."

In den Missionen sind Diebstahl Trunk und Mord häufiger als außerhalb derselben. Selbstmord ist den Californiern unbekannt (Kostromitonow a. a. O.). Ihr munteres und lebhaftes Temperament tritt besonders in ihren pantomimischen Possenspielen hervor (Farnham, Trav. 367). Wrangell (91) hat ein Kriegslied mitgetheilt dessen einzelne Verse in mehrfacher Wiederholung gesungen werden, der erste bei der Rüstung zum Krieg, der zweite bei Annäherung des Feindes, der dritte beim Beginn des Kampfes, der vierte zur Ermuthigung von Seiten des Anführers allein.

1. Laß uns, Anführer, ziehen in den Krieg!
   Laß uns ziehen und erbeuten ein schmuckes Mädchen.
2. Wann sind wir über den Bergen?
   Wen erspähen wir zuerst?
3. Scharf sind unsere Geschosse.
   Strecket nur immer die eueren.
4. Rühret euch, rühret euch! Nun wohlan, in die Schlacht! Wackern Muthes mir nach!
   Fürchtet nicht, fremde Pfeile thun euch kein Leides an.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil und Schwerter von Holz die mit scharfen Steinen besetzt, auch auf der Jagd als Wurfgeschosse dienen (Bryant 228). Die Güte ihrer vergifteten Pfeile sollen sie an alten Weibern probiren (Duhaut-Cilly II, 172). Speere und den Tomahawk haben sie nicht (Beechey 402).

Die Gewalt der Häuptlinge, deren Würde vom Vater auf den Sohn forterbt (Beechey 398), ist in Californien größer als fast irgendwo sonst (Wilkes V, 179, P. Fages bei Bryant 226), doch sind die einzelnen Banden voneinander unabhängig (Gibbs a. a. O. 112). Bisweilen hat man auch Weiber mit dieser Würde bei ihnen bekleidet gefunden (Duflot II, 272), obgleich die Stellung der letzteren im Allgemeinen sehr traurig ist. Sie sind, namentlich unter Stammesgenossen, in der Regel kein Gegenstand der Eifersucht (Kostromitonow), nicht selten gehören die Töchter mit ihrer Mutter zugleich demselben Manne zu (Farnham), die Polygamie soll sehr ausgebreitet sein und geringe Ursachen zur Ermordung eines Weibes führen; dennoch gilt Untreue für selten — „ein Charakterzug“ (setzt Gibbs a. a. O. 127 hinzu), „der wie anderwärts vermuthlich verschwinden wird mit dem Fortschritt der Civilisation.“ Aus älterer Zeit wird indessen berichtet und von Kostromitonow bestätigt daß die Indianer

r Küste nur ein Weib hatten, dieses jedoch nach Belieben wechsel-
n; auf den Inseln und der Küste des Kanales von S. Barbara durfte
ur der Häuptling deren zwei besitzen, und es gab dort Männer in
Weiberkleidern die hoch geehrt zu werden schienen (Bryant 226, Jour-
l of exp. 30). Widernatürliche Laster werden auch sonst erwähnt
uflot II, 371). In S. Miguel sollen die Neuvermählten einander
utig kratzen (Bryant 234) — vielleicht eine Folge gewaltsamer Ent-
hrung der Braut, die bei manchen Völkern feste Sitte ist. In einigen
egenden wird das Mädchen beim Eintritt der Pubertät in die Erde
graben und diese mit Ruthen geschlagen (Schoolcraft V, 215).

Mehrere Völker von Californien, an der Küste und im Innern, ver-
ten die Sonne, die sie jeden Morgen mit Freudengeschrei begrüßen
leechey 402, Bryant 238); die religiösen Vorstellungen der mei-
n sind noch unbekannt, doch fehlt es ihnen nicht an solchen, denn
ir hören von gewissen religiösen Ceremonien die bei ihnen gebräuch-
h sind (Gibbs a. a. O. 107). Einige haben Idole, roh bemalte
teine oder Stücken Holz die sie in der Nähe der Dörfer oder auf dem
lde aufstellen (Bryant 229). Ihre Schöpfungssagen, wo es solche
ebt, scheinen albern und sinnlos: ein Wolf, dessen Geschlecht jetzt
usgestorben sei, erzählen sie, habe einst zwei Stäbe in die Erde ge-
ckt und aus diesen Mann und Weib geschaffen, später aber der Schö-
er die Welt sich selbst überlassen (Kostromitonow). Wenig wahr-
einlich ist die Angabe daß an manchen Orten ein alter Mann ange-
tet werde, den sie selbst zu dieser Würde erwählten (P. Fages bei
ryant 226). Bei den Bewohnern des Innern herrscht der Glaube
iß die Seelen der Todten sich auf gewisse Inseln im Meere begeben
ıd von dort in die Neugeborenen zurückkehren (ebend. 238). Auch
: Speiseverbote welche bei ihnen gelten — sie betreffen Vögel und
ren Eier, Bären und andere Thiere — haben ihren Grund in dem
auben an Seelenwanderung (Gibbs a. a. O. 112, 128). Sehr
gemein ist die Verbrennung der Todten; man stattet sie mit Bogen
d Pfeil und anderen Lebensbedürfnissen aus und vermeidet es lange
t ihren Namen zu nennen, um den Schmerz über den Verlust nicht
erneuern (Wrangell 106, Farnham). Auch die Hütte des Ver-
benen wird bei manchen Völkern durch Feuer zerstört (v. Langs-
rff II, 141). Die Leiche pflegt man mit Tabaksrauch anzublasen.
Eingeborenen des Südens hatten sonst geschlossene Begräbniß-

plätze (Bryant 230 f.); auf den Gräbern der Häuptlinge errichtete man Pfähle an denen ihr werthvollstes Eigenthum befestigt wurde, und Breter auf welchen ihre Thaten bildlich dargestellt waren (Journal of exp. 29). Der Gebrauch von Schwitzbädern ist bei den Californiern sehr beliebt und, wie es scheint, allgemein verbreitet; sie bedienen sich derselben hauptsächlich zur Stärkung und in Krankheit, daß sie eine Beziehung zum Cultus hätten, ist bis jetzt nirgends bemerkt worden.

Fast überall im spanischen Amerika wurden die Eingeborenen entweder durch Soldaten oder durch Missionäre unterworfen. In den beiden Californien geschah es ganz vorzugsweise durch die letzteren. Die Stiftung der ersten Mission in Neu Californien, S. Diego, durch die Franciscaner (s. unten) fällt in das Jahr 1769, und wir haben schon bemerkt daß die Ansiedelung der Indianer in Dörfern und die Disciplinirung derselben einen ungemein raschen Fortgang nahm und zu bedeutenden Resultaten führte: im Jahre 1776 gab es bereits 8, im Jahre 1790 11 Missionsdörfer, 1802 war ihre Zahl bis auf 18 gewachsen (Humboldt, N. Sp. II, 235 ff., vergl. die Tabelle V, 71). Später sind noch drei hinzugekommen; ein Verzeichniß derselben nebst der Angabe ihrer Lage und Einwohnerzahl zu verschiedenen Zeiten hat Buschmann geliefert (1854 Suppl. II, p. 524, vgl. über ihre Geschichte auch Handelmann, V. St. 50 u. Duflot de Mofras).

Der Hauptsitz einer Mission bestand nach der gewöhnlichen Einrichtung aus einem Quadrat von zusammenhängenden Gebäuden, dessen Seiten gegen 500' maßen. Die vordere Seite war den Wohnungen der Geistlichen und den gemeinschaftlichen Räumen für Wirthschafszwecke und für Erholung bestimmt, hatte eine nach außen offene Säulenhalle und an dem einen Ende derselben stand die Kirche. In den Seitenflügeln befanden sich die Schule, die Werkstätten, das Monasterio, wo weibliche Arbeiten verrichtet wurden, das Lazareth und die Magazine, der von ihnen eingeschlossene Hof war mit Bäumen bepflanzt und enthielt die Brunnen. Die Zöglinge der Mission wohnten außerhalb dieses Hauptgebäudes in Hütten, und wurden theils in den Werkstätten mit verschiedenen Zweigen der Industrie theils und hauptsächlich mit Landwirthschaft und Viehzucht beschäftigt, die im großartigsten Maßstabe betrieben, einen ungeheuern Reichthum an Herdenvieh und Getreide lieferten (Näheres bei Hoppe in Erman's

chiv VII, 650 ff., 690). Neben den Missionen bestanden die Presi-
os, kleine Militärkolonien mit nicht mehr als 60 Mann Besatzung,
en Haupttheil eine Festung mit 8 Stück Geschützen war. Es gab
en sieben in beiden Californien zusammen und ihr Hauptzweck war
Schutz der Missionen. In ihrer Nähe legte man hier und da auch
örfer (pueblos) an, die mit spanischen Kolonisten bevölkert wurden,
gends aber zu kräftiger Blüthe gekommen sind.

Die Mittel durch welche die frommen Väter den Aufschwung der
issionen herbeizuführen wußten, waren freilich sehr eigenthümlicher
t. Es wird erzählt daß es ein gebräuchliches Verfahren gewesen
, die Indianer mit Schlingen einzufangen und an die Missionen
zuliefern, „wo man sie theils durch Milde theils durch Hunger,
rch Weiber mit denen man sie verheirathete oder durch vernünftige
rstellungen zu besänftigen suchte, um sie dann im Katechismus zu
terrichten und zu taufen" (de Pagès 92). Man müßte geneigt
n dieß für Fabel zu halten, wenn es allein von Kotzebue (Neue
II, 59) bestätigt würde, dessen zweiter Reisebericht ohnehin vielfach
glaubwürdig ist, aber es fehlt auch sonst nicht an Gewährsmän-
rn für jene Angaben: Beechey (356) versichert daß die Eingefan-
nen solange eingesperrt gehalten wurden bis sie sich bereit erklärten
ren alten Heidenglauben aufzugeben, v. Langsdorff (II, 148) be-
htet daß namentlich die Deserteure deren man sich wieder bemäch-
te, mit Stockprügeln bestraft und mit einem Eisenstab beschwert
urden, und diese Behandlung stimmt leider nur zu gut mit Allem
sammen was wir sonst noch von dem Verfahren der Missionäre in
u Californien wissen. Von Künsten und Handwerken verstanden
frommen Väter selbst nur wenig und der einheimischen Sprachen
ren sie so unkundig, daß sie mit den Indianern nur durch Dolmet-
er reden konnten; dagegen wußten sie sich zu Herren über die ge-
mte Arbeit und selbst über die Kinder derselben zu machen (Cha-
sso 20), und um ihnen die Arbeit nicht zu sehr zu erleichtern oder
ukürzen, haben sie absichtlich z. B. keine Mühlen eingeführt, son-
n das Getreide auf einem Stein mit der Hand zerreiben lassen, wie
vordem üblich war (Péron a II, 128, v. Langsdorff II, 147). Die
igen Erziehungsmittel welche sie in Anwendung brachten, waren
Peitsche und die Zutheilung von doppelten Portionen beim Essen
a Pérouse I, 365), die Bevormundung aber welche sie über ihre

Zöglinge ausübten, erstreckte sich hier wie in Paraguay bis auf die geringsten Geschäfte des täglichen Lebens. Sie lehrten diese das Vater unser in spanischer Sprache beten und die heidnischen Indianer welche dieß nicht konnten, als bestias verachten, suchten sie dem Christenglauben durch phantastische gemalte Bilder von Himmel und Hölle durch prachtvolle Festkleider u. dergl. zu gewinnen, die sie zu den Prozessionen anschafften (Beechey 355 ff., Wilkes V, 205) — darin bestand die „aufgeklärte Nächstenliebe" (charité éclairée) mit welcher sie nach Du Petit-Thouars (II, 86) die Indianer erzogen.* Die gute Verwaltung der Missionen deren er mit vielem Lobe gedenkt, mag man daraus abnehmen, daß die dortigen Franciscaner wie die Jesuiten in Paraguay allein über Geld und Gut und Freiheit ihrer Zöglinge verfügten, deren Zustand von dem der Neger in den Kolonien nach La Pérouse's (I, 365, 378) und Vancouver's (I, 269, 276, 285, II, 135) Urtheil in nichts verschieden war außer darin, daß sie mit mehr Milde und Menschlichkeit behandelt wurden: alle standen im Dienst der Padres, wurden mit einem willkürlichen Theil von dem bezahlt was sie durch ihre Arbeit erwarben und für jeden Ungehorsam eingesperrt — was mit den unverheiratheten Weibern ohnehin geschah (v. Langsdorff II, 137) — und ausgepeitscht. Die Sterblichkeit in den Missionen war ungeheuer, sie soll in späterer Zeit sogar noch zugenommen haben (Kotzebue II, 7, Beechey 370), und die Eingeborenen machten die größten Anstrengungen und brachten jedes Opfer um der Sklaverei in den Missionen zu entfliehen und ihre Freiheit wiederzugewinnen (Duhaut-Cilly II, 5 ff.).

Als Mexico Republik geworden war (1824), weigerte ein Theil der Missionäre namentlich in S. Francisco den Eid der Treue: die Unterstützung mit Geldbeiträgen welche die californischen Missionen bis dahin erhalten hatten, wurde daher zurückgezogen, wie dieß schon von 1811 bis 1818 geschehen war (Duflot I, 269), das Kirchenvermögen confiscirt und ein Theil des Landes und der Herden den bekehrten Indianern überwiesen (1825). Da diese aber, gleich plötzlich freigelasse-

* Duflot de Mofras hat die Keckheit alle ungünstigen Berichte über die Missionäre für bloße Verleumdung von Seiten der Protestanten zu erklären! Dagegen meint Duhaut-Cilly (II 181) daß die Indianer, wie sie es durch eine Verschwörung im J. 1820 versuchten, die Missionen gewiß zerstört haben würden, wenn nicht die vielen Sprachen in die sie gespalten sind, das Einverständniß so sehr erschwert hätten.

nen Sklaven, in Folge davon rasche Rückschritte machten, nahm man ihnen ihre Freiheit wieder und stellte sie aufs Neue unter die Obhut der Missionäre, welche nun den verlangten Eid leisteten (G. Simpson I, 301), doch traf man zugleich die Bestimmung daß diejenigen von ihnen welche von gutem Charakter und hinreichend herangebildet wären, aus den Missionen entlassen und mit eigenem Land Geräthen und Aussaat ausgestattet würden (Beechey 352 ff.). Nach zehnjähriger Dienstbarkeit in der Mission sollte in Zukunft jeder Indianer frei werden, für dessen künftiges Wohlverhalten sich ein weißer Ansiedler verbürgen würde. Natürlich geschah dieß nur selten (ebend. 360): unter dem Namen „Neophyten" hielt man sie also für immer fest in den Missionen, und sie blieben dort in derselben knechtischen Dienstbarkeit wie früher (Duhaut-Cilly I, 233 f.), daher die wenigen welche wirklich freigegeben wurden, den Landbau natürlich ganz vernachlässigten (ebend. II, 177). Unter den seit 1812 beständig schwankenden politischen Verhältnissen (s. Hoppe in Erman's Archiv VII, 703 ff.) hatten manche Missionen sehr gelitten: S. Francisco, mit 700 Indianern im Jahre 1816, hatte 1827 deren nur noch 260, Monterey und S. Diego waren in günstigerer Lage (Duhaut-Cilly I, 318, 380, II, 49 ff.); die meisten hoben sich indessen bis zum Jahre 1833 wieder in ziemlich bedeutendem Maaße (s. die Zusammenstellung bei Buschmann a. a. O.). Seitdem aber in dem eben erwähnten Jahre ihr Vermögen vom Staate eingezogen, die Eingeborenen für frei erklärt und den Missionären nur noch die geistliche Sorge für sie gelassen wurde, verfielen sie in kurzer Zeit. Sie wurden mehrfach ausgeplündert und die öfter erneuerte Unabhängigkeitserklärung von Californien (1829, 1836) trug dazu bei ihre Macht und Selbstständigkeit wie ihren Reichthum vollends zu zerstören. Von der Mission war in S. Francisco 1841 nichts mehr übrig: die Priester, die Herden, die Häuser mit Ausnahme der Kirche waren verschwunden und die Eingeborenen wieder Wilde geworden; nur in der Mission S. Clara gab es dort noch einen Priester (Simpson I, 332, 337). Im Süden besitzt z. B. S. Luis Rey noch sehr stattliche und ausgedehnte Gebäude (Bartlett II, 89). Der Vorwurf dissoluten Lebens den man den Priestern in neuerer Zeit gemacht hat (Wilkes V, 173), scheint bei der Begierde nach dem Missions-Gute welche die erwähnten Plünderungen herbeiführte, nicht unverdächtig, viele derselben haben aber im Jahre 1831 das Land ver-

lassen (Duflot). Daß die Annexion Californiens von Seiten der Vereinigten Staaten, welche durch die seit 1836 von dort eingewanderten Riflemen vorbereitet (Hoppe a. a. O. 705) und durch Fremont's dritte Expedition (1846) zur Reife gebracht wurde, in den Verhältnissen der Missionen nichts gebessert hat, ist ebenso begreiflich als daß die Eingeborenen durch alle diese Umwälzungen nichts gewannen: durch den Ruin der Missionen geriethen viele von ihnen ins Elend, starben dahin oder wurden Sklaven eines jeden der sich ihrer bemächtigen wollte und konnte (Simpson I, 316, 398); aus den meisten Dörfern wurden sie vertrieben, traten in ein feindseliges Verhältniß zu den Weißen und schweiften umher um Pferde zu stehlen, zu rauben und zu morden (Wilkes V, 173 f.). Zur Strafe für ihre Plünderungen verfolgte man sie und schoß sie nieder ohne Unterschied, Weiber und Kinder, bisweilen erhielten sie wohl vorher noch die Taufe; oft machte man auch ohne solche Veranlassung Jagd auf sie (Simpson I, 353 ff.). Als General Vallejo sich durch den Versuch davon überzeugt hatte daß sie sich als Soldaten gut einexerciren ließen, bekam er Furcht vor den Rekruten und ließ sie erschießen (Wilkes V, 197 f.), und, wie die Spanier vor ihnen, thun auch die Amerikaner die aus den Vereinigten Staaten herübergekommen sind, nichts dafür um sie aus ihrem Elend zu erheben, sondern scheinen vielmehr entschlossen sie zu vertilgen (Bartlett II, 82).

In Alt Californien werden zwar ebenfalls viele verschiedene Völker aufgeführt, doch giebt es dort nur wenige Hauptsprachen und diese besitzen weder eine Verwandtschaft zur sonorischen Familie noch aztekischen Sprachstoff (Buschmann a. a. O. 464). Die drei Hauptsprachen der Halbinsel heißen: Pericù, Monqui und Cochimi. Die erste ist die südlichste, und es gehören zu ihr als zahlreichster Stamm wahrscheinlich die Cora im äußersten Süden des Landes, doch werden diese von Anderen zu den Guaycuros oder Waicuros gerechnet welche eine Abtheilung der Monqui bilden. Den letzteren Namen geben sich die Bewohner von Loreto, deren Sprache nördlich von diesem Orte beginnt und bis gegen La Paz hin nach Süden reicht; außer den Guaycuros, deren Name eine ganz zufällige Erfindung der Spanier sein soll, gehören zu ihnen auch die Uchiti, welche beträchtlich von jenen verschieden sind. Die Cochimi endlich, bei weitem das begabteste friedlichste und gutmüthigste Volk von Alt Californien, erstrecken sich

von der Breite von Loreto bis etwa 2° südlich unterhalb der Mündung des Colorado hinauf (Gesch. v. Calif.* I, 45, 47, II, 141, 170, 187, III, 151). Im Norden der Halbinsel, von 33° an beginnend, gab es noch eine vierte nicht näher bekannte Stammsprache (Buschmann a. a. O. 446, 472). Die Namen der Edu oder Edues und der Laimones sind von bloß geographischer Bedeutung: der erstere bezeichnet die südlich, der andere die nördlich von Loreto lebenden Indianer (Gesch. v. Calif. I, 46), doch führt Pater Picolo Monckisch und Laymunisch als Namen bestimmter Sprachen an und schreibt der letzteren von diesen beiden die größere Ausbreitung zu (Allerhand Brief III, 35). Die Pericu, welche in früherer Zeit zahlreich waren, sind hauptsächlich durch Krankheiten stark zusammengeschmolzen, wenn nicht ganz aufgerieben (1783, Buschmann a. a. O. 480). Edues (Pericues) und Laimones (Cochimies) sind ihrer Sage nach von Norden her eingewandert, in Folge von Streitigkeiten die unter ihnen ausgebrochen waren (Gesch. v. Calif. I, 50).

Die Indianer von Alt Californien sind im Allgemeinen wohlgebildet, doch von verschiedener Statur, die Farbe wechselt von lohfarbig oder kupferroth bis dunkelbraun und schwarz, sie haben keinen Bart, nur schwache Augenbrauen und der innere Augenwinkel ist gerundet (Nachr. v. Calif. 89). Bei Cap S. Lucas fand Vizcaino (1602) unter den Eingeborenen einige mit rothem Haar und erhielt dort mit Hinweis auf einen Neger den er selbst bei sich hatte, die Versicherung daß ein ganz negerähnliches Volk in der Nähe lebe (Torquemada V, 48). Ihre geringe Kleidung fertigen sie aus Aloefäden die sie mit Rohrknöpfen beziehen, oder tragen Hirschfelle die sie auch zu Sandalen verwenden, doch sind meist nur die Weiber mit einem Schurz versehen (ebend. 106). Die Missionäre lehrten sie den Feldbau und einige Handwerke und weckten in ihnen das Streben nach Kleidern die sie früher verschmähten (Bonani in Allerh. Brief VII, 72). Im Winter schlafen sie in Höhlen, im Sommer unter Bäumen auf der Erde und schützen sich höchstens durch einen zwei Spannen hohen Zaun von Reisig gegen den Wind (Picolo ebend. III, 38, Nachr. v. C. 102). Sie

* Die hier citirte, von Adelung aus dem Englischen übersetzte „Geschichte von Californien" ist das Buch von Venegas, Noticia de la California, Madrid 1757; die später angeführten „Nachrichten von der Halbinsel Californien" haben den Missionär Jacob Bägert zum Verfasser.

verzehren Alles was ein menschlicher Magen zu vertragen im Stande ist, nächst Früchten und Sämereien selbst Ungeziefer aller Art und Abschabsel von Fellen, sind im höchsten Grade unreinlich, aber keine Canibalen (ebend. 118 ff.). Troß des Elendes in dem sie leben, sind sie von lebhaftem lustigem Temperament, meist friedfertig untereinander — sie trinken nur Wasser — und freundlich gegen Fremde (Picolo, Bonani a. a. OO.). Als Waffen führen sie Bogen und Pfeil. Ihre Fähigkeiten bezeichnet Bägert (Nachr. v. Calif. 147) zwar als sehr gering, indessen erzählt er mehrere Beispiele von ihrer Schlauheit, und das Urtheil Picolo's der sie in dieser Hinsicht höher stellt, dürfte daher leicht richtiger sein. Auch daß es, wie jener sagt (168) ihnen nicht bloß an jeder Organisation der Gesellschaft, sondern auch an jeder Spur von Religion fehle, scheint ein Irrthum zu sein: Picolo theilt mit daß sie den Mond verehren; nach Venegas glauben sowohl die Pericues als auch die Cochimies an ein gutes und ein böses Princip. Jenes hat nach Ansicht der ersteren die Welt geschaffen, ist unsichtbar, wohnt im Himmel und hat ein Weib und drei Söhne, deren einer der erste Mensch war. Götzenbilder fanden sich nicht bei diesen Völkern, alle aber hatten Zauberer, welche einen Tribut an Lebensmitteln erhielten und eine Bekleidung trugen die sie aus Menschenhaar verfertigten (Gesch. v. Calif. 66 ff.). Krankheiten heilten sie durch Aussaugen und Anblasen der einzelnen Sinnesorgane und einen Sterbenden zu retten schnitten sie einem seiner Kinder den kleinen Finger ab (ebend. 76), ein Verfahren das bei manchen Südseeinsulanern eine genaue Analogie findet. Auch der so weit verbreitete Gebrauch der Dampfbäder war bei ihnen in Uebung. Bei dem Feste der Mannbarkeit wurden beiden Geschlechtern Nase und Ohren durchbohrt (ebend. 74). Sonst war es gewöhnlich daß ein Mann mehrere Schwestern zusammen heirathete, seine Schwiegermutter aber und andere nahe weibliche Verwandte seiner Frau anzusehen war ihm verboten (Nachr. v. Calif. 164), daher es schwer glaublich ist daß ein engeres Zusammenhalten von Mann und Frau gar nicht stattgefunden habe und jeder Mann mit jedem Weibe ohne Unterschied gelebt habe, wie Bägert (ebend. 130 f.) ebenfalls versichert. Viele Weiber sollen unfruchtbar sein und von den Kindern nur wenige groß werden.

Die ersten Missionäre gelangten nach Alt Californien im Jahre 1642, doch faßten sie erst 1683 dort festen Fuß: seit 1686 wurde den

esuiten das Land ganz und ausschließlich „zur Eroberung“ überlas-
n, da sich diese auf andere Weise als unmöglich gezeigt hatte. Diese
unden daher der weltlichen wie der geistlichen Regierung des Landes
r, so daß auch die Commandanten der Presidios ihnen untergeben
aren (Gesch. v. Calif. I, 128 ff.). Salvatierra, zu dem bald darauf
ter Kino (Kühn) und Andere stießen, gründete 1697 die erste Mis-
n, Loreto. Die Schwierigkeiten welche der Widerwille der Einge-
renen und die Unfruchtbarkeit des Landes darboten, wurden so glück-
h überwunden daß im Jahre 1745 die Anzahl der Missionen bis zu
gewachsen war (ebend. III, 60), deren jede eine Kirche, ein Fort
d Vorrathshäuser besaß (Verzeichniß derselben und ihrer Stiftungs-
hre bei Buschmann a. a. O. 460, vgl. über sie auch Villa-Se-
r V, 39). Als die Jesuiten das Land verlassen mußten (1767), gin-
n ihre Missionen zunächst an die Franciscaner von dem Collegium
. Fernando in Mexico über, diese überließen sie aber den Domini-
nern und wendeten sich selbst nach Neu Californien um ihre Thä-
gkeit auf einem bis dahin noch unberührt gebliebenen Felde zu ent-
ickeln (Hoppe in Erman's Archiv VII, 686). Trug dieser Wechsel
r sich allein schon zum Verfalle derselben bei, so wirkte dazu noch
ehr die veränderte Stellung und das veränderte Verfahren der Mis-
onäre mit: die Presidios waren den Dominicanern nicht untergeben
ie früher den Jesuiten, sondern beigeordnet, daher jene häufig mit
ren Befehlshabern in Streit geriethen (Mühlenpfordt II, 444),
d in der Erziehung der Eingeborenen schlugen sie den neuen Weg
n, daß sie dieselben 10 Jahre lang ganz wie Kinder behandelten und
vormundeten, dann aber, wenn sie sich gut betragen hatten, frei
d selbstständig machten, wovon die Folge war daß die meisten wie-
r in Faulheit versanken oder in die Wildniß zurückkehrten (Green-
ow 112). Die große Sterblichkeit der Indianer, welche nur von dem
ande herrührt in dem sie leben, hatte bereits die völlige Auflösung
hrerer Missionen herbeigeführt (Duhaut-Cilly I, 235, Kotzebue
R. II, 55), als sie erst 1833 ganz aufgehoben wurden und Pfarreien,
n Weltgeistlichen verwaltet, an ihre Stelle traten. (Ueber die Ge-
ichte von Californien vgl. namentlich Buschmann a. a. O. 457 ff.
d Greenhow 99 ff.).

Die Völker von Mittel-Amerika.

Die großartigen Ruinenstätten in Guatemala und den benachbarten Ländern haben erst in neuester Zeit die verdiente Aufmerksamkeit gefunden, das tiefere Interesse aber das sie an der alten Geschichte der einheimischen Völker zu erwecken geeignet sind, läßt sich bis jetzt nur ungenügend befriedigen. Nur wenige, zum Theil sehr dunkle und abgerissene Nachrichten aus älterer, unvollständige, zum Theil oberflächliche oder doch nicht hinreichend zuverlässige Untersuchungen aus neuerer Zeit, lassen für willkürliche Combinationen auf diesem Gebiete einen noch freieren Spielraum als auf dem der altmexicanischen Geschichte. Diese zu beseitigen ist vor Allem erforderlich, daß man die wenigen festen Punkte in's Auge fasse auf die sich die historische Darstellung stützen, oder an die sie sich wenigstens mit Sicherheit anlehnen kann. Sie sind folgende.

Trotz der weiten Verbreitung der aztekischen Ortsnamen die wir schon früher erwähnt haben, über Guatemala nach Honduras und bis nach Nicaragua hinab, finden sich solche Namen weder in Yucatan noch in Costa rica (Buschmann 1852 p. 707, 778). Yucatan ist von dem Volke der Mayas bewohnt, dessen Sprache dem aztekisch-toltekischen Stamme ursprünglich fremd scheint. Die Tzendals in Chiapas reden einen Dialekt der Maya-Sprache, das Kachiquel ist dem Poconchi verwandt (Gage), die Sprachen Poconchi Chorti und Quiche in Guatemala aber stehen einander sehr nahe und gehören zu demselben Stamme wie das Maya (Gallatin 5 f.). Demnach bilden Völker von der Familie der Mayas, als deren Verwandte sich vielleicht die Urbewohner der Großen Antillen und mit Sicherheit die Huasteken im Nordosten von Mexico bezeichnen lassen (s. oben p. 53), die Hauptmasse der Eingeborenen von Guatemala, ihre sprachliche Verschiedenheit von den Azteken aber verbietet — dieß muß besonders hervorgehoben werden — die Mayas, wie Heller (217) und Andere gethan haben, mit den Tolteken zu identificiren, welche uns nur als die eigentlichen Urheber der altmexicanischen Cultur, als die Vorgänger und Stammverwandten der Azteken bekannt sind. Wenn Guatemala die Urheimath der Tolteken ist oder wenn wenigstens ihre Kolonien in

:sen Ländern sich höchst wahrscheinlich schon aus sehr früher Zeit
rschreiben, so liegt darin nur noch ein Grund mehr sie von den Ma-
s streng gesondert zu halten, da troß der räumlichen Nähe beider
ilker in alter Zeit ihre Sprachen bestimmt geschieden und ohne Ge-
:inschaft geblieben zu sein scheinen.

Von Chiapas gehörte, wie wir oben (p. 66 f.) gesehen haben,
ır ein kleiner Theil zum aztekischen Reiche: Azteken lagen in einigen
len Plätzen als Garnison, aber ihre Sprache scheint dort, obwohl
dem Lande eigentlich fremd war, doch sehr allgemein verstanden
orden zu sein; denn B. Diaz (227), der bemerkt daß der Ortsname
achula ebenso in der Nähe von Chiapa wie in der Nähe von Mexico
orkomme, erzählt von Predigten die der Bruder Juan in der Sprache
es Landes gehalten habe, scheint aber unter dieser die aztekische zu
erstehen (vgl. ebend. 252), obgleich er vorher (225) selbst hervorge-
oben hat daß Chiapa der Herrschaft der Mexicaner nicht unterworfen
ewesen sei. Nur wenige Jahre später sind mit den Spaniern, beson-
ers mit Diego de Mazariegos, der zweimal (1524 und 1526) das
Land erobern mußte, Tlascalteken und Mexicaner in großer Anzahl
nach Chiapas gekommen, und da sehr viele von diesen im Kampfe
das Leben verloren, so hat man deren noch mehrere von Mexico aus
nachzuschicken, wie dieß nach Guatemala bereits geschehen war (Re-
mesal V, 13, 17). Das mächtigste unter den einheimischen Völkern
waren die Chiapaneken. Gallatin (5) hält sie wohl mit Recht
für dasselbe Volk wie die Llanos, welche von Juarros (14) allein als
besonderes Volk noch neben jenen angeführt werden, denn Ciudad
Real hieß in frühester Zeit San Cristoval de los Llanos. Die übrigen
Völker waren den Chiapaneken unterworfen (Remesal) oder mußten
doch deren Uebermacht anerkennen und fürchten: Quilenes und Zapote-
en, Leute aus Guantepeque (Tehuantepec?) und aus Soconusco lebten
n Chiapa als Gefangene (B. Diaz 227). Namentlich hatten sie sich die Zo-
ques oder Zoaques (de Laet VII, 5, s. oben p. 60) tributpflichtig zu
machen gesucht, die in der Gegend von Tecpatlan, im nördlichen Theile
es Landes und in Tabasco saßen (Herrera III, 7, 3, IV, 10, 11)
nd eine andere Sprache redeten als die Chiapaneken (Remesal VII,
8). Im 17. Jahrhundert lebten die Zoques an der Küste von Ta-
basco und tiefer im Innern in kleinen Ortschaften, beschäftigten sich
eißig mit Seidenzucht und Seidenweberei und gewannen viele Coche-

nille (Gage II, 132 f.). Ihre Nachbarn im Osten sind die Tzendals (Zeltales, Zeldales), ein Mayavolk das nach Ximenez (169) nebst den Zaziles zum alten Quiche-Reiche gehörte. Sie hatten das Grenzgebiet nach Yucatan hin inne und die Umgegend von Palenque (Herrera IV, 10, 11, Juarros 14), von wo sie sich bis nach Ocosingo und Comitlan erstreckten. Gage läßt sie vom Nordmeer bis nach Chiapa hin reichen und fügt hinzu daß im Südwesten (Südosten?) derselben noch ununterworfene Indianer säßen. Im südöstlichen Theile von Chiapas werden die Quelenes genannt als zusammengrenzend mit Soconusco und Guatemala.

Nach Remesal (V, 13) und Herrera (IV, 10, 11), denen auch Burgoa beistimmt (Brasseur III, 15), wären die Chiapaneken vor Alters von Nicaragua gekommen; diese Nachricht scheint indessen auf einer Verwechselung zu beruhen und das Verhältniß vielmehr das umgekehrte gewesen zu sein, daß die Chiapaneken ein toltekisches Volk waren das von Tula in Mexico zur Zeit des Umsturzes der Toltekenherrschaft nach Süden zog und in Soconusco angekommen, aber auch von dort wieder verdrängt, theils nach Chiapa theils nach Guatemala wanderte, wo es unter dem Namen der Pipiles sitzen blieb und sich von da bis nach Nicaragua verbreitete. Garcia (V, 5) bezeichnet es nämlich als die Sage der Chiapaneken daß sie aus der Gegend von Neu Mexico gekommen seien, sich aber auf ihrer Wanderung in Soconusco getrennt und von da theils nach Nicaragua gewendet hätten. Es ist wahrscheinlich dieselbe Sage welche Juarros (207) erwähnt, indem er angiebt daß die Bewohner von Chiapa nach Einigen von einem Bruder des Nimaquiche oder von Votan — beide sind vielleicht eine und dieselbe Person — stammen sollen, welcher von Huehueta (Gueguetan) aus, einem Orte in Soconusco, das Land zuerst bevölkert habe; denn dieser Nimaquiche wird (ebend. 88, 162) als der fünfte König der Tolteken genannt, unter welchem diese letzteren Mexico verließen, wo sie Tula gegründet hatten, und nach Süden zogen um sich eine Heimath zu suchen — ein Ereigniß das zur Stiftung des Quiche-Reiches in Guatemala führte. Nimaquiche soll sich mit seinen drei Brüdern in die Herrschaft über das Land getheilt haben, und wenn diese Erzählung Glauben verdient, würde jener mit Topiltzin oder Quetzalcoatl (S. oben p. 18) für identisch zu halten sein, welcher beim Falle des Toltekenreiches in Mexico die Auswande-

rung nach Süden leitete. Daß Garcia in der obigen Stelle Neu Mexico anstatt Tula nennt, kann kaum befremden, da Tula in der That noch im Norden von Mexico selbst lag. Eine weitere Bestätigung und Ergänzung erhält diese Ansicht durch Torquemada (III, 40): die Mangnes oder Indianer von Nicaragua und Nicoya, berichtet er, haben die Ueberlieferung, daß sie von Xoconochco (Soconusco) her eingewandert seien, wo nach Palacios (7) neben der einheimischen Sprache „ein verdorbenes Mexicanisch" gesprochen wird, um sich den Bedrückungen zu entziehen die sie dort von den Olmeken zu leiden hatten, und von dieser Wanderung, fügt er hinzu, stammen die Pipiles in Guatemala her, welche in Ezalcos (Izalco) Mictlan und Yzcuintlan (Escuintla) sitzen geblieben sind.

Wir werden sogleich auf diese Ausbreitung der Tolteken nach Süden zurückzukommen und sie weiter zu verfolgen haben; hier war es uns nur um die Begründung der neuen Behauptung zu thun daß die Chiapaneken wahrscheinlich als ein von Norden eingewandertes Toltekenvolk anzusehen sind. Ueber ihren Heros Votan, dessen Name an der Spitze der 20 Männer stand nach denen ihre Monatstage benannt waren, wissen wir nur aus dunklen Sagen die von Franc. Nuñez de la Vega (1691) dadurch noch mehr verwirrt und entstellt worden sind, daß er sie mit dem Thurmbau zu Babel und mit der Austheilung der Sprachen an die Völker in Beziehung gesetzt hat. Er wird als der Enkel des Mannes bezeichnet, der sich mit seiner Familie in einem Schiffe allein aus der großen Fluth rettete (Clavigero II, 14 und Append. diss. I, 2, Humboldt, Vues 148). Erst an diese letztere Sage, die freilich gegen die Annahme spricht daß Votan mit dem Toltekenfürsten identisch sei, unter welchem die Chiapaneken in ihre neue südliche Heimath einzogen, scheint sich die Tradition geknüpft zu haben daß jener von einer der großen Antillen her oder nach einer späteren Deutung sogar von jenseits des Meeres aus der alten Welt nach Chiapa gekommen sei (Brasseur I, 68, Mühlenpfordt II, 13). Brasseur, der ihn als den Heros der Tzendales bezeichnet (I, 45), betrachtet ihn als den Gründer von Palenque um 500 v. Chr. und erzählt mehrere Einzelheiten über den von ihm eingeführten religiösen Cultus, deren Richtigkeit wir dahin gestellt sein lassen müssen.

Daß die Zeitrechnung in Chiapa dieselbe war wie in Mexico haben wir schon früher erwähnt (vgl. Brasseur III, 462). Chiapa

war, obgleich es nur etwa 4000 Einwohner hatte, „wirklich eine Stadt" zu nennen; die Waffen der Chiapaneken und der Cultus, insbesondere die vor den Idolen gebräuchlichen Räucherungen, waren den in Mexico üblichen gleich (B. Diaz 225 f.), auch ein Sündenbekenntniß beim Priester abzulegen war dort gewöhnlich, und dieß geschah namentlich vor der Verheirathung von beiden Theilen und von der Frau vor dem Wochenbette oder während desselben (Remesal VI, 11, Palacios 13, Herrera IV, 10, 11). Es scheint dort eine Art von Priesterherrschaft bestanden zu haben: einen König gab es nicht, sondern zwei höchste Beamte die alljährlich von den Priestern neu gewählt wurden, standen an der Spitze des Gemeinwesens (Garcia V, 5). Idole hatten alle Völker von Chiapas in großer Menge (Remesal VIII, 17). Die Chiapaneken werden als sehr geschickt in Künsten und Handwerken, als fleißig und geistig regsam geschildert (Herrera, Descr.), und bewähren auch hierin ihre toltekische Abkunft. Eine interessante Bestätigung dieser letzteren tritt uns endlich noch in den Namen von Culhuacan und Tulha entgegen die als prächtige, noch nicht ganz verschwundene Städte in der Nähe von Palenque und Ocosingo genannt werden (Juarros 19, 209). Ob wir die viel versprechenden großartigen Ruinen von Ocosingo selbst für ein Werk der Tolteken halten dürfen, wird sich vielleicht entscheiden lassen, wenn sie genauer untersucht werden als dieß bisher geschehen ist. Zwei in Stein gehauene Figuren die sich dort finden, zeigen ziemlich denselben Stil wie die Skulpturen von Copan, während sonst die dortigen Männergestalten vielmehr ganz denen von Palenque gleichen (Stephens, Reiseerl. 422, 426). Dupaix (3. exp. pl. 10) hat ein eigenthümliches viereckiges Bauwerk von Ocosingo abgebildet das auf einer Terrasse steht mit zwei fast ganz kegelförmigen Pyramiden im Hintergrunde, deren Gestalt an die Tempel des Quetzalcoatl bei den Tolteken erinnert.

Guatemala war bis um das Jahr 1500 von Mexico unabhängig gewesen, dessen König Ahuitzol es eroberte. Dieser schickte — so heißt es bei Juarros (202) ein Kriegsheer dahin ab, das großentheils in der Verkleidung von Kaufleuten in das Land eindrang und sich dort niederließ: daher sollen die aztekisch (Nahuatl) redenden Pipils stammen, welche an der Küste von Escuintla bis nach S. Sal-

vador reichen und ebenso wie die später mit den Spaniern nach Guatemala gekommenen Mexicaner in den von ihnen gegründeten Kolonien bei ihrer Muttersprache geblieben sind. Daß Guatemala zur Zeit seiner Eroberung durch die Spanier zum Azteken-Reiche gehörte ist nun zwar richtig, wie u. A. daraus hervorgeht daß sich die dortigen Häuptlinge gegen P. de Alvarado entschuldigten, daß sie versäumt hätten sich ihrer Pflicht gemäß in Mexico zur Huldigung einzustellen (Ixtlilx., Cruautés 140), was aber Juarros von dem Ursprunge der Pipiles erzählt, scheint unhaltbar. Nicht allein haben wir schon vorhin gesehen daß Torquemada sie von einer weit älteren Toltekenwanderung herleitet, sondern auch Juarros (88) selbst berichtet daß Tolteken, die er freilich wiederum unrichtig mit dem von ihnen nur beherrschten und vielleicht mit ihnen gemischten Mayavolke der Quiches identificirt, in alter Zeit in Guatemala sich niederließen, wo sie unter Acxoquil oder Acxopil, Nimaquiche's Sohn, das Quiche-Reich mit der Hauptstadt Utatlan gründeten. Auch die Chronik des Ximenez (195) spricht von Einwanderern aus Mexico, von vier Brüdern (wie Juarros 162) die hier zuerst ihren Wohnsitz aufgeschlagen hätten. Ixtlilxochitl (Cruautés 145) bemerkt daß alle Eingeborenen die von der dortigen Provinz Caltipan weiter im Innern lebten, Tolteken seien, und außer im Lande der Pipiles selbst wurde (nach Juarros) auch noch an mehreren anderen Orten in Guatemala Nahuatl gesprochen, was Buschmann's Untersuchungen neuerdings bestätigt haben (s. oben p. 21).

Den Namen der Pipiles, den schon B. Diaz (222) an der Küste von Guatemala erwähnt, erklärt Juarros (224) durch „Kinder“ und deutet ihn so, daß sie das Mexicanische nur schlecht gesprochen hätten, da sie aus dem niederen Volke stammten. Obgleich das Wort selbst diese Deutung zuläßt (Buschmann 1854 p. 743), scheint es doch nach Früherem (p. 77 und 103) vielmehr daß der Adel des Landes durch diesen Ausdruck bezeichnet werden sollte. Sie saßen in Izalco, Mictlan und Escuintla (Torquemada III, 40). Palacios (7, 29), der Micla als ihren Hauptsitz namentlich in religiöser Beziehung ansieht, nennt ihre Sprache neben der popolukischen an der Küste von Guazacapan, dann in S. Salvador und selbst in Honduras. Juarros führt Sonsonate, S. Salvador und S. Miguel als Orte der Pipiles an. Nach Squier (a, 208 f.) erstreckt sich ihr Gebiet vom R.

Michatoyat bis zum R. Lempa in einer Länge von 180—200 engl. Meilen und ist 60 engl. Meilen breit; es ist das Land welches sonst den Namen Cuzcatlan führte (Remesal IX, 3). Squier (a, 200) schildert sie hier und in Nicaragua als schweigsam und weniger intelligent als die anderen Eingeborenen von Guatemala; sie sind von sehr dunkler Farbe, ihr Gesicht eckiger und von strengerem Ausdruck als bei den benachbarten Indianern. In der Nähe des See's aus welchem der Lempa entspringt — wahrscheinlich ist der See Guijar gemeint — befand sich eine hoch verehrte heilige Stätte „der Pipeles und anderer Völker" (Herrera IV, 8, 10); vermuthlich lag sie auf einer Insel im See Guixcar selbst, wo Juarros (260) bedeutende Ruinen angiebt, die wir demnach wahrscheinlich auf die Tolteken zurückzuführen haben. In Rücksicht der Identität der Pipiles mit den Tolteken scheint nur der eine Zweifel zurückzubleiben, daß Palacios (30 ff.) und Herrera (a. a. O) jenen ganz dieselben Menschenopfer und sonstigen Sitten zuschreiben wie den Azteken, während die Tolteken keine oder nur wenige Menschenopfer gehabt haben sollen. Indessen auch dieses Bedenken, wenn es überhaupt begründet wäre und die Menschenopfer bei den mexicanischen Völkern nicht vielmehr schon in den ältesten Zeiten stattgefunden hätten (s. oben p. 141 und 157), würde sich durch die Nachricht bei Juarros (225) heben daß dieser blutige Cultus den Pipiles ursprünglich fremd gewesen sei und daß der Versuch ihn einzuführen dem Cuaucmichin das Leben kostete; denn dieß leitet auf die Vermuthung daß dieser letztere zu den Azteken gehörte welche in späterer Zeit in das Land kamen und sich mit den Pipiles vereinigt haben mögen.

Es gab in Guatemala eine Menge verschiedener Sprachen: Juarros (198) führt deren von Chiapa bis nach Nicaragua hinab 26 an (vgl. Palacios 7), die sich aber noch um 9 vermehren lassen, und die Anzahl der Völker ist sogar noch weit größer (Buschmann 1852, p. 737); doch herrschte unter manchen von ihnen eine starke Aehnlichkeit (Juarros 200). Das Quiche, ein Glied der Maya-Familie, soll der Stamm sein von welchem die Sprachen von Guatemala — dieses im engeren Sinne genommen — entsprungen sind (Stephens, Reiseerl. 381), das Mexicanische aber war neben jenen Sprachen allgemein verbreitet und verstanden (Remesal III, 19 § 5). Wir nennen hier nur die hauptsächlichsten über deren Gebiet uns etwas Nähe-

nt bekannt ist. Die in Soconusco einheimische Sprache welche nach Huegueteuango in Totonicapan hinüberreichte, war das Mam oder Pocoman (Juarros 21, 80). Dieses herrschte außerdem in einem Theile von Quetzaltenango (ebend. 169) und in mehreren weit entlegenen Orten: in Amatitan Mixco und Petapa (Gebiet von Sacatepeque), in Chalchuapa (S. Salvador), in Mita Jalapa und Xilotepeque (Chiquimula) — eine Zersplitterung welche der Vermuthung günstig ist, daß dieses Volk zu den ältesten des Landes gehöre und durch andere die später eindrangen, zersprengt worden sei. Insbesondere wird Mixco als eine von den Pocomans ursprünglich gegründete Stadt bezeichnet (ebend. 385). Das Quiche welches neben dem Mam in einem anderen Theile von Quetzaltenango gesprochen wurde, begann an der Küste südlich von Soconusco im Gebiet von Suchiltepeque (ebend. 82, 23) und erstreckte sich über Totonicapan und einen Theil von Solola, wo die Quiche-Residenz Utatlan lag (78, 86 f.). In S. Miguel, der Hauptstadt von Totonicapan, lebten jedoch auch Tlascalteken die mit P. de Alvarado dahin gekommen waren und dem Volke, den Masequales (Macehuales s. oben p. 76) gegenüber eine bevorzugte Stellung einnahmen. Die Kachiquel wohnten zum Theil den Quiches benachbart im Gebiete von Solola, zum Theil weiter östlich von dort in Chimaltenango und Sacatepeque (86, 169). Sie waren zur Zeit der Eroberung das mächtigste Volk, doch standen ihnen die Zutugils, mit denen sie im Distrikt von Atitlan zusammengrenzten (90), an Bedeutung nur wenig nach. Ihre Hauptstadt soll Patinamit gewesen sein, das auch den Namen Tecpan Guatemala führte und sehr stark befestigt war; nach Fuentes hätte diese Stadt vielmehr an der Stelle des jetzigen Dorfes Tzacualpa gelegen (382, 401). Mehrere Ortsnamen in ihrem Gebiete stammen erst aus späterer Zeit von den Mexicanern und Tlascalteken welche von den Spaniern hierher geführt worden sind. Die Zutugil (Subtujil) hatten Atitlan zur Hauptstadt und verbreiteten sich von dort nach Suchiltepeque hin (385, 169). In Escuintla, wo jetzt wie in S. Salvador auch spanisch allgemein gesprochen wird, war die Sinca-Sprache heimisch, in Chiquimula das Chorti (24, 30, 45). Letzteres ist wahrscheinlich verschieden von dem Cholti oder der Sprache der Chol welche das Dorf Belen in Vera Paz bewohnten (Espinosa IV, 29); Juarros (275, 198) wenigstens, der die Chol 25—30 leguas von Cahabon, dem letzten Dorfe von

Vera Paz, entfernt angiebt, unterscheidet beide Sprachen voneinander.
Die Poconchi-Sprache fand Gage (148, 238) in der Umgegend von
Guatemala, in Vera Paz (wo sie auch Palacios nennt) und S. Sal-
vador in Gebrauch, namentlich in Mixco und Pinola, Amatitlan und
Petapa, südlich von letzterem Orte und im nördlichen Theil von S.
Salvador.

Von den physischen Eigenthümlichkeiten dieser Völker ist fast gar
nichts bekannt. Sie sind meist von untersetztem Körperbau, sanftem
Temperament und meist nur geringer Energie, leicht kleinmüthig, doch
sehr ausdauernd in körperlichen Anstrengungen: Physiognomie und
Gesichtswinkel sind sehr verschieden, die Stirn bei manchen vortreff-
lich entwickelt; bärtige Menschen kommen unter ihnen öfter vor
(Dunn 279).

Die Quiche, von deren alter Geschichte allein einige Nachrichten
auf uns gekommen sind, gehören nebst den Kachiquel Poconchi und
Chorti, wie schon erwähnt, zum Stamme der Mayas; daß indessen
das alte Quiche-Reich gleichwohl wesentlich ein toltekisches war, geht
mit einiger Sicherheit aus den mit Juarros übereinstimmenden An-
gaben der Chronik des Ximenez* hervor, und es liegt hierin ein wich-
tiger Beweis für das hohe Alter der Toltekeneinwanderung in Guate-
mala. Trotz der Dunkelheit der Erzählung läßt sich doch wohl erken-
nen daß in dieser Chronik toltekische Elemente dem alteinheimischen
Wesen der Mayas beigemischt sind: das Volk, heißt es darin (85
sprach vor Alters nur eine Sprache, hatte einen reineren Cultus und
verehrte nur die großen Götter; Idole hatte es nicht. Es lebte in T
lanzú (Tula?) d. h. in den „sieben Höhlen" (dem Chicomoztoc der A
teken), und Tohil, der Gott der das Feuer schuf, war dort ihr Haupt-
gott (86). Dieser „ist auch der Gott des Volkes von Yaqui (vgl. o
p. 31) die sich Yolcuat und Quitzalcuat nennen;** und wir haben uns
in Tulanzu getheilt und sind von dort zusammen ausgegangen, sa
ten die von Yaqui, die in der Frühe dort in Mejico waren, wie
jetzt heißt" (98). Weiterhin (118) wird Culba (Culhua?) genannt a

* Sie stammt nach Scherzer aus dem Anfange des 18., nicht wie Bras-
seur (I, p. LXXXI) sagt, aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts; aus d
Erwähnung von Schriftstellern und Ereignissen des 17. Jahrhunderts ergi
sich dieß mit Bestimmtheit.

** „Tohil ist derselbe Gott wie der Gott der Yaquis Yolcuat und Quitz
cuat" übersetzt Brasseur (I, 177) diese Stelle.

ein Wohnplatz eines der Quiche-Stämme. So räthselhaft diese Andeutungen in vieler Hinsicht auch sind, treten doch toltekische Namen darin deutlich genug hervor und liefern eine wichtige Bestätigung für Juarros' Bericht daß der Stifter des Quiche-Reiches, Acxoquil, einer von Mexico her eingewanderten toltekischen Fürstenfamilie angehörte. Die Tolteken sollen bei ihrer Ankunft in Guatemala das Land schon bewohnt gefunden (Juarros 161), die in späterer Zeit hinzugekommenen Azteken und Tlascalteken aber sich als Verwandte und Freunde der Quiches betrachtet haben (ebend. 167). Auf einen alten Zusammenhang der Quiches mit den Tolteken würde es ferner hinweisen, wenn es sich bestätigt daß der Quiche-Gott Gucumatz, „die starke" oder „die grün gefiederte Schlange" bezeichnet (Ximenez 157, Brasseur I, 45) und mit dem mexicanischen Quetzalcoatl identisch ist. Auch daß die Erbfolge des Adels und die gesammten Regierungs-Einrichtungen im Quiche-Reiche dieselben waren wie in Matlazinco (Zurita 405, Herrera III, 4, 18, vgl. oben p. 75), ist in diesem Zusammenhange von Bedeutung. Torquemada (XI, 18), Juarros (188) und Ximenez (195) machen jedoch über die Successionsordnung andere, zum Theil undeutliche Angaben.

Die Anzahl der Könige welche die Quiches beherrschten, wird verschieden angegeben: nach Ximenez (134) waren deren dreizehn, nach Juarros (88) dagegen zwanzig als deren ältester Tanub genannt wird. Der Gründer der toltekischen Dynastie, Acxoquil, Nimaquiche's Sohn, behielt im Alter nur die Herrschaft über die Quiches für sich, das Land und Volk der Kachiquels überwies er seinem ältesten Sohne Jiutemal (dessen Name sich wohl im Worte Guatemala wiederfindet), das der Zutugiles seinem jüngeren Sohn Acxiquat (Juarros). Was im Einzelnen über die Geschichte des Reiches und seine Herrscher erzählt wird — lange fortgesetzte erbitterte Kämpfe zwischen den Quiches und den Zutugiles stehen dabei im Vordergrunde — verdient wohl nur wenig Zutrauen. Das Quiche-Reich erstreckte sich von Soconusco über das Gebiet von Quetzaltenango, Solola, Totonicapan und Atitlan, über das Land der Kachiquels (Zacatepeque) und über Sacapulas, wahrscheinlich gehörten auch Vera Paz und die Völker der Zaziles und Tzendales dazu. Die Kachiquels haben ihre Selbstständigkeit mit wechselndem Glücke behauptet; sie warfen die Herrschaft der Quiches ab, wurden von ihnen wieder unterjocht, empörten sich

jedoch öfter gegen sie (**Ximenez** 169 f.). **Brasseur** (IV, 621) giebt an daß zur Zeit der spanischen Eroberung drei Reiche in Guatemala bestanden: das der Quiches oder das Reich von Gumarcaah mit der Hauptstadt Utatlan, das der Tzutohiles (Zutugiles) mit der Hauptstadt Atitlan, das der Kachiquels mit der Hauptstadt Iximche oder Tecpan-Guatemala.

Neben dem Herrscher des Quiche-Reiches, dessen äußere Auszeichnung ein bestimmter Ohren- und Nasenschmuck war (**Ximenez** 197), stand ein hoher Rath welcher 24 Mitglieder zählte. Diesen 24 Großen, deren Häuser nebst den Tempeln auf einem Hügel lagen welcher nur von einer Seite zugänglich war, scheint die Eintheilung des Reiches „in 24 große Häuser" entsprochen zu haben (ebend. 164, 122). Sie trugen den König auf seinem Staatssessel, hatten die höchsten Staatsämter inne und genossen mancherlei Privilegien, obwohl jedes Vergehen an ihnen streng gestraft wurde; ja es soll dort einen Gerichtshof gegeben haben der selbst den Herrscher zum Tode verurtheilen konnte. Der Adel, welcher allein Staatsämter erhielt, war vom Volke streng geschieden — vielleicht eine Folge der Eroberung des Landes durch die Tolteken. Eine nicht ebenbürtige Heirath wurde an ihm mit Degradation und Güterconfiscation bestraft (**Juarros** 189 f.). Die Kleidung des Adels war ein Hemd, dessen Aermel wie das Kopfband Säume von bestimmten Farben hatten, zweierlei weite gestickte und mit Fransen besetzte Beinkleider, Sandalen und ein gestickter Mantel; auch hatte er Ohren- und Lippenschmuck und jeder Beamte gewisse Insignien die er in der Hand trug (ebend. 193).

Nicht überall in Guatemala, sondern nur in manchen Theilen des Landes war der Herrscher zugleich Oberpriester, und dieser hatte alsdann in Zeiten der Noth in einer kleinen Hütte nahe beim Tempel lange Fasten zu halten und alle Sünden seiner Unterthanen gleichsam auf sich zu nehmen (**Ximenez** 180). Ob dieß in Quiche selbst der Fall war, wissen wir nicht mit Sicherheit, doch scheinen dort weltliche und geistliche Gewalt wenigstens eng miteinander verbunden gewesen zu sein, denn es heißt daß das Reich hauptsächlich auf friedlichem Wege, also wohl durch das Ansehn seiner Priester sich vergrößerte, daß der König „Cotuha und Cucumatz" 7 Tage lang in den Himmel hinauf-, ebenso viele in die Unterwelt hinabstieg und sich in die verschiedensten Thiere verwandelte, also wohl zugleich Zauberpriester war, und daß

die Könige die Bücher führten in denen alle wichtigen Ereignisse aufgezeichnet waren (Ximenez 124 f., 130), was wenigstens überall zum Amte der Priester gehörte. Zurita (405) behauptet daß ihre historischen Bilderschriften, aus denen Juarros großentheils geschöpft haben will, die Geschichte eines Zeitraumes von 800 Jahren umfaßten. Von dieser wurde bei festlichen Gelegenheiten dem Volke etwas vorgetragen; den Ursprung der Bilderschrift selbst verlegte man weit zurück in die vorhistorische Zeit (Ximenez 186, 117). Die Jahresrechnung in Guatemala scheint mit der altmexicanischen oder toltekischen im Wesentlichen übereingekommen zu sein (Ximenez 214, Brasseur III, 462), und die Schöpfungssage der Quiches (Ximenez 6 ff.), die wegen der allmälichen Vervollkommnung der Wesen interessant ist welche sie lehrt, bietet ebenfalls Anklänge an mexicanische Ansichten dar.

Im Anfange, erzählt sie, war nur Gott der Schöpfer, die starke Schlange. Die Mütter und Väter, Tepeu und Cucumatz und die andern, waren im Wasser. Er rief sie zur Berathung und durch ihr bloßes Wort wurde die Erde gebildet auf dem Wasser schwimmend. Die Thiere vermochten ihren Schöpfer nicht zu loben und seinen Namen nicht auszusprechen; sie wurden daher wieder zerstört und nach mehreren wieder zerschlagenen Mißbildungen der Mensch geschaffen. Diese Menschen aber waren von Holz und ohne Verstand; sie vergaßen ihren Schöpfer: daher trat eine große Fluth und eine allgemeine Empörung der geschaffenen Dinge gegen sie ein, die ihnen den Untergang brachte. In Folge davon wurden sie in die jetzigen Affen verwandelt. — Weiterhin ist, ebenfalls wie in der mexicanischen Sage, von einem Geschlechte der Riesen die Rede die vor der Erschaffung der Sonne (d. h. vor dem jetzigen Weltalter) lebten, von Hunahpu und Xbalanque, den Söhnen der Xquic, aber überwunden wurden. Diese beiden Helden, heißt es weiter, mußten vor Huncame, Vucubcame und den andern Göttern der Unterwelt erscheinen und sollten den Tod erleiden, wußten jedoch aller Listen Hindernisse und Qualen die ihnen bereitet wurden, Meister zu werden und tödteten dann, den Tod ihrer Vorfahren Hunhunahpu und Vucubhunahpu rächend, die Götter der Unterwelt selbst. Die Macht der letzteren blieb seitdem auf die bösen Menschen, auf Krankheit und Unglück beschränkt, Hunahpu und Xbalanque aber wurden zu Sonne und Mond — eine Mythe von dem Sturze der alten

finsteren Götter durch solche von milderem freundlicherem Wesen, welche auf eine durchgreifende Reform des religiösen Glaubens hinweist.

Die Sage von der Erschaffung des Menschen durch Tepeu und Gucumatz im Paradiesgarten (Ximenez 79) verräth ziemlich deutlich den Einfluß der Missionäre: vier Männer* wurden geschaffen; da diese aber Alles sahen und hörten in der Nähe und Ferne, so fanden die Götter daß dieß nicht gut war und beschränkten daher ihre Sinne und ihren Verstand. Während sie schliefen, gaben sie ihnen vier Weiber. Dasselbe scheint mit der Erzählung von Xquic (ebend. 38) der Fall zu sein: diese ist ein Mädchen welche die Frucht von einem verbotenen Baume in der Unterwelt pflückt, davon schwanger wird und deshalb geopfert werden soll; sie aber legt in die Schale welche ihr eigenes blutendes Herz aufzunehmen bestimmt ist, die gepflückte Frucht, welche sogleich die Gestalt eines blutigen Herzens annimmt und beim Verbrennen den schönsten Wohlgeruch verbreitet.

Vielleicht soll durch die letztere Erzählung auf die Abschaffung der Menschenopfer hingedeutet werden, welche der Sage nach schon in alter Zeit bei den Quiches stattfanden, obwohl eine andere Tradition ihren Ursprung später setzt (ebend. 103, 120). Sie werden von Ximenez (182) bei den Quiches bis in alle Einzelheiten ebenso beschrieben wie sie in Mexico gebräuchlich waren, und es scheint sich demnach auch hieran zu bestätigen daß sie den Tolteken nicht fremd waren, obwohl es auch möglich wäre daß sie dieselben hier im Süden bei den Mayas vorgefunden und von ihnen angenommen oder doch erst in Folge ihres Verkehrs mit diesen in größerer Ausdehnung eingeführt hätten. Sogar Gelübde durch die man versprach eines der eigenen Kinder zu opfern sollen nicht ungewöhnlich gewesen (ebend. 192), und selbst in neuester Zeit noch nicht abgekommen sein (Tempsky 367). Daß Kriegsgefangene in Guatemala allgemein geopfert und verzehrt wurden berichtet auch Torquemada (XII, 9), während Juarros (471) diesen Gebrauch auf die Indianer von Uspantan an der Grenze von Totonicapan und Vera Paz zu beschränken scheint.

* Vier Brüder waren es nämlich, wie oben erwähnt, die von Mexico her zuerst nach Guatemala eingewandert sein sollten. Anderwärts (Ximenez 116) werden jene vier Männer die ersten genannt „die von jenseits des Meeres von Osten herkamen", was wohl nur bedeuten soll daß sie für „Söhne der Sonne" galten. Oft ist auch nur von drei Stammvätern der Quiches die Rede, welche Quiche Tanub und Ylocab heißen (ebend. 92 u. sonst).

die Beschaffenheit der Tempel bei den Quiches (Ximenez 164 ff.)
t von dieser Art der Opfer. Sie standen mit den Häusern der
en des Reiches auf einem mit Festungswerken versehenen Hügel
varen viereckige pyramidalische Bauten, die an allen vier Seiten
steile Treppen von 30—40 Stufen hatten. Oben sah man un-
nem Strohdache das auf steinernen Pfeilern ruhte, das Bild des
s Tohil aufgestellt, und neben diesem zur Linken befand sich ein
rwerk in welchem Löcher angebracht waren zur Befestigung der
mit denen man das Opfer band. Zur Seite der Pyramide hatte
ein tiefes großes Wasserbecken angelegt das mit Steinen einge-
ınd mit kleinen Pyramiden umgeben war; hier wurde das Ball-
ıufgeführt. Heilige Stätten, Lauben und kleine Kapellen hatten
uiches in Menge auf den Straßen, in ihren Gärten und Häu-
sie opferten von ihrem eigenen Blute das sie sich abzogen bei ge-
: Bäumen und Quellen, auf Hügeln und in Höhlen, brachten
Opfer, hielten Fasten und übten Enthaltsamkeit vor jedem wich-
n Geschäfte, und legten ein Sündenbekenntniß ab wenn ihnen
ick drohte um es dadurch abzuwenden (Ximenez 90 f., 178,
f.).

ıer religiöse Cultus der Quiches scheint demnach ziemlich genau
ıer alten Mexicaner entsprochen zu haben. Von ihren Göttern
ich nicht dasselbe nachweisen; deren Namen wenigstens sind von
ıexicanischen vollständig verschieden. Die Chronik des Xime-
(156) nennt Hunahpu-Buch und Ahpu-Bhu als die obersten.
Brasseur (II, 122 note) hätten die Vulkane von Alt Guate-
bei den Eingeborenen den Namen Hunahpu geführt; er nennt
wärts (II, 553) noch andere sonst nicht weiter vorkommende
rnamen (Hurakan, Awilix, Gagawitz), die Darstellung bei Xi
ez aber, in welcher meist Tohil als Hauptgottheit hervortritt,
s unklar ob dieser etwa mit Tepeu und Cucumatz oder mit Hun-
identisch sei. Zurita (408) berichtet daß die bedeutendsten
:l in Chiquimula standen, das für eine heilige Stadt galt.
scheinlich ist die Götterlehre der Quiches aus einer Vermischung
ythologie der einheimischen Mayavölker mit der toltekischen her-
zangen — Hunabku hieß der höchste Gott der Mayas in Yuca-
. unten) —, wie auch in politischer Hinsicht das Maya-Element
n Tolteken zwar untergeordnet zu haben, aber keineswegs von

ihnen vollkommen verdrängt oder verschlungen worden zu sein scheint, denn unter den Großen des Reichs führten einige den Titel Canec (Ximenez 134), der den Mayas ursprünglich zugehört, wie wir weiterhin sehen werden.

Aus den wenigen Nachrichten die wir über die ehelichen Verhältnisse besitzen, heben wir nur heraus daß die Frau eine ziemlich selbstständige Stellung hatte, da es ihr frei stand sich von ihrem Manne zu scheiden (Ximenez 199, Torq. XII, 9), und daß der Bräutigam bei seinen künftigen Schwiegereltern dienen und ihnen bestimmte Geschenke geben mußte (Juarros 192). Die Ceremonien welche mit den Neugeborenen vorgenommen wurden, waren ähnlich wie in Mexico, und wie hier wurden bei den Quiches die Knaben nach Zurücklegung des 8. Lebensjahres im Tempel erzogen (Ximénez 159, 193 f., Torquemada XIII, 18, Juarros 195). Die Strafen für Verbrechen waren meist hart und trafen bisweilen auch die Familie des Schuldigen mit (Palacios 39, Ximenez 198, Juarros 191 f.).

Die Waffen der Quiches waren Schwerter von scharfen Steinen, Schleudern, Lanzen, Bogen und Pfeil (Juarros 186). Weiter im Süden trugen die Krieger Panzer von drei Finger dicker Baumwolle, die bis auf die Füße reichten und sie hinderten wieder aufzustehn wenn sie fielen (Alvarado 462). Als die Spanier in Quiche eindrangen, bezog der dortige König Tecum Umam ein großes verschanztes Lager das mit einer steinernen Mauer und einem tiefen Graben versehen war, und von vergifteten spitzigen Pfählen geschützt wurde die umher versteckt eingeschlagen waren; vergiftete Pfeile werden ebenfalls öfters erwähnt, auch sollen die Indianer kleine bewegliche Festungen von Holz gehabt haben die auf Rollen fortgeschoben wurden (Juarros 390, Herrera III, 5, 10). Die Kriegsmaschinen zum Werfen von Steinen welche Fuentes ihnen zuschreibt (Brasseur III, 594), gehören wohl zu den zahlreichen eigenen Erfindungen dieses Schriftstellers. Auch andere Völker von Guatemala hatten bedeutende Festungswerke: so die Mam in Socoleo 12 leguas östlich von Gueguetenango. Die dortige Festung war mit Wall und Graben umgeben und hatte nur einen engen Eingang. Im Innern standen Häuser, wahrscheinlich zum Aufenthalt für die Krieger bestimmt, je drei bis vier derselben immer durch einen schön geplatteten viereckigen Hof getrennt; das Ganze war sehr solid aus behauenen Steinen gebaut, das Hauptwerk aber

bildete eine vierseitige, 12 — 14 Yards hohe abgestumpfte Pyramide von 28 Stufen deren jede mit einer Brustwehr versehen war (Juarros 463). Auch im Gebirge unweit Gueguetenango und diesem im Norden stießen die Spanier (1685) auf alte Bauwerke (Villagutierre III, 5). Unterirdische Ausgänge der Festungen werden öfters erwähnt. Viele Spuren von alten Festungen finden sich noch in Quezaltenango. In Chimaltenango ist der in den Felsen gehauene Kanal für den Fluß Pancacoya ein Werk der Eingeborenen (Juarros 486 f.). Ferner ist unter den Alterthümern des Landes die Höhle von Mixco bemerkenswerth, zu deren Sälen und Gemächern man durch einen mit Säulen geschmückten Eingang über viele steinerne Stufen hinabgelangt (ebend. 488). Von Tecpan Guatemala ist nur noch Weniges übrig (Stephens Reiseerl. 356). Ungefähr 8 lieues nördlich von Guatemala sah Brasseur (I, 44) „cyclopische Bauten" und etwa 22 leguas von derselben Stadt nach Norden entdeckte er die Ruinen von Rabinal (vgl. darüber Buschmann 1856 p. 341), demselben Orte an welchem die Dominikaner einst ihre erste Mission bei den Indianern gegründet hatten (Remesal III, 17). Endlich sollen auch bei Izalco im Lande der Pipiles unterirdische Gebäude aufgefunden worden sein (Tempsky 420); für die bedeutendsten Ruinen in S. Salvador aber gelten die von Opico bei S. Vincente (Gumprecht's Ztsch. f. Erdk. III, 80).

Alvarado (459, 463) fand in Guatemala eine sehr starke Bevölkerung die reichen Landbau trieb und in gut gebauten Städten wohnte. Utatlan, Guatemala (Tecpan Guatemala) und Atitlan waren die bedeutendsten von diesen (B. Diaz 221) und hatten „gute und reiche" Bauwerke (ebend. 276). Die Quiches insbesondere, welche treffliche Steinbauten aufführten (Ximenez 124), besaßen außer ihrer Hauptstadt Utatlan noch viele andere große und glänzende Städte (Juarros 379). Fuentes und Torquemada beschreiben diese Residenz und ihren Königspalast, welcher dem von Mexico gleich gekommen sein soll als äußerst prächtig, doch waren die Straßen sehr eng (Näheres bei Juarros 86 f.) und die Häuser unreinlich (espesas, Herrera III, 5, 10). Die noch jetzt vorhandenen Palastruinen bestätigen die früher mitgetheilten Angaben der Chronik des Ximenez: sie liegen auf einer terrassirten Anhöhe, ringsum von einer Schlucht umgeben die an einer Stelle durch Kunst hergestellt war, und wurden von einem gegenüberliegenden Fort aus vertheidigt. Die pyramiden-

förmige Opferstätte (sacrificatorio) ist noch 33' hoch und auf Treppen von drei Seiten her zugänglich. Analogien zu den Werken von Copan, Statuen u. dergl. hat man hier nie gefunden (Stephens, Reiseerl. 376 ff.). Auch die Bauart ist wesentlich verschieden von der in Copan und Quirigua (Reichardt, Centro-Am. 72), und da de Ximenez (165 ff.) erzählt wird daß die Quiches ihren Tempel in Cumarcacha (Utatlan) selbst aufrichteten, die ähnlichen Bauten von Coban (nicht Copan) aber von ihnen im Besitze eines anderen Volkes vorgefunden wurden das sie besiegten, so dürfen wir füglich die Quiches für die Erbauer der jetzt in Trümmer liegenden Werke von Utatlan halten, wogegen die in der Nähe von Coban ebenso wie die von Copan und Quirigua wahrscheinlich anderen Völkern ihren Ursprung verdanken. Ueber Rabinal, dessen Bauwerke Brasseur (II, 149) die schönsten von Vera Paz nennt, spricht sich die Chronik in dieser Hinsicht nicht bestimmt aus. Vielleicht sind die Pyramiden und Grabgewölbe von Gueguetenango (Stephens, Reiseerl. 405) auf die Quiches zurückzuführen.

Nachdem P. de Alvarado im Jahre 1522 die Misteca, dann Tehuantepec und Tutepec unterworfen hatte, zog er nach Guatemala, das nach kurzem aber hartem Kampfe ebenfalls in seine gierigen Hände fiel. Die drei Hauptvölker des Landes, die Quiches Kachiquels und Zutugils mußten sich unter das spanische Joch beugen, und dieses lastete sehr hart auf ihnen: daher brach schon nach zwei Jahren (1526) ein allgemeiner Aufstand der Eingeborenen aus (Juarros 434, 145), der nicht ohne Mühe gedämpft wurde. Wenn sie ein Dorf zu gründen vorhatten, pflegten die Spanier Streifzüge im Land zu machen um Indianer zu fangen und dieß so oft zu wiederholen bis sie deren zu ihrem Dienste genug hatten (ebend. 479). Seit 1529 existirte zwar in Guatemala ein Gesetz das sonst im spanischen Amerika nicht seinesgleichen hatte: Mißhandlung und Beraubung der Indianer sollte mit 100 Peitschenhieben gestraft werden (Remesal I, 15), aber Gesetze vermochten nicht die rohen Leidenschaften der Eroberer in Schranken zu halten. Auch die Bemühungen der Dominikaner, welche seit 1538 (Torquemada XIX, 14) unausgesetzt für das Wohl der Eingeborenen kämpften, hatten in dieser Richtung nur geringen Erfolg, zumal da die sogenannten neuen Gesetze (1542) welche ihrer Wirksamkeit zu Hülfe kommen sollten, für Guatemala schon 1545 wieder zurückge-

nommen wurden (Remesal VII, 13). Unter Las Casas' Leitung richteten sie daher ihre Hauptthätigkeit auf das Land Vera Paz (seit 1537), dann wendeten sie sich nach Chiapas, wo die Missionsbestrebungen bis dahin nur wenig ausgerichtet hatten (ebend. VI, 7), und weiter nach Soconusco und zu dem Volke der Zoques.

Die Zustände der Eingeborenen von Guatemala in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hat Gage (II, 68 ff.) mit düsteren Farben geschildert: von den Kolonisten auf das Furchtbarste geknechtet, wagten sie nirgends sich ihrer gesetzlichen Rechte gegen diese zu bedienen. Zwar trieben sie die nämlichen Gewerbe wie die Spanier, und in den meisten ihrer Dörfer gab es Schulen in denen sie lesen schreiben und singen lernten, aber neben ihrem Christenthum bestand der alte heidnische Aberglaube größtentheils fort, und die Habsucht der Priester wußte sie selbst noch vollständiger auszusaugen als dieß dem gewaltsamen Verfahren ihrer weltlichen Herren gelang. Götzendienst, sagt Dunn (275) sehr richtig, war für sie gleichbedeutend mit Freiheit, Christenthum mit Knechtschaft, daher ihre Vorliebe für den ersteren. In Chiapas, wo man die Niederlassungen der Indianer von denen der Spanier getrennt hat, ging es jenen meist besser: die Stadt Chiapa selbst, eine der bevölkertsten Indianerstädte, zählte über 4000 Familien; Viehzucht, alle Handwerke und selbst Zuckerfabrication wurden dort betrieben und es gab viele Indianer die durch Handel bedeutende Reichthümer erworben hatten (Gage II, 112, 128 ff.). Das Christenthum freilich, das die Tzendales in einer Empörung (1712) wieder von sich warfen (Juarros 221), hat auch hier keine tieferen Wurzeln geschlagen. Noch in der neuesten Zeit sind Aufstände der Indianer in Chiapas und Tabasco häufig, welche durch Vorschüsse die man ihnen macht, in eine Art von Sklaverei gerathen und sich durch Trunk zu Grunde richten (Heller 333). Unter spanischer Herrschaft waren die Gesetze voll Wohlwollen gegen die Indianer, aber unwirksam: an der Universität von Guatemala bestand sogar eine Professur für die Kachiquel-Sprache, oder es sollte doch eine solche bestehen (Juarros 135), und die Steuer welche sie damals zu zahlen hatten, betrug nur 4 Realen; jetzt (seit 1821) sind sie den übrigen Bewohnern des Landes gleichgestellt und dadurch in eine sehr drückende Lage gekommen, während sich factisch in Rücksicht ihrer Dienstbarkeit im Vergleich mit der früheren Zeit nur wenig geändert hat (Dunn 278, 297).

Quiches die ihre Sprache und ihre eigenthümlichen Sitten großentheils beibehalten haben, leben noch nördlich von Utatlan in drei Dörfern (Tempsky). Die Angaben G. A. Thompson's (452) daß die Weißen und Creolen ungefähr 1/5, die Mischlinge und Indianer je 2/5 der Bevölkerung von Guatemala ausmachten, hat Reichardt (Centro-Am. 47) als ziemlich willkürlich bezeichnet, da Galindo (1835) die Weißen auf mehr als 1/4 der Gesammtzahl und die Menge der Mischlinge höher schätzt als die der reinen Indianer. Juarros rechnete im Anfange dieses Jahrhunderts in Guatemala — dieses im weiteren Sinne verstanden — 50000 Weiße, 5mal so viele Mischlinge und 10mal so viele Indianer; Reichardt setzt für die neueste Zeit die Weißen auf 100000, wovon auf Costa circa 75000 kommen, die Mischlinge auf 600000, die Indianer auf 800000. Sonsonate hat fast gar keine reinen Spanier, sondern nur Mischlinge (G. A. Thompson 73), obwohl sonst in S. Salvador die Indianer an Zahl überwiegen sollen (Scherzer 464). Honduras, wo das Negerelement am stärksten in Mittelamerika hervortritt, hat zur Hälfte reine Indianer, zur Hälfte Mischlinge von Weißen Indianern und Negern (ebend. 320 f.). Die Raçenmischung schreitet dort immer stärker fort (Wells 554). So auch in Balize, wo kein Unterschied der Kasten gemacht wird (Stephens, Reiseerl. 3).

Die geistige Begabung der Eingeborenen läßt sich im Hinblick auf ihre Geschichte und insbesondere auf die Baudenkmäler die ihr Land noch jetzt aufzuweisen hat, nicht gering anschlagen. Auch der Handel den sie in älterer Zeit trieben — gewebte Zeuge, Cacao, Federn und „andere werthvolle Dinge" vertraten dabei die Stelle des Geldes (Remesal I, 3) — scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein. Fleiß und Reinlichkeit gehörten von jeher zu ihren Tugenden; namentlich waren auch Dampfbäder seit alter Zeit bei ihnen in Gebrauch (Dunn 277, Tempsky 389). Von ihren Künsten freilich ist ihnen nur wenig geblieben und man will ihnen deshalb nur ein gutes Nachahmungstalent zugestehen (Dunn 283); indessen erzählt G. A. Thompson (208) von einem bewundernswerthen Gemälde eines Eingeborenen das die Auferstehung des Lazarus darstellte. Seltener sind große politische Talente wie Carrera, der Präsident und Dictator der Republik Guatemala (1854), dessen „furchtbare Energie" dem Staate Ruhm und Sicherheit gewährte (Scherzer, Bericht v. 6. März 1856 an die

ath.-nat. Kl. d. Wiener Akad.). Indianer von Geburt mit nur ge-
nger Beimischung von weißem Blut (seine Geschichte s. bei Ste-
hens, Reiseerl. 136 ff.), war er anfangs Anführer einer Räuber-
inde, schwang sich, gestützt auf die Partei der Aristokraten und Geist-
hen, zu Macht und Einfluß empor, wußte sich aber dann von dieser
rabhängig zu machen, schuf eine starke Regierung und verhinderte
n Ausbruch eines allgemeinen Raçenkrieges. Bei großer Leidenschaft-
hkeit zeigte er sich doch äußerst bildungsfähig und talentvoll (Ste-
hens 348, Reichardt, Centro-Am. 40 ff.), und wenn ihn Squier
I, 429) als einen rohen Gewaltmenschen ohne Interesse für Civili-
tion und Ordnung hinstellt, so verräth sich darin der parteiische
nerikaner; doch dürfen wir nicht verschweigen daß auch er (I, 295)
ierkennt daß es unter den Eingeborenen von Central-Amerika hoch
gabte Menschen giebt und daß sie sich der Civilisation und bedeuten-
r Fortschritte durchaus fähig zeigen.

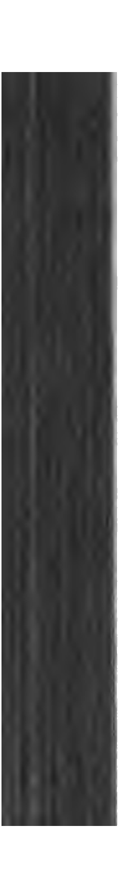
Gleich Guatemala besaß auch Nicaragua, wie wir (p. 254 f.) ge-
hen haben, eine in alter Zeit von Norden her gekommene toltekische
evölkerung. Die in Nicaragua selbst verbreitete Sage von einer
lchen Einwanderung aus Anahuac zur Zeit einer allgemeinen Dür-
ing oder in Folge anderer Bedrängniß (Gomara 284, Oviedo
LII, 2), und die dort herrschende aztekische Sprache, welche sich vom
olf von Nicoya nach Westen erstreckte (ebend. 12), dienen dieser An-
ibe zur Bestätigung. Hiermit in Uebereinstimmung nennt Pala-
os (7) in Nicaragua als Sprachen das Pipil und das Mangne,
elches letztere sich auch in Choluteca, Costa rica und Nicoya finde,
nn die Mangnes sind die von Soconusco gekommenen Einwanderer
is Mexico (Torquemada II, 40). Squier (II, 309), der die dor-
gen Azteken Niquirans nennt, hat neuerdings durch Sammlung von
ocabularen nachgewiesen daß die Bewohner der Inseln des Nicara-
ia-See's und des Landes das zwischen diesem und der Küste liegt,
irklich Mexicaner sind, Buschmann (1852 p. 748 ff. und 782) aber
s den bei Oviedo vorkommenden Wörtern und den aztekischen
tsnamen die über das Land im Osten und Norden der Seen von
caragua verbreitet sind, dargethan daß die mexicanische Bevölkerung
t keineswegs auf die westliche Küste beschränkt geblieben ist.



ten sich am Desaguadero (R. S. Juan) und weiter
de Dios (östlich von Puerto belo) niedergelassen. Fe
pinosa (V, 2) von einer Sage daß Mexicaner di
(Costa rica) gesessen, einst von dort nach der Insel der
den von Puerto belo) vertrieben worden seien, und
6 — ob nach Andagoya?) berichtet von einem viellei
Kriegsheere das neuerdings bis in die Nähe von Par
gen, dort aber aufgerieben worden sei. Im J. 1515
nier im Innern von Panama einen Caziken Namens
mara 279). Außer diesen unsichern Nachrichten u
fehlt es aber der Annahme einer Ausbreitung der Tol
Gegenden an jeder weiteren Stütze, wenn man nicht
Insel del Muerto in der Chiriqui-Bai entdeckten Säu
glyphen übrigens an die von Yucatan erinnern solle
geben will (Cullen, Isthmus of Darien. Lond. 18
Diese Alterthümer des westlichen Veragua — alte
und namentlich ein großer Stein mit hieroglyphische
Sonne und anderen phantastischen Figuren (Näheres
R. um d. Welt. Hannover 1853 p. 326) — werden
turvolke der Dorachos zugeschrieben. Die Savaneri
Theile von Veragua sollen in ihren Sitten manche A
den Azteken haben: kleine Adler, das Nationalzeichen
den sich in ihren Gräbern häufig, die Chokolade ist
Getränk bei ihnen. Ihre Häuser sind von runder For

des Landes, als die eigentlichen Eingeborenen betrachtet werden. Diese bilden nach Oviedo die Hauptbevölkerung an den Seen, reichen von da bis zum Golf von Nicoya herab, dessen Inseln* sie ebenfalls in Besitz haben (ebend. 5, 11 f.), und zerfallen in vier Abtheilungen mit verschiedenen Dialekten: die Dirians in Granada und von da nach Norden, die Nagrandans in dem gleichnamigen Orte nordwestlich von jenen, die Cholutecas am Golf von Fonseca und bis nach Honduras, die Orotina (Orotiña) am Golf von Nicoya und zwar (nach der Karte zu Oviedo XXIX, 21) in dessen Nordosten. Diese letzteren werden von Gomara (283) als ein von den Chorotega verschiedenes Volk neben diesem angeführt. Wie in der Sprache sind diese Stämme auch in ihren Sitten von den dortigen Mexicanern verschieden und ihnen feindlich (Oviedo XXXIX, 3). In Rücksicht der Cholutecas (eigentlich Chololteca) hat indessen Oviedo wahrscheinlich einen Irrthum begangen, da diese vielmehr zu den mexicanischen Einwanderern gehört zu haben scheinen (Buschmann 1852 p. 734), mögen sie nun schon zur Toltekenzeit hierher gekommen sein, wie Palacios' Angabe vermuthen läßt daß in Choluteca die Mangue-Sprache herrsche, oder erst später mit den Spaniern. Merkwürdiger Weise läßt Torquemada (III, 40) die Bewohner des Golfs von Nicoya von den Chololtecas stammen, deren Namen er aber auch Chorotecas schreibt — schwerlich in Folge einer Verwechselung des eben genannten Meerbusens mit der Fonseca-Bai, wie Squier (II, 329) glaubt, denn er nennt einen Ort Chorote in Nicoya, in dessen Namen wir den der Chocotecas wieder erkennen; wahrscheinlich ist es nur die Lautähnlichkeit gewesen welche Oviedo und Torquemada verführt hat die Cholutecas und Chorotecas, obwohl in entgegengesetzter Weise, miteinander zu verwechseln. Ebenso mag Herrera (III, 4, 7) durch die Namensähnlichkeit, wenn nicht durch bloße Flüchtigkeit, bewogen worden sein, den Chorotecas in Nicaragua allein den Besitz von Bilderschriften die den mexicanischen glichen, zuzuschreiben, indem er Gomara's Bericht fehlerhaft wiedergab. Buschmann (1852 p. 748), der dieß zuerst bemerkt hat, macht zugleich darauf aufmerksam daß wiederum in der

* Anderwärts (XXIX, 21) sagt er freilich daß auf diesen Inseln verschiedene Sprachen herrschen und daß die Bewohner der Insel Chara insbesondere sich etwas mit denen von Cueva (Darien) verständen, „weil sie es durch den Verkehr mit den Christen gelernt hätten."



Das Chorotega-Vocabular (Dirian) welches Squier
zeigt allerdings keine Aehnlichkeit mit der mexicanis
(Buschmann a. a. O. 734), und wenn es wirklich Ch
läßt sich dieses Volk nicht zum mexicanischen Stamme
Vocabulare der Dirians und Nagrandans bei Squier
auch untereinander keine gemeinsamen Wörter.

Als eine fernere, von der bisher genannten versch
von Nicaragua giebt Gomara (283) das Coribici
in Rücksicht auf diese hat Herrera (III, 4, 7) gefehlt i
die Sprache der eigentlichen Eingeborenen bezeichnet, de
aus dem er schöpft, erklärt vielmehr die unmittelbar da
genannte Chorotega-Sprache für die alt einheimische de
wie leichtfertige Weise Squier aus diesen Coribici Ca
hat, ist von uns früher (III, 357) gezeigt worden.
Melchora-Indianern an den Stromschnellen des S. Ju
ses Volk: „ich war", sagt er (I, 105) „nicht im Stande
ihrer Sprache zu sammeln, sie sind aber unzweifelhaft
Stamme"! Anderwärts aber zeigt sich (Squier a. 2
Unzweifelhaftigkeit nur auf einer Versicherung Byam's
lacios (7) giebt die Sprachen Maribio und Poton in N
statt des Chorotega und Coribici an.

Im gebirgigen Innern von Nicaragua lebten die Ch
Chontales (Gomara, Oviedo a. a. OO.). Da Ch
Sprache der Azteken, einen Fremden oder Ausländer."

welchem Chiapa liegt, womit Brasseur's (III, 46) Angabe zusammenstimmt, daß Chontales im Osten des Landes der Zapoteken wohnten. Letzterer behauptet diese seien den Mixi nahe verwandt und betrachtet sie als wesentlich verschieden von den Chontales in Nicaragua. Daß de Laet (V, 30) und Herrera (III, 7, 3) die Chontal-Sprache in Tabasco nennen, haben wir früher schon angeführt. Als Sprache wird das Chontal ferner von Palacios (7) in S. Salvador Choluteca Honduras und Nicaragua genannt. Es beginnt im Norden beim Dorfe Yztepeque (ebend. 28), das auf der Nordseite eines der Vulkane am rechten Ufer des Flusses Lempa liegt, wo die Chontales mit den Pipiles zusammenstoßen (Herrera IV, 8, 10), daher man auf dem Wege von Chiquimula nach C. Gracias á Dios das Land derselben durchreiste (Palacios 40), und das Gebirge im Norden von S. Salvador den Namen Chuntales führte (Gage III, 239). Nach Reichardt (Nicarag. 139) wurde vielmehr das ganze Gebiet im Osten des Nicaragua-See's Chontales genannt, in welchem sich jedoch jetzt kaum noch ein paar Indianerdörfer finden sollen. Daß der Name dieses Volkes, das sich von Nicaragua aus in alter Zeit angeblich über einen großen Theil von Honduras verbreitete (Torquemada III, 41, Herrera IV, 8, 3), erst von den Spaniern herrühren sollte, wie Alcedo sagt, ist wenig wahrscheinlich. Neuerdings hat Fröbel jene Gegend besucht und die sog. Chontales in den Wulwas (Uluas) am Bluefields-Flusse zu entdecken geglaubt (Peschel 512, Squier I, p. XXII); da indessen Palacios (7) die Ulua-Sprache in S. Miguel östlich von S. Salvador und die Ulba-Sprache in Honduras, welche schwerlich als zwei verschiedene zu betrachten sind, neben dem Chontal angiebt, so scheint dieses letztere, wenn überhaupt ein bestimmtes Volk und Idiom darunter zu verstehen ist, noch ferner gesucht werden zu müssen. Von Indianern, auf welche der Name noch bezogen werden könnte, finden sich bei Squier (I, 117) die Guatosos am R. Frio, einem Zufluß des Nicaragua-See's im Südosten, genannt, welche bis jetzt allen Verkehr mit den Weißen verschmähen.

Die Unterschiede der Physignomie und Körperbildung scheinen unter den genannten Völkern nicht bedeutend zu sein. Den dortigen Mexicanern schreibt Squier (a, 203) sehr dunkle Farbe und eckigeres Gesicht von strengerem Ausdruck zu als den übrigen, anderwärts (Nicaragua I, 294) will er die friedlichen Indianer der Umgegend von Leon



um Lasten darauf zu tragen" — Oviedo (XLII, 3
horsam gegen den Willen der Götter — durch Druck s
den, daß sie oben auf dem Schädeldache eine Grube,
aber ein paar hervorstehende Buckel erhalten. In spät
sich diese Sitte ganz verloren zu haben. Auch neuere
die lichtere Hautfarbe aufgefallen: sie sind heller als di
Vereinigten Staaten und ihre Züge nicht so stark ausge
I, 284). Die Eingeborenen von Granada zeigen nach
ganz den Typus der Süd-Amerikaner, nur sind sie etwa
sen von mehr mongolischer Form als sonst bei den Ei
Nord Amerika. In der Umgegend von Granada fa
(Nicarag. 107) kräftige und untersetzte Menschen mit
und etwas flacher Nase bei vorstehenden Backenknoche
Füße sind klein und wohlgebildet. Sehr breitschulterig
auch die Weiber. Sonst waren die Unterthanen eines j
einem bestimmten Muster tättowirt. Das Haar wurd
rasirt, ein kleiner Büschel der oben stehen blieb, war
Kriegshelden (Oviedo XLII, 1, Gomara 283).
wurde namentlich in Nicoya getragen (Oviedo XLII,
Nasen- und Ohrenschmuck ist die Rede (Gomara).

Specielle Angaben über den Culturzustand der ei
von Nicaragua wie sie Gallatin (7) von den Chon
(513 ff.) von den dortigen Azteken und Chorotegen
lassen sich aus Oviedo und Gomara nicht entnehmen

wie dieß noch jetzt in S. Salvador, Costa rica und Nicaragua üblich ist, wo vier Cacao-Nüsse einem nordamerikanischen Cent gleich gelten (Scherzer 459, Squier I, 274). Wenn die eingewanderten Mexicaner, wie aus Oviedo's Darstellung hervorzugehen scheint, ihre Religion und einen großen Theil ihrer Sitten auf die übrigen Völker übertragen haben, so müssen wir vermuthen daß es ihnen gelungen ist seit alter Zeit in Nicaragua sich in einer herrschenden Stellung zu behaupten.

Die Kleidung war in Nicaragua fast dieselbe wie in Mexico (Gomara 283), auch das Spinnen und Weben geschah auf die nämliche Weise (Squier I, 285 nebst Abbildung). Die Männer trugen einen bunten Rock von Baumwolle ohne Aermel, einen vielfach umgeschlungenen Gürtel und Sandalen (Oviedo XLII, 1) Beinkleider und große Hüte (Gomara); die Weiber einen Rock und einen Kragen über den Oberkörper, auf den Inseln des Golfes von Nicoya aber Beinkleider (Oviedo XXIX, 21). Jene bauen den Acker, jagen und fischen, an manchen Orten spinnen sie auch, diese besuchen die Märkte um feil zu halten. Selbst die heirathsfähigen Mädchen sollen als Händlerinnen im Lande umhergeschickt worden sein um Reichthum zu erwerben, der ihnen nach der Rückkehr zu einer Ehe verhalf, in welcher der Mann in eine abhängige und untergeordnete Stellung trat (Andagoya bei Navarrete III, 414, Herrera III, 5, 12). Auf Färberei und Weberei in Baumwolle, Agave- und anderen Pflanzenfasern verstanden sie sich vortrefflich und fertigten irdene und steinerne Gefäße von großer Feinheit (Oviedo XLII, 12). Das Färben geht aber noch jetzt sehr langsam, da sie die einzelnen Fäden mit dem ausgedrückten Safte der Purpurschnecke zu befeuchten pflegen (Squier I, 286, Wagner und Sch. 462). Die Wohnung eines Häuptlinges, wie sie Oviedo (a. a. O. 13) ausführlich beschreibt und abbildet, bestand aus zwei langen Rohrhäusern mit Spitzdächern, einer gedeckten Halle, Nebengebäuden und Vorrathshäusern, die alle zusammen einen viereckigen Platz einschlossen. Die Waffen glichen ganz den mexicanischen (ebend. 3, XXIX, 21).

Es gab in Nicaragua monarchische und republikanische Staaten: jene lagen im Osten und Süden, diese im Westen und Norden des Landes (Oviedo XLII, 12; die Uebersetzung ed. Ternaux p. 252 macht die umgekehrte Angabe). Die Republiken wurden von einem aus Wahl



wer nicht zahlungsfähig war, wurde Sklave. Der Dieb, d
Beschimpfung auch das Haar abschnitt, konnte, wenn er k
zu leisten vermochte, sogar verkauft werden. Arme verk
selbst bisweilen aus Noth und blieben in Schuldsklaverei b
lösung. Ermordung eines Sklaven blieb ungestraft. We
dem Anführer ungehorsam war, verlor seine Waffen
schimpflich fortgeschickt (Oviedo XLII, 3, Gomara 2
jemand seinen Wohnort verließ, konnte er seine Ländereien
nicht verkaufen, sondern diese gingen auf seine nächsten
über (Gomara), und wie vor Alters so ist auch noch jetzt
eigenthum der Gemeinde unveräußerlich (ebenso im alter
oben p. 76) und es wird gegen eine Abgabe einer jeden
Bebauung so viel davon zugewiesen als sie zu ihrem Un
darf (Squier I, 290).

Die Ehe wurde durch den Priester unter ganz ähnlich
chen wie in Mexico geschlossen, und es konnte eine solche
einen rechtmäßigen Frau eingegangen werden, von welche
Falle des Ehebruchs, keine Scheidung stattfand. Die Vor
Reichen hatten zwar Nebenweiber, aber eine wirkliche Ve
mit einer zweiten Frau neben der ersten war nicht mögli
wurde mit Verbannung und Verlust des ganzen Vermöge
Die Ehebrecherin wurde verstoßen, durfte aber nicht getöd
sie konnte sich nicht weiter verheirathen, behielt aber ihr
Entlief die Frau ihrem Manne, so unterließ es dieser ger

des Gelderwerbes, anderwärts Päderastie gewöhnlich gewesen sei und daß namentlich bei einem bestimmten Feste allgemeine Zügellosigkeit geherrscht habe. Vorzüglich weiß der leichtfertige Oviedo, der den Bewohnern von Nicaragua eine besondere Vorliebe für den Genuß von Menschenfleisch zuschreibt und selbst den Verkauf ihrer Kinder und sonstigen Verwandten Schuld giebt (XLII, 11), in dieser Hinsicht viel zu erzählen. Auch dem Trunk, sagt er, seien sie sehr ergeben und hielten ihn besonders des tapferen Kriegers würdig. Bei ihren Festen berauschten sie sich durch Tabakrauchen. Auch kauen sie ein Kraut als Reizmittel um Ermüdung zu verhüten (Oviedo XXIX, 21; nach VI, 20 wäre es die Coca der Peruaner).

Vorzüglich deutlich tritt der Zusammenhang mit Mexico in Allem hervor was sich auf die Religion bezieht. Die Menschenopfer und das Verzehren des Opferfleisches fanden in beiden Ländern ganz auf dieselbe Weise statt; auch in Nicaragua wurden hauptsächlich Kriegsgefangene dazu verwandt, doch nahm man bisweilen die Opfer aus dem eigenen Volke. Auf dem Vulkan von Masaya stand eine Opferstätte, von welcher, wenn Regen nöthig war, Knaben herabgestürzt wurden (Alcedo). Wie in Mexico war das Blutziehen aus Zunge Ohren und Geschlechtstheilen eine wichtige Cultushandlung, und das Verzehren mit Blut besprengten Maises erinnert an das Götzenbild aus Sämereien das man dort genoß. Die Tempel hatten dieselbe Gestalt wie die des Mutterlandes und waren nebst den Palästen der Großen die bedeutendsten Gebäude die es gab. Idole von Stein Holz und Lehm fanden sich in Menge in den Tempeln und in Privathäusern. Die Priester waren verheirathet außer denen welche Beichte hörten; diese hatten die gebeichteten Sünden als Geheimniß zu bewahren, legten aber dem der sie begangen hatte, eine Buße auf die dem Tempel zu Gute kam. Das Jahr bestand aus 18 Monaten von je 20 Tagen. Auf roth und schwarz bemalten Pergamenten, die eine Palme breit, 10—12 Palmen lang waren und sich zusammenlegen ließen wie ein Buch, standen die Gesetze, der religiöse Ritus und die historischen Ereignisse verzeichnet. Dieß Alles bis auf das gymnastische Spiel des Fliegens an Seilen um einen aufgepflanzten Pfahl herum, fand sich in Nicaragua ganz wie in Mexico.

Die Namen der Götter von Nicaragua lassen sich nur zu einem kleinen Theil auf das Aztekische zurückführen, wie z. B. Miquetanteot



ihnen wird ein Gott des Wassers genannt der den Regen
Gott der Luft, ein Gott des Handels, der Jagd, der Hirsche
und viele andere. Vom Opfer, glaubte man, genießen die
Blut und das Herz, den Duft des Rauchwerks. Mit
wurde, wenn keine Leibeserben da waren, seine ganze Hab
Mais verbrannt und die Asche in einem Topfe begraben,
tere insbesondere den Vornehmen geschah.

Als die Spanier unter Gil Gonzalez Davila (1522)
schern Nicaragua und Nicoya kamen, deren Namen man
der selbst übertragen hat über die sie geboten (Oviedo
Gomara 281), erstaunten sie über die verständigen und w
Fragen welche diese an sie richteten. Sie fanden ein dicht
Land, in welchem viele Dörfer von 2000 Einwohnern n
guas voneinander entfernt lagen. Die Eingeborenen zeigt
lich und freundlich und ließen sich bereitwillig taufen, doch
kurzer Zeit entstanden erbitterte Feindseligkeiten. Die schr
welche sie unter dem Druck der Eroberer zu erdulden hatt
nig gemildert durch die seit 1550 unter ihnen wirkenden
(Torquemada XIX, 15), schildert ein Auszug aus La
Squier (I, 291): die Hauptsitze einheimischer Cultur, im
Honduras und im Norden von Nicaragua, sagt Brasseu
sind untergegangen ohne daß die Nachwelt etwas von ih
weil die Verwüstungen und Grausamkeiten der Eroberer

nur die schlechten, nicht die guten, gab er zur Antwort: „wo sind denn diese guten? Ich wenigstens kenne nur schlechte". Viele Eingeborene von Nicaragua haben, wie Oviedo (XLVII) mehrfach erwähnt, den Conquistadoren in andere Länder, vorzüglich nach Peru folgen müssen; andere sind auf die Perlinseln übergesiedelt worden (Cieza 356).

Neuerdings werden die Indianer von Nicaragua als durchaus friedliche und arbeitsame Menschen geschildert, die gesitteter und fleißiger als die Bevölkerung der Städte, diese fast ganz mit Lebensmitteln versorgen; so wenig kriegerisch sie aber auch sind, haben sie doch schon viele Beweise von Tapferkeit gegeben (Reichardt, Nicarag. 107, Squier I, 284). Nach Herrera (Descr. 13) sind sie unter allen Eingeborenen der neuen Welt des Spanischen am besten kundig. Ganz uncivilisirte Indianer giebt es in Nicaragua fast gar nicht mehr (Scherzer).

Die Alterthümer des Landes sind erst durch Squier einigermaßen bekannt geworden, doch hat er die Ruinen von Städten Tempeln und Idolen ununtersucht gelassen die es in der Provinz Chontales geben soll (Friedrichsthal in J. R. G. S. XI, 100). Das Bedeutendste findet sich auf den Inseln der großen Seen, von wo manches neuerdings nach Granada gekommen ist. Die Götterbilder, sitzend oder stehend, zum Theil auf Piedestalen von der Form einer umgekehrten abgestumpften Pyramide, sind meist von Basalt oder Trachyt, nur wenige (die von Subtiaba unweit Leon und einige andere) von Sandstein. Jede Figur hat ihren individuellen Charakter, und wenn sie auch keine eigentlichen Kunstwerke sind, so zeigen sie doch von sehr geschickter Arbeit. Squier (II, 68) ist geneigt ihnen kein viel höheres Alter zuzuschreiben als die Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier. Von alten Bauwerken finden sich nur schwache Spuren. Unter den meist ziemlich verwischten Felsenmalereien an dem kleinen Nihapa-See südlich von der Stadt Managua ist eine zum Theil mit Federn bekleidete Schlange, welche als Symbol der höchsten Gottheit galt und „die Sonne" von den Eingeborenen genannt wird. Nächst dieser Erinnerung an den mexicanischen Gott Quetzalcoatl „die gefiederte Schlange", ist der Kopfputz eines Idoles von Subtiaba welcher dem bekannten mexicanischen Federschmuck gleicht, bis jetzt das Einzige, worauf sich eine Vermuthung über die Urheber dieser Denkmäler stützen läßt. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht nur noch daß an der ein-

zigen Gestalt deren Stirn vollkommen deutlich zu sehen ist, diese sehr niedrig und zurücklaufend erscheint.

Auf der Insel Momotombita im Managua-See sollen vor nicht langer Zeit noch funfzig Statuen gestanden haben die ein Viereck einschlossen. Diese hatten breite Augenbrauen, hohe Backenknochen und meist offenen Mund, in welchem wahrscheinlich ein Herz als Opfer (wenn nicht die heraushängende Zunge?) dargestellt war. Arme und Beine sind von ihnen nur roh angedeutet, beide Geschlechter aber deutlich unterschieden. Andere Idole in Subtiaba tragen Helme in Gestalt von Thierköpfen; eines darunter scheint mit den Händen den Leib offen zu halten aus welchem ein zweites Gesicht hervorsieht, was sich in ähnlicher Weise auch an einer sitzenden Figur der Insel Zapatero findet. Am Nihapa-See soll es früher große Bilder von Sonne und Mond gegeben haben; der angeblich dort in den Felsen gehauene Tempel ist indessen nur eine natürliche Grotte. Schlecht gezeichnete Figuren von Menschen und Thieren und mehrere unverständliche Zeichen sind an Felsen in der Nähe von Masaya angebracht, doch meist undeutlich. Zu dem 18" tiefen, in den Felsen gehauenen Becken, dem sogenannten Bade das dort zu sehen ist, führen rohe eingehauene Stufen hinauf. An der sitzenden Figur von der kleinen Insel Pensacola, Granada gegenüber, welche auf dem Haupte einen Thierkopf trägt und unten eine Schlange zeigt aus rothem Sandstein, fallen besonders die frei gearbeiteten, vom Körper abstehenden Arme auf. Zu einer anderen Gestalt von Pensacola, die sich durch einen übergroßen Glatzkopf mit großen Eulenaugen, roh gebildetes Ohr, aufgerissenen Rachen mit lang heraushängender Zunge und ein gewisses teuflisches Ansehen auszeichnet, findet sich nicht bloß unter den Skulpturen der Insel Zapatero (Squier II, 61), sondern auch merkwürdiger Weise in Mayapan ein ziemlich genau entsprechendes Gegenbild; nur ist die Skizze bei Stephens (Yucatan Tafel 1 Fig. 2) zu oberflächlich gemacht um einen ganz sicheren Schluß zu gestatten. Besonders reich an Idolen und anderen Monumenten ist die Insel Zapatero; die pyramidalischen Hügel von Steinen sind wahrscheinlich Opferstätten. Auch auf Ometepec gab es sonst ähnliche Götzenbilder. Fabelhafte Thiergestalten finden sich auf den letzteren beiden Inseln mehrfach; an einem tigerartigen Thiere von Zapatero ist der trefflich gearbeitete Kopf besonders hervorzuheben. Auch mannigfaltiges Töpfergeschirr in Form von Thieren, Früch-

en u. dergl. ist zu erwähnen, zum Theil von ausgezeichneter Schön-
eit und bunten Farben, eine sehr hübsche Granitvase mit zwei Hen-
ln und viele Fragmente von irdenen und steinernen Gefäßen, ein
tein zum Reiben des Mehls von der Form eines Schemels mit con-
vem Sitz, hübsch à la grecque ornamentirt. Die alten Begräbniß-
ätze auf Ometepec sind mit rauhen platten Steinen eingefaßt; die
räber selbst enthalten außer Aschenkrügen mit Gebeinen kleine gol-
ne Idole, Sachen von Kupfer und Figuren von terra cotta (Squier
310 ff., 406, II, 24, 36, 52 ff.).

Das dritte oder mit Einschluß von Chiapas das vierte Land in
Mittelamerika, das sich mit Wahrscheinlichkeit als ein alter Tolteken-
z bezeichnen läßt, ist Honduras, insbesondere dessen westlicher Theil,
r wenigstens zur Zeit der Eroberung durch die Spanier allein eine
nheimische Civilisation gehabt zu haben scheint. Auf die Anwesen-
it der Tolteken deutet die von Palacios (7) dort angegebene Pipil-
prache und das Mexicanische, das, wie er sagt, neben einer anderen
nheimischen Sprache in Tacuzgalpa (Tegucigalpa) gesprochen werde;
och bestimmter zeugt davon die Reihe von aztekischen Ortsnamen
elche Buschmann (1852, p. 780) in Honduras nachgewiesen hat,
u denen vielleicht auch der bei P. de Caballos mündende Fluß Ulúa
u rechnen ist, (vgl. jedoch oben p. 275), von welchem aus ein starker
andel besonders mit Cacao nach Yucatan ging (Oviedo XXXII, 8,
errera IV, 8, 3, V, 9, 8). Hierzu kommen noch mehrere andere
mstände welche eine weitere Bestätigung gewähren.

In einem Dorfe nicht weit von Nito, dem Endpunkte seines Zuges
ach Honduras, fand Cortes, wie er selbst erzählt (136 f.), Tempel
anz nach Art der mexicanischen, wie sie ihm bis dahin nicht vorge-
mmen waren, und eine Sprache die von der bisherigen (d. h. wohl
n der Sprache von Yucatan) verschieden war.* Da B. Diaz (249 ff.)
merkt daß Marina dem Cortes auf dem ganzen Wege durch Yuca-
n und Honduras als Dolmetscherin diente, müssen wir vermuthen
ß in diesem ganzen Ländergebiete entweder die Maya- oder die azte-

* Cortes (137) drückt sich hierüber deutlich aus: son de lengua diferente
los que hemos visto, während Gomara's Worte (417) auf die unrichtige
muthung leiten, daß die Sprache jener Gegend nicht sowohl von der Sprache
bis dahin von Cortes durchzogenen Landes, sondern vielmehr von der me-
nischen ganz verschieden gewesen sei; er sagt: Este pueblo tiene los templos
a manera de Mejico, y es lenguaje muy diferente; pasa por él un rio...



von dieser ab (Cortes 143, Gomara 417). Die P
letzteren Landes hießen Chapagua und Papayeca (C
Papaica nach Gomara). Merkwürdiger Weise hörte
dort von einem reichen Lande Eneitapalan (Eueitapala
taco das im Innern liegen und ebenso volkreich un
sollte wie Mexico — jedenfalls ein beachtenswerther l
man sich daran erinnert daß Huehuetlapallan der N
Culturſitzes der Tolteken war und daß dem Alvarado
temala von einer Stadt Tapalan im Innern eine g
Schilderung gemacht wurde. Man ist versucht dabei
volle Ruinenstadt Copan zu denken, aber eine sicher
durch weitere Thatsachen scheint sich dieser Vermuthung
lassen (s. oben p. 21 und Anm.). Herrera (III, 8, 3)
nächst Gomara's Angaben, fügt aber noch Einiges
sich eine fernere Bürgschaft für die Anwesenheit eine
Volkes in Honduras entnehmen läßt: in ihrer Religion
ten standen die Eingeborenen denen von Nicaragua an
8, 7); ihren Oberpriester nannten sie Papa wie die Me
6); Menschenopfer und das Blutziehen aus Zunge u
Cultushandlung war bei ihnen wie bei diesen in Geb
ten achtzigtägige Fasten und ein Jahr von 18 Monate
gen wie diese (IV, 8, 3 und 6).

Was sonst noch in älteren Quellen über Hondu
wird, beschränkt sich auf sehr Weniges und läßt nur d

rehrten in Tempeln an verschiedenen Orten drei Hauptidole, welche n Stein gearbeitete weibliche Gestalten darstellten, doch hatten sie auch onst deren noch eine große Anzahl; diese waren in großen Häusern ufgestellt und wurden von Priestern bedient die im höchsten Ansehn anden (Herrera IV, 1, 6 und 8, 5). Zugleich heißt es aber auch daß e sehr ausschweifend gelebt hätten und in früherer Zeit unbekleidet geangen seien, obgleich auf der anderen Seite als ein bestimmtes Zeien höherer Cultur erwähnt wird, daß es in Honduras Bücher mit ilderschrift wie in Yucatan gegeben habe (ebend. III, 2, 18).

Ebenso zeugen die wenigen an der Mosquitoküste entdeckten Alterhümer für einen höheren Culturzustand des Landes in alter Zeit. In en dortigen tumulis finden sich ornamentirte Geräthe und besser gerbeitetes Stein- und Irdengeschirr als es die jetzigen Bewohner herustellen vermögen (Strangeways); Humboldt (Vues 238 und l. 39) hat Granitvasen von dort abgebildet und bemerkt daß deren Verzierungen denen ähnlich sind, die sich an den Ruinen von Mitla Oaxaca) finden, daher er sie von den Tolteken herzuleiten geneigt war. loberts (299) erwähnt namentlich Porträt-Masken von Häuptingen die mit Goldstaub gemischt waren und mit dem Todten begraen wurden den sie darstellten, und einen künstlich geformten Fuß aus iner unbekannten äußerst harten Masse. Die Masken erinnern an die nit Kostbarkeiten reich geschmückten hölzernen Bilder der Verstorbenen nd an die Thiergestalten welche Columbus im Süden von C. racias á Dios in Cariari — einem Lande dessen Namen auf die ariben hinweist (vgl. oben III, 357) — auf den Deckeln der Gräber eschnitzt fand, die sich in den Häusern der Eingeborenen selbst befanen und ihre wohl ausgetrockneten und in viele Tücher gewickelten odten umschlossen (Herrera I, 5, 7).

Die Ruinenstätten von Honduras, deren bedeutendste nach Squier , 80 ff. Gumprecht's Zeitsch. f. Erdk. III, 79) in Comayagua bei arumela, Lajamini und unfern der zerfallenen Stadt Cururu liegen, d nur unvollkommen bekannt: es sind pyramidenförmig terrassirte auten, zum Theil mit Stein bekleidet, kegelförmige Erdhügel und einmauern. Geschnittene Steine und bemalte Vasen von großer hönheit hat man in ihrer Nähe gefunden. In Tenampua sollen im anzen 250—300 verschiedene Gebäude liegen die nach den Himlsgegenden orientirt sind; das größte derselben mißt 300′ auf 180′



menten verziert. Weit bedeutender aber erschienen Sq
partement Gracias im westlichen Honduras nach der G
temala hin vorhandenen Ruinen welche in den Pa
Flüsse Chamelicon und Santiago und in der Eben
liegen. Sie glichen denen von Copan, wie er sagt, a
Untersuchung derselben war er aber verhindert.

Diese Bauwerke im Westen von Honduras, welche
weise von Stephens (Reiseerl. 79 ff.) genauer besc
sind, scheinen zuerst (1576) von Palacios (42 ff.) e
den, welcher die Vermuthung ausspricht daß sie, wi
Eingeborenen berichtet, einem civilisirten Volke von
Ursprung verdanken das in das Land eingebrochen sei.
umliegenden Gegenden bestätigt dieß insofern als sie
(Dupaix I, notes p. 76), dessen Verwandtschaft zum
stehen scheint (s. oben p. 252 und 260). Indessen fe
an Analogien zwischen den Monumenten von Copan
Yucatan, so weit sie bis jetzt bekannt sind; nur die A
phen scheint allerdings dieselbe zu sein (Stephens,
Fuentes (um 1700) hat angeblich aus eigener Ansch
lig fabelhafte Schilderung jener Ruinenstadt gegeben
56), die auch dadurch an Glaubwürdigkeit nichts gew
sich genöthigt sieht Stephens' Zweifeln (58) beizusti
das Copan welches die Spanier bei der Empörung de

Beschreibung des Kampfes (a. a. O.) hervorgeht, von Menschen bewohnt, die wenigstens in Rücksicht ihrer Waffen und Kriegsrüstung ganz den Mexicanern glichen.

Das Hauptgebäude von Copan — Stephens nennt es den Tempel — liegt an dem Flusse, längs dessen eine 624' lange, 60—90' hohe Mauer aus 3—6' langen und 1½' breiten behauenen Steinen steht. Jenseits der Mauer zieht sich eine Reihe von Terrassen mit pyramidalischen Erhöhungen hin welche einst sämmtlich bemalt waren, und mannigfaltige Gebäude getragen haben mögen, jetzt aber meist zerfallen sind. Die bedeutendste der Pyramiden steigt 122' schräg an und hat 6' hohe und 9' breite Stufen. Bauwerke anderer Art finden sich dort nicht weiter. Die Götzenbilder, deren mehrere Altäre vor sich haben, sind wie diese selbst, jedes aus einem Blocke gearbeitet und sämmtlich verschieden verziert. Das Material ist durchgängig Sandstein, von welchem man riesige Blöcke auf einen Berg 2000' hoch hinaufgeschafft hat. Man sieht an den Idolen noch Spuren von rother Farbe und sie sind auf allen vier Seiten — das eine von fetten weiblichen Formen ist 13' hoch, 4' breit und 3' dick — von oben bis unten mit unbeschreiblichen Skulpturen so bedeckt, daß nirgends ein leerer unverzierter Raum bleibt: nur das Gesicht, die meist auf der Brust mit dem Rücken nebeneinander gelegten Hände und die Beine treten aus der Masse der Verzierungen deutlich hervor. Die Gesichter, bisweilen mit starkem Bart auf der Oberlippe versehen, wie der gigantische Kopf von Izamal (bei Stephens, Yucatan Tafel 66), sind zum Theil von vortrefflichem Ausdruck und zeigen meist eine bestimmte Individualisirung als ob sie Porträts wären; von der gewöhnlichen amerikanischen Raçenform ist gar nichts an ihnen zu bemerken, nur der etwas große Mund und die dicklichen Lippen fallen auf. Die 16 menschlichen Figuren welche an den Seiten eines Altares abgebildet sind, gleichen jenen Göttern in ihrer Physiognomie durchaus nicht: die spitzige Nase tritt bei ihnen gerade und stark über den Mund hervor. An den Götzenbildern sind zum Theil auch die Hände recht gut geformt. Das häufigste Bild aber das die Skulptur in Copan dargestellt hat, sind Todtenköpfe, doch mehr affen- als menschenähnlich. Die künstlerische Ausführung der Skulpturwerke steht nach Stephens' Urtheil den besten Ueberresten der ägyptischen Kunst gleich. Von Metall hat sich keine Spur dort gefunden, dagegen steinerne Messer in Menge. Von Galindo ist



Die Bauwerke von Quirigua am Motagua-Fluß ir
Encuentros gleichen in ihrem allgemeinen Charakter den
nur haben sie weit größere Dimensionen, ihre Skulptu
gearbeitet, weniger reich und viel stärker von der Zeit
her ihnen Stephens (337) ein höheres Alter zuschreib
fel wird man durch die weiter fortgesetzte Untersuchung
ausgedehnten als reichen Feldes in Verbindung mit d
schung noch im Stande sein über den ethnographischen u
rischen Zusammenhang der mittelamerikanischen Völker
und mit Mexico bestimmte positive Aufschlüsse zu erlan

Ob und wie weit die jetzigen Indianer von Hond
Mosquitoküste zu dem alten Culturvolke des Landes
stehen, das im J. 1533 von einer furchtbaren Epidem
wurde (Oviedo XXX, 6), wissen wir nicht. Sie sin
den Moscos oder Mosquitos, sämmtlich festsässig (Squi
von geringer Bildung und wenig bedeutenden Kunstfert
Hauptvolk von Honduras scheinen die Xicaques ge
da das Land nach diesen öfters genannt wurde (Espi
In Taguzgalpa und Tologalpa nennt Juarros (62) a
Moscos und Sambos, anderwärts aber (436, vgl.
mann 1852 p. 737) führt er eine Menge einzelner Stäm
jenen drei Namen nur eine unbestimmt collective Bedeut
men scheint. Die Sambos sind in der That auch kein

ner von Honduras-Bai zu Grunde gegangen wären. Vermuthlich sind die meisten Neger von denen die Zambos der Mosquitoküste stammen, erst mit den Cariben in's Land gekommen, die sich von Trujillo aus östlich bis zum Patook-Fluß, westlich bis nach Balize verbreitet haben. Die Moscos oder Mosquito-Indianer, eigentlich Misskitos (Bericht 134), sind keine reinen Indianer mehr, sondern fast sämmtlich Mulatten und Sambos (Reichardt, Centro-Am. 139 f.). Ihr Hauptland reicht von Carataska bis Sandy Bai, kleine Kolonien haben sie aber auch noch weiter südlich in Pearl Kay und Bluefields; nordwestlich erstreckt sich die Herrschaft ihres Königs bis nach Cap Honduras hin, wo die Mosquitos mit Cariben und Poyers zusammenwohnen (Roberts 146 f.), im Süden zahlen die Rama-Indianer zwischen S. Juan und Bluefields an ihn eine Abgabe, ja sogar die Valiente-Indianer an der Chiriqui-Lagune geben ihm Tribut, wenn auch mehr nur als ein freiwilliges Geschenk (ebend. 98, 71). Er wird als ein durchaus roher Mensch geschildert, dessen ausgebreitete Macht, auf den Handel und die Protection der Engländer gestützt, jeden Fortschritt unter den Eingeborenen unmöglich macht. Im Innern des Mosquitolandes leben nördlich von den eben erwähnten Rama die Cukra und Wulwa am Bluefields-Fluß, deren wir oben (p. 275) schon gedacht haben, noch weiter nördlich die Toaka am Patook und die Paya (Towkeas und Poyers), welche zwar tapferer als die Mosquitos, doch ihnen tributär sind, die Secos am R. Tinto oder Black river und im tieferen Inneren nach dem Gebirge hin werden noch andere Stämme genannt (Roberts 103, Squier a, 139, 230, Henderson 226). Squier (a, 153) hat die genannten Völker in vier Gruppen unterschieden, doch scheint diese Eintheilung von keinem ethnographischen Werthe zu sein. Die Lencas welche er an zweiter Stelle nennt und mit den Chontales indentificiren will, werden von Juarros (351) als ein Volk der Mosquitoküste angeführt das um 1608 mit Mexicanern zusammenlebte und von Missionären aufgesucht wurde, deren Thätigkeit jedoch in Honduras so geringen Erfolg hatte, daß sie noch in der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts ganz wieder aufgegeben wurde (vgl. Th. Young 82 ff. und Wells 457). Die Toqueguas welche zwischen den Häfen Cavallos und S. Thomas wohnten und durch die Missionäre in's Innere versetzt wurden, starben alle in Folge der damit verbundenen Veränderung des Klima's (Remesal



mäß bald mehr bald weniger wolliges Haar, sie sind bar
Farbe wechselt von kupferbraun bis schwarz (Young 7
aner des Innern sind hellbraun, von mittlerer Größe, k
und regelmäßiger Gesichtsbildung, nur ist der Mund ver
breit und die Oberlippe etwas stark; die Iris hat bräunli
der Schädel kaukasische Form, doch ist er etwas kleiner
päern (Bericht 134). Die fleißigen und friedlichen Ton
hübschesten unter ihnen; die Poyers sind nicht groß, a
tig, haben langes Haar und sehr breite Gesichter mit
(Young 87, 82).

Die Indianer des Mosquitolandes, insbesondere di
ben theils von Jagd und Fischerei theils von dem gerin
den sie treiben und dem wenigen Vieh das sie sich halte
bauen die Weiber, da die Männer meist zu träge zur Ar
mit der Viehzucht geht es schlecht, weil ihre Sorglosigke
und sie zu viele Thiere schlachten (Young 16, 28).
werden die reinen Indianer im Innern vortheilhafter
die Sambos welche indolenter, heftiger und weniger g
als jene (Strangeways). Durch Trunk sind sie in neu
gesunken — sie bereiten ein berauschendes Getränk aus
tanen und anderen Früchten, welche von den Weibern
(Bericht 146) — und die Blattern haben unter ihnen
rungen angerichtet. Von der Tapferkeit mit der sie sich in f
hunderten gegen die Spanier vertheidigt und Raubzüge

doch herrscht unter den Weibern weder Eifersucht noch Uneinigkeit; haben sie geboren, so findet eine förmliche Reinigung der Mutter und des Kindes statt, nachdem jene zwei Monate lang in völliger Zurückgezogenheit gelebt hat; der Verführer eines Weibes bezahlt dem Beleidigten einen Ochsen zur Buße oder geräth für eine bestimmte Zeit in Dienstbarkeit bei ihm (Strangeways, Young 75, Henderson 221), die Frau aber bleibt straflos (Bericht 145). Ihren Glauben an böse Geister und die Beschwörung derselben haben sie mit vielen anderen Indianern gemein, doch sollen sie auch ein höchstes gutes Wesen annehmen (Strangeways). Mancherlei Negeraberglaube scheint auf sie übergegangen zu sein (Roberts 267). Bemerkenswerth sind die Gesänge welche sie in rohen metrischen Formen improvisiren, und besonders diejenigen ihrer Poesien welche in einer wesentlich älteren Sprache abgefaßt sind (Bericht 267, Beispiele finden sich ebend. und bei Young 78).

Auf den Tod eines Kindes.

„Liebes Kind, ich gehe weit weg von dir. Wann werden wir uns wiedersehn und am Ufer zusammengehen? Ich fühle den Gruß der süßen Seeluft auf meiner Wange. Ich höre das ferne Rollen des traurigen Donners. Ich sehe den zuckenden Blitz auf dem Berggipfel der Alles unter sich erleuchtet, aber du bist nicht bei mir. Mein Herz ist betrübt und voll Sorge. Lebewohl, liebes Kind, ohne dich bin ich trostlos."

Yucatan hieß nach einer Aussage Ledesma's bei den Eingeborenen das Land von Maya (Navarrete III, 556), und Columbus selbst hörte die Namen Taia und Maia (Jaia und Maia) im Golf von Honduras nennen und bezog sie auf jenes Land (P. Martyr 239, 272).* Dieselbe Sprache scheint über die ganze Halbinsel verbreitet gewesen zu sein. Für den südlichen Theil derselben, den Cortes durchzog, ergiebt sich dieß daraus daß ihm, wie er selbst berichtet (130), Marina welche die Sprache in Tabasco gelernt hatte, überall als Dolmetscherin diente. Aguilar, den er früher im Nordosten von Yucatan gefunden und mit sich genommen hatte — B. Diaz (26)

* Daß die Indianer von Yucatan sich selbst Mazequals genannt hätten (Peschel 528 Anm.) ist wohl ein Irrthum; denn dieses Wort ist mexicanisch (Macehuales) und bezeichnet nur die an die Scholle Gefesselten (s. oben p. 76).

sagt von ihm, er sei der Sprache mächtig gewesen — konnte sich mit Marina durch sie verständigen (Gomara 312, Herrera II, 5, 4): die Sprache von Tabasco war also von der des nordöstlichen Yucatan nur wenig verschieden, und wenn Oviedo (XVII, 13) bemerkt daß die Indianer von Yucatan welche Grijalva (1518) bei sich hatte, sich in Tabasco als Dolmetscher nicht mehr brauchbar zeigten, so steht dieser Angabe außer der eben angeführten Thatsache auch das Zeugniß des Cortes (3) und des B. Diaz (10) entgegen, während nach Herrera (II, 3, 2, vgl. P Martyr 336) die von Grijalva mitgebrachten Yucateken allerdings nur „einige Worte" der Bewohner von Tabasco verstanden hätten. Wenn ein Verständniß nicht möglich war, so würde sich dieß übrigens leicht genug aus größeren dialektischen Verschiedenheiten oder daraus erklären lassen, daß es im Lande Tabasco, wie schon früher bemerkt, mehrere verschiedene Sprachen gab, Chontal Zoque und Mexicanisch, letzteres namentlich in Xicalanco an der L. de Terminos (Herrera III, 7, 3, de Laet V, 30, vgl. oben p. 16); neuerdings werden dort außer dem Maya auch noch die Sprachen der Tzendals und der Chols genannt (Heller in Petermann's Mittheilungen 1856 p. 403), von denen die ersteren ein Mayavolk sind das auf der Grenze von Chiapas und Yucatan wohnt (s. oben p. 254).

Wie sich demnach das Maya westlich bis nach Tabasco erstreckt, so verbreitet es sich südlich nach Guatemala, wo wir das Quiche Kakchiquel Poconchi und Chorti als zu demselben Stamme gehörig schon bezeichnet haben. Da ferner die Gesänge mit denen Las Casas zu den Indianern von Tuzulutlan kam um sie zu bekehren, in der Quiche-Sprache abgefaßt waren (Remesal III, 15), so scheint diese auch wenigstens in einem Theile von Vera Paz heimisch gewesen zu sein. Die Dominikaner fanden dort verschiedene Sprachen (Herrera IV, 10, 13 f.). Daß in Peten Mayas wohnten, ist unzweifelhaft (s. unten). Peten, d. h. „Insel", war nicht der Name den die Yucateken ihrem Lande überhaupt gaben (wie de Laet V, 26 irrthümlich sagt), sondern die Itzaex nannten so die Insel im Peten-See, ihren Hauptsitz (Villagutierre II, 6). Ob das zahlreiche Volk der Chinamitas, die Hauptfeinde der Itzaex, die Quechaches in der Nähe von Bateab und die zu ihnen gehörigen Chanes (ebend. VIII, 11, V, 8 f.) zu den Mayas zu rechnen seien, ist unbekannt. Dagegen gehören zu diesen wahrscheinlich die Lacandons im Westen von Peten und am oberen

Usumasinta. Ihre Sprache heißt Cholchi (Escobar in J. R. G. S. XI, 94). Galindo behauptet daß die Mayas zur Zeit der spanischen Eroberung außer Yucatan den ganzen Osten von Tabasco und den Westen von Honduras bis nach Omoa hin inne hatten, da noch jetzt in der Umgegend von Palenque und süwestlich von dort das Puctunc, im westlichen Honduras und südöstlichen Vera Paz aber das Chol (s. oben p. 259) gesprochen werde, beides Corruptionen der Maya-Sprache (Dupaix I, notes p. 67 ff.). Daß diese letztere mit dem Otomi der Umgegend von Mexico Aehnlichkeit hätte (Brasseur I, 102 nach Aubin), ist bis jetzt völlig unerwiesen; sicherer steht, wie früher erwähnt, ihr Zusammenhang mit dem Huasteka im Nordosten von Mexico.

Im Gebirge zwischen Guatemala und Vera Paz lebten die Choles Manches und Aroyes 23 leguas von Cahabon entfernt (Villagutierre III, 1, Escobar a. a. O.); den Choles im Norden saß das große Volk der Mopanes, welches im Osten und Norden an Peten, im Westen an die Lacandones und Xoquinoes grenzte (ebend. IV, 17, vgl. Juarros 271 und 275), das Land der Lacandones aber war nur drei Tagereisen von Ocosingo entfernt (ebend. III, 10); es wird gewöhnlich mit Puchutla zusammengenannt — Herrera (IV, 10, 13) macht durch eine Verwechselung Pochuteca daraus — dessen Bewohner von einer Insel in dem See der Lacandones durch die Missionäre nach Ocosingo verpflanzt wurden (Remesal X, 18). Das Land Acala oder Acalan, das Cortes durchzog ehe er zu den Lacandones kam, muß wenigstens zum Theil westlich von diesen gelegen haben, im südwestlichen Theile von Yucatan (Oviedo XXXII, 5), nur fünf bis sechs Tagereisen von Coban, wie aus Remesal (IX, 2, vgl. X, 12) hervorgeht; es stieß unmittelbar an das Gebiet der Lacandones, deren Kriegszüge sich bis nach Honduras erstreckten (B. Diaz 253), wenn es nicht zu diesem selbst gehörte (Herrera a. a. O.).*

Ueber die Körperbildung der Mayas sind wir nur sehr mangelhaft unterrichtet. Cortes (9) fand von Yucatan bis nach Vera Cruz hin mittelgroße, gut proportionirte Menschen die sich nur durch den verschiedenen Schmuck zu unterscheiden schienen welchen sie in Ohren Lip-

* Die Angaben der Völkersitze auf der Karte bei Fancourt sind meist willkürlich und unrichtig, und lassen sich zum Theil nach Obigem leicht berichtigen.

pen und Nase trugen. Die Bewohner der Insel Cozumel (richtiger Acuzamil) werden schwarzbraun, die Itzaex von Peten heller als die übrigen Indianer von Yucatan genannt (Gomara 305, Villagutierre VII, 3). Waldeck (41) giebt den Typus der Mayas als den der Araber ähnlich an, auch in der Farbe und den vorspringenden Zähnen; die Backenknochen stehen nur wenig und oft kaum etwas hervor, die Nase ist gerade oder gebogen. In früherer Zeit platteten sie die Stirn ab, malten und tättowirten sich (Herrera IV, 10, 3) — eine Bemerkung welche für die Deutung der alten Denkmäler von Wichtigkeit ist. Aus alter Zeit hat sich bis jetzt nur ein weiblicher Schädel mit sehr flachem und senkrecht abfallendem Hinterhaupt bei 5, 8" seitlichem Durchmesser gefunden (Stephens, Yucatan 128); seine Gestalt kommt nach Morton's Urtheil mit den Schädeln der bei Arica an der peruanischen Küste gefundenen Mumien überein.

Die wenigen Nachrichten welche wir über die alte Geschichte von Yucatan besitzen, sind äußerst verworren. Villagutierre (I, 5) berichtet nach Cogolludo daß das Reich Mayapan in alter Zeit einem einzigen absoluten Monarchen unterworfen war, um 1420 aber mit der Zerstörung seiner gleichnamigen Hauptstadt, welche der Sage nach 270 Jahre gestanden hatte (Stephens 64), durch Empörung seiner Vasallen wieder zu Grunde ging, und daß der frühere Alleinherrscher auf die Provinz Mani beschränkt wurde. Einer der Großen des Reiches, Canek, machte sich zum Herren von Chichen Itza, bald darauf aber zog er sich mit seinem Volke tief in's Gebirge zurück, nach Villagutierre aus dem unglaublichen Grunde weil er die Spanier fürchtete, deren Ankunft durch bestimmte Prophezeiungen in Aussicht gestellt worden war. Daß unter diesem letzteren Volke die Itzaex zu verstehen seien welche unter ihrem Könige Canek von den Spaniern am Peten-See gefunden wurden, unterliegt keinem Zweifel: Cortes passirte ihre Stadt, welche von den Spaniern damals Izancanac genannt und noch zum Lande Acalan gerechnet (Gomara 412), später aber von Ursua (1697) erobert wurde (Villagutierre IX, 3, vgl. auch Ternaux zu Ixtlilxochitl, Cruautés p. 310 und Juarros 42, 287). Auffallend ist dabei nur daß Villagutierre der die Itzaex bestimmt als Mayas bezeichnet die in die Berge geflüchtet seien, an einer anderen Stelle (VIII, 11) von ihnen sagt, sie seien an den Peten-See, den sie Chaltuna genannt, auf Segelbooten über das Meer gekommen, obwohl

sie in späterer Zeit keine Segel-, sondern nur Ruderboote gehabt hätten. Diese letztere Angabe scheint aus einer Verwechselung entstanden zu sein. Es gab nämlich in Yucatan (nach Cogolludo) allerdings eine Sage daß die Bewohner des Landes vor Alters über das Meer gekommen seien, und zwar von Osten her, während eine andere sie unter der Führung ihres Culturheros Zamna und Ytzamna, der die Bilderschrift erfunden und dessen Weib die Kunst der Weberei eingeführt haben soll, von Westen herleitete (Gracia IV, 19, Herrera IV, 10, 2, Fancourt 114, 123).*

Die Maya-Handschrift des Pio Perez (bei Stephens 429) löst diese Zweifel nicht. Sie erzählt daß die vier Tutul Xiu „die aus dem Lande Tulapan gingen" — also Tolteken — von Nonoual aus (Onohualco, vgl. oben p. 24) auf die Insel Chacnouitan kamen, wo sie zuerst die Provinz Ziyan-caan oder Bacalar an der Ostküste eroberten, darauf Chichen Itza ** entdeckten und nach einer längeren Herrschaft über dasselbe nach Champoton gingen, „wo die Itzaes, heilige Männer, Häuser hatten" und die Herrschaft führten. Nach der Zerstörung von Champoton wanderten sie lange Zeit in den Bergen umher und kehrten wieder in ihre Heimath (es scheint, nach Chichen Itza) zurück. Hierauf wird von der Gründung von Uxmal gesprochen, das wie Chichen Itza und Mayapan von den Tutul Xius, letzteres in Gemeinschaft mit den Itzaes, regiert wurde, und von den Kämpfen zwischen den zuletzt genannten beiden Reichen, die mit dem Untergang von Mayapan endigten. Das Interessanteste in diesem für uns dunklen Berichte, aus dem wir die Zeitbestimmungen als unzuverlässig hinweggelassen haben, ist, daß Tolteken von Osten her über's Meer nach Yucatan gekommen und dort das Culturvolk der Itzaes oder Mayas bereits vorgefunden

* Dieser Zamna, der Mayapan gegründet hätte und in Izamal begraben worden wäre, hieß nach Brasseur (I, 76 ff.) auch Kab-Ul „die schaffende Hand", und soll unter dem Bilde der Hand verehrt worden sein. Vielleicht ist Letzteres, das an die vielfache Abbildung der rothen Hand erinnert, welche Stephens (79, 208, 365) in Yucatan und Squier (I, 406) unter den alten Felsenmalereien in Nicaragua fand, aus Cogolludo entnommen.

** Nur um zu zeigen wie bunt die Traditionen aller dieser Länder durcheinanderlaufen und wie äußerst verschiedenartig die Combinationen sind zu denen sie Gelegenheit geben, bemerken wir daß Chichimecatl der Herrscher des großen Chichimekenreiches, bisweilen auch Zichen oder Chichen genannt und von Echevarria y V. (I, 12), der dieß erwähnt, zugleich darauf hingewiesen wird daß Chichen auch der Name einer Stadt sei, über deren Lage er jedoch nichts Näheres zu sagen weiß.

haben sollen, denen sie bald über- oder untergeordnet bald auch i der Herrschaft gleichgestellt gewesen zu sein scheinen. Die verworre Erzählung bei Herrera (IV, 10, 2) stimmt hiermit nur theilwei überein: in alter Zeit, heißt es bei ihm, regierten drei Brüder in Chiche iza, deren zwei in Folge der von ihnen begangenen Ungerechtigkeit um's Leben gebracht wurden. Hierauf wanderte Cuculcan, der na Torquemada (VI, 24) identisch mit dem toltekischen Quetzalcoa und der Stammvater der Cocomes ist welche später Yucatan beherrsc ten, von Westen her in das Land ein und gebot über Chicheniza, vo wo die Gründung von Mayapan ausging. Während nun die C comes die Herrschaft führten, kamen von Chiapa her die Tutuxius a welche sich den bestehenden Sitten anschlossen und den Gesetzen unte warfen, später aber, da sie unerträglichen Druck zu leiden hatten, d Cocomes stürzten, sich im Lande weiter ausbreiteten und unter ihre König Ahxiui die Stadt Mani gründeten. Brasseur (II, 5 ff.) h mit Benutzung von Hülfsmitteln die sich jeder Controle entziehen, ei von allen diesen Angaben wesentlich abweichende Darstellung constr irt, deren Richtigkeit zu vertreten ihm selbst überlassen bleiben mu Das Wahre von dem Falschen auch nur vermuthungsweise zu sonder scheint ein unfruchtbares Unternehmen, solange es nicht gelingt einig neue Thatsachen aufzufinden die fest genug stehen um zur Orientirung dienen zu können. Der Mangel aztekischer Ortsnamen in Yucatan läßt es kaum als möglich erscheinen die alte Cultur dieses Landes von den Tolteken herzuleiten oder diesen eine große und dauernde Ausbreitung über dasselbe in alter Zeit zuzuschreiben: man wird eher geneigt sein mit Waldeck, ohne jedoch dessen Excentricitäten zu theilen, die Mayas für das ältere Culturvolk zu halten von dem die Tolteken gelernt haben mögen; denn zu ausgedehnt sind allerdings die Analogien zwischen beiden als daß sich der innere Zusammenhang ganz in Abrede stellen ließe der unter ihnen stattfindet.

Wir können nicht daran denken auch nur einen kleinen Theil der 54 von Stephens und Catherwood in Yucatan Chiapas und Guatemala besuchten Ruinen-Städte zu beschreiben, sondern müssen uns mit einigen Bemerkungen über dieselben begnügen.

Die bis jetzt vorhandenen Abbildungen der Alterthümer von Mittelamerika gestatten nur wenige vollkommen sichere Schlüsse, denn sie sind großentheils gewiß noch sehr mangelhaft, was bei der oft außerordent-

lichen Verwickelung der Gegenstände in ihren Einzelheiten trotz der darauf verwendeten Sorgfalt nicht wundern kann: Scherzer hat die Schnörkel und kunstreichen Skulpturen an den Monumenten von Yucatan bei Stephens für Zusätze der Phantasie des Zeichners erklärt, und die Götzen von Nicaragua sollen in Wirklichkeit weit roher sein als sie sich bei Squier dargestellt finden (Ausland 1857 p. 101 Anm.). Die Verschiedenartigkeit der Bauten und sonstigen Alterthümer welche demselben Lande angehören, ist bisweilen so bedeutend, und die Unvollständigkeit unserer Kenntniß der, z. B. im Norden von Yucatan, sehr nahe beieinander liegenden Ruinen noch so groß, daß selbst die Sonderung derselben in bestimmte Gruppen als ziemlich gewagt erscheint. Wohl unterscheidbar ist allerdings im Allgemeinen was den Mexicanern selbst und was den Zapoteken angehört, ferner was von Copan, was von Nicaragua, was von Yucatan und Palenque stammt, aber in Yucatan weichen z. B. die Ornamente des Hauptgebäudes von Uxmal (Haus des Zwerges) so ganz von allem Uebrigen ab (Stephens, Reiseerl. 526), daß man zweifeln muß ob man daraus nicht auf einen völlig verschiedenen Ursprung schließen soll. Daß sich für jetzt noch nicht daran denken läßt die Entwickelungsperioden der Kunst in diesen Ländern zu bestimmen, versteht sich unter diesen Umständen von selbst.

Wenn die vorhin mitgetheilten Ueberlieferungen nicht ganz trügen, werden sich im Gebiete der Mayas theils Alterthümer finden die von diesen selbst, theils solche die von den Tolteken herstammen. In der That begegnen wir zwei verschiedenen Typen der menschlichen Gestalt die sich auf diese Weise deuten lassen würden. Humboldt (Vues 63) hat bereits die große Aehnlichkeit der Gestalten eines Reliefs von Palenque* mit denen in den mexicanischen Bilderschriften und an den Pyramiden von Mexico hervorgehoben; nur die schlankere Figur und die ziemlich richtigen Proportionen unterscheiden beide voneinander. Die lang nach oben und hinten ausgezogenen Köpfe, deren fast immer mehr oder weniger gebogene Nase in Folge künstlicher Abplattung der Stirn an der Wurzel gar nicht eingedrückt erscheint, sondern mit der Stirn selbst in einer Flucht liegt, unterscheiden sich mit ihren weicheren

* Es wird a. a O. von Humboldt als ein Relief von Oaxaca, p. 320 verbessernd als ein solches aus Guatemala bezeichnet. Daß es aus Palenque stammt, ergiebt sich aus Dupaix, 3me expéd. pl. 20, Stephens, Reiseerl. no. 26.

fetten Formen auf den Monumenten von Palenque sehr scharf von den eckigen Physignomien mit stark ausgeprägten Zügen, größeren Augen und an der Wurzel abgesetzten Habichtsnasen die neben ihnen dort vorkommen (vgl. namentlich Stephens, Reiseerl. no. 44 und Tafel VII) — ein Gegensatz, der sich merkwürdiger Weise in dem Dresdener Bildercodex wiederholt (s. Kingsborough), dessen feine miniaturartige Zeichnungen, wie Stephens (545) treffend bemerkt hat, eine große Aehnlichkeit mit der Weise der Hieroglyphenschrift zeigen welche sich übereinstimmend in Copan und Palenque findet, von der bekannten mexicanischen aber wesentlich verschieden ist. Diese Aehnlichkeit betrifft indessen nur diejenigen Hieroglyphen des Dresdener Codex welche häufig die größeren Bilder umgeben — die Wiener Handschrift enthält nichts dieser Art —, die übrigen Zeichen scheinen sich dagegen von eigentlichen Abbildern wirklicher Gegenstände so weit zu entfernen, daß man versucht ist sie für eine Art phonetischer Charaktere, für wirkliche Schrift zu halten. (Aehnliches auch in dem Fejervary Ms. bei Kingsb. und an den Bildsäulen von Tikal, vgl. Buschmann 1852 p. 723). Sehen wir uns genöthigt dieses Letztere auf sich beruhen zu lassen, so darf doch nicht unbemerkt bleiben daß die Bilderschriften von Chichenitza und Uxmal (Stephens, Yucatan no. 43 und 48, p. 533) ebenfalls denen von Copan und Palenque gleichen, wonach wir vermuthen müssen daß der Dresdener Codex aus diesen Gegenden stammt. Von den beiden Typen der menschlichen Physiognomie die in Palenque vorkommen, kann man versucht sein den einen mit der abgeplatteten Stirn den Mayas zuzuschreiben, da er nicht allein der entschieden vorherrschende ist, sondern auch mit Herrera's Angabe über die Schädelform dieser letzteren (s. oben) übereinstimmt. Daß indessen der andere, der sich in Palenque weit seltener, nämlich nur an dem Altar in Casa no. 3 mehrfach dargestellt findet und in Amerika sonst schwerlich seinesgleichen hat, die Tolteken repräsentire, scheint viel weniger annehmbar, denn die mexicanischen Bildwerke gleichen nicht diesem, sondern vielmehr dem ersteren Typus welchen man deshalb anstehen wird als den der Mayas zu bezeichnen, und diese Aehnlichkeit erstreckt sich außer den Gestalten selbst auch auf den überreichen Federschmuck und die sonstige Ausstattung mit der sie versehen sind. Auf die Kleidung welche Herrera in Yucatan ähnlich beschreiben soll, wie sie sich in Palenque abgebildet findet (Stephens, Reiseerl. 540) dürfte nur geringer Werth zu le-

gen sein, da Herrera's (IV, 10, 3) Angaben in dieser Hinsicht nicht genau genug sind. Die an den dortigen Bildwerken dargestellte Kleidung bedeckt meist nur Leib und Oberschenkel; dazu kommt noch eine Art von Sandalen und der groteske sehr verwickelte Kopfschmuck. In der Wirklichkeit existirt zwar, wie es scheint, nirgends in Mittelamerika der Typus welcher sich auf den Monumenten von Palenque findet (Scherzer 53), doch macht seine Analogie mit bekannten mexicanischen Darstellungen einen, wenn nicht genealogischen, doch historischen Zusammenhang jenes alten Culturvolkes mit den Tolteken wahrscheinlich; dagegen geht Galindo (bei Dupaix I, Notes p. 72) so weit die Physiognomien der Reliefs von Palenque für einen Beweis der Identität der alten mit den jetzigen Bewohnern des Landes, den Mayas, zu halten.

In der That fehlt es an jedem Grunde die Erbauer der gewaltigen Städte die jetzt in Trümmer liegen vom Auslande herzuleiten oder bei einem längst verschwundenen Volke zu suchen; viel wahrscheinlicher ist es mit Rücksicht auf das Vorstehende mit Galindo, Stephens und Sivers (Gumprecht's Ztsch. f. Erdk. I, 185 ff.) die Mayas selbst als deren Urheber zu betrachten; denn wenn auch manche Indianer angeben die alten Monumente des Landes rührten von „Weißen“ her, so darf man daraus wohl nur schließen daß ihnen jede historische Kunde abhanden gekommen ist, und daß sie nun diese Werke einem höher begabten Geschlechte als sie selbst sind, zuschreiben zu müssen glauben. Auch für das außerordentliche Alter von etwa 3000 Jahren, das Lenoir (bei Dupaix II, 78), Waldeck und Brasseur (I, 85) ihnen zuschreiben, läßt sich nichts Haltbares sagen; ja die Holzschwellen welche sich noch vielfach wenigstens an den Bauwerken von Yucatan finden (Stephens, Reiseerl. 531, Yucatan 180 ff.), sprechen bestimmt gegen diese Ansicht.

Daß die alten Bauten von Palenque und die von Yucatan ihren Ursprung demselben Volke verdanken, findet sich zuerst bei del Rio (8) behauptet. Die genauere Untersuchung derselben durch Stephens hat dieß nicht allein wie schon erwähnt, in Rücksicht der Bilderschrift, sondern auch in anderen Beziehungen bestätigt (Yucatan 182, 263, vgl. auch das doppelköpfige katzenartige Thier von Uxmal ebend. Tafel II, Fig. 10 mit den bei Dupaix 3me expéd. pl. 26 und 33, Stephens Reiseerl. Tafel V, 21a). Ferner hatte Hesse (Gumprecht's Ztsch. I,

176) die Bilder welche an den Ruinen von Tikal in Peten zu sehen sind, denen von Chichenitza am ähnlichsten gefunden, wogegen er die von Dolores (ebenfalls in Peten) als davon ganz verschieden und original bezeichnet, welches Letztere freilich durch die beigegebenen Abbildungen nicht bestätigt zu werden scheint; Vetch spricht von einer vollkommenen Aehnlichkeit zwischen manchen Gestalten die den Alterthümern der Huastekas angehören mit denen von Palanque (J. R. G. S. VII, 6 *ff.*) — indessen wird die fernere Erforschung der Denkmäler erst bestimmtere Aufschlüsse geben müssen, wenn es auch erlaubt sein mag vorläufig die Ruinen von Yucatan und Palenque wegen der Analogien die sie darbieten, zu einer Gruppe zusammenzufassen.

Ueber Palenque* fehlen bestimmte Nachrichten aus älterer Zeit gänzlich; wahrscheinlich ist unter den Ruinen von deren Besuch durch die Spanier im J. 1696 Villagutierre (VI, 6) erzählt, „ruinas antiquissimas de edificios" von mehr als einer Legua im Umfang, Palenque zu verstehen. Da Cortes nicht weit von dort vorübergezogen sein muß und den nur 10 leguas entfernten Ort Las Tres Cruces gegründet haben soll, vermuthet Stephens (Reiseerl. 484) aus seinem Schweigen daß schon damals die Stadt eine Ruine war. Sie hatte nach Stephens gegen zwanzig engl. Meilen im Umfang; del Rio spricht von 14 steinernen Gebäuden die eine Fläche von acht Stunden Länge und einer halben Stunde Breite einnehmen. Der „Palast" steht auf einer 40' hohen schräg ansteigenden Terrasse die ehemals mit Stein bekleidet war. Er ist 228' lang, 180' tief, 25' hoch; seine nach Osten gerichtete Fronte hat 14 Eingänge von 9' Breite und von länglich viereckiger Form mit rechten Winkeln wie die meisten unserer Thüren. Sie war mit einem sehr harten und schön weißen Stuck überzogen in welchem keine Sand- und Marmortheilchen zu erkennen sind (Dupaix, 3[me] expéd. p. 20), und bemalt. Das ganze Gebäude umgab ein von viereckigen Pfeilern getragener Portikus, innerhalb dessen ein Corridor lag der ebenfalls das Ganze umschloß. Der rechte Flügel des Palastes besteht aus zwei großen rechtwinkeligen Höfen, die auf 30' breiten Treppen zugänglich, hinter einander lagen und durch

* Der Name bezeichnet „eine Verzäunung", im spanischen Amerika insbesondere einen Ort wo sich Maronen-Neger verschanzt haben (Alcedo Art. Cimarron), dann befestigte Wohnplätze eingeborener Häuptlinge überhaupt: palenques o casas de este cazique sagt Espinosa (IV, 23).

zwei Corridore getrennt waren; der linke Flügel enthält eine verwickelte Menge von Zimmern, kleinen Corridoren und Höfen, auf deren größtem ein pyramidalischer Thurm von 3, del Rio sagt von 4, ursprünglich wahrscheinlich 5 Stockwerken steht, der 30 Quadratfuß Basis und im Innern einen zweiten Thurm hat. Das Bauwerk ist mit einem Mörtel von Kalk und Sand aufgeführt; hölzerne Thürschwellen sind nicht mehr zu sehen. Im Palaste hat sich nach Stephens nur eine einzige Steintafel mit Skulpturen gefunden, alle anderen Bildwerke sind von Stuck; nach Dupaix (39) dagegen wären die meisten derselben in Stein gehauen. Eine steinerne Brücke in der Nähe ist ohne Mörtel aus rechtwinkeligen Steinen gebaut, ebenso die 4' hohe unterirdische Wasserleitung (Dupaix pl. 44 und 46). Wahrer Bogenbau scheint nicht vorzukommen; die oberen rechten Winkel von Thüren und Fenstern sind bisweilen durch je zwei stumpfe ersetzt (ebend. pl. 15). Die interessantesten Bildwerke enthalten die drei Gebäude, welche Stephens wohl mit Recht für Tempel erklärt. Ihre Anlage ist im Wesentlichen dieselbe: Casa no. 1, 76' lang und 25' tief, steht auf einem 110' geneigt ansteigenden Pyramidenbau, den man auf einer Treppe erstieg; 5 Thüren welche zwischen 6 Pfeilern lagen, führten auch hier zunächst auf einen Corridor und von diesem in 3 Zimmer, deren mittleres das größte ist;. das Dach war schräg und mit Verzierungen versehen. An dem Dache von Casa no. 2 finden sich Fragmente von Menschengestalten, deren Symmetrie (nach Stephens 479) den griechischen Mustern nahe kommen soll, wogegen sonst die Darstellungen dieser Art meist von keiner so hohen Stufe der Kunst zeugen. Die einzige Statue welche man bis jetzt in Palenque entdeckt hat, ist vorzüglich durch ihren großen Kopfputz in Form eines Kreuzes merkwürdig, zu dem sich, obwohl weit weniger bestimmt ausgeprägt, eine Analogie an den alten Idolen von Nicaragua findet (s. Squier). Die Basreliefs stellen häufig Opferscenen dar, die eine vor einem höchst eigenthümlich verzierten großen Kreuz, eine andere vor einer grotesken Götzenmaske: die Menschenopfer scheinen durch sie außer Zweifel gestellt zu werden.

Die Ruinen von Yucatan, wegen deren näherer Beschreibung wir auf Waldeck, Norman und besonders Stephens verweisen müssen, gleichen in vieler Hinsicht denen von Palenque: die Hauptfronte ist stets nach Osten gerichtet und die Gebäude nach den Himmelsgegenden orientirt; viele derselben stehen auf hohen Terrassen zu denen

große Treppen hinaufführen; der Gewölbebau hat dieselbe dreieckige Form wie dort, die Wände nämlich treten in ihrem oberen Theile näher aneinander heran und sind zuletzt mit einer schmalen horizontalen Fläche gegen einander abgeschlossen. Die Ornamentirung ist dagegen großentheils ganz neu und eigenthümlich, oft höchst verwickelt in den Einzelheiten, doch vollkommen symmetrisch, wie z. B. an der Casa del Gobernador in Uxmal, dessen alte Bauten nebst denen von Chichenitza und Labna die großartigsten von Yucatan sind.

Die Darstellung der Menschengestalt ist hier seltener, vielleicht nur in viel geringerer Anzahl erhalten, als in Palenque. Außer viereckigen Pfeilern kommen auch freistehende Säulen häufig vor, die zum Theil mit Ringen versehen, durch diese in Abschnitte getheilt sind und oben eine viereckige Platte tragen. Die Idole welche sich gefunden haben, sind ohne Aehnlichkeit mit den mexicanischen, manche höchst wunderlich und fratzenhaft, andere von regelmäßigeren Zügen mit gebogener Nase. In den alten Gräbern hatten die Todten die sitzende Stellung; zu ihren Füßen standen in Ischmul kleine irdene Töpfe (Norman 146). Obgleich Quellen und fließendes Wasser im Innern des Landes besonders in dessen nördlichem Theile fast ganz fehlen, läßt doch die Menge der Ruinen schließen daß es einst sehr stark bevölkert gewesen ist: künstlich ausgehöhlte und ummauerte Wasserbecken von bedeutendem Umfang und sehr tiefe unterirdische Brunnen mit ausgehauenen Zugängen halfen jenem Mangel ab. Ein Bild bei Stephens (Yucatan Tafel IV, Fig. 27) zeigt deutlich daß ehemals in Yucatan ganz eben solche Schwerter im Gebrauche waren wie sie die alten Mexicaner führten; Stephens (327) vermuthet daß bei ihnen dasselbe Ballspiel in Uebung war wie bei diesen, und glaubt (342) aus den vielen Pfeilspitzen von Obsidian die ein altes Grab enthielt, auf einen ehemaligen Verkehr von dort mit den vulkanischen Gegenden Mexico's schließen zu dürfen. Norman (160) wollte in Uxmal sogar hieroglyphische Zeichen entdeckt haben die mit denen für die mexicanischen Götter übereinstimmten.

Nur die nördliche Hälfte von Yucatan ist bis jetzt näher untersucht worden und hat sich außerordentlich reich gezeigt an alten Bauten. Diese erstrecken sich im Osten bis auf die Insel Cozumel und die Isla de Mugeres, im Westen bis nach Campeche das ganz auf unterirdischen alten Bauwerken stehen soll (Norman 211). Auf dem Wege

von Merida nach Bateab stießen die Spanier 1695 bei Rohbecan, 10 leguas von Zucte und 3 vom Flusse Canche entfernt (s. die Karte bei Stephens) auf Trümmer von alten Gebäuden mit vielen verschieden geformten Idolen, bei denen sich Spuren von dargebrachtem Cacao, zwei Silber-Realen, ein Stückchen Copal und ein kleiner Kahn fanden (Villagutierre V, 1). Jenseits des Flusses Canche stand ein steinerer Trog der mehr als 40 Arroben Wasser fassen konnte, weiterhin ein noch größerer der gegen 140 Arroben halten mochte, und auf demselben Wege gegen die Wüste Thub hin ein großer Saal (quadra; ebend. 2). Unter 18° n. B. nur 6 Stunden von Palenque liegen die Ruinen von Otolum (Norman 285), im Lande der Tzendales die von Tonila, wo man auf einem Basrelief einen Gefangenen dargestellt sieht, der an die Bildwerke von Palenque erinnert (Dupaix, 3me expéd. pl. 8). Von Istatan aus in's Land der Lacandones vordringend entdeckten ferner die Spanier (um 1695) nach einem Marsche von 5 leguas alte Bauten von gutem Mauerwerk die ungefähr eine Klafter hoch über dem Boden erhoben, in der Mitte dicht mit Bäumen bestanden und also schon seit langer Zeit verlassen waren (Villagutierre IV, 10); von diesen etwa 10 leguas entfernt lag ein anderes steinernes Gebäude, zu dem von allen Seiten Stufen hinaufführten; oben befand sich ein Idol von ½ Klafter Höhe, ein sitzender Löwe, der zerstört und durch ein Kreuz ersetzt wurde (ebend. III, 5), auch fanden sich weiterhin noch mehrere Ruinen die stark überwachsen waren. Die alten Bauwerke von Tikal und Dolores in Peten sind neuerdings von Modesto Mendez beschrieben worden (Gumprecht's Ztsch. I, 163), und scheinen sich in allen wesentlichen Punkten denen von Yucatan und Palenque anzuschließen. Von ihnen verschieden sind die später zu erwähnenden Tempel welche Ursua 1697 bei den Itzaex auf der großen Insel von Peten fand, doch scheinen auch diese denselben Charakter gehabt zu haben wie die Denkmäler von Yucatan, und wenn auch das von der geheimnißvollen noch jetzt bestehenden großen Stadt im Lande der ununterjochten Lacandones (Stephens, Yucatan 276) erzählt wird, eine Fabel ist, so zwingt uns doch die ungeheuere Menge und Ausdehnung wie die Großartigkeit der bis jetzt bekannten Ruinen - und es mögen deren viele noch verborgen sein — zur höchsten Bewunderung, um so mehr als ihre Anlage und Ausführung dafür zu sprechen scheint, daß es eines und dasselbe Volk war dem sie alle ihren

Ursprung verdanken. Dieses Volk waren höchst wahrscheinlich die Mayas. Die Nachrichten welche wir über letztere besitzen, lassen darüber kaum einen Zweifel übrig.

Hernandez de Cordova, der Entdecker von Yucatan (1517), fand das Land dicht bevölkert, die Bewohner in Baumwollenzeuge gekleidet und mit mancherlei Goldschmuck versehen (Oviedo XVII, 3, Gomara 185); namentlich trugen die Weiber schöne Baumwollenkleider die bis auf die Knöchel reichten und benahmen sich zurückhaltend und schamhaft (P. Martyr 331). Die Gewänder der Eingeborenen waren zum Theil mit schönen Federarbeiten verziert, auch trugen sie Sandalen (Herrera IV, 10, 3); nur in Cozumel war die Kleidung gering (Gomara 305). Ebenso waren die Itzaex in Peten bekleidet, deren Weiber vorzüglich schöne bunte Zeuge webten; sie bemalten (tättowirten?) sich und trugen einen ähnlichen Ohren- und Nasenschmuck wie die übrigen Bewohner von Yucatan; ersterer bestand bei manchen in einer Rose von Gold oder Silber (Villagutierre VII, 3, VIII, 12, Herrera II, 4, 7, IV, 10, 3 f., vgl. das Basrelief von Chichenitza bei Stephens, Yucatan no. 54). Das Tättowiren wird von Herrera öfter erwähnt, von Lippenschmuck spricht er allein und nur an einer Stelle, auch sollen die Weiber, die er nicht sehr reinlich nennt, sich um der Schönheit willen die Zähne gefeilt haben. Die Spiegel welche die Spanier mitbrachten, wurden nicht hoch geschätzt, weil die Eingeborenen bessere von polirtem Stein hatten (P. Martyr 330). Manche Städte an der Küste — der Süden des Landes soll wegen Wassermangels unbewohnt gewesen sein (Herrera IV, 3, 4) — hatten, wie z. B. Campeche, 3000 Häuser (P. Martyr 330 ff., nach Oviedo XXXII, 5 f., der mehrere nennt, sogar 8000), regelmäßige Straßen und gut versehene Märkte, auf denen selbst für die Schlichtung von Streitigkeiten durch Richter gesorgt war welche dort ihren Sitz hatten (Oviedo XXXII, 3). Die mit Thürmen versehenen Häuser (Tempel?), zu denen man auf 10—12 Stufen hinauf stieg, waren von Stein oder von Backstein und Kalk erbaut, mit Rohr oder Strauchwerk, anderwärts mit Steinen gedeckt und wahrscheinlich mit verschließbaren Thüren versehen (P. Martyr a. a. O., Gomara 302, 305, vgl. Stephens 146; unrichtig sagt Herrera IV, 10, 2, die Häuser seien alle von Holz und mit Stroh gedeckt gewesen). So war es in Acalan (Oviedo XXXII, 5). Eine vorzüglich große und schöne Stadt war

Potonchan, wie sie bei den Eingeborenen, oder Tabasco, wie sie bei den Spaniern nach ihrem Herrscher hieß: ihre vortrefflichen steinernen Häuser, deren Zahl Gomara wohl zu hoch auf nicht ganz 25000 angiebt, waren mit Rohr oder Steinplatten (Metallplatten, Gomara 311) gedeckt, Terrassen von 10—12 Absätzen bildeten den Zugang zu ihnen und Gärten trennten sie voneinander; auch gab es dort schöne Landhäuser mit großen Parks (P. Martyr 349 f.)* Um die Herrenhäuser her lagen in Yucatan sehr hübsche reinliche Dörfer mit gut gehaltenen Gärten (Herrera IV, 10, 3). In Peten waren die besseren Häuser auf einer steinernen Mauer erbaut, die über eine Klafter Höhe hatte, der obere Theil bestand aus Holzwerk mit einem Dach von Stroh (Villagutierre VIII, 12).

Das Land war reich angebaut, namentlich gab es schöne Mamei- und Cacaopflanzungen (Gomara 302, Oviedo XXXII, 6); das Ackerbaugeräthe mag dem spitzigen Holze ähnlich gewesen sein das Stephens noch neuerdings dort im Gebrauche fand; auch die Art des Kochens mit heißen Steinen wird wohl dieselbe geblieben sein. Außer Hunden welche die Eingeborenen zur Nahrung hielten, scheinen sie keine Hausthiere gehabt zu haben, trieben aber starke Bienenzucht, welche Dampier (III, 330) auch in Tabasco fand; ihr Handel mit Honig war bedeutend, doch benutzten sie das Wachs nicht zur Erleuchtung (Oviedo XXXII, 6, Gomara 186, 305). Ueberhaupt war der Handel sehr lebhaft, wie Cortes (127 ff.) bezeugt, der von einem Wirthshause erzählt das sich der Häuptling eines Dorfes im südlichen Yucatan hielt für die durchpassirenden Kaufleute. Die Bewohner von Acalan, die Itzaez, widmeten hauptsächlich dem Handel ihre Thätigkeit (Gomara 112, Ixtlilxochitl, Cruautés 201 f.), und der reichste Kaufmann soll dort sogar zum Herrscher des Landes gewählt worden sein (Herrera III, 7, 9). B. Diaz (2) erzählt von großen Kähnen an der Küste von Yucatan, die aus einem Stücke bestanden und 40—50 Men-

* Ob das große aus Adoben gebaute und von einer dicken Holzwand umschlossene Dorf von welchem Gomara (306) spricht, ein verschiedener Ort war, ist nicht ersichtlich. Champoton, 10 leguas von Campeche (Remesal [illegible], 8), wird zwar von Vetancurt (III, 1, 21) mit Potonchan einmal identificirt oder vielmehr verwechselt, da Champoton und Tabasco anderwärts (II, 1, 23 f., 34, 36) bestimmt von ihm unterschieden werden, wie dieß durchgängig bei den alten Berichterstattern geschieht, ein Unterschied den Brasseur mit Unrecht wegen des ähnlichen Klanges jener beiden Namen (Champoton, Potonchan) fallen lassen zu müssen geglaubt hat.

schen faßten. Schon Columbus war im Golf von Honduras (1502) einem wahrscheinlich aus Yucatan stammenden Handelsschiffe begegnet, das 8' breit, mit einem Zelte überspannt und reich befrachtet war; es führte baumwollene Zeuge und Kleider mit verschiedenen bunten Mustern, steinerne Messer, Kupferäxte und Schwerter, Schellen, Cacao, Maisbrod und andere Waaren (P. Martyr 239, Herrera I, 5, 5). Die Stelle des Geldes vertraten kleine Schellen oder Glöckchen, Schnüre von Muscheln und Cacaobohnen (Brasseur II, 71 nach Cogolludo), welche letzteren auch noch neuerdings im Gebrauch sind (Stephens, Yuc. 87). Daß die Eingeborenen das Kupfer zu schmelzen und zu bearbeiten verstanden, und sich hauptsächlich kupferner Werkzeuge bedienten, worauf schon Stephens (Yuc. 183) hingewiesen hat, ist demnach sehr wahrscheinlich (vgl. Ternaux, Voy. Rel. et Mém., Conquête du Mexique 1838 p. 22 note nach Las Casas).

Von den politischen und socialen Verhältnissen wissen wir nur äußerst wenig. Herrera (IV, 10, 2) spricht von einer Eintheilung des Landes in 18 Provinzen. Die Itzaer wurden von einem absoluten Monarchen, Canek, regiert, welchem drei kleine Könige und vier Häuptlinge untergeordnet waren, auch Coboх, der im Norden des See's von Peten herrschte, war ihm untergeben; Canek führte aber nur die weltliche Herrschaft, neben ihm stand sein Vetter, Quincanek, der Oberpriester, mit dem er seine Macht getheilt zu haben scheint (Villagutierre IX, 3, VIII, 4 f. und 16). Das Erbe ging stets auf den ältesten Sohn über; wenn keine Söhne da waren, auf den Bruder, niemals aber auf Weiber. Unmündige Kinder erhielten einen nahen Verwandten zum Vormund. Für Schulden mußte die ganze Familie haften (Brasseur II, 70 f. nach Cogolludo, Herrera IV, 10, 4). Missethäter erlitten grausame Strafen (Pfählung, Oviedo XXXII, 3); auch gab es Sklaven, die hauptsächlich wohl Kriegsgefangene waren. Die Angriffs- und Vertheidigungswaffen glichen denen von Mexico: Schleudern, kurze Lanzen, Bogen und Pfeil, Schilde, Helme von Holz und mit Baumwolle ausgestopfte Rüstungen (Oviedo a. a. O., Gomara 186, Herrera IV, 3, 3); die Pfeilspitzen waren von Krystall oder Feuerstein (Villagutierre VIII, 12). Im Süden des Landes fand Cortes (128, Gomara 413 f.) überall sehr gut befestigte Plätze mit tiefen Gräben, Brustwehren und zwei Klafter hohen Palisadenzäunen, an denen an vielen Stellen Waffenmaga-

zine, eine Art von Schilderhäusern und kleine Thürme angebracht waren.

Polygamie scheint in Yucatan nicht geherrscht zu haben, die Scheidung der Ehe aber leicht gewesen zu sein (Cogolludo bei Kingsb. VI, 113 note, Villagutierre VIII, 12). Die Schwiegermutter, Schwägerin und die weiblichen Verwandten von väterlicher Seite allein konnten nicht zur Ehe genommen werden, und die Braut wurde durch vier- bis fünfjährigen Dienst bei den Schwiegereltern erworben (Herrera IV, 10, 4). In Bildwerken soll der Entdecker des Landes bestimmte Spuren unnatürlicher Laster in Yucatan gefunden haben, doch wird bald C. Cotoche bald L. de Terminos als der Ort genannt wo dieß der Fall war (Oviedo XVII, 17, Gomara 184, Herrera II, 2, 17). Daß sich auch die Weiber bei gewissen festlichen Gelegenheiten betranken, behauptet Herrera (IV, 10, 4). Es ist von einer Art von Beschneidung die Rede, die jedoch nicht allgemein war (P. Martyr 330, Gomara 186), und von einer Art von Taufe, die ähnlich wie in Mexico zur Austreibung des Bösen dienen sollte. Diese hieß die „Wiedergeburt" und galt für so wichtig, daß niemand heirathete ohne sie empfangen zu haben. Gewöhnlich wurde sie Kindern von 3—12 Jahren ertheilt, deren Eltern 3 Tage vorher und nachher fasteten und Enthaltsamkeit übten. Der Priester purificirte das Haus, gab den Kindern etwas Mais und Weihrauch in die Hand, die sie in ein Becken warfen und schickte einen Menschen mit Wein (Chicha) vor das Dorf hinaus, doch durfte dieser unterwegs weder davon trinken noch sich umsehen; darauf wurden den Kindern von dem Priester weiße Tücher auf den Kopf gelegt, die größeren von ihnen nach ihren Sünden gefragt, mit einem Isopzweig vom Priester bedroht und im Gesicht wie zwischen den Fingern und Zehen mit Wasser benetzt. Ein Bekenntniß der Sünden abzulegen, von denen sie das Unglück herleiteten das ihnen zustieß, war allgemein gewöhnlich. Diese Beichte geschah bei dem Priester oder bei dem Vater und der Mutter, von Seiten der Frau bei dem Manne und von diesem bei jener; auch wurden die gebeichteten Sünden den Verwandten mitgetheilt, damit sie Gott um Vergebung derselben bäten (Remesal V, 7, Herrera IV, 10, 4, Cogolludo a. a. O.). Ueberhaupt wurde viel gefastet und gebetet; in den Häusern waren bestimmte Plätze der Gottesverehrung geweihet und man bediente sich gewisser feststehender Gebetsformeln.

Es herrschte in Yucatan der Glaube an einen einzigen lebendigen Gott, Hunabku,* der körperlos, ohne sinnliche Gestalt war und daher unter keinem Bilde dargestellt werden konnte (Cogolludo a. a. O.). Die Götter-Trias: Yzona, Bacab, Echuach, die sich bei ihnen gefunden hat, ist von christlichen Mönchen voreilig auf die Lehre von der christlichen Dreieinigkeit gedeutet worden (Remesal V, 7). Andere Götter hat Brasseur (II, 49) nach Cogolludo angeführt. Die Tempel welche Hernandez de Cordova und Grijalva an der Küste sahen, glichen im Kleinen den weit großartigeren Bauten des Inneren. In Campeche stand ein viereckiger steinerner Thurm von nicht bedeutender Höhe zu welchem eine Treppe führte, oben ein Idol von Menschengestalt zwischen zwei schrecklichen Thieren die es zerreißen zu wollen schienen, und eine 47′ lange Schlange von Stein, so dick wie ein Ochse, die einen Löwen verschlang, dabei ein Gerüst zur Hinrichtung von Verbrechern. Bei Cotoche befanden sich ähnliche Gebäude mit weiblichen Idolen, ebenso auf Isla Mugeres (Alcedo), wo diese sehr gut bekleidet waren. In Cozumel sah man einen Thurm der ringsum mit Stufen versehen war; er erhob sich auf einem Unterbau von 18 Absätzen, hatte im Inneren einen gewundenen Aufgang und an jeder Seite eine Thür; der obere Theil des Thurmes, welcher eine große Zahl von Götzenbildern enthielt, trug als Ueberbau noch einen kleinen, 2 Klafter hohen Thurm mit Zinnen an den Ecken (Oviedo XVII, 3 und 9, P. Martyr 332 f., Gomara 186, 305). In Potonchan und an der Laguna de Terminos gab es eben solche gemauerte Tempel mit Idolen von Holz und Lehm, theils von Menschengestalt theils Schlangen darstellend (B. Diaz 2, 9, Herrera II, 3, 1 f.). Große Steinbilder von Menschen mit großen Ohrringen fanden sich auch in Merida (Herrera, Descr. 10). Auf der bedeutendsten der fünf Inseln im See von Peten standen 15 große und 4 kleinere Tempel — anderwärts heißt es, es wären deren 21 im Ganzen gewesen —, welche eine ungeheuere Menge der verschiedenartigsten Idole enthielten; auch in den Privathäusern gab es deren so viele, daß die Spanier 8 Stunden lang zu thun hatten um sie zu zerstören (Villagutierre VII, 3, VIII, 4 und 9). Der Haupttempel, der des Quincanek, war auf jeder seiner vier Seiten 20 Klafter lang und sehr hoch. Man erstieg ihn auf neun Stu-

*) M'Culloh (317) schreibt seinen Namen nach einem Manuscripte Ayeta's über die Geschichte von Yucatan unrichtig: Stuhnaku.

:n von schönen Steinen, auf deren oberster ein menschenähnliches
dol von häßlichem Gesicht in kauernder Stellung saß; im Tempel selbst
ar vorn der Kriegsgott aufgestellt, ½ʹ hoch, angeblich von rohem
maragd, über ihm ein zweites Idol von Gyps dessen Gesicht die Ge-
alt einer Sonne mit Strahlen von Perlmutter hatte; manche der
ötzenbilder bestanden aus kostbarem Jaspis von allen Farben, aus
nbekannten Metallen, andere waren von Alabaster, Holz u. s. f. Ei-
en ähnlichen Tempel hatte auch der Canek, in dessen Hause sich ein
mauerter Saal mit einem Opferstein von 2½ Klafter Länge und
½ Klafter Breite befand, der von 12 Stühlen für die Priester um-
:ben war (ebend. VII, 1); außerdem gab es einen allgemeinen Tempel
r Hauptstadt und noch viele andere (ebend. VIII, 12 f.).

Die am höchsten geehrten Heiligthümer des Landes waren Cozu-
el und Xicalanco (Gomara 186); nach Herrera (IV, 10, 4) war
steres wie der Brunnen von Chichen ein berühmter Wallfahrtsort,
ohin man Geschenke schickte, wenn man selbst zu kommen verhindert
ar. Der Cultus bestand in Räucherungen mit Wohlgerüchen, nament-
h mit Copal, im Blutziehen aus Zunge und Ohren, in Opfern an
acao Früchten Vögeln Hunden, und bisweilen in Menschenopfern
)viedo XXXII, 3, Gomara 305, Stephens, Yuc. 145). Von
zteren erzählte Aguilar dem Cortes mit dem Zusatz daß die Geopfer-
n auch verzehrt würden (Gomara 304), was anderwärts von (Go-
ara (186), der bald von vielen bald nur von einigen Menschenop-
rn in Yucatan spricht, wieder in Abrede gestellt wird; unzweifelhafte
puren frischer Menschenopfer erwähnt auch B. Diaz (3) in Cam-
che. Nach Herrera (IV, 10, 3 f.), der sie wohl unrichtig als durch
e Mexicaner in Yucatan eingeführt bezeichnet, waren es Kriegsge-
ngene und verurtheilte Verbrecher welche diesen Tod zu leiden hatten,
ch sollen, wenn es fehlte, auch Einheimische von ihren Verwandten
zu dargeboten worden sein. Das Opfer, fügt er hinzu, sei mit ei-
gen Pfeilen durchschossen, dann geschlachtet und endlich, doch nicht
häufig wie in Mexico, verzehrt worden, auch habe es nicht wie dort
r ehrenvoll gegolten dasselbe zu schlachten. Man sagt daß nament-
h in Cozumel für Gold und andere Waaren Knaben und Mäd-
en aus den Nachbarländern zu diesem Zwecke gekauft wurden (P.
artyr 345). Sie sollen in ein hohles Idol gesteckt und in diesem
:rbrannt worden sein (Cogolludo); ein solches Idol von Metall

wäre z. B. das des Gottes Hobo in Peten gewesen (Villagutierre VIII, 11), doch ist es glaublicher daß dergleichen Götzenbilder vielmehr von den Priestern als Versteck beim Orakelgeben benutzt wurden (s. oben p. 148 und Brasseur II, 46 nach Cogolludo). Dieselbe Weise des Cultus hatten auch die Itzaex, und obgleich es von ihnen heißt daß sie roher waren als die anderen Bewohner von Yucatan Menschenfleisch weit häufiger als diese aßen und viele Kinder opferten so hören wir doch andererseits daß bei ihnen nur in dem Tempel des Quincanek Menschenopfer gebracht wurden (Villagutierre VIII 11 ff). Die Brust wurde dem Opfer aufgeschnitten und das ausgerissene Herz dem Götzen dargeboten, der Kopf aber auf einen Pfahl gesteckt: so geschah es 1622 den dortigen Missionären (ebend. II, 9). Ihr Priester kämmten sich das Haar nie und besudelten es mit Menschenblut von dem Opfer. Anderwärts trugen sie weiße Kleider (Herrera II, 2, 17) und scheinen reinlicher gewesen zu sein. Sie beräucherten die Spanier und fragten sie ob sie von Aufgang der Sonne herkämen d. h. sie zweifelten ob sie diese für Menschen oder für höhere Wesen halten sollten. Sonst war die Weise des ehrfurchtsvollen Grußes dieselbe in Yucatan wie in Mexico: man berührte mit der Hand die Erde und küßte dann jene oder erhob sie zum Himmel (Cortes 24, Gomara 308; bei Herrera II, 4, 7 findet sich eine etwas andere Angabe). Bei den Itzaex machte eine Art von Tänzen einen Theil des Cultus aus (Villagutierre VIII, 11); die dramatischen Spiele die es in Yucatan gab (Fancourt 122), scheinen dagegen nur den Zweck der Belustigung gehabt zu haben. Ob auch Musik zum Cultus gehörte, wissen wir nicht; der musikalischen Instrumente gab es viele: Trompeten von Holz, Pfeifen und Flöten von Knochen, gebranntem Thon und Rohr, Muschelhörner und Trommeln, dagegen ist die von Brasseur (II, 65 note) als einheimisches Instrument erwähnte Marimba erst von den Negern eingeführt worden (s. oben II, p. 238).

Die Spuren von Phallusdienst welche Stephens (Yucatan 407) gefunden haben will, sind sehr zweifelhaft, da sie nur auf einer beiläufigen neueren Angabe von Indianern beruhen und bis jetzt nirgends in Mexico und Mittelamerika eine Analogie haben. Dagegen fiel der Cultus des Kreuzes Grijalva (1518) und später Cortes in Cozumel auf (Herrera II, 3, 1), B. Diaz (8) sah in Campeche „etwas Aehnliches wie Kreuze“ aufgepflanzt (unas señales como á manera

de cruces): es war der Gott des Regens und der Fruchtbarkeit (vgl. oben p. 147) welcher von den Eingeborenen unter diesem Bilde verehrt wurde (Gomara 305). H. de Cordova hatte diesen Cultus zuerst in C. Cotoche bemerkt (ebend. 185) der überhaupt in Mittelamerika sehr verbreitet war (Ausführliches bei Kingsborough VI, 4 f.) Ein Bild bei Stephens (Reiseerl. no. 41) macht es wahrscheinlich daß er sich aus alter Zeit herschreibt; man würde sonst geneigt sein ihn mit Torquemada (XV, 49) daraus zu erklären, daß ein Priester von Yucatan einige Jahre vor der Eroberung des Landes durch Montejo (1527) die Ankunft und den Sieg der Spanier als bevorstehend vorausgesagt hat und die Verehrung des Kreuzes dort eingeführt haben soll. Ersteres kann bei den ausgebreiteten Handelsverbindungen zwischen Yucatan und den Nachbarländern kaum befremden. Villagutierre erzählt ausführlich von diesen Prophezeiungen des Priesters Chilan Balam (Chilancalcatl bei Torquemada), und Remesal (V, 7) versichert daß die 1544 nach Campeche gekommenen Dominikaner von den für uns leicht erklärlichen Weissagungen des Priesters Chylamcambal, wie er ihn nennt, gewußt hätten, der dem Herrscher von Myni, der Hauptstadt der Provinz Tutulxiu, 14 leguas von Merida, einen Mantel als Opfergabe für die Götter geschickt und in den Tempelhöfen Kreuze aufgestellt habe die das Volk verehren sollte — vielleicht in der Hoffnung durch dieses ihm bekannt gewordene christliche Symbol die Leiden abzuwenden die seinem Lande von spanischen Eroberern drohten, oder sie doch zu mildern. Das Geheimnißvolle und Wunderbare das noch Brasseur (II, 594) in jenen Vorgängen erblickt, erscheint in diesem Zusammenhange sehr einfach und natürlich.

Die Todten wurden im Hause oder hinter demselben mit ihren Idolen begraben, den Herrscher übergab man dem Feuer, beerdigte seine Asche und baute über dem Grabe einen Tempel. Starb das Haupt einer Familie, so wurde ein hölzernes Bild desselben verfertigt, die Leiche verbrannt und die Ueberreste in dem hohlen Kopfe dieses Bildes aufbewahrt (Herrera IV, 10, 4). Von den guten Menschen glaubte man daß sie nach dem Tode in eine Art von Paradies gelangten, von den Jungfrauen welche starben, daß sie sogar unter die Götter versetzt würden (Fancourt 125); den Bösen aber schrieb man ein unglückliches Loos nach dem Tode zu (Cogolludo b. Kingsb. VI, 113 note).

Es gab in Yucatan „unzählige Bücher“ (P. Martyr 344). Sie

bestanden aus gefalteten Blättern und enthielten die Zeitrechnung, die Sternbilder, die Thiere und Pflanzen des Landes und dessen alte Geschichte, sie sind aber von den spanischen Eroberern und Heidenbekehrern verbrannt worden (Acosta VI, 7, Herrera III, 2, 18). Eben so besaßen die Itzaex ihre Geschichtsbücher (Analtehes), welche der Canek in seinem Hause aufbewahrte (Villagutierre VI, 4, VIII, 13). Die mit verschiedenen Zeichen und Figuren (caracteres y figuras) bemalten Blätter, ¼ Elle lang und so dick wie ein Piaster, waren von Baumrinde, mit Erdharz überzogen (y rus hojas de betun, heißt es etwas dunkel ebend. X, 12) und an beiden Seiten zusammengelegt wie ein Fächerschirm (ebend. VII, 1).

Die Zeitrechnung in Yucatan war ganz dieselbe wie die der Tolteken und Azteken, und mit Recht hat Brasseur (III, 459) darauf hingewiesen daß die Uebereinstimmung welche in dieser Hinsicht zwischen Mexico Oaxaca Chiapas Yucatan Guatemala und Nicaragua statt findet, einer der stärksten Beweise für die Identität der Civilisation dieser Länder überhaupt ist. Nur die Namen der Tage Monate und Jahre sind verschieden, die Art und Weise aber auf welche die ersteren und die letzteren gezählt werden, nämlich durch fortlaufende Combination zweier Reihen von Zeichen (s. oben p. 175) ist die nämliche wie in Mexico, und von den 20 Namen der Monatstage im Kalender von Yucatan stimmen wenigstens 8 mit denen des Kalenders von Oaxaca überein. Die Jahresrechnung war in Yucatan von doppelter Art: man rechnete entweder nach Wochen von 13 Tagen, deren 28 mit Hinzufügung eines Tages ein Jahr ausmachten, oder nach Monaten von 20 Tagen, deren 18 mit Hinzufügung von fünf „namenlosen“* und daher unglücklichen Tagen, die am Schlusse hinzutraten das Jahr ausfüllten, dessen Anfang auf den 16. Juli oder in die Zeit fiel zu welcher die Sonne durch das Zenith ging. Auch der Monat von 20 Tagen war wie in Mexico wieder in 4 kleine Abtheilungen getheilt. Nach der ersten Rechnungsart nun fiel erst nach 13 Jahren der Neujahrstag wieder auf denselben Wochentag, da am Ende jedes Jahres 1 Tag eingeschaltet, die Wochentage aber ohne Unterbrechung immer fortgezählt wurden; nach der anderen dagegen traf schon nach 4 Jahren das Neujahr wieder auf denselben Monatstag, da alljähr

* Diese Benennung führten sie jedoch mit Unrecht, wie aus dem Folgenden hervorzugehen scheint.

lich 5 Tage hinzugefügt wurden und der Monat aus 4. 5 Tagen bestand: nach beiden Rechnungsweisen zusammengenommen also fiel, weil 4 und 13 keinen gemeinschaftlichen Theiler haben, erst nach 52 Jahren auf das Neujahr wieder derselbe Name. Da man nun das Jahr selbst mit dem Namen seines Anfangstages bezeichnete, so bestand der Katun oder Cyclus aus 52 Jahren; doch gab es neben diesem kleinen Cyclus auch noch einen großen von 13. 24 oder 6. 52 Jahren (Ms. des D. Juan Pio Perez bei Stephens, Yuc. 407, woselbst Näheres). Ungenau sagt Herrera (IV, 10, 4) das Jahr habe aus 365 Tagen und 6 Stunden bestanden und sei in 12 Mondmonate getheilt gewesen. Es ist nichts darüber bekannt ob in Yucatan ähnliche Intercalationen stattfanden wie in Mexico um die Jahresrechnung mit dem Laufe der Sonne in Uebereinstimmung zu setzen, schwerlich besaß man dort eine weniger genaue Kenntniß der Jahreslänge.

Zehn Jahre nach der Entdeckung Yucatan's versuchte Montejo (1527) dessen Eroberung. Diese gelang nur zum Theil und mußte sogar (1535) wieder gänzlich aufgegeben werden. Nach einem zweiten nicht glücklicheren Unternehmen Montejo's (1537) faßten die Spanier endlich festen Fuß und gründeten Campeche (1540) und Merida (1542; Stephens nach Cogolludo). Missionäre, zuerst Franciscaner, waren zwar schon 1534 nach Yucatan gekommen (Torquemada XIX, 13), aber ihre Thätigkeit hatte erst seit 1547 etwas größeren Erfolg, nachdem das Land unterworfen worden und auch die Dominikaner (1544) dort angekommen waren (Remesal V, 7). Die Nachricht welche Montejo von großen Kämpfen erhielt welche die Eingeborenen vor nicht langer Zeit mit den Mexicanern zu bestehen hatten (Benzoni II, 15), bezog sich wahrscheinlich auf die Mexicaner welche Cortes auf seinem Zuge nach Honduras begleiteten. Cortes' Weg hatte hier vorübergeführt, er hatte den Canek der Itzaex in seiner Hauptstadt aufgesucht und dort sein Pferd zurückgelassen, das nach dem Berichte der 1618 dorthin gekommenen Missionäre von den Eingeborenen vergöttert worden war: sie verehrten ein großes Idol von der Gestalt eines Pferdes das mit erhobenen Vorderbeinen auf der Gruppe saß (Villagutierre I, 8, II, 1 und 4 nach der Historia municipal del regno de Yucatan); indessen fand Ursua bei der Eroberung von Peten (1697) nichts dieser Art vor, sondern nur (was wahrscheinlicher lautet) einen eigenthümlich geschmückten Knochen der von Cortes' Pferde

herstammen sollte und von den Itzaex zum Gegenstand der Verehrung gemacht worden war (ebend. VIII, 13). Die Missionäre waren von letzteren schon 1622 umgebracht worden, dasselbe geschah auch anderwärts in Yucatan, und an vielen Orten im Lande brachen Aufstände aus (ebend. II, 9 f.).

Die neueren Zustände der dortigen Indianer, die noch jetzt gleich vielen Weißen im Lande die jedoch stark veränderte Maya-Sprache reden (Waldeck), sind verschieden geschildert worden. Von gutmüthigem friedlichem und fügsamem Wesen, aber auch ohne alle Regsamkeit und Lust zur Arbeit, nicht an den morgenden Tag denkend, gerathen sie, obgleich gesetzlich frei, durch Schulden in Leibeigenschaft bei den Grundbesitzern, zu denen sie in ein Dienstverhältniß oft schon treten müssen um das Recht der Benutzung eines Brunnens zu erlangen, da Wasser in vielen Gegenden des Landes ein kostbares Gut ist (Norman 71, Stephens Reiseerl. 516, 522). Sie leben ganz ihren Priestern ergeben und opfern für religiöse Zwecke, für Wachskerzen und andere Geschenke an ihre Schutzheiligen bereitwillig was sie haben, oft aber ist es unmöglich sie mit Geld zur Arbeit zu bringen (Norman 102, im Widerspruch mit Stephens, Yuc. 267). Sie sind nicht verachtet, sondern stehen meist den Weißen gleich, kleiden sich wie diese und mischen sich mit ihnen, doch verrichten sie in der Regel nur die Geschäfte der Dienstboten, sehr selten sind sie Landeigenthümer; es fehlt ihnen nicht an Fähigkeiten, aber sie sind indolent und apathisch, ihre moralische Kraft scheint ganz gebrochen (Norman 30, Stephens 218). Sie wohnen in Hütten von Stein und Erde, in denen außer einigem Irdengeschirr und Hängematten nur noch rohe hölzerne Kreuze und hier und da ein paar Heiligenbilder sich finden, doch sind sie ziemlich reinlich, betrinken und streiten sich selten, obgleich Stier-, Hahnenkämpfe und das Spiel ihre herrschenden Leidenschaften sind (Norman 32, 41). Den fast patriarchalischen Zustand der Gesellschaft, die Sicherheit der Person und des Eigenthums und die friedliche Fügsamkeit der Eingeborenen gegen ihre Herren, für die sie eine wahre Verehrung hegen sollten, hat Stephens (93) in allzu schönes Licht gestellt: kurze Zeit nach seiner Abreise ist ein Raçenkrieg im Lande ausgebrochen der den verborgenen Haß an den Tag gebracht hat welcher bei keinem Indianervolke gegen die Eroberer seines Landes jemals ganz zu erlöschen scheint.

In Vera Paz bestand in alter Zeit ein wohlgeordnetes Reich mit

einem erblichen Priesterstande, bedeutendem Handel und großen Märkten, über das sich einige Mittheilungen bei Ximenez (200 ff. nach Roman, Republica de los Indios) finden. Nach Torquemada (XI, 19) war es ein Wahlreich mit weisen Gesetzen, doch bemerkt er anderwärts (XII, 10), es sei sehr gewöhnlich gewesen daß die Bewohner einander in die Sklaverei verkauften. Als Geld galten dort kostbare Federn und wenn Strafe zu zahlen war, wozu schon der Lügner verurtheilt wurde wenn ein Anderer durch ihn zu Schaden gekommen war, geschah es in dieser Münzsorte (ebend. 10 u. 13). Sklaven folgten zwar ihrem Herren in's Grab (Ximenez 212), aber es gab in Vera Paz keine Menschenopfer (Remesal III, 18). Kranke pflegten ihre Sünden dem Priester oder Arzte, dem Vater oder dem Ehemanne zu bekennen, und wer in einer solchen Beichte von einer Frau des Ehebruches angeklagt wurde, erlitt ohne weiteren Beweis den Tod (Torquemada XII, 10). Manché war der Hauptort des Landes, doch wird dieser als den Choles gehörig (Espinosa IV, 26) öfters auch von Vera Paz unterschieden. Die dortigen Indianer hatten Aexte von Kupfer mit denen sie die Bäume fällten ehe sie das Land urbar machten. Idole besaßen sie zwar nicht, aber Altäre, auf denen sie den Göttern der Berge, Flüsse u. s. f. Hühner und andere Vögel opferten und Lichter von schwarzem Wachs brannten; auch räucherten sie mit Copal und zogen sich Blut aus der Zunge, den Ohren und anderen Körpertheilen. Von einem Tempel den es dort gab, ist nur an einer Stelle die Rede (Remesal XI, 19 u. 21).

Vera Paz, mit seinem einheimischen Namen Tuzulutlan „Land des Krieges" und mit Lacandon oft zusammengenannt, ist das berühmte Missionsgebiet das sich Las Casas für seine Thätigkeit auserwählte um der Herausforderung der Spanier zu entsprechen und ihnen zu beweisen, daß es wohl möglich sei die Eingeborenen auf friedliche Weise zum Christenthum zu gewinnen und zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke ließ er mehrere Gesänge verfertigen die von der Weltschöpfung, dem Sündenfall und anderen christlichen Lehren handelten, und sie durch einheimische Kaufleute welche zugleich Geschenke mitbrachten, den dortigen Häuptlingen vortragen. Diese fanden Gefallen daran, und da sie hörten daß es außer den Missionären allen Spaniern verboten sein solle in ihr Land einzudringen, ließen sie die Padres selbst rufen: auf diese Weise gewann Las Casas in Verbindung mit anderen Domini-

kanern, unter denen besonders Luys Cancer und Pedro de Angelo zu nennen sind, im Jahre 1537 Eingang bei ihnen, und es gelang ihm das bisherige Land des Krieges (tierra de guerra) in ein Land des Friedens (provincia de Vera Paz) zu verwandeln (Remesal III, 10 u. 15). Auf die Dauer freilich konnten diese so erfolgreichen Bemühungen des menschenfreundlichen Mannes auch hier den Eingeborenen keinen Segen bringen. In Vera Paz wie allerwärts hatten die spanischen Missionäre nur ihren gewinnsüchtigen Landsleuten den Weg gebahnt: diese folgten ihnen trotz des anfänglichen Verbotes. Unter ihrem Drucke und, wenn wir Gage's Darstellung (III, 68 ff., 108, 155) glauben dürfen, unter der gewissenlosen Nachlässigkeit und Habsucht der Priester, litt in späterer Zeit das geistige wie das physische Wohl der Eingeborenen Schaden. Sie durften keine Waffen mehr führen, nicht einmal Bogen und Pfeil; allwöchentlich wurde aus jedem Dorfe eine gewisse Anzahl von Arbeitern genommen und den einzelnen Spaniern, von denen sie jede Art von Gewaltthätigkeit zu erdulden hatten, für einen äußerst geringen Lohn zugetheilt; oft machte man sie trunken um sie desto leichter betrügen und bestehlen zu können. Der christliche Cultus den sie gelernt hatten, wurde ganz gedankenlos von ihnen fortgetrieben, und auf alle Fragen über christliche Lehren gaben sie gewöhnlich nur die Antwort: „es kann wohl sein daß es so ist." — Die Choles erhielten erst im Jahre 1675 und auf's Neue 1684 Missionäre, welche anfangs zwar eine freundliche Aufnahme bei ihnen fanden, nach kurzer Zeit aber sich wieder zurückziehen mußten (Villagutierre III, 1 ff., Juarros 275).

Die Lacandones waren dem Missionswerke der Dominikaner und den Bekehrten selbst entschieden feindselig: 14 Dörfer hatten sie zerstört, die Bewohner anderer zum Abfall verleitet, die Dominikaner in Coban erschlagen und (1552) ihre Räubereien bis nach Chiapa ausgedehnt (Remesal X, 11, Villagutierre I, 9 f.). Zwar empfahl der König von Spanien sie zu bekehren (Remesal X, 3), da dieß aber zu schwer schien, sendete man vielmehr ein Heer gegen sie ab. Dieses fand sie auf Felseninseln in einem See wohnend, wo sie große weiße Häuser hatten. Götzenbilder gab es nicht bei ihnen, wohl aber Menschenopfer die der Sonne dargebracht wurden (ebend. 12, Villag. I, 11). Sie trieben in früherer Zeit

ſehr ſtarken Handel auf Kähnen nach Guatemala, ſind aber ſpäter-
hin ſtets darauf beharrt ſich vor den Weißen zurückzuziehen (Juar-
ros 271). Dieß geſchah zunächſt als ſie um 1693 aufs Neue von Miſ-
ionären aufgeſucht wurden: es gelang zwar die Flüchtigen in dem
Dorfe Dolores* zum Theil wieder zu ſammeln, alle weiteren Bemü-
ungen ſie zu bekehren blieben aber fruchtlos. Dolores beſtand aus
03 Häuſern von dickem Holzwerk mit Strohdächern. Die Lacando-
nes hielten ihre Wohnungen äußerſt reinlich und beklagten ſich in die-
r Hinſicht über die Spanier; bekleidet waren ſie nur mit einem Gür-
l und trugen Schmuck in den Ohren und der Naſe. Jeder hatte nur
ine Frau; der Feldbau wurde von beiden Geſchlechtern gemeinſam
nd fleißiger betrieben als von den pacificirten Indianern. Mit ſehr
ut gearbeiteten Steinäxten fällten ſie die Bäume auf ihren großen
Maisfeldern und hielten dieſe in gutem Stande, hatten Hausgeflügel
nd Cacao aus dem ſie einen Trank bereiteten; auch ſonderbar be-
malte Tabakspfeifen fanden ſich bei ihnen. Die Weiber webten Baum-
wollenzeuge und machten mancherlei Flechtwerk, das ſie ſehr hübſch,
namentlich gelb und ſchwarz färbten (Villag. V, 5 f.). In ihren Dör-
rn ſtanden zwei große öffentliche Gebäude, deren eines der Tempel
war, wo ſie ihren höchſt eigenthümlich geſtalteten Idolen Hühner opfer-
en und Räucherungen mit Copal verrichteten (ebend. IV, 14). Einer
ieſer Tempel war auf einem freien Platze erbaut und hatte eine große
Niſche, vor welcher zwei ſehr ſchön gemalte Rauchbecken aufgeſtellt wa-
ren, während vier kleinere auf der unterſten Stufe des (pyramida-
ſchen?) Tempels — en la grada de tierra — ſtanden. Sie unter-
ielten große Feuer bei ihren Idolen, da der Cultus, zu dem auch Ge-
ang und Tanz gehörten, hauptſächlich des Nachts ſtattfand (Espi-
osa IV, 27 f.), und hatten beſondere Prieſter welche die Opfer ver-
chteten und die Ehen ſchloſſen. Die Todten wurden unweit des Dor-
s im Freien begraben, beide Geſchlechter mit den Abzeichen ihrer ge-
öhnlichen Beſchäftigungen (Villag. a. a. O.). Menſchenopfer wie
i den Lacandones welche das Opferfleiſch verzehrten (Espinosa),
nden Cortes und ſpäter (1550) die Dominikaner allgemein im Lande
elan: das Herz wurde dem Opfer ausgeriſſen und der Sonne dar-

* Dieſes Dorf, nicht zu verwechſeln mit dem weit öſtlicher in Vera Paz
egenen Dolores, lag am Fluſſe Lacandones (Uſumaſinta), wahrſcheinlich im
dweſten des See's von Peten (Villagutierre VI, 6.)

geboten (Remesal IX, 2, X, 7). Neuerdings werden die Lacandones als ein harmloses Fischer- und Jägervolk geschildert das sich in Baumwollenzeuge und Baumrinde kleidet und etwas Mais Cacao und Tabak baut (Galindo bei Dupaix I, notes p. 67). Auch in Tabasco wurde wenigstens an hohen Festen Menschenfleisch gegessen (Gomara 311). Die dortigen Waffen waren dieselben wie in Yucatan und Mexico. Auffallend, doch nicht ohne zahlreiche Analogien, ist der Gegensatz zwischen dem energischen Widerstand und der großen kriegerischen Tapferkeit die dem Cortes in Tabasco entgegentraten und der außerordentlichen Gefügigkeit, welche selbst Negern gegenüber, die Bewohner dieses Landes in späterer Zeit gezeigt haben: höchstens entschließen sie sich ihre Heimath ganz zu verlassen, wenn der Druck den sie zu leiden haben, unerträglich wird (Dampier III, 334).

Columbus sagt wiederholt in seinen Briefen daß alle Indianer die er auf seiner ersten Reise gesehen habe (Lucayen, Cuba, Española) dieselbe Sprache redeten; so entschieden er sich hierüber auch bisweilen ausspricht, so äußert er sich doch an einigen Stellen wieder in unbestimmterer Weise, z. B. über die Gleichheit der Sitten und sonstigen Eigenthümlichkeiten welche unter den Bewohnern der Lucayen und denen von Cuba stattfinde, und manche seiner Ausdrücke machen es wieder zweifelhaft ob wir es mit jener ersten Behauptung vollkommen streng zu nehmen haben (Navarrete I, 55, vgl. 46, 134). Indessen diente ihm auf Cuba ein Dolmetscher von Guanahani, dessen Sprache fast dieselbe war, weiterhin aber zeigte sich dieser nicht mehr brauchbar (P. Martyr 37, 42). Cuba und die Lucayen oder Yucaios, wie sie richtiger heißen (Herrera I, 7, 3) waren (nach Las Casas bei Peschel 182) von den Cibuneys oder Ciboneys bewohnt, deren Name sich in dem der Provinz Cibao im Innern von Española oder Haiti wiederzufinden scheint. Im äußersten Westen der Insel um Cap S. Anton werden als ein wildes nicht unterworfenes Volk die Guanatabeis erwähnt (B. Diaz 218). Auf Oviedo's Bemerkung (VI, 43) daß die Bewohner von Cuba Española und den Lucayen, auf welchen Gomara (178) mehrere Sprachen angiebt, drei einander unverständliche Sprachen geredet hätten, würde sich schon deshalb nur

wenig geben lassen, weil er ihr selbst (XVII, 4) widerspricht, indem er wie Gomara (185) die Eingeborenen jener beiden großen Inseln als in jeder Hinsicht, auch sprachlich nur wenig (dialektisch) voneinander verschieden bezeichnet. Eine Indianerin aus dem Nordwesten von Española, bezeugt Columbus bestimmt, redete dieselbe Sprache welche auf der Nordküste des östlichen Cuba herrschte (Navarrete I, 86, 93): der Häuptling Hatuey also, welcher von dort nach Cuba vor den Spaniern flüchtete und sich im Osten dieser Insel eine Herrschaft gründete (Herrera I, 9, 3), suchte nur seine Landsleute und Stammverwandten auf. Weiter nach Osten hin aber, jenseits Acul, fand Columbus auf Española eine Sprache die bedeutend verschieden war von der des äußersten Nordwestens (Navarrete I, 105). Da mehrere Theile der Insel sich im Besitze von Cariben befanden (s. oben III, 350), gegen deren Angriffe und räuberische Einfälle sich die einheimischen Fürsten oft miteinander verbanden (Oviedo III, 4), würde sich die Verschiedenheit der dortigen Sprachen am einfachsten auf diese beziehen lassen, obwohl sich nicht mit Sicherheit behaupten läßt daß die älteren Eingeborenen alle eines Stammes waren. Unter den verschiedenen Sprachen die es auf Española gab, war die im Reiche des Guarionex, im östlichen Theile des Inneren (Vega Real) herrschende die hauptsächlichste und allgemein verstanden (Herrera I, 3, 4); sie wurde dort und in Xaragua, weiter im Westen, am reinsten gesprochen (ebend. und Charlevoix I, 53, 62).

Ist es demnach wahrscheinlich daß, abgesehen von den Cariben auf Española, die Bewohner dieser Insel denen von Cuba und den Lucayen stammverwandt waren — die Bermudas fand man unbewohnt (Oviedo L, 26) — so gilt dieß weiter auch von Jamaica, wo ganz die nämliche Sprache herrschte wie auf Cuba (B. Diaz 9, dieselbe wie auf Haiti sagt Oviedo XVIII, 1) und von Puerto rico, dessen Bevölkerung wie die von Jamaica (Oviedo XVIII, 1, Gomara 183) in allen Stücken der von Haiti ähnlich war (Gomara 180). Da Grijalva Eingeborene von Cuba als Dolmetscher in Campeche benutzte (P. Martyr 335), liegt zwar der Schluß nahe daß die Bewohner der Großen Antillen zum Mayastamme gehörten; wie leicht indessen diese Thatsache auch einer anderen Auslegung fähig ist auf welche schon Vater (Mithrid. III,

3, 3) hingewiesen hat, zeigt der Umstand daß nicht bloß die Inseln untereinander (Española und Puerto rico, Herrera I, 7, 4), sondern auch mit dem Festlande in vielfachem Verkehr standen, denn im Innern von Haiti erhielten die Entdecker Nachrichten nicht nur von der Insel Yamaye (Jamaica), sondern auch, wie später auf Cuba, von dem nahen Continente selbst (Peschel 216, 252, vgl. 180 Anm): die Entwickelung des Verkehrs konnte Einzelne zur Erlernung des Maya geführt haben, wenn es für die Bewohner der Inseln eine fremde Sprache war. Das Wenige was von der Sprache von Haiti noch übrig ist, scheint nicht für deren Verwandtschaft mit dem Maya zu sprechen, an das nur der Name einer der Lucayen, „Mayaguana," jetzt Mariguana (de Laet I, 16 und Alcedo, Art. Maguana) zu erinnern scheint, welcher sich gewöhnlich in der Form „Maguana" (auf der Karte bei Charlevoix „Mayaguana") als Benennung einer Landschaft auf Española wiederfindet. Dahin gehört auch der von Alcedo genannte Fluß Mayagues auf Puerto rico und der von P. Martyr (286) angeführte Ortsname Maiaguariti auf Española.

Wir haben anderwärts schon berührt (III, 350) daß der Sage nach die ältesten Bewohner Haiti's von Martinique gekommen sein sollen. Wahrscheinlich waren diese Einwanderer Arowaken, da die Anwesenheit der letzteren auf den kleinen Antillen wo sie von den Cariben ausgerottet wurden, bestimmt bezeugt ist und die Ortsnamen auf Haiti, die zum Theil arowakisch sind, ebenfalls dafür sprechen (R. Schomburgk in N. Ann. des v. III, 168 ff.). Mit Unrecht behauptet daher Peschel (184) daß es an einem haltbaren Grunde für die Abstammung der Bewohner der Großen Antillen von den Arowaken fehle; auch ist diese Ansicht als die Meinung der Cariben selbst schon von älteren Reisenden wie Raleigh u. a. bezeichnet worden (Bryan Edwards 24).

Vielleicht gelingt es ferneren sprachlichen Untersuchungen einen höheren Grad von Gewißheit noch darüber zu erlangen ob die Großen Antillen und Lucayen wirklich von Mayas Arowaken und Cariben bevölkert gewesen sind. Die wenigen alterthümlichen Reste die R. Schomburgk (a. a. O., J. R. G. S. XXIII, 280, Bullet. soc. géogr. 1852, II, 143) auf Haiti entdeckt hat, vermögen darüber kein Licht zu verbreiten. Es sind in Stein gegrabene Menschenbilder, die sich in Höhlen finden und von richtiger Auffassung zeigen, und ein großer Ring von

ungeheuern platten Steinen in dessen Mitte ein Granitblock von 5½' Länge steht welcher einst eine menschenähnliche Gestalt gehabt zu haben scheint, in der Nähe von S. Juan de Maguana; ferner ein 10 Pfd. schwerer Indianerkopf mit stark abgeplatteter Stirn aus Trappfelsen gehauen und bei Cap Cabron gefunden; ein alter Begräbnißplatz mit runden oder vielmehr oblongen tumulis auf denen oben Felsstücke standen, und einige Erdmauern, die Trümmer des sogenannten Palastes der Königin Constanza. Höhlen mit menschlichen Gebeinen soll es auf den Großen und Kleinen Antillen geben, und auf Isle à Vache im Südwesten von Haiti hat man napfförmig ausgehöhlte Steine von 2' Durchmesser und kleine irdene Figuren angetroffen. Ueber die rohen Skulpturen der Insel Haiti vgl. auch Moreau de St.-Méry, Descr. de la partie française de St. Domingue I, 264. Wer mit Schomburgk geneigt ist sich die Großen Antillen in vorhistorischer Zeit im Besitze eines untergegangenen Culturvolkes zu denken, wird sich ohne Zweifel zunächst der Mayas erinnern.

Die Eingeborenen von Española waren kleiner als die Spanier und von untersetztem Körperbau. Columbus nennt sie fast so hell wie die Spanier (Navarrete I, 92), was Torquemada (XIV, 25) wohl richtiger nur von einigen ihrer Weiber gelten läßt, da die Hautfarbe von Gomara (172) als hell kastanienbraun angegeben wird, obwohl sie Oviedo (Sumario 475) als gelblich, Charlevoix (I, 36) aber als sehr dunkel, zum Theil in Folge der Bemalung mit Roucou, bezeichnet. Besonders schöne Weiber soll es in Xaragua gegeben haben, doch erschienen die Eingeborenen im Allgemeinen den Spaniern vielmehr als häßlich. Nur ausnahmsweise hatten sie etwas Bart und Körperhaar (Oviedo, Sum. 475, 486); die kleine Stirn war durch künstliche Abplattung, die auch den Hinterkopf traf, wenigstens scheinbar vergrößert, was für eine Schönheit und für ein Zeichen der Stärke (des Adels?) galt, die Augen klein mit trüb weißer Hornhaut, die Zähne schlecht und die großen Nasenlöcher weit geöffnet (Oviedo III, Gomara 172), der Schädel war so hart daß die spanischen Schwerter oft an ihm zerbrachen (Oviedo V, z. A.), was Herrera (I, 16) aus der Gewohnheit erklärt den Kopf stets unbedeckt zu tragen. An den Bildern bei Oviedo fallen, wie Peschel (181) bemerkt, besonders die flache Stirn und der vortretende Kiefer auf. Die Bewohner von Cuba waren von schönerem Wuchs als die von Haiti; auch

die der Lucayen waren gut gebaut, den Canariern an Farbe gleich und hatten große Köpfe mit hohen Stirnen, aber ihr Kopfhaar war se stark und hart wie Pferdehaar (Navarrete I, 22, Gomara 178), welches Letztere Torquemada (XIV, 25), der den Bewohnern von Cuba Jamaica und den Lucayen meist viereckige Stirnen und abgeplatteten Hinterkopf zuschreibt, zu sehr gemildert ausdrückt (cabellos moderadamente delgados).

Ueberall fand Columbus die freundlichste Aufnahme, auf den Lucayen, in Cuba, vor Allem aber in Española, dessen Bewohner er noch sanfter und gutmüthig liebenswürdiger schildert als die andern. „Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst," sagt er von ihnen, „führen immer die sanftesten und lieblichsten Reden und lächeln dazu" (Navarrete I, 24, 110, 113). Um Freundschaft mit den Fremden zu schließen boten sie ihnen wie die Insulaner der Südsee überall die Vertauschung der Namen an (Navarrete I, 320, Oviedo XVI, 2 P. Martyr 40) und bewiesen sich dann gefällig und hülfreich ohne Begehrlichkeit und Betrug, waren schüchtern und ohne Rachsucht, obwohl es ihnen weder an Schlauheit noch an Kampfesmuth fehlte. Freilich hatten sie Waffen von nur geringer Güte: hölzerne Schwerter und Wurfspieße welche mit Spitzen von Holz das im Feuer gehärtet war oder (auf Guanahani) mit solchen von Fischgräten versehen waren und mit einem Wurfstocke geschleudert wurden (Navarrete I, 21, 75, 219, Oviedo III, 5). Mit Bogen und Pfeil wußten viele nicht ordentlich umzugehn (Charlevoix I, 46), obgleich die Angriffe welchen amentlich Puerto rico und Española von den Cariben erfuhren, häufig und gefährlich waren, und auch Guanahani den Einfällen Fremder die aus Nordwesten herkamen, sich ausgesetzt sah (Navarrete I, 23

Von der Natur reich gesegnet, waren sie nur mäßig betriebsam Indessen hatten sie Landbau in bedeutender Ausdehnung (Navarrete I, 92). Maniok und nächstdem Mais waren ihre wichtigsten Nahrungspflanzen, doch bauten sie auch Kürbisse und Bohnen, Ignamen, Bataten, Ananas, Maguey, Aji und mancherlei Kräuter (Oviedo VI 1, 3, 11 ff., Acosta VI, 16, Herrera I, 3, 3). Um ein Stück Land zu cultiviren war nichts weiter nöthig als daß das Buschwerk abgeschnitten und verbrannt wurde; darauf stach man Löcher in den Boden mit einem spitzigen Stocke, dem einzigen Ackerbaugeräthe das es auf den Antillen gab, und besorgte die Einsaat. Solange die Pflan

zen noch klein waren, wurden die Felder gejätet (Oviedo, Sumario 475), wenn er reifte, von Knaben gegen die Vögel geschützt, und in manchen Gegenden wo es nöthig war, künstlich bewässert (P. Martyr 303). Besondere Sorgfalt wurde dem Anbau des Cacao zutheil, dessen Bohnen auch hier allgemeines Tauschmittel waren, daher das kostspielige Getränk das man aus ihnen zu bereiten verstand, nur ein Luxus der Reichen und Vornehmen blieb (Oviedo VIII, 30). Der Mais wurde mit einem runden Steine auf einem hohlen gemahlen und dann zu kleinen Kuchen verbacken, gekocht oder geröstet, aus dem Maniok aber durch Auspressen zuvor das Gift entfernt. Salz gewann man auf Española und anderwärts durch das Kochen des Meerwassers (Oviedo VI, 6). Nächst dem Landbau war die Fischerei für sie ein wichtiges Subsistenzmittel (Gomara 174), bei der sie sich zum Fang von großen Fischen und Schildkröten hauptsächlich eines kleinen Raubfisches bedienten: diesen banden sie an einen langen starken Faden an dessen anderem Ende ein Stück Holz befestigt war und pflegten ihm schöne Reden zu halten wenn sie ihn losließen oder mit der Beute wieder zurückzogen (Oviedo XIII, 9, P. Martyr 39). Außer mancherlei Geflügel das sie zum Theil auf sehr geschickte Weise zu fangen verstanden (s. Oviedo XVIII, 2), verzehrten sie auch Mäuse Kaninchen und Eidechsen (Oviedo, Sumario 477), welche letzteren (die Iguana) auch bei den weißen Creolen eine beliebte Speise sind; namentlich aber zogen sie auf allen Inseln auch eine später verschwundene kleine Raçe von Hunden die sie zur Jagd gebrauchten (Oviedo XII, 5). Auch spirituöse Getränke zur Berauschung besonders bei ihren Tänzen fehlten nicht (Gomara 174). Das Tabakrauchen geschah aus gabelförmigen Röhren deren Doppelende in die Nasenlöcher eingeführt wurde, während man das andere Ende in den auf Kohlen liegenden Tabak steckte. Diese Röhren, nicht das Kraut, führten den Namen tabaco, und das Schlucken des Rauches galt ihnen für um so gesünder, als es zugleich ein Genuß und eine religiöse Handlung war (Oviedo V, 2). Aehnlich mag es sich mit dem Ballspiele verhalten haben, zu dem wie in Mexico solide elastische Bälle dienten, welche nur mit dem Kopf oder Ellenbogen, der Hüfte oder dem Knie geschlagen werden durften (ebend. VI, 2).

Auf Haiti fand Columbus die Eingeborenen ganz unbekleidet (Navarrete I, 92), nämlich die Männer und Mädchen, wogegen die

verheiratheten Weiber wenigstens einen kurzen Rock oder einen hal breiten Schurz von Baumwollenzeug trugen (Oviedo III, 5, VI, ders., Sumario 475, Gomara 172). Ebenso war es in Cuba, wo indessen viele Baumwolle und gewebte Zeuge gab (Navarrete I, 51 f. Auf den Lucayen, außer in Guanahani, waren die Frauen bekleid (ebend. 21, 31) und die Bevölkerung gesitteter als man sie auf dem Festlande fand (Gomara 178). Vornehme Frauen trugen nach Charlevoix (I, 37) selbst auf Haiti einen Rock der bis auf die Füße reichte. Runde Hütten mit einem Spitzdach von Blättern und mit einem niedrigen Eingang, auf einigen Pfosten ruhend deren Zwischenräume mit Rohr ausgefüllt wurden, waren dort wie auf den Lucayen (Navarrete I, 31) die gewöhnlichen Wohnungen (Oviedo VI, 1). P. Martyr (25) erzählt von dem Hause eines Caziken das 32 große Schritte im Durchmesser hatte, mit buntem Rohr gedeckt und von kleineren Hütten umgeben war. Größere Häuser hatten bisweilen bedeckte Vorhallen und ihr Dach ruhte auf einem Balken dessen gabelförmige Stützen den inneren Raum in zwei Theile schieden (Herrera I, 1, 13, Charlevoix I, 52). Auf Cuba gab es Häuser in denen 100—200 Menschen zusammenwohnten (Herrera I, 1, 14). Wie in einigen Theilen der tierra firme bekleidete man auch auf den Antillen die Häuser außen mit zartem wohlriechendem Rohr und zierte sie mit so feinem Flechtwerk daß sie gemalt zu sein schienen; eines derselben hat ein Spanier einmal für 600 pesos de oro gekauft (Torquemada III 2). Die Dörfer waren meist nur klein und ihre Häuser lagen oft weit voneinander entfernt, da die Eingeborenen ganz untereinander in Frieden lebten. Auf dem großen Platze der zum Ballspiel bestimmt war, lag die Wohnung des Caziken; sonst umstanden häufig je vier Häuser einen freien Platz (ebend. 3). Man hielt sich dort für so sicher daß ein quer vor die Thür gelegtes Rohr genügte das Eigenthum zu schützen (Herrera I, 2, 11); freilich wurde aber auch der kleinste Diebstahl durch Pfählung bestraft (Oviedo V, 3). Solche Verbrechen waren selten, da der Geiz verabscheut und die Eingeborenen, besonders was Speise und Trank betraf, äußerst freigebig waren: es nimmt sich daher sonderbar aus daß Gomara (173) nachdem er dieß erzählt hat, hinzufügt, sie seien von sehr schlechtem Charakter gewesen.

Sie besaßen und übten mancherlei Kunstfertigkeiten. Fleißiger und geschickter als die anderen waren die Bewohner von Jamaica, welche

[h]öhere geistige Begabung auszeichneten (P. Martyr 35).
[B]wollenzeuge welche es auch auf den Lucayen gab (Na-
, 31) haben wir schon erwähnt. Ihre mit Thierge-
[st]alten irdenen Gefäße und die mit Schnitzwerk ver-
[se]l werden von P. Martyr (64) gerühmt, zumal da
[d]em Feuer mit dem sie Baumstämme zu Kähnen aus-
[u]r steinerne Aexte und Muschelschalen als Werkzeug hat-
[de]n Lucayen gab es Kähne die aus einem Stamme verfer-
45, in Cuba solche die 60—80 und selbst 150 Menschen
[kon]ten (Navarrete I, 22, 73, 171). In Jamaica fand Co-
Boot von 96' Länge und 8' Breite (Peschel 180). Ihre
[gin]gen auf Schaufelrudern; nur die Cariben scheinen Se-
[z]u haben (Oviedo VI, 4, Berthelot im Bullet. soc.
6 II, 13). Aus Pflanzenfasern verfertigten sie Seile Netze
[H]matten und durchschnitten mit manchen derselben (den Fa-
buya und Henequen) mit Hülfe eines aufgestreuten feinen
[St]eine und selbst Metalle (Oviedo VII, 10). Gold wurde nur
[s]f geschätzt und namentlich in der Nase getragen (P. Mar-
[I]n Haiti verarbeitete man es zu Stangen und mancherlei
[Fo]rmen, namentlich zu Masken die mit guten Steinen besetzt
[N]avarrete I, 98, 115, 118); auch von goldenen Kronen
ist die Rede, doch verstanden sie das Metall nicht zu schmel-
n nur zu hämmern (Herrera I, 1, 19). Auf Cuba gab
[e]s gut gearbeitete Masken und steinerne Bildwerke welche
[dars]tellten (Navarrete I, 42). Von Musikinstrumenten besa-
[T]rommeln von sehr lautem Klang (Herrera I, 3, 4) und Pau-
Menschenhäuten bespannt waren (Oviedo VI, 30).
[Hai]ti, das uns in jeder Beziehung besser bekannt ist als die
[In]seln, war zur Zeit der Eroberung in fünf voneinander
[ab]e Länder getheilt. Magua, d. i. „die Ebene“ (Alcedo III,
[Vega] Real, der östliche Theil des Inneren, stand unter Gua-
guana oder Mayaguana, südwestlich von jenem und durch
Gebirgsland Cibao von ihm getrennt,* unter Caonabo,

*, das Charlevoix (I, 61) als eine Provinz von Maguana be-
[geh]örte dem Urmatex, einem Vasallen des Guarionex, und führte von
Beschaffenheit den Namen Hayti (Haïti), der später auf die ganze
[überg]angen ist. Den nördlichen und östlichen Theil des Innern der In-
[M]artyr (286) Caiabo, das Land im Westen von dort an der Nord-
[küste] ...

einem von auswärts, nach Torquemada (XI, 13) von den Lucay
gekommenen „Cariben," dessen Frau Anacaona die Schwester des I
hechio war welcher Xaragua, den Südwesten der Insel, beherrsch
Goacanari (Goacanagari) gebot über Marien, den Nordwesten; G
yacoa über Higuey, den äußersten Südosten des Landes, doch schei
es außer diesen fünf noch mehrere unabhängige Häuptlinge gegeben
haben (Oviedo III, 4). Die Fürsten oder Caziken fanden überall d
pünktlichsten Gehorsam, das Volk lebte in der vollkommensten Unt
thänigkeit. Von jenen allein wurden auf den Lucayen sowohl die Ja
als auch der Landbau angeordnet, ihnen allein fiel auch die gar
Ausbeute zu und wurde von ihnen ganz nach eigenem Ermessen ve
theilt (Gomara, P. Martyr), und obgleich es auf Española bisw
len einem Unterthanen gestattet wurde mit dem Herren aus ein
Schüssel zu essen (Torq. XI, 14), war die Macht der Caziken de
doch nicht weniger unbegrenzt. Sie genossen die Auszeichnung a
einer Bahre getragen zu werden (Navarrete I, 96); die Weise I
Anrede deren man sich gegen sie bediente, war verschieden von d
jenigen mit welcher man sich an den Adel wendete, und ein ähnlich
Unterschied wurde zwischen diesem und dem Volke gemacht (Torq. X
13). In Cuba, das zur Zeit der Entdeckung in 29 Provinzen gethe
gewesen sein soll, trugen die Caziken einen Federbusch zum Schmu
(Berthelot a. a. O. 11 f.). Außer den erwähnten drei Ständen ga
es Sklaven, die von ihren Herren mit einem schwarzen Pulver tätt
wirt zu werden pflegten (Oviedo VI, 17).

Die Erbfolge ging in Haiti zunächst auf den erstgeborenen Sohn ode
wenn Söhne fehlten, auf den Schwestersohn über, doch ging diese
entweder der Bruder des Verstorbenen welcher mit ihm denselben V
ter hatte oder der nächste Verwandte der Mutter des Verstorbenen vo
je nachdem das Vermögen und die Würde von väterlicher oder vo
mütterlicher Seite herstammte (Oviedo V, 3, Gomara 173; I
Martyr 304 spricht sich in letzterer Hinsicht anders aus): auch We
ber gelangten bisweilen zur höchsten Gewalt. Nur die nächsten Blut
verwandten konnten keine Ehe miteinander eingehen (Oviedo, Su
mario 475). Viele Weiber hatten nur die Reichen und Vornehmen
eine unter ihnen war die Hauptfrau, doch lebten sie ohne Streit mit
einander (Oviedo V, 3). Die groben Ausschweifungen welche ihne
Schuld gegeben werden, scheinen sich auf die vornehmen Weiber be

schränkt zu haben und nächstdem hauptsächlich aus der Verführung durch die Spanier entsprungen zu sein, dem Volke waren sie fremd; Las Casas (Beschr. 108, Oeuvres I, 190) versichert daß nach seinen Beobachtungen weder in Westindien und Yucatan noch in Peru Sodomie geherrscht habe, wenn sie auch an einzelnen Orten vorgekommen sein möge.

In manchen Gegenden von Haiti mußten einige Lieblingsweiber dem Caziken lebendig ins Grab folgen, wenn sie sich nicht der Beschuldigung des Ehebruches aussetzen wollten (Oviedo V, 3, P. Martyr 304, Charlevoix I, 45). Die Leiche des Herrschers, aus der man vorher die Weichtheile entfernt hatte, wurde am Feuer getrocknet, mit Streifen von Baumwollenzeug umwickelt und auf einer Bank sitzend in einem Gewölbe beerdigt, wohin man ihm auch Brod Wasser und Salz, einige Früchte und seine Waffen mitgab; von den Gemeinen pflegte man nur die Köpfe aufzubewahren (Gomara 173, Herrera I, 3, 3). Für die vorzugsweise Speise der Todten galt die Mamey-Frucht, die deshalb nicht genossen wurde (Charlevoix I, 59). Das Leben im Jenseits dachte man sich im Allgemeinen als ein glückliches, doch hat sich in Cuba auch der Glaube an ein verschiedenes Loos der Guten und Bösen im anderen Leben gefunden (Herrera I, 3, 3 und 2, 14). Schwerkranke setzte man aus auf dem nächsten Berge und gab ihnen nur etwas Wasser mit und einige Speise (Torquemada XIII, 35); Sterbende wurden sogar erstickt (Herrera). Die Kur der Kranken bestand im Aussaugen, Anblasen, Reiben der schmerzenden Stelle; ein vom Arzte in den Mund genommener Stein wurde dann von ihm hervorgezogen und damit die Ursache der Krankheit für beseitigt erklärt. Indessen war die ärztliche Thätigkeit nicht immer ohne Gefahr, da ein unglücklicher Ausgang oft schwer gerächt wurde, wenn der Aberglaube an dem Todten selbst ein Zeichen eines vom Arzte gemachten Fehlers zu erkennen meinte (Gomara 173, P. Martyr 108, Herrera I, 3, 4).

Auf Cuba fand Columbus keinen Götzendienst, wohl aber den Glauben an einen Gott im Himmel: alle Kraft und alles Gute kam nach der Meinung der Eingeborenen vom Himmel herab (Navarrete I, 53, 170). Die Bewohner von Española welche die Sonne und den Mond verehrten, nannten das höchste Wesen Jocaúna und Guamaónocon und hatten fünf verschiedene Namen für Mamona, die

Mutter desselben (P. Martyr 102 f.). Nach Torquemada (VI, 17) hieß der höchste Gott Atabex und man schrieb ihm nicht bloß eine Mutter, sondern auch einen Bruder Guaca zu. Es scheint daß er keinen Cultus erhielt, sondern daß ein solcher nur den niederen Göttern zutheil wurde (Charlevoix I, 54). Daß das höchste Wesen und seine Mutter als Sonne und Mond zu deuten seien (Müller 177) ist nicht wahrscheinlich, da diese letzteren der Sage nach aus einer gewissen Höhle, die ersten Menschen aber aus zwei anderen hervorgegangen sein sollten; die Menschen, heißt es, wohnten sonst unter der Erde und es war ihnen verboten die Sonne zu sehen welche ihre Höhle bereits verlassen hatte. Da ging ein Wächter aus um zu schauen, wurde aber von der Sonne überrascht und versteinert; Anderen die ebenfalls neugierig waren, geschah dasselbe, sie wurden in Bäume verwandelt (P. Martyr 105 ff.) und nach mehrfachen Umgestaltungen (Charlevoix I, 38), die vielleicht auf die Lehre von einer allmälichen Vervollkommnung der Schöpfung zu deuten sind, trat die vollendete Menschengestalt hervor. Die Höhle aus welcher Sonne und Mond entsprungen sein sollten, nicht weit von Cap Français, wurde als ein Heiligthum hochgeehrt (Herrera I, 3, 3), sie enthielt zwei Idole, wahrscheinlich diejenigen von denen Benzoni (I, 26) sagt, daß zu ihnen viel gewallfahrtet worden sei, und viele Götzenbilder waren an den Wänden eingehauen (Charlevoix I, 60). Andere Sagen erzählten von dem Ursprunge des Meeres aus einem Kürbis (Gomara 173), von der Entstehung des Weibes aus einem Geschwüre an welchem der Mann litt, von dem Versinken eines großen Continentes der einst die Inseln miteinander verbunden haben sollte (P. Martyr 106). Was Herrera (I, 9, 4) als Tradition von Cuba über die Weltschöpfung und die große Fluth mittheilt (vgl. Clavigero, Append. I, 2), stammt offenbar aus christlicher Quelle.



Ihre rythmischen Gesänge (Areitos) brachten die Eingeborenen von Española in Verbindung mit Tänzen zur Aufführung welche die Spanier den ländlichen Tänzen ihrer Heimath ähnlich fanden (Oviedo V, 1). Sie behandelten historische Gegenstände, die Liebe und den Krieg (P. Martyr 280), und scheinen zum Theil von profaner Art gewesen zu sein, wie die Tänze und Waffenspiele mit denen die Spanier in Xaragua empfangen wurden (ebend. 59), zum Theil aber auch die Bedeutung religiöser Mysterien gehabt zu haben, in welche nur die

Söhne der Caziken eingeweiht wurden um sie an hohen Festen vor dem versammelten Volke aufzuführen (ebend. 107). Die Caziken nämlich standen, ohne selbst Priester zu sein, doch an der Spitze des Cultus: die Tempel und Opferplätze (Cues), wo die Gottesverehrung stattfand, waren entweder ihre Häuser selbst oder Hütten die als ihnen gehörig betrachtet wurden (Herrera I, 3, 3, Torquemada VIII, 8); dort waren die Bilder ihrer Ahnen aufgestellt, welche von Holz, inwendig hohl und mit einem Rohre versehen, nur von ihnen um Orakel befragt werden konnten und nur aussprachen was sie selbst ihnen eingaben. Sie berauschten sich zu diesem Zwecke mit einer Art von Schnupftabak und führten die heilige Handlung allein aus, von der natürlich das Volk ausgeschlossen blieb (P. Martyr 109). Verschieden von diesen Statuen, deren jede den Namen des Caziken trug dessen Gebeine sie umschloß, waren die eigentlichen Götzenbilder, welche jedoch auf den Antillen weder in großer Anzahl vorhanden waren noch eine besonders hohe Verehrung genossen (Torquemada VI, 17). In bedeutendem Ansehn dagegen standen die Priester, welche zugleich Aerzte und Wahrsager und die eigentlichen Mittelspersonen zwischen den Menschen und den Göttern waren (Gomara 173). Sie hießen wie die Götterbilder selbst Zemes (Cemis), da sie viele derselben im Besitze hatten und stets eines derselben als Abzeichen ihrer Würde an sich trugen, oder wurden mit einem besonderen Namen Buhitis oder Butios genannt (Oviedo V, 1, Herrera I, 3, 4, Charlevoix I, 57). Die Zemes waren von Holz, Lehm, Kreide, Stein oder Gold und manche von ihnen mit Baumwolle ausgestopft (Oviedo V, 1, Gomara 172, P. Martyr 103, Charlevoix I, 54). Es fand sich unter ihnen ein weibliches Marmorbild mit zwei männlichen Dienern zur Seite, deren einer als Götterbote bezeichnet wurde, während der andere ein Wassergott war der das Land bisweilen mit Ueberschwemmung heimsuchte (P. Martyr 111). Manche dieser Götzen waren von sehr wunderlicher Gestalt, hatten viele Köpfe und Schwänze, verschieden geformte Augen und Ohren, und zeigten furchtbare Zähne (Oviedo V, 1, vgl. die Abbildungen auf der Karte bei Charlevoix zu I, 61). Drei Steinbilder wurden als Götter der Feldfrüchte, der Geburten und des Wassers verehrt (Herrera I, 3, 3). Andere hatten die Gestalt von Kröten, Krokodillen, Schildkröten, Schlangen, auch ein vierfüßiges, einem Hunde ähnliches Thier befand sich darunter (Charlevoix I,

54, Benzoni I, 26). Sie waren in Española in den Häusern aufgestellt (Navarrete I, 222), auch band man sich solche an die Stirn beim Auszug in den Krieg und erwartete von ihnen die Gewährung aller Wünsche (P. Martyr 103). Es gab viele religiöse Feste, zu deren Feier sich die Eingeborenen mit Blumen und anderem Putze schmückten, beteten und sangen; um der Aehnlichkeit willen die es mit Gebräuchen der Mexicaner und der Mayas hatte, ist besonders eines derselben bemerkenswerth, bei welchem eine große Prozession gehalten und geweihte Kuchen dargebracht wurden, die man zerbrach, austheilte und als Schutzmittel gegen alles Unglück das ganze Jahr hindurch sorgfältig aufbewahrte. Auch pflegten bei dieser Gelegenheit diejenigen welche sich dem Heiligthume näherten, sich vorher zum Erbrechen zu reizen um vor dem Gotte (wie wir sagen würden) reinen Herzens zu erscheinen (Gomara 173, Charlevoix I, 56). Mehrtägigen Fasten mußte sich namentlich unterwerfen wer den Ausgang eines wichtigen Unternehmens, z. B. eines bevorstehenden Krieges, im voraus erfahren wollte (Herrera I, 3, 4). Emile Nau (Hist. des Caciques d'Haiti. Porte au Prince 1855) erzählt von einem Culturheros Lonquo, der den Eingeborenen der Sage nach ihre Künste und Kenntnisse gelehrt habe (vgl. darüber Ausland 1856 p. 170 ff.).

So freundlich sich das Verhältniß sogleich anfangs gestaltete in welches die Spanier zu den Eingeborenen von Española traten, war der Frieden doch nur von kurzer Dauer. Raub und Gewaltthaten jener riefen schon seit der ersten Reise des Columbus eine Feindschaft hervor, deren nächste Folge die Ermordung der 38 Gefährten war welche er in der neu gegründeten Kolonie zurückgelassen hatte. Columbus selbst behandelte allerdings die Bewohner der neu entdeckten Länder großentheils menschenfreundlich und milde, und schrieb ein gleiches Verfahren auch seinen Untergebenen vor (Navarrete II, 111). Meist schonte er ihr Eigenthum aus Humanität, obwohl er so wenig als irgend einer der späteren Entdecker ein Recht derselben eine solche Schonung zu verlangen oder ein Recht auf den Besitz ihres Landes anerkannte, denn „Empörer" hießen alle die sich nicht aus freien Stücken vollständig unterwarfen. Es galt seiner Zeit als unangefochtener Grundsatz daß Heiden in jeder Hinsicht rechtlos seien: sie zu berauben und zu Sklaven zu machen war eine rechtlich ganz unverfängliche Handlung, sie ihrer Freiheit zu berauben zum Zwecke der Bekehrung.

verdienstliches Werk. Columbus stand in dieser Rücksicht
: seiner Zeit: ganz unbefangen rieth er seiner Königin die
elche seine Fahrten verursachten, durch Menschenraub und
zu decken, und machte damit in der stillschweigenden Vor-
g selbst den Anfang daß sein Vorschlag Billigung finden
)iebstähle befahl er grausam mit Verstümmelung zu bestrafen
zu Hinterlist und Verrath gegen den Caziken Caonabo, als
indseligkeit den Spaniern Schwierigkeiten bereitete. Hierzu
n Hojeda das geeignete Werkzeug: Caonabo wurde mit List
, sein Weib Anacaona floh zu ihrem Bruder nach Xaragua
Insel war damit pacificirt (Navarrete III, 166, Oviedo
Guarionex, welchen auszuliefern die Ehrenhaftigkeit des Maio-
ndhaft verweigert hatte, weil er unschuldig und brav sei (P.
82), wurde offen angegriffen, geschlagen und seiner Macht
Oviedo III, 2). Die Furcht vor der Macht welche die ver-
behandelte Anacaona noch besaß, erweckte den Verdacht daß
mpörung sinne: man griff daher gegen sie zu neuem Verrath.
veranstaltete zu diesem Zwecke ein Turnier und ließ bei dieser
eit die versammelten Häuptlinge niedermetzeln (Oviedo III,
:era I, 6, 4). Der Krieg welcher in Higuey ausbrach (1502)
ch die Niederträchtigkeit eines Spaniers hervorgerufen der
ig seinen Hund* auf einen Caziken hetzte und diesen zerreißen
rückungen der Eingeborenen führten dort zwei Jahre später
zweiten Kriege (Herrera I, 5, 4, I, 6, 8).

Bedrückungen waren die natürliche Folge der Begierde wel-
panier hauptsächlich in die neu entdeckten Länder trieb, die
die Schätze derselben möglichst schnell und vollständig in ih-
atinteresse auszubeuten, daher sie denn auf neue Entdeckun-
öhnlich erst dann auszogen, wenn die älteren Länder
er ergiebig zu zeigen anfingen. Cortes selbst (116) hat
ausgesprochen: auf den Inseln, sagt er, findet keine feste
tion statt, die Spanier saugen die Länder nur aus die ih-
llen, verlassen sie dann, treiben sich umher und stören die
ung der Niederlassungen. Viele Bewohner von Española

---

f Menschen dressirte Hunde zu halten, die von Columbus eingeführt,
ıan sagt) mit Menschenfleisch gefüttert wurden, war erst seit 1541 ver-
rrera, IV, 10, 1).



fügt viel ähnliche Beispiele hinzu. Daß er hierin kaum
trieben hat, geht aus anderen Berichten hervor die man
lichkeit beschuldigen kann. Das Uebermaß der Arbeit
Eingeborenen, die man dabei noch der Faulheit beschuld
lich in der Goldgräberei verlangt wurde, brachte es
künstlichen Fehlgeburten überhand nahmen, weil die Mütter
gen konnten ihre Kinder dem unvermeidlichen Elend ein
Sklaverei preisgegeben zu sehen (P. Martyr 294). Da sie
unterlegen und ihnen alle Mittel und Wege fehlgeschlag
ihrer zu entledigen, stellten sie sogar den Landbau ein u
treiben und setzten sich selbst dadurch einer Hungersnoth
sie in Masse hingerafft wurden (Gomara 171). Unter
ständen ist es begreiflich daß der früher erwähnte Hatu
erzählt, alles Gold ins Wasser werfen ließ um die Christe
ten die diesem „ihrem Gotte" überall nachstrebten, und
vor seiner Hinrichtung kein Christ werden wollte, um i
ben keinem Spanier zu begegnen.

Nicht minder begreiflich ist das rasche Hinschwinden
rung. Zu der Ueberarbeitung derselben, zu dem Hung
Selbstmorden und künstlichen Fehlgeburten kamen im J.
sonders 1518 auch noch große Blatternepidemien (G
Charlevoix I, 349). Daß diese letzteren es indessen ni
lich waren an denen sie zu Grunde ging, ergiebt sich dar
den mehr als 500000 Menschen welche Gomara (a. a.

Buen Ayre (de Laet XVIII, 15). Im spanischen Theil von Haiti gab es noch 1729 an einem lange Zeit unbekannt gebliebenen Orte einige Eingeborene (P. Margat in Lettres édif. I, 792); selbst 1750 sollen in Boya, 14 lieues nordwestlich von der Hauptstadt, noch einige ihrer Nachkommen gelebt haben (Placide-Justin, Hist. de l'Isle d'Hayti. Paris 1826 p. 48). Nur in Mischlingen hat ihr Geschlecht fortbestanden: Charlevoix (I, 268) versichert daß mehr als ¾ der Spanier von Haiti von eingeborenen Weibern abstammen. Den letzten Versuch ihre Unabhängigkeit zurück zu erobern machten die Indianer von Española unter Don Enrique, dem als Christen erzogenen Sohne eines Häuptlings, der durch schmachvoll ungerechte Behandlung gereizt, seinen Zwingherren entfloh und die Seinigen zum Aufstande gegen die Spanier um sich sammelte (1519). In dem Kriege der bis 1529 dauerte, 1532 aber auf's Neue begann, verfuhr er weit ehrenhafter und milder als seine Feinde und ließ von den Spaniern nur diejenigen tödten welche gegen ihn kämpften. Seine Truppe war ungefähr 4000 Mann stark, und es blieb zuletzt nur übrig ihm 1533 beim Friedensschluß nicht nur seine Freiheit und Unabhängigkeit, sondern auch das Gebiet von Boya zu eigen zuzugestehen (Remesal III, 1 ff., Herrera II, 5, 1, IV, 6, 7, V, 1, 5 ff., V, 5, 4).

An den Untergang der einheimischen Bevölkerung von Española knüpfte sich auch die Entvölkerung der Lucayen. Zunächst wurden viele Menschen von dort schon im J. 1500 geraubt und als Sklaven verkauft (Navarrete III, 10) — ein Schicksal das die Eingeborenen aller Länder des spanischen Amerika, wenn auch in verschiedenen Graden betroffen hat, vorzüglich die von Yucatan und Florida, von denen viele nach Guatemala geschleppt wurden, denn die Conquistadoren fanden dort kein Gold und hielten sich dafür durch Sklavenfang schadlos (Remesal VIII, 26). Es geschah dies oft auf die arglistigste Weise und unter den nichtigsten Vorwänden, besonders häufig unter dem einer fingirten Empörung. Die Gefangenen wurden mit einem glühenden Eisen gezeichnet und zum Verkauf ausgestellt, wie außer Las Casas (Oeuvres II, 14 ff.) auch Gomara, B. Diaz (42, 146 und sonst) und Andere häufig erwähnen. Als nun auf Española die Bevölkerung sich minderte und die Hände zur Frohnarbeit für die Spanier zu mangeln begannen, fing man (1508) mit königlicher Erlaubniß an von den Lucayen Menschen zu holen die man massenweise — Gomara

(179) sagt übertrieben, es seien deren 40000 gewesen — zu der Uebersiedelung nach Española vorzüglich durch die Vorspiegelung verlockte sie in das Paradies zu ihren Vätern zu bringen. Es ist überflüssig hinzuzusetzen welches Loos sie erwartete: zu ihren Vätern wurden sie allerdings nach kurzer Zeit versammelt.

Cuba wurde seit 1511 durch Velasquez unterworfen. Aehnliche grundlose Metzeleien wie auf Española fanden auch dort statt und vorzüglich trug die schonungslose Härte des Statthalters de Soto viel dazu bei die Eingeborenen aufzureiben. In den Bezirken von Comaguey und Guamohaya sollen sich ⅔ der Indianer durch Erdeessen das Leben genommen haben um den Grausamkeiten der Spanier zu entgehen (Coleccion 46), viele sollen nach Yucatan und Florida entflohen sein (L'art de vérif. les d. XVI, 185), viele wurden nach Neu Spanien fortgeführt (Gomara 185). Mag es sein daß man es mit dem gänzlichen Untergang der Eingeborenen, von dem schon Gomara (um 1550) spricht, nicht so streng zu nehmen habe (Humboldt und Bonpland VI, 104 ff.), da sie 1533 noch ziemlich zahlreich, und selbst 1701 noch einzelne von ihnen vorhanden waren (Berthelot in Bullet. soc. géogr. 1846 II, 20, 26), so steht doch eine ungeheure Verwüstung von Menschenleben auch hier außer Zweifel. Das nämliche Schicksal traf Jamaica und Puerto rico: Francisco de Garay's Grausamkeit rief auf ersterer Insel eine Empörung hervor (nach 1520), die anfangs glücklich, dann unglücklich für die Eingeborenen verlief und zu ihrer Ausrottung führte: 1655, als die Engländer Jamaica in Besitz nahmen, waren sie alle vertilgt und die Insel im elendesten Zustande. Die Indianer von Puerto rico, das die Spanier 1508 ff. JJ. eroberten, verbündeten sich gegen sie mit ihren eigenen Feinden, den Cariben, wurden aber nach ihrer Unterwerfung von demselben Schicksal heimgesucht.

Der Untergang einer einheimischen Bevölkerung die man nur nach Hunderttausenden zählen kann, im Laufe weniger Jahre, ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß man sich zu der Frage gedrängt sieht ob denn von Seiten der spanischen Regierung gar nichts geschah oder geschehen konnte um dieser Verwüstung Einhalt zu thun?

Höher als Columbus stand die Königin Isabelle. Sie wurde nicht müde den Befehlshabern ihrer Schiffe einzuschärfen daß sie die Eingeborenen der neuen Länder gütig und milde behandeln, sich aller

Feindseligkeit und Gewaltthat enthalten und auf die Annahme des Christenthums bei ihnen hinwirken sollten; sie gab selbst das Beispiel dazu, indem sie die ohne ihre Erlaubniß nach Spanien entführten Indianer zu verkaufen verbot und eine strenge Untersuchung wegen dieses Menschenraubes anordnete; sie sprach noch in ihrem Testamente den bestimmten Willen aus daß die Verhältnisse der Indianer zu den Spaniern in dem angedeuteten Sinne geregelt werden sollten, und König Ferdinand der sie hierin bei ihren Lebzeiten unterstützt hatte, blieb auch nach ihrem Tode diesen Grundsätzen treu (Navarrete II, 173, 182, 246, 328 ff., Coleccion 37). In demselben Geiste waren die Gesetze und Verordnungen geschrieben welche Carl V., Philipp II., III. und IV. erließen; eine Menge derselben (s. die Zusammenstellung bei Solorzano I, 12) bezweckten die Bekehrung und das Wohl der Indianer. Manche Fehler wurden freilich auch in ihnen begangen. Schon 1497 wurde verlangt daß die Eingeborenen als Unterthanen der Krone einen Tribut an diese zahlen sollten (Navarrete II, 185); Columbus' Vorschlag, Verbrecher als Kolonisten nach Española zu schicken fand Billigung: die Insel wurde in dem genannten Jahre zum Verbannungsorte erklärt, alle Verurtheilten, nur mit Ausnahme der schwersten Verbrecher, durften die Abbüßung ihrer Strafe in der Heimath mit einer Dienstbarkeit auf eine bestimmte Zeit in diesem Exil vertauschen (ebend. 207, 212), und obgleich es nur in den ersten Jahren nach der Entdeckung jederman freistand ohne specielle Erlaubniß in die amerikanischen Kolonien überzusiedeln, blieben diese doch seit 1508 längere Zeit hindurch die Abzugskanäle durch welche sich das Mutterland seiner schlechtesten und gefährlichsten Elemente entledigte (Oviedo XXVI, 1). Bei weitem die größten Uebel aber lagen in den Schwankungen und inneren Widersprüchen selbst welche die Gesetze enthielten und ihre Ausführung unmöglich machten, in ihrem Widerstreben gegen den Geist der Zeit und insbesondere gegen die Absichten und Leidenschaften der Conquistadoren, welche alle darin einig waren sie nicht zu befolgen, was man bei der Entfernung der neuen Welt von der alten und bei dem Interesse der spanischen Krone an der Ausbeutung der entdeckten Länder, ihnen meist ungestraft hingehen lassen mußte.

Den besiegten Caziken von Española hatte Columbus einen Tribut in Gold und Baumwolle auferlegt. Wer diesen bezahlte, erhielt

ein Messingblech das er fortan als Quittung am Halse zu tragen hatte da er aber nicht in dem verlangten Maaße beigebracht werden konnte gab man den Eingeborenen auf das Feld zu bauen und Früchte zu liefern. Columbus vertheilte daher Ländereien und einige Sklaven zum Zwecke des Anbaues an einzelne Spanier mit der Anweisung auf die von den Eingeborenen als Frohndienst zu leistende Feldarbeit; von der Königin, welche zwar jede Sklaverei der Indianer mißbilligte, außer wenn sie aus einem gerechten Kriege entspränge (vgl. oben III, 352) war er hierzu (1497) bestimmt ermächtigt worden (Herrera I, 2, 17 I, 3, 13 und 16, Navarrete II, 215). Dieß war der Anfang der berüchtigten repartimientos. Diese lauteten zunächst nur auf 10 bis 20000 Matas (jede zu 3 bis 4 Pflanzen) Maniokwurzeln — also nur auf das Produkt der Feldarbeit, obschon wenn die Arbeiter entwichen erlaubt wurde sie wieder zu fangen und als Sklaven zu verkaufen (Peschel 303 nach Las Casas Ms). Jene Vertheilung des Landes hat sich aber ganz von selbst zu einer Vertheilung der Indianer umgestaltet die darauf saßen, und die spanische Regierung hat dieß stillschweigend geschehen lassen und nachgesehen, da die Arbeit der letzteren unumgänglich nothwendig war um die Schätze des Landes auszubeuten: das Wohlwollen der Königin für die Indianer blieb deshalb unfruchtbar. Die Instruction für Ovando (1501), der auf Columbus als Gouverneur der Insel folgte, besagt daß die Eingeborenen als Vasallen der Krone einen Tribut geben, von gezwungenen Diensten frei bleiben, für diejenigen Dienstleistungen aber die nothwendig seien, bezahlt werden sollten (Herrera I, 4, 12). Ovando war nicht der Mann zur Ausführung solcher milden Maßregeln: er hauptsächlich hat mit Umgehung der königlichen Befehle die repartimientos oder encomiendas* einzuführen fortgefahren und die Eingeborenen zur Minenarbeit verwendet; von ihm wurden Indianer auch an Spanier verliehen die weder Minen noch andere Güter besaßen und daher jene nur weiter vermiethen konnten (Herrera I, 7, 8), und es war gemeine Scheinheiligkeit und reiner Hohn, wenn diese Verleihungen mit der beigesetzten Verpflichtung geschahen für den Unterricht der Indianer im Christenthume

* Beide Ausdrücke werden oft als gleichbedeutend gebraucht, eigentlich aber bezeichnet, wie Helps (I. 377 note) richtig bemerkt, der erste die Vertheilung als Handlung, der andere die geschehene Vertheilung oder den einem Spanier, dem encomendero, zugefallenen Theil der von ihm auf einen anderen übergehen kann.

zu sorgen. Die gewöhnliche Formel nämlich lautete: A vos, Fulano, se os encomiendan tantos Indios, en tal Cacique, y enseñaldes las cosas de nuestra Santa Fé Catolica (ebend. I, 5, 11). Verringerte sich die Zahl der Verliehenen, so wurde sie wieder vervollständigt. Dieß Alles war freilich ein grober Mißbrauch der Amtsgewalt von Seiten Ovando's und die offenbarste Ungesetzlichkeit; wie hätte man es aber auch anfangen sollen um den Willen der Königin auszuführen, wenn sie (1503) die Indianer für frei erklärte und streng verbot sie zu verstlaven, zugleich aber auch befahl sie zum Handel und Verkehr mit den Christen, zur Arbeit um Lohn, zum Landbau und besonders zur Ausbeutung der Goldquellen anzuhalten? (Navarrete II, 299) Die Eingeborenen waren dazu sehr wenig geneigt, und noch weit weniger wäre damit den Spaniern gedient gewesen: es war ein wohlgemeinter aber nutzloser Rathschlag den die Königin gab, ebenso wie der andere daß jene sich ordentlich kleiden und in Dörfern ruhig zusammenleben sollten (ebend. 329 f.).

Mit dem Tode Isabella's (1504) verschlimmerte sich das Loos der Indianer: die repartimientos wurden noch rücksichtsloser als bisher verliehen und oft nur durch die Diener derer verwaltet welchen sie zugesprochen worden waren (Herrera I, 6, 16 f.). Ein weiterer Schritt in der Entwickelung derselben geschah damit, daß von den mit Indianern belehnten Spaniern (encomenderos) eine jährliche Abgabe erhoben und der Besitz dieses Lehens für nicht zurücknehmbar erklärt wurde, außer in Folge eines auf Confiscation lautenden Richterspruches (ebend. I, 7, 8). Schon nach einigen Jahren (1513) trat aber hierin wieder eine Aenderung ein, die indessen nicht, wie sie sollte, den Indianern zu Gute kam: damit diese nicht durch Ueberarbeitung zu Schaden kämen, erließ man jene Abgabe den encomenderos (Navarrete II, 355). Ein Gesetz von demselben Jahre verfügte daß die Indianer gut verpflegt und im Christenthum unterrichtet, daß sie nur nach den Gesetzen gestraft, daß sie an Feiertagen mit Arbeit verschont würden (Herrera I, 9, 14) — Alles ohne Erfolg, und natürlich genug, da zugleich eine für die Spanier viel wichtigere Bestimmung erlaubte, von den nicht besiedelten Inseln Arbeiter in die Kolonien einzuführen, und deren Dienstbarkeit für erblich erklärte (Navarrete II, 356). Vieles ließ die Gesetzgebung unbestimmt, vielfach schwankte sie auch hin und her. Wie früher für Hojeda so wurde 1514 für

Pedrarias Davila (de Avila) als maßgebend hingestellt daß die Indianer unmittelbar zu persönlichen Dienstleistungen in Anspruch genommen, oder daß von den Caziken eine bestimmte Anzahl für eine gewisse Zeit zu diesem Zwecke gestellt werden, oder daß sie endlich ganz sich selbst überlassen bleiben, aber einen bestimmten Tribut zahlen sollten (Herrera I, 10, 7). Auch hatte man eine Proclamation aufgestellt die im Namen des Königs von Spanien den Eingeborenen vorgelesen werden sollte. In dieser wurde ihnen vom Papst erzählt und von der Kirche und von der Pflicht die sie hätten sich dem Könige zu unterwerfen — natürlich Alles in spanischer Sprache und in der Regel ohne Dolmetscher. Fruchtete diese Komödie nicht, so durften sie bekriegt und als Rebellen behandelt, d. h. zu Sklaven gemacht werden, was ohnehin und ohne jene Formalitäten in Rücksicht aller Canibalen (Cariben) erlaubt war (Herrera I, 7, 14, Oviedo XXIX, 7). Sehr verständig gaben zwei Häuptlinge in Darien dem Enciso auf die erwähnte Proclamation zur Antwort, daß sie mit der Lehre von einem Gotte der Himmel und Erde regiere ganz zufrieden seien, daß aber der Papst der verschenke was ihm nicht gehöre, und der König der ihn darum gebeten habe, Narren sein müßten (Herrera II, 1, 2).

Außer der Königin Isabella selbst waren es fast nur die Dominikaner denen das Schicksal der Indianer tiefer zu Herzen ging und die ein ernsthaftes Interesse für die Besserung ihrer Lage auch mit der That zeigten. Sie kamen im Jahre 1510 nach Española und ergriffen ihre Aufgabe mit edlem Eifer und lobenswerther Unerschrockenheit. Antonio Montesino hielt in einer sehr energischen Predigt offen den Spaniern das schwere Unrecht vor dessen sie sich schuldig machten, doch erreichte er nichts: es entstand große Aufregung und Erbitterung gegen die freimüthigen Mönche, die der Gefahr ernster Unruhen* zum Trotz seit dieser Zeit viele Jahre lang fortfuhren für ihre gute Sache öffentlich zu kämpfen — leider ohne etwas von Bedeutung auszurichten, denn die Gesetze von 1513, welche allerdings das Werk der Dominikaner und dazu bestimmt waren die Verhältnisse der Eingeborenen zu regeln und ihr Loos zu mildern, änderten factisch an ihrer Lage so

* Die Rücksicht auf solche Gefahr führte später zu dem Verbote von Las Casas' Schriften, an dem sich freilich deutlich zeigt daß es der spanischen Regierung mehr um die Verheimlichung als um die Beseitigung des Unrechtes zu thun war das den Indianern geschah.

gut wie nichts. Indessen fing man doch allmälich in Spanien an einzusehen welches Verderben die repartimientos anrichteten: dem Fr. de Garay wurde daher (1521) ebenso wie dem Vazquez de Aillon (1523) aufgegeben alle Stiftung neuer repartimientos zu unterlassen, weil in Española und S. Juan (Puerto rico) alles Unglück aus dieser Quelle entsprungen sei, die Indianer ganz wie andere Vasallen der Krone zu behandeln der sie einen regelmäßigen Tribut zu bezahlen hätten, gegen sie keine Angriffskriege zu führen und auch gegen die widerspänstigen nur nach dreimaliger Aufforderung zur Unterwerfung vorzuschreiten (Navarrete III, 150 f., Herrera III, 5, 1). Die Aufhebung des richtig erkannten Hauptübels selbst blieb gleichwohl noch unausgesprochen; erst als der „hohe Rath von Indien", Real y supremo Consejo de las Indias (1524) von Carl V. gegründet, und der Dominikaner Fr. Garcia de Loaysa als dessen Präsident eingesetzt worden war, geschah ein weiterer Schritt in dieser Richtung: die Cariben der tierra firme erklärte man ausdrücklich der Sklaverei für verfallen, die Eingeborenen der großen Antillen aber ebenso bestimmt für frei (Herrera III, 8, 10).

Es war zu spät um ihren Untergang noch aufzuhalten, zumal da es auch jetzt der Krone noch nicht rechter und voller Ernst war mit der Aufhebung der encomiendas selbst, und sie jetzt so wenig als früher einen Ausgang aus dem immer wiederkehrenden Widerspruch zu finden wußte, daß die Indianer durchaus freundlich behandelt werden, jedenfalls aber dienstbar sein sollten zur Ausbeutung der Schätze des Landes (Navarrete III, 347 und sonst). Indessen traten die Bemühungen der Regierung sie zu erhalten und ihnen Erleichterung zu verschaffen im J. 1526 kräftiger hervor: den als Sklaven gehaltenen sollte freigestellt werden in ihre Heimath zurückzukehren; in manchen Ländern, namentlich in Neu Spanien, sollte es gänzlich verboten sein Sklaven zu machen und im Gesicht zu zeichnen, und wo es solche gäbe, sollten sie der Obrigkeit nachgewiesen und von dieser gezeichnet werden (Herrera III, 9, 2 und 10, 4, IV, 4, 3). Ferner wurde verboten daß man sich zur Eroberung neuer Länder der Indianer bediene, und die encomenderos bei Strafe des Verlustes ihrer encomienda angewiesen in dem ihnen bestimmten Orte zu wohnen (ebend. III, 10, 8); daß keine dienstbaren Indianer besäße wer nicht am Orte oder ganz von Amerika abwesend wäre und in Spanien lebte, war schon früher verfügt

worden, aber wie von allen Bestimmungen dieser Art hatte man auch davon oft Ausnahmen gemacht (Navarrete II, 362). Es wurde dieß (1526, 1534 und öfter) auf's Neue eingeschärft (Remesal II, 14, Solorzano III, 27). Die Indianer sollten zum Lasttragen gar nicht mehr gebraucht werden, da jetzt die Kolonien mit Lastthieren hinreichend versorgt seien, noch zu Bauten und anderen schweren Arbeiten mit den Sklaven verwendet werden (1528, Herrera IV, 4, 3). Mit schweren Strafen wurde bedroht wer sie zur Dienstbarkeit zwingen und unbezahlte Arbeit thun lassen würde (ebend. III, 9, 2) und trotzdem hob der König die encomiendas selbst nicht auf, sondern empfahl dieß zwar, gestattete aber ihren Fortbestand, wenn man diesen für die Heranbildung und Christianisirung der Eingeborenen durchaus nothwendig fände! (ebend. III, 10, 10). Mit der Ausführung dieser so unbestimmten Gesetze wurden Dominikaner und Franciskaner beauftragt, diese sollten die repartimientos machen, wenn solche nöthig wären (ebend. IV, 2, 3). Die Phrase von der „Entlastung des königlichen Gewissens“ durch solche wohlwollenden Gesetze und die Ermahnung die Eingeborenen gut zu behandeln und zu christianisiren kehrt mit stereotyper Gedankenlosigkeit in ihnen stets wieder ohne daß dadurch in der Sache etwas geändert wurde, denn auch in den späteren Gesetzen ist fortwährend von den encomenderos und encomiendas als zu Recht bestehend die Rede.

Remesal (VII, 11) hätte sich demnach die Mühe ersparen können den Beweis zu versuchen daß die repartimientos stets gegen den Willen der Könige von Spanien gemacht worden seien. Die Unrichtigkeit dieser Behauptung liegt am Tage, so wahr es auch ist daß sie dieselben gern abgeschafft haben würden, wenn sie die Macht dazu gehabt und es mit ihrem Interesse vereinbar gefunden hätten. Was sie in dieser Hinsicht thaten, bestand nur in einer allerdings wesentlichen Veränderung die sie mit diesem Institut um 1526 vornahmen, nämlich darin, daß nicht die Indianer (denn diese waren nach dem Gesetze frei und Vasallen der Krone) den encomenderos zugetheilt sein, sondern nur der Tribut den sie an den König zu zahlen hätten, aber auch nur dieser, den letzteren zu Gute kommen sollte: dieß war fortan die gesetzlich bestimmte Bedeutung der encomienda, obwohl die bisherigen Widersprüche und Schwankungen der Gesetzgebung in Bezug auf sie auch noch jetzt keineswegs ganz beseitigt wurden (Solorzano III, 1).

Demgemäß war die encomienda ein Recht auf den Tribut einer bestimmten Anzahl von Indianern, das gewöhnlich für zwei Leben (Vater und Sohn) mit der Verpflichtung verliehen wurde für das leibliche und geistige Wohl derselben zu sorgen. Sonst hatte der encomendero kein Recht weiter an den Indianern, insbesondere kein Recht auf ihre Arbeitskraft, und man hat oft, besonders in späterer Zeit (1633) den Mißbrauch abzustellen gesucht, daß man statt des Tributes vielmehr Arbeit von ihnen forderte (ebend. 3). Den encomendero, dem die Gerichtsbarkeit über seine Indianer nicht zustand, der auch als Patron keinen gesetzlich gültigen Contract irgend einer Art mit seinen Schutzbefohlenen sollte schließen können (ebend. II, 21), machte das Gesetz verbindlich die Kosten der Rechtspflege, des Religionsunterrichtes, des Kirchenbaues u. s. f. zu tragen, für den Anbau des Landes zu sorgen und steinerne Häuser zu bauen, seinerseits nicht unter und mit den Indianern, sondern in einer Stadt zu leben, und verurtheilte ihn zum Verluste der encomienda selbst, wenn er sich Bedrückungen erlaubte. Dem Könige sollte er nur Kriegsdienste leisten im Falle eines Aufstandes oder eines Angriffes von außen (ebend. III, 4, 25 ff.) Da die encomiendas nur zur Belohnung persönlicher Dienste bestimmt waren, durften sie nicht verschenkt, verkauft, verpachtet oder verlassen, und selbst nicht verpfändet werden, doch riß eine Menge von Mißbräuchen in dieser Hinsicht ein: man trieb einen förmlichen Handel mit ihnen und gab sie oft zum Schein auf um sie dann wiederzuerhalten (ebend. 7, 15). Um die Spanier auf die Dauer an die Kolonien zu fesseln sollten sie nach einem Gesetze von 1536 auf den legitimen Sohn oder auf die Wittwe übergehen — eine Bestimmung die 1542 zwar aufgehoben, 1546 und 1552 aber so wiederhergestellt wurde, daß die sämmtlichen legitimen Söhne und Töchter und an letzter Stelle auch die Wittwe die encomienda erben konnten (ebend. 17).

Dieß Alles vermochte den bestehenden Uebeln nicht zu steuern, die bereits zu tief eingewurzelt und durch die Macht der Verhältnisse gestützt waren. Daß der Druck den die Indianer zu leiden hatten, sich gleich blieb, ist schon daraus verständlich daß es juristisch zweifelhaft war ob ihnen ein Recht der Klage gegen ihren encomendero zustehe (Solorzano III, 26). Wenn ein Untergebener seinen Vorgesetzten nur in hinreichendem Maaße Indianer und Gold lieferte, war er sicher daß ihm jede Schändlichkeit nachgesehen wurde (Oviedo XXIX, 9). Die In-

dianer, sagt Las Casas (Oeuvres I, 203) stehen unter dem Drucke von vier verschiedenen Herren: unter dem König dem sie Tribut zahlen, unter dem encomendero, unter dem Steuereintreiber, dem schlimmsten von allen, und ihrem eigenen Caziken. Wie wir weiter unten zeigen werden, wo wir die fernere Entwickelung dieser Verhältnisse in der späteren Zeit zu betrachten haben, kamen zu diesen vieren namentlich in Peru noch zwei andere, der Geistliche und der Corregidor. Der encomendero hieß bei den Indianern „der Teufel"; oft wurden die Caziken genöthigt Menschen für ihn zu rauben (Las Casas II, 14 ff., vgl. Oviedo, Sumario 483) oder ihre eigenen Unterthanen an Spanier als Sklaven zu verkaufen, da gegen solchen Kauf und Verkauf ein besonderes Gesetz gegeben werden mußte (1541, Herrera VI, 10, 1). Ferner boten Wucher und Hungersnoth eine Gelegenheit dar um die Indianer zu Sklaven zu machen. Da schon ein Diebstahl von 5 Maisähren mit der Strafe der Sklaverei bedroht war, säete man einige Körner an den Rand des Weges um zu einem solchen Vergehen zu verleiten, oder man benutzte in ähnlicher Weise das Gesetz daß ein Indianer der mit einer Sklavin Umgang pflog, mit seiner Familie dem Herren der letzteren zufiel (Las Casas, Oeuvres II, 26). Der Tribut den die Indianer gaben, sollte zwar nicht größer sein als der welchen sie früher an die einheimischen Häuptlinge gezahlt hatten, und es sollte ihnen frei stehen denselben auch in Naturalien zu erlegen, zu Minenarbeiten sollten sie gar nicht mehr verwendet, sondern diese ausschließlich durch Neger betrieben werden (1538, Herrera VI, 5, 4); die sog. „neuen Gesetze" von 1542 befreiten sogar die Eingeborenen von Puerto rico Cuba und Haiti bis auf Weiteres von allem Tribut und aller Dienstbarkeit (ebend. VII, 6, 5) — es mochte aber kaum noch der Mühe werth scheinen diese kümmerlichen Reste der früheren Bevölkerung mit besonderen gesetzlichen Bestimmungen zu bedenken, deren Erfolglosigkeit man ohnehin zum voraus wissen konnte.

Von Costa rica's älterer Geschichte und ehemaliger Bevölkerung ist nichts bekannt. Daß Columbus die Ostküste des Landes besucht und Jorge de Alvarado (1530) einen Eroberungszug dahin unternommen, sind die einzigen Daten die wir aus früherer Zeit besitzen. Erst seit der Mission der Franciskaner in Talamanca (1688—170

dem südlichen Theile des Landes, welche freilich durch einen allgemeinen Aufstand der Indianer (1692) unterbrochen wurde (Villagutierre III, 12) und durch einen zweiten gänzlich zu Grunde ging, hat man von den dortigen Völkern einige Kunde erhalten. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war das Land weit bevölkerter als späterhin, und es scheint daß Landbau und Baumwollenweberei in alter Zeit dort verbreitet war, daß die Eingeborenen namentlich Mais Bananen Tabak und Cacao bauten, welcher letztere neben Eiern Cigarren und andern Verbrauchsgegenständen dort noch neuerdings als Scheidemünze dient (Wagner u. Sch. 522, 241). Finden sich im Lande zwar nur geringe Spuren von alten Monumenten, so bezeugen doch die sehr regelmäßig geformten gefälligen Thongefäße, die massiven Schmucksachen von Gold welche aus den dortigen Gräbern stammen, und die kleinen Götzen (Adler, Fledermäuse) von Erz Gold und Kupfer, die sie schwerlich, wie sie sagen, erst von den Spaniern erhalten haben (Squier, Nicaragua II, 339, Ztsch. f. Allg. Erdk. VI, 12, Wagner und Sch. 561), daß die Eingeborenen von Talamanca früher auf einer höheren Culturstufe gestanden haben.

Gegen Ende des 17. Jahrh. waren die sehr kriegerischen Changuenes, welche an oder in der Lagune von Chiriqui lebten und sich von da in's Innere ausbreiteten das bedeutendste der dortigen Völker (Espinosa V, 1 f., 40); als das cultivirteste werden die Tojas auf der gleichnamigen Insel 6 Stunden von Puerto belo bezeichnet, indessen hatten sie keine Art von Regierung und nur die Weiber waren bei ihnen mit Mänteln bekleidet; den Spaniern waren sie durchaus feindlich. Ihnen im Westen, nach dem Südmeere hin, saßen die Terrabas (ebend. 2 und 44), wo noch jetzt ein Ort dieses Namens liegt, im Südosten die Torresques. Außerdem werden noch die Talamancas und Borucas genannt — die letzteren wohl am Südmeer, wo sich noch gegenwärtig die Namen Boruca und Burica finden, von denen der zweite schon von Andagoya angeführt wird (Navarrete III, 407). Die genannten Völker trieben Handel untereinander, hauptsächlich mit Salz Messern und Baumwollenzeug, und auf diese Weise hatten sich besonders die arbeitsameren Terrabas eiserne Geräthe in größerer Menge von den Borucas verschafft (Espinosa V, 2). Grobe Götzendiener waren sie zwar nicht, doch gab es Idole bei den Terrabas (Arricivita I, 7). Bei den Borucas und Talamancas mußte bis-

weilen ein Sklave seinem Herren in den Tod folgen (Espinosa a. a. O.).

Damals wie jetzt scheint es in Costa rica nur im Südosten von Boca del Toro nach dem stillen Meere hin noch Indianer in etwas größerer Anzahl gegeben zu haben (Wagner u. Sch. 555), man benennt diese Völker aber gegenwärtig fast alle mit anderen Namen. Die Blancos im Gebirge, welche für die weißesten Indianer gelten die es in den südlichen Theilen von Amerika giebt (Roberts 88) reden dieselbe Sprache wie die Talamancas und die Chiripo-Indianer oder Viceitas (Wagner u. Sch. 562 — im Vocabular ebend. und in den Sitzungsberichten der Wiener Akad. XV, 29 steht unrichtig Valientes statt Viceitas): ihr Wohnsitz läßt vermuthen daß sie die Changuenes Espinosa's sind, deren Name noch jetzt einem Flusse jener Gegend geblieben ist. Drei verschiedene Sprachen sprechen dagegen die wilden und rohen Tiribis (Terrabas?) von Boca del Toro bis zum Banana-Fluß, welche den genannten Völkern feindlich, ihre Gefangenen als Sklaven an die Mosquitoküste verkaufen oder deren Köpfe als Trophäen aufbewahren (Roberts 86 f.), die Valientes an der Ostseite der Chiriqui-Lagune und die Guatusos, welche Squier auch im Südosten des Nicaragua-See's angegeben hat (s. oben p. 275). Als Nachbarn der Valientes werden auch noch die Guaimies genannt (Ztsch. f. Allg. Erdk. VI, 7). Alle diese Völker sind fast gar nicht näher bekannt. Im Aeußeren fanden sie Wagner und Scherzer (557) den Dakotas der Vereinigten Staaten sehr ähnlich. Die Bergbewohner verehren die Sonne, die Strandbewohner das Meer. Das höchste Wesen benennen sie mit einem besonderen Namen (Sibu) und haben Zauberärzte (ebend. 559 ff.). Merkwürdiger Weise gelangen sie, wie man sagt, durch ein ganz ähnliches Verfahren zur Kenntniß ihres persönlichen Schutzgeistes wie die Indianer der Vereinigten Staaten, indem sie nämlich um die Pubertätszeit durch mehrtägige Fasten es dahin zu bringen wissen daß er ihnen in einer Vision erscheint; das in Gold gearbeitete Bild desselben tragen sie dann zeitlebens als Amulet (Ztsch. f. Allg. Erdk. VI, 12, vgl. oben III, 118). Milchgenuß und Salz verschmähen sie (Wagner und Sch. 559, woselbst einiges Nähere über ihre Sitten; über die der Valientes insbesondere bei Roberts 68 ff.).

In Veragua fand Columbus eine ebenso friedliche Bevölkerung wie auf den Antillen, sie war aber in äußerer Cultur etwas wei-

terfortgeschritten. Die dortigen Eingeborenen gingen bekleidet — anderwärts und namentlich am Fluß Veragua selbst fehlte indessen die Kleidung (P. Martyr 247) — , sie webten große baumwollene Tücher die sie dauerhaft bunt färbten, hatten Aexte von Kupfer und andere gegossene Metallsachen, und es gab dort Schmiede die mit allem nöthigen Handwerkszeug ausgerüstet waren. Mit der eigenthümlichen Goldlegirung die man Guanin nannte, waren sie in Menge versehen. (Navarrete I, 308, 283 ff., 299 ff., P. Martyr 245). Ueber einige Alterthümer von Veragua und das Volk der Savanerics (s. oben p. 272).

Etwas besser unterrichtet sind wir über die Völker der Landenge von Panamá und über die von Darien. Als Balboa, der Entdecker der Südsee, (1513) von S. Maria la Antigua del Darien an der Westseite des Golfes von Urabá ausgehend, diese Länder durchzog, herrschte in ihnen in ziemlich großer Ausdehnung die Cueva-Sprache. Sie reichte von Panama bis nach Chame, 15 leguas weit in der Richtung von Nata, in welcher es weiterhin viele verschiedene Sprachen gab (Oviedo XLIII, 1, der sich XXIX, 31 so ausspricht als ob auch Nata zum Gebiet der Cueva-Sprache gehöre). Nach Andagoya (bei Navarrete III, 398), dem Herrera (II, 3, 5) vorzugsweise gefolgt zu sein scheint, obgleich er kein ganz zuverlässiger Gewährsmann ist, breitete sie sich von Careta und Acla — Careta heißt noch jetzt ein Fluß unweit Cap Tiburon (Joaq. Acosta 51) — nach Westen über das Gebiet von Comagre (Comogre) und das eigentliche Cueva aus wo der Cazike Pocorosa herrschte, und erstreckte sich von dort bis in das 40 leguas weiter westlich gelegene Coiba, dessen Name wenigstens bei Gomara mit Cueva identisch ist und von Herrera (IV, 1, 10 f.) bisweilen Cuba geschrieben wird. In Nombre de Dios lebten die von Honduras eingewanderten Chuchures, die eine andere Sprache redeten, am Südmeer waren die Sprachen von Nata und Chiru ebenfalls verschieden von dem Cueva, dieses aber fand sich einerseits in Chame, das mit Coiba zusammengrenzte, und anderseits viel weiter östlich in Chochama wieder in der Nähe der Bai von S. Miguel (Andagoya a. a. O. 406, 408, 420), wo das Land des Caziken Chiape lag, zu welchem Balboa von Careta aus gelangte. Sein Entdeckungszug ging von Careta durch das Land von Ponca und Quarequa (Cuareca) nach Chiape und von da zurück über Tumaco und Poncra nach Tubanamá

(P. Martyr 147, 208, 211, Herrera I, 10, 1 ff., vgl. auch di Karte bei Helps).

In Darien, das wegen seines Goldreichthums Castilla de oro ge nannt wurde, und an der Küste des Golfes von Uraba lebten Menschen deren Farbe sich zwischen lohfarbig und bleichgelb hielt; Bart un Körperhaar, die bei ihnen ohnehin gering waren, entfernten sie, un wuschen sich sehr fleißig, weil sie sonst, wie sie selbst sagten, sehr üb riechen würden. Ihren Schädel fanden die Spanier vorzüglich dick un hart (Gomara 198 f., Oviedo, Sumario 486). In Escoria waren die Eingeborenen viel größer als anderwärts, gut gebaut und von schönen Zügen (Andagoya a. a. O. 412). Daß im Gebiete von Quarequa wirkliche Neger als Sklaven schon zu Balboa's Zeit von den Indianern gehalten wurden, versichern Gomara (198 un öfter), P. Martyr (209) und nach ihnen Alcedo (Art. Quareque ausdrücklich; wenn es indessen heißt daß die Spanier in Panam Sklaven mit Negergesichtern fanden die zu allen niederen Diensten ge braucht wurden, mit einem Eisen (?) gezeichnet und mit schwarzer Farb oder bunt tättowirt waren (Gomara 279), so ist man versucht dies Schwarzen mit Humboldt (Examen II, 82, vgl. Humboldt und Bonpland VI, 108 Anm.) nur für vorzüglich dunkle Amerikaner zu halten, wie diejenigen von denen Columbus hörte daß sie bisweilen von Süden oder Südwesten her* Angriffe auf Haiti machten. Es ließe sich aber allerdings auch, wenn dieser Schwarzen nicht viele waren, mit Helps (I, 360) an wirkliche Neger denken die von einem gestran deten Sklavenschiffe herrührten. Neuerdings sind die Indianer des Isthmus, nur mit Ausnahme derer von S. Blas und der Mandinga, die ihr Blut rein erhalten haben und sich auch von den Weißen durch aus fern halten, allerdings überall mit Negern gemischt (Gisborne 178). Ihre Farbe ist schwarzbraun, nur bei den Weibern heller und glänzender, ihre Statur weit geringer als die der Indianer in den nörd lichen Ländern; sie messen selten über 5′ 2—3″. Der Vorderkopf ist hoch und das Gesicht fast rund mit kurzer dicker Nase und tiefliegenden Augen, aber dünnen Lippen und wohlgebildetem Kinn. Das Haar am Körper reißen sie aus wie ehemals (Wafer 114 ff., Roberts 43 f.); auch ist eine Art des Tättowirens noch gebräuchlich (Wafer 29, 121).

* Cariben konnten dieß wegen der Hautfarbe nicht wohl sein (vgl. oben III, 371.)

Die jetzigen Bewohner des Landes sind (nach Seemann a. a. O.) die Manzanillos im nordöstlichen (nordwestlichen?) Theil von Panama, die kriegerischen Bayanos am Flusse Chepo, und die Cholos welche vom Golfe von S. Miguel bis zur Choco-Bai und von da bis zur Nordgrenze von Ecuador hinabreichen sollen. Anstatt der letzteren nennen Codazzi (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. I, 257 und Joaq. Acosta (31) die Cunas und Caimanes auf beiden Seiten des Golfes von Darien an den Ufern der kleinen Flüsse die sich in denselben ergießen; südlicher und zwar im Osten des Atrato die Zitaráes; noch weiter südlich, aber im Westen des letzteren Flusses, besonders am S. Juan der sich unter 4° 10′ in's Meer ergießt, die Noánamas; endlich die Chocóes an den Quellen des Baudó dessen Mündung unter 5° 8′ liegt. Oestlich von S. Blas an der Küste von Panama sind noch die Randinga-Indianer zu erwähnen, die von den Spaniern niemals unterworfen worden sind und auch jetzt noch die Untersuchung ihres Landes hartnäckig verweigern (Wafer, Gisborne).

Die Entdecker des Landes fanden daß die Eingeborenen von Panama in den meisten Hinsichten denen von Darien glichen, in Rücksicht ihrer religiösen Ansichten und ihres Cultus aber sich vorzüglich den Bewohnern von Haiti näherten (Gomara 279); insbesondere scheinen die dort gebräuchlichen Tänze an die Areitos auf den Antillen erinnert zu haben (Oviedo, Sumario 484). Da sie in Panama wiederholt Kunde vom Inca-Reiche erhielten, hat M'Culloh (339) die Vermuthung ausgesprochen daß sie sich mehr den Peruanern anschließen mögen als den Völkern die ihnen im Norden wohnen. Die sprachlichen Verhältnisse sind bis jetzt unbekannt.

Kleider wurden von diesen Völkern weniger des Anstandes wegen als zum Putz getragen: jenem zu genügen reichte für die Männer schon eine Muschel oder ein Stück Rohr hin, ein Gebrauch der von hier bis nach Cumana hin verbreitet war; nur die Reichen und Vornehmen trugen Baumwollenzeuge, die wahrscheinlich auf dieselbe mühselige Weise zwischen zwei Stöcken gewebt waren wie dieß noch neuerdings geschieht (Wafer 146). Die Weiber waren je nach ihrem Stande mit kürzeren oder längeren, bis auf die Knöchel reichenden baumwollenen Röcken bekleidet, die jedoch Brust und Arme frei ließen, und trugen besonders im Golf von Uraba eine Art von Schnürbrust oder Busenband von schwerem Goldblech das mit getriebenen Reliefsfiguren verziert war.

Auch Ohren-, Nasen- und Lippenschmuck waren gewöhnlich (Gomara 198, Oviedo XXIX, 26, Andagoya bei Navarrete III, 397). Die Kleidung hat sich, wie es scheint, bis auf den heutigen Tag nicht geändert; auch die großen Nasenringe der Weiber und die Mundbleche der Männer die beim Essen und Trinken in die Höhe gehoben oder abgelegt werden müssen, sind wahrscheinlich sich gleich geblieben (Wafer 122, 127). Auf die Goldsachen welche die Eingeborenen in großer Menge besaßen — Joaq. Acosta hebt hervor daß sie gegossen gewesen seien — legten sie zwar (nach Gomara 191 f.) keinen besonders hohen Werth, verarbeiteten dieses Metall aber doch zu mancherlei Schmucksachen, besonders für ihre vornehmen Todten, und zu Geräthen (P Martyr 150). Auch die Kunst des Vergoldens sollen si sehr gut verstanden haben (Oviedo, Sumario 510). Das Sammeln des Metalles geschah immer mit einer gewissen religiösen Scheu un nur von denen die sich durch Fasten und Purificationen dazu besonders vorbereitet hatten (P. Martyr 250): der Werth des Goldes war demnach für sie von sehr eigenthümlicher Art. Als Tauschmittel diente es nicht; es gab dort keine Art von Geld, aller Handel beruhte nur auf Tausch (Gomara 199).

Die Bewohner von Nata wohnten in runden Rohrhütten mit hohen und spitzigen, kirchthurmartigen Strohdächern (Oviedo XXIX, 27). Anderwärts in sumpfigen Gegenden waren die Wohnungen auf Bäumen gebaut und wurden auf Leitern erstiegen die man Nachts hinaufzog (P. Martyr 158, vgl. oben III, 393). Der Cazike Comogre besaß das solideste und schönste Haus das man bis dahin (1511) auf der tierra firme gesehen hatte (Herrera I, 9, 2). P. Martyr (148 f., vgl. Gomara 191) nennt es eine Festung, die mit einer 150 Schritte langen Mauer umgeben, aus wohl verbundenen starken Pfosten gebaut und 80 Fuß breit war.* Das Gebäude enthielt viele einzelne Zimmer und einen Saal mit sehr schöner stukaturähnlicher Arbeit an dem Dache und dem Fußboden. Es fanden sich darin die ausgetrockneten Leichen der verstorbenen Herrscher, die in reiche, mit Gold und Edelsteinen geschmückte Gewänder gekleidet und an baumwollenen Stricken aufgehängt waren. Auch große Vorräthe von Lebensmitteln und Wein in Menge waren vorhanden, unter wel-

* Gomara sagt „Schritte", nicht „Fuß", und giebt den im Folgenden erwähnten Saale diese Dimensionen.

chem letzteren wohl das berauschende Getränk zu verstehen ist das dort auch noch jetzt aus Maiskörnern bereitet wird welche die Weiber vorher zerkauen (Wafer 138). Sie bereiteten treffliches Salz aus dem Meerwasser (Oviedo, Sumario 508); neuerdings sind sie auch mit zahmem Geflügel versehen (Wafer 102). Der Cazike oder, wie wir hier vielmehr sagen müssen, der Chebí (Quebi) oder Tiba** Tubanamá, einer der bedeutendsten des Landes, besaß zwei Häuser von Holz, die 120 Schritte lang, 50 Schritte breit und geräumig genug zu einer Revue über seine Krieger für ihn waren (P. Martyr 231). Ganz ähnlich werden die Wohnungen auch neuerdings noch beschrieben und jetzt wie ehemals gehörte die Hängematte zu ihren Hauptbequemlichkeiten (Oviedo XXIX, 26, Wafer 133). Ihre Kähne faßten 50—60 Menschen, trugen Masten und baumwollene Segel (Oviedo XXIX, 32). Als Waffen führten sie nach Oviedo (XXIX, 26) nicht Bogen und Pfeil, sondern Keulen und Wurfspieße die mit einem Wurfholze geschleudert wurden; Andagoya (a. a. O. 403) und P. Martyr (147) geben statt der Keulen hölzerne Schwerter an, die mit scharfen Feuersteinen besetzt waren. Gomara (199) schreibt ihnen auch Bogen und Pfeil zu, die sich nebst Aexten und langen Messern in neuester Zeit bei ihnen finden (Wafer 159). Dampier (I, 47) sah am Golf von Darien auch Blasröhre im Gebrauch. Die Weiber kämpften wenigstens ehemals oft im Kriege mit, Pauken und Schellen gaben die Signale welche die Krieger zum Kampfe zusammenriefen; als Schutzwaffen dienten Schilde (Gomara 199).

Das Land war unter eine Menge kleiner voneinander unabhängiger Herrscher getheilt. Diese hatten eine unbegrenzte Macht und entschieden selbst über das Leben der Einzelnen (Oviedo XXIX, 26), ließen sich stets auf den Schultern ihrer Sklaven oder in Hängematten tragen und wurden sehr hoch geehrt (Gomara 199). Tribut erhielten sie nicht, aber es wurde vom Volke allgemein nur für sie gearbeitet: der Ertrag des Landbaues, der Jagd und des Fischfangs gehörte ihnen zu, sie theilten davon nach Belieben aus, und wenn einer ihrer Unterthanen (was öfters geschah) auch seinen Wohnsitz änderte, so verließ er doch das Gebiet seines Herren nicht (Oviedo, Sumario 485 f., XXIX, 27). Der Herrscher entschied auch alle Streitigkeiten und ver-

* Im südlichen Theile von Darien führt jetzt der Herrscher den Titel „Lacenta"; viele kleinere Häuptlinge sind ihm untergeben (Wafer 22).

traute dabei der Wahrhaftigkeit der Parteien in ihren Aussagen, da jede Lüge die man sich gegen ihn erlaubte, mit dem Tode gestraft wurde (Andagoya a. a. O. 399, Herrera II, 3, 5). Die Strafen für Verbrechen, die jedoch selten waren, bestanden meist in strenger Vergeltung (Andagoya), dem Dieb wurden die Hände oder Arme abgehauen, Kriegsgefangene zu Sklaven gemacht und als solche von ihrem Herren gezeichnet, z. B. durch das Ausschlagen eines Vorderzahnes (Gomara 199, Oviedo XXIX, 26). In neuerer Zeit erleidet der Dieb den Tod, dieselbe Strafe findet für Ehebruch statt und zwar an beiden schuldigen Theilen; als hauptsächliches Beweismittel in Rechtsstreitigkeiten wird von ihnen eine Art von Eid jetzt angewendet, dem sie „bei ihren Zähnen" (?) schwören sollen (Wafer 149). Die Würde des Herrschers erbte sonst der älteste Sohn, nach diesem hatten die jüngeren Söhne, dann die Töchter die nächsten Ansprüche, und so gingen auch die Söhne der jüngeren Kinder stets den Töchtern der älteren vor (Oviedo XXIX, 27). Unter dem Herrscher (Tiba) stand zunächst der Adel (die Sacos oder Pioaraylos), welcher theils erblich theils durch Auszeichnung im Kriege erworben war (Cabra), und unter diesem das Volk (ebend. 26, Andagoya a. a. O.).

Dieser Unterschied der Stände wurde streng festgehalten und bei der Ehe auf Ebenbürtigkeit gesehen. Polygamie war gewöhnlich. Die Hauptfrau gebot den übrigen und ihre Kinder erbten allein; Scheidung, Tausch und Verkauf der Weiber kamen öfters vor, besonders wenn die Ehe kinderlos blieb (Oviedo a. a. O., Gomara 199). Künstliche Fehlgeburten veranstalteten die Weiber häufig um ihre Schönheit zu erhalten, und es wird vielfach versichert daß Päderastie und andere Laster dieser Art in jenen Ländern sehr verbreitet gewesen seien, obgleich sie für unsittlich galten (Oviedo, Sumario 508). Nur Andagoya (a. a. O. 400) stellt diese Ausschweifungen in Abrede, und man wird geneigt sein ihm Glauben zu schenken, wenn man bedenkt daß der goldgierige und grausame Balboa es war, welcher den Herren von Quarequa von seinen Hunden um jener angeblichen Laster willen zerreißen ließ (Gomara 193, P. Martyr 208 f.), die, wie er hinzufügt, nur unter den Vornehmen geherrscht hätten, vom Volke aber verabscheut worden seien. Herrera (I, 10, 1, II, 3, 5) hat beide entgegengesetzte Angaben wiederholt ohne sich weiter darüber auszusprechen. Aus neuerer Zeit hören wir daß bei den Indianern von S. Blas

nur der Häuptling, der sogenannte „alte Mann," zwei Weiber haben darf, daß sie nur untereinander heirathen, obgleich sich die schädlichen Folgen davon bemerkbar machen, und Unzucht mit dem Tode bestrafen (Gisborne 155). Die Heirath wird in Darien mit einem großen Feste gefeiert; alle Gäste steuern dazu bei, bauen den Neuvermählten ein Haus und bestellen für sie ein Maisfeld. Die Weiber müssen bei ihnen hart arbeiten, thun dieß aber willig und gern, sie werden weder geschlagen noch auch nur gescholten (Wafer 151, 142).

Die Sonne wurde als Schöpfer der Welt, der Mond als sein Weib verehrt (Oviedo XXIX, 5, Gomara 199). Jenen scheinen sie Chipiripa genannt zu haben (Andagoya). Die Gewitter glaubte man im südlichen Theile des Landes von einem Weibe gesendet das Dabaiba hieß und nach seinem Tode göttliche Verehrung erhielt (P. Martyr 253). Gomara erzählt von Opfergaben die sie darbrachten, Oviedo (XXIX, 26) sogar von Menschenopfern und von Räucherungen die sie verrichteten, während Andagoya ihnen jeden Cultus abspricht; indessen berichtet er von Zauberern (Tequinas), die in einer besonderen Hütte ohne Dach sich mit dem Teufel (Tuira) unterredeten (vgl. Wafer 32). In Cueva folgten dem Herrscher seine Lieblingsweiber und seine Dienerschaft in den Tod, und glaubten indem sie sich vergifteten in seiner Umgebung eines anderen Lebens theilhaft zu werden, von welchem die übrigen ausgeschlossen blieben (Gomara 279, Oviedo XXIX, 31). Hier und da ließen sie sich bei einem großen Leichenfeste lebendig mit ihm begraben. In manchen Gegenden wurden die Leichen der Herrscher am Feuer getrocknet oder vielmehr ausgebraten, in viele Tücher gewickelt und im Hause aufgestellt oder aufgehängt (Oviedo a. a. O. und Sumario 483 f., Gomara 199, Andagoya).

Darien das die Spanier sehr bevölkert fanden, litt zunächst durch Balboa, dann noch stärker durch Pedrarias Davila. Man kann bei Oviedo (XXIX, 10) eine Menge von Schandgeschichten lesen deren Helden diese Räuber sind. Sehr viele Menschen wurden von den Conquistadoren namentlich aus Darien fortgeschleppt um mit ihrer Hülfe andere Länder zu erobern (ebend. 25), und im Anfange des 17. Jahrhunderts waren die Eingeborenen der Provinz Panama durch die Spanier bereits so weit aufgerieben, daß es dort mehr Neger als Indianer gab (de Laet VIII, 1) — auch die Mischung beider Raçen miteinander scheint in nicht unbedeutendem Maaße zur Verminderung



Menge besaßen — Joaq. Acosta hebt hervor daß
sen seien — legten sie zwar (nach Gomara 191 f.)
hohen Werth, verarbeiteten dieses Metall aber do
Schmucksachen, besonders für ihre vornehmen Tod
räthen (P Martyr 150). Auch die Kunst des Ver
sehr gut verstanden haben (Oviedo, Sumario 510).
des Metalles geschah immer mit einer gewissen relig
nur von denen die sich durch Fasten und Purificatione
vorbereitet hatten (P. Martyr 250): der Werth des
nach für sie von sehr eigenthümlicher Art. Als Tausch
nicht; es gab dort keine Art von Geld, aller Handel
Tausch (Gomara 199).

Die Bewohner von Rata wohnten in runden
hohen und spitzigen, kirchthurmartigen Strohdächern
27). Anderwärts in sumpfigen Gegenden waren die
Bäumen gebaut und wurden auf Leitern erstiegen
hinaufzog (P. Martyr 158, vgl. oben III, 393). T
gre besaß das solideste und schönste Haus das man
auf der tierra firme gesehen hatte (Herrera I, 9,
(148 f., vgl. Gomara 191) nennt es eine Festun
150 Schritte langen Mauer umgeben, aus wohl v
ken Pfosten gebaut und 80 Fuß breit war.* Da
hielt viele einzelne Zimmer und einen Saal mit se
turähnlicher Arbeit an dem Dache und dem Fußbo
sich darin die ausgetrockneten Leichen der verstorbenen

redeten dieselbe Sprache (P. Simon II, 4, 11, Piedrahita II, 6, Oviedo XXVI, 27). Im Südosten war Lengupá die Grenze der Chibcha-Sprache (Piedr. V, 2); zwischen Bogota und Tunja wird namentlich der See von Guatavita als ein berühmtes Heiligthum dieses Volkes genannt; im Norden grenzte das Gebiet von Tunja an das des mächtigen Häuptlinges Tundáma oder Duytama, welches unweit des heutigen Payppa lag (Piedrahita II, 6, V, 3 u. 5) und ebenfalls von Chibchas bewohnt gewesen zu sein scheint; endlich gehörte diesem Volke östlich von Tunja das Land Iraca, welches gewöhnlich nach seinem Herrscher Sugamuxi oder Sagamozo genannt wird (ders. II, 7). Etwas bestimmter als diese Andeutungen allein erlauben würden, hat Joaq. Acosta (187), welchem Uricoechea zu folgen pflegt, den Umfang des Chibchalandes angegeben: es umfaßte nach ihm Bogota und Tunja, die Thäler von Fungasugá, Pacho, Caqueza und Tensa, d. h. die Distrikte von Ubaté, Chiquinquirá, Moniquirá, Leyva, und ging über S. Rosa und Sogamoso bis zur höchsten Spitze der Cordilleren wo man die Ebenen des Casanare sieht; es erstreckte sich etwa von 4° bis 6° n. B. in einer Ausdehnung von ungefähr 45 leguas von Süden nach Norden und reichte 12—15 leguas von Osten nach Westen. Als die ersten, d. h. wohl die nördlichsten Indianer welche zu diesem Volke gehören, bezeichnet P. Simon (I, 2, 7) die Chicamocha. Eine zu große Ausdehnung giebt wohl Humboldt (Vues 249) der Chibcha-Sprache, wenn er sie vom Ariari und Meta bis in den Norden des Flusses Sagamozo reichen läßt. Daß in den Gebirgen jenseits des Magdalenenflusses dasselbe Volk wie in Bogota gelebt habe, ist eine offenbar unrichtige Angabe Oviedo's (XXVI, 11), wie sich sogleich zeigen wird.

Piedrahita (I, 2), ein sorgfältiger Schriftsteller von gesundem kritischen Urtheil, dem die handschriftlichen Berichte Quesada's und des Lic. Castellanos zu Gebote standen, unterscheidet sechs Hauptvölker von Neu Granada: die Pantogoros und die Panches auf beiden Seiten des Magdalenenflusses, den letzteren benachbart in der Gegend von Tocayma, südwestlich von Bogota, die räuberischen Sutagaos mit den Neyvas, die äußerst rohen Chitareros in dem Gebiete des jetzigen Pamplona, die Laches, welche der Fluß Sagamozo vom Lande des Tundama trennte, mit Einschuß der Tamez oder Tammez im Gebirge unweit des Hafens von Cazanare und der

der letzteren beigetragen zu haben. Die Perlinseln, erzählt schon Cieza (356) haben ihre frühere Bevölkerung verloren, und man hat diese theils durch Neger theils durch Indianer von Nicaragua und der Insel Cubagua ersetzt.

Die Chibchas und ihre Nachbarn.

Unter den Völkern von Neu Granada, welche die Entdecker in eine große Anzahl verschiedener Sprachen getheilt fanden, sind die Chibchas, Muiscas oder Mozcas das interessanteste. Ausgezeichnet durch höhere Cultur vor ihren großentheils äußerst barbarischen Nachbarn, stehen sie zugleich in dieser Hinsicht so selbstständig da, daß sich nach den vorhandenen Nachrichten nicht daran denken läßt ihre Künste und Kenntnisse von auswärts herzuleiten, sei es vom Süden aus Peru oder vom Norden aus Mittelamerika.

Die Sprache dieses Volkes, die nach Jomard noch nicht ganz erloschen sein soll (Ztsch. f. Allg. Erdk. VI, 167), hieß Chibcha (P. Simon II, 4, 4, Piedrahita II, 1); das Wort Muisca oder Mozca bedeutet in derselben „Leute, Person“ (Joaq. Acosta 189 nota), und soll dadurch zum Namen des Volkes selbst geworden sein, daß die Eingeborenen häufig mit demselben auf die an sie gerichteten Fragen antworteten (Piedrahita IV, 5). Wahrscheinlicher ist daß sie im nördlichen Theile von Peru diesen Namen führten, da Belalcazar, als er dort die erste Kunde von Neu Granada und dem Dorado erhielt, das Land Muizqueta und dessen Herrscher Bogotá nennen hörte (P. Simon II, 3, 1): es ist eine Ungenauigkeit Herrera's (VI, 5, 5) wenn er berichtet daß sich das Volk selbst Moxca genannt habe. Der Herrscher desselben hieß Bogota (Gomara 201), und wie die Spanier hier das Land mit dem Namen seines Herren bezeichneten, so geschah es auch weiter südlich in Popayan (Cieza 382, Herrera, Descr. 18).

Die beiden Hauptzweige des Chibchavolkes lebten in Bogota und in Tunja; in ihren Mythen und Sagen zwar verschieden, glichen sie einander im Aeußeren, hatten im Wesentlichen dieselbe Religion und

redeten dieselbe Sprache (P. Simon II, 4, 11, Piedrahita II, 6, Oviedo XXVI, 27). Im Südosten war Lengupá die Grenze der Chibcha-Sprache (Piedr. V, 2); zwischen Bogota und Tunja wird namentlich der See von Guatavita als ein berühmtes Heiligthum dieses Volkes genannt; im Norden grenzte das Gebiet von Tunja an das des mächtigen Häuptlinges Tundáma oder Duytama, welches unweit des heutigen Pappa lag (Piedrahita II, 6, V, 3 u. 5) und ebenfalls von Chibchas bewohnt gewesen zu sein scheint; endlich gehörte diesem Volke östlich von Tunja das Land Iraca, welches gewöhnlich nach seinem Herrscher Sugamuxi oder Sagamozo genannt wird (ders. II, 7). Etwas bestimmter als diese Andeutungen allein erlauben würden, hat Joaq. Acosta (187), welchem Uricoechea zu folgen pflegt, den Umfang des Chibchalandes angegeben: es umfaßte nach ihm Bogota und Tunja, die Thäler von Fungasugá, Pacho, Caqueza und Tensa, d. h. die Distrikte von Ubaté, Chiquinquirá, Moniquirá, Leyva, und ging über S. Rosa und Sogamoso bis zur höchsten Spitze der Cordilleren wo man die Ebenen des Casanare sieht; es erstreckte sich etwa von 4° bis 6° n. B. in einer Ausdehnung von ungefähr 45 leguas von Süden nach Norden und reichte 12—15 leguas von Osten nach Westen. Als die ersten, d. h. wohl die nördlichsten Indianer welche zu diesem Volke gehören, bezeichnet P. Simon (I, 2, 7) die Chicamocha. Eine zu große Ausdehnung giebt wohl Humboldt (Vues 249) der Chibcha-Sprache, wenn er sie vom Ariari und Meta bis in den Norden des Flusses Sagamozo reichen läßt. Daß in den Gebirgen jenseits des Magdalenenflusses dasselbe Volk wie in Bogota gelebt habe, ist eine offenbar unrichtige Angabe Oviedo's (XXVI, 11), wie sich sogleich zeigen wird.

Piedrahita (I, 2), ein sorgfältiger Schriftsteller von gesundem kritischen Urtheil, dem die handschriftlichen Berichte Quesada's und des Lic. Castellanos zu Gebote standen, unterscheidet sechs Hauptvölker von Neu Granada: die Pantogoros und die Panches auf beiden Seiten des Magdalenenflusses, den letzteren benachbart in der Gegend von Tocayma, südwestlich von Bogota, die räuberischen Sutagaos mit den Neyvas, die äußerst rohen Chitareros in dem Gebiete des jetzigen Pamplona, die Laches, welche der Fluß Sagamozo vom Lande des Tundama trennte, mit Einschuß der Tamez oder Tammez im Gebirge unweit des Hafens von Cazanare und der

der letzteren beigetragen zu haben. Die Perlinseln, erzählt schon Cieza (356) haben ihre frühere Bevölkerung verloren, und man hat diese theils durch Neger theils durch Indianer von Nicaragua und der Insel Cubagua ersetzt.

Die Chibchas und ihre Nachbarn.

Unter den Völkern von Neu Granada, welche die Entdecker in eine große Anzahl verschiedener Sprachen getheilt fanden, sind die Chibchas, Muiscas oder Mozcas das interessanteste. Ausgezeichnet durch höhere Cultur vor ihren großentheils äußerst barbarischen Nachbarn, stehen sie zugleich in dieser Hinsicht so selbstständig da, daß sich nach den vorhandenen Nachrichten nicht daran denken läßt ihre Künste und Kenntnisse von auswärts herzuleiten, sei es vom Süden aus Peru oder vom Norden aus Mittelamerika.

Die Sprache dieses Volkes, die nach Jomard noch nicht ganz erloschen sein soll (Ztsch. f. Allg. Erdk. VI, 167), hieß Chibcha (P. Simon II, 4, 4, Piedrahita II, 1); das Wort Muisca oder Mozca bedeutet in derselben „Leute, Person" (Joaq. Acosta 189 nota), und soll dadurch zum Namen des Volkes selbst geworden sein, daß die Eingeborenen häufig mit demselben auf die an sie gerichteten Fragen antworteten (Piedrahita IV, 5). Wahrscheinlicher ist daß sie im nördlichen Theile von Peru diesen Namen führten, da Belalcazar, als er dort die erste Kunde von Neu Granada und dem Dorado erhielt, das Land Muizqueta und dessen Herrscher Bogotá nennen hörte (P. Simon II, 3, 1): es ist eine Ungenauigkeit Herrera's (VI, 5, 5) wenn er berichtet daß sich das Volk selbst Mozca genannt habe. Der Herrscher desselben hieß Bogota (Gomara 201), und wie die Spanier hier das Land mit dem Namen seines Herren bezeichneten, so geschah es auch weiter südlich in Popayan (Cieza 382, Herrera, Descr. 18).

Die beiden Hauptzweige des Chibchavolkes lebten in Bogota und in Tunja; in ihren Mythen und Sagen zwar verschieden, glichen sie einander im Aeußeren, hatten im Wesentlichen dieselbe Religion und

redeten dieselbe Sprache (P. Simon II, 4, 11, Piedrahita II, 6, Oviedo XXVI, 27). Im Südosten war Lengupá die Grenze der Chibcha-Sprache (Piedr. V, 2); zwischen Bogota und Tunja wird namentlich der See von Guatavita als ein berühmtes Heiligthum dieses Volkes genannt; im Norden grenzte das Gebiet von Tunja an das des mächtigen Häuptlinges Tundáma oder Duytama, welches unweit des heutigen Paypa lag (Piedrahita II, 6, V, 3 u. 5) und ebenfalls von Chibchas bewohnt gewesen zu sein scheint; endlich gehörte diesem Volke östlich von Tunja das Land Iraca, welches gewöhnlich nach seinem Herrscher Sugamuxi oder Sagamozo genannt wird (ders. II, 7). Etwas bestimmter als diese Andeutungen allein erlauben würden, hat Joaq. Acosta (187), welchem Uricoechea zu folgen pflegt, den Umfang des Chibchalandes angegeben: es umfaßte nach ihm Bogota und Tunja, die Thäler von Fungasugá, Pacho, Caqueza und Tensa, d. h. die Distrikte von Ubaté, Chiquinquirá, Moniquirá, Leyva, und ging über S. Rosa und Sogamoso bis zur höchsten Spitze der Cordilleren wo man die Ebenen des Casanare sieht; es erstreckte sich etwa von 4° bis 6° n. B. in einer Ausdehnung von ungefähr 45 leguas von Süden nach Norden und reichte 12—15 leguas von Osten nach Westen. Als die ersten, d. h. wohl die nördlichsten Indianer welche zu diesem Volke gehören, bezeichnet P. Simon (I, 2, 7) die Chicamocha. Eine zu große Ausdehnung giebt wohl Humboldt (Vues 249) der Chibcha-Sprache, wenn er sie vom Ariari und Meta bis in den Norden des Flusses Sagamozo reichen läßt. Daß in den Gebirgen jenseits des Magdalenenflusses dasselbe Volk wie in Bogota gelebt habe, ist eine offenbar unrichtige Angabe Oviedo's (XXVI, 11), wie sich sogleich zeigen wird.

Piedrahita (I, 2), ein sorgfältiger Schriftsteller von gesundem kritischen Urtheil, dem die handschriftlichen Berichte Quesada's und des Lic. Castellanos zu Gebote standen, unterscheidet sechs Hauptvölker von Neu Granada: die Pantogoros und die Panches auf beiden Seiten des Magdalenenflusses, den letzteren benachbart in der Gegend von Tocayma, südwestlich von Bogota, die räuberischen Sutagaos mit den Neyvas, die äußerst rohen Chitareros in dem Gebiete des jetzigen Pamplona, die Laches, welche der Fluß Sagamozo vom Lande des Tundama trennte, mit Einschuß der Tamez oder Tammez im Gebirge unweit des Hafens von Cazanare und der

Achaguas (vgl. oben III, p. 428), endlich die Mozcas in den centralen Theilen von Neu Granada. Die Pantogoros hatten einen großen Theil der Westseite des Magdalenenflusses inne, sie besaßen insbesondere die zwischen Anserma und Ibague gelegene Provinz Quimbaya (Piedrahita VII, 7); zu ihnen gehörten die Pijaos, das mächtigste und tapferste Volk im Gebiete von Popayan, welches sich im Thale des Cauca von Cartago bis gegen Popayan hin und südlicher von Almaguer aus in das Thal von Neyva und bis nach S. Juan de los Llanos hinüber erstreckte (ders. IV, 1). Die Panches, ein äußerst rohes nicht zahlreiches Gebirgsvolk das mit den Mozcas in beständiger Feindschaft lebte, wohnten im Südwesten von Bogota (ders. II, 2, V, 1). Ximenez (bei Ternaux, Recueil de documents 1840 p. 168) giebt ihren Sitz auf der Ostseite des Magdalenenflusses an; nach Joaq. Acosta (298) hätten sie sich über den ganzen westlichen Theil der Cordillere ausgebreitet von Villeta an, wo sie mit den noch wilderen Colimas zusammengrenzten, bis zur Sierra Tibacuy, wo das Gebiet der Sutagaos begann, so daß ihr Land fast 30 leguas lang und 10 leguas breit war. Daß Herrera (Descr. 16) die Sprache der Panches die am weitesten verbreitete in diesen Gegenden nennt, scheint ebenso unrichtig zu sein als daß er (VI, 5, 5) sagt, die Mozcas seien von ihnen rings umgeben gewesen. Vielleicht den Panches verwandt, wenigstens ihnen benachbart und nicht minder barbarische Völker waren die Muzos (Musos) und Colimas im Norden und Nordwesten von Bogota und etwas mehr als 20 leguas von diesem entfernt (Piedrahita I, 2) wo sich noch jetzt der Ort Muzo findet. Vater (Mithrid. III, 2, 701) hat die Musos unrichtig mit den Muiscas identificirt, mit denen sie in erbitterter und um so gefährlicherer Feindschaft lebten, als sie dieselben am westlichen Gebirgsrande wie ein Kranz umgaben (Joaq. Acosta), während weiter im Süden in der Gegend von La Palma die Colimas (Acosta 342) und dann zwischen den Flüssen Pazca und Sumapaz die Sutagaos saßen (Alcedo, Art. Sutagaos). In den Ebenen von Neyva nennt Piedrahita (I, 2) die Natagaymas und im Gebirge an der Grenze von Popayan die Coyaimas. Als eines der Hauptvölker dieser Gegenden sind noch die Paezes zu erwähnen, welche hauptsächlich im Osten von Popayan an dem Flusse wohnten (Pais) der noch jetzt ihren Namen trägt (Rodriguez I, 6). Von Herrera (VI, 8, 3 f.) werden sie zwischen

Timana und Popayan gesetzt und mit den Yalcones zusammen genannt. Daß Piedrahita (IV, 1) die Omaguas neben den Pijaos und Paezes als eines der bedeutendsten Völker von Popayan anführt, haben wir schon anderwärts hervorgehoben (S. oben III, 427).* Von den Völkern welche Rodriguez (I, 6) außer den bisher genannten noch in Neu Granada angiebt, haben die Chocoes und Noanamas schon oben (p. 347) ihre Stelle gefunden, von mehreren andern aber, den Chirambiraes Chancos u. s. f., sind nur die Namen bekannt. Im Norden der Mozcas führt Acosta (188) noch die Agataes und Guanes an, welche letzteren 20 leguas östlich von Velez wohnten und vorzüglich hellfarbige und schöne Weiber hatten (Piedrahita VII, 2), und die Yariguies zwischen den Flüssen Sagamozo und Opon (Acosta 337). Vielleicht gehören auch die Choques hierher zu denen Georg v. Speier (1536) jenseits des Papamene vordrang; sie lebten in stark befestigten Dörfern und ihre Weiber begrüßten die Fremden indem sie mit einem Isopzweige Wasser auf sie sprengten. Oviedo (XXV, 14) erwähnt der Choques unter 1° n. Breite am Bermejo.

Ueber die physischen Eigenthümlichkeiten der genannten Völker ist nur Weniges bekannt. Oviedo (XXVI, 23) sagt von den Chibchas daß sie etwas größer und von schönerem Gesichte waren als die Indianer der Küste, Herrera (VI, 5, 6) bezeichnet sie als heller und besonders ihre Weiber als hübsch im Vergleich mit anderen Indianerinnen. Die Schilderung Uricoechea's (50) stimmt hiermit wenig überein: er nennt sie klein und dick mit horizontal stehenden Augen und großer Nase, kleiner Stirn, dicken Lippen und vorstehendem Unterkiefer. In neuerer Zeit lebt am See Guatavita ein elender Menschenschlag (J. P. Hamilton 153), der mit den alten Bewohnern dieser Gegenden keine Aehnlichkeit mehr zu haben scheint. Die Bewohner von Arma waren mittelgroß und wie die übrigen von dunkelbrauner Farbe (Cieza 371). Eingeborene mit großen weißen Bärten, auch ein solcher mit großem rothen Bart, werden bisweilen, doch, wie es scheint, nur ausnahmsweise erwähnt (Piedrahita IX, 2 u. 5, II, 7). Dagegen ist die Abplattung der Stirn und des Hinterkopfes bei den Panches und Pijaos als nationale Eigenthümlichkeit hervorzuheben (ders. I, 2). Die Pan-

* Die Namen aller bekannten Völker von Popayan hat Velasco (III 1, 18, 9) in eine Tafel zusammengestellt.

togoros der Provinz Quimbaya und die Chancos welche an Ancerma grenzten, gaben ihren Kindern durch aufgelegte Breter eine künstliche Kopfform, die jedoch in verschiedenen Gegenden von verschiedener Art war (Cieza 378). Uricoechea (Tafel II) hat zwei Schädel von Eingeborenen der Provinz Velez abgebildet, welche beide eine sehr niedergedrückte, offenbar künstlich abgeplattete Stirn zeigen; der eine ist lang nach hinten ausgezogen, der andere zeigt mehr abgerundetes Hinterhaupt. Bei den Chibchas selbst scheint keine Deformation des Schädels stattgefunden zu haben. Die Paes (wahrscheinlich die vorhin genannten Paezes) in Popayan sind fast so hellfarbig wie die Europäer und haben etwas Bart (Velasco I, 4, 8, 21).

Einige Andeutungen über die älteste Geschichte der Chibchas finden sich zunächst in ihrer Mythologie. Nächst der Sonne wurde in Bogota Chibchatchum (Chibchacum), allgemeiner jedoch Bochica verehrt: jener war der Gott der Kaufleute Handwerker und Landbauern, dieser der Gott des Adels, der Usaques oder Häuptlinge (P. Simon II, 4, 4); jener war Nationalgott, wie schon sein Name vermuthen läßt, und wahrscheinlich der ältere, dieser der Gott der herrschenden Kaste und vermuthlich erst in Folge einer politischen Umwälzung zu Ehre und Ansehn gelangt. Andere Götter scheinen durch Bochica verdrängt und deren Attribute auf ihn übertragen worden zu sein, wenn nicht etwa dieser Schein, was auch wohl möglich ist, auf einem bloßen Irrthum der spanischen Berichterstatter beruht. Dieß gilt vor Allem von Chimizapagua, Nempterequeteva (Nemterequetaba) oder Xue, dem von Osten, von Pasca her gekommenen Heros auf welchen die ältesten Sagen der Chibchas den Ursprung der Cultur zurückführen. Dieser nämlich wird, wie Joaq. Acosta (208) richtig bemerkt, bei den ältesten Schriftstellern, namentlich bei P. Simon, von Bochica unterschieden, sonst aber (z. B. von Piedrahita I, 3) vielfach mit ihm vermengt. Er wird als ein Mann mit großem Barte geschildert, der eine Kopfbinde und Tunica ohne Kragen und Mantel, das alte Kostüm der Chibchas trug. Die Kunst des Spinnens und Webens und die Gründung eines geordneten Staates mit weisen Gesetzen werden auf ihn zurückgeführt. Ein schönes Weib, das Chie (Chia), Huytaca, Xubchasgagua (Yubecayguaya) genannt wird, wußte später die Menschen von ihm abwendig zu machen und zum Ungehorsam gegen seine Lehren zu verleiten (P. Simon II, 4, 3), wurde aber zur Strafe von ihm

in eine Eule, nach Andern in den Mond verwandelt. Unter den Wohlthaten welche Chimizapagua, der Bote des höchsten Gottes, den Menschen erwies, wird hauptsächlich hervorgehoben daß er — nach einer anderen Ueberlieferung war es Bochica —, als Chibchacum einst aus Zorn eine große Ueberschwemmung geschickt hatte, im Regenbogen erschien, durch einen Schlag mit seinem goldenen Stabe an die Felsen von Tequendama den dortigen Wasserfall entstehen ließ und, als er so der Noth abgeholfen hatte, den Chibchacum in die Erde verbannte, als deren Träger er jetzt bisweilen Erdbeben verursacht. Die Spur seines Fußes soll er in einem Felsen in der Provinz Ubaque hinterlassen haben und nachdem er einige zwanzig Jahre in Sagamozo gelebt hatte, dessen Herrscher der Erbe seiner Heiligkeit und Macht wurde, in den Himmel versetzt worden sein (Piedrahita I, 3). Was P. Simon (II, 4, 11 f.) von dem Culturheros Sadiguia-Sonoda erzählt der in Tunja und namentlich in Sagamozo gelebt und gelehrt habe, stimmt mit den Angaben über Chimizapagua oder Nemterequetaba so nahe zusammen, daß wir beide für eine und dieselbe Person halten dürfen. Durch ihn, fügt er hinzu, gelangte Sagamozo zu großem Ruhm und hoher religiöser Bedeutung; die Würde jenes großen Mannes, der öfters auch Idacanzas genannt wird, erbte nicht fort, wie dieß bis dahin gewöhnlich gewesen war, sondern Sagamozo wurde ein Wahlreich dessen Herrscher abwechselnd aus den Orten Tobazá und Firabitóba stammen und durch vier Electoren bestellt werden sollte. Im Falle eines Streites bei der Wahl sollte der Tundama Schiedsrichter sein (Piedrahita II, 7). Auch in späterer Zeit stand der Oberpriester von Sagamozo in außerordentlichem Ansehn: nur der Krieg galt für gerecht welchen er dafür erklärte, und wenn man trotzdem in ihm unterlag, so folgte große Trauer, weil man der eigenen Sündhaftigkeit die Schuld daran beimaß (Piedrahita I, 4).

Das theokratisch regierte Reich von Sagamozo oder Iraca, dessen Gründung die Sage auf den Culturheros der Chibcha selbst zurückführt, scheint demnach das älteste im Lande gewesen zu sein, gleichzeitig mit ihm bestand aber bereits die Herrschaft des Tundama. Auch der Häuptling von Guatavita soll schon in alter Zeit große Macht besessen haben (P. Simon II, 3, 2). Die größeren Reiche des Zaque in

in Tunja* und des Zippa in Bogota gehören erst der späteren Zeit an, und zwar soll das erstere, welches nach einer, jedoch nicht allgemein angenommenen Ueberlieferung das gesammte Land der Chibchas umfaßte, durch einen der Priesterkönige von Iraca gegründet worden sein, welcher die Königswahl in Tunja (eigentlich: Hunsa) auf Hunzahúa lenkte. Dieser nahm den Titel Zaque an und gelangte zu einer weit ausgebreiteten Herrschaft. Von seinen Nachfolgern wird nur Thomagata genannt (Piedrahita II, 6); durch das Emporkommen der Zippas aber, etwa 70 Jahre vor der Ankunft der Spanier, scheint ihre Macht stark geschmälert worden zu sein. Sie erstreckte sich zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Spanier im Osten bis zur Cordillere, im Westen bis nach Sachica und Tinjacá, reichte im Süden bis Turmeque und im Norden bis an die Grenze des Tundama und des heiligen Landes von Iraca (Acosta 193). Ebenso wie der Zaque schwang sich auch der Zippa nur durch Gewalt zur Herrschaft empor, denn vor ihrem Auftreten gab es bei den Chibchas lauter kleine voneinander unabhängige Herren (P. Simon II, 4, 6). Der erste bekannte Zippa ist Saguanmachica (um 1470), den die historischen Ueberlieferungen von Tunja, welche übrigens voll Fabeln sind, als einen Rebellen gegen dieses letztere Reich bezeichnen. Allerdings führte er Kriege gegen den Zaque von Tunja, der damals sehr mächtig war, dehnte aber seine eigene Herrschaft hauptsächlich nach Süden aus und unterwarf namentlich die Sutagaos (Piedrahita II, 1 u. 6, Acosta 190). Sein Nachfolger Nemequene (1490) setzte die von ihm angefangenen Eroberungen fort, unterjochte Guatavita, im Südosten Ubaque nebst mehreren andern Ländern, und wendete sich dann gegen Tunja das mit Sagamozo verbündet, in alter Feindschaft mit diesem südlichen Reiche stand, wurde aber vom Zaque geschlagen und starb an den im Kampfe erhaltenen Wunden (P. Simon II, 4, 15 ff., Piedrahita II, 2 ff. u. 9). Thysquezuza welcher ihm folgte, hatte den Thron inne als die Spanier in das Land eindrangen. Er residirte in Muequetá, das jetzt Funza heißt, und herrschte damals erst seit kurzer Zeit über Ebaque (Ubaque, Ibague?) Guasca, Guatavita, Zipaquirá, Fusagasugá und Ebaté (Ubate), doch hatten alle diese eroberten Länder ihre ursprünglichen Verfassungen behalten: der Zippa, der Zaque und der Häuptling von Sagamozo oder Iraca waren damals die drei be-

* Nach Acosta (188) residirte der Zaque ursprünglich in Ramiriqui.

deutendsten voneinander unabhängigen Herren welche über die Chibchas geboten (Acosta 188).

Die Macht des Herrschers war bei den Chibchas unbeschränkt: er gebot über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen. Unter ihm standen die Häuptlinge, der Adel welcher in mehrere Rangklassen abgetheilt und insofern von ihm abhängig war, als er der Bestätigung durch ihn in seiner Würde bedurfte, daher er sich ihm nie ohne Geschenke nahete (P. Simon II, 4, 6, Piedrahita I, 5). Der Herold welcher seinen Willen verkündigte, war der höchste Staatsbeamte. Aus Ehrfurcht kehrte man dem Herrscher stets den Rücken zu, wie der gemeine Mann dem Häuptling, dem ins Gesicht sehen zu müssen sogar eine entehrende Strafe, z. B. des Diebstahles, war (Simon), und die vornehmen Leute welche ihn umgaben, fingen seinen Speichel in weißen Baumwollentüchern auf (Gomara 201, Oviedo XXVI, 13). Er wurde auf einer Bahre getragen und der Weg den er nahm, vorher sorgfältig gereinigt, mit Tüchern bedeckt und mit Blumen bestreut (Piedrahita). Zur Benutzung einer Bahre bedurfte es für jeden Anderen einer besonderen Erlaubniß von Seiten des Herrschers; ebenso verhielt es sich mit dem Tragen von Ohren- und Nasenschmuck, mit schönen Kleidern — denn jeder Stand hatte seine bestimmte Tracht — und selbst mit dem Genuß von Wildpret (P. Simon II, 4, 7, Piedrahita II, 5).

Die Thronfolge ging in Bogota auf die Schwestersöhne über, nach denen die Brüder das nächste Anrecht hatten; unter die Söhne des Verstorbenen wurde nur dessen bewegliches Vermögen mit Einschluß der Weiber vertheilt (Simon II, 4, 6, Piedrahita I, 5, Gomara 201). Nach Oviedo (XXVI, 29), dem Herrera (VI, 5, 6) gefolgt ist, wären die Brüder und deren Söhne die nächsten Erben gewesen. Der muthmaßliche Thronfolger erhielt eine äußerst strenge Erziehung im Tempel, wo er vom 16. Jahre an (Acosta 200) in gänzlicher Zurückgezogenheit lebte, die Sonne nicht sehen, kein Salz essen, mit keinem Weibe umgehen durfte u. s. f., wenn er nicht für regierungsunfähig und ehrlos erklärt werden wollte (Piedrahita) — in Sagamozo dauerte dieses ascetische Leben für ihn sieben Jahre (Zurita 30). Nach beendigter Erziehung hatte er ein Jahr lang zu fasten; dann erfolgte die Ceremonie der Nasen- und Ohrendurchbohrung, d. h. er



der Herrscher selbst einen solchen, doch hatte sich dieser v
chen schweren Versuchungen zu bewähren (Simon, P
Dem Regierungsantritte selbst und dem Eide der Tre
der Unterthanen ging der Schwur des Herrschers vora
recht und den Sitten des Landes gemäß regieren wolle (I

Der Palast des Bogota, dessen Grundlage und Thür
Erbauung mit Menschenblut getränkt wurden und auf
standen (Simon II, 4, 7), war nicht von Stroh,
(XXVI, 11) angiebt, sondern aus doppelten dicken Holzw
einer inneren und äußeren, die mit Flechtwerk bedeckt
Mischung von Lehm und Stroh beworfen waren; aus
auch die Dachung. Der Bau war im Ganzen von run
endigte (in der Mitte, wie es scheint) pyramidalisch: die
glich nämlich einer Schnecke, deren labyrinthische Gäng
cherheit gewährten. Es gab 12 Haupt- und viele Nebe
Thüren und Fenster der Gemächer waren nur klein u
von leichter Arbeit, da sie bloß dazu dienen sollten den
Blicke der Neugierigen abzuhalten. Eine eigenthümlich c
wand umgab das Gebäude und schloß zugleich zwei gr
dort wohnten mit ihren Dienerinnen die Weiber des He
er mehr als 200 hatte, obgleich unter diesen nur eine H
welche die Macht hatte ihm bei ihrem Tode auf 5 Jahre
mit Weibern zu verbieten. Außer den eigentlichen Pal

in drei Theile getheilt, deren erster der Enthaltsamkeit und den religiösen Pflichten, der zweite der Arbeit, der dritte der Erholung und Lustbarkeit gewidmet wurde (Oviedo XXVI, 23). Die Strafgesetze waren hart und zum Theil so eingerichtet, daß sie den Schatz des Herrschers bereicherten, der überall als Erbe auftrat wo ein solcher fehlte. Wer den schuldigen Tribut nicht zahlte, an dessen Thür wurde gleichsam als Einquartierung ein Tiger angebunden den er füttern mußte bis nach geleisteter Zahlung; auch hatte er außerdem täglich noch ein Baumwollenkleid zu liefern, sonst wurde ihm das Feuer in seinem Hause ausgelöscht, man ließ ihn frieren. Die Gesetze Nemequene's straften Mord mit dem Tode, auch wenn die Verwandten des Erschlagenen verziehen. Dieselbe Strafe stand auf der Nothzucht, oder es wurde dem Verbrecher, wenn er verheirathet war, doppelt vergolten an seiner eigenen Frau. Wer sich der Blutschande oder der Sodomie schuldig machte, welche jedoch selten war, erlitt einen qualvollen Tod. Der Dieb wurde geblendet; wer sich im Kriege feig bewies, dem wurden Weiberkleider angezogen oder er verlor das Leben (P. Simon II, 4, 7, Piedrahita II, 5). Auch Auspeitschen, Abschneiden der Nase und der Ohren kamen als Strafen zur Anwendung (Gomara 201). An den Vornehmen wurden Verbrechen hauptsächlich durch Beschimpfung geahndet: man schnitt ihnen das Haar ab, schlitzte ihnen den Aermel auf, ließ sie durch ihre Weiber auspeitschen (ebend., Piedrahita I, 4).

Die Mythologie der Chibchas lehrt daß das Licht ursprünglich verborgen war in einem großen unbeschreiblichen Behälter oder Hause (Chiminigagua, Behälter der Sonne), das auch als Schöpfer der Welt bezeichnet wird. Als dieses sich öffnete, flogen große schwarze Vögel heraus welche die Strahlen der Sonne über die ganze Welt hintrugen. Dem Gebirgssee Iguaque, 4 leguas nördlich von Tunja, entstieg ein schönes Weib, Bachue oder Turachogue (Fuzachogua nach Acosta 194) mit einem dreijährigen Knaben: diese beide wurden die Stammeltern des Menschengeschlechts, verwandelten sich aber später in Schlangen und gingen in den See zurück, daher dem Wasser häufig Opfer gebracht wurden, denn jenes erste Menschenpaar erhielt göttliche Verehrung und man fertigte von ihnen Bilder an, deren eines so schwer gefunden wurde daß ein Mann allein es nicht zu heben vermochte (P. Simon II, 4, 2 f.). Wie das erste Menschenpaar so waren auch alle



Chia aber war die Göttin den Mondes. Nach Pied
wurde er auch Zuhe „Sonne" genannt — ein Name
den Spaniern beilegte. Oviedo (XXVI, 23) und
rera (VI, 5, 5) erzählen daß Sonne und Mond der
Schöpfer aller Dinge gegolten hätten. Ob Chiminig
Verehrung genoß, wissen wir nicht, dagegen wird dies
cum, dem Gotte der Kaufleute Handwerker und Landb
versichert. Es gab ferner einen Gott der Weber und
coa, einen Gott der Trunkenen, der indessen seiner
nur wenig in Ehren stand, obgleich er bei Tanz und Ge
Der Gott Chaquen bewachte die Grenzen der Felder,
Saat Gedeihen, Cuchavira, der Regenbogen, half de
besonders den Wöchnerinnen (Simon II, 4, 4, Acos
Seen, Flüsse, Bäume fanden Verehrung, und es gab h
denen man Kostbarkeiten vergrub und nie einen Ba
wagte (Piedrahita I, 3, Oviedo XXVI, 31).

Die berühmtesten Tempel standen in Bogota
Guatavita, und zwar verdankte letzterer Ort seinen Ru
Umstande,* daß einst das Weib eines Häuptlinges sich
See gestürzt hatte um eine entehrende Strafe nicht z
sie unterworfen worden war (Piedrahita I, 3, Si
Die Ausstattung der Tempel war kostbar und es gab
Anzahl; der von Sagamozo soll auf lebendig begraben
standen haben (Piedrahita V, 5). Sie enthielten

ren. Im Gebiete von Bogota hat man dergleichen in ungeheuerer Menge gefunden, zum Theil scheußliche Thiergestalten. Man scheint sie vorzüglich häufig in Höhlen verehrt zu haben. So enthielt z. B. eine große Felsenhöhe in der Gegend von Tunja ein gemeinsames Heiligthum in welchem ein riesenhafter mit Federn bekleideter Vogel von Holz verehrt und Orakel gegeben wurden; manche dieser Götzen waren über mannshoch (Remesal IX, 11). Auch jedes Privathaus hatte seine Götterbilder, namentlich in Tunja; man trug sie stets mit sich herum, insbesondere nahm man sie mit in den Krieg, in welchem man auch die Gebeine verstorbener Helden mitführte um sich den Sieg zu sichern (Oviedo XXVI, 28, 30, Piedrahita IV, 5). Außerdem war in den Tempeln eine Menge von Opferkästen aufgestellt zur Aufnahme der darzubringenden Gaben; einige derselben hatten Menschengestalt und standen über der Erde, andere waren in die Erde eingegraben. Die Priester nahmen sie von Zeit zu Zeit hinweg und vergruben sie (Piedrahita IV, 5).

Nicht in den Tempeln allein wurde den Göttern geopfert, sondern auch an Seen Flüssen Felsen und anderen Orten, aber stets waren es die Priester welche das Opfer darzubringen hatten, und sie mußten sich bei dieser Gelegenheit gänzlich entkleiden (Simon II, 4, 5). Aus weiter Ferne wallfahrtete man an den See von Guatavita um Opfergaben hineinzuwerfen; der dortige Häuptling pflegte sich ganz mit Goldstaub zu bestreuen und dann in dem See zu baden — ein Gebrauch an den sich der Ursprung der Sage von dem Dorado knüpft (vgl. Acosta 199). Die Opfer bestanden in Gold Edelsteinen und anderen werthvollen Gegenständen, in Gefäßen und Thierbildern; auch lebendige Thiere, namentlich Papageien und andere Vögel wurden dargebracht. Wer die Götter um etwas bitten wollte, begann damit zu fasten und sich alles geschlechtlichen Umganges zu enthalten; dann wusch er sich und bot seine Gaben dar. Hatte er auf seine Frage die Antwort des Gottes erhalten, so reinigte er sich aufs Neue und hielt ein Fest mit Tanz und Gesang (Piedrahita I, 3). Das feierlichste Opfer war das eines Jünglings den man im Kriege gefangen und vorher in einem bestimmten Sonnentempel sorgfältig erzogen hatte. Nur wenn er jedem Weibe fern geblieben war, taugte er zu diesem Zwecke: er wurde der Sonne geweiht, nicht im Tempel, sondern im Freien auf einem Berge enthauptet und sein Blut an einen Felsen gestrichen den

die aufgehende Sonne beschien (Simon II, 4, 5). Auch bei dem Volke der Pijaos gab es Opfer dieser Art und es scheint daß der dazu Erkorene ebenso wie in Mexico den Gott selbst vorstellte dem er dargebracht wurde (Piedrahita I, 2). In anderen Fällen — denn solche Opfer kamen öfters vor und wurden auf verschiedene Weise verrichtet — riß man ihm das Herz aus, auf ähnliche Weise wie in Mexico (Piedrahita I, 4). Letzteres war insbesondere bei dem großen Feste der Fall das nur alle 15 Jahre wiederkehrte und in Beziehung zu der Zeitrechnung der Chibchas stand. Es war mit einer Art von Mummenschanz verbunden und das Opfer welches man vorher gut pflegte und hoch feierte, wurde immer aus einem bestimmten Dorfe in der Gegend von S. Juan de los Llanos genommen (Duquesne bei Acosta 411). Ein Kind das dem feindlichen Volke angehörte, war das gewöhnliche Opfer vor dem Auszuge zum Krieg (Oviedo XXVI, 28), den man nie unternahm ohne vorher das Orakel zu befragen (Gomara 201). Daß Menschenopfer die übrigens nur der Sonne gebracht wurden (Acosta 198), häufig gewesen seien, wird allgemein versichert, nur Herrera (VI, 5, 6) behauptet das Gegentheil.

Die Plätze auf denen die Chibchas ihre religiösen Feste feierten, wären die 5 Klafter breiten und ½ legua langen Straßen, welche in gerader Linie von den Palästen des Zippa ausliefen. Am Ende derselben waren große roth angestrichene Bäume aufgepflanzt, welche Mastbäumen mit Mastkörben ähnlich, den Städten von weitem ein viel versprechendes Ansehen gaben, als ob sie eine Menge von Schlössern und Palästen enthielten. Oben an den Bäumen befestigte man einen Gefangenen der als Zielscheibe benutzt wurde, um das von ihm herabrinnende Blut aufzufangen und den Göttern darzubringen (Piedrahita IV, 4 f.). Der Cultus erforderte ferner viele Lieder und Reden, die Tempel wurden mit Wasser besprengt und häufige Räucherungen vorgenommen, durch welche man die Sonne zu bewegen hoffte „daß sie den Menschen ihre Sünden vergebe“ (Oviedo XXVI, 28, Herrera VI, 5, 6). Auch den Spaniern wurde als „Söhnen der Sonne“, da sie ankamen, diese Ehre des Räucherns zutheil.

Der Stand des Priesters, Chque oder Xeque (Jeque) wie die Spanier das Wort schrieben, war erblich und ging wie der des Häuptlinges stets auf den Schwestersohn über (Simon II, 4, 5). Er allein scheint im Besitze bedeutenderer Kenntnisse und höherer Bildung gewe-

die daher auch mit ihm untergingen. Von je höherer Ge-
i je höheren Ehren ein Knabe bestimmt war, in desto län-
ur und mit desto größerer Strenge wurde er erzogen, bis
Feste bei welchem ihm die Ohren durchbohrt wurden, seine
) Selbstständigkeit erhielt (Oviedo XXVI, 28). Dem ent-
bten die künftigen Priester 12 Jahre lang abgesondert in
e für sich bei magerer Kost und wurden hart gehalten; war
ing beendigt, so badeten sie in einem bestimmten Flusse,
ie Kleider, und nach Anlegung des Ohren- und Nasen-
theilte der Herrscher selbst ihnen die Investitur.* Für ihre
edürfnisse wurde aus öffentlichen Mitteln gesorgt, man ver-
ihnen aber auch daß sie sich ganz dem Dienste der Götter
ie wohnten im Tempel, durften nicht heirathen, hatten sich
n und schmerzhaften Uebungen zu unterwerfen, zu denen
co namentlich das Blutziehen aus vielen Körpertheilen ge-
wurden ausgestoßen wenn sie unkeusch und unmäßig leb-
achen und schliefen wenig, wobei ihnen das Kauen der
eizmittel zu statten kam (Simon II, 4, 5, Piedrahita
Remesal (IX, 11) erzählt daß der Dienst mancher Götter
n verrichtet worden sei. Eine Art klösterliche Erziehung
eide Geschlechter gegeben haben (Gomara 201). Die Zau-
sich mit der Auffindung von Dieben abgaben, deren Ver-
es heißt, im Zustande der Berauschung aus ihren zittern-
i zu erkennen wußten (Simon II, 4, 10), scheinen mit den
chts gemein gehabt zu haben.

inken wurden gut gepflegt und wer von ihnen eines plötz-
chmerzlosen Todes starb, galt für glücklich (Simon II, 4,
Seelen der Todten, glaubten sie, setzten in einem Kahne von
fäden über einen Fluß (daher die Schonung der Spinnen)
en zum Mittelpunkte der Erde; auch der Glaube an eine
g der Todten und an ein jüngstes Gericht wird ihnen zu-
derf. II, 4, 3, Acosta 195), doch scheint sich der erstere
rauf zu beschränken daß sie eine spätere Rückkehr der Todten

ach scheint es unrichtig wenn Humboldt (Vues 246 und An-
t. II 375) angiebt daß die weltliche und die geistliche Macht bei den
ennt gewesen sei, und die letztere sich in der Hand eines Priesterstan-
habe dessen Mittelpunkt das nationale Heiligthum Iraca war.

in's irdische Leben annahmen (Piedrahita I, 3). Nach Herrera
(VI, 5, 6) schrieben sie (gleich den Mexicanern) den guten Menschen, den
im Kriege Gefallenen und den im Wochenbette gestorbenen Frauen ein
glückliches Leben im Jenseits zu, dachten sich dieses aber nur als eine
Fortsetzung des irdischen: ein jeder fand dort seine Felder zur Bearbei
tung wieder (Acosta).

Die Leichen der Herrscher wurden nach Entfernung der Eingeweide
mit einer Harz-Mischung ausgegossen, in feine Tücher gewickelt, mit
Gold und Edelsteinen geschmückt und in einem Gewölbe begraben. O
gab man den vornehmen Todten ungeheuere Schätze mit, auch Weib
und Diener, die man vorher trunken machte, folgten ihnen in's Gra
Der Zippa wurde in einem hölzernen Sarge beerdigt der mit starken
Goldplatten belegt war, (Simon II, 4, 10), Gomara (201) und
Oviedo (XXVI, 27 und 31) erzählen sogar von goldenen Särgen.
Nach letzterem wären die Häuptlinge in diesen Särgen mit ihren
Schätzen in's Wasser versenkt, sonst aber die Leichen der Vornehmen
mit Edelsteinen ausgestopft und im Tempel auf Gerüsten aufgestellt
worden. Oft wurden auch die Leichen vor dem Begräbniß am Feuer
ausgetrocknet (Simon II, 4, 10). Ferner gab es große Höhlen in denen die Todten in mehreren Kreisen um den schön geschmückten Herrscher hersaßen, und Opfergaben dargebracht erhielten (Remesal IX,
12). In Tunja hat man viele solche Begräbnißhöhlen entdeckt, in
welchen die Todten sich alle in sitzender Stellung mit zusammengebundenen Daumen befanden, doch ist die Behauptung Cochrane's (215.
252 ff.) schwerlich richtig, daß nur die gemeinen Leute dort begraben
worden seien, da sie in Widerspruch mit Remesal's Angabe steht.
Die Häuptlinge, sagt jener weiter, seien auf Anhöhen beerdigt worden; ihre Gräber die mit ungeheuern Steinen von 12' Länge, 8' Breite
und 9" Dicke geschlossen waren, enthielten irdene Scherben und in
einer Tiefe von 14' die Gebeine des Todten. Als merkwürdig wird
noch erwähnt daß auf dem Grabe dessen der an dem Biß einer Schlange
starb, ein Kreuz errichtet zu werden pflegte (Simon II, 4, 3).

Polygamie war zwar erlaubt und gewöhnlich bei den Chibchas,
doch zeigen schon die Heirathsceremonien, welche freilich Herrera
(VI, 5, 6) ganz übersehen zu haben scheint, daß nur die erste Frau als
rechtmäßig angesehen wurde: die Ehe mit dieser stiftete der Priester.
Er fragte sie ob sie Bochica mehr als ihren Mann lieben wolle, diesen

ehr als ihre Kinder und ihre Kinder mehr als sich selbst; er fragte
: ferner ob sie sich der Nahrung enthalten wolle, wenn ihr Mann
och hungere; endlich stellte er an letzteren die Frage ob er diese Frau
ır Ehe wolle. Trotz des unverkennbaren sittlichen Ernstes der in die-
m Verfahren lag, wurde die Braut ihren Eltern von dem Manne
bgekauft, wobei es Sitte war von dem Kaufe abzustehen wenn das
reifache des ersten Angebotes den Vater nicht zur Hingebung seiner
ochter vermochte (Piedrahita I, 4 und 2). Die Bewerbung ge-
hah durch Ueberschickung eines Mantels an den Vater des Mädchens,
as ihrerseits dem Manne Chicha darbot, wenn sie ihm geneigt war
nd ihn annehmen wollte (Acosta 202). Nur die nächsten Ver-
andtschaftsgrade galten als Ehehindernisse, und es scheint daß der
Mann nach Willkür seine Weiber wieder fortschicken durfte, wahrschein-
ch mit Ausnahme der Hauptfrau, in deren Hand eine nicht zu ver-
chtende Gewalt dadurch gelegt war, daß sie bei ihrem Tode den Mann
ı einer fünfjährigen Enthaltsamkeit verpflichten konnte (Simon II,
, 10). Daß die Stellung des weiblichen Geschlechtes noch manches
nwürdige an sich hatte, giebt sich auch darin zu erkennen, daß bei
ıanchen Festen allgemeine Ausschweifungen stattfanden, und daß die
Mannbarkeit der Mädchen besonders gefeiert wurde; auch soll man
n einigen Orten auf die Jungfräulichkeit der Braut keinen Werth ge-
gt, sondern in ihr einen Beweis dafür gesehen haben, daß sie unfähig
i Liebe zu erwerben (ders. II, 4, 8). Die Ehebrecherin wurde einem
rdale unterworfen und im Falle sie schuldig erschien, kahl geschoren
Acosta 201) oder mit dem Tode gestraft, wenn nicht ein reicher
Mann sich entschloß sie loszukaufen. Von Zwillingskindern, deren Ge-
urt als ein Beweis grober Ausschweifungen galt, wurde eins getödtet
bend.). Wer seine Frau im Wochenbette verlor, mußte als mitschul-
ig an dem Todesfalle sein halbes Vermögen an die Schwiegereltern
btreten, das überlebende Kind aber wurde von diesen auf Kosten des
aters erzogen (Piedrahita II, 5).

Die Chibchas bauten Mais Kartoffeln und Pataten, in den heißen
hälern Yucca und mehrere Gemüse, auf Feldern die durch künstlich
ezogene Gräben bewässert wurden (Oviedo XXVI, 22, Piedra-
ita VII, 2, Acosta 204); auch Baumwolle gewannen sie in gro-
er Menge. Ferner bereiteten sie Salz, namentlich in Zipaquira, in-
em sie die Sohle in großen Töpfen kochten, die jedesmal nach dem

Gebrauche zerschlagen werden mußten — gerade so wie dieß auch noch neuerdings geschieht (Piedrahita II, 4, J. P. Hamilton 159). Der Coca bedienten sie sich als Reizmittel, doch kauten sie dieselbe nicht, wie Oviedo (XXVI, 30) angiebt, mit einer Beimischung von Kalk, sondern rein; der Zusatz von Kalk ist erst von den Spaniern eingeführt worden (Piedrahita I, 3). Größere Nahrungs- und Lastthiere hatten sie nicht; auch der Gebrauch von Kupfer Eisen und Blei war ihnen unbekannt: sie bauten den Acker mit hölzernem Geräthe und ihre schneidenden Werkzeuge waren von Stein (Simon II, 4, 10). Aussaat und Ernte wurden mit großen Prozessionen gefeiert für die man sich sorgfältig wusch und schmückte; man betete dabei unter vielen Thränen und hielt fröhliche Tänze wenn man das Gebet von der Gottheit erhört glaubte. Ein solches Fest, bei dem sich einige Theilnehmer in verschiedene Thiere, Tiger, Bären, Löwen, zu verkleiden pflegten, wurde noch im J. 1560 gehalten (Piedrahita I, 4).

Die Spanier fanden bei den Chibchas große Vorräthe von Baumwollenzeug, das zum Theil von sehr feiner Art war, aber weder leinene noch wollene Tücher (Simon II, 4, 9, Piedrahita IV, 4). Ueber einem Hemd trugen sie viereckige Mäntel die meist weiß, bei den Vornehmen bunt waren (nach Herrera VI, 5, 6 gab es auch schwarze Kleider), auf dem Kopf eine Art Helm von Thierfell mit einem Federbusch, an der Stirn einen Halbmond von Gold oder Silber mit aufwärts gekehrten Spitzen, goldene Nasenringe und Ohrschmuck, Armbänder von Stein oder Knochen. Das Gesicht wurde mit Bixa roth und mit dem Safte einer anderen Frucht schwarz bemalt. Die Weiber kleideten sich in ein größeres viereckiges Tuch mit einer Binde um die Hüften und ein kleineres um die Schultern, das sie auf der Brust mit einer goldenen Nadel befestigten. Das Haar trugen sie lang; das Abschneiden desselben war eine äußerst schimpfliche Strafe (Piedrahita I, 2). Die gewöhnlichen Häuser waren zwar von bedeutender Größe — Herrera (VIII, 4, 11) spricht von 100' langen und 20' breiten, etwas gewölbten Hütten von sehr solider Construction —, aber nur von Stroh und Erde gebaut, die der Herrscher mit drei Mauern umgeben (Oviedo XXVI, 11). Auch die Tempel waren nicht von Stein, nur von einem Versuche einen steinernen Tempel zu bauen wird einmal erzählt (Acosta 207). Bemerkenswerth sind nur noch die ziemlich rohen Schlösser von Holz mit denen sie verschlossen wur-

den, wie dieß auch noch in neuerer Zeit geschieht (Humboldt, Vues 262). Den Uebergang von Flüssen zu erleichtern legte man Brücken an die aus einem Maschenwerk von Schlingpflanzen bestanden (Piedrahita V, 2).

Eine rege Handelsthätigkeit belebte die großen Märkte des Landes, die in Coyaima, Turmeque, beim Häuptling Zocorotá und anderwärts gehalten wurden (Oviedo XXVI, 27, Acosta 206). Sie fanden in regelmäßigen Zwischenräumen statt (Simon II, 4, 9); Salz und Gold, welches das einzige allgemeinere Tauschmittel war, gehörten zu ihren wichtigsten Artikeln. Letzteres kam hauptsächlich aus dem Lande der Panches und wurde in kleinen gegossenen discusförmigen Scheiben als Geld verwendet (Acosta 221, 206), doch bediente man sich zur Prüfung desselben schwerlich der Waage. Außerdem wurde dieses Metall, wie schon erwähnt, zur Herstellung von Schmucksachen und mancherlei Figuren von verschiedener Art und Größe in Menge verwendet (Herrera VI, 3, 13), was man auch vom Platin behauptet hat (J. P. Hamilton 443). Die geschicktesten Goldarbeiter lebten in Guatavita (Piedrahita II, 2), die schönsten Vasen und Thonfiguren dagegen wurden in Tinjaca am Fuquene- (Fucany-) oder Siguasinza-See gemacht (ders. VI, 5).

Die Waffen deren sie sich bedienten, bestanden in hölzernen Schwertern, Lanzen, unvergifteten Pfeilen, Schleudern, hauptsächlich aber in Wurfpfeilen von Rohr mit harten Spitzen von Palmenholz, welche von einem Wurfstocke geschleudert wurden der oben und unten mit einer Zacke versehen war; doch richteten sie auch mit diesen letzteren im Kampfe nicht viel aus (Oviedo XXVI, 21, Simon II, 4, 17, Piedrahita I, 2). Für den Krieg befestigte man sich mit Verzäunungen aus dicken Balken, die bis 15' hoch und oben dicht mit Baumwolle ausgestopft waren, in Tunja und Sagamozo waren diese Zäune vorn mit großen Goldplatten verziert (Piedrahita IV, 5, V, 5). Der Häuptling Tundama verschanzte sich gegen die Spanier in einem Sumpfe mit einem Wassergraben, hinter welchem er eine mit Schießscharten versehene Erdmauer und Fußangeln anlegen ließ (ebend. VII, 5), und stellte ihnen ein geordnetes Heer entgegen, dessen einzelne Abtheilungen sich durch Federschmuck von verschiedenen Farben unterschieden (Joaq. Acosta 231). Die Bewohner von Tunja zeigten sich tapferer als die von Bogota und waren zum Kampfe in Schwadronen

formirt (Oviedo XXVI, 27). Die Kriegführung gegen die Spanier scheint nur in Folge der Ueberraschung größtentheils ungeregelt gewesen zu sein. Die erbeuteten Köpfe der Feinde, namentlich die der Panches, wurden aufgehoben und in den Heiligthümern aufgestellt (ebend. 11, Gomara 201).

Die historischen Traditionen der Chibchas lebten nur in Gesängen fort, Quipos wie die Peruaner hatten sie nicht (Piedrahita II, 1) es scheint eine Verwechselung daß man ihnen neuerdings den Gebrauch derselben zugeschrieben hat (La Roquette in N. Ann. des voy. 185. III, 27). Auch Coreal's (II, 117) Angabe daß sich die Eingeborenen von Popayan der Quipos bedient hätten, ist schwerlich richtig. Dagegen besaßen die Chibchas wenigstens für die Zahlen eine vollkommenere Weise der Bezeichnung als die Quipos, nämlich eine Reihe von complicirt verschlungenen Figuren, welche sich auf ihrem von Duquesne erklärten Kalenderstein und bei Humboldt (Vues pl. 44) und Joaq. Acosta finden, die in ihrer Darstellung des Kalenders jenem gefolgt sind.* Jene Zahlzeichen und die Zeitrechnung der Chibchas liefern, wie es scheint, einen vollgültigen Beweis dafür daß die Civilisation dieses Volkes in alter Zeit zu einer nicht unbedeutenden Höhe gediehen war, daß sie sich eigenthümlich und selbstständig entwickelt hatte und ihren Ursprung schwerlich den Peruanern oder mittelamerikanischen Völkern verdankte, wie man öfters hat vermuthen wollen, der Abenteuerlichkeiten Paravey's nicht zu gedenken (Mém. sur l' origine de la civilis. des peuples de Bogota. Paris 1835), der vielleicht durch eine Aeußerung Humboldt's (Ans. d. Nat. II, 375) veranlaßt, zu beweisen gesucht hat daß die Chibchas Japaner seien, ihre Civilisation aber hauptsächlich von den Arabern erhalten hätten. Die wesentlichen Bestimmungen ihres Kalenders, dessen Einrichtung die Sage auf Bochica (Nemterequetaba?) zurückführt, waren folgende.

Die Woche bestand aus drei Tagen, an deren drittem jedesmal Markttag war. Zehn solcher Wochen bildeten einen Monat und man bezeichnete die einzelnen Tage desselben mit den Zeichen für die Zahlen von 1 bis 10, welche im Laufe des Monates dreimal wiederholt wurden, so daß jedes dieser Zeichen einmal auf einen Markttag fiel. Das

* Acosta p. 408 ff. hat Duquesne's Abhandlung über diesen Gegenstand zuerst vollständig mitgetheilt. Uricoechea's Angaben über denselben enthalten mancherlei Unrichtigkeiten.

gemeine Jahr hatte 20 solcher Monate von je 30 Tagen; neben diesem aber gab es ein Ackerbau-Jahr von 12 Monaten, das nur von einer Regenzeit zur anderen gezählt wurde, und ein Priesterjahr von 37 Monaten; die beiden letzteren aber wurden dadurch miteinander in Uebereinstimmung gesetzt, daß die Priester nach je 3 Jahren zu 12 Monaten einen sog. tauben Monat einschalteten. Da hierbei die Monate ebenfalls immer nur mit den Zahlzeichen von 1 bis 10 bezeichnet wurden, fing das zweite Jahr von 12 Monaten mit dem Zeichen 3 an und endigte mit 4, das dritte begann mit 5, endigte aber wegen der Hinzufügung des „tauben" Monates mit 7, das vierte begann mit 8 und s. f. In einer langen Reihe aufeinander folgender Jahre führte also jeder Monat immer wieder ein anderes Zeichen, daher die Priester den Erntemonat dem Volke jedesmal besonders anzukündigen pflegten. Der Cyclus der Chibchas umfaßte 20 Priesterjahre oder 60 Ackerbaujahre und war wieder in 4 Unterabtheilungen oder kleine Cyclen getheilt, auf deren Ausgang immer das früher erwähnte Menschenopfer fiel.

Die sehr erheblichen Mängel an denen eine solche Jahresrechnung litt, sind unmittelbar ersichtlich. Eine Andeutung über die Art auf welche sie verbessert wurden, finden wir zunächst in der Angabe daß der Anfang des Monates stets auf den ersten Tag nach dem Vollmonde fiel, denn wenn dieß richtig ist, konnte natürlich der Monat nicht immer, sondern nur bisweilen genau 30 Tage haben. Da mit Rücksicht auf die Einschaltung des „tauben" Monates je 3 Jahre aus 37 Monaten bestanden, und der Monat, wenn sein Anfang immer auf den ersten Tag nach dem Vollmonde fiel, ein synodischer von 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten 3 Secunden war, so hatten je 3 Jahre bei ihnen die Länge von 1092 Tagen 15 Stunden 10 Minuten: die durchschnittliche Jahreslänge der Chibchas betrug demnach 364 Tage 5 Stunden 3 Minuten. Ja wir müssen vermuthen daß sie es zu einer noch genaueren Bestimmung gebracht hatten und sich eines uns unbekannten Systemes von Einschaltungen bedienten, denn es scheint (nach einer Andeutung die sich auf ihrem Kalendersteine findet) daß sie die Länge der Schatten, insbesondere zur Zeit der Solstitien und Aequinoctien, beobachteten und daß sie zu diesem Zwecke eben solche Säulen wie die Peruaner besaßen. Ob der Anfang ihres Jahres, wie Duquesne annimmt, auf den ersten Vollmond nach dem Wintersolsti-

tium fiel, bezeichnet Humboldt als ungewiß. Als einzelne Theile des Tages und der Nacht unterschieden sie den Morgen, den Vormittag und Nachmittag, den Anfang der Nacht und die Zeit nach Mitternacht.

Auch was man von den Alterthümern Neu Granada's weiß, spricht für eine relativ hohe Cultur des Volkes in früherer Zeit und — was besonders wichtig ist — für eine Ausbreitung derselben über das Gebiet der Chibchas hinaus. Die alten Kunststraßen im Lande von Bogota sind noch wenig untersucht und jetzt vernachlässigt (Cochrane 206), doch scheinen sie zahlreich und bedeutend gewesen zu sein: in Sagamozo gab es eine solche von 100 leguas Länge mitten durch das Gebirge; die Sage bezeichnete sie als den Weg den Bochica bei seiner Ankunft im Lande genommen habe. Ebenso gab es Kunststraßen von Subia und Tenjo, wo der Zippa Paläste besaß, nach Bogota und ihre Spuren waren noch im vorigen Jahrhundert sichtbar (Alcedo, Art. Sogamoso und Subia). In Guane, einem Dorfe der Provinz Velez, hat man eine in der Erde stehende Steinplatte von 2½ varas Länge und 2 varas Breite gefunden, auf welcher in Halbrelief drei menschliche Figuren in langer Kleidung eingegraben sind; die mittlere Figur ist bärtig, trägt Sandalen und hat ein Buch, zu ihren Füßen stehen 5 Reihen unbekannter Buchstaben (letras desconocidas, Alcedo, Art. Guane). Auch wenn dieses Werk keine Indianerarbeit wäre, würde es doch nicht richtig sein daß, wie Uricoechea (36) angiebt, der schöne bei Humboldt (Vues pl. 66) abgebildete Kopf von Quarz der zum Hornstein übergeht, die einzige bedeutendere Skulptur sei die wir von Neu Granada kennen: Rivero y Tschudi (tab. 39 ff.) haben zwei Figuren von Sandstein aus der Gegend von Timana gegeben, deren Oberarme senkrecht am Leib herabgehen während die Hände in der Magengegend aufliegen. Der Stil dieser Bildwerke ist sehr eigenthümlich und zeigt noch am ersten Aehnlichkeit mit peruanischen Goldfiguren (ebend. tab. 7); bei zwei anderen sieht ein Gesicht aus dem geöffneten Leib hervor wie dieß Squier an einigen Statuen in Nicaragua gefunden hat (s. oben p. 282). In derselben Gegend steht ein viereckiger Tisch von Sandstein, vielleicht ein Opferaltar, welcher auf 5 Säulen ruht, deren zwei die Bilder von Sonne und Mond zeigen (ebend. tab. 47). Andere haben jene Säulen als Karyatiden bezeichnet und sowohl von kolossalen Statuen als auch von Temp

und Palastbauten gesprochen, die jedoch noch nicht hinreichend un-
:ersucht sind. Dasselbe gilt von den Ruinen von S. Augustin am
oberen Magdalenenfluß, das früher eine große Stadt war: es finden
ich dort gut gearbeitete Bildwerke von Stein bis zu 3 varas Höhe
deren Gesicht nach Osten hin gerichtet ist, was auf Sonnencultus zu
deuten scheint; vorzüglich reich aber sind die Gegenden von Velez an
mannigfaltigen Resten des Alterthums (Näheres in Bullet. soc. géogr.
1847 II, 97 ff. und Ztsch. f. Allg. Erdk. VI, 171 und 348 ff.). Dort
iegen 6 lieues westlich von Tunja namentlich Reste von schönen cylin-
drischen Säulen ohne Piedestale und Kapitäle, die einen Raum von
15 varas Länge und 22 varas Breite bedecken; ihre Entfernung von-
einander beträgt nicht mehr als ihr Umfang selbst, nicht über ½ vara
(Bullet. soc. géogr. a. a. O., 1850 I, 300 und 425). Aehnliche
fünfeckige Steine wie der vorhin erwähnte Kalenderstein hat man öfter
entdeckt, und Jomard's reichhaltige Sammlung von Alterthümern
aus Neu Granada enthält allein deren fünf. Wir erwähnen von anderen
Gegenständen besonders noch Idole Halsbänder und Schmucksachen
von Gold und aus verschiedenen Steinarten, die Mumien aus den
künstlich gegrabenen Grotten des Cantons Leiva, welche in bunt be-
druckte Zeuge von reicher Zeichnung eingewickelt waren, wie sie die
jetzigen Bewohner des Landes nicht mehr herzustellen vermögen, die
an Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten reichen Gräber die man in
der Provinz Antioquia in älterer und neuerer Zeit aufgefunden hat
(Bullet. soc. géogr. 1847 II, 97 ff., J. P. Hamilton 161 ff.). Die
meisten Metallfiguren aus Neu Granada bestehen aus einer Legirung
von Gold und Kupfer nebst etwas Silber und stellen rohe Menschen-
gestalten mit fadenförmig ausgezogenen Armen und Beinen dar, die
mit dem Rücken auf eine Platte aufgelegt sind. Irdene Gegenstände
und Musikinstrumente sind vorzüglich häufig, geschickte Arbeiten in
Holz werden von Cieza de Leon erwähnt, selbst eine Statue mit
ausgebreiteten Armen. Uricoechea (40) gelangt durch die Unter-
suchung dieser alterthümlichen Reste zu dem Schlusse daß die Chibchas
Gold Silber und Kupfer zu schmelzen und in Formen zu gießen, zu
löthen und zu hämmern verstanden.

Die meisten anderen Völker von Neu Granada standen auf ei-
ner viel tieferen Stufe als die Chibchas. Von den Catios der Pro-
vinz Antioquia theilt indessen Joaq. Acosta (355) nach einem

Manuscripte des P. Simon mit, daß sie ihre historischen Annalen in Bilderschrift auf Zeuge geschrieben, weder Idole noch Tempel gehabt hätten und Monotheisten gewesen wären. Die derselben Quelle entnommene Angabe daß sie sich der Waage bedienten, widerspricht zwar einer Aeußerung die sich bei P. Simon anderwärts findet (vgl. oben III, 381 f.), wird aber von Cieza (365) bestätigt. Auch die Kunst des Metallgießens war in jenen Gegenden in Uebung: Vadillo sah unzweifelhafte Spuren derselben in Buritica, ehe er in das Thal des Cauca kam. Was Cieza (364) sonst noch von den Bewohnern des Gebietes von Antioquia erzählt, gestattet kaum den Schluß auf eine höhere Cultur derselben: der Herrscher des Landes Nutibara, Sohn des Anunaibe, erhielt einen Tribut an Zeugen Gold und Edelsteinen, und ließ sich auf einer reich mit Gold verzierten Bahre tragen; das Land war vortrefflich angebaut und die Bewohner lebten in großen hölzernen Häusern die mit Stroh gedeckt waren, aber das Verzehren der Kriegsgefangenen, die Aufstellung der erbeuteten Feindesköpfe als Siegeszeichen welche bei ihnen im Gebrauch war, und die geringe Bekleidung verrathen die Rohheit die trotzdem bei ihnen herrschte.

In Arma und noch weiter südlich im Cauca-Thale, wo viele verschiedene Sprachen heimisch waren, fanden Menschenopfer in bedeutender Anzahl und Canibalismus in großem Maaßstabe statt: in manchen Gegenden wurden die Gefangenen in Käfigen gemästet um dann verzehrt zu werden, und in den Thälern von Nore sollen die Eingeborenen sogar die Kinder gefressen haben die sie selbst von gefangenen Weibern erhielten (Cieza 371 f., 365, Oviedo XLV, 3). Daher bezeichnet Herrera (Descr. 18) die Bewohner dieser Gegenden als Cariben, was aber natürlich nicht in ethnographischem Sinne verstanden werden darf (vgl. oben III, 352). Die Bewohner von Arma lebten in runden Häusern die 15—20 Familien faßten, und waren im Besitze vieler Kostbarkeiten: Jorge Robledo fand (1540) bei ihnen reiche Beute; viele ihrer Krieger trugen Rüstungen die ganz aus Goldplatten bestanden (Piedrahita VII, 7, Herrera VI, 8, 1 f); auch hat man in den dortigen Gräbern viele Idole von Gold gefunden (Uricoechea 30). Tempel scheinen sie nicht gehabt zu haben, wohl aber Priester und viele hölzerne Idole von Menschengestalt, deren Kopf ein mit Wachs überzogener Feindesschädel war. Letztere standen in der Behausung des Häuptlinges, waren mit dem Gesicht nach Osten

gerichtet und man brachte ihnen außer Gold und den Herzen der Kriegsgefangenen vorzüglich Wohlgerüche dar die man vor ihnen verbrannte (Cieza 371, Piedrahita und Uricoechea a. a. OO.). Das Land war größtentheils sehr gut angebaut (Cieza 374). Der kleine Schurz mit dem sie sich bekleideten, war aus Baumrinde gemacht; sie bereiteten Salz, fertigten Gold- und Thonarbeiten, und das kostspielige Mumificiren der Häuptlinge war bei ihnen wie in Tunja im Gebrauch (Uricoechea 30 ff.). Die Bewohner von Ancerma (Anserma) schildern Cieza (367 ff.) und Herrera (VI, 6, 6) denen von Arma fast in jeder Hinsicht ähnlich. Piedrahita (VII, 7) bemerkt als abweichend über die dortigen Pantagoros nur daß sie keine Idole hatten, obgleich er anderwärts (I, 2) die Tammez als das einzige Volk von Neu Granada angiebt dem solche fehlten. Auch noch weiter aufwärts am Cauca in Cali lebten gleich rohe Menschen. Sie gingen unbekleidet und selbst die Weiber kämpften im Kriege mit. Die Spanier fanden dort ein großes rundes Opferhaus mit vier Fenstern, in welchem ein großer Tisch mit ausgestopften Menschenhäuten stand: man hatte die Leichen mit Feuersteinmessern geöffnet, ihnen die Haut abgezogen, diese mit Asche gefüllt, dann ihnen den Kopf wieder aufgesetzt und die Waffen in die Hand gelegt (Cieza 380, Andagoya bei Navarrete III, 448).

In Popayan gab es vorzüglich viele und schöne große Dörfer mit Häusern von mehr als 300 Schritten Länge die über hundert Familien faßten (Andagoya a. a. O.), aber die Macht der dortigen Häuptlinge war weder ausgebreitet noch unbeschränkt, denn sie wurden vom Volke gewählt (Cieza 377, 366). Die Kleidung der Bewohner von Popayan bestand nur in einem baumwollenen Tuche; Salz bereiteten sie auf dieselbe Weise wie die Chibchas an vielen Orten (ebend. 387). Man hat einige Figuren von Metall und von Holz bei ihnen gefunden. Ihre Todten verbrannten oder trockneten sie (Joaq. Acosta 170). Neuerdings bauen sie fleißig das Land, sind ernste stille und dienstfertige Menschen, die unter günstigen Verhältnissen sehr treue Diener werden (J. P. Hamilton 303, 327). Als das roheste Volk von Popayan, das zerstreut und ohne feste Wohnungen lebte und dem Canibalismus ergeben war, werden von den alten Berichterstattern die Paezes geschildert (Rodriguez I, 6, Herrera VI, 8, 3 f.). Bei

ihnen wie bei den übrigen Völkern dieser Gegenden war das Kauen der Coca vorzüglich stark im Gebrauch (Herrera VI, 8, 16).

In Neyva wurden wie von den Chibchas Sonne und Mond als Hauptgötter verehrt (Oviedo XXVI, 28). Dasselbe berichtet Gomara (202) von den Panches, die nach Piedrahita (V, 1) nicht die Sonne, sondern nur den Mond anbeteten. Herrera (VII, 9, 5) schreibt ihnen sogar einen Monotheismus zu, neben welchem sie jedoch viele Zaubereien getrieben hätten. Sie zeigten sich im Kampfe sehr tapfer. Ihre Waffen waren Schleudern Lanzen Schwerter und Schilde (Oviedo XXVI, 24), sie marschirten in geschlossenen Carrés auf, hatten ein sehr wirksames Pfeilgift (Piedrahita V, 1) und werden als die rohesten Canibalen bezeichnet. Als eigenthümlich im Aeußern werden an ihnen die schwarz gefärbten Zähne (Herrera VII, 9, 4), unter ihren Sitten aber die Gewohnheit hervorgehoben, daß sie ihre Weiber niemals aus ihrem eigenen Dorfe nahmen und die ersten Kinder umbrachten solange ihnen nur Mädchen geboren wurden (Piedrahita I, 2). Velasco (II, 248, III, 1, 3, 8) berichtet daß die Anatagaymas (Natagaymas) und Cocaymas (Coyaimas) in alter Zeit Hieroglyphen hatten, doch scheint man darunter nur Bilderschriften an Felsen (Thiere Blumen und andere Figuren) verstehen zu dürfen. Die Sutagaos, welche ebenfalls vergiftete Pfeile führten, waren minder gefährlich: sie pflegten Andere nur zu plündern um von dem Geraubten ihren Göttern zu opfern, am Leben vergriffen sie sich nicht (Alcedo). Die Muzos verehrten zwar Sonne und Mond nicht als Götter, nannten diese aber „Vater" und „Mutter", hatten sehr eigenthümliche Heirathsgebräuche und bedienten sich im Kriege sowohl giftiger Pfeile als auch giftiger Fußangeln (Piedrahita VII, 6). Ihre Todten pflegten sie zu mumificiren. Unter Häuptlingen standen sie nicht (Joaq. Acosta 341). Was Herrera (VIII, 4, 5 ff.) über sie berichtet, steht zum Theil in Widerspruch mit den Angaben Piedrahita's. Die Laches, von deren religiösen Vorstellungen Piedrahita (I, 2) wenig glaubliche Dinge erzählt, werden als das einzige Volk von Neu Granada genannt bei dem unnatürliche Laster herrschten: der sechste Knabe den eine Frau gebar welche keine Mädchen hatte, soll sogar herkömmlicher Weise bei ihnen zu schimpflichen Diensten bestimmt worden sein. Die Chitareros der Gegend von Pamplona waren friedliche Menschen, und ihr Land wurde von den Spaniern

ohne Schwierigkeit pacificirt (Joaq. Acosta 329). Als „jenseits der Berge liegend“ erwähnt Ximenez (bei Ternaux, Recueil de documents 1840 p. 161) ein Land Menza, dessen Bewohner in steinernen Häusern wohnten, Kleider und Schuhe trugen, viele Reichthümer besaßen und die Sonne verehrten, wir wissen über dasselbe aber nichts Näheres.

Die Geschichte der Entdeckung und Eroberung Neu Granada's (1536 ff.) hat neuerdings Joaq. Acosta trefflich bearbeitet, auf den wir zu verweisen uns begnügen. Das Schicksal der Eingeborenen während und nach der Unterwerfung des Landes durch die Spanier war im Allgemeinen dasselbe wie anderwärts. Manche von ihnen wurden durch die bloße Erscheinung der Weißen und, wie wir vermuthen müssen, durch die ersten Nachrichten von ihren Thaten in solchen Schrecken gesetzt daß sie sich erhingen (Piedrahita IX, 2), und zu einem großen Theile sind sie lieber untergegangen und haben einander aufgerieben als daß sie sich unter das spanische Joch beugten (ebend. IV, 1). Oft zogen sie es vor Hungers zu sterben um den Fremden nicht zu dienen, und weigerten sich des Landbaues den sie früher getrieben hatten um jene dadurch zum Abzug zu nöthigen. In Popayan entwichen sie nach hartnäckigen Kämpfen in's Gebirge und fanden dort in Menge den Untergang (Cieza 383, 377): Zurita (285), der eine große Zahl von Einzelheiten über das Verfahren der Conquistadoren gegeben hat, hörte Spanier sagen, die Straße von Neu Granada nach Popayan könne man nicht verfehlen, denn die Gebeine der auf dem Wege liegen gebliebenen Indianer dienten überall als Wegweiser. Aquiminzaque, der Herrscher von Tunja, wurde gleich Quautemozin und Atahualpa in Folge eines unbegründeten Verdachtes der Empörung hingerichtet (Piedrahita IX, 1). Auf Menschen dressirte Hunde hatte zwar Quesada, der erste Entdecker und Eroberer des Landes nicht mitgebracht, aber Federmann der von Coro, und Belalcazar der von Quito her eingedrungen war, führten solche bei sich, und sie wurden später häufig gegen die Indianer gebraucht (ders. VII, 1). Die Bedrückungen der Encomenderos riefen (1540) Aufstände hervor, die sich öfter wiederholten; vorzüglich weit verbreitete sich namentlich der Aufstand im J. 1572 (ders. VII, 3 und sonst, XII, 9). Um den Frieden wieder herzustellen und das Land nutzbar zu machen, führte man Indianer von Peru in großer Menge nach Neu Granada hinüber und

siedelte sie in besonderen Dörfern neben den Chibchas an (ders. VII, 5). Katholische Missionäre wirkten im Lande seit 1551 (Remesal IX, 11): sie verbrannten Idole in Menge; bessere Früchte scheint ihre Thätigkeit kaum getragen zu haben. Die später bei den Paezes vor 1630 unternommenen Missionsversuche wurden 1655 wieder aufgegeben (Rodriguez II, 1 f.). Jetzt sind die Indianer von Neu Granada großentheils Christen dem Namen nach und benehmen sich kriechend unterwürfig gegen die Weißen; nur in den Hochländern, wo sie unabhängiger sind, betragen sie sich etwas freier und würdiger (J. P. Hamilton 270). Ihre alte Tapferkeit haben sie noch im J. 1820 bewährt im Kampfe für die königliche Herrschaft gegen die Republikaner, und manche ihrer Helden sich zugleich dadurch ausgezeichnet, daß sie sich auch der Grausamkeit gegen den Feind entschieden widersetzten (ders. 29,305).

Die Peruaner.

Das Reich der Inca-Peruaner, welches an der Küste sich vom Süden Neu Granada's bis nach Chile erstreckte, vereinigte in sich eine große Menge sehr verschiedener Völker, deren Unruhe und Unbotmäßigkeit eine nur wenig unterbrochene Reihe von Kriegszügen nach allen Seiten hin nothwendig machte. Nicht überall war es den Incas gelungen die ungleichartigen Bestandtheile der unterworfenen Länder einigermaßen zu verschmelzen: in Bildung und Sprache blieben große Unterschiede bestehen, und es gab zur Zeit der Ankunft der Spanier Theile des Reiches in denen der Reisende fast nach jeder Meile Weges auf eine andere Sprache stieß (Cieza 453). Wir vermögen nicht mehr eine einigermaßen vollständige Uebersicht der alten ethnographischen Verhältnisse jenes großen Ländergebietes herzustellen, theils weil die Nachrichten welche wir über diesen Gegenstand besitzen, zu fragmentarisch sind, theils aber auch weil es nicht mehr möglich ist das Hauptvolk der Quechua (Quichua, Kechua, Ketschua) überall mit Sicherheit von stammfremden Völkern zu unterscheiden, da dessen Sprache von den Incas in den eroberten Ländern eingeführt, und die Bevölkerung der letzteren überhaupt aus politischen Gründen vielfach durcheinan-

dergeworfen, verpflanzt und mit Quechua-Elementen versetzt zu werden pflegte.

Erklärt es sich leicht aus dem Uebergewichte des herrschenden Volkes daß, wie Alcedo bemerkt, die meisten der jetzigen Ortsnamen in Peru aus dem Quechua stammen, so darf man doch nicht voraussetzen daß der Ausbreitung dieser Namen die des Volkes selbst entsprochen habe. Quechua, nach Vater (Mithrid. III, 2, 520) der einheimische Name des mäßig warmen Küstenlandes, hieß den Spaniern ursprünglich das Volk an beiden Ufern des Amancay oder Abancay (Garcilasso III, 12), das von Inca Capac Yupanqui unterworfen, sich so treu bewies, daß seinen Häuptlingen Ohrenschmuck zu tragen gestattet und andere Auszeichnungen ertheilt wurden, seine Sprache aber, fügt Alcedo hinzu, „gab der allgemeinen Sprache des Incareiches den Namen, weil sie dieselbe war." Da das Quechua auch noch neuerdings hier im Süden, in der Gegend von Cuzco am reinsten gesprochen wird (Rivero y T. 118), dürfen wir mit Wahrscheinlichkeit das bezeichnete Gebiet als den ursprünglichen und hauptsächlichen Sitz dieser Sprache betrachten. Nordwestlich von dort in Guamanga war sie zwar ebenfalls allgemein in Gebrauch, aber schwerlich einheimisch, außer etwa bei einem kleinen Theile der Bevölkerung, da es neben ihr noch mehrere verschiedene Sprachen gab (Herrera VII, 3, 13), und dasselbe Verhältniß fand weiter nördlich in Guanuco statt (ders. VI, 8, 5). Indessen werden neuerdings das Cauqui der Provinz Yauyos (Jauja), as Chinchasuyu in Cerro de Pasco, das Yunca in Truxillo und das Lamana in einigen Theilen des Departements de la Libertad als Dialekte des Quechua bezeichnet (Rivero y T. 118).

Chinchas nennt v. Tschudi (Müller's Archiv f. Physiol. 1844, p. 102) die Bewohner der ganzen Küstenstrecke vom Despoblado de Tumbez bis zur Wüste von Atacama hin — ein Gebiet das jedenfalls viele verschiedene Völker umfaßte —, und fügt hinzu (vgl. auch Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. I, 267) daß die eigentlichen Chinchas nur die Küstengegend zwischen 10 oder 11° und 14° s. B. inne gehabt hätten. Sie sollen sich in einigen Dörfern der Küste und in den Binnenthälern der Provinz Yauyos noch unvermischt erhalten haben. Den Namen Chincha führte ein äußerst fruchtbares Thal dessen Bewohner in alter Zeit ihre Macht bis nach Collao ausgedehnt haben sollen (Cieza 423). Es lag auf der Mitte des Weges von Caxamarca



passirte (ders. XLVII, 2), und in Pisco Bay westlich vo
Küste führt eine kleine Inselgruppe denselben Namen,
Wiederkehr man nicht etwa von der weiten Ausbreitun
stammes ableiten, sondern nur daraus erklären darf,
che Theil des Incareiches Chinchasuyu hieß, wie der süd
lasuyu, so daß die Wörter Chincha und Colla überh
nographische, sondern nur eine collective und relative
ben. Nach Alcedo, der einen Ort Chinchero in der
y Lares (nördlich von Cuzco) nennt, wurde Chincha e
Inca Pachacutec eroberte Provinz Chunchasuyu genan
cher wahrscheinlich die Gegend von Tarma zu verstehe
Volk der Chunchos angiebt, das nach d'Orbigny
tiefer im Süden hat (s. oben III, 538). Daß alle die
man Chinchas oder Chunchos nannte zu den Quechue
im Allgemeinen wenig wahrscheinlich, wie sie sich aber
hielten ist nicht näher bekannt.

Der Name Yunca bezeichnet eigentlich nur das
Garcilasso (vgl. Balboa, Hist. du Pérou éd. Te
erwähnt indessen eine Sprache dieses Namens, die er in
Chincha und andere benachbarte Thäler setzt. Wie die
che ist sie nach Hervas (Vater, Mithrid. III, 2, 548
Yunca-Mochica nennt, vom Quechua ursprünglich v
Tschudi aber (Peru II, 377, Kechua-Spr. I, 17) hat
Punkt widersprechend geäußert. Dasselbe gilt von

dort heimisch, obschon das Vocabular der Sprachen von Quito und von Cuzco sehr verschieden ist, in den Zahlwörtern z. B. aber übereinstimmt (Osculati 64). Insbesondere redeten die nach Quito eingewanderten Caras, ein halbcivilisirtes Volk, einen verdorbenen Dialekt der Inca-Sprache (Velasco I, 4, 5, 5). Vielleicht waren sie es welche diese letztere nach Quito gebracht haben, wo die Quitus und noch weiter im Norden die sprachlich nicht von ihnen verschiedenen Yumbos, die Eingeborenen von Quixos* (Quijos), einen Dialekt des Quechua sprechen (ebend. III, 4, 7, Villavicencio 166 ff., vgl. über die Yumbos oben III, 427, 544). In den Nachbarländern von Quito diente in früherer Zeit das Quechua ebenfalls als allgemeines Mittel der Verständigung, obwohl dort viele verschiedene Sprachen herrschten, aber noch weiter nördlich in Pasto war sie gar nicht mehr in Gebrauch (Herrera V, 10, 11). Jedenfalls darf es indessen nur mit wesentlichen Einschränkungen verstanden werden, wenn d'Orbigny (I, 256) die Quechuas ohne Unterbrechung, wie es scheint, sich von Quito bis 15° s. B. ausdehnen läßt, wo die Aymaras beginnen. Im Südosten des Titicaca-See's giebt er sie dann wieder in Cochabamba Chayanta Chuquisaca und Potosi an und am Ostabhange der Anden bis nach Tucuman hin, während der Westabhang in Arequipa den Aymaras gehöre. Daß ihre Sprache sich von Cochabamba östlich bis gegen S. Cruz de la Sierra, und von Chuquisaca bis in den Norden des Pilcomayo erstreckte, daß im Gebiete von Tarija zwischen dem Pilcomayo und Vermejo in der Nähe der Cordillere Quechuas und Aymaras lebten und die ersteren selbst noch den südlichen Theil von Tucuman bis über S. Jago del Estero hinaus inne hatten, ist von uns schon anderwärts gezeigt worden (s. III, 436).

Das zweite Hauptvolk von Peru sind die Aymäras, deren Sprache, das Aimaran, sie als Stammverwandte der Quechuas ausweisen soll (v. Tschudi, Kechua-Spr. I, 18). Das Gebirgsland von La Paz und Oruro scheint ihr Hauptsitz gewesen zu sein, namentlich Chuquiabo, obwohl dort auch Quechua gesprochen wurde (Herrera VIII, 5, 3), was Alcedo auch von der Provinz Aimaraez selbst behauptet, die von Capac Yupanqui erobert wurde. Gegenwärtig ist das Dorf Vilcapujio, einige Meilen nordwestlich von Potosi, wohl einer der süd-

* Das Gebirgsland Quixos y Macas umfaßt den oberen Lauf der Flüsse Macas Pastaza Curaray und Napo, östlich und südöstlich von der Stadt Quito.

lichsten Punkte wo noch Aymaras wohnen (Castelnau III, 354). In der Stadt La Paz sollen sie $^{9}/_{10}$ der Bevölkerung ausmachen (eb. 371). Bertonio, der Verfasser einer Grammatik der Aymara-Sprache, rechnet zu diesem Stamme die Canchis, Canas, Collas, Collaguas, Lupacas, Pacases, Carancas und Charcas (Vater Mithrid. III, 2, 535). Die beiden zuerst genannten Völker leben südöstlich von Cuzco zu beiden Seiten der Vilcañotas-Berge, die Canas im Norden, die Canchis im Süden der Landschaft die ihren Namen trägt, beide in Charakter Sitten und Kleidung voneinander verschieden und beide, wahrscheinlich in Folge des von den Incas ausgeübten Sprachzwanges, jetzt Quechua redend (Skinner II, 151 ff.). Die Collas, deren Sprache nach Tschudi (Kechua-Sp. I, 17) von letzterm grundverschieden sein soll, besaßen das Gebirgsland im Süden von Cuzco. Als ihre Hauptstadt wird Hatuncolla genannt (Cieza 443). Ihr Name hat jedoch, wie schon bemerkt, schwerlich eine bestimmte ethnographische Bedeutung. Nach d'Orbigny (I, 308) herrschte das Aymara zwischen 15° und 20° s. B., 69° und 75° w. L. von Paris, fast in ganz Arequipa, in den Provinzen Aymaras Paucartambo und Cuzco und den Departements La Paz und Oruro; Ledesma (J. R. G. S. XXVI, 219) giebt es namentlich im Westen und Norden des Titicaca See's an, in den Provinzen Chucuito und Guancane des Departements von Puno, und in den Bergen des Departements von Moquegua (Arequipa). Daß sich dieses Volk in älterer Zeit wahrscheinlich bis an die Küste und südlich bis nach Atacama erstreckte, wird sich in der Folge zeigen. In den Hochthälern von Süd-Peru sollen sich die Aymaras noch unvermischt erhalten haben (v. Tschudi). Der Ort Ymara den Orellana (1542) am Marañon fand (Oviedo L, 24), hat wohl nur eine zufällige Namensähnlichkeit mit diesem Volke gemein.

Ueberblicken wir jetzt die hauptsächlichsten Völker des peruanischen Reiches welche nicht zu dem Stamme der Quechuas und Aymaras gehörten, so sind im äußersten Norden die Quillacingas zu nennen die östlich von Pasto saßen, ein kriegerisches Volk, das zwar den Maisbau in großer Ausdehnung trieb, aber als häßlich schmutzig und wenig begabt geschildert wird (Cieza 386, Herrera VI, 7, 1). Im Westen von Pasto erwähnt Velasco (III, 1, 17, 3) die Barbacoas Telembis und Iscuandees, welche ganz republikanisch und zwar

o organisirt waren, daß jedes dieser drei Völker drei Häuptlinge zählte, die zusammen die Regierung führten. Von den Völkern von Quito, deren Namen sich bei Velasco (III, 4, 18) zusammengestellt finden, erwähnen wir außer den vorhin genannten die Cañares, welche durch Atahualpa fast ganz aufgerieben worden sind (ebend. II, 25), die Puruayes oder Puruhaes in der Gegend von Riobamba Alcedo, Velasco III, 3, 9, 2), die Mocoas Macas und Xibaros (Jivaros). Letztere beiden an den Flüssen Paute Macas und Pastaza südöstlich von Cuenca (Rodriguez I, 6, II, 5, Velasco II, 231, vgl. oben III, 543), haben weder von den Incas noch von den Spaniern bezwungen werden können. Auch das ehemals mächtige und äußerst kriegerische Volk der Pacamoros, deren Namen die Stadt Jaen de Bracamoros trägt, zu unterwerfen hatten die Incas nicht vermocht. Sie waren nach Cieza (409) ganz ungesittet und trugen keine Kleider; Velasco (II, 238) schreibt ihnen eine gewisse Cultur zu die ihnen von den Peruanern gekommen sei, und nennt Cumbinamba als ihre Hauptstadt. Im Gebiete von Loja lebten die Paltas Cañas und Malacatas welche drei verschiedene Sprachen redeten (Herrera VIII, 2, 16), die ersteren ein unbildsames und zu Künsten und Handwerken nur wenig geschicktes Volk, das sich nur zur Bereitung von Adoben und zur Minenarbeit brauchbar zeigte (Garcia III, 4, 5). Im westlichen Theile von Quito, im Gouvernement Cara, führt Velasco (III, 3, 3, 7) noch die Yungas und Mangaches, jedoch nur als Mischlingsvölker an; die letzteren sind Zambos und wohnen im Norden von Guayaquil nordöstlich vom Flusse Daule (Alcedo). Yuncas oder Yungas werden insgemein die Bewohner der Ebenen genannt; Zarate unterscheidet sie in eigentliche Yungas Tassanes und Mochichas, drei Völker die, wie er sagt, verschiedene Sprachen reden. Die Guancavilcas im Gebiet von Yaguache, Gouvernement Guayaquil, welche ihren Namen von der Sitte hatten, sich zwei Vorderzähne auszuschlagen, waren sehr kräftige und kriegerische Menschen, die zwar in viele einzelne Stämme zerfielen, aber zusammen eine Republik bildeten und unter einer geordneten Regierung lebten. In alter Zeit bekriegten sie hauptsächlich die Puruhaes und Cañares. Die Macht der Incas reichte zwar bis in diese Gegenden, fand aber in dieser Entfernung von der Hauptstadt oft nur zweifelhaften Gehorsam. Mit den Spaniern anfangs im Frieden lebend,

wurden die Guancavilcas in Folge von Bedrückungen erbitterte Feinde derselben und schlossen erst Frieden mit ihnen, nachdem sie gesiegt hatten; die Pest von 1589 hat sie fast ganz aufgerieben (Velasco III, 3, 9, 1 f., Alcedo). Weiter südlich finden sich in Sechura an der Küste Eingeborene die sich durch ihre Sprache von allen übrigen Peruanern unterscheiden, ein stolzer und sehr begabter Menschenschlag der sowohl von dem Aberglauben als auch von den Lastern der anderen Indianer frei ist (Alcedo).

Ueber die Völker von Maynas, die südlicheren Campas und einige andere peruanische Völker haben wir anderwärts schon gehandelt (s. oben III, 538 ff.). In der Nachbarschaft der vorhin besprochenen Chinchas lebten die Guancas oder Huancas, die v. Tschudi (Müller's Archiv 1844 p. 98, Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. I, 267) zwischen 9° und 14° s. B. setzt und im Departement von Junin noch unvermischt antraf. Ihr Hauptsitz war das Thal von Jauja (Cieza 432). Der Name Guanca, der auch südöstlich von Guayaquil im Innern des Landes als Orts- und Flußname vorkam (Herrera V, 3, 6), bezeichnete in der Sprache der Inca-Peruaner gewisse örtliche Feldgötter welche die Landleute bei der Feldarbeit unterstützen sollten (Skinner I, 149). Westlich von jenem Volke an der Küste von Lima nach Pisco hin wohnen die Yauyos-Indianer, die im Aeußern wie in der Sprache von den Quechuas verschieden sind (v. Tschudi, Peru I, 318). Ob die Callahuayas welche sich als wandernde Aerzte und Zauberer im Gebiete der Quechuas und Aymaras umhertreiben, als ein besonderes Volk anzusehen sind, wissen wir nicht; ihre Geschichte ist unbekannt (Wedell 177). Die Chancas, welche aus einem kleinen See oder Sumpf stammen wollen den sie Soclococha nannten und als heilig verehrten — sie hatten dort ihren Haupttempel —, erschienen einst in Chuquibamba und gingen von dort nach Andahuaylas, westlich von Cuzco. Sie versuchten ernstlich den Incas die Herrschaft des Landes streitig zu machen, wurden aber von Inca Yupangui geschlagen und wanderten in Folge hiervon nach Norden an den Fluß Moyobamba (Cieza 436).

Im Süden des Incareiches, auf dem Westabhange der Anden in Tarapaca und Atacama zwischen 19° und 22° s. B. giebt d'Orbigny (I, 330) die Atacamas an, und von dort noch weiter nach Süden bis zu 24° s. B. namentlich in der Gegend von Cobija das Fi-

schervolk der **Changos**, deren Sprache jetzt untergegangen sein soll. **Alcedo** nennt letztere wohl irrthümlich in Copiapo. Dagegen hat **St. Criq** (Bullet. soc. géogr. 1853 II, 298) wahrscheinlich zu machen gesucht daß das Gebiet der Changos in früherer Zeit weiter nach Norden reichte bis zu 17° s. B.: er fand in jener Gegend von vorn nach hinten zusammengedrückte alte Schädel die er den Aymaras zuschreibt, welche in das Land der Changos eingedrungen, sich theils unter ihnen festsetzten theils sie verdrängten, wie die verschiedene Begräbnißweise wahrscheinlich macht die beiden Völkern eigen war und sich bei beiden erhalten hat. Oestlich von den Changos zwischen 20° und 25° s. B. lebten die **Llipis**.

Die große Lückenhaftigkeit unserer ethnographischen Kenntnisse von Peru hat das Unternehmen die Masse der dortigen Völker nach der Schädelgestalt in wenige Hauptstämme zu klassificiren leider in hohem Grade begünstigt. **Morton** (97) unterschied zunächst Alt-Peruaner und Inca-Peruaner und bezeichnete als Hauptsitz der ersteren, die er für die Urheber der alten gigantischen Bauten des Aymaralandes erklärte, Tiaguanaco, die Umgegend des Titicaca-See's und das südlich von dort gelegene Gebirgsland. **Pentland**'s Untersuchung der Gräber in der Nähe des Titicaca und einige Schädel aus den Gräbern von Arica und Atacama (pl. 1—5), deren Kopfdurchmesser indessen sehr verschiedene Verhältnisse zeigen, schienen ihm zu lehren daß sich der Schädel der „alt-peruanischen Raçe" durch ein stark entwickeltes und namentlich weit verlängertes Hinterhaupt bei nur geringer Expansion der Seitentheile charakterisire. Für die „Inca-Peruaner" gab er als typisch an (115, 130): einen auffallend kleinen viereckigen Kopf mit stark zusammengedrücktem, oft verschobenem Hinterhaupte, das bisweilen ganz senkrecht abfalle, aufgeschwollenen Seiten und etwas erhobener, aber stark zurückweichender, oft unregelmäßig gebildeter Stirn; auch die Scheitelgegend bezeichnete er als erhoben und hervorragend, obwohl sich dieß an den von ihm gegebenen Abbildungen keineswegs allgemein bestätigt. Später überzeugte sich **Morton** daß die Schädelform die er seinen Alt-Peruanern zugeschrieben hatte nicht natürlich, sondern durch künstliche Mittel hervorgebracht war, und fand, wie er glaubte, daß sie nicht im Lande der Aymaras, deren Typus er in ihr gesehen hatte, allein vorkomme, sondern bei einigen Stämmen der Küste ebenso wie in den Gebirgsgegenden von Bolivia anzutreffen

sei: er nahm daher (On the Ethnogr. and Archaeol. of the Am. aborigines. New Haven 1846 p. 18, bei Schoolcraft II, 326) seine frühere Unterscheidung einer alt- und neuperuanischen Raçe (Aymaras und Quechuas) wieder zurück, ohne jedoch daran die nahe liegende und nicht unwahrscheinliche Vermuthung zu knüpfen daß das Land der Aymaras sich in alter Zeit bis an die Küste und bis nach Atacama hinab erstreckt haben möge; wenn man nämlich Aymaras und Quechuas auch nicht mehr als zwei verschiedene Raçen betrachtet und die Kopfform der ersteren als künstlich zugiebt, so liegt doch darin kein Grund zu leugnen daß die Schädelgestalt welche Morton die alt-peruanische genannt hat, ausschließlich den Aymaras zukomme. In Algodon-Bai unter 22° 6' s. B. hat v. Bibra (II, 236) alte Schädel ausgegraben, die mit Morton's Typus der „Alt-Peruaner“ übereinzukommen scheinen und daher von ihm den Aymaras zugeschrieben werden: sie sind lang und schmal, nach hinten und oben ausgezogen, die schmale Stirn weicht stark zurück, die Seitenwandbeine sind flach und verlaufen nach hinten, der Hinterkopf ist abgeplattet und eine wulstige Erhebung läuft von der Glabella über die Stirn bis zum Hinterhauptsbein. Wahrscheinlich von derselben Art sind die stark verlängerten Schädel aus den Gräbern von Caracollo bei Oruro (Castelnau III, 364), schwerlich aber gehören die ebenfalls sehr lang ausgezogenen aus der Grotte von Sanson-Machaï in der Umgegend von Pasco hierher (ebend. IV, 216).

Eine neue Eintheilung der Urbewohner von Peru in drei Raçen hat v. Tschudi (Peru II, 362, Müller's Archiv 1844 p. 98) gegeben: der Schädel der Chinchas stellt von vorn gesehen eine abgestutzte Pyramide dar deren Basis nach oben gerichtet ist; die Stirn ist sanft gewölbt und hat starke Stirnhöcker, das Hinterhaupt fällt in seinem oberen Theil senkrecht ab und biegt sich dann schief nach innen und unten; der Gesichtstheil ist klein, die Augenhöhlen queroval und der Oberkiefer steht senkrecht. Der Aymara-Schädel erscheint von vorn gesehen oval, von der Seite lang gestreckt und gewölbt; die Stirn ist zwar gewölbt, verläuft aber schneller nach hinten als bei den Chinchas, der processus zygomaticus des Stirnbeins ist stark nach außen gerichtet und die Seitenwandbeine neigen sich schon von ihrer Verbindung mit dem Stirnbein an nach hinten; das Hinterhauptsbein fällt nur 1" weit senkrecht nach hinten herab und verläuft dann rasch

innen und unten, zum Theil in fast horizontaler Richtung; der Gesichtstheil ist groß, die Augenhöhlen viereckig und der Oberkiefer steht geneigt. Die Huancas zeigen von vorn gesehen einen viereckigen Schädel; die Stirn ist sehr stark geneigt, häufig in der Mitte concav, und hat einen starken mittleren Höcker; hinter der Kranznath ist das Schädelgewölbe etwas concav; das Hinterhaupt, im oberen Theil schief nach innen geneigt, wendet sich dann rasch nach unten; das Gesicht ist stark entwickelt, die Augen länglich rund. Bei allen drei Racen ist der Schuppentheil des Hinterhauptbeins durch eine Naht abgetrennt die erst in späterem Alter, bisweilen erst mit 10—12 Jahren verwächst; über das dreieckige Zwickelbein das sich an dieser Stelle häufig eingeschoben findet s. oben I, 122. Wir unterdrücken die Bedenken welche die große Sicherheit und Bestimmtheit der vorstehenden Schilderung und die mangelnde Angabe von abweichenden und mittleren Typen erregt, obwohl sie durch das vorhin über die Chinchas Beigebrachte stark genährt werden. Die jetzigen Peruaner, heißt es, stellen Mischformen jener drei Hauptraçen dar: der Umriß ihres Schädels nähert sich der viereckigen Form der Chinchas, durch die Gestalt der Scheitelbeine gleichen sie den Huancas, und die Art wie diese sich mit dem Hinterhauptsbein vereinigen erinnert an die Aymaras (Rivero y T. 30) — eine Mischung von seltener Regelmäßigkeit. Am entschiedensten ist neuerdings Gosse (Mém. de la Soc. d'Anthrop. de Paris I, 149) gegen diese Ansichten Tschudi's aufgetreten. Namentlich bemerkt er daß der Typus seiner Huancas dem der Aymaras bei d'Orbigny entspreche und macht wahrscheinlich daß diese beiden Raçen ein und dieselbe seien. Da ferner Ruschenberger an der Küste Schädel fand deren Hinterkopf vom Hinterhauptsloch aus fast vertical emporsteigt, können (nach Gosse) nicht wohl die sämmtlichen Bewohner jener Gegenden zu den Chinchas gerechnet werden; das Zwischenscheitelbein oder Zwickelbein aber, weit entfernt als ein allgemeiner und eigenthümlicher Charakter der peruanischen Völker gelten zu können, erkläre sich vielmehr, wo es sich finde, bald aus scrofulösem Habitus, bald aus dem Druck der zur Zeit des Wachsthums auf den Schädel gewirkt habe oder aus Vererbung pathologischer Erscheinungen. Wenn ferner Rivero und Tschudi darauf hinweisen daß sich selbst an Mumien von einjährigen Aymara-Kindern und sogar an dem Fötus einer Huanca-Mumie die ihrem Stamme charakteristische Ab-

plattung des Kopfes gefunden habe, so macht Gosse gegen den Schluß welchen man hieraus zu ziehen geneigt sei, geltend daß die Schädelform des Fötus durch Austrocknung stark verändert sein möge und daß sich überhaupt an dem Fötus die Eigenthümlichkeit der Raçe nicht erkennen lasse. Man muß gestehen daß Tschudi's Behauptungen sich diesen Bedenken gegenüber schwer halten lassen werden, von so geringem Gewicht auch auf der andern Seite die positive Annahme Gosse's ist, daß die Bevölkerung von Peru nur aus zwei verschiedenen Raçen bestehe, einer civilisatorischen aus Asien gekommenen und einer rohen und kriegerischen die von Osten her eingewandert sei.

Außer bei den Aymaras und Huancas war die künstliche Abplattung des Kopfes auch bei den Chinchas, und zwar wie überall als Rangzeichen, gebräuchlich (Rivero y T. 31 f.); überhaupt hat diese Sitte in Peru eine vorzüglich ausgedehnte Verbreitung gehabt. Morton (On the Ethn. and Arch. of the Am. aborigines p. 18) giebt außer der horizontal ausgezogenen cylindrischen Gestalt die er den Aymaras zuschreibt, noch drei andere künstlich hervorgebrachte Schädelformen an die sich bei den Alt-Peruaner fanden: die konische oder Zuckerhutform, welche Pöppig (II, 246) bei Indianern des oberen Huallaga angetroffen zu haben scheint, die durch angebundene Breter den Kopf seitlich abplatteten; dann eine solche mit platt gedrückter Stirn; endlich eine solche mit senkrecht abfallendem Hinterhaupt, welche letztere den Caranques in der Gegend von Guayaquil und den Collas eigen war, obwohl die Caranques dem Kopfe auch noch andere künstliche Formen gaben (Cieza 403 f., 443). Nur drei künstliche Schädelformen nimmt Gosse (a. a. O. 161) an, der es rügt daß die Abplattung des Schädels von vorn nach hinten von Tschudi ganz mit Stillschweigen übergangen worden sei; indessen scheint es daß in Peru in dieser Hinsicht eine große Mannigfaltigkeit der Formen herrschte und daß wir schwerlich mit ihnen vollständig bekannt sind. Die Paltas pflegten sowohl die Stirn als auch den Hinterkopf platt zu drücken (Garcilasso). Wenn d'Orbigny (I, 319) aus dem Profil einer Kolossal-Statue die aus der Zeit vor der Herrschaft der Incas stamme, schließen will daß die künstliche Abplattung des Schädels erst nach der Eroberung des Landes durch die Incas eingeführt worden sei, so steht dieser Vermuthung Vieles entgegen. Die Eingeborenen von Puerto Viejo und Guayaquil bedienten sich anderer Mittel um ein

nationales Kennzeichen herzustellen: sie tättowirten sich im Gesicht und sollen ihren Kindern drei obere und drei untere Schneidezähne (Alcedo spricht nur von den zwei oberen) ausgebrochen haben (Cieza 401).

Die gewöhnlichen Charaktere der jetzigen Peruaner giebt d'Orbigny (I, 119), mit dem Hinweis auf die großen individuellen Verschiedenheiten der Schädelformen die sich in Südamerika finden, folgendermaßen an. Die Gestalt des Kopfes ist oblong und seitlich etwas zusammengedrückt. Sie sind von dunkelolivenbrauner Farbe, im Mittel 1,597 Meter groß, massiv gebaut mit verhältnißmäßig sehr langem Stamme. Das große ovale Gesicht zeigt meist niedrige, nur wenig gewölbte, etwas zurückfliehende Stirn, horizontal stehende Augen mit gelbbrauner Hornhaut, nicht vorstehende Backenknochen, lange und sehr gebogene, unten dicke Nase und ziemlich großen Mund bei nur mäßig starken Lippen; die Züge sind kräftig ausgeprägt und von ernstem melancholischem Ausdruck. Die Quechuas insbesondere messen im Mittel 1,6 Meter, sind breitschulterig, von sehr gewölbter Brust, kleinen Händen und Füßen. Der Kopf ist ziemlich groß, das Gesicht mehr rund als oval; an den immer horizontal stehenden Augen tritt der Augenbrauenbogen stark hervor, doch sind die Augenbrauen nur unbedeutend, der Bart sehr gering; die Nasenwurzel ist tief eingesenkt, die Nasenlöcher offen, das Kinn ziemlich kurz (I, 250, 265 ff.). Die Aymaras gleichen den Quechuas durchaus, da die Kopfabplattung, die wahrscheinlich durch Depression der Stirn und ringförmige Einschnürung hervorgebracht wurde, bei ihnen außer Uebung gekommen ist (ebend. 314 ff.). Die Atacamas stimmen im Aeußeren ebenfalls mit ihnen überein, die Changos unterscheiden sich nur dadurch, daß ihre Nase nicht gebogen, sondern gerade ist und etwas offene Löcher hat (330, 333). Die Schilderung v. Tschudi's (Peru II, 238) giebt nicht die einzelnen Stämme und Völker, sondern nur die Gebirgsbewohner und die Bewohner des Flachlandes als verschieden an: jene sind groß und schlank, ihr Kopf groß mit niedriger Stirn, die Augen klein und lebhaft, die Nase stark und eher spitzig als platt, die Backenknochen stehen nur wenig hervor, der Mund ist klein und hat fein geschnittene Lippen, die Ohren sind ebenfalls von geringer Größe, das Kinn spitzig und die Haut zart. Im flachen Lande leben kleinere Menschen von kurzem breitem Gesicht, weit geschlitzten tief liegenden Augen, etwas platter Nase mit großen schief stehenden Löchern, viereckig vortreten-

den Backenknochen, weitem Mund mit starken Lippen, kleinem runden Kinn und großen abstehenden Ohren. Indessen giebt es keine bestimmten Grenzen zwischen diesen beiden Typen, sie gehen ineinander über, und fast jede Provinz zeigt Bewohner von eigenthümlicher Gesichtsbildung (ebend. 359). Skinner (I, 154) hebt namentlich die helle Farbe der Gebirgsbewohner hervor: er nennt sie heller als die Creolen. Als die weißesten und schönsten Indianer von Peru fielen den Spaniern die Eingeborenen von Chachapoyas auf (Cieza 427, Herrera V, 7, 12). Die Hautfarbe der Peruaner zeigt oft schon von einem Dorfe zum andern beträchtliche Verschiedenheiten (Villavicencio 168). An manchen Orten, z. B. in Payta unter 5° s. B., ziehen sie sich gern Bärte um den Spaniern nachzuahmen, doch werden diese meist nicht stark (Garcia II, 5, 7). Die Indianer von Quito, wo es einige Völker mit zartem weichem Kopfhaar giebt, haben meist kleine Augen und eine zwar nicht niedrige, aber seitlich schmale Stirn; Nase, Ohren und Augenbrauen sind wohlgebildet, der Bart, der wie das Körperhaar mit Kalkpulver und anderen Mitteln beseitigt wird, ist nur gering; die Füße sind klein, die Sinne von vorzüglicher Schärfe, und es giebt Menschen von großer Muskelkraft unter ihnen (Velasco I, 4, 8, 22 ff.). Die Yumbos in Quixos sind hoch gewachsen, glänzend kupferfarbig, von regelmäßigen Zügen mit großer Stirn und großen Augen (Osculati 107). Die schwarzbraunen kleinen Yauyos haben eine offene Stirn, große lebhafte Augen, stark vortretende Backenknochen und weiten Mund (v. Tschudi I, 318).

Ueber die Herkunft der Peruaner selbst und den Ursprung ihrer Cultur von auswärts hat man auch in neuerer Zeit noch mancherlei durch ihre Kühnheit überraschende Ansichten aufgestellt. Aus Ostindien hat sie namentlich v. Braunschweig abzuleiten und buddhistische Culturelemente bei ihnen nachzuweisen gesucht. Castelnau (IV, 250, 269), der diese Analogien zwar anerkennt, erklärt sie für Semiten und glaubt nicht blos in der Hautfarbe, den Gesichtszügen und dem Schnitt des Haares, sondern auch in den Waffen und der Kleidung, den Musikinstrumenten, der Backsteinfabrikation und der Art den Bogen zu spannen eine volle Uebereinstimmung der Peruaner mit den alten Aegyptern nachweisen zu können. Noch später hat sich Desjardins bemüht Ostasien als die Quelle der peruanischen Cultur nachzuweisen und sie in einen alsdann nahe liegenden Zusammenhang mit

den Chibchas und den Mexicanern zu bringen. So wahrscheinlich man es aber auch finden muß daß einzelne Menschen zu Zeiten aus Ostasien nach Polynesien und Amerika gelangt sind, so reicht dieß doch bei weitem nicht hin um jene Ansichten glaubhaft zu machen. Sollen sie annehmbar sein, so muß vielmehr vorausgesetzt werden daß jene Auswanderer in größerer Anzahl gleichzeitig an den neuen Ort ihrer Bestimmung kamen, daß sie auf einer längeren Reihe von Zwischenstationen und jedesmal für längere Zeit, nämlich für die Dauer mehrerer Generationen, die herrschende Bevölkerung wurden, daß ihnen ihr Baustil, ihre Künste und Kenntnisse, ihre ausgearbeiteten religiösen Vorstellungen und Cultusformen unterwegs weder durch eigene Verwilderung noch durch andere Umstände verloren gingen, sondern im Wesentlichen erhalten blieben bis zu ihrer Ankunft in dem Lande der neuen Welt wo wir sie jetzt finden: wir müßten im Stande sein bestimmt nachzuweisen oder doch wahrscheinlich zu machen, daß auf allen längere Zeit hindurch von ihnen behaupteten Stationen eine Continuität ihrer alten eigenthümlichen Civilisation stattgefunden habe; denn kamen z. B. Buddhisten aus Asien erst nach einigen hundert Jahren in Amerika an und verloren sie irgendwo einmal unterwegs ihren Baustil und ihren Cultus durch die Noth und Bedrängniß ihrer Lage in neuer Umgebung, so konnten sie auch nichts davon nach Amerika mitbringen. Verpflanzten sie aber diese dahin, wo ist dann ihre Sprache geblieben, ihre Culturpflanzen, ihre Hausthiere und der Gebrauch des Eisens?

Lassen wir die müßigen Speculationen um uns den historischen Nachrichten zuzuwenden welche wir über Peru besitzen.

Für die ältere Geschichte des Incareiches finden wir uns vorzugsweise an **Balboa** (Hist. du Pérou ed. Ternaux 1840) und an **Garcilasso de la Vega** gewiesen. Ersterer lebte 20 Jahre (1566—86) in Amerika. Die Quellen aus denen er schöpfte sind uns unbekannt, und wenn er weniger ausführlich ist als **Garcilasso**, so hat er dafür vor diesem den Vorzug größerer Besonnenheit und Unparteilichkeit voraus. Er scheint nur die einheimischen Traditionen wiederzugeben ohne sie nach eigener Phantasie auszumalen. Seine Angaben über die Regierungsdauer der einzelnen Incas sind freilich zu hoch um für glaubwürdig gelten zu können. **Garcilasso** war zwar ein Sprößling des Incageschlechtes selbst, ist aber erst 8 Jahre nach der Erobe-

rung des Landes durch die Spanier (1540) in Cuzco geboren, lebte
nur als Knabe in seinem Vaterlande und schrieb in einem Alter von
mehr als 60 Jahren, wie er selbst angiebt (VII, 8), sein Werk aus der
Erinnerung. Seine Unzuverlässigkeit und vielfache Unglaubwürdig-
keit hat v. Tschudi (Peru II, 371, Rivero y Tsch. 40) genügend
nachgewiesen — von Montesinos gar nicht zu reden der die sämmt-
lichen Incas, es sind bei ihm deren 101, von der Sündfluth an auf-
zuzählen weiß und sich mit jenem in Rücksicht vieler Hauptsachen im
Widerspruch befindet. Schwer zu begreifen ist wie Desjardins (10),
der freilich sogar Montesinos oft als Quelle benutzt, jenem so vie-
les Vertrauen schenken mag, da er doch selbst dessen Unzuverlässigkeit
sogar für die späte Zeit des Huayna Capac anerkennt (85) und seine
Beschreibung der Festung von Cuzco als offenbar ungenau und zum
Theil unrichtig bezeichnet. Es mag hinreichen hier nur einige Haupt-
sachen anzuführen die geeignet sind das Mißtrauen gegen Garcilasso
zu rechtfertigen. Auf die Mangelhaftigkeit seiner Sprachkenntniß hat
schon Vater (Mithrid. III, 1, 524 Anm.) hingewiesen. Er stellt (I, 9 ff.)
die Peruaner vor der Incazeit als durchaus roh dar, was sich ziemlich
vollständig widerlegen läßt, erzählt von ihnen Barbareien die zum
Theil unglaublich sind, und schreibt als Nachkomme der Incas offen-
bar in dem Interesse diese allein als die Urheber aller Civilisation dar-
zustellen. Sein Gemälde von dem Zustande der peruanischen Völker
vor der Ankunft der letzteren ist augenscheinlich fast allein aus seiner
Phantasie entsprungen. Die Feinde der Incas schildert er stets als die
gräßlichsten Canibalen, läßt sie aber gleichwohl nur selten in blutigen
Schlachten, häufig aber durch friedliche Mittel von jenen besiegt wer-
den; oft unterwerfen sie sich sogar freiwillig und werden meist äußerst
milde und gnädig von den Siegern behandelt. Kein Inca verliert eine
Schlacht; jeder derselben regiert etwa 30 Jahre und es kommt bis auf
den 7. Herrscher ihrer Dynastie (IV, 24) kein Aufstand in ihrem Reiche
vor, sondern die überwundenen Völker nehmen die Religion und das
Joch der Incas bereitwillig auf und halten daran fest. Menschenopfer,
die in den anderen Quellen durchgängig erwähnt werden, stellt Gar-
cilasso auf das Bestimmteste in Abrede. Einzelne erhebliche Irrthü-
mer dieses Schriftstellers zu berichtigen werden wir später an mehreren
Stellen Veranlassung haben.

Anello Oliva (Hist. du Pérou ed. Ternaux. Paris 1857), der

aus alten Ueberlieferungen eines peruanischen Häuptlings schöpfte, versichert zwar daß die „Dynastie der Sonne" bis in den Anfang des zehnten Jahrhunderts nach Chr. hinaufreiche, und Balboa (11) giebt dafür das Jahr 949 an, wenn man aber der glaublichen Angabe Jos. Acosta's (I, 25) beistimmt daß die historische Kenntniß der peruanischen Gelehrten mit Hülfe ihrer Quipos sich nur über 400 Jahre erstreckte, so wird man jene Behauptung wenig annehmbar finden; ja man muß geneigt sein auch den von Acosta gesetzten Zeitraum noch für zu groß zu halten — er giebt der Incadynastie eine Dauer von 3 bis 400 Jahren (VI, 19) —, wenn man bedenkt daß sich aus unseren Quellen (abgesehen von Huascar und Atahualpa), nur 13 Incas ergeben, deren Regierungszeit nach Prescott's (I, 11) Bemerkung schwerlich einen längeren Zeitraum als etwa 250 Jahre umfaßte. Mögen wir mit letzterem nicht daraus folgern daß die Herrschaft der Incas keine längere Dauer als die eben angegebene gehabt hat — denn es kann leicht ein größeres oder kleineres Stück dieser Regentenliste verloren gegangen sein —, so verdient es doch unsere Zustimmung, wenn er die verbürgte Geschichte des peruanischen Reiches erst innerhalb des letzten Jahrhunderts vor der Eroberung beginnen läßt.

Wenn die Herrschaft der Incas nicht weit älter ist als gewöhnlich angegeben wird, kann man sich um der vielen und verschiedenartigen alten Bauten willen die sich im Lande finden, schwer der Annahme entziehen daß andere Dynastien ihr vorausgegangen seien, wie A. Oliva sagt, und daß ihr Begründer Manco Capac nicht rohe Barbaren, sondern Menschen vorfand welche die Anfänge der Civilisation bereits hinter sich hatten und von ihm auf dieser Bahn weitergeführt wurden (Rivero y Tsch. 62). Hiermit würde sich die Angabe wohl vertragen daß der Titicaca-See und seine Hauptinsel das älteste Heiligthum des Landes war, älter als selbst das Incageschlecht, denn von dort sollte der Sage nach die Sonne selbst ausgegangen sein als sie zum ersten Male erschien, dort sollte nach der großen Fluth Viracocha, der Stammvater des Menschengeschlechtes, aus dem Wasser heraufgestiegen sein und sich in Tiaguanaco niedergelassen haben (Acosta I, 25, Cieza 445); Tiaguanaco aber ist gerade der Ort dessen großartige Trümmer durch ihren Baustil in die Zeit zurückzuweisen scheinen welche dem Auftreten der Incas vorausging. Viracocha, dessen Name „Schaum des Meeres" bedeuten soll (Oviedo),

gilt freilich nach einer anderen Sage für den höchsten Gott und Schöpfer der Welt selbst (Acosta V, 4) und nach einer dritten für den ersten Inca (Andagoya bei Navarrete III, 341, Zarate I, 68) — Garcilasso stellt beides in Abrede —, und manche der peruanischen Völker leiteten ihren Ursprung nicht von ihm her, sondern glaubten daß ihre Stammeltern aus einer Höhle hervorgekommen seien, aber gleichwohl scheint uns die Ansicht daß Viracocha der älteste Culturheros der Peruaner sei welcher den Incas vorherging, später aber bald mit dem höchsten Gotte bald mit den Incas selbst identificirt wurde, das Meiste für sich zu haben.* Zu dieser Verschmelzung scheinen vorzüglich zwei Umstände beigetragen zu haben, nämlich daß einer der Incas den Namen Viracocha führte, weil dieser Gott ihm im Traume erschienen war (Acosta VI, 20), und daß die Herrscher selbst nach ihrem Tode als Götter verehrt wurden.

Daß die Incas und die Cultur welche sie brachten, aus der Gegend des Titicaca stammten, wird fast einstimmig berichtet: dort mußte also schon vor der Stiftung ihres Reiches eine höhere Bildung sich entwickelt haben. Im Einzelnen sind die Nachrichten verworren und vielfach widersprechend. Zwei Häuptlinge der Collas welche Zapana und Cari genannt werden, sollen vor der Unterwerfung ihres Landes durch die Incas einst auf die große Insel im Titicaca vorgedrungen sein, weiße bärtige Menschen dort gefunden und diese getödtet haben (Cieza 443). Der erste Inca welcher von jener Insel auswanderte und die Stadt Cuzco gründete, wird nach Gomara (232) bald Zapalla (Zapana?) bald Viracocha genannt. A. Oliva (a. a. O.) dagegen nennt den Ahnherren der Incas Quitompe, den Erbauer von Tumbez — die einzige Tradition welche einen Hinweis auf die Anwesenheit von Stammverwandten der Quechuas in diesen nördlichen Gegenden schon in alter Zeit enthält. Nach der gewöhnlichen Angabe war Manco Capac, als dessen Stammland die Gegend des Titicaca bezeichnet wird, der Gründer der Dynastie und der Stadt Cuzco. Nur Acosta (I, 25, VI, 20) und Balboa (4) geben nach einer anderen Sage eine

* Die unwahrscheinliche Behauptung bei Rivero y Tschudi (160) daß sein Cultus in Peru zur Zeit der Ankunft der Spanier erst zweihundert Jahre alt gewesen sei, stützt sich, wie es scheint, nur auf die unrichtige Voraussetzung daß erst Inca Viracocha die Verehrung dieses Gottes eingeführt habe (s. unten über die Religion).

Höhle bei Pacari Tambo 5—6 leguas von Cuzco als seinen Ausgangspunkt an. Er soll von hellerer Farbe gewesen sein als die übrigen Indianer und man hat eine solche bisweilen dem Incageschlechte überhaupt zugeschrieben; wahrscheinlich steht damit die Sage von weißen bärtigen Menschen in Verbindung welche in alter Zeit die Cultur über Peru verbreitet haben sollen (Herrera, Descr. c. 19, vgl. Prescott I, 9). Erst die spätere Zeit scheint aus Verehrung für die Incas alle Wohlthaten der Cultur, Künste und Handwerke, Kleidung, Sittigung und einen reineren religiösen Glauben, auf Manco Capac zurückgeführt zu haben, und die Incas begünstigten diesen Glauben, indem sie die von ihnen selbst getroffenen Anordnungen jenem zuschrieben um sie durch sein Ansehn zu stützen (Garcilasso II, 9). Bald ist es sein Bruder den die Sage ihm zum Begleiter und Gehülfen giebt (Cieza 390), bald sein Weib Mama Oello, Balboa erzählt sogar von vier Brüdern und vier Schwestern: sie waren Kinder der Sonne und von dieser gesendet um sich da niederzulassen und eine Stadt zu bauen, wo ein goldener Stab den sie mit sich führten in die Erde sinken würde. Diesem Befehle gehorsam gründeten sie Cuzco, dessen Name den Nabel bedeutet — ein Ereigniß das Garcilasso (I, 17) mehr als 400 Jahre vor die spanische Eroberung setzt. Nach Balboa bestand Cuzco schon vor dem Auftreten der Incas, wurde aber von diesen erobert. Aus welchen Gründen Rivero y Tschudi (63) anzunehmen geneigt sind daß Manco Capac nicht der Stammvater der Incas selbst gewesen sei, sondern vielmehr nur eine eingeborene Familie von Cuzco auf den Thron erhoben habe, ist von ihnen nicht näher angegeben worden.

Der Umstand daß die Sage die Incas vom Titicaca herstammen und von dort aus höhere Cultur über das Land verbreiten läßt, ist noch in einer anderen Hinsicht vorzüglich wichtig: das Land um den Titicaca ist der alte Hauptsitz der Aymaras, wie wir gesehen haben; es scheint demnach daß die Incas diesem Volke angehörten, daß die Cultur des Incareiches von den Aymaras ihren Ursprung genommen hat und diese letzteren das ältere, die Quechuas und Inca-Peruaner das jüngere Culturvolk sind, wie Prescott (I, 11), d'Orbigny (I, 295, 327) und Rivero y Tsch. (29) vermuthet haben. Wenn die heilige oder Hofsprache der Incas, welche seit der spanischen Eroberung sich ganz verloren haben soll, wirklich von der des Volkes



tennamen gekommen zu sein, die er jedoch merkwürt
wohl in wahrscheinlich unrichtiger Folge unter den
Urincuzco, der zweiten Hauptlinie des Incageschlechtes
nach Einigen abwechselnd mit der ersten die Regieru
(Herrera V, 3, 8). Das Königsgeschlecht zerfiel näm
Hauptzweige der Hanancuzco und Orencuzco oder Urin
und Nieder-Cuzco, welche beide ihren Stammbaum au
zurückführten (Acosta I, 25, Cieza 406), und we
Stadttheilen die sie bewohnten ihre Namen gaben (Ci
cilasso I, 17, Skinner I, 236). Dem entsprechend
anderen Ortschaften des Reiches in einen oberen und
Hanansaya und Urinsaya, getheilt (Acosta VI, 13).
nandez (III, 3, 6 f.) hätte das Incageschlecht vielmeh
zweigen bestanden, welche Hanan Cuzco, Hullin Cuz
Marca hießen, im Ganzen aber 14 Linien oder Ay
jeder regierende Inca, nur mit Ausnahme von Hua
solche begründet habe (vgl. Acosta VI, 20), die letzte
Huascar, dessen Bruder Mango und Sairi Topa Inca
ausgestorben seien. Desjardins (47) hat die Reihen
getheilt wie sie sich bei Garcilasso Balboa und Mo
Manco Capac an finden; Rivero y Tschudi (44
ersterem aufgestellte Reihe (mit Hinzufügung des Inc
wahrscheinlichste wieder, und mit Recht, denn sie ist di

loque-Yupanqui 1091—1126 (bis 1161, Balboa).
Rayta-Capac 1126—56 (bis 1226, Balboa).
apac-Yupanqui 1156—97 (bis 1306, Balboa).
nca-Rocca 1197—1249 (bis 1356, Balboa).
Jahuar-Huaccac 1249—89 (bis 1386, Balboa, fehlt bei D. Fernandez II, 3, 5, wird aber nachträglich als Yaguar Guac Inga Yupangue II, 3, 7 von ihm erwähnt. Herrera V, 3, 9 nennt an dieser Stelle Inca Yupanqui, den er vor Tupac Yupanqui noch einmal anführt).
Viracocha, eigentlich Inca-Ripac 1289—1340 (bis 1438, Balboa).
Inca-Urco, reg. 11 Tage (fehlt bei Garcilasso, Balboa, Acosta und Fernandez).
Titu-Manco-Capac-Pachacutec 1340—1400 (fehlt bei Herrera; nach Balboa gab es keinen Inca dieses Namens).
Yupanqui 1400—39 (fehlt bei Fernandez u. wird von Acosta mit dem vorhergehenden identificirt).
Tupac Yupanqui (Topa Inga Yupangui) 1439—75 (nach Balboa Pachacuti beigenannt und gestorben 1493 nach einer Regierung von 22 Jahren; als seinen Nachfolger schaltet Acosta seinen gleichnamigen Sohn ein).
Huayna-Capac 1475—1525.
Huascar (Guascar) in Cuzco 1526—32.
Atahualpa* (Atabalipa) in Quito 1532—33.

Hiernach bleibt nur darüber ein Zweifel ob Pachacutec und Yupan- für dieselbe oder für zwei Personen zu halten seien. Man ist ge- gt sich für das Erstere zu entscheiden, da alle übrigen Quellen hierin m Garcilasso und untereinander übereinstimmen, obwohl an- rseits zugestanden werden muß daß die Namensähnlichkeit von panqui und Tupac-Yupanqui leicht den einen von ihnen übersehen n konnte, und die Einschaltung eines zweiten Tupac Yupanqui bei osta dafür spricht daß mehrere Regenten dieses Namens aufeinan- folgten: es scheint daß die drei Incas welche Huayna-Capac vor- gingen, nicht Pachacutec, Yupanqui und Tupac Yupanqui, sondern panqui, Tupac Yupanqui I und Tupac Yupanqui II hießen.

Die Macht der Incas war anfangs nur unbedeutend und blieb

* Der Name Atabalipa beruht offenbar nur auf verschiedener Orthographie, im Spanischen wie w und das i kurz gesprochen wird.

lange Zeit auf wenige Meilen im Umkreis der Stadt Cuzco beschränkt (Cieza 453, Acosta VI, 19), die Reihe der Eroberungen aber durch welche sie sich allmälich vergrößerte, läßt sich nach den auf uns gekommenen Nachrichten zu wenig sicher und vollständig feststellen, als daß es der Mühe lohnte hierauf ausführlich einzugehen. Wir beschränken uns daher auf wenige Bemerkungen. Von größeren Eroberungen der ersten Incas wird nichts erzählt, und selbst Garcilasso, der zum Preise des Geschlechtes schrieb dem er entsprossen war, läßt erst Mayta-Capac Tiaguanaco einnehmen und seinen Nachfolger Capac-Yupanqui die Aymaras und Quechuas im Nordwesten und Westen von Cuzco unterwerfen (III, 11 f.), wogegen D. Fernandez (II, 3, 5) berichtet daß der erstere außer anderen Vergrößerungen seines Reiches sich namentlich Cuzco's bemächtigt und dort zuerst seine Residenz aufgeschlagen, der andere aber die Herrschaft der Incas nicht erweitert habe. Hiernach hätte die Sage Unrecht welche Cuzco als den ältesten Sitz der Incas bezeichnet, wenn wir nicht annehmen sollen daß es ihnen durch innere oder äußere Kriege auf einige Zeit unter den ersten Regenten jenes Herrscherhauses wieder verloren ging, und es würde begreiflich sein daß Acosta (VI, 20) in Uebereinstimmung mit Balboa noch von Inca-Rocca, der ebenfalls keine Eroberungen machte (Fernandez), sagt, er habe noch keine ausgebreitete Macht besessen, sich aber mit vieler Pracht umgeben und angeordnet daß nach seinem Tode sein ganzer Schatz auf seinen eigenen Cultus verwendet werde. Auch die traditionell gewordene Politik der Incas ihre Herrschaft mehr auf friedlichem Wege durch List als durch Gewalt auszudehnen (Garcilasso, Cieza 390), scheint auf eine gewisse Schwäche derselben in älterer Zeit hinzudeuten: auf diese Weise wurden noch vor Viracocha die Collas unterjocht welche lange Kriege mit den Canas und Canches geführt hatten (Cieza 443). Eine Empörung die unter dem zuletzt genannten Inca ausbrach, wurde glücklich gedämpft. Viracocha konnte es dem Adel gegenüber nicht durchsetzen daß sein ältester lasterhafter und feiger Sohn Inca-Rocca von der Thronfolge ausgeschlossen wurde: dieser folgte ihm; da er aber die vom Feinde bedrängte Hauptstadt des Reiches* nicht zu retten wußte, trat mit Hülfe des Adels selbst sein

* Garcilasso (IV, 24, V, 17) setzt diese Bedrohung von Cuzco in frühere Zeit, nämlich an das Ende der Regierung des Yahuar Huaccac und unter Viracocha, der den Angriff der Chancas — denn diese nennt er als die Empö-

jüngerer Bruder Inca-Pachacutec an seine Stelle (Herrera V, 3, 10 ff.), und erst mit diesem scheint die Macht der Incas einen großen Aufschwung genommen zu haben. Er war es (oder der mit ihm oft identificirte Inca Yupanqui), welcher zunächst die von den Chancas in Andahuaylas drohende Gefahr abwendete (Cieza 436, vgl. oben p. 384) und dann die Huancas überwand, welche bis dahin unter gewählten Häuptlingen gestanden hatten und in gut befestigten Dörfern wohnten die mit einer Art von steinernen Thürmen versehen waren, sonst aber roh und barbarisch beschrieben werden, da sie den gefangenen Feinden die Haut abzuziehen und sie mit Asche auszustopfen pflegten (Cieza 432). Nach D. Fernandez (II, 3, 5) dehnte Pachacutec seine Herrschaft bis nach Vilcas aus, das nur 40 leguas nordwestlich von Cuzco (Cieza 435), und südlich von Guamanga lag (Alcedo), von wo sie sich bis an die Küste in der Gegend von Lima erstreckt zu haben scheint,* da von Tempelbauten erzählt wird die er dort aufgeführt haben soll. Im Südosten grenzte das Reich an das Land der Chiriguanas die, wie es heißt, von Inca Yupanqui bekämpft wurden (s. oben III, 412).

Auf den Gipfel ihrer Macht gelangten die Incas mit Tupac-Yupanqui und Huayna-Capac; aber wie das mexicanische Reich kurz vor seiner Eroberung durch die Spanier eine Ausdehnung gewonnen hatte die den Zerfall desselben in hohem Grade begünstigte, weil es aus einer Menge von heterogenen Theilen bestand die von dem herrschen-

---

rer — abgeschlagen habe; Pachacutec aber erwähnt er (V, 28) als den ältesten Sohn und unmittelbaren Nachfolger Viracocha's. Balboa's (39) Erzählung jener Ereignisse stimmt in mehreren Hauptpunkten, doch nicht in allen, mit Herrera's Bericht überein.

* Als weit großartiger und schneller stellt Garcilasso die Entfaltung der Macht der Incas dar: Caxamarca soll sich an Inca Pachacutec ergeben und die Nordgrenze des Reiches gebildet, dessen Sohn Inca Yupanqui aber noch bei Lebzeiten des Vaters den Chimu (die Gegend von Truxillo) unterworfen haben (VI, 15, 32 f.); Yupanqui heißt es weiter, habe die Antis Chiriguanas und Moxos (Muzu) bekämpft und sei in Chile weit vorgedrungen (VII, 13 f., 17, 19 f.). Gleichwohl schreibt Garcilasso die Eroberung von Huanuco erst dem Tupac Yupanqui zu, den er außerdem Chachapoyas und das südlicher gelegene Huacrachuca, die Paltas und Canaris und das Land bis an die Grenze von Quito unterwerfen läßt (VIII, 1 ff.); Quito selbst nebst Tumbez Puna und den anliegenden Küstenländern soll dagegen erst Huayna Capac erobert haben — ersteres jedoch noch bevor er selbst zur Regierung gekommen sei (VIII, 7, IX, 2, 6). Es bedarf kaum der Bemerkung daß viele dieser Angaben nur geringe innere Wahrscheinlichkeit für sich haben, daher wir im Texte anderen Nachrichten über das allmäliche Wachsthum des Incareiches gefolgt sind.



Sonnencultus, Tracht und Sitten der Inca-Pe
mußten und einen Statthalter erhielten (Cieza 4
anderen eroberten Ländern ebenfalls zu geschehen
Alters mächtigen Herren des Thales von Santa w
heit und List gewonnen und zu Großen des perua
macht (ders. 420), auch Caxamarca und Chachapo
verleibt (ders. 426 f.). Der Chimu, ein kleiner K
eine Küstenstrecke von der Gegend von Truxillo bis
herrschte, soll von Tupac-Yupanqui besiegt word
noch weiter bis an die Küste von Puerto Viejo un
drang, wo er indessen keinen Erfolg hatte. Im Nor
Macht bis gegen Quito hin aus, im Süden rückte er
(Cieza 401, 406, Fernandez II, 3, 5, Balbo
rera V, 3, 14 f.). Huayna-Capac hatte zunächst n
der Eroberungen seines Vorgängers zu thun, Em
ruhen zu dämpfen. Unglücklich zwar gegen die Chi
camoros, gelang es ihm doch einerseits die Guanca
wohner der Insel Puna, mit denen sie sich verbund
terwerfen und bis an den Fluß Angasmaio (Andas
gend von Pasto vorzurücken, anderseits einen Theil
obern (Cieza 386, 406 f., Fernandez a. a. O
16 und 7, 15, VI, 7, 1); doch vermochte er in w
die aufrührerischen Canas nur dadurch zu beruhigen
ter ihres Herrschers zur Ehe begehrte.

Freilich ist es eine grobe Uebertreibung wenn C
selbst 700 und dem peruanischen Reiche 1200 leg

s. B., würde es sich südlich nur etwa bis in die Gegend von Copiapo erstreckt haben, welche Oviedo (XLVII, 4) noch zum Incareiche zählt, wahrscheinlich aber lief seine Grenze noch 3 Breitengrade weiter südlich am Rapel, und selbst weit über diesen hinaus scheinen peruanische Heere wenigstens zeitweise vorgedrungen zu sein (Näheres darüber s. oben III, 492). Der Tribut den die Incas aus Chile erhielten, bestand hauptsächlich in Ziegeln von feinem Golde (Gomara 236). Auch über die Ausdehnung der Herrschaft der Incas von hier nach Osten haben wir früher schon gesprochen (III, 436) und erinnern hier nur noch an die Thatsache daß in Chaco sowohl die Lules und Mataras (III, 479) als auch die Mbocobies einst zum peruanischen Reiche gehört zu haben scheinen, da sich die Weiber der letzteren, als sie zum Christenthum bekehrt worden waren, verschiedenfarbiger Fäden mit einer Anzahl von Knoten, gleich den peruanischen Quipos, bei der Beichte bedienten um ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen (Pauke 111). Auch der Name des Flusses Pilcomayo, eigentlich Pilcomayu „Fluß der Vögel", ist nach Garcilasso ein Wort der Quechua-Sprache. Weiter im Norden waren die Völker am Huallaga und Ucayale, wie es scheint, von den Incas abhängig, worauf insbesondere die bei den Panos gefundenen Bilderschriften und der Umstand hinweist daß im Dorfe Lamas reines Quechua gesprochen wurde (s. oben III, 540 ff.), obwohl, wie wir vorhin bemerkt haben (p. 383), weder die Pacamoros in der Gegend von Jaen noch die Jivaros am Paute und Pastaza von ihnen unterworfen werden konnten: das Gebirgsland östlich von Loja gehörte nicht mehr zum Incareiche (Cieza 411), und wenn die Yaguas bei Pebas am Marañon wirklich Peruaner sind (s. oben III, 428, 438), können sie frühestens wohl zur Zeit der spanischen Eroberung dorthin geflüchtet sein, wie auch von anderen Völkern erzählt wird daß sie den fliehenden Incas an den Apurimac und Huallaga folgten (oben III, 542). Im nördlichen Quito gebot Huayna-Capac noch über die Landschaft Quijos (Gomara 243), und Coreal (II, 61) versichert daß sich dort bei den Eingeborenen von Pancaleo neben ihrer eigenen Sprache auch die von Cuzco erhalten habe. Der Ort Guaco in Corregimiento von Ibarra wurde von jenem zur nördlichen Grenze seines Reiches erklärt (Alcedo).

Quito war bis dahin ein den Inca-Peruanern unbekanntes Land gewesen, obwohl es sich zum Theil im Besitze stammverwandter Völ-

ker befand, von deren Geschichte jedoch nur sehr wenig bekannt ist. Die rohen Quitus, in alter Zeit das herrschende Volk, unterlagen später den civilisirteren Caras, von denen es heißt daß sie auf Flößen von Holz von der pacifischen Küste her eingewandert seien (Velasco I, 4, 5). Diese, über deren Cultur und Geschichte Fray Marcos de Niza ein Buch voll Fabeln geschrieben hat (ebend. 11), wurden angeblich ungefähr seit dem Jahre 1000 n. Ch. von den Scyris oder Shyris regiert, bis Tupac-Yupanqui um 1460 einen Theil des Landes eroberte und Huayna-Capac, der seit 1475 die Eroberung fortsetzte, um 1487 die Hauptstadt Quito einnahm. Die Caras bildeten den Mittelpunkt eines ausgedehnten Reiches. Außer Sonne und Mond verehrten sie ihre Heroen Pacha und Cacha, pflegten aber den von ihnen besiegten Völkern ihre einheimischen Götter zu lassen. Sie kleideten sich theils in Thierfelle, theils in Baumwolle und Wolle und hatten wie die Peruaner ein Sonnenjahr, das sie durch die Beobachtung der Solstitien regulirten welche sie mit Hülfe zweier Säulen an den Thoren ihres Sonnentempels anstellten. Die Quipos, deren sie sich ebenfalls bedienten, bestanden aus kleinen Steinen von verschiedenen Farben und Gestalten, doch waren sie unvollkommener als die peruanischen. Edle Steine verstanden sie zu durchbohren und zu poliren; Velasco (a. a. O.) hebt unter ihren Kunstwerken namentlich zwei große, aus einem Stücke gearbeitete hölzerne Trommeln mit zwei engen gewundenen Oeffnungen hervor, und bemerkt daß ihre Bauten aus regelmäßig behauenen Steinen, aber ohne Kunst und Geschmack aufgeführt waren. Die Stadt Quito selbst ist durch Tupac-Yupanqui und Huayna-Capac bedeutend vergrößert worden.

Huayna-Capac starb nach Balboa und den Untersuchungen von Velasco zu Ende des Jahres 1525 (vgl. Humboldt, Ans. d. Nat. II, 383). Die wichtigste Bestätigung dafür liegt in des gefangenen Atahualpa eigener Angabe (1533) daß sein Vater vor 8 Jahren gestorben sei (Jerez 334). Ihm als dem jüngeren Sohne seiner Hauptfrau, fügte er hinzu, habe er Quito zugetheilt wo er gestorben sei, dem älteren Huascar sei Cuzco mit seinen ungeheueren Schätzen zugefallen; dieser jedoch, hiermit noch nicht zufrieden, habe auch noch auf Quito Anspruch gemacht, sei aber von seinen (Atahualpa's) Feldherrn geschlagen worden. Diese Erzählung des Atahualpa (vgl. Oviedo XLVI, 5 u. 9) enthält jedenfalls die eine Unrichtigkeit, daß er selbst

in Sohn der Hauptfrau Huayna-Capac's gewesen sei, denn er stammte ielmehr von der früheren Königin von Quito deren Reich jener erbert hatte (Gomara 231), war demnach illegitim und zur Thronolge nicht berechtigt. Diese kam dem Huascar allein zu. Chilicuchima ber, Atahualpa's Bruder (nach Jerez 343) und andere Feldherren, elche unter Huayna-Capac bei der Eroberung von Quito mitgewirkt atten, erhoben hier nach dessen Tode den Atahualpa zur Herrschaft Balboa), sei es nun daß jener eine Theilung des Reiches in dieser rt wirklich angeordnet hatte (Garcilasso IX, 12), wie meist berichtt wird, oder nicht (Cieza 426). Die Insel Puna, welche trotz ihrer ördlichen Lage bei dieser Theilung dem Huascar zugefallen sein soll Gomara 226, Oviedo XLVI, 16), es aber (vielleicht in Folge iner Intrigue Atahualpa's) vorzog sich seinem Gegner anzuschließen, vurde deshalb von Tumbez aus bekriegt. Sie war mit starken Mauern ast ganz umgeben und seine Bewohner, die des Canibalismus und nnatürlicher Laster beschuldigt werden, unternahmen häufige Raubjüge nach dem Festlande (Herrera IV, 7, 11). Huascar forderte von einem Stiefbruder Unterwerfung und ließ ihn gefangen nehmen, als r sie weigerte; diesem aber gelang es zu entfliehen,* und nun entpann sich der Krieg aus welchem Atahualpa als Sieger soeben nach Caxamarca zurückgekehrt war als die Spanier ankamen (Cieza 426, Herrera V, 3, 17). Huascar wurde durch Chilicuchima verfolgt, der ich durch Verrath seiner bemächtigte, und später auf Atahualpa's Beehl umgebracht, da er, wie es heißt, dem Pizarro doppelt so viel Gold ind Silber zu geben versprechen wollte als dieser, dessen Opferwilligeit das gleiche Schicksal nicht abzuwenden vermochte, welches ihm mit hülfe falscher Zeugen von den spanischen Eroberern bereitet wurde Oviedo XLVI, 5 u. 17, vgl. Andagoya bei Navarrete III, 427 f., Herrera V, 1, 2 u. 3, 3. Letzterer stellt Atahualpa ganz als Empöer dar und bezeichnet ihn wie Garcilasso als grausam und hinteristig, Huascar dagegen als milde und gütig, während Balboa ihre Charaktere auf die entgegengesetzte Weise schildert).

Die uns geläufigen Namen „Peru und Quito“ waren bei den Eingeborenen zur Bezeichnung ihrer Länder und Staaten nicht im Gebrauch (Herrera III, 6, 13), und es scheint überhaupt daß diese

* Balboa bezeichnet die Geschichte von Atahualpa's Gefangennehmung ind Flucht als Fabel und giebt von dem Verlaufe des Krieges überhaupt eine ibweichende Darstellung.

nur nach ihren Herrschern benannt wurden, welche im Besitze unumschränkter Macht und daher die einzigen selbstständigen Träger des Staatslebens waren. Der Inca vereinigte in sich alle weltliche und priesterliche Gewalt, er galt dem Volke sogar für untrüglich und fehlerlos (Garcilasso II, 15), denn er war göttlicher Abkunft, gehörte dem Geschlechte der Sonne an und genoß nach seinem Tode göttliche Verehrung. Daher wurde auch seinen willkürlichsten Befehlen absoluter Gehorsam zutheil, und es ist ohne Beispiel daß einer seiner Unterthanen ihn verrathen hätte (Acosta VI, 12, Herrera IV, 7, 10). Nach Garcilasso's (V, 12) Darstellung waren die Incas wahre Väter ihres Volkes und regierten es mit musterhafter Milde. Balboa dagegen, der von mehreren Verschwörungen innerhalb der Familie der Incas zu erzählen weiß, stellt einige derselben als grausam und blutdürstig dar. Alles Land das zu ihrem Reiche gehörte, war in drei Theile getheilt, deren einer Eigenthum der Sonne, d. h. des Tempels, der zweite dem Volke, der dritte dem Inca zugewiesen war, und wurde in der angegeben Reihenfolge bestellt, so jedoch, daß die Ländereien deren Ertrag für den Unterhalt der Armen und Kranken, der Wittwen Waisen und Soldaten bestimmt war, denen vorgingen welche der Ernährung des Volkes insgemein dienen sollten (ders. V, 2), das Heer aber vom Inca erhalten wurde. Wer ein Stück Land zu bebauen hatte, bezog von diesem Lande seinen Unterhalt so lange er mit der Bearbeitung desselben beschäftigt war, und jedem Familienvater wurde mit Rücksicht auf die Zahl seiner Kinder ein Land von bestimmter Größe zugetheilt, das er jedoch nicht als Privateigenthum besaß und nicht vererben konnte, denn alljährlich wurde eine neue Vertheilung vorgenommen um den wechselnden Bedürfnissen der einzelnen Familien zu entsprechen; Tribut aber hatte der Landbauer nicht weiter zu leisten außer seiner Frohnarbeit auf den Feldern des Tempels und des Inca (Acosta VI, 15), und es wird versichert daß diese höchstens etwa drei Monate in Anspruch nahm (Garcilasso V, 15). In unfruchtbaren Jahren wurde das Volk aus den Magazinen des Staates gespeist. Das Gebiet einer jeden Gemeinde war durch Grenzsteine bezeichnet (Herrera V, 4, 3). Die nutzbaren Thiere und die Jagden, die Wolle der ersteren und deren Verarbeitung wurden (nach Acosta VI, 15, Herrera V, 4, 2) in ähnlicher Weise wie die Felder und der Landbau vertheilt, nach Anderen waren die Heerden nur Eigenthum der Tem-

pel und des Inca, welcher große Wildparks besaß, in denen er von Zeit zu Zeit ein Treibjagen veranstalten ließ um Wolle zu gewinnen (Gomara 236, Jerez 339, Cieza 429). Die Bergwerke gehörten ihm allein (Acosta VI, 15). Gold und Silber waren dem Verkehr und dem Privatbesitz überhaupt entzogen: sie durften nach Cuzco nur ein-, nicht aber von dort wieder ausgeführt werden (Cieza 437). Alle Kostbarkeiten dienten ausschließlich als Schmuck der Tempel und Paläste und konnten nur als freies Geschenk dem Inca dargeboten werden (Garcilasso IV, 5, V, 7). Sämmtliche Leistungen für den Staat bestanden nur in Arbeit und eigenen Arbeitsprodukten, außer dem Feldbau namentlich im Anfertigen von Kleidungsstücken und Waffen, zu denen das Rohmaterial aus dem Staatsschatze geliefert wurde (Garcilasso V, 6), und für jede Provinz und jedes Dorf derselben war genau festgesetzt was und wie viel sie zu liefern hatte (Acosta VI, 13). Den Eingeborenen von Pasto, die als häßlich dumm und schmutzig geschildert werden, soll Huayna-Capac, da sie nichts von Werth besaßen, einen Tribut von Ungeziefer auferlegt haben um sie nicht ganz leer ausgehen zu lassen (Piedrahita IV, 2, Herrera V, 4, 2). Die Incas gaben ihren Unterthanen, wie Acosta bemerkt, beständig zu arbeiten. Armuth und Müßiggang waren durch die strengen socialistischen Einrichtungen welche den Staat beherrschten, eben so unmöglich gemacht wie Ehrgeiz und Habsucht; der Gehorsam gegen die Gesetze war allgemein, und wenn niemand Aussicht hatte seine Lage durch Thätigkeit und Fleiß zu verbessern, so konnte doch auch niemand ins Elend gerathen. Alle freie Bewegung der Einzelnen, alle Regsamkeit aus eigenem Trieb, aller Wetteifer, alles Streben nach weiteren Fortschritten war erstickt und die Staatsmaschine von den väterlich waltenden Incas vollständig darauf angelegt keinen Funken geistigen Lebens in der Masse des Volkes sich entzünden zu lassen.

Ueber je 10, 100, 1000, 10000 Menschen oder vielmehr Familien war immer je ein Beamter gestellt, deren jeder seinem Vorgesetzten über Alles was vorfiel zu berichten hatte. Da Arbeit und Lebensgenuß von Staatswegen ausgetheilt und genau beaufsichtigt wurden, erforderte dieß ein sehr großes Personal. Die Beamten hatten für ihre Untergebenen in jeder Hinsicht Sorge zu tragen; die Decurionen insbesondere führten außer den Verzeichnissen über die Arbeiten welche gemacht wurden, auch Geburts- und Sterbelisten und waren zugleich

öffentliche Ankläger (**Acosta** VI, 13, **Garcilasso** II, 12 u. 14). Sie selbst standen unter strenger Controle, es waren jährliche Inspectionsreisen zu diesem Zwecke angeordnet und man trug Sorge das Volk vor Bedrückungen von Seiten des Adels zu schützen (**Herrera** V, 4, 2 f.). Die höheren Aemter waren erblich, auch die niederen gingen gewöhnlich auf die Söhne über, wenn sich diese dazu tauglich zeigten (**Garcilasso** V, 13, **Herrera** V, 4, 3), und selbst mit den Kunstfertigkeiten die als besondere Handwerke von Einzelnen betrieben wurden, war es nicht anders (**Prescott** I, 138). Wie die Arbeiten die ein jeder für den Staat zu leisten hatte und für die Gemeind welcher er angehörte, durch Gesetze geregelt waren — schon fünfjährige Kinder und selbst Greise mußten gewisse Arbeiten thun —, so waren es auch Kleidung und Nahrung, Festlichkeiten und Spiele, di Behandlung der Fremden, der Armen und Kranken. Niemand durft seinen Wohnort willkürlich wählen oder ändern. Die Glieder jede Gemeinde mußten untereinander heirathen, die Mädchen mit 18—20, die Männer mit 24 Jahren, und sie wurden von den Incas selbst ode von stellvertretenden Beamten zusammengegeben (**Garcilasso** IV, 8). Jede Provinz hatte ihre besondere Tracht, eine Art von Uniform di zu ändern Verbrechen war; die Kopfbinde bezeichnete den Geburtsor und das Vaterland eines jeden (**Acosta** VI, 16, **Cieza** 392).

Eroberte Länder wurden zwar meist milde behandelt, ihre politische Verfassung unangetastet gelassen und ihnen der Tribut auf einige Jahre freigegeben, bisweilen kam es aber auch vor, und dieß traf namentlich entlegene Provinzen des Reiches, daß die ganze einheimische Bevölkerung auswandern und in eine andere Gegend übersiedeln mußte (**Garcilasso** V, 12, VII, 1, **Acosta** VI, 12, **Fernandez** II, 3, 11), oder es wurde ein Theil derselben (nach **Oliva** wären es stets ⅓ gewesen) an andere Orte versetzt um dort bestimmten Häuptlingen zugetheilt und zum Feldbau oder zu anderer Arbeit verwendet zu werden, wie es das Bedürfniß des Landes erforderte (**Cieza** 442). Diese Uebergesiedelten hießen **Mitimaes** und bildeten z. B. in Cuzco den Hauptheil der Bevölkerung: den Fremden die dort wohnten, waren bestimmte Quartiere angewiesen die stets in der Richtung des Landes lagen aus welchem sie stammten, so daß Cuzco ein Bild des Reiches im Kleinen darstellte; man ließ sie selbst hier bei ihren einheimischen Sitten und Gebräuchen, nur mußten sie in religiöser

Hinsicht sich fügen und an dem Cultus der Sonne theilnehmen (Garcilasso VII, 9, Cieza 437 f.). Die Einrichtung der Mitimaes soll erst von Inca Yupanqui herrühren und diente hauptsächlich dem Zwecke eine unruhige Bevölkerung im Zaum zu halten, Sitten und Herrschaft der Inca-Peruaner auszubreiten, oder auch unbewohnte Landstriche zu bevölkern und nutzbar zu machen (Cieza 393, Herrera V, 4, 8). Sie stand in Verbindung mit dem Sprachzwang den die Incas ausübten: nicht allein die Häuptlinge der neu erworbenen Länder, welche nach Cuzco beschieden wurden um dort am Hofe unter Aufsicht und gleichsam als Geißeln zu leben, mußten die Quechua-Sprache erlernen, wie Oliva und Zarate (I, 30) angeben, sondern dasselbe Gesetz bestand seit Inca Yupanqui oder Pachacutec für alle Angehörigen des Reiches überhaupt (Cieza 392, Herrera V, 1, 1 u. 3, 13); Garcilasso (VI, 35) erzählt sogar von Schulen für das niedere Volk die in der Absicht gegründet worden seien die Sprache von Cuzco zur allgemeinen Sprache des Reiches zu machen. Es war dieß jedenfalls ein ebenso sinnreich ausgedachtes als wirksames Mittel um die ungleichartigen und widerstrebenden Bestandtheile desselben zusammenzuhalten, aber von gleich despotischer Art wie alle Haupteinrichtungen dieses Staatswesens.

Das peruanische Reich war von Cuzco aus nach den Himmelsgegenden in vier Theile getheilt, welche Antisuyu und Cuntisuyu (Osten und Westen), Chinchasuyu und Collasuyu (Norden und Süden) hießen (Garcilasso II, 11). Die einzelnen Provinzen wurden durch Statthalter regiert die in den Hauptstädten residirten (Cieza 397) und meist dem Incageschlechte selbst angehörten. Am Raymifeste hatten sie den sämmtlichen Tribut welchen ihre Provinz aufbrachte, nach Cuzco zu begleiten und abzuliefern (Acosta VI, 13). Indessen wurde der Steuerertrag nicht bloß hier in den Magazinen der Hauptstadt aufgespeichert, sondern im ganzen Lande und besonders in den größeren Städten gab es außer Palästen für den Inca und einem Sonnentempel reich versorgte Magazine von Feldfrüchten, Kleidern und vor Allem von Kriegsbedarf (Cieza 397). Wohl nicht richtig erklärt P. Sancho (bei Ramusio III, 413) die ungeheuere Größe der Vorräthe welche die Spanier aufgehäuft fanden, aus dem Umstande daß das Eigenthum der verstorbenen Incas von ihren Nachfolgern nicht angetastet werden durfte, denn auf den eingelieferten Tribut ist diese Bestimmung schwerlich zu beziehen.

Die Menge der Paläste welche die Incas besaßen scheint sehr groß gewesen zu sein, wie selbst die jetzt noch vorhandenen Ruinen derselben bezeugen. Außer Cuzco und Quito erwähnt Cieza (392 ff., 428, 432, 435) große Paläste im Norden in Tomebamba und Tacunga, südlicher in Huanuco Jauja und Vilcas, an welchem letzteren Orte mehr als 700 Magazingebäude verschiedener Art standen. Alle Städte zweiten Ranges, Caranqui Latacunga Riobamba Hatuncañar Tomebamba Huancabamba und Tumbez in Quito, besaßen nach Velasco (I, 4, 12, 11) einen Palast und einen Sonnentempel, eine Festung, viele Beamtenwohnungen und Vorrathshäuser, während in den kleineren Städten die beiden ersteren fehlten. Wenn Rivero y Tschudi (237) von 200 Incapalästen erzählen die sich auf dem Wege von Cuzco bis nach Quito gefunden hätten, so kann man dabei nur an die Herrenhäuser denken die an den großen Straßen in geringen Entfernungen von einander zur Aufnahme der Incas auf ihren Reisen gebaut waren. Die gewöhnliche Anlage der Paläste scheint die gewesen zu sein, daß vier Gebäude einen freien Platz einschlossen: so war es wenigstens in Cuzco und in Caxamalca. Auf dem Hofe befand sich ein Bad zu welchem in ein großes steinernes Becken kaltes und warmes Wasser zufloß; das eine der Gebäude bestand aus vier glockenförmigen ineinandergehenden Gewölben, die Zimmer waren glänzend roth oder weiß angestrichen (P. Sancho bei Ramusio III, 413, Jerez 334, Oviedo XLVI, 8), andere mit Malereien ausgeschmückt; in manchen derselben gab es Säle die 200 Schritte lang und 50—60 Schritte breit waren (Anonymus bei Ramusio III, 373, d'Estete ebend. 393, Garcilasso VI, 4).* In Cuzco fanden sich mehrere reich vergoldete und mit Goldplatten verzierte Häuser; eines derselben von viereckiger Gestalt und 350 Schritten Länge war ganz mit Goldziegeln gedeckt (Cieza 438, Jerez 343, Oviedo XLVI, 13). Gute Steine, Statuen und Bildwerke aller Art dienten zur in-

* Bei Kingsborough IV findet sich die Abbildung einer altperuanischen geschnitzten Dose auf welcher die Fronte eines Palastes dargestellt ist: ein Mittelbau von drei Stockwerken über den die Spitzen von Pfeilern emporragen welche von der Erde aufsteigen; dahinter erhebt sich eine Kuppel. Die drei Thüren endigen wie die Fenster oben in eine Spitze; die letzteren haben einen Mittelpfeiler, und dieser läuft in zwei nach oben gerichtete Stützen des Fenstergewölbes aus. Zwei Thürme mit rautenförmigen Fenstern auf den Ecken des Gebäudes verjüngen sich nach oben schnell und laufen in einen Knopf aus den eine schlanke Stütze trägt. Ob die Peruaner wirklich so gebaut haben, erscheint als ziemlich zweifelhaft.

neren Ausstattung der Paläste die mit Loggien umgeben und mit großen Gärten verbunden waren, und es wird, obwohl zweifelnd, erzählt, daß Atahualpa einen Garten besessen habe, dessen Blumen Sträucher Bäume und Thiere ganz von Gold gewesen seien (Gomara 232, Oviedo a. a. O).

Eine große carmoisinrothe Quaste oder vielmehr Tresse (borla) von feinster Wolle die über die Augenbrauen und Schläfe herabhing — nach Jerez (331) von doppelter Handbreite — nebst einer weißen und einer schwarzen Feder zeichnete den Herrscher aus (Gomara 228, Garcilasso VI, 28, Oviedo XLVI, 6 und 17). Die prächtigen Nationalkostüme der Incas hat nach Bildern in Cuzco Castelnau (Antiquités pl. 57 ff.) wiedergegeben. Besser als in der werthlosen Broschüre von Sahuaraura Inca (Recuerdos de la Monarquia Indiana. Paris 1850) sind die Bilder der Incas schon bei Ranking (Researches on the conquest of Peru, Mex. etc. Lond. 1827), die bei Skinner aber (The present state of Peru, Lond. 1805) scheinen bloß aus der Phantasie entnommen zu sein. Der hohe Adel, den die Spanier wegen seiner durch schwere Ohrgehänge lang ausgezogenen Ohren Orejones nannten, trug eine ähnliche Kopfbinde wie der regierende Inca mit einer wollenen Tresse, diese hing aber am linken Ohre herab (Acosta VI, 12, Benzoni III, 20); auch ein eigenthümlicher Schnitt der Haare sowie Schuhe und Federbüsche unterschieden ihn von den niederen Ständen (Gomara 231 f.). Nur die Vornehmen, Männer und Frauen, pflegten das Haar lang wachsen zu lassen und durften wie der Inca auf einer Bahre getragen werden, was sonst nur dem gestattet war, welchem von letzterem dieses Privilegium besonders zugesprochen wurde (Jerez 331, Oviedo XLVI, 17). Den Inca-Titel führten nach Garcilasso nur die männlichen Nachkommen der männlichen Linie des Herrscherhauses, und auch diese erst nach ihrer Verheirathung, doch soll er in alter Zeit auch an einige der großen Vasallen des Reiches verliehen worden sein (Rivero y Tsch. 72). Unter den Orejones, die nicht selten einen entscheidenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausgeübt zu haben scheinen, selbst dem Willen der Incas entgegen, stand der niedere Adel, die Curacas und die Häuptlinge der unterworfenen Völker, die gleich jenen an eine gesetzlich bestimmte Tracht gebunden waren.

Die Söhne des hohen Adels wurden am Hofe erzogen; namentlich

mußten die erstgeborenen Söhne der Großen und zeitweise auch diese selbst in Cuzco leben, nicht allein um den Glanz der Hofhaltung zu vermehren, sondern auch um sie in sicherer Abhängigkeit zu erhalten und diese sie fühlen zu lassen (Cieza 438, Garcilasso VII, 2, Gomara 232, Oviedo XLVI, 17). Vorzüglich scheint es Inca Yupanqui (Pachacutec?) gewesen zu sein der ein demüthigendes Ceremoniell und zahlreiche Abstufungen des Ranges am Hofe eingeführt hat (Herrera V, 3, 13). Um vor dem Inca zu erscheinen mußte man vorher die Schuhe und guten Kleider ausziehen, zum Zeichen tiefster Unterwürfigkeit eine Last auf den Rücken nehmen und während der Audienz die Augen niederschlagen; auch Chilicuchima erschien nicht ohne eine solche Last vor dem gefangenen Atahualpa, der seinerseits ihn so wenig eines Blickes würdigte wie den gemeinsten Indianer (Jerez 343, d'Estete bei Ramusio III, 396, Gomara 232, Oviedo XLVI, 12). Die eiserne Ruhe in Gesicht und Benehmen, die den letzteren auch da nicht verließ, als Pizarro's Gesandter de Soto ihn die Reitkünste sehen ließ welche die einheimischen Krieger erschreckten (Prescott I, 363 f.), entsprach allein den Vorstellungen von königlicher Würde und Majestät die in Peru galten. Die Begrüßung des Inca geschah durch eine Handlung die offenbar eine religiöse Bedeutung hatte, denn sie war derjenigen ähnlich durch welche der feierliche Schwur geschah: man küßte die eigenen Hände und erhob sie dann zur Sonne, wer dagegen durch einen Schwur bei der Sonne und Erde etwas beglaubigen wollte, küßte die letztere und hob dann die Hände empor (Oviedo XLVI, 17). Auszuspeien pflegte Atahualpa stets in die Hand einer vornehmen Dame (ebend. 10, Gomara 231). Eunuchen bewachten, wie wenigstens Gomara (226) angiebt, den Harem des Inca. Besonders bemerkenswerth ist aber die Art von Posten die ebenfalls von Inca Yupanqui eingerichtet, den Herrscher in den Stand setzten mit größter Schnelligkeit Nachrichten nach allen Seiten hin zu verbreiten und Berichte oder auch einzelne Gegenstände, z. B. bestimmte Speisen für seine Tafel, aus entfernten Theilen des Landes zu erhalten: bei Pizarro's Ankunft in Tumbez wurde die Botschaft davon sogleich von dort an Huayna-Capac abgesendet (Herrera V, 3, 13 und 4, 1, III, 10, 4). In Entfernungen von je 1½ leguas standen nämlich immer zwei kleine Häuser in denen vier Schnellläufer oder Chasquis wohnten, die abwechselnd den Dienst hatten und alle Monate durch andere ersetzt

wurden; der ankommende rief sogleich seinen Auftrag dem folgenden zu der ihn zu übernehmen hatte, und es wurde auf diese Weise möglich eine Verbindung zwischen entfernten Punkten in dem dritten Theile der Zeit herzustellen den ein einzelner Eilbote gebraucht haben würde, nämlich zwischen Caxamarca und Cuzco in 5, zwischen Cuzco und Quito in 8 Tagen, da jene Läufer gegen 50 leguas in 24 Stunden zurückzulegen vermochten (Jerez 335, Cieza 395, Acosta VI, 17, Garcilasso VI, 7).

Beim Tode des Inca trat eine allgemeine Trauer ein, die nach Jerez (345) vier Tage, nach Garcilasso (VI, 5) ein ganzes Jahr dauerte. Was er besessen hatte blieb ihm und seinem Cultus gewidmet; sein Nachfolger durfte es sich nicht zueignen, sondern mußte sich neue Paläste bauen und sie neu ausstatten (Acosta VI, 12), wovon der Grund nach Prescott (I, 29) darin lag, daß man an die einstige Wiederkunft der verstorbenen Incas glaubte. In seiner Jugend hatte der Inca gleich allen Prinzen von königlichem Geblüte eine abgesonderte ritterliche, aber zugleich streng ascetische Erziehung erhalten und mußte im Alter von 16 Jahren bei dem Feste der Ohrenburchbohrung davon die Probe ablegen. Man huldigte dem Thronerben bei seinem Regierungsantritt, indem man ihm einen weißen Federbusch darbrachte; ehe aber die Festlichkeiten die damit verbunden waren, beginnen konnten, hatte er selbst zur Trauer um seinen Vorgänger drei Tage zu fasten und eingeschlossen zu leben (Sancho bei Ramusio III, 400). Nach Herrera (V, 3, 7) dauerte diese Zurückgezogenheit einen ganzen Monat, dann wurden auf dem Hügel von Guanacaure feierliche Opfer gebracht und ihm nach mehreren anderen Ceremonien im Tempel die königlichen Insignien angelegt, welches Alles, um gültig zu sein, in Cuzco geschehen mußte.

Ueber das Erbfolgerecht der Incas lauten die Angaben verschieden. Nach Acosta (VI, 12 und 18), dem Zarate (I, 70) Herrera (V, 4, 1) und Levinus Apollonius (36) gefolgt sind, erbte der Bruder des verstorbenen Herrschers den Thron, nach diesem hatte der Sohn seiner legitimen Frau, die seit Inca Yupanqui und nach dessen Bestimmung seine Schwester war, das nächste Anrecht und für den hohen wie für den niederen Adel galt die nämliche Erbfolge. Garcilasso (IV, 10) dagegen, mit welchem Gomara (234) und Fernandez (II, 8, 9) übereinstimmen, sagt wohl richtiger daß der älteste Sohn

der Hauptfrau unmittelbarer Thronerbe war, wenn er nicht an Geisteskrankheit litt; fehlte ein legitimer Sohn, so trat der älteste männliche Sprosse der Incafamilie an seine Stelle. Cieza (396, 398) spricht sich über diesen Punkt undeutlich aus indem er angiebt, die Regierung gehe auf den Schwestersohn über, seine Meinung aber scheint dahin zu gehen daß dieser erst nach dem Sohne der legitimen Frau an die Reihe gekommen sei. Beim Adel galt nach Gomara (234, 278) das Neffenerbrecht, doch soll es in dieser Beziehung manche Verschiedenheiten gegeben haben (de Laet XI, 15). An der Küste von Puertoviejo und Guayaquil pflegten Aemter und Würden zunächst auf den Sohn, an zweiter Stelle auf den Bruder, und an dritter auf den Schwestersohn des Verstorbenen überzugehen (Cieza 402).

Mag sich bezweifeln lassen ob die Tyrannei und schlechte Behandlung, welche die Indianer nach dem Sturze der Incas gegen ihre Untergebenen auszuüben pflegten, sich als eine Nachwirkung des früheren Despotismus betrachten lasse, wie Cieza (453) will, so läßt sich doch nicht leugnen daß die Herrschaft der Incas für das eigentliche Volk drückend genug war; sie mußte es schon durch die zahlreichen Eroberungskriege sein die von ihnen geführt wurden. Zur Tributpflicht die vom 25. bis 50. Lebensjahre dauerte (Herrera V, 10, 8), trat die ebenfalls für gewisse Jahre allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste. Die ackerbauende Bevölkerung wurde von den Soldaten oft schwer gepreßt und hart behandelt (Oviedo XLVI, 16), und dieser Druck mußte um so empfindlicher sein, als die Heere der Incas stets im Felde lagen und die Soldaten ihre Familien bei sich hatten (Andagoya bei Navarrete III, 432). Das Uebergewicht der letzteren sprach sich schon darin aus, daß sie besser bekleidet und beschuhet waren als die Landleute es sein durften (Oviedo XLVI, 17), und der Werth den man auf kriegerische Tapferkeit legte, war so groß, daß selbst der Inca welcher sich feig gezeigt hatte, nach seinem Tode nicht in Liedern besungen werden durfte: man übergab seinen Namen der Vergessenheit (Herrera V, 4, 1). Wenn die Spanier von Seiten Atahualpa's keinen Widerstand erfuhren, so lag die Ursache davon keineswegs in mangelnder Tapferkeit, sondern in der Ueberraschung welche den Befehl zum Angriff unmöglich machte. Die spätere Vertheidigung des Quizquiz dagegen war ebenso kräftig und muthig als ausdauernd, und in Quito, wo selbst die Weiber thätigen Antheil am Kriege nahmen, war der

Kampf sehr hartnäckig, wogegen in Pasto allerdings die Waffen nur schlecht und die Bevölkerung wenig kriegerisch war (Cieza 385). Treffend hat Prescott (II, 55) darauf aufmerksam gemacht daß sich die Peruaner muthvoller und kriegsgewandter zeigten als die Azteken, da sie die von den Spaniern erbeuteten Waffen und Pferde gegen sie benutzten, was jene nicht zu thun wagten.

Garcilasso (V, 12), der freilich in diesen Dingen kein ganz unverdächtiger Zeuge ist, versichert daß die Kriege regelmäßig erklärt wurden und daß den Soldaten Plünderung untersagt war (II, 14). Da es indessen gewöhnlich war daß die Incas selbst Schädel von Feinden als Trinkgeschirre benutzten (Anonymus bei Ramusio III, 375), und bei den Gebirgsvölkern auch noch späterhin der Gebrauch herrschte die erbeuteten Feindesköpfe bei den Hütten als Trophäen aufzustecken und von den Zähnen Halsbänder zu machen (Skinner I, 172), so läßt sich schwer annehmen daß die Kriegführung in älterer Zeit von besonders humaner Art gewesen wäre. Die Kriege welche die Incas führten, waren, wie schon bemerkt, lauter Eroberungskriege, und wenn bisweilen auch der Zweck fremde Völker zu ihrem eigenen religiösen Glauben zu bekehren dabei stark hervortrat, so ist doch zu bezweifeln ob er selbst nicht vielmehr politischen Absichten untergeordnet war. Den Bedürfnissen des Krieges wurde alles Andere nachgesetzt und selbst die Lamaheerden welche Eigenthum der Tempel waren, durften angegriffen werden wenn jene es erforderten (Gomara 236). Die Heere, deren Stärke bis zu 200000 Mann angegeben wird (Prescott I, 66), führten Zelte von Baumwollenzeug mit sich, aus denen das Feldlager bestand das sie bezogen (Oviedo XLVI, 6), und waren in der Schlacht nach einer bestimmten Ordnung aufgestellt. Im Vordertreffen standen die Schleuderer, welche platte eiförmige Steine warfen; sie führten Schilde von dünnem aber festem Holze und waren in gesteppte Jacken von Baumwolle gekleidet. Dann kamen die Keulen- und Axtträger. Die Waffe der ersteren hatte einen faustgroßen Knopf von Metall (gewöhnlich Kupfer) der mit 5—6 scharfen Spitzen besetzt war, und wurde mit beiden Händen geschwungen; die der anderen war mit einer handbreiten Metallschneide versehen, bei den Vornehmen von Gold oder Silber. Darauf folgten die mit Wurfspießen, endlich die mit Piken Bewaffneten, welche letzteren ihre Waffe auf einen baumwollenen Aermel aufzulegen pflegten den sie am linken Arme trugen. Einige Sol-

daten hatten auch hölzerne, mit Baumwolle gefütterte Helme. Jede Schwadron stand unter einem besonderen Anführer und besaß ein eigenthümliches Feldzeichen (Jerez 334, Oviedo XLVI, 8, Gomara 226, Anonymus bei Ramusio III, 373). Auch Bogen und Pfeile und der Lasso waren im Kriege im Gebrauch (Gomara 229, Prescott II, 51). Die Blasröhre und vergifteten Pfeile welche neuerdings Maw (83, 227) in Moyobamba gefunden und beschrieben hat, scheinen den Bewohnern dieser Gegend erst in späterer Zeit von Osten hergekommen zu sein. Osculati (119) sah sie am Napo und Amazonas, wo man sich außer anderen Giften namentlich des von den Ticunas bereiteten bedient, welches in 2—3 Minuten tödtet. Auch in Quito zogen die Heere in wohlgeordneten Abtheilungen unter Trommelschlag und Hornmusik zum Kriege aus; die Waffen welche sie führten, waren lange Lanzen die von einem Wurfbret geworfen wurden, Schleudern, Keulen, Bogen und Pfeile (Oviedo XLIX, 3, Herrera V, 10, 12). Daß das Kriegswesen in Peru überhaupt auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe stand, beweist insbesondere auch die Menge bedeutender Festungen die es dort gab. Wir werden sie später, wenn wir von den Bauten der Peruaner zu reden haben, etwas näher kennen lernen.

Die Rechtspflege war nach Garcilasso's (II, 12 ff.) Darstellung wohlgeordnet und streng. Die Strafen welche die Richter zu verhängen hatten, waren durch Gesetze bestimmt, und wenn es auch keine Appellation von ihrem Spruche gab, so mußten sie selbst doch Rechenschaft geben von ihrer Amtsführung. Das Gesetz war minder streng gegen die erste Uebertretung als gegen deren Wiederholung, minder streng gegen fahrlässige Vergehungen als gegen wohl überlegte. Diebstahl aus Noth wurde nur gering, Todtschlag im Streit, wenn der Erschlagene diesen erregt hatte, weniger hart gestraft als im Gegenfalle (Herera V, 4, 3). Kinder und Halberwachsene erhielten gelindere Strafen als Volljährige, die Großen und Mächtigen aber um so schwerere je höher sie standen (Garcilasso). Indessen konnten die Mitglieder der Incafamilie selbst nicht zum Tode, sondern höchstens zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt werden (Torquemada XII, 14). Für Vergehen von Kindern wurden deren Väter und für die der Untergebenen bisweilen deren Vorgesetzte mitgestraft; die Schuldigen gaben sich aber trotz der großen Strenge der Gesetze oft selbst an,

weil sie überzeugt waren daß sonst die Götter das Land mit schwerem Unglück heimsuchen würden (Garcilasso). In seiner Residenz war der Inca alleiniger Richter (Herrera V, 4, 3); es ist aber wohl ein Irrthum daß ihm allein, wie Torquemada (a. a. O.) angiebt, die Verurtheilung zum Tode zugestanden habe, da selbst nach Garcilasso die Todesstrafe häufig war und schon auf geringen Vergehungen stand. Wer zum Reisegefolge des Inca gehörte und unterwegs einem Indianer das Geringste raubte, verlor das Leben (Cieza 413); künstliche Fehlgeburt und ausschweifendes Leben wurden ebenfalls mit dem Tode bestraft (Herrera V, 4, 3). Aufruhr und Verbrechen gegen die Religion galten für die schwersten Uebelthaten: wer zauberte, erlitt mit seiner ganzen Familie den Tod (ebend.); verging sich eine der Sonnenjungfrauen mit einem Manne, so mußte dieß die ganze Verwandtschaft der Schuldigen mit dem Leben büßen, das Haus ihrer Eltern wurde dem Boden gleich gemacht. In andern Fällen geschah dieß sogar mit dem ganzen Geburtsort des Verbrechers: man zerstörte ihn vollständig, besäete den Platz auf dem er gestanden hatte mit Steinen, und besprengte ihn mit Bluf (Velasco I, 4, 11, 19). Nicht allein gab es neben einfacher Todesstrafe eine durch mancherlei Qualen und Martern geschärfte, sondern sie wurde bisweilen auch in ungeheuerem Umfange verhängt: Huayna-Capac soll im Zorne einst 20000 Menschen in Caranque und dessen Umgegend haben schlachten lassen (Cieza 389). Auch Ehrenstrafen waren gewöhnlich und für geringere Vergehungen namentlich Gefängniß (Herrera V, 4, 3). Da das Gesetz darauf Anspruch machte die Thätigkeiten der Einzelnen bis in's Kleine zu regeln, so daß der freien Selbstbestimmung möglichst Weniges überlassen blieb, mußte es auch für ausgedehnte Aufsicht und für die Bestrafung der Uebertreter sorgen: wer seinen Haushalt in Unordnung gerathen ließ, wurde zur Rechenschaft gezogen, wer sich dem Müßiggang ergab, erhielt die Peitsche (Garcilasso V, 11), und selbst die Lüge, die für sehr schändlich galt und äußerst selten gewesen sein soll (Velasco a. a. O.), wurde bestraft, besonders an den Weibern (Torquemada XII, 14).

Dem Gehorsam welchen die Incas bei ihren Unterthanen fanden, lagen hauptsächlich religiöse Motive zu Grunde, da man ihrem Geschlechte göttlichen Ursprung zuschrieb. Daraus erklärt sich auch die Sonderstellung die sie in vieler Beziehung und unter Anderem auch in-



überhaupt begründet ist, jedenfalls gegen das Gesetz
richtig sein daß bei Schließung der Ehe sonst nur ge
Verwandtschaft genommen wurde. Auch die Polyg
ohne Einschränkung als herkömmlich bezeichnet, schei
Adel gestattet gewesen zu sein (Rivero y T. 182).
schloß die Ehe unter den Großen des Reiches, sein
Beamten gaben die Leute aus dem Volke zusamme
mit der Hauptfrau nur mit Bewilligung des Herr
kommen konnte (Acosta VI, 18, Herrera V, 4,
reiner königlicher Abkunft wurden nie an Vasallen v
cilasso IV, 5). In derselben Weise wurde durchg
heit des Standes und Ranges bei den Verlobten g
Regel sogar nur Angehörige desselben Ortes miteina
es gehörte dazu die Einwilligung des Vaters, gesch
stimmten Tage des Jahres, und wie die Schließung d
auch ihre Auflösung nur durch einen dazu bestellt
gesprochen werden. Die Heirathsceremonie bestan
(VI, 18) darin, daß der Mann dem Mädchen das se
werden sollte, einen Schuh oder vielmehr eine San
Herrera (V, 4, 3) fasteten die Brautleute zwei Tag
Mädchen Wasser an einem bestimmten Orte, bereitet
denzte sie ihrem künftigen Manne, der seinerseits bei
eltern fast ganz wie deren eigener Sohn diente. Die
ten bei ihrer Verheirathung eine Vermahnung daß si
liebevoll gegeneinander betragen sollten, und selbst
ner Braut wurden bei dieser Gelegenheit von den G

nicht in, sondern nur außerhalb der Stadt wohnen und waren verachtet (ebend. 14), und wenn Gomara (278) die Weiber überhaupt vielfacher Untreue zeiht, so darf man diese Beschuldigung billig bezweifeln; auf dem Ehebruche der im Allgemeinen dem Diebstahl oder Raube gleich behandelt wurde (Garcilasso VI, 36), stand für die Hauptfrau und für ihren Verführer der Tod (Acosta VI, 18, Gomara 234), und zwar durfte die Frau von ihrem Manne selbst am Leben gestraft werden (Herrera V, 4, 3). Der Mann der ihn mit einem ledigen Weibe beging, blieb dagegen straflos. Uneheliche Geburten galten für sehr schimpflich, doch gab es ein besonderes Haus in dem der Inca die Kinder welche ausgesetzt wurden, auf seine Kosten erziehen ließ (Herrera a. a. O.). An der Küste in der Gegend von Guayaquil waren allerdings grobe Ausschweifungen und selbst unnatürliche Laster gewöhnlich, aber es wird ausdrücklich bemerkt daß diese anderwärts in Peru nicht vorkamen (Cieza 402 f., 416, Oviedo XLVI, 16 f.). Für die Wittwen, die nur selten zum zweiten Male heiratheten, wurde von Staatswegen gesorgt, obwohl sie in Mißachtung fielen, wenn sie sich weigerten mit ihrem Manne zu sterben, wogegen alte unverheirathete Mädchen sehr in Ehren standen (Garcilasso IV, 7, Rivero y T. 183). Der natürliche Vormund minderjähriger Kinder war deren Vatersbruder (Herrera a. a. O.). Zwillingsgeburten oder natürliche Mißgestalt des Kindes galt als eine schlimme Vorbedeutung, der die Eltern dadurch zu begegnen suchten, daß sie einige Zeit fasteten (Cieza 417).

Die Erziehung seiner Kinder blieb zwar dem Vater überlassen, in dessen Gewalt und Dienstbarkeit sie bis zum 25. Lebensjahre standen (Garcilaso VI, 36), doch war er für sie verantwortlich (Velasco I, 4, 12, 24). Für ihre Abhärtung gegen Kälte und Ermüdung wurde besondere Sorge getragen, in den niederen wie in den höchsten Ständen, und auch die vornehmsten Damen nährten ihre Kinder selbst (Garcilasso IV, 12). War das Kind 15—20 Tage alt, so wurde ein Fest gehalten bei welchem es seinen ersten Namen erhielt: an drei aufeinander folgenden Tagen schor man ihm das Haar und schnitt ihm die Nägel, entwöhnte es und weihete das abgeschnittene Haar der Sonne (Cieza und Velasco a. a. OO.). Eine Aehnlichkeit dieses Festes mit der christlichen Taufe, die man hat finden wollen, besteht gar nicht, außer daß in den südlichen Provinzen des Reiches das Kind dabei gewaschen und durch gewisse Ceremonien gegen dämonische Ein-

flüsse sichergestellt wurde (Rivero y T. 177). Ein zweiter Name trat zu dem ersten bei einem Feste das nach Cieza 10 oder 12 Jahre später begangen wurde und, wenn die letztere Angabe richtig ist, von dem der Ohrendurchbohrung und Wehrhaftmachung verschieden gewesen sein müßte. Letzteres nämlich, das zugleich die Bedeutung eines Huldigungseides gehabt zu haben scheint welcher dem Inca geleistet wurde (Fernandez II, 3, 6), trat erst mit dem 16. Lebensjahre ein. Die jungen Leute von Adel — selbst den Thronfolger nicht ausgenommen, dem bei dieser Gelegenheit nichts geschenkt wurde — fasteten zuerst 6 Tage, dann hatten sie in die Wette zu laufen, miteinander zu kämpfen und wurden einen Monat lang in jeder Weise auf ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit, Kraft und Standhaftigkeit geprüft. Nach bestandener Probe durchstach ihnen der Inca die Ohren, wodurch sie in den Adelstand aufgenommen wurden, und verlieh ihnen die Schärpe als Zeichen des männlichen Alters (Garcilasso VI, 24 ff.). Ihre geistige Bildung erhielten sie in den öffentlichen Schulen, die von Inca Rocca gestiftet, nur den Kindern der Vornehmen zugänglich waren; dem Volke Belehrung zu ertheilen blieb verboten, „damit es nicht übermüthig werde und den Staat erschüttere.“ Der Unterricht, welcher sich auf die Gesetze und die Geschichte des Landes, die Religion und die sämmtlichen den Peruanern bekannten Zweige des Wissens erstreckte, wurde natürlicher Weise von einigen Mitgliedern der Incafamilie selbst ertheilt, denn diese befanden sich allein im Besitze aller höheren Bildung: letztere mußte mit dem Untergange des Incageschlechtes in Peru ebenfalls gänzlich zu Grunde gehen und die rohe Masse des Volkes allein zurückbleiben (Garcilasso IV, 19, Velasco I, 4, 12, 25, Humboldt, Ans. d. Nat. II, 386).

Quinoa und Kartoffeln, die in den kalten, Mais, der in den warmen Gegenden gebaut wurde, waren die hauptsächlichsten Nahrungspflanzen der Peruaner. Zu dem Mais kamen in dem warmen Klima noch die Banane und Agave, vorzüglich aber die Baumwolle, die man in ungeheuerer Menge zog, endlich die Coca und der Tabak, welcher letztere jedoch nur zum Schnupfen verwendet wurde und von medicinischem Gebrauche war (Prescott I, 129). Der Landbau stand in hohen Ehren: der Inca selbst gab bei einem hohen Feste das Beispiel zur Feldarbeit. Es ist daher schwerlich richtig daß, wie Zarate (I, 15) angiebt, die Cultur des Maises von den Weibern allein besorgt

worden sei. Der große Fleiß den die Peruaner auf den Ackerbau und die Viehzucht verwendeten, wird vielfach gerühmt, er ist ihnen in mehreren Theilen des Landes auch in der neueren Zeit geblieben, und man fand ihn in vortheilhaftem Gegensatze zu der Landwirthschaft der dortigen spanischen Bevölkerung (Skinner II, 248, Stevenson I, 245). Dieselbe Sorgfalt wurde in Quito auf den Ackerbau verwendet, wo ihn die Weiber verrichteten, während die Männer spannen und webten (Cieza 391 f.); auch das Gebiet von Pasto war früher außerordentlich stark bevölkert und angebaut, und schon Cieza (385 f.), der zwischen 1541 und 1550 schrieb, erwähnt dort die Schweinezucht als sehr ausgebreitet.

Um im Gebirgslande Felder zu gewinnen und die gewonnenen zu schützen legte man oft große Mauern an (Cieza 437): noch neuerdings sah Castelnau (IV, 213) Spuren von altem Landbau auf Terrassen die von Mauern gehalten wurden in der Gegend von Pasco. Man gebrauchte alle Arten von animalischem Dünger um die Fruchtbarkeit der Felder zu steigern; besonders wurde der Vogelmist (Guano) von manchen Inseln an der Küste zu diesem Zwecke gesammelt (Cieza 425, Garcilasso V, 3), im Norden namentlich von den Lobos-Inseln (Herrera, Descr. 22), aber auch im Süden hat man ihn noch in späterer Zeit in Gebrauch gefunden (Coreal II, 78). Im Thale von Chilca, südöstlich von Lima, dessen sandigem Boden es ganz an Wasser fehlte, wurde die Saat in große mit Sardellenköpfen gefüllte Gruben geworfen (Torquemada XIII, 32). Auch war es gewöhnlich das Land nach längerer Benutzung einige Zeit brache liegen zu lassen (Garcilasso V, 1). Künstliche Bewässerung der Felder war wegen Regenmangels an vielen Orten unentbehrlich: man sorgte für sie durch Wassergräben die man aus einem benachbarten Flusse ableitete (Jerez 327, d'Estete bei Ramusio III, 393, Gomara 276); diese wurden in sehr guter Ordnung und Regelmäßigkeit geführt, und man gab sich, wo das Terrain dieß nöthig machte, mit ihnen die Mühe, sie auf einem Umwege von 10—12 leguas Feldern zuzuleiten, die nur ½ legua von dem Flusse entfernt waren welcher sie speiste (Cieza 388, 418, Zarate). Die Spuren dieser Bewässerungsanstalten haben neuere Reisende öfters wieder aufgefunden (Skinner II, 170 f.). Auf ebenem Boden dienten gleichmäßig fortgezogene, miteinander in Verbindung stehende Furchen zu diesem Zwecke, unweit Moy-

obamba dagegen und in anderen Gebirgsgegenden zog man bogenförmige Furchen und zwar so, daß die Bogenenden der höher gelegenen immer auf den Scheiteln je zweier niedriger liegenden standen, in welche also das Wasser von oben abfließen mußte (Maw 116). Nach Rivero y Tschudi (253) gab es sowohl offene als gedeckte Kanäle von 120—150 leguas Länge die nur zur Bewässerung dienten; sie waren 6—8′ weit und mit Platten von 4—6′ Länge und 3′ Breite ausgekleidet — mit und nach der Eroberung des Landes durch die Spanier ist natürlich bei weitem das Meiste von diesen großartigen Anstalten zu Grunde gegangen und scheint bis auf schwache vereinzelte Reste spurlos verschwunden zu sein.

Das Ackergeräthe der Araucaner bestand in einer Art von spitzigem Spaten der mit einer Handhabe versehen war (Herrera V, 10, 12) und in der Erde fortgezogen wurde um sie zu furchen. Daß dieses Pflügen nicht bloß durch Menschen, sondern namentlich auf den Bergebenen von Callao durch Lamas geschah die man als Zugthiere benutzte, scheint (nach Humboldt's Bemerkung, Ans. d. Nat. I, 203) eine Aeußerung Cieza's anzudeuten, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn wir uns erinnern daß Schmidel von einheimischen „Schafen" bei den Orthuesens erzählt, die er gesattelt und als Zugvieh gebraucht sah, und daß Molina bezweifelt hat ob der Pflug der Araucaner, die zum Theil längere Zeit unter der Herrschaft der Inca-Peruaner gestanden zu haben scheinen, erst von den Spaniern eingeführt worden sei (s. oben III, 435 u. 508).

Das Lama, eigentlich Llama, welches nicht vom wilden Guanaco stammt (v. Tschudi), sondern sowohl von diesem als auch von dem Alpaca oder Paco und dem Vicuña specifisch verschieden ist, wird in Peru und Quito nirgends mehr wie die drei letzteren Thiere im ursprünglich wilden, sondern nur hier und da im verwilderten Zustande gefunden (Humboldt a. a. O.). Ein Befehl des Königs von Spanien vom Jahre 1779 wollte zwar daß das Vicuña gezähmt und als Hausthier gehalten werde, die angestellten Versuche ergaben aber daß dieß nur ausnahmsweise mit einigen wenigen von ihnen gelingt; das Thier zeigt sich zu wild (del Pino Manrique bei de Angelis II, p. 17). Wenn Garcilasso (VIII, 16 f.) das Huanacu (Guanaco) als das werthvollere Hausthier der Peruaner bezeichnet, neben dem sie auch das geringere und kleinere Paco im gezähmten Zustande gehabt

hätten, so ist unter jenem das Lama zu verstehen; die anderen beiden (Guanaco und Vicuña), nach Cieza (450) auch das Paco, wurden nur gejagt, obwohl man sie ebenfalls sorgfältig hegte. Das Lama benutzte man als Zug- und Lastthier, durchbohrte ihm die Ohren und lenkte es an einem durch die Oeffnung gezogenen Faden (Herrera VII, 9, 2). Es trug nur 4—6 Arroben — Cieza giebt seine Tragkraft zu niedrig, Garcilasso zu hoch an —, konnte aber, obgleich es das Wasser verhältnißmäßig lange Zeit zu entbehren vermag, nur kleine Tagereisen von 2—3, höchstens 4 leguas machen (Acosta VI, 11), so daß man zur Reise von Cuzco nach Potosi mit ihm vier Monate nöthig hatte (Garcilasso a. a. O.). Es wurde in sehr zahlreichen Heerden gehalten und lieferte gleich den anderen vorhin genannten Thieren den Peruanern vorzüglich Wolle; die Milch blieb unbenutzt. Die Sorgfalt welche man auf seine Zucht verwendete, ergiebt sich insbesondere daraus, daß weibliche Thiere weder geopfert noch sonst geschlachtet, kranke dagegen sogleich getödtet wurden (Acosta VI, 15). Von Geflügel hielt man im Hause nur einen Vogel welcher der Gans ähnlich, aber etwas kleiner war als diese (Garcilasso VIII, 19).

Die Küstenbewohner, welche von jeher arm waren und z. B. in der Gegend von Tumbez bis nach Chincha hin nur in Hütten von Binsen und Baumzweigen wohnten die oft nicht einmal ein Dach hatten (Sancho bei Ramusio III, 410), nährten sich hauptsächlich vom Fischfang. So noch jetzt die Changos im Süden und die Atacamas, welche neben der Fischerei auch etwas Landbau treiben (d'Orbigny I, 330 ff.). Netze, narkotische Mittel zur Betäubung der Thiere, auch Bogen und Pfeil dienten in Guayaquil dem Fischer um sich seiner Beute zu bemächtigen (Ulloa I, 170). Am Amazonenstrom wurde der Fischfang hauptsächlich mit Pfeilen betrieben, die man von einem Wurfbrete schleuderte welches eine Elle lang und drei Finger breit, oben aber mit einem knöchernen Zahne zur Widerlage für den Pfeil versehen war — eine Waffe welche auch die Soldaten des Inca mit großer Geschicklichkeit zu führen verstanden (Acuña 612, 631).

Daß Fische und Fleisch von den Peruanern nicht selten ungekocht gegessen wurden, ist den Spaniern mehrfach aufgefallen, da es ihnen den Eindruck der Rohheit und Barbarei machte (Jerez 327, Gomara 234, 276, Oviedo XLVI, 4). Brod bereiteten sie aus dem

Mais nur selten; es scheint dieß bloß an hohen Festen geschehen zu sein (Prescott I, 125). Dagegen gewannen sie spirituöse Getränke aus Mais und anderen Vegetabilien, und Gomara (278) behauptet daß sie dem Trunke ergeben gewesen seien, was bei der bekannten Strenge der Gesetzgebung schwerlich in großer Ausdehnung der Fall war. Viele berauschende Getränke, deren eines aus gekauter Yucca hergestellt wird, haben neuerdings namentlich die Yumbos in Quixos (Osculati 111). Die Coca (Erythroxylon coca), deren Genuß unter den Incas den Plebejern verboten* (Acosta IV, 22), obwohl nach Cieza (440) allgemein verbreitet war, scheint in alter Zeit ebenso wie jetzt mit gebrannten und gemahlenen Knochen, Pflanzenasche oder Kalk zu kleinen Kugeln zusammengeballt und als Reizmittel gekaut worden zu sein (Acosta a. a. O., Desjardins 60); auch vertrat sie späterhin die Stelle des Geldes (Acosta IV, 3, Weddell 518, woselbst Näheres über die Cultur des Strauches), was auf eine allgemeine Ausbreitung ihres Gebrauches schließen läßt. Ihre Wirkung ist im Allgemeinen der des Stechapfels (Tschudi, Peru II, 307, vgl. auch die Reise der Novara III, 348 ff.) oder der des Opiums ähnlich (Pöppig II, 210), und ihr Genuß scheint in engen Grenzen gehalten, zwar der Gesundheit nicht nachtheilig, sondern eher vortheilhaft zu sein, da es Indianer giebt welche von Kindheit auf Coca kauten und ein Alter von 130 Jahren erreichten (Tschudi), im Uebermaaße aber ist er äußerst schädlich, führt gänzliche Energielosigkeit, Unlust und Untüchtigkeit zu jedem Geschäfte herbei. Dennoch ist die Coca nicht bloß den Indianern der Anden zum Bedürfniß geworden, sondern auch einzelne Weiße unterliegen der Versuchung vollständig und werden jeder nützlichen Thätigkeit dadurch entfremdet und feindlich. Im 16. Jahrhundert ist der Anbau derselben mehrmals, aber immer vergebens von der spanischen Regierung verboten worden (Pöppig II, 254), wogegen man neuerdings die gefährliche Probe vorgeschlagen hat ihren Gebrauch auch in Europa einzuführen, und sie in ähnlicher Weise wie den Branntwein bei anstrengenden Arbeiten zu allgemeiner Verwendung zu bringen.

Die Spanier fanden als sie in Peru vordrangen, einen bedeuten-

* Der Grund dieses Verbotes lag nach Tschudi (Peru II, 309) wahrscheinlich darin, daß die Coca als Opfer für die Götter und auch sonst beim Cultus verwendet wurde, wodurch sie eine gewisse Heiligkeit erhielt.

den Unterschied zwischen den Bewohnern des Küstenlandes und denen der Hochebenen tiefer im Inneren. Die letzteren, welche sie zuerst in der Gegend von Caxamarca näher kennen lernten, waren kräftiger und reinlicher — Männer und Weiber pflegten täglich zu baden (Cieza 133) —, kochten ihre Speisen ordentlich und waren besser gekleidet, benahmen sich anständiger, zeigten sich überhaupt fähiger und gebildeter, die Weiber keuscher (Jerez 330, Oviedo XLVI, 6, Herrera V, 2, 9); die Bevölkerung des Niederlandes lebte ärmlich roh und schmutzig (Gomara 276, Oviedo XLVI, 15); in der Gegend des Dorfes Colima gab es noch zu Huayna-Capac's Zeit Menschen die ganz unbekleidet gingen (Cieza 404). Sonst waren in Peru beide Geschlechter durchaus anständig gekleidet, in Wolle Baumwolle oder Stoffe von anderen Pflanzenfasern (Cieza 385). Mäntel aus Baumbast, wie sie die Indianer von Caquetá im äußersten Südosten von Neu Granada verfertigten, scheinen sie zwar nicht gehabt zu haben, besaßen aber so ungeheuere Vorräthe von Wollen- und Baumwollenzeug, daß z. B. in Caxamarca viele Häuser bis unter das Dach damit angefüllt waren (Jerez 334). Die Frauen trugen im Allgemeinen lange bis auf die Knöchel reichende Kleider, die Männer kurze Hemden oder Röcke ohne Aermel die nur bis auf die Waden gingen (Anonymus bei Ramusio III, 372, Jerez 327, Oviedo XLVI, 4). Bei diesen kam oft noch ein kurzer Mantel und eine Art von Sandalen hinzu, jene hatten außer dem Unterkleid, das mit Schnüren um die Taille fest gebunden wurde, in Cuzco noch ein langes, anderwärts ein kurzes Obergewand, das mit einer dicken Nadel von Kupfer oder Silber auf der Schulter befestigt war; nur die Arme blieben frei. Sandalen und Kopfbinden, die wir oben schon erwähnt haben, glichen denen der Männer (Cieza 393, Jerez 330, Gomara 234). Das Weben der Kleider und Verfertigen der Sandalen wurde von den Weibern besorgt. Neuerdings besteht die Tracht der Männer in einem Hemde und Beinkleid die bis über das Knie herabreichen, einer Mütze und Sandalen, die der Weiber nächst einem Hemde in einem Ueberkleid, das wie jenes auf der Brust von einer Nadel zusammengehalten wird (d'Orbigny I, 293).

Im Gebirgsland baute man Häuser von Stein und deckte sie mit Stroh, auf den regenlosen Hochebenen solche von Luftbacksteinen mit platten Dächern, und überspannte sie zum Schutz gegen die Sonne

mit beworfenen oder übertünchten Matten, oder man begnügte sich auch mit bloßen Rohrhütten (Cieza 388, Herrera V, 4, 2). Die Bevölkerung des Landes war zum Theil in bedeutende Städte concentrirt, und man begreift nicht wie Zarate (I, 53) behaupten konnte daß Cuzco die einzige Stadt im Reiche gewesen sei die diesen Namen verdiente. Schon in der Bai von S. Mateo fanden die Spanier bei ihrer ersten Landung einen Ort von mehr als 3000 Häusern, andere Orte waren kleiner, aber die ganze Küste bis zur Insel Puna hinab sehr stark bevölkert (Jerez 321 f.). Tumbez hatte steinerne Häuser und war von sechs bis sieben Mauern umgeben (Herrera III, 10, 5) - Caxamarca, die zeitweilige Residenz des Atahualpa, nahm den Raum von einer Legua ein, hatte ungefähr 2000 Häuser, die vollkommen gerade Straßen bildeten, und nur zwei Thore deren Zugang über eine Brücke führte. Die Häuser, über 200 Schritte lang und gut gebaut, waren mit 3 Klafter hohen, starken Erdmauern umgeben, ihre Wände und Dächer mit Stroh und Holz gedeckt; in manchen derselben gab es große Gemächer von acht Abtheilungen, und jedes von diesen hatte seine besondere Thür und Wasserleitungen die von den Höfen hineingeführt waren. An dem einen Ende eines rings ummauerten sehr großen Platzes stand die ganz von Stein gebaute Festung, die auf einer größeren Treppe von innen und einer kleineren von außen zugänglich war, und der Felsen auf dem Berge über der Stadt war zur Anlage eines noch bedeutenderen Festungswerkes mit drei Mauern benutzt, zu dem eine Wendeltreppe hinaufführte (Anonymus bei Ramusio III, 373, Jerez 330, Herrera V, 2, 9). Jauja, dessen terrassenförmig gebaute Häuser an die spanischen Städte erinnerten, hatte ebenfalls gerade Straßen und kann kaum kleiner gewesen sein, da man die Anzahl der täglich auf dem dortigen großen Platze versammelten Menschen, wenn auch stark übertrieben, auf 100000 schätzte (Jerez 341). Vor allen andern zeichnete sich aber Cuzco aus, dessen Einwohnerzahl man mit Ausschluß der ebenso stark bevölkerten Vorstädte auf 200000 angegeben hat (Prescott I, 472); die Besatzung bestand aus 30000 Mann (Jerez 343). Den Plan der Stadt, welche von den Eingeborenen Cozco genannt wurde (Alcedo), hat Pentland mit Angabe der noch vorhandenen Ruinen wiederherzustellen gesucht (s. Rivero y T. 302). Sie lehnte sich im Norden an den Hügel Sacsahuaman, auf dem die Festung lag, und war durch die nach Osten führende oder An-

tisuyu-Straße in eine nördliche und südliche Hälfte (Hanan-Cuzco und Hurin-Cuzco), durch den Huatanay-Bach aber in eine östliche und westliche getheilt. Eine alte Abbildung derselben findet sich bei Ramusio (III, 411). Sie hatte lange, aber enge Straßen, die alle gepflastert und in der Mitte mit einem ausgemauerten Kanal versehen waren; die meisten Häuser bestanden aus vortrefflichem Mauerwerk von großen Steinen, andere waren zur Hälfte von Stein, noch andere von Luftziegeln oder Erde gebaut, mit Stroh oder Gras gedeckt und hatten zum Theil platte Dächer, manche von ihnen erreichten eine Länge von 350 Schritten; auch gab es in Cuzco große unterirdische Gebäude (Sancho bei Ramusio III, 413, Jerez 343, Cieza 437 f., Gomara 234, Herrera V, 6, 4). Die Thore der Stadt durften nur passirt werden solange die Sonne am Himmel stand und wurden Nachts geschlossen (Torquemada XII, 14). Die Festung von Sacsahuaman, welche große Waffenvorräthe und andere Magazine enthielt, wurde von drei äußeren Mauern von cyclopischer Bauart umgeben, die mit Brustwehren versehen, an der Vorderseite (Außenseite?) von oben nach unten abgerundet waren und in einem Abstande von etwa 30' hintereinander lagen am Hügel hinauf, die eine immer beträchtlich höher als die andere. Diese Mauern schlossen sich mit vielen vorspringenden Winkeln an die Mauer der steil abfallenden Südseite* des Hügels an; innerhalb derselben stand ein großer Thurm (a modo di cuba) mit vier terrassirten Umgängen (di quattro o cinque gironi, uno più alto dell' altro, Sancho a. a. O), oder nach Garcilasso ein cylindrisches und zwei viereckige Forts — jenes für die Incafamilie und deren Schätze, diese für die Besatzung bestimmt —, die sowohl untereinander als auch mit den Incapalästen in der Stadt und dem Sonnentempel durch unterirdische Gänge in Verbindung standen (Rivero y T. 249, Castelnau IV, 238). 20000 Menschen sollen an dieser Festung 50 Jahre lang gebaut haben (Prescott I, 16); die Steinarbeiten waren hier wie anderwärts so vortrefflich, daß sie keinen Mörtel erkennen ließen. Die meisten größeren Städte hatten

* Markham (112) allein, der die Festung ausführlich beschreibt, behauptet daß es vielmehr die Nordseite sei welche nach dem Flusse Rodadero hin steil abfalle. Abbildungen der noch vorhandenen Ueberreste der Festung, namentlich des aus ungeheuern Felsblöcken gebildeten Hauptthores, des sog. Palastes des Manco Capac nebst anderen alten Bauten von Cuzco s. bei Castelnau, Antiquités pl. 20 ff. u. 29, Rivero y T. pl. 48 ff.



co II, 221, I, 4, 12, 10).

Es ist öfters davon die Rede daß Fugen an der gar nicht oder kaum sichtbar waren. Man hat darau Inca-Peruaner ohne Mörtel gebaut hätten (Cie VI, 14), und von Ulloa (I, 484) wird dafür soga geben daß man dieß gethan habe, weil solche Ba besser widerstünden; indessen erwähnen nicht allei und Garcilasso (VI, 1) des Kalkes und andere sie sich bedienten — nach de Laet (XI, 16) hatt klebrigen Mörtel der bisweilen mit Blei Gold od wurde —, sondern es hat auch die sorgfältigere Un terthümer des Landes herausgestellt daß sie verschie von Kalk oder Gyps, von Thonmergel mit kleinen auch von Asphalt anwendeten (Rivero y T. 234, v. Cord. II, 86). Die mangelhaften mechanischen H zu Gebote standen, nöthigten sie zu großer Langsa da sie auf eine angefangene Mauer nur mittelst an würfe die nöthigen Steine hinaufzuschaffen wußte Gomara (277) versichert. Bogen- und Gewölbe Acosta (VI, 14) und Herrera (V, 4, 4) nicht keine steinernen Brücken gehabt haben, doch sind größeren Gebäuden bestimmte Spuren des ersteren gewesen zu sein scheint, und viele alte Gräber (deutlich (Rivero y T. 241).

Die Brückenbauten waren meist nicht sehr bede

ngebracht, die eine für das Volk, welches Brückengeld bezahlte, die
ndere für die Vornehmen und Hauptleute. Manche derselben werden
is 166 Schritte oder 360′ lang angegeben, breit genug für zwei
Pferde und auch für diese vollkommen sicher; die größeren ruhten in
er Mitte des Flusses auf einem dicken Pfeiler (Jerez 338, 342,
Cieza 436, Anonymus, d'Estete und Sancho bei Ramusio III,
76, 393, 403, 408). Andere bestanden nur aus zwei über einen
Fluß gespannten beweglichen Seilen an denen der Ueberfahrende in
einem Korbe hinübergezogen wurde (Gomara 277), doch gab es hier
und da auch solche die aus dicken Balken gebaut waren, und selbst
Brücken von Stein finden sich erwähnt (Jerez 342, Oviedo XLVI,
2), deren Existenz indessen von Acosta (VI, 14) geleugnet wird.

Die Küste von Valparaiso bis nach Guayaquil bringt keinen Baum
hervor der zum Schiffbau oder zum Bau eines größeren Hauses tauglich wäre (Pöppig I, 327); selbst zu Kähnen ist das dortige Holz
nach Garcilasso (III, 16) meist entweder zu hart oder nicht dick genug; daher gab es fast nur Floße, und die Peruaner hatten diesen
eine solche Einrichtung zu geben gewußt, daß sie selbst zum Laviren
zu gebrauchen waren (Beschreibung derselben bei Ulloa I, 168). Sie
bestehen nach Porter's Angabe (Journal of a cruise made to the
Pacific Oc. N. York 1822) aus 8 Balken von 25—30′ Länge, haben ein auf drei Querbalken stehendes Verdeck, einen Mast mit baumwollenem Segel, einen großen Stein statt des Ankers, und auf solchen elenden Fahrzeugen machen die Eingeborenen zweimonatliche Seereisen von Guayaquil bis nach Lima. Die Fischerei im Meere betrieben sie sonst auf Binsenbüscheln oder aufgeblasenen Schläuchen reitend
(Acosta III, 18), und die von Rohr oder aus Thierhäuten construirten Fahrzeuge (Cieza 425) scheinen der Abbildung bei Coreal (II,
30) und der Beschreibung d'Orbigny's (I, 291, 333) ganz entsprochen zu haben: es waren zwei Schläuche die nur mit einigen Querhölzern verbunden wurden, oder sie bestanden ganz aus Binsenrollen
und hatten ein Segel von demselben Stoff. Auch in kleinen Trögen
oder mit Hülfe von Kürbissen setzten sie über das Wasser, wozu freilich gehörte daß sie gute Schwimmer waren (Gomara 277).

Zu den großartigsten Bauwerken der Incazeit gehörten vor Allem
die Wasserleitungen und die Kunststraßen. Garcilasso (V, 24) erzählt von einem Kanal der 150 lieues (leguas?) lang war, Oviedo

(XLVI, 17) von einem anderen der 1—2 Klafter Tiefe und 8—10' Breite hatte. Die Röhren die das Wasser fortleiten sollten, wurden bisweilen auf großen Strecken mit einer starken Mauer unterbaut (Cieza 441). An den Aquäducten von Nasca (südlich von Pisco) die von Steinen ohne Mörtel erbaut und oben mit Platten belegt sind, haben mehrere Röhren über 1½ Meter Höhe, andere dagegen sind viel niedriger. Bisweilen liegen mehrere derselben übereinander und es finden sich Fenster an ihnen angebracht um sie reinigen zu können (Castelnau IV, 161).

Von dem großen Platze der Stadt Cuzco gingen vier Kunststraßen aus, welche sie mit den Provinzen des Reiches nach den vier Himmelsgegenden hin in Verbindung setzten: die eine führte nach Quito und Pasto, die zweite nach Arequipa, die dritte in die Anden, die vierte nach Chile (Cieza 437). Die erste begann nicht weit südlich von Pasto zwischen den Dörfern Ipiales und Guaca (ebend. 389, de Laet X, 7), ging von Quito aus über die Städte: Caranqui, Latacunga, Riobamba, Hatuncañar, Tomebamba, Huancabamba, Tumbez (Velasco I, 4, 12, 11), und theilte sich, wir wissen nicht an welchem Orte, in zwei Zweige, deren einer auf dem Rücken der Cordilleren hinführte, während der andere die Ebene durchschnitt welche zwischen dem Meeresufer und der Andeskette lag (Cieza 413, Jerez 326 und sonst, Gomara 277). Ebenso war auch die Verbindung zwischen Cuzco und Andamarca im Süden durch eine doppelte Straße hergestellt (Jerez 342, d'Estete bei Ramusio III, 396), und von dort nach Chile scheint sie über Potosi gegangen zu sein, da Spuren derselben noch jetzt von Uspallata in der Provinz Mendoza an sichtbar sein sollen die sich bis dahin verfolgen lassen (Parish 312). Da Quito von Cuzco in gerader Linie 225 geographische Meilen entfernt ist, mußte diese Straße mehr als 250 geogr. Meilen lang sein (Humboldt, Ans. d. Nat. II, 321), Rivero und Tschudi (268) berechnen ihre Länge übereinstimmend mit Zarate's Angabe sogar auf 500 leguas und Gomara's (277) Angabe von 600 leguas erscheint nur um Weniges zu groß, wenn man die zweifache Linie in Anschlag bringt auf der sie theils in der Ebene theils durch das Gebirge geführt war. Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung wurde sie von Tupac-Yupanqui gebaut oder doch angefangen, von Huayna-Capac aber vollendet oder doch ausgebaut und verbessert (Gomara 277, Garcia IV, 19, 8, Herrera V, 3, 16, Rivero y T. 261).

Die Breite dieser Straßen scheint nicht überall dieselbe gewesen zu sein, sie wird verschieden, von 15' bis 25' angegeben; 6 Reiter hatten nebeneinander auf ihnen Platz (Cieza 413, Gomara 277, Jerez 326, d'Estete bei Ramusio III, 396, Zarate I, 13). Um sie in möglichst gerader Richtung zu führen hatte man an vielen Stellen den Boden erhöht, hier Abgründe ausgefüllt, dort Hügel abgetragen, anderwärts die Felsen gesprengt, Treppen angelegt und große Mauern aufgeführt zum Unterbau. So erzählen die genannten alten Berichterstatter und so schildert Humboldt (a. a. O.) diese Werke aus eigener Ansicht: er fand die Straße 20' breit, mit wohlbehauenen Quadern von schwarzem Trappporphyr gepflastert, bisweilen sogar mit cementirten Kieseln überzogen (macadamisirt) und bemerkt daß sie Berghöhen von 12440' überschreitet. Tschudi (Peru II, 108, vgl. Rivero y T. 259 ff.) sah die besterhaltenen Fragmente in den Altos zwischen Jauja und Tarma; das Pflaster bestand aus platten breiten Steinen und von zehn zu zehn Schritten war eine Reihe schmaler, etwas erhabener Steine querüber gelegt, so daß ein allmäliches Ansteigen stattfand. Daher mögen wir weit eher Sarmiento beistimmen, der die großen Incastraßen als ein Werk schildert wie man es in Europa gar nicht würde haben herstellen können, als Desjardins (165), welcher, wahrscheinlich nach oberflächlicher Ansicht minder gut erhaltener Theile derselben, die Angaben Cieza's und Zarate's für übertrieben erklärt. Die Straßen wurden stets in gutem Stande erhalten; zu beiden Seiten war in der Ebene eine klafterhohe Mauer gebaut und Baumreihen angepflanzt, die an Wassergräben standen; wo sich aber keine Mauern an der Seite anlegen ließen, hatte man wenigstens Pfähle aufgerichtet zur Bezeichnung des Weges und, wie Garcia (IV, 19, 8 nach Piedrahita) sagt, zur Erinnerung an die Erbauer. Auch an Wasserröhren fehlte es nicht um den Durst des Reisenden zu stillen, von welchem durch einen Einnehmer Weggeld erhoben wurde, und in Entfernungen von je 3—4 leguas — denn weiter pflegten die Incas an einem Tage nicht zu reisen (Cieza 430) — standen große aber kunstlos gebaute Häuser (Tambos), die mit Waffenmagazinen und Vorrathshäusern verbunden waren, hauptsächlich aber die Bestimmung hatten zur Aufnahme des Inca und seines Gefolges zu dienen (Cieza, Jerez, Gomara a. a. OO. Rivero y T. 237, 240). Die Bauart und Einrichtung derselben scheint überall genau die nämliche gewesen zu



nur ihre hintere Fläche ist oft uneben und eckig, die
dagegen convex und schräg abgeschnitten. Der
äußeren und inneren Mauer soll mit kleinen, durch
Kieseln ausgefüllt sein.

Für die Baudenkmäler der Peruaner ist e
große Einförmigkeit charakteristisch, die sich scho
Steine, dann in der Form der Thüren zeigt, wel
um die auf Tragsesseln sitzenden Incas einzulassen
metrischen Vertheilung der an den Wänden angebr
lich auch in dem Mangel an Ornamenten; Pilaster
bögen fehlen an ihnen (Humboldt, Ans. d. C
Vergleich mit den Alterthümern von Mexico und
es an ihnen angenehm auf, daß jede Ueberladung
fremd, daß dieser einfacher und zum Theil von re
Geschmack, bei weitem nicht so phantastisch ist wie
tritt freilich eine gewisse Plumpheit und Derbheit,
arbeitung und Bestimmtheit der Formen öfter an
vor, doch scheint es fast als gelte dieß nur von
Kunstwerken, die sich hier wie überall in viel größ
haben als die vom ersten Range. Daß eine großa
Anlage und Ausführung vorzugsweise im Geschm
aner lag, lassen die Bauten und Bildwerke, die w
Malereien, die Formen der Gefäße und selbst die
stoffe ziemlich sicher erkennen.

Rivero y Tschudi (210) unterscheiden
peruanischen Baukunst, deren erste vor der Incas

ken. Diese Ansicht etwas näher zu prüfen haben wir nur ein Mittel, denn die Bauwerke von Tiaguanaco sind die einzigen von denen sich mit einiger Sicherheit behaupten läßt, daß sie aus der Zeit stammen welche der Herrschaft der Incas vorausging, nicht bloß weil die allgemeine Ueberlieferung besagt daß diese sie schon vorgefunden hätten Garcilasso III, 1), und ihre Erbauung in die Zeit verlegt „ehe ie Sonne die Erde beschien", d. h. wahrscheinlich: „ehe die Söhne der Sonne, die Incas, auf Erden wandelten", sondern vorzüglich deshalb weil sie in ihrem Stile, in der Art und dem Reichthum des Schmuckes, durch die Form der Thüren und die Pilaster die sich an hnen finden, von den Monumenten der Incazeit abweichen. Da sie ur 4 leguas vom Südufer des Titicaca-See's entfernt, im Mittelunkte des Aymara-Landes stehen, von wo die Incas zuerst ausgegangen sein sollen, gewinnt es hiermit zugleich eine gewisse Wahrscheinichkeit, daß die letzteren nur die späteren Träger und Erben einer Cultur waren die sie dort vorgefunden und sich angeeignet hatten, ja daß sie vielleicht, wie schon Gibbon vermuthet hat, selbst nicht einmal eine ebenso hohe Culturstufe erreichten wie die der Aymaras in früherer Zeit gewesen war.

Ungeheuere Steinblöcke sind in Tiaguanaco verbaut, obgleich es in der Umgegend weder Felsen noch Steinbrüche giebt, so daß sie aus einer Entfernung von 40 lieues herbeigeschafft werden mußten (Christoval de Jaque bei Ternaux, Archives I, 343): daher die Sage daß eine unsichtbare Hand diese Werke einst in einer Nacht errichtet habe (Rivero y T. 294). Cieza (446) giebt die Dimensionen einzelner Blöcke zu 30', 15' und 6', Acosta (VI, 14) zu 38' 10' und 6' an, doch bemerkt letzterer zugleich daß es an der Festung von Cuzco noch größere gebe (Garcilasso VII, 27 f.);* es läßt sich demnach, wenn diese Festung wirklich ganz von den Incas herrührt, die Verwendung so außerordentlicher Steinmassen nicht als ein charakteristisches Merkmal der Bauten der Aymaras betrachten. Nach d'Orbigny (I, 324) messen die größten derselben 7,80 Meter auf 4 Meter auf 2 Meter, nach Castelnau (III, 395) haben sie 8 Quadratmeter Oberfläche und 1,5 Meter Dicke. Besonders interessant sind auch die zwei aus Monolithen bestehenden Thüren; der Stein aus welchem die eine gearbeitet ist, hat 4 Meter Höhe und 2,30 Meter Breite, während die

* Prescott (I, 16) scheint Acosta's Worte mißverstanden zu haben.

Oeffnung der Thür selbst 1,53 Meter hoch ist und eine durchgängi
gleiche Breite von 0,81 Meter besitzt (Desjardins 157). Die größt
Aufmerksamkeit aber haben von jeher die beiden riesenhaften Menschen
bilder von Stein in Anspruch genommen, deren lange, von der Natio
naltracht abweichende Gewänder schon Cieza hervorhebt, welcher d
vortreffliche Arbeit rühmt und hinzufügt daß es noch andere Bild
dieser Art gab. Sie tragen eine turbanartige Kopfbedeckung, Na
und Mund sind groß, die Augen stehen gerade und sind offen, d
eine Hand ruht auf dem Knie und die ganze Gestalt ist in kauernd
Stellung; nach Castelnau, der den größten Theil der dortigen Den
mäler noch unter der Erde verborgen glaubt, sind sie erst durch Au
grabung zu Tage gekommen.

Bestimmt unterscheidbar scheinen an den Ruinen von Tiaguanaco nur zwei Haupttheile zu sein: ein künstlicher Hügel von etwa 100′ Höhe, dessen Basis mit ungeheuern pilasterartigen Steinen eingefaßt ist — von Desjardins (151) als eine abgestumpfte vierseitige Stufenpyramide beschrieben die unten 150 auf 200 Meter mißt — und der sogenannte Tempel, ein großes, nach den Himmelsgegenden gut orientirtes Carré von 122 Meter Seitenlänge, das mit eckigen, 5—6 Meter hohen Pilastern umgeben ist. An einem Winkel desselben finden sich die vorhin erwähnten Monolithen-Thüren, deren eine auf der Ostseite elegant à la grecque verziert ist. Ueber dieser in der Mitte sind Basreliefs angebracht, das Sonnenbild, wie es scheint, zu dessen beiden Seiten und ihm zugewendet sich geflügelte Gestalten mit einem Scepter in der Hand in knieender Stellung befinden; einige derselben tragen Menschenköpfe, andere haben Köpfe von Greifen (Castelnau III, 391, etwas verschieden ist die Beschreibung bei Desjardins 159). Das Ganze ist sehr verwickelt, und unterhalb dieser Gestalten sind eine Menge symbolischer Zeichen zu sehen, unter denen vorzüglich das Sonnenbild bemerkenswerth ist. Die öftere Wiederholung des letzteren und der Umstand daß die Bauten und Gräber der Aymaras stets mit der Fronte nach Osten liegen (d'Orbigny I, 327), erlauben den Schluß daß der Sonnencultus wahrscheinlich schon bei ihnen bestand und nicht erst von den Incas in Peru eingeführt worden ist. Desjardins (162, 125) spricht noch von einem dritten Gebäude in Tiaguanaco, dem sog. Palast, der 163 Meter lang, 159 breit und terrassenförmig, doch nur 6 Meter erhoben sei, und bemerkt daß die kleinen Nischen die an ihm

ıngebracht sind, das einzige Beispiel von Bogenbau darbieten das ich hier finde. Bei der großen Zerstörung der Ruinen (vgl. Tafel 46 ›ei Rivero y T.) ist es wohl möglich daß darunter der Platz zu verstehen ist an welchem Castelnau (III, 395) nur drei außerordentlich große Steinbänke mit je drei Sitzen zu finden glaubte. Steine von ›en verschiedensten Formen, deren Bearbeitung in Rücksicht der Genauigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, sind in Tiaguanaco verwendet, und an vielen derselben läßt sich noch erkennen daß sie durch Metall verbunden waren welches in eine transversale Furche gegossen wurde ›ie in einer runden Grube endigte. Auch sehr schöne unterirdische Kanäle sind dort entdeckt worden (Castelnau).

Eine zweite Gegend wo sich der Sage nach Baudenkmäler befinden die aus der Zeit vor dem Auftreten der Incas herstammen sollen, iegt nordwestlich von Cuzco am Flusse Vinaque bei Guamanga. Sie sind viereckig, weichen von der Bauart der Inca-Peruaner bedeutend ab und wurden vom Volksglauben auf weiße bärtige Menschen zurückgeführt, die in alter Zeit hier gelebt haben sollten (Cieza 434, de Laet X, 28, Herrera VI, 6, 9). Wahrscheinlich ist darunter die Pyramide von Curumba 7 leguas von Andahuaylas zu verstehen, deren Gestalt zwar bemerkenswerth genug ist, aber gewiß nicht zu dem Schlusse Brasseur's (III, 655) berechtigt daß Tolteken die von Mexico nach Peru gewandert wären, sie erbaut hätten.* Sie steht auf einem künstlichen Hügel der den ersten Absatz der Pyramide bildet, und hatte dann noch 3, im Ganzen 4 Stufen, die von der Südseite her auf einer schönen breiten Steintreppe erstiegen wurden. Auch an den Hügeln in der Umgegend zeigen sich Spuren von altem Mauerwerk (Castelnau IV, 228). Ob die Bauten von Tiaguanaco, die nur Cieza's (446) eigene

* Mehrere sehr gut gearbeitete steinere Pyramiden sah Sobreviela weiter nördlich in der Nähe der Quellen des Marannon. Er vermuthet in ihnen Brückenpfeiler aus der Incazeit, da die große Kunststraße nicht weit von dort vorbeiging Skinner I, 343.) Einige religiöse Institutionen der Peruaner, die wir weiter unten zu berühren haben werden, zeigen allerdings eine Analogie mit mexicanischem Wesen welche größere Aufmerksamkeit verdienen würde, wenn sie nicht zu vereinzelt stände. Es gehört dahin vorzüglich die Beichte der Sünden beim Priester, einige Festgebräuche, besonders der Genuß von Brod das mit Opferblut gemischt war, und das klösterliche Leben der Sonnenjungfrauen; da jedoch, wie schon Prescott bemerkt hat, die Peruaner nichts besaßen das sich mit der mexicanischen Bilderschrift vergleichen läßt, und den Mexicanern die Kartoffel unbekannt geblieben ist, können wir kaum umhin anzunehmen daß beide Völker in ihrer Entwickelung unabhängig von einander geblieben sind.

Vermuthung mit den weißen bärtigen Menschen der Sage von Gua manga in Verbindung gesetzt hat, mit denen die sich hier finden ein- genauere Aehnlichkeit besitzen, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden.

Die Ruinen des Gran Chimu oder Chimu Canchu werden vo Skinner (II, 170) und Maw (19) erwähnt, welcher letztere die Ein geborenen der Umgegend von Truxillo und Huanchaco für verschiede von den übrigen Peruanern zu halten geneigt ist, aber erst River y Tschudi (268, vgl. Tafel 57) haben sie näher beschrieben. S liegen am Ende des Thales von Truxillo und nehmen einen Raum vo ¾ leguas ein. Die Grundmauern sind von Stein und Lehm, d Bauten selbst von Luftbacksteinen aufgeführt. Die Verzierungen d Säle zeigen kleine regelmäßige, sauber gearbeitete Muster. Alced beschreibt in Santa eine Festung des Gran Chimu, die vielleicht m i jenen Bauresten zusammengehört. Sie bildet ein längliches Viereck u t ist von drei parallelen Lehmmauern umgeben, von denen die äuße e an der größeren Seite 300, an der kleineren 200 varas lang, die i nere aber die höchste ist. In einer Entfernung von 30 varas von je er Ecke der Außenmauer sind Bastionen angelegt. Auf der Seeseite lie gt ein steiler Hügel, und auf dessen Gipfel drei halbkreisförmige Mauern die einem alten Gefängniß angehören sollen. Im Innern der Festung befinden sich mehrere Gemächer die durch enge Gänge voneinander getrennt sind. Den Ruinen des Gran Chimu ähnlich sind die von Cuelap im District von S. Tomas, welche durch ihre außerordentliche Größe in Erstaunen setzen (Rivero y T. 274). Noch andere finden sich in der Intendanz Truxillo am Flusse Conchuco der sich nach Pataz hinwendet: ein Palast mit meist unterirdischen Gemächern; Galerien gehen unter dem Flusse hinweg bis zu dessen anderem Ufer; einer der Bausteine, der jetzt als Brücke über denselben dient, ist 8 varas lang (Skinner II, 353, vgl. Rivero y T. 284). Daß alle diese Bau werke in irgend einem Zusammenhange mit denen von Tiaguanaco od von Guamanga ständen, haben wir keinen Grund zu vermuthen.

Dasselbe gilt von den Alterthümern die sich in Huanuco (Gu nuco) el viejo finden, wo die Incas große Paläste und einen berüh ten Sonnentempel erbauten (Herrera VII, 4, 4). Auch was Alce (Art. Guanuco und Guamalies) in Guanuco und nordwestlich dort bei den Dörfern Aguamira und Baños erwähnt (vgl. auch Sk ner II, 349), scheint sich nur auf Bauwerke zu beziehen die von

Incas aufgeführt worden sind. Die Festung (der Mirador) und der Palast von Huanuco el viejo haben das Eigenthümliche, daß die sehr genau gefugten Bausteine aus denen sie bestehen, von gleicher Größe sind; der Palast zeigt sechs perspectivisch hintereinander liegende Thore (Rivero y T. 279 und Tafel 56). — Die Ruinen von Pachacamac sind sehr ausgedehnt, aber auch sehr zerstört; sie bestehen ganz aus Adoben oder Luftbacksteinen, nicht wie die alten Bauwerke von Cuzco aus Quadersteinen (ebend. 290 mit Tafel 54 f.). Adoben werden von Cieza (421) als das Baumaterial bezeichnet aus welchem der Tempel des Pachacamac bestand; ob hier indessen von den Ruinen noch jetzt etwas übrig sei, welchen schon Oviedo (XLVI, 11) ein hohes Alterthum zuzuschreiben geneigt war, erscheint als zweifelhaft. Die alte Stadt stand auf drei Hügeln (Castelnau IV, 179) oder drei breiten Terrassen (Markham 14) deren höchste das Heiligthum trug, und war mit einer ungefähr 20' hohen Mauer umgeben, an welcher sich hier und da noch Spuren von rother Farbe zeigen. Nur auf diese Mauern scheint es sich zu beziehen, wenn Scherzer (Reise der Novara III, 340), der von Bauten aus Adoben in Pachacamac nichts erwähnt, nur von festen und soliden Mauerresten spricht, welche „aus ziegelförmig gehauenen Steinen construirt gewesen zu sein schienen". Alcedo giebt hier am Flüßchen Lurin nur Ueberreste von alten Festungswerken und südlicher bei Chilca nur solche von Inca-Palästen an. In geringer Entfernung nach Norden von Lima liegen die ebenfalls aus Adoben bestehenden Ruinen von Concon, in deren Mitte ein großes Gebäude stand (Castelnau IV, 188). Die unbedeutenden Trümmer welche sich noch auf der Insel Pachacamac finden, beschreibt Wilkes (I, 279).

Unter den Inseln des Titicaca-See's besitzt die größte, wie Alcedo (Art. Omasuyo) bemerkt, keine Monumente von Bedeutung mehr. Es ist nur noch ein einfaches viereckiges Gebäude mit vier unsymmetrisch angebrachten Thüren auf der einen und eben solchen Fenstern auf der anderen Seite vorhanden, das nichts Besonderes zeigt (Rivero y T. 297 mit Tafel 45). Es hat mehrere kleine Gemächer. Der Abhang des Hügels auf dem es steht, ist abgestuft, man scheint hier das Land gebaut zu haben, und am anderen Ende der Insel liegen ähnliche viereckige Bauwerke, welche durch nichts an die von Tiaguanaco erinnern (Castelnau III, 428 und Antiquités pl. 4 f.).

‹n hat die Coati-Insel einen alten Tempel oder Palast, der aus
äßig behauenen rechteckigen Steinen gebaut und mit Verzierun-
esetzt ist die besonders häufig die Form des Kreuzes zeigen. Er
die Gestalt eines langen Viereckes das sich nach dem Wasser hin
et, von welchem aus eine Reihe von Stufen zu ihm hinaufführt
von dicken Mauern gehalten werden, und steht auf einem terrassir-
Unterbau, dessen zweite untere Stufe durch eine niedrige Mauer
bildet ist. Die vielen Zellen im Innern des Gebäudes umgeben einen
40—50 Meter langen und 25 Meter breiten Hof, und die meisten
derselben besitzen eine Anzahl von Nischen, die wahrscheinlich zur Auf-
nahme von Götzenbildern bestimmt waren (Rivero y T., Castel-
nau a. a. OO.). Endlich giebt es auf der Insel Taquile Ruinen von
großen alten Dörfern, deren Häuser gleichförmig, sehr regelmäßig und
gut gebaut sind. Das Material ist Stein, die Dächer platt, doch sol-
len sich auch Gewölbe dort finden (Alcedo).

Ein Blick auf das Vorstehende zeigt hinreichend daß die von Ri-
viero y Tschudi aufgestellte Unterscheidung zwischen den Monu-
menten welche von den Inca-Peruanern herrühren und denen welche
einer früheren Zeit angehören sollen, nur ungenügend begründet ist,
denn sie zählen zu der letzteren Klasse Bauwerke welche die verschieden-
sten Eigenthümlichkeiten besitzen, solche mit sog. cyclopischen Mauern,
solche aus behauenen Steinen von gleicher oder ungleicher Größe
und solche von Adoben. Es scheint besser offen einzugestehen daß wir
bis jetzt in den meisten Fällen selbst nicht einmal eine wahrscheinliche
Vermuthung über die Zeit ihrer Entstehung zu geben vermögen. Da-
her begnügen wir uns hier damit die von Rivero y Tschudi
(268 ff.) gegebene Aufzählung der alten Denkmäler in manchen Punk-
ten zu vervollständigen — namentlich mit Hülfe Alcedo's, der von
jenen ganz vernachlässigt worden zu sein scheint — theils um eine
Uebersicht über die bewundernswerthe Menge dieser Bauten zu gewin-
nen, theils um künftige Untersuchungen zu unterstützen.*

Die anderwärts schon von uns erwähnten Ruinen östlich von
S. Cruz de la Sierra (s. oben III, 436, Alcedo Art. Samaipata)

* In der Beschreibung des Einzelnen gestattet uns der Raum keine ähnli-
Ausführlichkeit wie sie Rivero y Tschudi in ihrem Werke sich erlaub
konnten. Auch haben wir einiges minder Wichtige das sich bei ihnen beisa
findet, im Folgenden unerwähnt lassen zu dürfen geglaubt.

nd die südöstlichsten die wir kennen. Von dort nach Nordwesten fort- ehend stoßen wir auf die schon besprochenen Bauwerke auf den In- ln und in der Umgegend des Titicaca-See's, zu denen wir nur noch e Reste einer großen Festung auf der Südostseite desselben bei Tana- uacas hinzuzufügen haben (Alcedo, Art. Omasuyo). Westlich on den Carabaya-Bergen liegt im District von S. Pedro de Cacha ne Ruinenstätte die nach den Völkern der Canes und Canches be- annt ist: das große Gebäude mit 9 Thüren, welches zur Hälfte aus ehauenen Steinen, zur Hälfte aus Erde besteht und auf 5 steinernen alerien ruht, wird als ein Tempel des Viracocha bezeichnet; ein eich mit Wasserleitungen die ihn speisen, auch Spuren von Woh- ungen und ausgedehntem alten Anbau sind in der Nähe (Alcedo, rt. Canes y Canches). Oropesa, südlich von Cuzco hat Ueber- este eines Palastes des Inca Huascar, in Urcos, nordwestlich von dort, nden sich noch ältere Bauten die von dem Inca Yahuar-Huaccac errühren sollen (Alcedo).

Cuzco selbst hat noch viele Reste des Alterthums, unter denen die hon oben besprochene Festung das Bedeutendste ist. Unterhalb der- elben liegt der Palast des Manco Capac, der nach einer anderen Tra- ition jedoch vielmehr von Inca Pachacutec stammen soll (Mark- iam 99; nach Castelnau IV, 234 ff. scheinen dieß indessen zwei erschiedene Paläste zu sein); in der Außenmauer rechts vom Eingang ieht man das Steinbild einer Syrene, ein weiblicher Kopf auf dem Rumpfe eines Vogels; eine Treppe führt auf einen sehr großen Hof nit 5 Meter hohen Mauern welche schilderhausartige Fenster haben, vie dieß an den Werken der Incas häufig ist. Das Baumaterial ist in harter grauer Kalkstein, während zum Sonnentempel, an dessen Platz und auf dessen Mauern jetzt die Kirche von S. Domingo steht, grauer Trachytporphyr verwendet ist. An der noch übrigen Mauer des etzteren findet sich (Markham 119) die beste und regelmäßigste Arbeit die aus der Zeit der Incas bekannt ist: die Steine sind meist gegen 2' lang und alle 1' 4" hoch. Der Palast des Pachacutec zeigt die ge- wöhnlichen Eigenthümlichkeiten der Bauwerke aus der Incazeit: Bau- steine von mannigfaltigen, äußerst bizarren Formen die durch keinen Mörtel miteinander verbunden scheinen, Thüren die oben enger als unten, wegen Mangel des Gewölbebaues oben mit einem großen Steine geschlossen sind, so daß der obere Theil ihrer Pfeiler nach innen



Ollantay-Tambo halten Rivero y Tschu
alt, weil deren Bauart von den Werken in Cuzco
von großer Ausdehnung; über eine große steine
man zu mehreren Galerien und endlich zu der Festu
von Felsen gebildeten Berge liegt. Castelnau (
in der Nähe ein rohes Gemälde das ein Indian
ausgeführt hatte. Zwischen Ollantay-Tambo und
man noch gemauerte Terrassen von regelmäßig b
die man zum Zwecke des Landbaues angelegt h
146). Bei Concacha, 3 lieues südlich von Aba
mit Sitzen versehener Stein von 6,19 Meter Län
Breite, zu welchem Stufen hinaufführen. An sei
Furchen die in zwei steinerne Becken münden. Ein fa
ungefähr 12 Quadratmeter Oberfläche im Hofe
Tempels ist mit Reliefs bedeckt die einen Berg, G
ein Durcheinander der verschiedenartigsten Thiere d
dem Wege zwischen Guamanga und Andahuaylas
mit Ruinen versehener Stein, der wie jener von
danken an alte Menschenopfer nahelegt, nicht weit
ehemals ein Palast, mit drei cyclopischen Mauern
gefaßt, von denen die mittlere Nischen in Gestalt
und in der Nähe ein Tempel zu dem man auf 29
(ebend. 132, 135). Es scheint dieß Vilcas und d
zu sein von der Alcedo (Art. Vilcas) und Cie
da jener von einem großartigen Sonnentempel n

cacha gegenüber auf der anderen Seite des Apurimac liegen die äußerst schwer zugänglichen Ruinen von Choccequirao, der Zufluchtsstätte des letzten Inca, großartige Festungswerke und Paläste von zwei Stockwerken, und auf halbem Wege von dort nach Cuzco das 150 Meter lange und 5 Meter breite Bauwerk von Panticaya, dessen 30 Gemächer wahrscheinlich unterirdisch miteinander verbunden sind (Desjardins 137, 146). In der Provinz Calca y Lares, nördlich von Cuzco am Vilcamayo, finden sich Spuren einer alten Festung an dem Gottesacker von Chinchero, andere Trümmer in Lamai, beim Dorfe Victoria Ruinen eines Palastes die von dem letzten Inca herrühren, bei Tambo Ueberreste einer alten Festung von unregelmäßig gestalteten, aber genau gefugten Steinen, zwei Kastelle in der Nähe, und in der Schlucht welche zwei Hügel miteinander bilden die steinerne Statue eines Indianers mit einer Schleuder in der Hand (Alcedo). Vorzüglich viele Reste von alten Städten und Festungen besitzt aber die Provinz Jauja (ders. Art. Xauxa, über Tarma-Tambo vgl. Skinner II, 362). In den Departements Junin und Ayacucho giebt es viereckige, 16—18' hohe Thürme* von 6' Durchmesser, welche im Innern aus drei kleinen übereinandergebauten Zimmern bestehen, und in dem ersten von beiden ist vom Chavinillo an ein System von Fortificationen dem Bache entlang angelegt an dem jenes liegt (Rivero y T. 236, 283). Von dem Incapalast in Caxamarca sind nur noch Mauern von 13—15' Höhe übrig, die aus wohl behauenen 2—3' langen Quadern ohne Mörtel gebaut sind (Humboldt, Ans. d. Nat. II, 348). Beim Dorfe Cascas findet sich ein großer bearbeiteter Stein von 13 varas Länge und ¾ vara Breite (Alcedo). Stevenson (II, 81) erwähnt 5 Stunden von jener Stadt palastähnliche alte Steinbauten die sich an einen Berg anlehnen und aus übereinandergebauten Reihen von Gemächern bestehen, welche so angelegt sind, daß die obere Reihe immer auf der hinteren Seite der Dächer der darunterliegenden ruht.

Wenden wir uns jetzt der Küstengegend zu, so haben wir im Süden zunächst die zahlreichen Steine zu erwähnen, die auf dem Wege von Arequipa nach Lima nicht weit von ersterer Stadt angetroffen werden und von den Eingeborenen in alter Zeit mit eingegrabenen

* Sollten dieß vielleicht alte Gräber der Aymaras sein? (S. weiter unten.)

(gravées) Figuren versehen worden sind (Castelnau IV, 150). In der Gegend von Pisco liegt die sog. Festung von Hervay, deren Mauern von Adoben und zum Theil beworfen sind; sie hat eine beträchtliche Anzahl von Gemächern und soll aus der Zeit des Pachacutec stammen. Aehnliche Ruinen finden sich südlicher bei Nasca (Markham 29, 48), dessen Aquäducte wir früher schon angeführt haben. Alcedo giebt solche auch beim Dorfe Humay in der Provinz Ica an und nördlicher bei Guaura in der Provinz Chancay, beim Hafen Guarco in der Provinz Cañete erwähnt er (wohl nach Cieza) Spuren einer alten Festung mit einer zum Meere hinabführenden steinernen Treppe. Von dem Palast von Chuquimancù unweit Cañete sieht man noch 2' dicke Mauern, die gleich denen welche den großen Begräbnißplatz der ausgedehnten Ruinenstadt auf dem Cerro del Oro umgaben, von Erde aufgeführt sind (Castelnau IV, 175). Nördlich von Lima sind bei Pativilca und von da auf dem ganzen Wege nach Guarmey hin Trümmer von Palästen und Festungen zu nennen die von früherer Großartigkeit zeugen (Alcedo, Rivero y T. 288).

In Quito, wo Humboldt (Vues 199) den von den alten Eingeborenen des Landes, den Puruays, herrührenden Mauern von Luftbacksteinen das relativ höchste Alter zuzuschreiben geneigt ist, sind ebenfalls noch Baudenkmäler in großer Anzahl vorhanden. Humboldt (Vues 294, pl. 62), der nördlich von Guancabamba bis nach Chulucanas hin an neun verschiedenen Orten Ueberreste von alten Bauten antraf, beschreibt namentlich die von Chulucanas selbst. Diese alte Stadt zeichnet sich durch die große Regelmäßigkeit in der Anlage ihrer Straßen aus, welche rechtwinklig einander durchschneidend acht Quartiere bilden die aus je zwölf kleinen, aus Prophyr erbauten Häusern bestehen. In der Mitte jener acht Quartiere liegen die Trümmer von vier großen oblongen Gebäuden, die durch ebensoviele kleine viereckige Bauwerke an ihren Ecken voneinander getrennt sind. Auf der anderen Seite des Flusses ist der Hügel in sechs Terrassen getheilt die mit Steinplatten bekleidet sind; weiterhin finden sich die sog. Bäder des Inca. Ferner giebt Alcedo in Tumbez Reste eines Tempels, einer Festung und Straße an, welche Tupac-Yupanqui erbauen ließ als er diese Gegend eroberte. Tomebamba hat einen allgemein bewunderten Palast und Tempel der mit polirten quadratischen Platten von schwarzem Jaspis und grünem Marmor belegt ist (Velasco I, 4, 12, 30).

In Pambamarca sieht man Ruinen von vier Festungen, welche
ıus 3 bis 4 concentrisch geführten Gräben bestehen, deren äußerster
neist 2 Toisen breit und ebenso tief ist; der Raum innerhalb der Grä-
ɔen, welcher höher lag und die Außenwerke beherrschte, zeigt noch
Spuren von Mauern (Alcedo). Besonders viele Alterthümer besitzt
ɔer District von Alausi im Gouvernement Cuenca; unter ihnen
hauptsächlich hervorzuheben sind der kleine Sonnentempel von Achu-
ɔallas, der jetzt eine Kirche ist, und die dortigen Marmorbäder, der
Tambo und die Festung von Tiquizambi, und der Palast von Pomal-
acta (Velasco III, 3, 16, 2 ff.), welcher 4 leguas von Quito und
5 leguas von Cañar (Atuncañar) entfernt ist, mit welchem letzteren
:r durch einen unterirdischen Gang in Verbindung stehen soll (Alcedo).
Eine nicht sehr deutliche, aber vollständigere Beschreibung als neuere
Reisende giebt Alcedo von Atuncañar, das von ihm als der Ort
bezeichnet wird wo Atahualpa den Huascar besiegte. Der Eingang der
Festung lag an dem kleinen Flusse der eine Schlucht durchströmt; an
der entgegengesetzten Seite befand sich ein Hügelabhang mit einer hohen
Mauer, die sich nach der einen Seite 40 Toisen, nach der anderen
25 Toisen lang hinzog, und in ihrer Mitte ein Thurm von ovaler
Form, der sich über den inneren Theil des Gebäudes 2, über den äu-
ßeren (also wohl tiefer liegenden) 6—8 Toisen erhob. Von dem er-
wähnten Haupteingang aus lief ein enger Gang zu dem Thurme hin,
vor welchem er sich zu einem freien Platze erweiterte, und von diesem
zur Schlucht. In diesem Gange waren einerseits Nischen gleich Wach-
häusern, anderseits zwei geräumige Gemächer angebracht, die an den
Thurm stießen, in welchem sich ebenfalls mehrere Gemächer befanden.
An der Mauer die aus Steinen von unregelmäßiger Form bestand,
war auf der inneren Seite rundum ein Erdwall mit einer Brustwehr
aufgeworfen, zu welchem nur eine Treppe hinaufführte die sich bis
zum Thurme fortsetzte. Humboldt (Ans. d. Cord. II, 76 ff.) beschreibt
dort nur noch ein 5—6 Meter hohes Gemäuer von ovaler Form, das
im größten Durchmesser 38 Meter und in der Mitte ein etwa 7 Meter
hohes Haus von 2 Gemächern hat und vermuthet daß das Werk aus
der Zeit des Tupac Yupanqui oder seines Sohnes Huayna Capac stam-
men möge (Ans. d. Nat. II, 323). Villavicencio (435) fügt dieser
Beschreibung nur hinzu daß sich in einer nahen Schlucht eine 5 Meter
hohe Felsmasse finde, auf deren steil abgeschnittener Seite concentrische

Kreise, eine Darstellung des Sonnenbildes zu sehen, und in deren unteren Theil Stufen eingehauen sind. Im Norden dieser Ruinen steht ein steinerner Sitz, „der Sitz des Inca", auf einem Hügel innerhalb einer ovalen Mauer die oben mit Arabesken verziert ist — vielleicht ein Rest des von Alcedo (Art. Cañaris) erwähnten Inca-Palastes. Noch weiter nördlich 12000' hoch am Berge Assuay liegen die Paredones del Inca, Trümmer eines Palastes von Tupac Yupanqui, Fragmente von Thürmen, Festungswerken und eines Labyrinthes. Ein sehr gut erhaltener Palast findet sich 5 leguas von Latacunga (Velasco II, 212). Den Zugang bildet ein 5—6 Toisen breiter Gang der zu einem Hofe führt, welchen 3 Säle von mehreren Abtheilungen umgeben; auf der vierten Seite, dem Eingang gegenüber, liegen kleine Gemächer. Die Mauern sind 2½ Toisen hoch und 3—4' dick, die Thüren haben 5 varas Höhe. Die schwarzen harten Bausteine sind von unregelmäßiger Form, doch fast ohne bemerkbare Fugen, an ihrer Außenseite convex, nur an den Thüren eben. In einer Entfernung von 50 Toisen liegt ein künstlicher Hügel (Alcedo, Art. Tacunga). — Caiambe unter 1° 35' s. B. hat noch runde Tempelmauern, die zwar aus Adoben bestehen, aber außerordentlich hart sind (Alcedo, Stevenson II, 208), doch giebt es dort auch alte Bauten aus Porphyr (ebend. 209). Auf dem Wege von Quito nach Pasto erwähnt schon Cieza (389) die Ruinen der Paläste von Caranque nebst einem Sonnentempel; sie liegen 23 leguas südlich von Ibarra und sind wahrscheinlich aus der Zeit des Huayna Capac der die Caranques unterwarf (Alcedo, Art. Caranqui). Auch bei dem Orte Angel sind noch Spuren einer Festung vorhanden die mit regelmäßig geführten Mauern und Gräben versehen war (Velasco III, 2, 2. 10).

Ein Volk das zu bauen verstand wie die Peruaner, konnte überhaupt in den mechanischen Künsten auf keiner niedrigen Stufe stehen. Unter den bei d'Orbigny abgebildeten Skulpturen der Quechuas sind besonders einige Menschenköpfe durch richtige Verhältnisse ausgezeichnet, selbst ein bestimmter individueller Ausdruck mangelt ihnen nicht. Die Tassen und Näpfe von Marmor und anderen Steinarten bei Rivero y Tschudi (pl. 30 ff.) sind von sehr sauberer Arbeit. Am höchsten stand die Plastik außer dem Gebiete von Cuzco in dem des Gran Chimu; die Arbeiten in Holz, die nur mit steinernen Werkzeugen hergestellt wurden, waren jedoch unvollkommener und plum-

ver als die in Stein, da Säge und Axt fehlten; an den Häusern wa-
ren nur die Dachbalken von Holz (ebend. 226, 211). Die früher er-
wähnte Dose welche bei Kingsborough abgebildet ist, zeigt zwar
reiches Schnitzwerk, aber die dargestellten Thiergestalten und Arabes-
ken entbehren der Regelmäßigkeit und feinen Ausführung. Die Ma-
lerei scheint, abgesehen von architektonischen Verzierungen in geraden
Linien, sehr niedrig gestanden zu haben (Rivero y T. 230).

Von Metallen besaßen und benutzten die Peruaner Gold in gro-
ßer Menge, dann Silber Kupfer Zinn und Quecksilber, doch wurde
letzteres von ihnen nur in Gestalt von Zinnober als Farbe gebraucht,
besonders auch um sich selbst damit anzumalen (Acosta IV, 11, Her-
rera, Descr. 22). Eisenminen die sie bearbeitet hätten, sollen zwar
entdeckt worden sein (L'Institut 1845 II, 75), doch bemerkt Gar-
cilasso (II, 28) ausdrücklich daß sie sich dieses Metalles nicht bedien-
ten. Ihr ungeheuerer Reichthum an edlen Metallen läßt sich schon nach
der einen bekannten Thatsache beurtheilen, daß Atahualpa als Löse-
geld ein Zimmer von 22' Länge und 17' Breite 1½ Klafter hoch mit
Gold zu füllen und zwei Monate später viermal so viel Silber zu ge-
ben versprach (Jerez 335, Oviedo XLVI, 9, vgl. die Stellen bei
Rivero y T. 218). Aus Cuzco hatte man natürlich wie aus dem
Tempel von Pachacamac die meisten Schätze schon geflüchtet als die
Spanier ankamen um zu plündern (Jerez 339, Herrera V, 3, 3 u.
6, 3), und diese pflegten ihrerseits das Beste von dem was ihnen in die
Hände fiel, sogleich einzuschmelzen. Außerordentliche Reichthümer ha-
ben bekanntlich viele der alten peruanischen Gräber (Guacas) geliefert,
die sich späterhin vorzüglich zahlreich und mit Kostbarkeiten in Menge
ausgestattet besonders in Caiambe im nördlichen Theile von Quito
gefunden haben (Alcedo, Art. Guaca).

Der Bergbau, das Goldgraben und Goldwaschen wurde sehr un-
vollkommen betrieben. Die Gruben gingen höchstens 40 Ellen in die
Tiefe und waren so eng daß nur Einer auf einmal hinabsteigen konnte,
was an senkrecht stehenden Bäumen geschah in welche Stufen einge-
hauen waren (Abbildung bei Coreal I, 331). Viele Gruben gingen
auch nach der Seite und waren dann bisweilen, wie namentlich die
von Guancavelica, so verwickelt, daß man sich schwer wieder heraus-
finden konnte (de Laet X, 29). Da alle Gold- und Silberminen
Eigenthum des Inca waren, geschah deren Ausbeutung unter stren-



daß man in dem Schachte ein Loch machte und in
anzündete um den Schwefel herauszuschmelzen und
Metall dann in Stücke zu zerschlagen (Jerez 335
17). Das zu Tage geförderte Erz zu schmelzen bai
nerne Oefen (guairas), in welchen es mit Holz unl
angezündet und dem Luftzuge überlassen wurde de
die daran angebrachten Löcher anblies (Acosta I
8, 15), und dieses Verfahren erwies sich trotz des
balges (Garcilasso II, 28) als so vortrefflich, dc
mit Hülfe ihrer Blasebälge in Potosi nicht mit t
Stande kommen konnten, zu der alten Methode der
der zurückgriffen (Cieza 449). Auch spätere Versı
fern scheinen gescheitert zu sein (v. Tschudi, Peri
Schmelzung des Silbererzes zu erleichtern setzten
Bleiglanz und Schwefelantimon zu (Rivero y T.
Oefen wurden, wo es an Holz fehlte, mit den Erzer
geheizt (Gomara 277).

Mit zwei Stücken Kupfer und einem Paar St
machten sie die schönsten Arbeiten, sie bedurften da
kleinen Lehmofen mit Kohlen und Röhre zum An
(Cieza 452); Benzoni (III, 20) spricht von ei
einem mit Erde überzogenen Tuche (ex panno terr
Kohle gemacht gewesen und auf das Feuer gesetzt w
durch Anblasen mit Röhren unterhielt. Ueber ihre
keit in Metallarbeiten ist nur eine Stimme; seit

343 f.). In Cuzco erbeuteten die Spanier vier große Lamas (Hämmel, castrati) von feinem Golde und zehn bis zwölf lebensgroße weibliche Statuen, Idole die schön bekleidet waren und zu denen man zu sprechen pflegte als ob sie lebten (Sancho bei Ramusio III, 409, vgl. auch Garcilasso VI, 2). Die Goldschmiede, welche theils solide theils hohle Figuren herstellten, wußten auch complicirte Gegenstände ganz zu gießen; sie machten (nach Ewbank 147) ein Modell von Wachs und brachten es in eine Form von Thon um in dieser dann den Guß auszuführen. Indessen verstanden sie auch das Löthen vortrefflich; es finden sich davon bestimmte Spuren (ebend. 141 f.). Ferner verfertigten sie schöne Goldschlägerarbeiten: aus gehämmerten Goldplatten formten sie eine bestimmte Gestalt, gossen diese mit einer Harzmischung aus und vollendeten die Arbeit durch geschicktes Einsetzen kleiner Stückchen (ebend. 146). Die Kunst des Vergoldens war ihnen zwar unbekannt, aber sie wußten zarte Goldplättchen sehr gut auf Kupfer oder Stein aufzulegen und feine Arbeiten von Metalldraht zu fertigen (Rivero y T. 216). Außer Gold und Silber wurde häufig auch eine Mischung dieser beiden Metalle mit Kupfer (Champi) verarbeitet. Gegenstände von reinem Kupfer finden sich selten (Rivero y T. 222), desto häufiger dagegen solche von Bronze. Legirungen von Kupfer und Zinn wurden in sehr verschiedenen Verhältnissen hergestellt; man nahm von letzterem nur 2—3 Procent oder auch mehr (Ewbank 115). Der von Humboldt (Vues 117) mitgebrachte und beschriebene Meisel enthält 94 Procent Kupfer und 6 Procent Zinn. Statt des Zinns setzten sie dem Kupfer bisweilen auch 5—10 Procent Kiesel zu um Werkzeuge zum Schneiden von hinreichender Härte zu erhalten (Rivero y T. 215). Steine wurden mit Metallwerkzeugen wahrscheinlich nur gebrochen und dann durch Reibung geformt, geebnet und polirt (ebend. 232. Abbildung und Beschreibung von Stein-, Metallarbeiten und Werkzeugen bei Ewbank 130 ff., Rivero y T. pl. 7 ff. und 34). Welches Verfahren sie anwendeten um selbst Smaragde mit feinen Löchern zu durchbohren (Ulloa II, 385), ist unbekannt. Unter den Metallgeräthen verdienen noch die in den Gräbern gefundenen Spiegel (Ulloa II, 383) und vorzüglich der Brennspiegel eine besondere Erwähnung, mit welchem das heilige Feuer zu Anfang des Jahres entzündet wurde (Velasco I, 4, 12, 28). Die Waage ist von den ersten Entdeckern an der Küste von Quito in der Gegend von S. Ma-



nen und hatten Rechner, Goldarbeiter, Maler u
Baumeister, Weber und Feldarbeiter in ihrem G
4). Die Spanier fanden in Peru zum Theil We
ßer Feinheit daß sie zweifelten ob sie nicht von
den an kleinen Webstühlen gewebt und bisweilen
schlagenem Golde, mit Edelsteinen und Federn
Cieza 452, Oviedo XLVI, 4). Die Peruane
zeichnet schönen Farben und so dauerhaft, daß
wollenen (nicht baumwollenen) Zeuge die man i
den hat, vollkommen gut erhalten sind. Diese
mit sonderbaren aber regelmäßig wiederholten
schmückt (Rivero y T. pl. 37). Die feinsten
Vicuña-Wolle, zu den mittelfeinen nahm man
beren Lama- und Huanaco-Wolle (ebend. 224).
die Weberei bei den Eingeborenen in großer Au
neuere Zeit erhalten: in Cochabamba und den
seinem Gebiete gehörten, gab es in der zweite
Jahrhunderts gegen 2000 Baumwollenweber,
16000 Arroben Baumwolle verarbeiteten (Vied
venson I, 256, II, 21, 92). Bedeutende Wo
Indianer werden von Alcedo namentlich auch
erwähnt. Das Spinnen geschah an einer Spin
Kürbis drehte, und wurde auch im Gehen nich
bank 118). Gegerbt wurde nicht mit Baum
weichte die Häute in faulenden Harn ein und

Man gab ihnen oft groteske Thier- und Menschenformen und wußte sie so einzurichten, daß sie beim Füllen einen Ton hören ließen, z. B. das Miauen einer Katze, wenn eine solche am Gefäße dargestellt war. Manche derselben sind gekoppelt oder selbst aus vier miteinander in Verbindung stehenden Theilen gebildet. Unter den Malereien die sie an sich tragen, sind nur die kleinen Zierrathen sauber und regelmäßig ausgeführt (Abbildungen bei Rivero y T. pl. 10 ff., die schönsten auf pl. 12, 21, 24, 29; Castelnau, Antiquités; bei Ewbank 130 eine Porträt-Büste von Thon in Form eines Trinkgefäßes).

Die religiösen Vorstellungen der Peruaner sind von großer Mannigfaltigkeit und bilden trotz des allgemeinen Nivellirungssystemes der despotischen Incas kein gleichförmiges und in sich abgeschlossenes Ganze, sondern bestehen, wie es scheint, aus ungleichartigen Theilen die aus verschiedenen Zeiten, wohl auch von verschiedenen Völkern herstammen und sich nebeneinander behauptet haben.

Die göttliche Verehrung der Sonne bestand schon vor dem Auftreten der Incas (Balboa 3) und schrieb sich, wie wir gesehen haben, von den alten Aymaras her, den Vorgängern und Lehrmeistern der Inca-Peruaner, deren Königen es darum nahe genug lag als Söhne der Sonne aufzutreten und den Cultus der letzteren überall zu verbreiten wohin ihre Macht reichte, indem sie sich selbst als vom höchsten Gotte entsprungen und zu Herrschern eingesetzt dem Volke gegenüberstellten. Lehrte doch sogar die Sage um die Scheidung der Stände innerhalb des Volkes selbst zu vervollständigen einen vollkommen verschiedenen Ursprung derselben: einst waren drei Eier vom Himmel gefallen, ein goldenes, ein silbernes und ein kupfernes und aus den ersten beiden der hohe und niedere Adel, aus dem dritten die gemeinen Leute hervorgegangen (Desjardins 29 nach Avendano Ms.). Waren es demnach nicht erst, wie Garcilasso (II, 1) sagt, die Incas welche die Sonne als oberste Gottheit einführten, sondern begünstigten sie nur vorzugsweise die Verehrung derselben als des speciellen Gottes ihrer eigenen Familie, so hat anderseits doch auch der Cultus des Pachacamac, des „Weltschöpfers," schon vor ihrer Zeit bestanden: Inca Pachacutec fand, als er die Gegend von Lima eroberte, dort ein altberühmtes Heiligthum dieses höchsten Gottes vor und baute sehr bezeichnend neben dasselbe, aber an der höchsten Stelle einen Sonnentempel (Cieza 422), und seit dieser Zeit blieben Pachacamac und

Cuzco die Orte deren große Tempel das meiste Ansehn im Lande g
nossen (Acosta V, 12). Vor dieser Eroberung war (nach Balbo
Desjardins 76) der Cultus des Pachacamac den Incas unbekann
Sonst wurde der Schöpfer des Himmels und der Erde in Peru all
mein Ticeviracocha oder Viracocha genannt (Cieza 396, 444, Ac
sta V, 4, Herrera V, 4, 4), ein Name der ursprünglich viellei
mit Pachacamac synonym gewesen ist, wahrscheinlicher aber vielm
zuerst nur einen Culturheros bezeichnet hat (s. oben p. 393 f.), wel
später mit jenem verschmolzen wurde. Zur Zeit des Inca Capac Y
panqui soll der Cultus des Viracocha über den der Sonne das Ueb
gewicht erhalten haben (Herrera V, 3, 9), Pachacutec aber erhob
Folge eines Gelübdes den Viracocha selbst über die Sonne, obwo
er den Tempeln desselben weder Ländereien noch Heerden anwie
„weil er als Schöpfer und Herr der Welt nichts dieser Art bedürfe"
(Acosta VI, 21). Auf diese Art scheinen die Incas selbst dazu beige
tragen zu haben daß ihr Familiengott, die Sonne, in späterer Zeit
wieder zurücktrat hinter Pachacamac der mit Viracocha identificirt
wurde. Ob es ein förmliches allgemeines Concil der Priester war das
in Cuzco versammelt, den Rang der Götter und das Religionssystem
überhaupt zu jener Zeit festsetzte, wie erzählt wird (Desjardins 7
nach Balboa 57), lassen wir dahin gestellt.

Daß Pachacamac ursprünglich der Gott der Massen, des eigent
chen Volkes gewesen wäre und Pachacutec seinen Cultus zu unterd
ben gesucht hätte um den der Sonne an dessen Stelle zu setzen (
vero y T. 149 f.), ist demnach schwerlich richtig. Wir glauben
Sache vielmehr folgendermaßen auffassen zu müssen. Die Verehr
Pachacamac scheinen zu zahlreich und mächtig gewesen zu sein a
es möglich gewesen wäre diesen Gott zu verdrängen, und so g
kluge Inca zu dem Mittel ihn mit Viracocha zu verschmelzen u
diesem selbst den Sonnengott zurücktreten zu lassen: er stellte sich
lich an die Spitze einer Reformation des Glaubens die er n
dern zu können sich bewußt war, oder von deren Bekämpfung
befürchten müssen daß sie sein Reich durch Religionskriege
und vielleicht zertrümmern würde. Garcilasso (II, 2 ff.),
redner der Incas für diese parteiisch, stellt die Sache verkeh
so dar, daß das Volk die sichtbare Sonne angebetet, die I
und ihre Gelehrten (Amautas) bessere religiöse Vorstellun

und Pachacamac, die Seele der Welt, den „unbekannten Gott" der die Welt aus dem Nichts hervorzog, verehrt hätten, während sie doch vielmehr selbst diese Gottheit erst seit der Eroberung der Gegend von Lima durch Pachacutec kennen lernten. Der Name dieses Gottes, fügt er hinzu, war so heilig daß man ihn nicht auszusprechen wagte, und während die Sonne in Tempeln verehrt wurde, geschah sein Cultus ganz nur in den Herzen der Menschen; als äußeres Zeichen desselben küßte man die Luft, wahrscheinlich um die Unkörperlichkeit und Allgegenwart desselben damit anzudeuten. Allerdings wird von mehreren Incas berichtet, daß sie an der Göttlichkeit und Schöpferkraft der Sonne zweifelten (s. die gesammelten Stellen bei Markham 128, Rivero y T. 151, Humboldt, Ans. d. Nat. II, 385),* und es mag wohl sein daß mehrere derselben sich über die Irrthümer des Volksglaubens und ihrer eigenen religiösen Familientradition erhoben hatten, aber dieß schließt nicht aus daß sie erst seit ihrer Bekanntschaft mit Pachacamac die reineren religiösen Vorstellungen, die sie vielleicht schon vorher gewonnen hatten, auch öffentlich bekannten und zu verbreiten suchten, diesen unsichtbaren Gott an die Spitze ihrer Religionslehre stellten und ihn zu einer Reform benutzten, welche ebenso sehr den Zwecken ihrer Staatsklugheit entsprach als sie ein wahrhaft bedeutender Fortschritt auf religiösem Gebiete war.

Unter den Schöpfungssagen der Peruaner — denn sie hatten derer viele und verschiedene — unterscheidet ein Theil den Ticeviracocha,

* „Viele sagen daß die Sonne lebe und daß sie der Schöpfer aller Dinge sei. Wer aber etwas schafft, muß bei dem Dinge sein daß er hervorbringt, und doch entstehen viele Dinge, während die Sonne abwesend ist: also ist sie nicht der Schöpfer aller Dinge. Und daß sie nicht lebendig ist, darf man daraus schließen, daß sie durch ihren Kreislauf nicht müde wird. Wenn sie lebendig wäre, würde sie müde werden wie wir, und wenn sie frei wäre, würde sie auch andere Theile des Himmels besuchen, wohin sie nie kommt. Sie ist wie ein angebundener Gegenstand der stets denselben Kreis beschreibt, oder wie der Pfeil der dahin fliegt wohin man ihn wirft, nicht wohin er selbst gehen will" (Rede des Tupac-Yupanqui nach P. Blas Valera bei Garcilasso VIII 8). Huayna-Capac soll einst beim Raymi-Feste längere Zeit die Sonne aufmerksam betrachtet und dem Priester der ihn zweimal daran ernstlich mahnte, daß die der Sonne schuldige Ehrfurcht dieß verbiete, geantwortet haben: „Ich will dich zwei Dinge fragen. Ich bin euer König und Herr. Würde einer von euch sich erkühnen mir, wenn es ihm beliebt, zu gebieten daß ich von meinem Sitze mich erhebe und einen weiten Weg mache? Und würde der reichste und mächtigste meiner Vasallen mir den Gehorsam zu weigern wagen, wenn ich ihm befähle sogleich nach Chili zu laufen?" Da nun der Priester dieß verneinte, fuhr der König fort: „Ich sage dir: es muß über diesem unserem Vater, der Sonne, einen größeren und mächtigeren Her-

welcher dem Süden angehört, ausdrücklich von Pachacamac, und nur in der von Bruder Betanzos (bei Garcia V, 7) mitgetheilten Tradition scheint er mit Con* oder Conn zusammengeworfen zu werden, dem sonst stets ein nördlicher Ursprung zugeschrieben wird. Diese letztere lautet folgendermaßen. Aus einem See in der Provinz Collasuyu (Titicaca-See?) stieg einst Contice Viracocha (Con Ticeviracocha) mit seinen Begleitern herauf; er bildete die Sonne an dem Orte wo jetzt Tiaguanaco steht, dann die anderen Gestirne, zuletzt in verschiedenen Gegenden auch steinerne Menschen, die er von seinen Gefährten bei Namen rufen ließ. Sie wurden dadurch zu lebendigen Menschen und kamen als solche aus Quellen Flüssen und Seen heraus. Später übermüthig geworden, empörten sie sich gegen den Gott der sie geschaffen hatte, er ließ sie jedoch seine Macht fühlen; sie bauten ihm Tempel mit ungeheuern Statuen und verehrten ihn, jener aber ging mit seinen Begleitern endlich zu Schiffe auf das Meer und verschwand (vgl. auch oben p. 393, Acosta I, 25 und Herrera V, 3, 6). Ursprünglich verschieden sowohl von Ticeviracocha als auch unter sich scheinen Con und Pachacamac zu sein, welche die Sage gewöhnlich in Beziehung zu einander setzt, und zwar so, daß jener diesem vorausging. Con, der wohl erst nach einem späteren Zusatz der Incas als Sohn der Sonne bezeichnet wird (Gomara 233), kam aus dem Norden; er formte die Berge und Thäler nach seinem Willen und schuf die Menschen die zuerst lange Zeit ihm gehorsam waren; später wurden sie jedoch lasterhaft und er strafte sie dafür, indem er das fruchtbare Land veröden ließ, damit sie sich darin nur mit Mühe ernähren könnten. Da kam der mächtigere Pachacamac, ein Sohn der Sonne und des Mondes, vom Süden her, wie wenigstens P. Simon (II, 4, 1) hinzufügt, vor welchem sich Con zurückzog, verwandelte die von jenem geschaffenen Menschen in Thiere, schuf neue und theilte ihnen die Gaben und Lehren mit deren sie bedurften (Garcia V, 8, Zarate I, 57; Rivero y T. 143 erzählen die Sage etwas anders). Indessen bemerkt P. Si-

---

ren geben als sie, der ihr gebietet diesen Weg zu machen den sie täglich beschreibt ohne Aufenthalt; denn wäre sie selbst der höchste Herr, so würde sie nicht ewig denselben Weg durchlaufen, sondern nach Gefallen ausruhen, auch wenn sie es nicht nöthig hätte" (Acosta, vgl. Balboa 59).

* Es ist ein Zusammentreffen das wir wenigstens nicht mit Stillschweigen übergehen wollen, daß bei den Araucanern der Bote welcher die Versammlung der Häuptlinge zusammenzuberufen hatte, denselben Namen führte (s. oben III, 513).

mon ausdrücklich daß es in den einzelnen Theilen von Peru verschiedene Sagen über die Schöpfung des Menschen gab. Nach dem Berichte des Augustinermönchs (1555) bei Ternaux (Recueil de documents p. 87, 95) nannten die Eingeborenen von Guamachuco im Süden von Caxamarca den Schöpfer der Welt Ataguju, und erzählten von ihm daß er zuerst, da er allein war, zwei andere Götter geschaffen habe; diese sendeten einen vierten Gott Guamansuri auf die Erde, dessen einer, aus einem Eie geborener Sohn auf Ataguju's Befehl mit einer goldenen Hacke ausging und mit einem Schlage derselben in die Erde der dortigen Bevölkerung das Dasein gab. Doch scheint auch der Cultus des Pachacamac in jener Gegend nicht unbekannt gewesen zu sein (ebend. 109). Die Huancas wollten von einem Manne und einer Frau abstammen die aus einer Quelle kamen, welche von ihnen heilig gehalten, mit einem Tempel (Guaribilca) versehen und mit heiligen Bäumen umpflanzt wurde (Cieza 432).

Sagen von Riesen die in alter Zeit die Erde bevölkerten, finden sich mehrfach (Cieza 405) und stehen gleich denen von großen Wasserfluthen aus welchen sich nur wenige Menschen retteten,* mit der Schöpfungsgeschichte in Verbindung: so bei den Collas (Cieza 443) und Huancas (Herrera V, 3, 6); auch in Quito gab es eine solche Fluthsage, die jedoch in Velasco's (I, 4, 2, 8) Darstellung offenbar mit Elementen der mosaischen Genesis versetzt ist. Die Menschen, heißt es, bargen sich in Höhlen die sie sorgfältig verschlossen, um abzuwarten bis das Wasser sich verlaufe (Garcia V, 8). Vielleicht haben die vielen Höhlen mit ungeheuern Mengen von Menschenknochen, wie sie sich z. B. beim Dorfe Tusy finden (Castelnau IV, 214) zur Entstehung solcher Traditionen die Veranlassung gegeben. Den Untergang der Welt erwartete man durch große Dürrung herbeigeführt zu sehen und glaubte daß die Sonne dann verschwinden und der Mond herabfallen werde (Zarate I, 59, Levin. Apoll. 34, Velasco I, 4, 11, 18); aus Furcht davor und wahrscheinlich um es zu hindern, machte man daher bei eintretenden Finsternissen großen Lärm (Gomara 233, Ternaux a. a. O. 108). Der Zusammenhang in welchem das Prügeln von Hunden bei Mondfinsternissen mit diesen stand, ist unbekannt,

* Nach einer derselben, sagt Prescott (I, 82), waren es wie in Mexico (?) deren sieben, welche später aus ihrem Versteck wieder hervorkamen und die Erde neu bevölkerten.

und der von Garcilasso (II, 23) dafür angegebene Grund, daß man den Mond der die Hunde liebe, dadurch habe zum Mitleid stimmen wollen, wenig glaublich.

Wie es um den Monotheismus stand den Garcilasso den Inca-Peruanern und insbesondere den Incas selbst zuschreiben möchte, bedarf nach dem Vorstehenden keiner weiteren Erläuterung. Pachacamac war allerdings der allgemeinste und höchste Gott. Sein Ansehn war so groß, daß man aus weiter Ferne und selbst durch Feindesland sicher zu seinem Tempel wallfahrtete, er wurde bei jeder Gelegenheit angerufen, man dankte ihm und bot ihm eine Gabe dar, selbst wenn man nur etwas Erde oder einen Stein zu geben hatte — es sollen auf diese Weise die Pyramiden entstanden sein die sich oft hoch oben auf den Bergen finden (Rivero y T. 149) —, aber er war weit entfernt der einzige Gott der Peruaner zu sein, ja es scheint daß er schon in der älteren Zeit für einen großen Theil des Volkes in ähnlicher Weise in den Hintergrund getreten ist, wie dieß später der Fall war, da man seine Existenz zwar zugab, aber nur noch die Erdbeben von ihm herleitete, die er schicke wenn er zur Erde herabsteige um die Menschen zu besuchen und — zu zählen (Skinner I, 157). In welchem Verhältnisse er zu dem bösen Principe Sopay oder Supay stand, einem Geiste im Innern der Erde, an den sich der Glaube ebenfalls bis in die neuere Zeit erhalten hat (ebend. 158), ist nicht näher bekannt (Cieza 415). Eine besonders wichtige Rolle scheint dieser nicht gespielt zu haben, doch wurden ihm in manchen Gegenden kleine Kinder geopfert. Garcilasso's (II, 1) Versicherung daß dem peruanischen Volke der Mond zwar als die Mutter der Incas und darum als heilig gegolten hätte, aber nicht eigentlich als Göttin von ihm verehrt worden wäre, und daß es ebenso eine Menge von andern Gegenständen heilig (huaca, guaca) gehalten hätte ohne darum in wirklichen Polytheismus zu verfallen, ist nicht bloß an sich unwahrscheinlich, weil der Volksglaube überhaupt sich solcher Unterschiede nicht bewußt zu sein pflegt, sondern hat auch das Zeugniß aller andern Berichterstatter gegen sich.

Nach Acosta (V, 4) wären Viracocha (Pachacamac), die Sonne und der Donner, zugleich der Gott des Regens und der Witterung überhaupt (Herrera V, 4, 4), gleichsam die oberen Götter der Peruaner gewesen, da diese drei auf eine andere Weise als die übrigen Götter verehrt wurden; insbesondere zog man eine Art von Hand-

schuh an ehe man die Hand zu ihnen erhob. Anderwärts findet sich nichts von einem solchen Unterschied, sondern es stand nach dem Volksglauben neben der Sonne die als Weltschöpfer galt, der Mond als dessen Weib und die Erde als Mutter der Menschen und aller Dinge die sie trägt (Gomara 232). Die gewöhnlichen Angaben kennen überhaupt keinen Unterschied des Ranges unter den Göttern: nächst der Sonne wurden der Mond, unter den Sternen besonders Venus und die Plejaden, der Donner und der Regenbogen, die Erde und das Meer als Götter angesehen. Auch Quellen und Flüsse, Felsen und Berge, selbst Thiere, Pflanzen und alle ungewöhnlich gestalteten Gegenstände glaubten die Peruaner von höheren Geistern beseelt: wie man der Erde Mais und Chicha darbrachte um eine gute Ernte von ihr zu erhalten, so opferte man den Flußgöttern, damit sie ihre Fische spendeten oder den Uebergang über das Wasser gestatteten, Raubthieren um den Schaden abzuwenden den sie thun könnten, und nützlichen Thieren um ihr Gedeihen zu fördern, das man sich von dem Thiere am Himmel oder von dem Sternbilde abhängig dachte, welches mit ihnen von gleicher Art war und das Leben der irdischen Thiere lenkte (Acosta V, 4 f., Herrera V, 4, 4, Desjardins 96 ff. nach Arriaga, Extirpacion de la idolatria de los Indios del Peru. Lima 1621). Die Huancas verehrten von Thieren vorzüglich den Hund, und daraus erklärt es sich, wie Humboldt (Ans. d. Nat. I, 135) bemerkt, daß sich in den alten Gräbern der Gegend von Huancaya bisweilen Hundeschädel und selbst Mumien von ganzen Hunden finden. Der Grund der Heilighaltung dieses Thieres ist wahrscheinlich darin zu suchen, daß in der Sage von der großen Fluth in welcher die Menschen großentheils zu Grunde gingen, bei den Peruanern dem Hunde die Rolle zugewiesen wird welche in der mosaischen Schöpfungsgeschichte die Taube spielt (Levin. Apoll. 34). Vielleicht daß die Prügel die er bei Mondfinsternissen erhielt, ihn an seine Schuldigkeit im Falle ähnlicher Gefahr wirksam erinnern sollten.

Hiermit ist indessen die Reihe der Gegenstände welche die Peruaner verehrten, noch nicht geschlossen. Jedem besonderen Geschäfte, der Jagd, dem Fischfang, der Feldarbeit u. s. f. stand ein besonderer Gott vor: unter den Göttern des Feldes behüteten die einen die Ernte, die andern die Heerden, noch andere schützten die Grenzen, die Bewässerungsanstalten u. s. f., und jeder Einzelne hielt sich mit seiner Vereh-

rung an die Gottheit welche ihm am meisten zusagte (Gomara 232, Arriaga a. a. O.). Die Gegenstände denen der Cultus galt, waren an verschiedenen Orten verschieden. Es gehörten zu ihnen ferner die Gräber der Vorfahren und namentlich die Mumien derselben, auch hatte jede Familie ihre Laren und Penaten (Conopas oder Canopas) in Form von Steinen von eigenthümlicher Gestalt und Farbe, die oft dem Todten an den Hals gehenkt und mit ihm begraben wurden. Die Anzahl der Götter war unbeschränkt, sie hatten die verschiedensten Thier- und Menschengestalten oder waren auch fast ganz formlos, und die Heilighaltung vieler hing nur von individueller Zuneigung und Liebhaberei ab: so consequent die Incas den Sonnencultus allerwärts einführten und so despotisch sie fast auf allen Gebieten des Lebens die persönliche Freiheit beschränkten, dem Aberglauben scheinen sie neben der Staatsreligion eine völlig unbegrenzte Ausbreitung gestattet zu haben. Der Huacas oder Heiligthümer gab es eine ungeheure Menge, und ihre Verehrung war noch im 17. Jahrhundert sehr ausgedehnt. Man bezeichnete mit diesem Namen nicht speciell die Götter der einzelnen Provinzen und Dörfer, wie Rivero y Tschudi (163) angeben, überhaupt keine besondere und bestimmte Klasse von Göttern, sondern Alles was als wunderbar erschien und eine gewisse religiöse Ehrfurcht einflößte (Garcilasso II, 4), sowohl die Tempel und Adoratorien als auch die Götzenbilder (Cieza 412, Acosta V, 9, Gomara 232) und selbst die Steine welche in manchen Tempeln die Sonne repräsentirten (Levin. Apoll. 34), insbesondere aber die großen Gräber welche ganze Familien umschlossen (Cieza 416).

Auch die Incas selbst wurden nach ihrem Tode als Götter verehrt: sie stammten aus dem Göttergeschlechte der Sonne und gingen nach Vollendung ihrer irdischen Laufbahn zu den Göttern zurück. Dem verstorbenen Herrscher verblieben sein ganzer Haushalt und seine Schätze zu eigen, sein Vermögen wurde dazu verwendet den Tempel zu unterhalten der seine Leiche einschloß, ein großes Dienstpersonal und namentlich seine eigene Familie blieb ganz seinem Cultus geweiht (Acosta V, 6, Andagoya bei Navarrete III, 433, Herrera V, 3, 9). Die Statue des lebenden Inca wurde ihm selbst gleich geehrt, doch soll nur Huayna Capac schon bei Lebzeiten sich göttliche Ehre haben erweisen lassen (Acosta V, 6, VI, 22). Es ist bekannt daß die Eingeborenen auch den Spaniern anfangs mit einer gewissen religiösen Ver-

ehrung entgegenkamen und sie als „Viracochas“ begrüßten, was sich nach Desjardins (67) sogar bis auf die neuere Zeit erhalten hätte, obwohl schon Herrera versichert daß die Conquistadoren durch ihre Handlungsweise und namentlich durch die Hinrichtung Atahualpa's in kurzer Zeit dieses günstige Vorurtheil und damit ihre moralische Macht über die Indianer zerstörten. Prescott (I, 258) ist der Ansicht daß man sie Kinder der Sonne nannte wegen ihrer weißen Farbe, der glänzenden Waffen und des Feuergewehrs, das sie gleich Göttern mit Donner und Blitz ausgerüstet erscheinen ließ. Mochten diese Umstände allerdings mächtig genug auf die Phantasie der Peruaner wirken, so lag doch, wie Acosta (VI, 22) sagt, ein weiterer Grund für jene Ansicht noch darin, daß sie glaubten, die Spanier zögen dem gefangenen Huascar zu Hülfe: hauptsächlich als dessen vermuthliche Befreier galten sie für Boten des Himmels. Eine andere und höchst wahrscheinlich die richtigste Auffassung der Sache findet sich indessen bei Garcilasso (V, 21): der Inca Viracocha führte seinen Namen von der bärtigen Gestalt in langen Kleidern die ihm einst erschien; so dachte man sich das Aussehen des Gottes Viracocha und übertrug dessen Namen auf die ankommenden Spanier weil sie diesem Gotte wirklich zu gleichen schienen. Es bedarf kaum der Bemerkung daß wichtiger als diese Aufklärung über den Ursprung der erwähnten Benennung das daran sich knüpfende interessante Ergebniß ist, daß die Vorstellung welche man sich von dem Aeußeren jenes Gottes machte, ziemlich nahe mit den gigantischen Steinbildern von Tiaguanaco übereinkam, die in lange Gewänder gekleidet und wenigstens nach Rivero y Tschudi's (294) Beschreibung auch mit Bärten versehen sind — eine neue nicht unwichtige Stütze für die oben ausgesprochene Ansicht, daß der Gott Viracocha ein alter Culturheros der Peruaner war der dem Süden des Landes, insbesondere der Gegend des Titicaca-See's angehörte.

Die Menge der Tempel, besonders der Sonnentempel, war in Peru sehr bedeutend; jeder größere Ort besaß einen solchen. Gewöhnlich stand er auf dem höchst gelegenen Platze in oder vor der Stadt, war mit einer Mauer umgeben und hatte einen mit Bäumen bepflanzten Hof (Jerez 327, 330). Zwar wird auch von Tempeln erzählt die nur aus großen runden Mauern bestanden, innerhalb deren hohe Bäume gleich Schiffsmasten aufgerichtet waren (Bericht des Augustinermönchs bei Ternaux a. a. O. 87), meistens aber waren sie ansehn-

liche Gebäude, die man mit großem Reichthum und glänzender Pracht ausgestattet, oft sogar überladen hatte. Arbeit und Kosten wurden bei ihrer Herstellung so wenig gespart, daß man z. B. die Steine zum Sonnentempel in Tomebamba von Cuzco herbeigeschafft haben soll (Cieza 397). Der Eingang derselben lag stets auf der Ostseite (Levin. Apoll. 18) und die größeren von ihnen bestanden (nach einer jedoch nur wenig sichern Abstraction die Rivero y T. p. 243 hauptsächlich aus Garcilasso III, 20 f. entnommen zu haben scheinen) immer aus je sieben Räumen die untereinander in Verbindung standen und noch viele kleine Gemächer neben sich hatten; die fünf ersten waren der Sonne, dem Monde, den Sternen, dem Blitz und dem Regenbogen geweiht, die beiden letzten zu Berathungen der Priester und Wohnungen für die Tempeldiener bestimmt. Der große Tempel auf der Titicaca-Insel, den Inca Yupanqui (Pachacutec?) erbaute (Herrera V, 3, 13), wurde von 600 Männern und 1000 Mädchen bedient (Sancho bei Ramucio III, 413, vgl. über diesen Tempel auch Garcilasso III, 25), der von Guanuco soll sogar ein Dienstpersonal von 30000 Menschen gehabt haben (Cieza 428), doch sind in dieser Zahl, wenn sie überhaupt richtig ist, jedenfalls alle die Familien einbegriffen, welche an den dortigen Tempel zu steuern und Frohnen für ihn zu verrichten hatten.

Von den beiden berühmtesten und größten Tempeln die es gab, dem des Pachacamac und dem Sonnentempel in Cuzco, stand der erstere 4 leguas von Lima in dem Thale Pachacamac. Schon Oviedo (XLVI, 11) erzählt von vielen verfallenen Mauern die man dort zu seiner Zeit sah und folgert daraus, daß diese Bauten in ein hohes Alterthum hinaufreichen müssen. Da jene Gegend überhaupt, wie wir gesehen haben, erst von Inca Pachacutec erobert wurde, begreift man schwer die Angabe Herrera's (V, 3, 14) daß der „alte" große Tempel der Incas der von Pachacamac gewesen sei. Es beruht dieß entweder auf einem Irrthum oder ist von dem Sonnentempel zu verstehen, der von 5 Mauern umgeben (Jerez 340, Oviedo a. a. O., d'Estete bei Ramusio III, 394) in der Nähe auf einem Hügel stand. Der Tempel des Pachacamac war das nationale Heiligthum der Peruaner. Man kam 300 leguas weit her um dort zu opfern und das Orakel zu befragen, welches unter allen die es im Lande gab, bei weitem das größte Ansehn genoß (Jerez 336, 339, Anonymus bei Ramusio

III, 376); doch war dieses nicht unmittelbar mit dem Tempel verbunden, sondern lag einige Stunden von ihm entfernt im Thale von Rimac, aus dessen Namen durch veränderte Aussprache der von Lima geworden ist (Garcilasso VI, 30). Der Tempel galt als so heilig, daß man nicht einmal seine Mauern berühren durfte (Anonymus a. a. O.), obwohl er auf einem künstlichen Hügel nur von Adoben und Erde erbaut war (Cieza 421) und in seiner Ausstattung überhaupt nicht die Pracht zeigte welche die Sonnentempel der Incas auszeichnete — auch diese größere Einfachheit legt Zeugniß ab für sein höheres Alterthum. Zwar hatte er viele Thüren die wie die Wände schön bemalt waren, hauptsächlich mit wilden Thieren (ebend., Jerez 339), aber das so hoch verehrte Idol war nur ein hölzernes Bild, schmutzig und häßlich und in einem sehr dunklen übelriechenden Saale aufgestellt, den man fest verschlossen hielt (ebend., d'Estete a. a. O., Oviedo XLVI, 11 und 15). Auch auf den Straßen, auf den Thoren der dabei liegenden Stadt und in ihrer ganzen Umgebung standen wie in der des Tempels selbst zahlreiche Götzenbilder, und in der Nähe des letzteren begraben zu werden war ein Vorzug der außer sehr vornehmen Personen nur Pilgern zutheil wurde, die mit Gaben aus der Ferne gekommen und hier gestorben waren (Cieza 421). — Im Nordwesten des peruanischen Reiches fanden die Conquistadoren im Jahre 1526 die kleine Insel S. Clara (bei Puná) unbewohnt: sie war ebenfalls ein nationales Heiligthum; es gab dort steinerne Idole mit Menschenköpfen die oben in eine Spitze ausliefen; ebenso verhielt es sich mit der Plata-Insel (Cieza 357, Herrera III, 10, 4, IV, 2, 8).

In Cuzco, das mehr als 400 Adoratorien gehabt haben soll (Acosta VI, 19), war der Bau des großen Sonnentempels von Inca Yupanqui (Pachacutec?) begonnen, von Tupac-Yupanqui und Huayna-Capac fortgesetzt worden (Herrera V, 3, 13 und 16). Rivero y Tschudi (244) beschreiben ihn nach den alten Quellen, hauptsächlich nach Garcilasso (III, 20), folgendermaßen. Er war von einer starken Mauer umgeben, hatte über 400 Schritte im Umfang und das Mauerwerk aus dem er bestand, war durchgängig von so schöner Arbeit, daß keine Fuge daran zu sehen war. Außen an der Mauer des Tempels, deren Höhe nicht mehr als zwei Klafter betrug, lief ein Gürtel von Gold herum. Die Wände waren mit Goldziegeln überzogen und auf der Westseite das aus Gold und Edelsteinen bestehende Son-

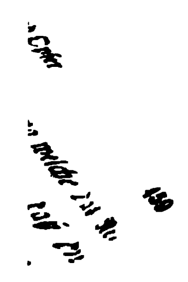
nenbild so angebracht, daß es sogleich von den Strahlen der aufgehenden Sonne getroffen wurde (Herrera V, 4, 4). Zu beiden Seiten des letzteren saßen die einbalsamirten Leichen der Incas auf goldenen Sesseln. Ein Vestibül führte zu den fünf nächsten Räumen, unter denen der dem Monde geweihte alles das von Silber enthielt was in dem der Sonne von Gold war. Ferner gab es in dem Sonnentempel fünf Quellen, deren Wasser durch unterirdische Röhren fortgeleitet wurde und mit ihm in Verbindung standen große Gärten die mit Thieren Bäumen und Pflanzen ganz von Gold geschmückt waren (Garcilasso III, 23 f.).

Die Götzenbilder welche die Tempel enthielten, bestanden aus verschiedenem Material und hatten die verschiedensten Gestalten: sie waren von Gold, Silber, Stein, Thon oder Holz; die menschlich gestalteten unter ihnen hatten zum Theil Stäbe in der Hand und eine Kopfbedeckung die einer Bischoffsmütze glich, von Thieren werden namentlich Widder (Lamas) und Schlangen genannt (Gomara 232, Levin. Apoll. 18). Auch ein viereckiges Marmorkreuz wurde von den Incas verehrt (Garcilasso II, 3), und der Cultus des Kreuzes, von dessen Bedeutung man übrigens nichts Näheres weiß, war auch sonst in Peru heimisch. Nur im äußersten Norden des Reiches, in Pasto, hat man keine Götzenbilder gefunden (Cieza 385). Sonst aber scheinen die Peruaner deren kaum genug haben erhalten zu können, da sie sogar die Idole der von ihnen besiegten Völker in ihre eigenen Tempel aufzunehmen pflegten, freilich nicht um sie selbst zu verehren, auch nicht um sie gefangen zu nehmen und an Ausübung ihrer Macht zu hindern, sondern nur aus politischer Klugheit, um dadurch noch eine Bürgschaft mehr für den Gehorsam der Völker zu erhalten denen sie angehörten. Die Maßregel stand wahrscheinlich stets im Zusammenhang mit der oben besprochenen Einrichtung der Mitimaes: die Besiegten mußten zwar den Sonnencultus annehmen, daneben aber ließ man ihnen ihre eigenen Götter, indem man aber die letzteren in peruanische Tempel übertrug, gewann man den doppelten Vortheil, daß beide Arten des Cultus miteinander verschmolzen wurden und die Bewohner des eroberten Landes sich ohne Schwierigkeit zu einem Wechsel des Wohnortes bewegen ließen, da sie aus Anhänglichkeit an ihre alten Götter diesen gern nachzogen (Acosta V, 12, Herrera V, 4, 4, Skinner I, 147, Velasco I, 4, 11, 19).

Es entsprach der hohen Bedeutung und Stellung welche das Religionswesen im Leben der Peruaner überhaupt einnahm, daß die Priester im höchsten Ansehn standen. Sie waren in mehrere Klassen getheilt, die höheren Priester gehörten dem Königsgeschlechte, die niederen dem Adel an und der Oberpriester stand nur dem Inca selbst im Range nach (Garcilasso II, 9). Sie trugen weiße Kleider, führten ein zurückgezogenes und keusches Leben und manche von ihnen blieben unverheirathet; der Genuß von Salz und anderem Gewürz war ihnen untersagt, sie hatten eine lange und schwere Lehrzeit durchzumachen, Nachtwachen, harte Fasten und Büßungen bei vielen Gelegenheiten zu bestehen (Gomara 232, Oviedo XLVI, 17). Insbesondere waren sie immer einer mehrtägigen Enthaltsamkeit jeder Art unterworfen, ehe sie sich dem Gotte nahen und religiöse Handlungen verrichten durften; sie, die vom Gotte selbst Erwählten, waren dafür aber auch die Einzigen welche zu ihm Zutritt hatten (Jerez 339, d'Estete bei Ramusio III, 393, Levin. Apoll. 34) und in wehklagendem Tone und in einer dem Volke unverständlichen, nur für den Cultus bestimmten Sprache zu ihm redeten (Gomara 232). Mochte der gemeine Mann unterwegs auf einem Berge oder an einem Kreuzweg, eingedenk der Götter die ihn schützten, ihnen eine Sandale, etwas Coca, ein Paar Augenwimpern darbringen (Acosta V, 5), oder in eine Quelle oder einen Teich, den Göttern dankend die das Menschengeschlecht aus dem Wasser hatten heraufsteigen lassen, einige Muscheln hinabwerfen (ebend. 18), so blieb es doch ausschließlich den Priestern vorbehalten in den Tempeln den Göttern die für sie bestimmten Opfergaben darzubieten. Diese bestanden in Coca, Chicha, Mais und anderen Früchten, in Blumen und Thieren, entweder in Natur oder in Gold und Silber nachgebildet, in bunten Federn, guten Steinen, edlen Metallen von den verschiedensten Formen und anderen kostbaren oder doch werthvollen Gegenständen (Acosta V, 18, Jerez 339, Gomara 232, Herrera V, 4, 5). In Cuzco allein sollen der Sonne jährlich an 200000 Lamas geopfert worden sein (Rivero y T. 195); Acosta (a. a. O.) spricht nur von einem Lama das täglich geschlachtet und von einem Kleide das als Opfer dort verbrannt worden sei: dem Opferthiere wurde der Kopf zur Sonne hingewendet und einige Worte dabei gesprochen. Bei besonders wichtigen Gelegenheiten, wie vor dem Auszug in den Krieg, verbrannte man viele Vögel als

Opfer, schlachtete einen schwarzen Widder (s. oben III, 513) und schwarze Hunde. Mit dem Blute des Opfers bestrichen die Priester das Gesicht des Götzenbildes, die Thüren des Tempels und der Gräber, und untersuchten Herz und Lungen desselben um aus ihnen den Willen der Götter zu erkunden und Vorbedeutungen zu gewinnen; waren die Zeichen ungünstig, so wurde nicht selten das Opfer wiederholt bis sich bessere einstellten (Jerez 327, Gomara 232, Garcilasso VI, 22, Herrera V, 4, 5). Auch noch andere Weisen des Wahrsagens waren in Uebung: man bediente sich dazu aufgeschütteter Haufen von Mais, abgerissener Spinnenbeine u. dergl., auch Träume, der Flug der Vögel und die Inspiration die man mit Hülfe narkotischer Mittel zu Wege brachte, gaben dazu Gelegenheit (Rivero y T. 180). Um Orakel konnte der Gott natürlich ebenfalls nur durch den Priester befragt werden, und dieß geschah nur Nachts und mit abgewendetem Gesichte (Herrera V, 4, 4).

Menschenopfer, behauptet Garcilasso (I, 11, II, 8) seien nur in alter Zeit, unter den Incas aber nicht mehr vorgekommen, sondern von diesen an dem einzigen Orte wo sie bei hohen Festen üblich gewesen, in Pachacamac bei den Yuncas, vielmehr abgeschafft worden (VI, 30 f.), doch widerspricht er sich selbst wenigstens insofern, als er von den Yuncas erzählt sie seien schon lange vor Pachacutec, der die Menschenopfer ihnen verboten habe, von den Incas unterworfen worden. Nach Prescott (I, 98) hätten solche Opfer zwar stattgefunden, aber nur selten und bei außerordentlichen Gelegenheiten. Allerdings fand Pizarro anfangs keine Spur davon, überzeugte sich aber später von der Richtigkeit der Sache (Oviedo XLVI, 15, Herrera V, 1,3), und Cieza's (402, 408, 421, 438) Angaben schreiben zwar den Eingeborenen von Puna und der Gegend um Guayaquil, bei denen sich mit Asche ausgestopfte Menschenhäute fanden, den Gebrauch zu ihre Kriegsgefangenen zu opfern, scheinen aber sonst die Menschenopfer bei den Inca-Peruanern als selten zu bezeichnen. Daß diese bisweilen selbst die eigenen Kinder ihren Göttern schlachten ließen, wenn es die Priester forderten, wird mehrfach versichert (Anonymus bei Ramusio III, 372, Acosta V, 25); besonders soll es von Seiten vornehmer Leute in schwerer Krankheit geschehen sein, um die Gottheit zu bewegen daß sie sich mit dem Leben des Kindes begnüge und das des Vaters schone (Acosta V, 19, Herrera V, 4, 5); und diese Opfer gin-



Tode (Jerez 327). Wie sie ihre eigenen Landsleute
'örigen ihren Göttern hingaben, so boten sie bis-
ıls Opfer dar (Oviedo XLVI, 4). Am häufig-
4—10 Jahren dem Tode geweiht, seltener
n Auszug zum Kriege, bei Krankheit des
bei seiner Inauguration zum Herrscher.
Viracocha ein Knabe dargebracht; bei
ielt die Sonne oder auch der Gott des
., und die Modalität des Opfers war dieselbe
ie Brust wurde geöffnet, das Herz herausgerissen
ιernd dem Götzen dargereicht, welchem man, wie es
das Blut zu genießen geben wollte (Acosta V, 4, 19 f.,
, 12, Oviedo XLVI, 17, Levin. Apoll. 34, Herrera V, 4, 1).
Auch dem Todten pflegte man (es ist unbekannt zu welchem Zwecke) mit dem Blute geopferter Kinder einen Strich von einem Ohre zum andern zu ziehen (Acosta V, 7). Garcia (III, 3, 4), der den Angaben des Bruder Betanzos folgt, berichtet wie Herrera (V, 4, 5), daß bei der Inauguration des Inca nicht ein Knabe, sondern 200 Kinder geschlachtet worden seien, und fügt hinzu daß nach Pachacutec's Willen beim Tode des Herrschers sogar deren 1000, von denen viele dem Adel angehörten, auf diese Weise ihren Tod gefunden hätten. Rivero y Tschudi (193) haben Ersteres zwar nacherzählt, doch muß man gestehen daß die Einführung neuer massenhafter Menschenopfer gerade durch den Inca, welchem Garcilasso ihre gänzliche Abschaffung zuschreibt und dem die Peruaner eine wohlthätige Reformation des religiösen Glaubens zu verdanken hatten, wenig wahrscheinlich ist, zumal da in keiner andern der älteren uns bekannten Quellen etwas hiervon zu lesen steht. Auch beim Erntefest (Herrera V, 4, 6) und bei verheerenden Epidemien sollen Kinder geopfert, in einigen Provinzen sogar das erstgeborene Kind, in anderen immer eines von Zwillingskindern von diesem Schicksal betroffen worden sein (Rivero y T. 193, 195). Nach Balboa war es Inca Yupanqui der das erste Menschenopfer veranstalten ließ aus Rache an einem besiegten Feinde; von zahlreichen Opfern dieser Art ist jedoch bei ihm keine Rede.

Weiber und Diener folgten dem Herrscher allerdings in Menge in den Tod, dem Huayna-Capac allein angeblich gegen 1000 Angehörige seiner Familie und seines Hauses (Acosta V, 7, VI, 22); in vielen

Provinzen des Reiches wurden mit vornehmen Leuten außer ihren Waffen und Schätzen auch ihre Weiber lebendig begraben, oder diese hingen sich beim Tode des Mannes an ihren eigenen Haaren auf (Cieza 385, 394, 404, 415 und sonst, Oviedo XLVI, 17, Levin. Apoll. 34, Herrera V, 1, 1), aber diese Opfer müssen schon deshalb anders beurtheilt werden als die vorher erwähnten, weil sie nicht wie diese den Göttern gebracht wurden um von ihnen eine Gnade für die Lebenden zu erlangen, sondern nur um dem Todten die seinem Range entsprechende Begleitung in das andere Leben mitzugeben, noch mehr aber darum, weil Weiber und Diener des Inca, wenn nicht immer, doch sehr häufig und in großer Zahl ihrem Herren aus freier Wahl in's Jenseits folgten und sich dieß der Sitte gemäß gar nicht nehmen ließen, wie dieß beim Tode des Atahualpa und vorher schon bei dem des Huascar geschah (Garcilasso VI, 5, Herrera V, 3, 5).

Um von der Sonne etwas zu erbitten bestieg der Priester oder ein Fürst — denn das Volk scheint kein eigentliches Gebet verrichtet zu haben — Morgens bei Sonnenaufgang eine steinerne Bühne und sprach gesenkten Hauptes ein Gebet, bald die Hände zusammenschlagend bald sie reibend (Benzoni III, 20). Sie beteten zu den Göttern indem sie die Hände öffneten und ein schnalzendes Geräusch machten wie beim Küssen (Acosta V, 4, Herrera V, 4, 4). Alles Unglück von dem jemand betroffen wurde, galt für die Folge der von ihm begangenen Sünden: daher pflegte man diese beim Priester zu beichten, vornämlich in eigener Krankheit oder wenn ein Kind oder der Inca von einer solchen befallen wurde — doch beichtete der letztere selbst nur der Sonne. Diese Sitte herrschte wenigstens in den südlichen Provinzen, in denen von Cuzco und Collao (Bericht des Augustiners a. a. O. 111). Die bekannten Sünden mußten als Geheimniß vom Priester bewahrt werden, wenn auch nicht ohne gewisse Beschränkungen. Ob nichts verschwiegen worden sei bei der Beichte, erfuhr der Priester durch Looswerfen oder Opferschau, und ertheilte, wenn diese ungünstig ausfielen, eine harte Züchtigung; war das Geständniß dagegen vollständig gewesen, so erfolgte die Abwaschung der Sünden in einem Flusse der sie mit sich fortführen sollte zum Meere, und endlich die Sühne derselben durch die Fasten Büßungen und Opfer die der Priester auferlegte (Acosta V, 25, Herrera V, 4, 5). Nach Rivero y Tschudi (178) ging das Sündenbekenntniß, auf welches man sich durch mehr-

tägige Fasten vorbereitete, den hohen Festen voraus: wer es ablegen wollte, blies etwas Asche die vom Brandopfer zurückgeblieben und von dem Priester auf einen Stein gelegt worden war, von diesem herunter, erhielt von dem Beichtiger einen kleinen Stein, wusch sich den Kopf an einem heiligen Orte und gab jenem ein buntes Thonkügelchen das an einem Cactusdorn steckte. Letzteres wurde nach der Beichte vom Priester zerbrochen und nur wenn es in drei Stücke zerfiel, galt jene für genügend; auch mußte das Beichtkind eine Handvoll Mais in eine Schale werfen und die Zahl der Körner durfte keine ungerade sein, wenn das Bekenntniß für wirksam sollte erklärt werden können; es folgte der Ausspruch des Priesters über die zu leistende Sühne und bisweilen die Anlegung neuer Kleider. Die Büßungen waren oft sehr hart, namentlich findet sich das Auspeitschen mit Nesseln erwähnt (Acosta V, 17); Fasten wurden vor jeder wichtigen Unternehmung gehalten, am feierlichsten in weißen Kleidern, wie dieß fünf bis sechs Tage lang vor der Bestellung der Felder, vor dem Ausmarsch in den Krieg und vor dem Beginne der Arbeit in den Goldminen gewöhnlich war (Oviedo XLVI, 17).

Eigentliche Priesterinnen gab es in Peru wahrscheinlich zwar nicht, aber mit den Sonnentempeln verbunden war eine Art von Klöstern, in denen Mädchen völlig abgeschlossen zusammenwohnten, welche nur mit Spinnen Weben und Bereitung von Chicha und Maisbrod für den Inca beschäftigt, den Nonnen gleich die Verpflichtung zu lebenslänglicher Keuschheit hatten. Sie hießen „Frauen der Sonne" und Viele von ihnen blieben im Tempel und zu dessen Dienst bestimmt, manche kamen, dem Inca vorgestellt und von ihm erlesen (obwohl dieser, wie es heißt, nicht einmal selbst ihre Wohnung betreten durfte) an den Hof nach Cuzco, manche auch wurden den Göttern geopfert (Garcilasso IV, 1 ff., Acosta V, 15). Die Verletzung der Keuschheit von Seiten einer dieser Jungfrauen, welche jedoch nach Garcilasso gar nicht vorgekommen wäre, sollte an ihr selbst durch Lebendigbegraben, an dem Verführer und dessen ganzem Geburtsort mit völliger Vertilgung von der Erde gestraft werden; nur wenn sie beschwor daß sie nicht von einem irdischen Manne, sondern von der Sonne selbst empfangen habe, wurde sie mit einer bloßen Züchtigung entlassen und ihr Kind geschont (Gomara 232, Levin. Apoll. 36). Ob in diesem Falle etwa unter der Sonne die Söhne des von ihr ent-

sprungenen Incageschlechtes zu verstehen seien, findet sich nirgends angedeutet. Molina (bei Oviedo XLVI, 16) ist der einzige welcher jene Verpflichtung der Tempeljungfrauen zur Keuschheit oder wenigstens deren Beobachtung in Abrede stellt. Daß die Bewachung derselben nicht durch Matronen, sondern wenigstens zum Theil durch Eunuchen geschehen sei, geben außer ihm auch andere Berichterstatter an (Cieza 397, Gomara 232, Fernandez II, 3, 11, Garcia IV, 19, 3). Inca Pachacutec soll diese Frauenklöster eingerichtet haben (Garcia a. a. O. nach Betanzos), und es gab seitdem deren viele im peruanischen Reiche, überall in Verbindung mit den Tempeln. Das von Cuzco soll über 1000 Jungfrauen enthalten haben die alle aus königlichem Geblüte stammten, in den Provinzen scheinen Mädchen aus allen Ständen in diese Häuser aufgenommen worden zu sein, aus denen der Inca seine Concubinen wählte (Garcilasso a. a. O); so gab es z. B. in Caranque beim Sonnentempel ein solches Kloster mit 200 Jungfrauen die nur für den Tempel spannen und webten (Cieza 389, 406). Viele von diesen Mädchen wurden vom Inca auch an Günstlinge oder Vasallen gegeben, doch nie eine von denen welche er vorher für sich selbst ausgewählt hatte. Nach Torquemada (IX, 16) wären die Klosterjungfrauen immer nur drei Jahre im Tempel geblieben und dann durch andere ersetzt worden, der Inca hätte drei von ihnen zu Priesterinnen der Sonne bestimmt, drei für sich selbst erlesen, die übrigen aber an Untergebene verheirathet oder frei gegeben.

In jedem Monate des Jahres war ein Fest, zu dessen Feier wenigstens hundert Lamas geopfert wurden (Acosta V, 27). Das höchste unter ihnen, das Raymi-Fest, galt (wie die meisten hohen Feste) der Sonne und fiel auf das Frühlingsäquinoctium. Der wichtigste Theil desselben scheint darin bestanden zu haben, daß nach dreitägigen Fasten der Inca selbst die Sonne feierlich begrüßte, ihr einen Trunk darbot, und daß dann ein schwarzes Lamm geopfert wurde, von dem gute Vorzeichen zu erhalten eine Sache von der größten Bedeutung war (Garcilasso VI, 20 ff.); ferner gehörte dazu daß im Sonnentempel ein neues Feuer angezündet wurde, welches man wo möglich von der Sonne selbst nahm mit Hülfe eines Brennspiegels; konnte dieß nicht geschehen, so gewann man es durch Aneinanderreiben zweier Stücken Holz (ebend.). Man stellte bei diesem Feste drei Statuen der Sonne (Vater Sohn und Bruder der Sonne) und drei des Don-

ners auf und verband mit ihm die Wehrhaftmachung der jungen Leute aus dem Incageschlechte indem man ihnen die Ohren durchbohrte* (Acosta V, 27). Der Inca theilte am Raymi-Feste Brod und Chicha an das Hofgesinde aus; auch die Fremden, welche indessen bei der Feier selbst nicht anwesend sein durften, sondern den Schauplatz zu verlassen hatten, erhielten nach ihrer Rückkehr etwas von diesem Brode das von den Sonnenjungfrauen bereitet und mit dem Blute der geopferten Lamas versetzt worden war. Eben solches Brod wurde auch an dem Pitua-Feste genossen, bei welchem alle Götzenbilder vor dem Erscheinen des neuen Mondlichtes auf einen Platz zusammengebracht wurden, und das Volk sich geißelte unter dem Rufe daß das Böse fortgehen solle (Desjardins 114 ff. nach Arriaga). Von diesem Feste erzählt auch Acosta (V, 27) mit dem Zusatz daß man sich dabei in einem Flusse wusch um alles Uebel zu entfernen. Nach Rivero y Tschudi (189) soll es auf das Herbstäquinoctium gefallen (vgl. Balboa 126) und jenes Brod, das man zum Einreiben des Körpers gebraucht hätte, mit dem Blute von fünf- bis sechsjährigen Kindern gemischt gewesen sein. Außer den vier großen Sonnenfesten an den Aequinoctien und Solstitien, gab es noch viele andere, beim Eintritt des neuen Mondlichtes, beim Beginne der Feldarbeit, die durch den Inca selbst eröffnet wurde, und bei andern Gelegenheiten. Trunkenheit soll dabei allerdings gewöhnlich gewesen sein, aber Menschenfleisch wurde nicht verzehrt (Gomara 232).

Ueber die Musik der alten Peruaner ist nur sehr Weniges bekannt; wir wissen nicht einmal ob sie beim Cultus eine bedeutendere Rolle spielte. Die musikalischen Instrumente waren von sehr einfacher Art: Trommeln, Glocken, eine Art von Zither von fünf oder sieben Saiten und einige Blasinstrumente, unter denen das beste eine Art Pansflöte von Rohr oder Stein war; vermittelst der an ihr angebrachten Löcher, welche bald offen gelassen bald geschlossen wurden, ließen sich zwei verschiedene Accorde darauf angeben (Abbildung bei Rivero y T. pl. 32, vgl. Garcilasso II, 26). Die Peruaner sollen schöne Me-

* In der Beschreibung der Feste bei Rivero y Tschudi (190) scheint das über das vierte Fest des Jahres Gesagte vielmehr auf das erste bezogen werden zu müssen, doch liegen widersprechende Angaben sowohl über die Zeit des Jahresanfanges (s. unten) als auch darüber vor, ob das Raymi-Fest mit der feierlichen Durchbohrung der Ohren zusammenfiel oder nicht (vergl. Balboa 124, 128).

lodien gehabt haben, vielstimmige Musik aber war, wie es scheint, ihnen unbekannt. Die Beispiele in Noten welche sich bei Rivero y T. (135 ff.) finden, sind wohl nur in Rücksicht der Melodie zuverlässig; was sonst von ihnen über die Musik beigebracht wird, ist unklar und läßt sich aus diesem Grunde nicht weiter verwerthen. Die Spanier haben sich in Peru, außer manchem Andern das in ihre Sitten von den Indianern übergegangen ist, namentlich auch deren Gesänge angeeignet (Brackenridge a, II, 164), von denen sich bei Weddell (199) zwei besonders interessante Beispiele in Noten finden.

Es herrschte in Peru der Glaube daß der guten Menschen ein anderes glückliches Leben im Jenseits warte, die schlechten dagegen ein elendes Loos treffen werde (Acosta V, 7), doch dachten sie sich das erstere — bezeichnend genug für die irdische Lebenslage des Volkes — nicht voll sinnlicher Genüsse, sondern vielmehr nur als sorglos und frei von Leiden; ja sie sollen sogar eine Wiederbelebung des Leibes und einstige Rückkehr in's irdische Leben angenommen haben, das sie ebenso wiederzufinden erwarteten wie sie es verlassen hatten, und mit Beziehung hierauf hätten nach Garcilasso (II, 7) namentlich die Incas die ihnen ausgefallenen Haare und abgeschnittenen Nägel sorgfältig aufbewahrt. Was Gomara (234) von der leiblichen Auferstehung der Todten erzählt, an die sie geglaubt hätten, scheint indessen bei ihm nur eine Folgerung aus dem Umstande zu sein, daß sie die Spanier baten die Gebeine der Todten nicht umherzuwerfen. Als Richter der Todten galten die Götter Pachacamac und Con (Rivero y T. 148). Die Meinung daß die Seelen der Menschen nach dem Tode in Thiere übergehen, hat man neuerdings bei den Yumbos in Quijos gefunden (Osculati 112).

Die Art und Weise des Begräbnisses war in den einzelnen Theilen von Peru erheblich verschieden. Im Süden bei den Collas, welche besonders prächtige Leichenbegängnisse mit vielen Opfern zu halten und später den Todten durch Erinnerungsfeste von ähnlicher Art zu feiern pflegten, baute man auf dem Grabe einen viereckigen Thurm dessen Thür nach Osten lag (Cieza 415, 443). In Cuzco wurde der Todte schön angezogen und erhielt im Grabe die sitzende oder kauernde Stellung (ebnd.), wie dieß in Peru überhaupt häufig, doch nicht allgemein gebräuchlich war (v. Tschudi, Peru II, 393). Insbesondere brachte man die Leichen welche in Töpfen aufbewahrt wurden — selbst

Gold und Silbervasen wurden dazu verwendet und alsdann dicht verschlossen — in diese zusammengebogene Stellung und richtete ihnen das Gesicht nach Westen (Rivero y T. 199 ff.); oft aber gab man dem Todten auch eine ausgestreckte Lage (Hall II, 73). In Jauja nähte man ihn in ein frisches Lamafell ein und behielt ihn im Hause, in anderen Gegenden, z. B. in Pasto, machte man in der Tiefe ein großes geräumiges Grab (Cieza 416, 385). Die Reichen ließen sich gewöhnlich im Freien neben einem Götzenbilde beerdigen, und man stellte auf dem Grabe entweder das Bild des Verstorbenen selbst oder das Sinnbild seines Standes und Geschäftes auf: Bogen und Pfeil für den Jäger, für den Goldarbeiter den Hammer u. s. f. (Gomara 234, Oviedo XLVI, 17). Die vornehmen Todten erhielten, wie schon erwähnt, ihre Waffen und Schätze mit in's Grab, Weiber und Diener folgten ihnen in den Tod; auch gab man ihnen oft einige kleine Hausgötter, immer aber Speise und Trank, Mais und Chicha mit, ja man öffnete sogar von Zeit zu Zeit das Grab wieder um ihnen den Vorrath an Lebensmitteln zu erneuern (Cieza 416) oder ließ ihnen durch einen von außen hineinführenden Kanal an Festtagen Chicha zufließen. Die Todtenklage dauerte je nach dem Range des Verstorbenen vier, fünf oder selbst zehn Tage (Cieza 416). Hier und da gab es auch eine Art von Erbbegräbnissen oder Familiengrüften und diese führten vorzugsweise den Namen Guacas (ebend.). Oviedo (XLVI, 16) beschreibt sie als viereckige Räume von 15' Weite, so daß sie zehn bis zwölf Personen aufnehmen konnten, und mit einem Loche in der Mitte um Getränk dadurch hinabzugießen.

Von neueren Reisenden werden die Gräber auf verschiedene Weise geschildert, sie scheinen von sehr mannigfaltiger Form und Anlage zu sein. Bald haben sie die Gestalt eines ovalen Backofens und bestehen aus Adoben, bald sind sie, wie namentlich in der Sierra viereckig und ausgemauert, doch finden sich hier auch Gräber von ovaler Gestalt und in manchen Gegenden auf dem Westabhange der Cordilleren solche welche die Form eines Obelisken haben; häufig sind von Adoben gebaute Gräber um welche reihenweise oder im Halbkreis andere angelegt sind, wahrscheinlich die Gräber der gemeinen Leute welche das ihres Herren umgeben (v. Tschudi II, 397, Riv. y T. 200). Skinner (II, 190) giebt an daß sie außen von konischer Gestalt, die Spitze jedoch mit hartem Thon verdeckt und der obere Theil aus Pfählen und

Rohr gemacht seien. Bayer (266) fand Gräber von wieder anderer Form: er schildert sie viereckig, von künstlich zusammengelegten Steinen gebaut und oben flach mit Steinen gedeckt, 6—12' hoch und 6—8' lang und breit; an der Ostseite befindet sich eine kleine offenstehende Thür in welcher wie in einer Nische der Todte sitzt. Dieß scheinen die großen gemauerten Gewölbe zu sein in denen die Incas und andere große Herren begraben wurden (Gomara 234, Zarate I, 65, Herrera V, 1, 1). An der ganzen nördlichen Küste, besonders im Gebiet des Gran Chimu, waren nach Desjardins (168) künstliche konische Hügel die Begräbnißplätze, welche aus übereinander gelegten Todten in kauernder Stellung bestanden, im Gebirge wurden die Leichen in Felsenhöhlen niedergelegt deren Zugang man verschloß, an der Küste im Süden vergrub man sie in den Sand ebenfalls in sitzender Stellung.

Die alten Gräber im Lande der Aymaras haben das Eigenthümliche daß sie über der Erde stehen: Erdhügel von der Form eines rechtwinkligen Parallelepiped's, das sich nach oben erweitert, 3—4 Meter hoch, 5 Meter breit und meist weniger als 2 Meter dick ist. Die an der Ostseite liegende Thür von dreieckiger Gestalt hat 1 Meter Höhe, bisweilen ist sie auch viereckig und oben gerundet. Im Innern befindet sich eine Kammer von 1—1½ Meter Höhe. So beschreibt sie Castelnau (III, 355, Antiquités pl. 1) in der Gegend des Titicaca-See's, beim Dorfe Ancacato, das unweit der Lagune von Yorona liegt welche der Desaguadero bildet, und 1 lieue östlich von Oruro. Es scheint dieselbe Form der Gräber zu sein welche Andrews (II, 147) westlich von Andamarca fand und als häufig vorkommend bezeichnet (vergl. auch Weddell 75). Die Todten saßen im Innern ringsum an den Wänden (d'Orbigny I, 325). Anderwärts bestanden die Gräber der Aymaras aus kleinen Häusern von Luftbacksteinen mit schiefem Dach, oder aus viereckigen Thürmen von mehreren Stockwerken, wie wir oben nach Cieza bei den Collas angegeben haben; häufig lagen sie in Menge zusammen und bildeten große Todtenstädte (ebend.). Desjardins (168) bemerkt daß es meist konische Hügel mit einer engen Thür seien, deren mehrere, meist aber nur zwei nebeneinander liegen; sie sind aus Adoben gebaut, mit Stroh gedeckt und die Kammer im Innern — bisweilen sind auch zwei Kammern, die eine über, die andere unter der Erde — ist mit abwechselnden Lagen von Leichen und

Erde ausgefüllt. Wieder etwas anders waren die taubenhausartigen Gräber von 5—6' Durchmesser und 12—14' Höhe eingerichtet welche Frezier (237) an der Küste in der Gegend von Ilo fand. Ein bei Schoolcraft (V, 658) beschriebenes Grab von Arica war 5½' lang 4' tief und 2½' weit, hatte innen senkrechte glatt getünchte Wände und war oben mit 2" dicken Steinen geplattet. Die Atacamas begraben ihre Todten in ausgemauerten Gräbern und geben ihnen die oft erwähnte kauernde Stellung (d'Orbigny I, 331).

Die Leichen der Vornehmen und namentlich die der Incas wurden von den Peruanern einbalsamirt mit Wohlgerüchen (Garcilasso III, 20, Acosta VI, 21 f., Gomara 278). Auf welche Weise dieß geschah wissen wir zwar nicht, doch liegt kein Grund vor es zu bezweifeln. Die kostbaren Mumien der Incas saßen im Sonnentempel auf Stühlen und die Hauptfrau des Inca wurde, wie es heißt, ebenfalls als Mumie in dem Tempel des Mondes aufgestellt. Auch den alten Beherrschern von Quito soll nach Fray Marcos de Niza dieß geschehen und sie dann in einem Pyramidengrab beigesetzt worden sein (Rivero y T. 198). Die vielen mumificirten Leichen dagegen welche man in den Küstengegenden so häufig gefunden hat, sind nicht durch ein künstliches Verfahren, sondern nur durch den Einfluß des Bodens und des Klima's in diesem Zustande erhalten worden (nähere Beschreibung derselben ebend. 202, vgl. pl. 1 ff.). Sie sind mit Tüchern von verschiedener Art vielfach fest umwickelt und zeigen die bekannte zusammengekrümmte Stellung; öfters sind ihnen goldene silberne kupferne oder thönerne Figuren beigegeben, welche Menschen in verschiedener Tracht, Vögel, Fische, vierfüßige Thiere u. dergl. darstellen, von Harzen und Balsam die angewendet wären, findet sich an ihnen keine Spur; an der Luft zerfallen manche von ihnen sogleich in Staub (Skinner II, 190). Eine Menge solcher alten Leichen in feinen Wollkleidern hat man im Jahre 1830 in der Nähe von Cobija ausgegraben (d'Orbigny I, 337), andere dieser Art, welche ebenfalls vollkommen gut erhalten waren, an der Küste zwischen Iquique und Callao (Stieglitz, Cabinet peruanischer Mumien, wo die Angabe daß sich an ihnen statt der Schneidezähne nur Zähne mit breiten Kronen gefunden hätten, wohl bloß darauf beruht, daß die Abnutzung der ersteren unbemerkt geblieben ist). Unter diesen natürlichen Mumien kommen selbst solche von einem Fötus und einem Papagei vor (Rivero

y T. pl. 1 ff.). In den Gräbern von Arica hat man bei ihnen Irdenwaaren mit Lebensmitteln und ein Hundeskelett gefunden, ganz ebenso wie es ein Missionär (1755) in der Provinz Chincha sah (Schoolcraft V, 658, Lettres édif. II, 225).

Das Volk zu heben und zu bilden lag, wie wir gesehen haben, gar nicht in der Absicht der Incas. Alle Bildung und besonders alle gelehrten Kenntnisse blieben ausschließliches Eigenthum der höchsten Stände und knüpften sich hauptsächlich an das Verständniß der Quipos, die ein immerhin dürftiger Ersatz der Schrift, aber doch eine recht sinnreiche Aushülfe waren. Sie bestanden in einem Bündel miteinander verknüpfter Schnüre von gedrehter Wolle, welche sich in Haupt- und Nebenäste von verschiedenen Farben verzweigten und mit Knoten von verschiedener Art versehen waren (Abbildung bei Kingsb. IV). Wie groß und verwickelt diese Knotenschnüre bisweilen waren, läßt sich daraus ermessen, daß man in Lurin ein solches Bündel gefunden hat das ½ Arroba, ⅛ Centner wog (Rivero y T. 104). Am leichtesten und unmittelbarsten dienten sie zur Bezeichnung einer Reihe von Zahlenangaben. Jede Farbe hatte nämlich eine bestimmte Bedeutung: Roth bedeutete Krieg oder Soldaten, Gelb war das Sinnbild des Goldes, Weiß das des Silbers und des Friedens, mit Grün wurde der Mais bezeichnet u. s. f.; der einfache, doppelte, dreifache Knoten stand beziehungsweise für die Zahl 10, 100, 1000. Es kam daher nur darauf an die Gegenstände deren Register durch die Quipos dargestellt werden sollte, in einer bestimmten Reihenfolge dem Gedächtniß einzuprägen; war dieß geschehen, so hatte es keine Schwierigkeit von dem Register Gebrauch zu machen (Garcilasso VI, 8). Das Rechnen, worin die Peruaner sehr geschickt gewesen sein sollen (ebend. II, 26), wurde dadurch in vielen Fällen erleichtert; in anderen bedienten sie sich mit gleicher Gewandtheit zu verwickelten Rechnungen eines Haufens Maiskörner (Acosta VI, 8). Die Quipos wurden aber nicht allein zur Herstellung von Tributverzeichnissen Soldatenlisten und anderen statistischen Angaben benutzt bei denen es vorzüglich auf Zahlbestimmungen ankam, sondern einige derselben bezogen sich auf die Regierungsangelegenheiten und vertraten die Stelle von Gesetzbüchern, an andere knüpfte sich die Tradition der historischen Ereignisse, wieder andere vermittelten die Kenntniß des religiösen Cultus und seiner mannigfaltigen Ceremonien, noch andere stellten eine Art von Kataster

vor. Bei allen Rechtsstreitigkeiten waren die Quiposverständigen (Quipcocamayo, Quippucamayoc) die wichtigsten Auskunftspersonen, doch konnten ihnen freilich ihre Knotenschnüre nicht als eine Art von Schrift, sondern nur als eine Summe mnemonischer Zeichen dienen, durch welche sie zur Reproduction dessen veranlaßt wurden was sie vorher mit Hülfe derselben von Andern gelernt hatten (Garcilasso VI, 9, Acosta I, 25, VI, 8, Herrera V, 4, 1). Jede Art der Quipos bedurfte eines besonderen Studiums und war daher auch einer eigenen Klasse von Gelehrten anvertraut, und es gab in jeder Provinz des Reiches solche Gelehrte die an der Hand dieses Hülfsmittels dem Volke bei gewissen festlichen Gelegenheiten seine frühere Geschichte vortrugen (Levin. Apoll. 20). Indessen scheint auch das Volk diese Kunst sich wenigstens theilweise angeeignet und vielfach ausgeübt zu haben, da Acosta erzählt daß eine zum Christenthum bekehrte Frau ein ausführliches Sündenbekenntniß ihres ganzen Lebens zum Zwecke der Beichte in solchen Knotenschnüren angefertigt hatte, während Andere sich kleiner Steine bedienten aus denen sie eine Art von Rad herstellten um sich das Memoriren des Vaterunser, das Ave Maria und Credo zu erleichtern. Daß der Gebrauch der Quipos allgemeiner verbreitet war, läßt auch der Umstand schließen, daß es nicht allein in Süd-Peru noch heutzutage einige Quipos-Gelehrte geben soll, die jedoch aus der Sache ein Geheimniß machen (Rivero y T. 106) — Stevenson (II, 155) behauptet einen solchen selbst gekannt zu haben —, sondern daß auch die Hirten der Puna sich noch jetzt derselben bedienen. Die erste Schnur des Bündels giebt ihnen die Stiere, die zweite die Kühe an, welche wieder in melkende und nicht melkende eingetheilt sind, auf den folgenden Schnüren stehen die Kälber nach Alter und Geschlecht verzeichnet, dann folgen die Schafe, die Anzahl der erlegten Füchse, zuletzt das gefallene Vieh. Andere Quipos bezeichnen den Ertrag an Milch Wolle Käse u. s. f., wobei jede Rubrik ihre besondere Farbe hat oder durch eine eigenthümlich gedrehte Schnur kenntlich gemacht ist (v. Tschudi, Peru II, 384). In Quito gab es, wie Brasseur nach Velasco anführt, Platten von Holz, Stein oder Thon, welche die Stelle historischer Jahrbücher vertraten: man hatte sie in mehrere Felder getheilt und in diese verschiedenartige, künstlich geschnittene kleine Steine eingesetzt, die in ähnlicher Weise wie die Farben und Knoten an den Quipos dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen bestimmt waren.

Nach einer neueren Behauptung (L'Institut 1845 II, 75) hätten die Aymaras eine wirkliche Schrift besessen, die den ägyptischen Hieroglyphen nicht unähnlich gewesen wäre und sich noch an monolithischen Monumenten unweit Tiaguanaco finden soll. Auch v. Tschudi (Peru II, 387) erwähnt Spuren von Hieroglyphenschrift, doch fehlt es darüber an hinreichend bestimmter Nachweisung. Mancherlei Figuren auf Stein und auf Metall, welche er für Bilderschrift hält und auf die Zeit vor dem Auftreten der Incas zurückzuführen geneigt ist, finden sich allerdings in mehreren Beispielen: 8 leguas nördlich von Arequipa, ferner in einem alten Gebäude des Dorfes Huaytara (Provinz Castro-Vireyna) und in der Nähe von Huari (Rivero y T. 101). Die meisten der von ihm wiedergegebenen Zeichen bestehen nur aus verwickelten Verschlingungen einer und derselben Linie; ihr vereinzeltes Vorkommen aber und unsre Unbekanntschaft mit ihrem Ursprung und Zweck, scheint keinen sicheren Schluß zu erlauben, da man sich jedenfalls hüten muß ohne Weiteres für Bilderschrift zu erklären was sich dem Aehnliches bei einem Volke findet, von welchem nicht hinreichend feststeht daß es je eine solche besessen habe. Daß die Inca-Peruaner wenigstens nichts hatten das wirklicher Schrift ähnlich war, ergiebt sich, wie Desjardins (8) richtig bemerkt, mit großer Wahrscheinlichkeit daraus, daß die laufenden Boten welche die Beförderung wichtiger Nachrichten besorgten, diese auswendig lernen und einander mündlich überliefern mußten. Den Besitz von Bilderschrift hat Zarate (I, 22) den Peruanern ganz abgesprochen, befindet sich aber mit Acosta (VI, 4 u. 8) in dieser Hinsicht im Widerspruch, welcher ausdrücklich bezeugt, daß sie sich einer solchen bedienten, obwohl ihre Bilder unvollkommener und roher gewesen seien als die der Mexicaner. Sie standen in Rücksicht ihrer Baukunst und ihres Ackerbaues zwar höher, in Hinsicht auf astronomische Kenntnisse und die ersten Anfänge zur Schreibkunst dagegen minder hoch als letztere, von denen sie übrigens in ihrer Staatsverfassung und ihrem Religionswesen durchgreifend verschieden waren (Prescott I, 148). Die Stelle bei Garcia (II, 1, 2), welche Humboldt (Vues 307) neben Acosta als Zeugniß für den Gebrauch von Bilderschrift in Peru anführt, enthält nur die Folgerung auf die Ausübung dieser Kunst welche damit begründet wird, daß die bekehrten Peruaner wie die Mexicaner die zehn Gebote zu malen und mit anderen Zeichen ihre Uebertretungen derselben dar-

zustellen pflegten; außerdem aber stellt sie die offenbar übertriebene Behauptung auf, daß die Knotenschrift der Peruaner noch weit sinnreicher gewesen sei als die Bilderschrift der Mexicaner, was jedenfalls nicht dazu dienen kann unser Vertrauen in die Kenntnisse des Berichterstatters über diese Dinge zu erhöhen.

Die Gelehrten (Amautas) gehörten, wie es schint, nicht nothwendig dem Priesterstande an. Die Quiposverständigen bildeten den Haupttheil derseben; dann gab es besondere Astrologen, Naturkundige und Botaniker, Liederdichter und Religionslehrer, Zeichner und Maler u. s. f. Für alle diese finden sich einheimische Namen (s. bei Velasco I, 4, 12, 8); auch besitzt die Quechua-Sprache eine Menge von Wörtern die auf eine gewisse Höhe der Abstraction und auf eine bedeutendere Cultur des Geistes überhaupt schließen lassen. Mit Unrecht hat Acosta (V, 3) behauptet daß ein Wort zur Bezeichnung der Gottheit ihr fehle; es findet sich nicht nur dieses, sondern ebenso auch besondere Ausdrücke für die Begriffe: Geist, Denken, ewig, Schönheit, Weisheit u. dergl. (Velasco I, 4, 12, 23). Ueber die Ausbreitung und Beschaffenheit der wissenschaftlichen Kenntnisse welche die Peruaner besaßen, ist nur sehr Weniges bekannt. Die Heilkunst, obwohl auf die Kenntniß einiger Arzeneipflanzen gestützt, scheint auf einer ziemlich niedrigen Stufe bei ihnen gestanden zu haben: Garcilasso (II, 24 f.) spricht hauptsächlich von Purganzen und Aderläßen die als Heilmittel angewendet wurden; sonst scheint die ärztliche Praxis sich meist der Zauberei bedient zu haben, von welcher sie überall ursprünglich ausgeht und von der sie sich immer nur langsam und mit Mühe losmacht. Garcilasso (II, 26) erzählt ferner von Städteplänen und Zeichnungen ganzer Landschaften, einer Art von Landkarten die es gab. Die speciellen geographischen Kenntnisse der Peruaner müssen daher zu einem höheren Grade der Ausbildung gediehen sein, wenn auch ihre allgemeinen geographischen Vorstellungen unentwickelt und verworren geblieben sein mögen. Der wichtigste Beitrag zur Charakteristik der Bildungsstufe auf welcher sie in wissenschaftlicher Hinsicht standen, ergiebt sich aus dem was über die bei ihnen gebräuchliche Zeitrechnung berichtet wird.

Das Jahr bestand aus 12 Mondmonaten, die zusammen, wie Humboldt (Vues 129) bemerkt hat, 354 Tage 8 Stunden und 48 Minuten ausmachen. Es bedurfte daher einer Ergänzung von

11 Tagen um es mit dem Sonnenjahre auszugleichen. Ob die Einschaltung dieser ähnlich wie in Mexico am Ende eines jeden Jahres vorgenommen worden und auf diese Weise eine „müßige Zeit" entstanden sei, welche je zwei aufeinander folgende Jahre von einander trennte, wissen wir nicht mit Sicherheit. Rivero y Tschudi (127) behaupten es, wogegen Herrera (V, 4, 5) angiebt, es seien die 12 Schalttage (denn so viele nimmt er an) den einzelnen Monaten des Jahres beigegeben worden. Auch die Collas (Aymaras?) hatten einige Kenntnisse von dem Laufe der Sonne und des Mondes, ihr Jahr bestand aber nur aus 10 Monaten (Cieza 444). Der Anfang des peruanischen Jahres fiel auf das Wintersolstitium, wenigstens seit der Zeit des Inca Pachacutec (Acosta VI, 3, Garcilasso II, 22, Balboa 124), dessen reformatorische Thätigkeit sich ebenso auf den Kalender wie auf das Religionswesen erstreckt zu haben scheint. Nach Herrera (V, 4, 5) hätte der Jahresanfang in früherer Zeit im Monat Januar stattgefunden, wäre aber später auf den December verlegt worden. Andere setzen ihn auf das Sommersolstitium, wie dieß nach Rivero y Tschudi (128) in Quito der Fall gewesen sein soll, obwohl die (ebend. 129) beigefügte Stelle aus Velasco vielmehr das Frühlingsäquinoctium als den Zeitpunkt zu bezeichnen scheint mit welchem das Jahr in Quito anfing. Diego Fernandez (II, 3, 10), bei welchem sich die Namen der Monate angegeben finden, bezeichnet unsern Juni als den ersten Monat des Jahres: dieser wurde ganz von Festlichkeiten in Anspruch genommen; die nächstfolgenden waren hauptsächlich der Feldarbeit gewidmet; im vierten wurden die Festkleider von den Weibern gewebt, im fünften Chicha in großer Menge bereitet; der sechste brachte das Fest der Ohrendurchbohrung, der siebente militärische Uebungen und Manöver; im achten fanden viele Trinkgelage (religiöse Feste?) statt, im neunten wurde wieder auf den Feldern gearbeitet, auf den elften und zwölften fiel die Maisernte.

Wenn Desjardins (122) behauptet die Jahresrechnung der Peruaner sei genauer gewesen als die der Mexicaner, so kann dieß das Vertrauen sowohl zu seiner eigenen Sachkenntniß als auch zu den unedirten Quellen aus denen er Vieles geschöpft haben will, ohne sie indessen jemals speciell zu citiren, nur erschüttern; was aber Montesinos von der Genauigkeit der Intercalationen und von den zehn-, hundert- und tausendjährigen Cyclen erzählt, deren sich die Peruaner

bedient hätten, ist ganz unglaubwürdig. Geometrische Kenntnisse scheinen ihnen gefehlt zu haben. Welchen Gebrauch sie von den Beobachtungen der Venus und der Plejaden machten die sie anstellten, ist unbekannt, aber es wird allgemein versichert daß sie auf den Hügeln in der Nähe von Cuzco 12 Pfeiler oder cylindrische Thürme* errichtet hatten, welche nicht allein die Punkte bezeichneten an denen die Sonne in jedem Monate des Jahres auf- und unterging, sondern auch das Mittel an die Hand gaben durch Beobachtungen der Solstitien und Aequinoctien das Mondjahr nach dem Laufe der Sonne zu corrigiren (Acosta VI, 3, Garcilasso II, 22, Cieza 437, Herrera V, 4, 5). Die Solstitien wurden nach Garcilasso dadurch festgestellt, daß die Sonne genau zwischen zwei kleinen Thürmen die 18—20' voneinander entfernt waren, auf-, und zwischen zwei anderen unterging. Beide Paare von Thürmen standen wieder zwischen zwei größeren Thürmen welche nur als Beobachtungsorte dienten, die einen im Osten, die anderen im Westen der Stadt Cuzco. (Vielleicht war demnach der eine dieser größeren Thürme der Standort des Beobachters, während der andere ihm die Visirlinie angab). Ferner war innerhalb eines Ringes in der Mitte eine Säule aufgestellt und eine Linie genau von Osten nach Westen gezogen — durch welches Verfahren die Peruaner diese Linie herstellten, wird nicht angegeben —, und man wußte daß Tag und Nacht einander gleich waren, wenn jene Linie vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang genau in der Mitte des Schattens lag den die Säule warf, und wenn um Mittag die Säule ringsum beleuchtet und kein Schatten derselben mehr sichtbar war** (quando la sombra tomava la raya de medio á medio, desde que salia el sol hasta que se ponia y que á medio dia bañava la

* Daß Acosta von je acht solchen Thürmen auf jeder Seite der Stadt rede, wie de Laet angiebt, scheint auf einem Irrthum zu beruhen.

** Die Unwissenheit Garcilasso's nicht allein in Rücksicht der Himmelserscheinungen von denen er spricht, sondern auch in Hinsicht der Einrichtungen welche die Peruaner zum Zwecke ihrer astronomischen Beobachtungen getroffen haben, kommt hier deutlich zu Tage, denn nur an einem Orte der unter dem Aequator läge, nicht für Cuzco das fast 14° nach Süden von diesem entfernt ist, würde zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche der Schatten einer Säule den ganzen Tag über genau die Richtung von Osten nach Westen haben und zugleich um Mittag in sich selbst hineinfallen. Auf die Weise wie es Garcilasso beschreibt, konnten also die Peruaner unmöglich verfahren um die Aequinoctien zu bestimmen. Man muß sich wundern daß Rivero y Tschudi Garcilasso's Angaben ausführlich und wörtlich mitgetheilt haben ohne diese Bemerkung zu machen.

luz del sol toda la coluna en deredor senza hacer sombra á parte alguna — Garcilasso II, 22 bei Rivero y T. p. 125). Nach Prescott's (I, 116) Angabe dienten den Peruanern die cylindrischen Thürme um Azimuthbestimmungen zu machen und sie fanden die Solstitien durch die Messung der Schattenlängen derselben.

Die Peruaner hatten Fabeln in Prosa, aber auch an poetischen Erzeugnissen fehlte es ihnen nicht; namentlich wurden die historischen Ereignisse in poetischer Form bearbeitet um dadurch dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen und ihre Ueberlieferung an die Nachwelt zu erleichtern und zu sichern (Garcilasso VI, 9). Sie besaßen ferner Liebeslieder und Gedichte mythologischen Inhaltes, von denen Garcilasso (II, 27) zwei Proben mitgetheilt hat, ihre bedeutendsten Schöpfungen auf diesem Gebiete aber waren Trauerspiele, deren Stoff hauptsächlich der Kriegsgeschichte entnommen wurde und die Lustspiele welche sich im Kreise des ländlichen und häußlichen Lebens bewegten. Freilich bilden christliche Gebetsformeln, Katechismen und dergl. den Hauptheil dessen was von literarischen Produkten in der Quechua-Sprache jetzt noch übrig ist, doch leben im Munde des Volkes auch noch sehr schöne alte Gesänge. In den Liebesliedern wurden viersilbige Verse allein gebraucht oder viersilbige abwechselnd mit dreisilbigen, in den Siegesliedern bediente man sich der sechssilbigen, in der Komödie und der Elegie, welche letztere vorzüglich den Schmerz der unglücklichen Liebe aussprach, waren achtsilbige eingeführt. Gereimt waren die Verse nur zum Theil (Rivero y T. 113). Beispiele dieser Poesien finden sich bei v. Tschudi (Peru II, 382, Kechua-Sprache II, 69), ein elegisches Liebesgedicht bei Rivero y Tschudi (114). Wir geben hier nur das eine aus Garcilasso wieder.

Schöne Fürstin
Deine Urne
Schlägt dein Bruder
Jetzt in Stücke.
Von dem Schlage
Donnert es, blitzt es
Und wetterleuchtet es
Doch du Fürstin,
Dein Gewässer
Gießend regnest
Und mitunter
Hagel oder

Schnee entsendest.
Weltenbauer
Weltbeleber
Viracocha
Zu dem Amte
Dich bestimmte
Und dich weihete.

Aus dem von Tschudi mitgetheilten Drama Ollanta, das zur Zeit der Incas auf dem öffentlichen Platze von Cuzco aufgeführt worden sein soll, Proben zu geben fehlt uns der Raum. Der Gegenstand dieses Stückes gehörte dem Ende des 14. und dem Anfang des 15. Jahrhunders an, die Abfassung desselben wird von Einigen in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts gesetzt, von Andern aber für neuer gehalten. Die vorhandenen Kopien stammen theils aus dem 16. theils aus dem 17. Jahrhundert. Was Markham (172 ff.) aus demselben Drama mittheilt, will er von einem Nachkommen des Incageschlechtes selbst erhalten haben, doch erregt es Zweifel an seiner Aufrichtigkeit daß er anderwärts das Buch von Rivero y Tschudi stark benutzt hat ohne es überall als seine Quelle zu nennen. Von einem anderen dramatischen Werke, Usca Paucar, dessen Entdeckung er sich ebenfalls zuschreibt, hat er ein kleines Fragment und einige Lieder gegeben, jedoch nur in englischer Sprache ohne den Text des Originales. Die Aechtheit des Stückes vorausgesetzt, scheint es doch jedenfalls weniger interessant als das von Tschudi aufgefundene, da es mit mancherlei christlichen Zuthaten versetzt und also ohne Zweifel weit jünger ist als jenes.

Nirgends sind die Conquistadoren rücksichtsloser und grausamer gegen die Eingeborenen verfahren als in Peru, nirgends sind diese massenhafter zu Grunde gegangen als hier. Da wir nicht die Eroberungsgeschichte des Landes im Einzelnen verfolgen können, begnügen wir uns damit einige der auffallendsten Thatsachen aus derselben zum Belege anzuführen.

Als Francisco Pizarro nach der Entdeckung des Landes im Jahre 1530 an die Küste von Peru zurückkam, fiel er sogleich als Räuber über die Eingeborenen her, die ihn als Freund bei sich aufzunehmen bereit waren. Herrera, der dieß mittheilt (IV, 7, 9), thut daher sehr Unrecht diese des Verrathes zu beschuldigen, weil sie sich den von dort weiter nach Süden vordringenden Spaniern sogleich feindselig gegen-

überstellten. Atahualpa verlangte von Pizarro daß er das Geraubte zurückgebe und das Land verlasse. Dieser drang indessen weiter vor gegen Caxamarca und bei seiner ersten Zusammenkunft mit dem Inca stürzte ein Priester auf letzteren zu, erklärte ihm die Hauptlehren des Christenthums in seiner Weise, setzte ihm auseinander daß sein Land nicht ihm, sondern dem Könige von Spanien zu eigen gehöre und versprach ihm Schutz und Sicherheit, wenn er sich unterwerfen und Christ werden wolle. Atahualpa, ohne Zweifel höchst erstaunt über diese freche Apostrophe, antwortete vollkommen ruhig daß er weder von Jesus Christus noch von dem Könige von Spanien jemals etwas gehört oder gesehen habe, daß er sein Land als das seinige betrachte, und fragte den Priester woher er denn seine Weisheit habe. Da reichte ihm dieser eine Bibel. Der Inca schlug sie auf und erwiderte, das Buch rede nicht zu ihm. Er warf es auf die Erde. Sofort gab Pizarro das verhängnißvolle Zeichen zum Angriff, riß jenen bei den Haaren von der Bahre herab auf welcher er getragen wurde, schleifte ihn eine Strecke Weges und setzte ihn dann gefangen (Zarate). Das ungeheuere Lösegeld welches er bot, reizte die Habsucht der Sieger nur noch mehr. Auf Gerüchte hin die sich nach kurzer Zeit als unbegründet herausstellten, wurde er als Verschwörer grausam hingerichtet, und viele Indianer die das Versteck seiner Schätze verrathen sollten, vergebens zu Tode gefoltert (Oviedo XLVI, 22).

Nach Atahualpa's Tode wurde sein Bruder Manco, gewöhnlich Manco Capac II. genannt, als Inca eingesetzt — Oviedo (XLVII, 7) nennt ihn Manco Inca Jupangue (Yupanqui) —, von Juan und Hernando Pizarro aber so schlecht behandelt daß er sich empörte. Dieser Aufstand, den nur die unersättliche Habsucht der Spanier herbeiführte, wurde im Entstehen unterdrückt (1535), da die erste und die zweite Flucht Manco's aus Cuzco verrathen wurde (Herrera V, 8, 1 f.). In welcher Lage sich dieser den Spaniern gegenüber befand, geht hinreichend aus den bittern Klagen hervor die er gegen den aus Chile zurückkehrenden Almagro erhob: er beschwor ihn, man möge ihn wenigstens nicht zum Feuertode verurtheilen oder den Hunden vorwerfen, sondern aufhängen (Oviedo a. a. O.). Die Bluthunde der Spanier nämlich waren hier wie anderwärts der Schrecken der Indianer, welche man mit ihrer Hülfe zu jagen pflegte und dann von ihnen zerreißen ließ (Cieza 457). „Nicht selten, sagt ein unverdächti-

jer Zeuge, habe ich die Spanier lange Zeit nach der Eroberung sich damit unterhalten gesehen die Eingeborenen mit Schweißhunden zu hetzen, nur zum Vergnügen oder um die Hunde zu dressiren" (Prescott II, 224). Als endlich der dritte Fluchtversuch gelang den Inca Manco machte, wurde der von ihm gegen die Spanier begonnene Krieg wenigstens für einige Jahre sehr ernsthaft und gefährlich, endigte aber mit der gänzlichen Niederlage desselben im Jahre 1544. Nach Herrera's Darstellung (V, 8, 4 ff.) waren es hauptsächlich die Yanaconas und Mitimaes welche sich in diesem Kampfe sehr zahlreich auf die Seite der Spanier stellten und die Anhänger des Inca ihnen oft in die Hände lieferten. So rächten sich die politischen Gewaltmaßregeln der Incas an ihren späten Enkeln, denn natürlich genug waren sowohl die ihrem Vaterlande entrissenen und in andere Gegenden verpflanzten Mitimaes ihnen feindlich gesinnt, als auch die zu ewigen Sklaven des Herrschers selbst verurtheilten Yanaconas (Herrera V, 3, 17). Der letztere Ausdruck bezeichnet im Quechua einen Diener oder Knecht, und wäre nach Alcedo der Name eines Volkes in Chile gewesen (s. jedoch oben III, 454 Anm. u. 487 Anm.), das nach der Eroberung eine Steuer von je 10 pesos oder (wie er undeutlich hinzusetzt) von je 50 an seine Encomenderos zu zahlen gehabt hätte. Balboa (120) erzählt daß die zum Hausdienst der Häuptlinge bestimmten Indianer welche in den Steuerlisten nicht mitgezählt wurden, ursprünglich nur die amnestirten Rebellen der Stadt Yanayaco gewesen und daher Yanayaconas, später Yanaconas genannt worden seien. Nach Solorzano (II, 4) ist die Bedeutung des Wortes in der spanischen Zeit vielmehr diese, daß darunter Indianer zu verstehen sind, welche sich angeblich auf dem von den Spaniern eroberten Grund und Boden erst später niedergelassen und daher an die Scholle gefesselt und zur Dienstbarkeit verbunden waren. Solche Yanaconas, die mit dem Lande auf dem sie saßen, vererbt wurden und nicht fortgeschickt werden konnten, gab es in großer Zahl besonders in Charcas. Solorzano zeigt daß sich ihre Existenz mit den bestehenden Gesetzen nicht in Einklang bringen lasse, diese widersprachen aber einander in diesem Punkte mehrfach: factisch ließ man daher die Yanaconas fortbestehen, ihre Behandlung blieb rechtlich zweifelhaft und schwankend, man verfuhr mit ihnen nach Willkür.

Wie in den erwähnten Kriegen Indianer gegen Indianer kämpf-

ten, so geschah dieß auch in denen welche die Spanier untereinander führten. Ihre Heerden und Magazine waren schnell verwüstet, ihre Reichthümer geplündert, sie selbst verarmten gänzlich dabei und das Land wurde, wie vorzüglich Cieza oft hervorhebt, mehr und mehr entvölkert. Alle schlechten Leidenschaften kamen in erschreckender Weise in jenen blutigen Kämpfen zu Tage, welche unter den vier Brüdern Pizzarro, den Almagros und Andern ausbrachen, sobald sie die Herren des Landes geworden waren. Die Eingeborenen wurden fortwährend zu den schwersten Diensten aller Art gepreßt und durch diese zu Grunde gerichtet, oder nahmen auch in ihrem politischen Unverstande selbst Partei in den Händeln der Spanier und geriethen dadurch auf lange Zeit in die elendeste Lage (Oviedo XLVII, 20, Herrera V, 7, 8). Schon Gomara (249) giebt an daß man die Zahl der Indianer welche auf diese Weise aufgerieben wurden, auf anderthalb Millionen schätzte.

Begleiten wir das Schicksal der Incafamilie weiter, so finden wir auch dieses im nächsten Zusammenhang mit der fortschreitenden Entvölkerung des Landes. Auf der Flucht vor den Spaniern ging Manco Capac II. mit einem Gefolge, es heißt, von 40000 Indianern, welche hauptsächlich den Stämmen der Pelados, Xitipos, Panos, Chipeos, Cunivos, Piros, Campas, Unibuesas und Remos angehört haben sollen, in die Gegenden am Apurimac und Ucayale (siehe oben III, 452), und starb dann in der Zurückgezogenheit in den Bergen von Villcabamba (1553). Seine Würde ging auf einen seiner drei Söhne, Sayri Tupac über, der in der Provinz Marañon als Inca ausgerufen wurde, während in Cuzco unter spanischer Protection Paullu, ein Sohn Huanna-Capac's, den König spielte. Der erstere begab sich im Jahre 1559 selbst nach Lima und unterwarf sich der spanischen Krone, seine Länder aber empörten sich dagegen (Velasco II, 276 ff.). Nach seinem Tode (1563) lebte unter einem Inca Namens Tito (eigentlich: Cusitito Yupanqui), Sayri Tupac's Bruder, was von der Incafamilie noch übrig war in den Cordilleren verborgen. Dieser hatte dort eine förmliche Hofhaltung und der Sonnencultus bestand unter seiner Herrschaft noch fort (Las Casas, Oeuvres II, 197). Als auch er im Jahre 1569 gestorben war, wurde der dritte Sohn Manco Capac's II., Tupac Amaru, zum Inca ausgerufen (1571). Auf den angeblichen Verdacht einer Verschwörung hin, in der

That aber um sich der Schätze zu bemächtigen die er besaß, ließ ihn der Vicekönig Francisco de Toledo um 1578 ergreifen und enthaupten* (Alcedo y Herrera, Aviso hist. pol. geogr. del Peru. Madrid 1740, p. 86), ein Ereigniß das wiederum die Flucht einer Menge von Indianern in das Quellgebiet des Huallaga und Ucayale zur Folge hatte (Velasco III, 5, 7).

Auch damit gelang es noch nicht die Anhänglichkeit der Peruaner an ihr altes Fürstenhaus und ihre Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Zeiten zu brechen. Die Chunchos in der Provinz Tarma proclamirten auf's Neue einen Inca, und es sollen noch im 18. Jahrhundert die Nachkommen dieses Königsgeschlechtes über sie regiert haben (Velasco II, 280, 292). Wenigstens forderte unter dem Vorwande dieser Abstammung ein Indianer von Tarma, der sich Juan Santos-Atahualpa nannte, im Jahre 1742 sein Reich zurück und erregte einen Aufstand welcher den Spaniern gefährlich schien, da die Chunchos wegen ihres kriegerischen Wesens von ihnen gefürchtet wurden (Skinner I, 259). Alcedo (Art. Chunchos), der dieses Ereigniß in das Jahr 1744 setzt, nennt den Herrscher dieses Volkes selbst Chuncho und erzählt von ihm, daß er in Lima erzogen war und in der Verkleidung eines Dieners vor der Ausführung seines Planes nach Rom und Madrid reiste um sich weiter zu unterrichten. Größer noch war die Gefahr in welche die Erhebung des Condorcanqui, gewöhnlich Tupac Amaru genannt, im Jahre 1780 die spanische Herrschaft setzte. Zwar ohne die Gaben eines großen Eroberers, vermochte er er doch in Folge des schweren Druckes unter welchem die Indianer litten, unter diesen einen allgemeinen Aufstand zu organisiren, der hauptsächlich daran scheiterte daß sie zu schlecht disciplinirt und nicht hinreichend mit Schießgewehr versehen waren. Die ausführliche Geschichte dieser Empörung, bei welcher von beiden Seiten mit der höchsten Erbitterung und Grausamkeit verfahren wurde, findet sich nebst den zugehörigen Original-Documenten bei de Angelis V, dann bei Funes III, 254 ff., nach diesem bei Brackenridge a, II, 172 ff., vgl. auch Temple, Travels in various parts of Peru. Lond. 1830, II, 103 ff. Wir begnügen uns hier damit die Hauptmomente aus demselben hervorzuheben.

Tupac Amaru war von mütterlicher Seite dem Incageschlechte ent-

* Oben III, 542 steht unrichtig die Jahrzahl 1571 anstatt 1578.

sprossen und auf den Universitäten von Lima und Cuzco gebildet. Als Häuptling von Tungasuca in der Provinz Tinta (südöstlich von Cuzco) bereitete er sein Unternehmen vor, das in möglichst großer Ausdehnung angelegt, damit zum Ausbruch kam, daß der Corregidor von Tinta erschlagen wurde. Er brachte nach und nach ein Heer von 17000 Mann zusammen, kämpfte anfangs in Puna mit Glück gegen die Spanier und sah sich hauptsächlich dadurch unterstützt, daß fast zu gleicher Zeit von Catari angestiftet, ein Aufstand in der Provinz Chayanta losbrach, der sich von dort südöstlich nach Chuquisaca, nordwestlich nach Oruro und später auch über La Paz verbreitete. Die Indianer hatten ihren Plan mit großer List angelegt und verfolgten keinen geringeren Zweck als die Spanier gänzlich zu vertilgen; indessen waren sie im offenen Felde meist unglücklich, und Tupac Amaru, der den Titel des Inca angenommen hatte und bis vor Cuzco gerückt war, sah sich genöthigt sich von dort wieder nach Tinta zurückzuziehen. Von General Valle vollständig geschlagen, gerieth er mit seiner Frau und zwei Söhnen in Gefangenschaft und erlitt einen qualvollen Tod; den Spaniern aber trat von Asangaro aus jetzt sein Halbbruder entgegen, der indessen von Orellana und Valle in mehreren hitzigen Gefechten ebenfalls überwunden wurde. Inzwischen hatten auch Salta und Jujuy an den Unruhen theilgenommen: die Ankunft der von Tucuman und Buenos Ayres her erwarteten Hülfstruppen unter Flores verzögerte sich, und als diese endlich anlangten, vermochten sie nicht La Paz zu entsetzen das von den Indianern unter dem ganz ungebildeten Tupa Catari belagert wurde, welcher sich einen falschen Namen beigelegt und sich mit Hülfe dieses Betruges der Leitung des Aufstandes im Süden zu bemächtigen gewußt hatte. General Reseguin vollendete jedoch jetzt in wenigen Gefechten die Unterwerfung der Indianer; diese verließen zum Theil ihre Führer, auch List und Verrath thaten das Ihrige zur Beendigung des Kampfes. Der Halbbruder und der Neffe Tupac Amaru's, welche sich nach dessen Tode an die Spitze der Indianer gestellt hatten, wurden auf verrätherische Weise gefangen und beide, der letztere mit seiner ganzen Familie einem grausamen Tode überantwortet. Ein elfjähriger Sohn Tupac Amaru's war der einzige seiner Angehörigen welcher verschont blieb, aber auch dieser starb kurze Zeit darauf in Spanien.

Gingen alle diese Aufstände von wirklichen Nachkommen des Inca-

geschlechtes aus und zogen sie ihre Kraft hauptsächlich aus der fortdauernden Treue der Peruaner gegen dieses Fürstenhaus, so ist auf der anderen Seite eben diese Treue bisweilen von Betrügern zum Hebel benutzt worden um sich emporzuschwingen. Dieß gilt namentlich von dem Andalusier Bohorquez (1656), der sich für einen Sprößling der Incafamilie ausgab, Spanier und Indianer zu täuschen wußte, und mit Hülfe des Gouverneurs Mercado selbst in Tucuman und besonders bei dem Volke der Calchaquis zu großem Ansehen und selbstständiger Macht gelangte (Funes II, 72). Kehren wir indessen jetzt zurück zu der Zeit welche unmittelbar auf die Eroberung des Landes durch die Spanier folgte, um das Schicksal der Indianer während derselben etwas genauer zu betrachten.

Land und Leute galten den Conquistadoren als rechtmäßiges Eigenthum des Königs von Spanien in dessen Dienst sie standen, und die Vertheilung beider an die Eroberer selbst und an andere verdiente Leute um sie zu belohnen, war zu jener Zeit immer das Nächste das man vornahm, sobald der Kampf mit den Eingeborenen beendigt war und man sich einigermaßen sicher fühlte. Die Einrichtung der encomiendas, deren Wesen wir weiter oben entwickelt haben, fand in Peru gerade so statt wie in den übrigen Theilen des spanischen Amerika, und es knüpfte sich daran derselbe grobe Mißbrauch wie allenthalben. Die sogenannten „neuen Gesetze" vom Jahre 1542, welche auf Las Casas' Betrieb und unter dessen Mitwirkung erschienen, bezweckten offenbar hauptsächlich die encomiendas allmälich verschwinden zu machen durch das Aussterben ihrer Inhaber, und die Eingeborenen einem nur mäßigen Tribut zu unterwerfen den sie an die Krone zu zahlen hätten. Sie verordneten daß keine neuen encomiendas gestiftet würden — solche zu ertheilen behielt sich der König für die Zukunft allein vor —, daß die durch den Tod ihrer Besitzer erledigten an die Krone zurückfielen und daß überhaupt nur der Tribut den die Indianer bezahlen sollten, zur Belohnung des Verdienstes verwendet, nicht die Tributpflichtigen selbst den Conquistadoren zur Dienstbarkeit überwiesen würden. Die Indianer als Sklaven zu halten, zu verkaufen oder auszurauben sollte unter keinen Umständen mehr gestattet sein, das Gesetz erklärte sie zu freien Vasallen des Königs, welche eine bestimmte Steuer zu geben hätten; den gesetzwidrig versklavten sollte die Freiheit zurückgegeben, sie sollten überhaupt zu keiner Dienstleistung ge-

zwungen, ihre freiwilligen Dienste aber bezahlt werden. Wer sie zur Perlenfischerei pressen wollte, dem drohte das Gesetz sogar Todesstrafe an. Königliche Beamte, religiöse Genossenschaften, Hospitäler u. dgl. sollten keine encomienda besitzen, sondern ihre Indianer an die Krone abgeben; wer eine sehr große Anzahl dienstbarer Indianer besäße, sollte einen Theil derselben, wer sie schlecht behandelte, alle verlieren. Zugleich wurde verboten aus neu entdeckten Ländern Indianer einzuführen, und die Missionäre erhielten den Auftrag die Eingeborenen mit diesen neuen gesetzlichen Bestimmungen bekannt zu machen (Remesal IV, 11 ff., Gomara 250, Herrera VII, 6, 5).

Diese Gesetze erregten wie in Guatemala und Mexico so auch in Peru die höchste Unzufriedenheit und brachten die Spanier in große Aufregung. „Man ergiebt sich darein, aber vollzieht es nicht" (se obedece, pero no se cumple) wurde bald ein Spruch in Aller Munde. Nur wo die Indianer sich zur Dienstbarkeit nicht gebrauchen ließen, wie in Cartagena und in den Ländern der Cariben überhaupt, fand man nichts einzuwenden gegen die neue Ordnung der Dinge (Remesal VII, 11, Joaq. Acosta 315, Herrera VII, 9, 4). Der von Spanien gesendete Vicekönig Blasco Nuñez Vela, welcher den blutigen Händeln der Pizarros und Almagros und damit der allgemeinen Anarchie ein Ende machen sollte, war viel zu ohnmächtig um jene neuen Gesetze ins Leben einzuführen: nach einigen vergeblichen Versuchen dazu sah er sich genöthigt sie zu suspendiren, und da er selbst (1545) durch die Gerichte in Lima, das er dem Gonzalo Pizarro überlassen mußte, gefangen gesetzt wurde und im folgenden Jahre in der Schlacht von Quito das Leben verlor, blieb natürlich Alles der Willkür der Conquistadoren anheim gestellt. Durch die fortdauernden Unruhen sah sich die spanische Regierung selbst veranlaßt (1545), die Vererbung der encomiendas auch künftighin zu gestatten und im Wesentlichen Alles beim Alten zu lassen, nur sollten keine neuen repartimientos mehr stattfinden (Herrera VII, 10, 13). Der nach Peru entsendete Licentiat Pedro de la Gasca machte sogleich bei seiner Ankunft Gebrauch von seiner Vollmacht die neuen Gesetze zurückzunehmen (1546). Glücklicher und geschickter als seine Vorgänger wußte er der allgemeinen Unordnung ein Ziel zu setzen: Gonz. Pizarro von dem größten Theil seiner Leute verlassen, unterlag ihm in zwei Schlachten und starb den mehr als einmal verdienten Tod durch Henkershand (1548).

Die Zeit der Ruhe welche nun folgte, benutzte Gasca zur Herstellung der öffentlichen Ordnung, insbesondere zur Regelung der Auflagen und der Verhältnisse der Eingeborenen zu den Spaniern. Er richtete, obwohl dieß unmittelbar gegen das neueste vom König erlassene Gesetz verstieß, 150 neue encomiendas ein mit denen er diejenigen belohnte welche in den letzten Kämpfen treu auf der Seite des Königs gestanden hatten, und von Spanien aus gab man zu dieser Maßregel stillschweigend seine Zustimmung und verordnete nur daß diese encomiendas von ihren Inhabern nicht veräußert würden: man mußte offenbar durchaus keine andere Weise zu finden, auf die sich die Ansprüche der Conquistadoren hätten befriedigen lassen (Herrera VIII, 4, 17, u. 5, 5). Mit möglichster Rücksicht auf die verschiedenen Erwerbsquellen der einzelnen Dörfer, setzte Gasca ferner nach genauer Untersuchung einen mäßigen Tribut fest den die Indianer zahlen sollten, und wieß einem jeden von ihm eingesetzten encomendero eine bestimmte Anzahl von Familien als tributpflichtig zu, bedrohte ihn aber mit dem gänzlichen Verluste dieses Einkommens, wenn er eine höhere als die ihm vorgeschriebene Summe von ihnen fordern und eine solche Erpressung wiederholen würde (Gomara 274). Die Indianer zu Sklaven zu machen und zu knechten verbot er auf das Bestimmteste, ebenso untersagte er jede Versetzung der Gebirgsbewohner in die heißen Thäler oder der Thalbewohner in's Gebirge — ein Wechsel des Klima's durch den viele Eingeborene zu Grunde gerichtet worden sind (Remesal IX, 17) —, doch vermochte er nicht den factischen Fortbestand der persönlichen Dienstbarkeit zu beseitigen, sondern mußte sich sogar, da es an Lastthieren zu sehr mangelte, zu der gesetzlichen Bestimmung entschließen, daß die Indianer einen Theil ihres Tributes an den encomendero durch persönliche Leistungen abtragen sollten (Gomara 274, Herrera VIII, 5, 7 u. 16, VIII, 7, 3), was natürlich in der Praxis die Bedeutung gewann, daß auf den Indianern eine fast unbeschränkte Dienstbarkeit lastete. Wenn Cieza (457) die Versicherung giebt daß man um diese Zeit der schlechten Behandlung derselben und den Grausamkeiten der Spanier ein Ende gemacht habe, daß diese sich vor den ihnen angedrohten gerichtlichen Strafen fürchteten und jene im sicheren Genusse ihres Eigenthumes lebten, so ist dieß ohne Zweifel eine viel zu weit gehende Behauptung, die kaum für einen kurzen Zeitraum und auch in diesem nur für einige wenige Lo-

calitäten gelten kann. Wie es wirklich stand läßt sich schon aus den Schwankungen und Widersprüchen der Gesetzgebung abnehmen: die königlichen Ordonnanzen hatten zu wiederholten Malen die encomiendas förmlich und ausdrücklich aufgehoben, redeten aber doch in der Folge immer wieder von ihnen als von einer zu Recht bestehenden Institution und bestätigten sie wiederholt im Jahre 1608, 1610, 1617 (Rodriguez, Append.). Schon diese Rechtsunsicherheit begünstigte die Willkürlichkeiten aller Art. Im Jahre 1555 f. war Philipp II. nicht abgeneigt den encomenderos die ihnen zugewiesenen Indianer für ewige Zeiten zu verleihen, er war dem Entschlusse nahe die encomiendas ihren Besitzern zu verkaufen, denn er brauchte Geld, und die Sache würde zur Ausführung gekommen sein, wenn Las Casas sie nicht verhindert hätte (Remesal X, 23). Die Conquistadoren und Kolonisten wünschten dieß natürlich sehr eifrig und begehrten alsdann nur noch die Jurisdiction über ihre Schutzbefohlenen zu erhalten, die ihren Händen entzogen geblieben war; die Indianer dagegen sahen für sich nur Heil darin, wenn sie ganz zu Vasallen der Krone erklärt würden: es ist hiernach nicht schwer zu beurtheilen ob sie sich bei den bisherigen Einrichtungen wohl befanden. Indessen erschien es selbst dem unparteiischen und scharfsinnigen Solorzano (III, 32) als zweifelhaft, ob sich ihr Loos verbessern oder verschlimmern würde, wenn man die Encomiendas für unbeschränkt erblich erklärte und den Encomenderos die Gerichtsbarkeit über die Indianer übergäbe, denn die Mißbräuche wirklich abzuschaffen würde ein ganz hoffnungsloses Unternehmen gewesen sein.

Die gezwungene Dienstbarkeit der Indianer war und blieb auch in der Folge ohne Ausnahme verboten, aber sie ging trotzdem immer fort, besonders in Caracas, Quito, Popayan, Arequipa, Tucuman, Charcas, Paraguay, Chile und Guatemala; auch daß der Vicekönig von Peru Luis de Velasco im Jahre 1601 den Encomenderos im Falle des Mißbrauches ihrer Gewalt den gänzlichen Verlust der Encomienda in Aussicht stellte, daß 1609, 1610, 1634 u. s. f. neue Verbote gegen die gezwungene Dienstbarkeit erlassen wurden, änderte nichts an der Sache (Solorzano II, 2). Eine vergrößerte Belastung entstand für die Indianer noch daraus, daß seit 1542 manche Encomiendas getheilt und mehreren Besitzern zugleich zugewiesen wurden: unter den Streitigkeiten der letzteren hatten jene zu leiden, man stellte



verdoppelte Forderungen an sie und riß oft einen Theil derselben von den Häuptlingen los unter denen sie bis dahin gestanden hatten. Später (1595) wurden diese Theilungen zwar wieder verboten, dafür aber das Einkommen des Encomendero oft mit Pensionen für Andere belastet, die einzeln genommen bis zu 2000 pesos betragen durften (ebend. III, 4), und seit 1615 ein Drittel jeder zu ertheilenden Encomienda dem Fiscus überwiesen (ebend. III, 28): dem Encomendero wurde mit der andern Hand wieder genommen was ihm mit der einen gegeben zu werden schien, und so konnte man sich denn nicht wundern daß er sich für die auferlegte Last durch Erpressung zu entschädigen suchte. Die Gesetze von 1542 wollten daß an Geistliche, an Frauen, an Fremde und solche die nicht am Orte lebten, an Mestizen und Mulatten keine Encomienda verliehen werden sollte. Die Vicekönige, in deren Befugniß es lag solche zu ertheilen, die Mitglieder des Supremo Consejo de las Indias, die der Audienzien und andere Beamten (seit 1619 auch deren Verwandte, die jedoch schon 1623 wieder zugelassen wurden) sollten ebensowenig dergleichen erhalten, aber die meisten von diesen Bestimmungen wurden nicht gehalten, und namentlich hatten eine Menge von Leuten die gar nicht in Amerika lebten, Höflinge in Madrid und andere Spanier, Encomiendas inne, welche in der Regel gewissenlos verwaltet oder gar verkauft wurden, so daß die Indianer schwer darunter zu leiden hatten (ebend. III, 6). Ferner sollte niemand mehr als eine Encomienda besitzen und diese nur auf den Sohn, nicht bis ins dritte Glied vererbt werden, aber auch dieß wurde übertreten, oder die Behörden verstanden sich zur Dispensation von dieser Bestimmung (ebend. III, 27). Die Gesetze waren allerdings milde genug, aber diese Milde war vollkommen unfruchtbar: die beständige Uebertretung derselben war allgemein bekannt, in Spanien wurden, wie Funes (III, 261) versichert, die Pläne zu ihrer Umgehung entworfen und die Spanier trieben sogar offene Ostentation mit der rücksichtslosen Ausbeutung der Eingeborenen die sie sich erlaubten.

Unabsehbares Elend kam über die Indianer durch die sogenannte mita.* Zu ihrer Einführung gab das Verbot der persönlichen Dienstbarkeit die nächste Veranlassung, ja sie bestand im Grunde nur in einer schlauen Umgehung des Gesetzes über die letztere, und war trotz der

* Das Wort soll nach Brackenridge a, ursprünglich eine Liste, ein Register bedeuten.

Bezahlung welche die Indianer dabei für ihre Dienste erhielten, noch härter als die Arbeit, welche sie vorher verbunden gewesen waren den Spaniern zu leisten (Herrera V, 10, 8). Die Gerichte wurden nämlich von den spanischen Kolonisten darum angegangen ihnen eine Anzahl von Indianern auf bestimmte Wochen oder Monate zum Hausdienste gegen eine geringe Bezahlung zu überweisen. Dieß war zwar gesetzlich unerlaubt und sehr vielfach verboten worden, auch den Behörden selbst war streng und ausnahmslos untersagt in dieser Form dienstbare Indianer (mitayos) zu halten, aber es geschah dennoch sehr allgemein und es verdient daher als Ausnahme eine ehrenvolle Erwähnung, daß der Marquis von Montesclaros als Vicekönig von Peru dem eingeschärften Befehle von 1609 gemäß seine Indianer wirklich entließ (Solorzano II, 3). Das Gesetz vom genannten Jahre gestattete übrigens die mita und suchte sie nur zu regeln: nicht mehr als der siebente Theil der Einwohner eines Dorfes sollte jedesmal zur Mita herangezogen, die Leute nicht mit Arbeit überladen und, wenn diese gethan wäre, frei wieder entlassen werden; sie sollten an dem Orte wo sie zur Arbeit verwendet würden, Lebensmittel und Kleidung zu mäßigen Preisen finden und der ihnen zu zahlende Lohn von den Behörden festgesetzt werden. Zugleich wurde verboten die Arbeiter mehr als einige Leguas weit herzuholen oder sie in ein ihnen ungewohntes Klima zu versetzen, ihre Arbeitskraft zu verkaufen oder sonst zu veräußern (was oft vorgekommen zu sein scheint) und sie auch an Sonn- und Festtagen arbeiten zu lassen (ebend. II, 7). Es ging mit diesem Gesetze wie mit allen anderen, sie wurden entweder gar nicht oder nur so weit gehalten als es der Vortheil der Spanier mit sich brachte. Hauptsächlich war es die Frohne in den Bergwerken von Potosi und Guancavelica welche die Mitayos zu verrichten hatten; in den Minen von Guancavelica aber wurde Tag und Nacht gearbeitet (ebend.), und es war natürlich ein vergeblich von Philipp III. an den Marquis von Montesclaros gestelltes Begehren daß auch einige Spanier als Bergleute arbeiten sollten, um der Meinung entgegenzutreten daß solche Arbeit schimpflich sei (ebend. II, 5). Da selbst die Mestizen Mulatten und Zambos von ihr wie vom Tribut überhaupt fast ganz frei blieben, lastete sie ausschließlich auf den Indianern (ebend. II, 30), deren Reihen furchtbar durch die Mita gelichtet worden sind. Das Loos pflegte die Entscheidung zu geben wer aus der Gemeinde als Mitayo ausgehoben

werden sollte. Die vom Loose Getroffenen nahmen einen schweren Abschied von den Ihrigen. Die Bestimmung zur Mita galt einem Todesurtheil gleich. Wer am Leben blieb, gerieth in lebenslängliche Schuldsklaverei und kehrte nie in seine Heimath zurück. Der Vicekönig J. de Mendoza y Luna (1607), der sich von diesen Scheußlichkeiten überzeugte und durch eine Zählung der eingeborenen Bevölkerung deren starke Abnahme feststellte, war bemüht ihr Elend zu mildern, doch hatten seine Bestrebungen einen nur vorübergehenden Erfolg wie alle andern die auf dieses Ziel hinarbeiteten (Alcedo y Herrera, Aviso hist. Madr. 1740 p. 125 f.).

Die Mita bestand nicht, wie das Wörterbuch der spanischen Akademie sagt, in einer Verloosung von Indianern zum Zwecke öffentlicher Arbeiten, bemerkt Funes (III, 256 nota), sondern in einer gezwungenen Vermiethung derselben zur Arbeit hauptsächlich an Privatleute von Seiten ihrer Häuptlinge und Herren (Herrera V, 10, 8, vgl. auch Kottenkamp I, 547). Auch geschah sie nicht immer zur Minenarbeit, wie Alcedo (Art. mita) angiebt; die Mitayos konnten wenigstens in früherer Zeit auch zu anderen Leistungen verwendet werden, obschon ihre erste Einrichtung (1575) allerdings die Ausbeutung der Bergwerke hauptsächlich bezweckte. Die Anzahl der Arbeiter wurde damals auf 12900 bestimmt; diese sollten durch Aushebung von 17 Prozent aus der Bevölkerung der benachbarten, und von 16 und 14 Prozent aus der Bevölkerung der entfernteren Provinzen zusammengebracht, wöchentlich aber immer nur ein Drittel derselben zur Arbeit selbst herangezogen werden. Von Philipp IV. wurde die Mita aufgehoben, im Jahre 1689 aber für den Bergwerksbetrieb wiederhergestellt (Wagner und Scherzer 539).

Zu welchen persönlichen Leistungen und auf welche Weise das Gesetz erlaubte die Arbeitskraft der Indianer in Anspruch zu nehmen, konnten nur gelehrte Juristen wissen, und auch unter diesen war es vielfach streitig. Die Gesetze sprachen es häufig aus daß sie zur Arbeit überhaupt und namentlich zu den Arbeiten angehalten werden sollten die für allgemeine Zwecke erforderlich seien, aber gleichwohl konnte man getheilter Meinung darüber sein, ob man sich der Indianer zu öffentlichen Arbeiten bedienen dürfe oder nicht (Entwicklung der entgegengesetzten Ansichten hierüber bei Solorzano II, 5 f.). Im Privatdienst der Spanier durften sie verwendet werden zum Hausbau und

zur Minenarbeit, obwohl es in beider Hinsicht widersprechende gesetzliche Bestimmungen gab, ferner zu Ackerbau, Viehzucht und allen anderen Arbeiten die auf den Gütern der Spanier sich nöthig machten — nur der Anbau von Coca, Tabak, Cacao u. dergl. sollte nicht durch Eingeborene betrieben werden, und die Erzeugung von Wein, Oel, Seide, Indigo war den amerikanischen Kolonien überhaupt verboten (ebend. II, 8—10. 15 f.). Weiter erlaubte das Gesetz Eingeborene an Spanier zu überweisen um für sie zu weben und andere Handarbeit gegen angemessene Bezahlung zu thun; im Jahre 1601 wurde dieß zwar gänzlich zurückgenommen, weil sich fand daß die Eingeborenen durch die Dienste die sie leisten mußten, in Menge zu Grunde gerichtet wurden, das Verbot blieb aber unausgeführt, weil ihre Arbeit den Spaniern unentbehrlich war; auch Läufer- und Botendienste von ihnen zu fordern war gestattet, untersagt aber war es sie zur Perlenfischerei zu zwingen (ebend. II, 12, 14, 16). Die gesetzlichen Verbote welche bestanden, sind vorzüglich insofern interessant als sie zeigen, welche Behandlung sich die Indianer oft von den Spaniern gefallen lassen mußten: die Arbeiter welche Einer zugetheilt erhielt, sollte er einem Andern zum Betrieb seiner Minen oder Fabriken weder verkaufen noch vermiethen dürfen, er sollte sie nicht zu andern Diensten und Arbeiten gebrauchen dürfen als zu denjenigen für welche sie ihm verliehen worden waren, auch war verboten daß er sich die zu leistende Arbeit von den Indianern selbst oder von ihren Häuptlingen abkaufen lasse, denn es kam häufig vor, daß die Spanier von den ihnen zur Arbeit überwiesenen Leuten eine Summe Geldes erpreßten mit der sie sich die Freiheit erkaufen mußten, auch wurden bisweilen die Arbeiter in den Minen mit diesen selbst verkauft, und da sich sogar Geistliche an den Bedrückungen dieser Art betheiligten, wurde diesen (1592) untersagt auf eigene Rechnung Bergbau zu treiben (ebend. II, 18).

Bis zu welcher Unerträglichkeit die Leiden der Indianer bisweilen gestiegen sein müssen, ergiebt sich unter Anderem daraus, daß sie in Quito oft ihre Kinder verstümmelten um sie arbeitsunfähig zu machen und dadurch dem Elend zu entziehen das ihre Zwingherren über sie brachten (Clavigero, Append. diss. V, 1); und wenn die Bevölkerung von Quito, wie Velasco (III, 2, 2, 3) sagt, den Spaniern sich stets unterwürfig gezeigt hat, so kam dieß demnach wohl schwerlich blos daher, daß sie seit alter Zeit an strengen Gehorsam gegen ihre

Oberherren gewöhnt war. Dagegen sollen die Eingeborenen des Gebietes von Pasto sich wirklich den Spaniern näher angeschlossen haben und in Folge davon fleißig und in gewissem Grade civilisirt geworden sein (Velasco II, 265).

Hatten die Peruaner unter ihren einheimischen Herrschern vom 25. bis zum 50. Lebensjahre Steuern zu zahlen und Frohndienste zu thun gehabt, so verlangte das spanische Gesetz dieß von ihnen vom 16. bis zum 60., nach anderen Angaben vom 18. bis zum 50. Jahre (Herrera V, 10, 8 u. Descr. 8), und weit mehr als das Gesetz erlaubte, forderte und erpreßte man factisch von ihnen. Die Tributeinnehmer behandelten sie hart und grausam und machten sich grober Betrügereien schuldig (Solorzano II, 21), und ein besonderes Gesetz von 1581 mußte verbieten die Indianer schon als Kinder zu verheirathen, was durch die Encomenderos häufig geschah, weil nur von Verheiratheten Abgaben erhoben werden durften (Remesal IX, 17). Im Tagelohn verdiente der Indianer, wenn er überhaupt bezahlt wurde — denn oft wurde ihm der verdiente Lohn vorenthalten — häufig 2 Realen, doch sollten nach einer gesetzlichen Bestimmung die Viehhirten monatlich nur 22½ Realen erhalten, und sie wurden dabei, obwohl dieß ungesetzlich war, zugleich für jeden Verlust verantwortlich gemacht der an ihrer Herde etwa eintrat (Solorzano II, 11). So gab es jeder Art von Arbeitern gegenüber eine Weise der Abrechnung welche sie in Schulden und Abhängigkeit stürzte, anstatt daß sie etwas einzunehmen gehabt hätten. Die Corregidoren ließen sich oft Vorräthe aller Art von den Indianern unentgeltlich oder gegen geringe Bezahlung liefern, obgleich das Gesetz dieß streng verbot, benutzten den von den Indianern gezahlten Tribut und die öffentliche Kasse die sie verwalteten, um Handelsgeschäfte in ihrem eigenen Interesse zu machen und trieben mancherlei Unterschleife (Solorzano V, 2); auch hielten sie oft Schenken (pulperias) durch deren Besuch die Indianer in Schulden bei ihnen geriethen oder vertheilten europäische Waaren an sie, die trotz ihrer oft gänzlichen Unbrauchbarkeit für diese, von ihnen zu willkürlich angesetzten Preisen angenommen werden mußten — ein Mißbrauch der aus dem Rechte der Corregidoren entstand gewisse europäische Artikel nach Amerika einzuführen und dort zu bestimmten Preisen an die Eingeborenen zu verkaufen (Funes III, 259). Sie waren (nach Weddell 265) ermächtigt diesen Alles zu liefern was sie bedurften,

33⅓ Prozent auf den Einkaufspreis aufzuschlagen und sollten ihne
5 Jahre Credit geben. Diese Waarenvertheilungen, durch welche d
Indianern alte Stoffe, Seide und andere Luxusartikel, selbst Spi
tuosen und Brillen aufgezwungen wurden (Stevenson II, 10, Ki
tenkamp I, 545 f.), hießen repartimientos und werden unter dies
Namen häufig erwähnt (s. Wagner u. Sch. 539, Markham 2
u. A.), man darf sie jedoch nicht, wie bisweilen geschehen ist, mit
Vertheilung von Land und Leuten verwechseln, welche seit der
des Columbus in den neu eroberten Ländern vorgenommen wu
und oft mit demselben Namen bezeichnet wird (s. oben p. 336).

Die Bedrückungen welche sich die Encomenderos gegen ihre Sch
befohlenen erlaubt hatten, führten dahin, daß ihnen in späterer
wenigstens aufgegeben wurde die Geistlichen zu bezahlen welche
Seelsorge der Indianer übernahmen, und die Gerichtspersonen we
im Interesse derselben functionirten (Solorzano III, 26). Mit
Rechtsschutze den sie genossen, war es freilich schlecht bestellt: gegen
ren Patron mit einer Klage aufzutreten konnten sie meist nicht wa
und obwohl ihnen das Gesetz alle Vortheile der Minderjährigen
sprach und Protectoren angestellt wurden, welche ihnen Schutz
Hülfe gewähren sollten, so scheinen diese doch ihre Schuldigkeit
schlecht gethan zu haben (ebend. II, 28). Die General-Protectoren
Indianer waren die Fiscale, welche das Interesse des königlichen S
tzes zu vertreten hatten, auch waren an den einzelnen Gerichtsh
besondere Advokaten bestellt welche die Sachen der Eingeborenen
ren sollten (ebend. V, 6). Die Vicekönige konnten in diesen Sa
summarisch erkennen, es fand aber von ihrem Spruche die App
tion an die Audiencia statt. Für bestimmte wichtige Fälle war
Supremo Consejo de las Indias, dessen Verfügungen, wenn sie
weitere Beschränkung ausgesprochen wurden, für alle spanischen
lonien in Amerika verbindlich sein sollten, die höchste Appellati
instanz (ebend. V, 12, 16, 17). Indessen half die gute Ordnung
Rechtsganges in den oberen Regionen den Indianern nur wenig
nichts. Ihre alten Häuptlinge waren in ihrer Stellung geblieben
ihr altes Erbfolgerecht hatte man unverändert gelassen: sie hatten
ihre Untergebenen eine völlig unbeschränkte Gewalt und verfuhren
gen sie oft hart und grausam (ebend. II, 27), häufig nach dem
spiele der Spanier, und nicht selten den Anforderungen gemäß w

von diesen an sie gestellt wurden. So wurde denn das Volk zunächst von seinen eigenen einheimischen Herren geknechtet, dann von den Encomenderos welche über diesen standen, und von den Steuereinnehmern, an vierter Stelle waren es die Corregidoren welche auf dasselbe drückten, und an fünfter endlich hatte es von den Geistlichen zu leiden.

Daß die Beamten großentheils ihre Macht in möglichst ausgedehnter Weise zum Gelderwerb benutzten, kann nicht befremden. Sie waren förmlich darauf angewiesen; denn viele Aemter und besonders die untergeordneten waren im spanischen Amerika käuflich, wie nach dem Herkommen in Spanien selbst: sie wurden öffentlich versteigert und das Geld welches davon einkam, floß in den königlichen Schatz (Solorzano VI, 13). Die Geistlichen hatten keine Entschuldigung dieser Art für sich. Die Zehnten welche der Kirche gehörten, hatte Pabst Alexander VI. in Amerika dem König von Spanien überwiesen und dieser formirte daraus das Einkommen der dortigen Geistlichkeit. Nur hier und da wurde dieser Zehnte für die Kirche von den Indianern gefordert, man betrachtete ihn meist als im Tribut den sie zahlten, mit inbegriffen, obwohl die Geistlichen nicht dieser Ansicht waren. Diese verlangten von den Indianern oft persönliche Dienste, nahmen ihnen Opfergeld und andere Spenden ab, setzten das Begräbniß und andere kirchliche Handlungen möglichst hoch an, ließen sich selbst oder die Kirche zu Erben einsetzen und zeigten sich überhaupt oft äußerst habsüchtig (ebend. II, 22 f., IV, 22, vgl. auch Kottenkamp I, 550). Die Prälaten drückten die niederen Geistlichen mit übertriebenen Geldforderungen und diese die Indianer; besonders hatten letztere auch von der Geldgier und den Betrügereien der Visitatoren zu leiden, gegen welche der König und das dritte Concilium von Lima Maßregeln ergriffen (ebd. IV, 8). Was sich die Priester erlaubten, mag man daraus ersehen daß das zweite Concilium von Lima ihnen bei Strafe der Excommunication verbieten mußte Handel zu treiben und Sklaven zu halten um sie zu vermiethen, daß sie aber dagegen an den Pabst zu appelliren frech genug waren (ebend. VI, 14). Erhielt in diesem Falle der offene Unfug nicht die allerhöchste Sanction, so fiel dagegen die Entscheidung anders aus in Rücksicht der Ausbeutung der alten Indianergräber oder Guacas. Das genannte Concil bedrohte die Zerstörung derselben und die Preisgebung der Leichen ebenfalls mit Excommunication, der Su-

premo Consejo de las Indias fand aber um der Schätze willen welche die Gräber enthielten, für gut deren Durchsuchung zu erlauben (ebd. 5). Es war von weltlichen und geistlichen Behörden öfters verordnet worden daß die Alterthümer Sitten und religiösen Vorstellungen der Eingeborenen namentlich von den Missionären erforscht und die Resultate niedergeschrieben werden sollten, aber es ist, wie Remesal (VI, 7) bezeugt, der seiner eigenen Aussage nach dieß selbst absichtlich unterlassen hat, nur wenig in dieser Hinsicht geschehen. Es unterblieb bald aus Trägheit bald aus Bigoterie; sie gänzlich niederzutreten und auch in ihren heiligsten Gefühlen zu verletzen, hat man sich dagegen nicht gescheut.

Wurden die Indianer insofern von der Kirche mit verständiger und wohlwollender Nachsicht behandelt, als sie nicht dem Tribunale der Inquisition verfielen, sondern in Glaubenssachen dem Richterspruche der Bischöffe unterworfen waren (Solorzano IV, 24), so war doch die Seelsorge sehr ungenügend und litt unter mancherlei Uebelständen. Eine Verfügung von 1626 mußte den Geistlichen verbieten Stellvertreter nach eigenem Belieben für sich anzunehmen, da diese oft untauglich und der einheimischen Sprache unkündig waren. Freilich verstanden die bestellten Geistlichen oft diese Sprache selbst nicht und übten dann ihre Amtsthätigkeit durch einen jungen Menschen aus der ihnen beigeordnet wurde. Viele der ausgesandten Missionäre begaben sich gar nicht an die ihnen angewiesenen Orte, sondern ließen sich anderwärts nieder, wo sie für ihre Privatzwecke mehr zu erreichen und angenehmer zu leben hofften (ebend. 15, 17, 26). Mestizen blieb, vornämlich wegen ihrer illegitimen Geburt, anfangs die Ordination versagt, später aber wurde diese Bestimmung aufgehoben und von Illegitimität wie von anderen Hindernissen der Ordination konnte Dispensation ertheilt werden (ebend. 20).

Die Jesuiten hatten sich im Jahre 1567 in Peru niedergelassen, waren 1585 nach Quito gegangen (Rodriguez I, 7) — Velasco (III) datirt den Anfang ihrer Missionen in Quito erst von 1629 —, waren um dieselbe Zeit (1586) von Peru nach Tucuman gekommen, von wo sie sich über Paraguay ausbreiteten (s. oben III, 455) und hatten 1603 ihr Collegium in Santa Fé gegründet (Rodriguez I, 8). Ihr ernster Eifer war überall derselbe, daß sie aber trotzdem in Peru

wenig ausrichteten, lag zu sehr in der Natur der eben geschilderten Verhältnisse als daß es durch Lehre und Bemühung Einzelner zu ändern gewesen wäre. Was den Eingeborenen vom Christenthum gesagt wurde, hielten sie für Lüge, sie ließen sich indessen äußerlich bekehren, da es die Herren des Landes einmal so haben wollten; sobald aber ein neuer Missionär zu ihnen kam, versicherten sie ihm, sie seien noch keine Christen und ließen sich wie zum Vergnügen noch einmal taufen (Bericht des Augustinermönchs bei Ternaux, Recueil de doc. 1840, p. 90). Wenn sie moralisch schlechter wurden, pflegten sie von sich zu sagen: Ich fange an Christ zu werden; ich bin es schon etwas, denn ich kann stehlen und fluchen; ich kann spielen u. s. f. (Las Casas, Oeuvres II, 271). Vor der Eroberung sollen die Peruaner einander mit den Worten gegrüßt haben: Amá sua, „du sollst nicht stehlen," worauf die Antwort lautete: Ama qualla oder Ama thella,* „du sollst nicht lügen, du sollst nicht müßiggehen;" nach der Eroberung hieß ihr Gruß: Ave Maria purissima, und die Antwort darauf: Sin pecado concebida. Auch im 18. Jahrhundert scheint es sich mit ihrem Christenthum nicht gebessert zu haben; wenigstens versichert Ulloa (I, 341 ff.), daß sie nur in die Kirche gingen, weil sie sonst gepeitscht würden, daß sie den religiösen Belehrungen die sie erhielten, zwar keinen Widerspruch, aber eine kalte Indifferenz entgegensetzten aus der sie sich nicht herauslocken ließen, und daher in der Beichte keine Sünde geständen außer denen welche ihnen vom Priester selbst bestimmt Schuld gegeben würden. Darin daß man sie christliche Gebete nachsprechen lehrte, bestand aber auch noch neuerdings (nach Velasco I, 4, 9, 16) der einzige Unterricht der ihnen über religiöse Gegenstände zutheil wurde.

Es gehört ein mehr als gewöhnliches Maaß von Vorurtheilen dazu um mit Ulloa (b, II, 118, 163 und sonst) nicht nur die Fähigkeiten der Eingeborenen von Südamerika unter die der Neger herabzusetzen, sondern sie sogar als fast thierisch unvernünftig zu schildern, zu behaupten daß selbst die Bauten der alten Peruaner nicht von Verstand, sondern nur von mechanischem Sinn und einem Talente zeugen

* Die hier citirten Quechua-Phrasen welche einem neueren Berichte entlehnt sind, scheinen indessen (nach Tschudi, Kechua-Sprache) grammatisch incorrect zu sein.

wie es sich bei manchem Thiere auch fände, in Rücksicht ihrer Behandlung durch die Spanier aber allen Thatsachen zum Trotz zu versichern daß, abgesehen von manchen Grausamkeiten die bei der Mita allerdings vorgekommen seien, die Bergwerksarbeiten ihnen keinen Schaden gethan hätten. Gleichwohl finden sich ähnliche Ansichten auch neuerdings noch mehrfach ausgesprochen: so hält z. B. Kottenkamp (I, 3, 60), der dem Indianer (hauptsächlich nach Ulloa) eine größere physische Unempfindlichkeit zuschreibt als dem Europäer, ihn wirklicher Civilisation nicht für fähig. Was sie in alter Zeit für sich allein geleistet haben, gilt ihm nicht für hinreichend um ihre Fähigkeit zu beweisen, und der ungeheuere Druck unter dem sie seit der Zeit der Eroberung geschmachtet haben, scheint ihm kein Hinderniß das groß genug wäre um sie ihrer Kraft zu höheren Leistungen zu berauben!

Daß an der Universität von Lima einige Lehrstühle für die Sprachen der Indianer errichtet worden sind (Herrera, Descr. 19), über deren Besetzung und Verwaltung wir leider nichts Näheres wissen, ist eine der äußerst wenigen Maßregeln die den Eingeborenen unter spanischer Herrschaft zu Gute gekommen sind. Wo und wann immer für ihre Hebung durch Unterricht etwas geschah, hat es trefflich gefruchtet. „Das Collegium del Principe in Lima," sagt Stevenson I, 182, „hat viele Indianer erzogen welche sich sowohl auf der Kanzel als vor den Gerichtsschranken ausgezeichnet haben, und unter den Negern und vermischten Kasten werden verschiedene verdiente Aerzte und Wundärzte genannt;" aber die spanische Gesetzgebung hat sie von allen Ehrenstellen ausgeschlossen, hat selbst gegen die höhere Bildung der weißen Creolen vielfache Prohibitivmaßregeln ergriffen und ihnen alle Motive zu geistiger Anstrengung und Entwickelung entzogen. Ein Gesetz vom Jahre 1706 machte alle höheren Berufsarten den Indianern Negern Mestizen und allen anderen Mischlingen unzugänglich und verbot ihnen sogar den Klein- und Hausirhandel: sie sollten bei Strafe der Verbannung nach Valdivia nur das Feld bauen oder mechanische Arbeit treiben (Markham 302). Trotzdem fehlt es nicht ganz an Beispielen hervorragender Leistungen auf geistigem Gebiete. Als ein solches ist in erster Linie der Geschichtschreiber Garcilasso de la Vega zu nennen; ferner Manco Yupanqui, der Generalanwalt der Indianer, welcher lateinisch englisch und französisch ver-

stand und zu seiner Zeit in Lima für den einzigen Kenner der griechischen Sprache galt (Stevenson I, 257). Andere Beispiele von talentvollen und unterrichteten Indianern, deren einer einst Rector der Universität von Cuzco wurde, finden sich bei Velasco (I, 4, 9, 29 ff.) angegeben. Stevenson, der wie v. Tschudi die Fähigkeiten der Peruaner entschieden vertheidigt, führt außerdem (II, 85) noch das Beispiel eines Häuptlinges an, bei dem er eine umfassendere wissenschaftliche Bildung fand als bei irgend einem anderen Menschen in Peru. Seit der Unabhängigkeit des Landes von Spanien haben sich mehrere Indianer von reinem Blut zu hohen Staatsämtern erhoben (Beispiele bei Markham 238), andere sich durch literarische Leistungen ausgezeichnet.

Im Jahre 1687 waren die Encomiendas wirklich ganz aufgehoben worden. Da dieß aber schon so oft geschehen war, ohne daß es praktische Folgen gehabt hatte, fuhren die Spanier in Amerika auch nach dieser Zeit und im Laufe des 18. Jahrhunderts noch ganz in demselben System von Bedrückungen fort. Dieß war es hauptsächlich was den vorhin besprochenen Aufstand des Tupac Amaru (1780) herbeiführte (Funes III, 265), nach dessen glücklicher Bekämpfung für die Indianer dieselben traurigen Verhältnisse wiederkehrten wie vorher. Viedma (a, § 452 ff.) schildert die Lage in welcher sie sich um 1793 befanden, in S. Cruz de la Sierra (§ 298) und anderwärts kaum weniger elend als sie früher gewesen war; das Land dessen Besitz das Gesetz ihnen zugesprochen hatte, blieb ihnen vorenthalten; man ließ ihnen nur übrig sich entweder als Vagabunden umherzutreiben oder für einen äußerst geringen Taglohn auf fremdem Grund und Boden zu arbeiten oder sich als Pächter dem willkürlichsten Drucke zu unterwerfen. Das Loos derer welche zur Mita in den Minen von Potosi ausgehoben wurden — denn diese bestand noch fort — hatte sich kaum geändert (ebend. 463 ff.): sie erhielten oft nicht einmal die Hälfte des Lohnes der ihnen zustand, weil die Arbeit die man ihnen aufgab, für einen Tag viel zu groß war, und wurden daher genöthigt den Sonntag ganz umsonst zu arbeiten; für jeden Indianer der entfloh, mußte der Aufseher täglich 4 Realen zahlen; aus den zur Mita bestimmten Dörfern ließ man eine weit größere Anzahl von Arbeitern ausheben als das Gesetz erlaubte, viele von diesen starben in Potosi an der Berg-

krankheit und nur selten kehrten mehr als zwei Drittel von ihnen in ihre Heimath zurück. Ganz aufgehoben wurde die Mita erst im Jahre 1823, nachdem Peru die spanische Herrschaft abgeworfen hatte, als Nachwirkung derselben aber ist bis auf die neuere Zeit der entschiedene Widerwille der Indianer gegen die Minenarbeit geblieben die über sie so unsägliche Leiden gebracht hat. Sie lassen sich zu derselben in der Regel nur auf 16 Tage anwerben, d. h. auf gerade so lange als nöthig ist um ihre Kopfsteuer zu verdienen (Weddell 310). Ohnehin ist beim Bergbau der Indianer immer derjenige „welcher am meisten arbeitet und am wenigsten Gewinn hat," daher man sich darüber kaum wundern kann daß meist nur die verworfenste Klasse derselben, dem Trunk Spiel und Diebstahl ergebene Menschen sich dazu hergeben (v. Tschudi, Peru II, 121, 128).

Daß sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts an dem schmählichen Systeme der Aussaugung nichts geändert hatte unter welchem die Eingeborenen litten, daß auch die Geistlichen fortfuhren denselben Druck auf sie auszuüben der sie oft veranlaßte in die Wildniß zu fliehen, bezeugt der Jesuite Bayer (223), und selbst bis auf die neueste Zeit ist in dieser Hinsicht nur Weniges anders geworden. Aus den verschiedensten Landestheilen hören wir daß die weltlichen und geistlichen Behörden sie gänzlich niederdrücken und ausplündern, daß sie geistig dadurch ganz heruntergekommen sind und von Christenthum bei ihnen keine Rede ist; ihre Feste bestehen nur in Trinkgelagen (in Ecuador), die Geistlichen sind allen Arten des niedrigsten Geldgewinnes ergeben und ziehen sich aus den Orten zurück wo sie keine Aussicht auf diesen mehr haben (Osculati 102, Andrews II, 144, v. Tschudi, Peru I, 299, II, 90, Pöppig II, 155). Von ihren Arbeitgebern wird besonders ihre Neigung zum Trunk benutzt: man macht ihnen Vorschüsse, fesselt sie durch diese und durch Branntwein immer stärker, erlaubt sich auch wohl Betrügereien gegen sie bei der Abrechnung und zieht sie durch dieses Verfahren in eine Abhängigkeit hinein, die von wirklicher Sklaverei nur dem Namen nach verschieden ist (Pöppig II, 225 ff., von Tschudi, Peru II, 212). Auf diese Weise hat man dort an den Indianern verwirklicht was die Constitution der Republik Peru vom Jahre 1823 festsetzt: die Abschaffung der Kopfsteuer Mita und Sklaverei und die Gleichstellung aller Bürger ohne Unterschied der Raçe

und Farbe (B. Hall I, 316, Pöppig II, 168). Nur einmal ist es vorgekommen, daß einige Indianer an der legislativen Gewalt wirklich Antheil gehabt haben (Robertson II, 124). Und wozu hätte dieß auch nützen sollen bei dem Zustande der Verkommenheit in dem sie sich größentheils befinden? Aber begreiflich wird man es finden daß sie jetzt, auch von den „Patrioten" wieder betrogen, für deren Sache sie kaltblütig und ausdauernd mitgekämpft haben gegen die Spanier,* voll unauslöschlichen Hasses sind gegen alle Weißen ohne Unterschied und von ihnen ihr Vaterland einst zurückzuerobern hoffen (v. Tschudi, Peru II, 346). Ihre jetzige Vertrautheit mit dem Feuergewehr und die nie ruhenden Parteikämpfe unter den Weißen mögen ihnen einige Aussicht dazu geben, obwohl ein mehr als momentaner Erfolg für sie unwahrscheinlich genug ist.

Die Erinnerung an ihre alten einheimischen Herrscher fand Frezier (358 im Anfange des 18. Jahrhunderts) bei ihnen noch lebendig, und wie sie damals alljährlich das Schauspiel der Hinrichtung des Atahualpa durch die Spanier in den meisten großen Städten aufführten, so geschah dieß am Feste der Geburt Mariä auch noch hundert Jahre später, obwohl man sich Mühe gab diese Kundgebungen ihres nationalen Sinnes zu unterdrücken (Skinner II, 374, Stevenson II, 32). Die Sage von Manco Capac und andere historische Traditionen aus der Incazeit finden sich ebenfalls noch hier und da im Munde des Volkes (Stevenson I, 261), ja die Peruaner sollen nicht allein neben dem äußerlich von ihnen angenommenen Christenthum einen großen Theil ihrer alten heidnischen religiösen Ceremonien fortgeführt, sondern sogar während und neben der Fremdherrschaft noch eine eigene einheimische Regierung von ähnlicher Art wie zur Zeit der Incas gehabt haben (v. Tschudi II, 351).

Die Charakterschilderungen der Eingeborenen aus der neueren Zeit sind, wie wir erwarten müssen, meist sehr wenig erfreulich. Die Indianer von Quito sind ohne Liebe, ohne Ehrgeiz, ohne Trieb zum Erwerb, denn Weiber haben sie genug und diese sind ihnen dienstbar;

* Als eine Ausnahme von dieser Regel führt Markham (70) das Volk der Yquichanos in den Bergen östlich von Huanta (unter 12½° s.B.) an, das bis in die neueste Zeit der spanischen Krone treu und unbesiegt geblieben ist.

die Ehre des Alkalden, des Vogts der die Andern zur Arbeit treiben muß und für ihre Arbeit verantwortlich ist, wäre die einzige nach der sie streben könnten, aber sie wird verabscheut; ihre Bedürfnisse sind äußerst gering. Sie sind sehr faul, doch der Völlerei und dem Trunke nicht übermäßig ergeben. Oft haben sie sich tapfer bewiesen, aber der auf ihnen lastende Druck hat sie muthlos und nachgiebig gemacht, so daß sie sich selbst Beleidigungen ruhig gefallen lassen; sie lügen und stehlen; in sich gekehrt und versteckt stellen sie sich oft weit dümmer als sie wirklich sind (Velasco I, 4, 9, 18—23). Diese Angaben stimmen mit denen überein welche in früherer Zeit Ulloa (I, 229, 236, 343 ff.) und in späterer Osculati (102) über die Indianer des nördlichen Peru gemacht haben. Ersterer hebt insbesondere die laxe Behandlung der Ehe und den Mangel alles Ehrgefühles bei ihnen hervor: gegen Schläge, sagt er, und selbst dem Tode gegenüber, sei es auch der des Verbrechers, zeigen sie sich stumpf und indifferent. Die Bewohner der Thäler von Tumbez bis nach Lima nimmt er hiervon aus (Ulloa I, 410); sie stehen höher als jene. Nach d'Orbigny (I, 276), der die Peruaner verhältnißmäßig günstig schildert, lieben sie besonders Festlichkeiten und gesellige Unterhaltung, streiten und zanken aber selbst im Trunke nicht leicht. Indessen steht hiermit und mit der großen Gastlichkeit, die Markham (88) bei allen Indianern auf seiner Reise nach Cuzco fand, in Widerspruch was sonst über ihr Wesen und namentlich über ihr Benehmen gegen die Weißen erzählt wird. Oft, heißt es bei Tschudi (II, 18) geben sie dem Reisenden nichts, weil sie fürchten keine Bezahlung dafür zu erhalten, und nicht selten, besonders von Soldaten, zum Lohne für die Bewirthung noch mißhandelt worden sind. Andrews (II, 75) setzte sie in Erstaunen indem er bezahlte was er ihnen abgenommen hatte, und Castelnau (III, 282) erzählt gleich anderen Reisenden daß die Quechuas dem Weißen nichts von selbst zu geben pflegen, sich aber von ihm nehmen lassen was er braucht, daß sie keine Bezahlung dafür verlangen, aber auch nicht danken wenn sie solche erhalten. Dieses Schweigen ist ohne Zweifel eine sehr beredte Sprache, die Sprache der Furcht und des Hasses. Ueberall zieht sich der Indianer so viel er kann vor dem Weißen in die stillste Einsamkeit zurück; wird er von diesem in der eigenen Hütte aufgesucht, so bedient er ihn so viel er muß, bleibt aber völlig stumm dabei (Pöp-

pig II, 36). Was den Weißen von Interesse ist, verschweigen sie ihnen streng und allgemein; keiner von ihnen verräth die Erzlager die sie allein kennen (v. Tschudi II, 134). Mit Unrecht haben Condamine und Andere die schweigsame Melancholie die auf den Gesichtern der Quechuas und noch mehr auf denen der Aymaras liegt, nur als Dummheit und Feigheit ausgelegt, es spricht sich in ihr vielmehr hauptsächlich das Gefühl des schweren Druckes aus der seit so langer Zeit auf ihnen lastet (Weddell 261). Die Indianer des Thales von Huanuco theilen indessen diese sonst sehr allgemeine Stumpfheit der Peruaner nicht, sie sind regsamer und vertheidigen mannhaft ihre Rechte gegen die Willkür der Beamten; im Jahre 1812 standen sie für die Sache des Königs von Spanien ein und haben sich als vortreffliche Soldaten bewährt (Pöppig II, 146).

Nicht überall trifft die Eingeborenen der Vorwurf der Faulheit wie die von Quito. Wir haben schon oben erwähnt daß sie an manchen Orten die Weberei in großem Umfange treiben, wie selbst Ulloa (I, 499, 501, 504 u. f.) zugiebt. Nächst dieser beschäftigen sich die Bewohner der Sierra mit Filigranarbeiten, die sie in vorzüglicher Qualität herstellen, mit Leder- und Eisenarbeiten, auch treiben sie Oelmalerei, obwohl ohne alle Anleitung und Vorbildung (v. Tschudi, Peru II, 174); auch in Lima bilden sie eine thätige und ehrliche Klasse der Bevölkerung (ebd. I, 150). Andrews (II, 76, 178) versichert von den Indianern von Ober-Peru im Süden von Potosi wie von denen der Umgegend von Arica daß sie äußerst fleißig seien und Müßiggang ihnen fast als Verbrechen gelte: die Männer bauen das Land und sorgen für die Herden, die Weiber stricken spinnen weben und thun andere häusliche Arbeit. Ihr Pflug ist derselbe welcher überall in Südamerika in Gebrauch ist. Ihre Häuser, im Gebiete von Cochabamba meist aus Adoben erbaut und mit Stroh gedeckt, sind von derselben Art wie die der Spanier, welche dort größtentheils ebenso faul sind als die Eingeborenen (Viedma a, § 46). In der Gegend von Guamanga wohnen sie in kleinen steinernen Häusern deren Dach aus Ziegeln besteht (Ulloa I, 503). Auch wo sie im Anfange des laufenden Jahrhunderts kein Grundeigenthum im eigentlichen Sinne besaßen, sondern nur Grundstücke (chacras) gegen eine Abgabe von der Regierung auf Lebenszeit zugewiesen erhielten, bewirthschafteten sie diese doch vielfach mit der

größten Sorgfalt (Stevenson I, 245 und sonst). Neuerdings hat jeder Indianer vom 18. bis zum 50. Lebensjahre eine Steuer von 6 bis 10 Piastern zu zahlen (Weddell), ohne Zweifel eine hohe Summe für die Verhältnisse der meisten. Im Departement von Lima sollten die Landeigenthümer 6 Piaster und 4 Realen, die anderen seßsässigen Eingebornen 5, die nicht festsässigen 4 Piaster steuern, doch ist später diese Summe etwas herabgesetzt worden. Im Departement Puno beträgt die Steuer für die Indianer, wenn sie Landeigenthümer sind, 8½, wenn Handwerker, 5 Piaster (Castelnau IV, 125, III, 405).

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

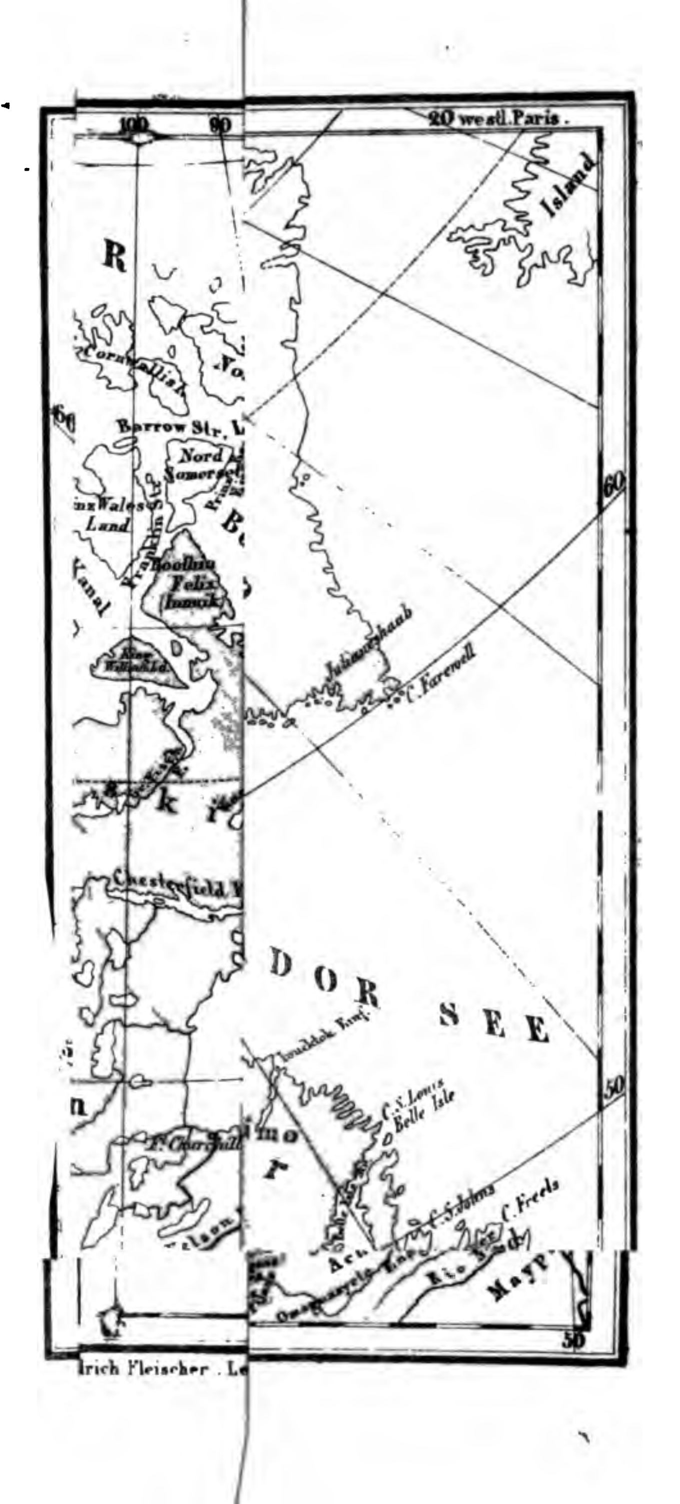
Berichtigungen zum 3ten Bande.

Seite 360 Zeile 12 v. unten lies: Gilii.
„ 362 „ 16 lies: Westen statt Osten.
„ „ „ 20 lies: II, 12 u. 32 statt II, 32.
„ „ „ 10 von unten lies: Orinoco.
„ 492 „ 10 lies: Garcilasso.
„ 492. Das hier über die Südgrenze des Incareiches Gesagte ist unter der Voraussetzung geschrieben daß der Fluß Rapel sich zwischen 30° und 31° s. B. finde, wo manche Karten einen solchen wirklich angeben. Garcilasso und andere Schriftsteller scheinen aber vielmehr den um 3—4° südlicheren Fluß dieses Namens im Sinne zu haben.

Berichtigungen zum 4ten Bande.

Seite 76 Zeile 15, 17 und 18 lies: Calpulli statt Capulli.
„ 380 „ 18 von unten lies: Quechuas statt Quechues.
„ 401 „ 3 lies: 6—7 Breitengrade statt 3 Breitengrade.




20 westl. Paris
100
90
Island
R
Barrow Str.
Nord
Land
Boothia
Felix
(Inmik)
Kanal
Julianehaab
C. Farewell
Chesterfield
D O R
S E E
C. S. Louis
Belle Isle
C. S. Johns
C. Freels
60
50
irich Fleischer . Le


30
10
0
R OCEAN
Paramaribo
Villa nova de Rain
Fleischer . Leip



